



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

WVPL RESEARCH LIBRARIES



3 3433 07030722 2

Presented by

Rev. John Rothen steiner, 22 April, 1910

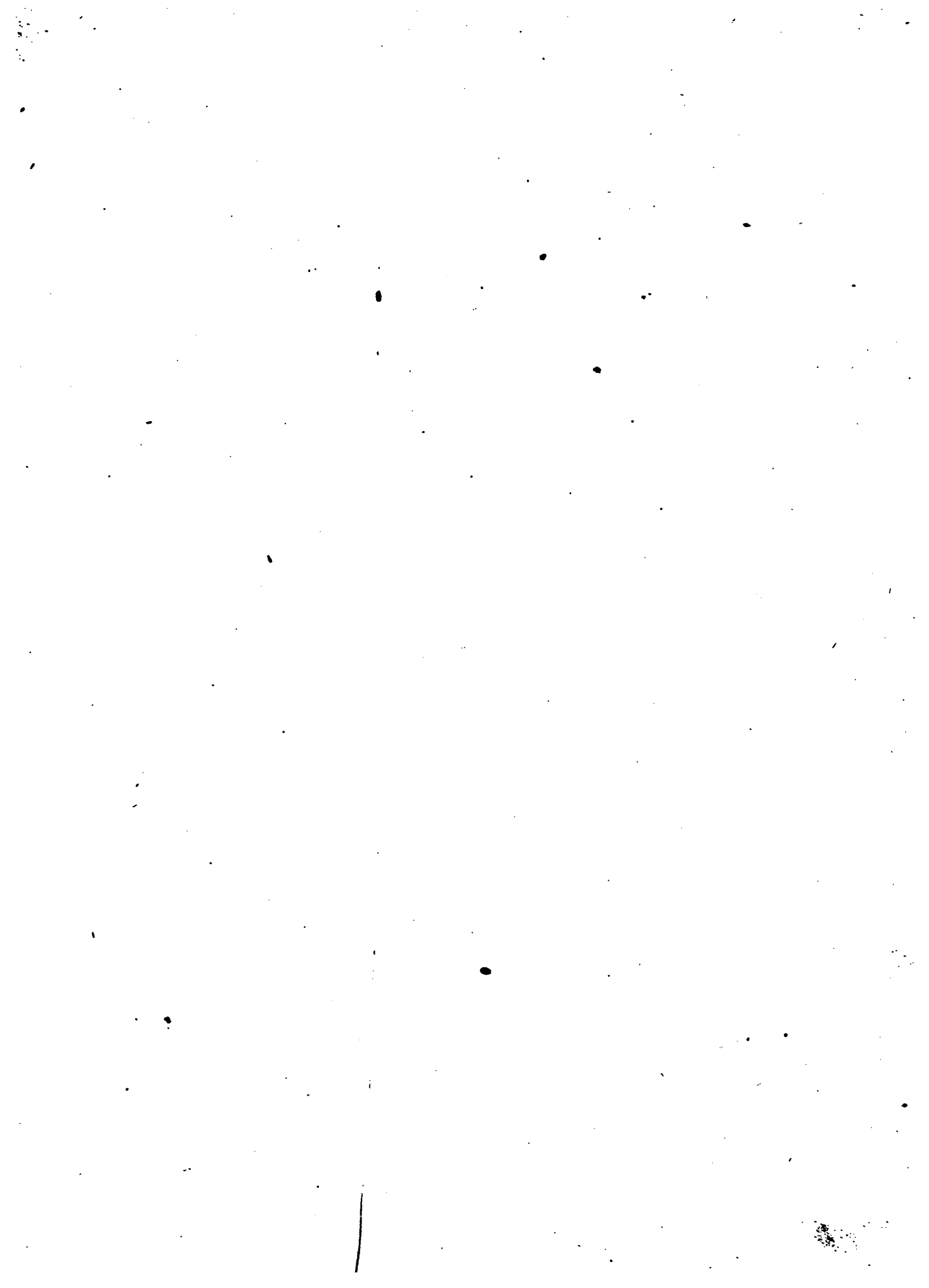
to the

New York Public Library

ZEYAR

ZEYAR
FACKEL

ZETA
Fackel





Die Fackel.

Literaturblatt

zur

Förderung geistiger Freiheit,

Redigirt und herausgegeben von

SAMUEL LUDWIGH.

Sechszehnter Jahrgang.

16-17.

ST. PAUL, Minn., 1861.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
427127
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1910 L

Reise durch das Weltall.

Von Lehrer Funke.

Die Kometen.

Das Edlichste, was die Erde treffen könnte, wäre Das, wenn ein Weltkörper auf sie herabstürzte. In einem Augenblicke wäre dann nicht nur das ganze Menschengeschlecht, sondern auch alle andere Lebende auf ihr vernichtet.

Es wäre Dasselbe, als wenn wir mit nur 77 Mal größ. ten Geschwindigkeit als eine Kugelfugel hat, also 323 Meilen in der Sekunde, gegen die Erde geschleudert würden. Den Mond haben wir das nicht zu fürchten; diese sind sämmtlich an ihre Planeten mit unsichtbaren aber unauslöschlichen Bändern gefesselt; aber daß die Kometen der Erde sehr nahe kommen, daß wohl gar ein solcher mit der Erde zusammenstoßen könnte, davon ist schon mehr als einmal gesprochen worden.

Auf unserer Reise durch das Weltall kommen wir jetzt auch zu den Kometen, lernen sie hier näher kennen und wissen unter Anderm auch erfahren wie groß die Gefahr ist, mit der sie die Erde bedrohen.

Um die Sonne bestaunen sich die Menschen in der Regel nur wenig. Alle Jahre prangt der Abendstern geraume Zeit am Himmel: wer sieht nach ihm? Eben so lange und fast eben so schön zeigen sich Jupiter, Mars und Saturn. Die Wenigsten, selbst Gebildete, selbst Gelehrte,

wissen, daß dies die berühmten Planeten sind, von denen sie tausendmal gebürt, gelesen, geschwiegen haben. Kommt aber ein bärtiger oder geschwänzter Komet, so läuft Alles; der Komet ist das Abendgespräch, so lange er sich zeigt und man vernimmt die abentheuerlichsten Meinungen über die Kometen.

Ich will, was über sie zu sagen ist, in fünf Abschnitte einteilen und im

1. Die Meinungen der Naturforscher von den Kometen vertragen,
2. Kern, Dunstkreis und Schweif beschreiben,
3. Von den Bahnen,
4. Von der Größe und Menge der Kometen sprechen,
5. Wird untersuchen, ob auch die Kometen berechtigt sein können.

1. Meinungen der Naturforscher von den Kometen.

Belustigend ist es zu lesen, was die Menschen von jeher von den Kometen gedacht haben und was sie noch denken.

Die alten Griechen und Römer hielten sie für glänzende Meteore, welche aus den Dünsten unserer Erde entstehen, dort wohnen, reifen und vergehen. Nur Einer, der Philosoph Seneca ahnte die Wahrheit.

„Ich stimme,“ sagt er, „in Ansehung der Kometen unsern Naturforschern nicht bei; denn ich glaube nicht, daß sie ein vergänglich Feuer sind, sondern daß sie zu den ewigen Werken der Natur gehören.“ — „Es wird einst eine Zeit kommen, wo die Wissenschaft und der Geist vieler Jahrhunderte an den Tag bringen wird, was uns verborgen ist; zur Erforschung so wichtiger Dinge reicht ein Menschenalter nicht hin.“ — „Wenn einst die Naturforschung wird nachgewiesen haben, in welchen Himmelsräumen die Kometen umherschweben, wie groß, von welcher Beschaffenheit sie sind, dann wird man sich wundern, daß wir so bekannte Dinge nicht gewußt haben.“

Was Seneca geweissagt, ist eingetroffen; aber erst nach beinahe zwitausend Jahren. Nach seiner Zeit wurde es finstler in der Welt, weil die alleinigen Priester und Mönche, es in ihrem Interesse fanden, die Völker dumm zu machen, und jedes Licht, wo es auftaucht, wieder auszublasen.

Wie man noch im 17. Jahrhundert über die Kometen urtheilte, zeigt Hapfels Cosmographie, ein tiefgelabtes, 1787 zu Ulm ershienenes Werk in drei Quartbänden.

„Von der Bedeutung der Kometen,“ sagt Poppel, der Professor, „ist schwerlich etwas Grundmäßiges zu sagen und wir überlassen diese Materie billig denen, die Professoren davon machen: doch soll, nach vieler Meinung, das Zeichen, darin ein Komet steht, die Länder bezeichnen, so unter solchem Zeichen gelegen: Kommt er von Aufgang, so soll er einen fremden Feind bedenten, kehrt er ab, so wird das Land, so darunter liegt, mit ihm selber unruhig werden, wohin sich der Schwanz wendet, dahin wendet sich auch das Unglück; kommt er bei anbrechendem Tage, so bedeutet er den Tod eines vornehmen Hauptes; so viel Tage er steht, so viel Jahre wirkt er.“

„Auf Kometen mit langen Schwänzen sind immer sehr ungemein rare Sonnen erfolgt, so Anno 1363, worauf der Türk Amurat zum ersten in Europa geschiffet, 1444, worauf 6 Jahr hernach Constantinopel von den Türken eingenommen wurde, 1491, worauf 9 Jahre hernach der große österrichische Kaiser Karolus 5. geboren wurde; so, daß man so viel sieht, daß:

Komet-Gestirn mit langem Schwanz bedeuten große Consequenzen.“

„Ich finde seinen Ort o'ozum, der ist in seinem Prognostico über den Kometen von 1860 richtiger getroffen, als der königl. schwedische Mathematikus zu Stade, Herr Johann Heinrich Voigt, dessen Abbitung des Kometen und Prognosticum alhier zum Exempel einzuführen, ich kein Versehen wage; er spricht aber unter Anderm in seinem Urtheil über besagten Kometen also:

„Die Farbe des Kometen war nicht nur saurnisch, b'eich, trüb und dunkel anzusehen, sondern nach astronomischen Regeln gemahmte wird, daß es Unruhmacht sei der Erden, darauf Theuerung, Hungersnoth, ungesunde Luft, Pestilenz, langweilige vierstägige Fieber und viele andere ansehende Krankheiten bedenten soll: sondern er war in und an

seinem Kern auch martialisch, wie ein verdecktes, unter der Asche glimmendes Feuer, und ist viel zu besorgen, daß er martialische, hitzige Köpfe, unruhige Kriegs-Consilia Kriegs-Begierden, und allehand Verwüstungs-Greuel moviren und bedeuten dürfte. Absonderlich kommen mir fast grausam für die an den Kometen da und wann nicht ohne besondern Schrecken erblickten aufschreckenden und wieder zurückziehenden feurigen Spigen, als güldene spitze Nägel: Ich sorge, und sorge sehr, es dürfte so feurige, stachelichte und spitze Kriegs- und Verwüstungs-Gänckel geben, da ganz Deutschland und dessen Grenzen in eitel Jammer und Kummer, in Plagen und Jagen stehen dürfte.“

„Hört's Ihr Naturalisten! Vernehmt's, Ihr Aethisten!“

Unter den Aethisten und Naturalisten sind zu versterben: Galiläi, Copernicus, Tycho Drake, Kepler, Cassini, unsterbliche Namen, welche man nach Johrbauenden noch mit Ehrerbietung nennen wird; denn alle diese großen Männer hatten zu Poppels Zeit schon gelebt und gewirkt, oder waren seine Zeitgenossen, obgleich sie zu der von der Hiera die und ihrem Anhangе verfolgten, Poppel aber zur gut gestarten Presse gelibten.

Tycho Drake hatte schon 1577 die unwidersprechliche Entdeckung gemacht, daß die Kometen Himmelskörper seien; Cassini hatte 1664 dem damaligen Kometen seinen Lauf am Himmel auf einer Himmelskugel genau vorgezeichnet.

Ich schweige von dem Unsinne, welcher bei Erscheinung eines Kometen unter dem Pöbel laut wird, da ihn ein großer Polygrapher, der es besser hätte wissen können, als fühllich vor uns ausgebreitet hat und gegenwärtig nur noch der Hypothese, welche der verführte Superintendent Wagner zu Potsdam in seinem, nun freilich auch schon verbesserten Werke: „das Leben des Erdballs und aller Welten“ verhängt.

Alle Weltkörper, Sonnen, Kometen Planeten und Monde sind nach Wagner lebende Wesen. Sie besitzen ein Herz, Adern, Blut, Knochen, Muskeln, Nerven, Haut und Haare. Sie athmen, wodurch bei der Erde Ebbe und Fluth entsteht und nehmen Nahrung zu sich. Loß die Nahrung, das Blut und der Körperbau bei Weltkörpern von ganz anderer Art und Beschaffenheit sein müsse, als bei uns Menschen, versteht sich von selbst. Ihre Nahrung saugen sie aus dem Weltraum an sich; in den Adern der Erde fließen statt des Blutes geschmolzene Metalle. — Uebrigens wäre es die größte Thorheit, bei der Größe und Wichtigkeit dieser lebenden Geschöpfe zu glauben, daß sie von der Wilbe, Mensch genannt, an geistigen Kräften übertrouffen werden; gewiß überwiegt ihre Vernunft die unsrige eben so weit, als wir an Körperlichem Umfange ihnen nachstehen.

Die Sonne ist die Mutter Säugerin und Erzieherin aller sie umkreisenden Weltkörper. Ihre ganze Oberfläche ist zeugungsfähig und entwickelt ohne Unterlaß neue Embryonen. Wenn diese reif sind, so kommt der Fötus als junger Komet hervor, welcher durch den heftigen Umarmung der Achse von ihr geschleudert wird und auf solche Weise seine Bahn und Bewegung erhält. Noch oft kehrt das Sonnenkind zurück an die Mutterbrust, um Wärme und Nahrung von ihr einzusaugen; allmählig aber wird es selbstständig, seine längliche Bahn gestaltet sich kreisförmiger, der Komet tritt in das männliche Alter und reifet als jüngerer Planet sich seinen älteren Brüdern an. Er fängt nun an, selbst Kinder zu gebären, nämlich Monde. Während dessen wird er alt, sein Lauf wird immer schneller, seine Bahn kürzer, sein Kreis enger, bis er endlich, von wo er ausgegangen ist, entkettet und lebensdatt in den Schoos der Sonne zurücksinkt.

2. Kern, Dunkelfreis und Schweif der Kometen.

Mit inniger Bewunderung betrachten wir die unendliche Mannigfaltigkeit, wel-



die die Natur entwickelt. Wonne durchdringt uns, wenn wir die Mannigfaltigkeit sich ordnen, wenn wir sie zur Einheit zusammenfließen sehen.

Oken hat nachgewiesen, daß die einzelnen Theile, aus denen der Mensch besteht, als selbstständige Thiere leben; manche von ihnen sind ein bloßer Darm, noch andere sind weiter nichts als Schleim. Auch von dem Baume sehen wir einzelne Theile als selbstständige Pflanzen; es giebt deren, welche bloß eine Wurzel, ein Blatt, ein Stengel sind.

So auch am Himmel. Die vollkommensten Weltkörper sind die Sonnen, sie sind eine Vereinigung der alten vier Elemente: Feuer, Wasser, Luft und Erde. Alle einzelnen Theile derselben bewegen sich im Weltraum: Lichtnebel, kalte Kerne ohne Atmosphäre, Atmosphären ohne einen Kern.

Die nackten Kerne sind die Monde; als bloße Atmosphären erscheinen die Kometen.

Zusammengesetzt aus schon mehreren Elementen sind die Planeten, welche von den vier Elementen bloß des eigenen Lichts entbehren.

Die Sonne kommt mir vor wie der Mensch des Weltraums; mit ihrem Flammenauge blickt sie nach allen Richtungen hin und Alles muß ihr dienen. Gefährten und Diener der Sonne sind die Planeten, welche an Stoff ihr gleichen, wie die andern Säugethiere den Menschen, nur daß sie (wie die Thiere des Lichtes der Vernunft) des materiellen Lichts entbehren.

Die Monde, festgewachsen an ihre Planeten, entsprechen in dieser Beziehung dem Pflanzenreiche.

Die Kometen endlich sind die Vögel oder die geflügelten Insekten des Weltalls. Eine andere Gestalt hat der fliegende, eine andere der laufende oder fliegende Vogel. In der Regel hat auch der Komet seine Flügel zusammengeschlagen und bedeckt damit seinen Körper; bemerkt er aber,

daß er in Gefahr schwebt, auf die Sonne oder einen Planeten zu stürzen so entfaltet er seine Fittige und seinen Schwanz und fliegt er endlich wieder von dannen.

In der Regel scheint ein Komet aus drei Theilen zu bestehen, dem Kerne, dem Dunstkreis und dem Schweife. Aber nur der Dunstkreis ist das Wesentliche an ihm. Bei vielen Kometen bemerkt man gar keinen Kern, mehre noch haben durchaus keinen Schwanz. Der Kern sieht aus wie eine haarige, verworfene Dunstmasse, es läßt sich meistens nicht bestimmen, wo seine Grenze ist, indem er mit dem Dunstkreis zusammenfließt. Wo er schärfer begrenzt erscheint, ist er außerordentlich klein. Der Kern des Kometen von 1811 hatte nach Herichol, 550 Meilen, der von 1807 hundert und zehn Meilen, der von 1805 bloß sechs Meilen und der von 1798 gar nur fünf Meilen im Durchmesser.

Der Dunkel- oder Lichtkreis der Kometen scheint weniger aus groben, wässerigen Dünsten, als aus einer Anhäufung des feinsten Lichtstoffes zu bestehen. Er bedarf keiner Erleuchtung durch die Sonnenstrahlen; denn er ist auf der nach der Sonne gerichteten Seite nicht heller als auf der abgewandten, und sein Glanz nimmt in der Nähe der Sonne nicht zu und in der Sonnenerne nicht ab. Bei dem Kometen von 1444 erreichte er eine Höhe von 800, bei dem von 1796 von 21,000 Meilen und war viele tausendmal größer als der Komet selbst, welcher als ein kleines helles Pünktchen darin zu schwimmen scheint und läßt die hinter ihm stehenden Fixsterne deutlich erkennen.

Der Kern schwärzt gewöhnlich nicht in der Mitte der Dunstmasse, sondern näher nach der Sonne zu, auch umzieht den Kern der Dunstkreis nicht unmittelbar, sondern in einiger Entfernung, so daß er mehre Ringe bildet, deren Mittelpunkt der Kern ist.

Wer denkt nicht hierbei an Saturn mit seinen fünf Ringen? Wären am Ende doch wohl die Planeten aus Kometen ent-

standen? Oder waltete nur bei der Bildung beider Arten von Ringen das gleiche Naturgesetz? Welche Räthsel giebt es in der Naturkunde dem menschlichen Verstande auf! Und hat er endlich einig davon durchschaut, so stehen hinter demselben so viele noch zu lösen.

Es lebt und regt sich in den Dunstkreisen unaufhörlich, sie dehnen sich aus und ziehen sich zusammen, so daß sie während einer Nacht viermal kleiner und größer werden.

Der Schweif entsteht augenscheinlich, wenn der Komet in seine Sonnennähe kommt. Wird ein Komet dem bloßen Auge sichtbar, so hat er auch einen Schweif, wie auch er bloß durch Fernrohren gesehen werden kann in der Regel keinen. Bei der Rückkehr von der Sonne ist der Schweif allemal größer als bei der Herannahung zu derselben. Er befindet sich allemal auf der von der Sonne abgewandten Seite, und besteht aus Stoffen, welche Schwere gegen den Kometen haben, von der Sonne abgestoßen werden. Gewöhnlich ist er etwas gekrümmt, was von der schnellen Bewegung herrührt und er breitet er sich aus wie ein Fächer, so daß der Komet zwei oder drei Schweife zeigt. Am dem Kometen von 1810 bemerkte man sogar einen Schweif, dem Hauptschweif entgegenge-
setzt, nach der Sonne gerichteten Gegenstandes.

Kometen, die mehrmals wieder eersicht sind, zeigen sich jedesmal in einem andern Gewande. Einmal war ihr Schweif unbedeutend, das andere mal fehlte er ganz und bei der dritten Erscheinung strahlte er über das ganze Himmels gewölbe.

Die verschiedene Gestalt der Kometenschweife erlaubt sie einzutheilen in Bart-, Schwanz- und Haar-kometen. Die Bart-kometen gehen vor der Sonne auf, welche ihnen also zu folgen scheint; aus ihrem Schweife hat die Einbildungskraft, weil sie ihn vor sich herziehen, einen Bart gemacht. Die Schwanzkometen folgen scheinbar der Sonne, gehen nach ihr

unter und schleppen den Schweif als ein en Schwanz hinter sich her. Die Schwanzkometen sind folglich Abendsterne, die Barikometen Morgensterne. Haarkometen sind solche, deren Schweif, von der Erde aus gesehen, hinter den Kern fällt, oder auch, die statt des Schweifes bloß einen Dunstkreis haben, so daß der Komet wie ein haariger Kopf aussieht.

Noch bleibt eine Frage. Da man weiß, wie schwer jeder Planet ist und da die Kometen uns nahe genug kommen, um von unsern astronomischen Gewichtsehern ergriffen zu werden: was wiegt denn ein solcher Komet? Zur Antwort dient: Auf die Waage, mit der man die Planeten gewogen hat, hat man auch die Kometen gelegt, und siehe — sie wogen gar nichts.

Die Schwere der Planeten ergibt sich aus der Kraft, mit der sie ihre Bewegung ablenken, mit der sie ihre Nachbarn von ihrer Bahn ablenken. Das Reich der Planeten erstreckt sich über viele Millionen Meilen, vom Jupiter bis zu den Asteroiden, von der Erde bis zum Neptun. — Kleinere Körper, wie die Monde, werden von ihnen umrückt und müssen ihnen in alle Ewigkeit entfliehen, bei größeren entsteht ein Ringen, der kräftigere zieht stärker als der schwächere; doch muß auch er im Verhältniß nachgeben, bis endlich ihre Flugkraft sie wieder auseinander reißt.

In das Reich des Saturn, und noch mehr des Jupiter sind schon viele Kometen gekommen und durch sie von ihren Bahnen abgelenkt worden; sie selbst aber haben die Bahn der Planeten auch nicht um einen Zoll verrücken können.

Aus Allem geht hervor, daß die Masse der Kometen unbegreiflich leicht und locker ist. Eine Etrolundige (namentlich auch Etrow) vermindert daß sie aus bloßer Luft, oder aus einem noch leichteren Stoffe bestehen; ja, Etrow meint, es möge wohl aus einer einzigen unserer Wolken ein ganz ansehnlicher Komet sich bilden lassen.

Wenn man einen Flocken Wolle in die Luft wirft, so fliegt er nie so weit als eine Bleifugel. Die Weltkörper bewegen sich in einer Luft, welche viele tausendmal leichter und dünner ist als die Erdluft, nämlich in der Himmelsluft oder dem Aether. Die dichten, schweren Planeten werden vom Aether so wenig in ihrem Laufe gehemmt, daß sie nach Jahrtausenden auch nicht um eine Secunde langsamer gehen. Aber den lockern, leichten Kometen setzt der Aether einen sehr merklichen Widerstand entgegen. So weiß man, z. B. vom Halley'schen Kometen den ganzen Weg, welchen er durchläuft und kennt genau die Geschwindigkeit, welche er auf jedem Punkte seiner Bahn haben muß. Eben so wie Sonnen- und Mondfinsternisse auf die Secunde berechnet werden und pünktlich eintreffen, müßte auch der Komet zu der berechneten Secunde in seinem Sonnennähepunkte stehen. Aber nein! Er kommt oft zwei Tage zu spät. Wie den Wanderer ein heftiger Wind, wenn er gegen ihn gehen soll, so ermüdet den Kometen und verzögert seine Ankunft der Widerstand des Aethers.

Wollen wir daher die Kometen mit etwas Leichtem vergleichen, so schwimmen sie in der Himmelsluft, wie in unserer Atmosphäre die Dunst- und Nebelbläschen.

3. Bahnen der Kometen.

Alle Weltkörper bewegen sich in länglichen Bahnen — in Ellipsen — um einen größten Körper. Alle Planeten und Kometen bewegen sich in Ellipsen in deren einem Brennpunkte die Sonne steht, um diesen Centralkörper.

Wir auf der Erde sind im Sommer zwanzig Millionen Meilen von der Sonne entfernt im Winter 21 Millionen Meilen. Diese Ellipse ist dem Kreise sehr ähnlich; ganz anders sehen die Ellipsen aus, welche die Kometen beschreiben. Sie sind zwei bis sechs mal länger als breit.

Wir begleiten einen Kometen auf seinem Wege um die Sonne, und da wir auf unserer Reise durch das Weltall beim Uranus 400 Meilen von der Sonne stehen, so schwingen wir uns auf einen solchen, welcher gerade in seiner Sonnennähe steht, weit hinter dem Uranus sich befindet. Es ist der merkwürdige Komet von 1680, den wir bestiegen haben.

Außerdem auf Alles, was um uns herum vergeht, eindecken wir auf dieser Reise ein merkwürdiges Naturgeheim.

Wir gehören zur Sonne. Was die Sonne hat, das läßt sie nicht los. Was auf ihr liegt, das hält sie fest mit unsichtbaren, aber ehernen Banden. Was um sie fliegt, muß desto schneller fliegen, je näher es ist, je näher es ihr kommt. Wir sehen das an den Körpern, an denen wir vorbeischießen und deren dieb es Millionen und Billionen, groß, wie die Planeten, kleine, wie die Monde und Asteroiden die man auf der Erde bei Wriem noch nicht alle kennt, winzige, gleichsam mikroskopische, Weltstaub könne man sie nennen von denen man auf der Erde bloß Spuren hat, und sie Meteorsteine nennt.

Alle diese Körper möchte die Sonne an sich reißen, sie wollen aber selbstständig bleiben und schiffen deshalb mit raender Geschwindigkeit um sie herum. Bei Uranus wohnt, beträgt die Geschwindigkeit aller Körper eine Meile in der Secunde, bei Saturn 1 3/10 Meilen, in der Nähe des Jupiter 1 7/10 Meilen, in der Gegend der Asteroiden 1 1/10 Meilen, bei Mars 3/4 Meilen, im Erdgebiet 4 Meilen, bei Venus 5, bei Merkur acht Meilen.

Unser Komet ist wohl dreißigmal weiter entfernt von der Sonne als Uranus. Er legt in einer Secunde kaum eine Achtelmeile zurück; uns scheint er still zu stehen. Grauenhaft ist unser Aufenthalt in dieser Einsamkeit! Schon längst sind alle Planeten verlöscht und selbst die Sonne zeichnet sich vor den andern Sternen.

nen zwar durch ihren Glanz, aber nicht durch scheinbare Größe aus.

Da plötzlich zeigt unser Führer (natürlich ein Astronom) uns an: „Die Sterne bewegen sich wieder, die Sonne wird größer und heller.“ Alles deutet darauf hin, wir nähern uns aufs Neue dem Lichtquell. Immer schneller wird unsere Bewegung. Schon legen wir, das zeigen uns unsere Instrumente, eine Meile in der Secunde zurück, schon ziehen wir an Uranus vorüber; dort kommt auch Saturn und zu Gesicht.

Da, was ist das? Ein Mond entsteht dort am Himmel und ist bereits so groß wie der scheinbare Erdmond, vier kleine Monde umschwirren ihn, er nimmt endlich das halbe Firmament ein! — Wir streichen am Jupiter hin und durchschneiden sein Mondsystem. Er lenkt unsern Kometen ab von seiner Bahn; aber zurückhalten kann er ihn doch nicht; mit beschleunigter Eile stürzen wir hin zur Sonne. Immer schneller wird nun die Bewegung unsern Kometen. Wir nähern uns der Erde, und da, wie schon erinnert, die Entfernung für das geistige Auge kein Hinderniß ist, blicken wir aufmerksam nach unsern Brüdern, den Menschen hin. Mit aufgehobenen Armen und mit gerungenen Händen sehen sie nach uns hin. Ihre Astronomen haben berechnet, daß unser Komet bis auf 4000 Meilen der Erde nahe kommen wird.

Welche Springfluthen wird er über die Erde schütten! Welche Orkane wird er erregen! Und, ach! wenn sich die Astronomen um ein Milliontheilchen verrechnet, wenn der Aether unsern Kometen aufgehalten, wenn Jupiter seine Bahn verändert hat, so stürzt der Komet herab auf die Erde, es geschieht, was ich im Anfang erwähnte, und alles Lebende wird vernichtet.

Daß Jupiter uns abgelenkt hat, ist richtig; aber zum Glück für die Erde, wir streifen an ihr hin in der Entfernung des Mondes und schaden ihr nicht. Im-

mer größer wird mit jedem Augenblicke die Sonne. Schon längst, schon als wir in der Nähe der Asteroiden waren, geriet unser Komet in Gährung die ungewöhnliche Wärme dehnte die Gase und Dünste, aus denen er besteht, aus, er schwoh an wie ein Luftballon, wenn er beginnt sich zu füllen; jetzt reißen sich auf allen Seiten Theile von ihm los und suchen der Sonne zu entfliehen, indem sie sich hinter dem Kometen sammeln und einen Schweif bilden, der von der Sonne bis zur Erde reichen würde, wenn seine Richtung dahin ginge. Der Komet stürzt in gerader Linie, so scheint es uns wenigstens, nach der Sonne hin, er senkt sich sogar in seine Atmosphäre hinein. Aber zu schnell ist seine Bewegung geworden, als daß selbst die mächtige Anziehungskraft der Sonne sie hemmen könnte. Er schwingt sich um sie herum und eilt beschleunigten Laufes wieder zurück in die Heimath, west jenseits der Uranusbahn. In seine Heimath, sage ich, denn dort in der Sonnennähe, wo er Jahrtausende sich aufhält, und nicht in der Sonnennähe, wo er nur wenige Tage weilt, ist er zu Hause.

Die Bahnen der Kometen unterscheiden sich von denen der Planeten auch noch durch einen andern Umstand.

Man denke sich eine Ebene, welche den Weltraum, wenn das möglich, in zwei Theile spaltet. In dieser Ebene liegt die Sonnenbahn, die Erdbahn, die Bahnen aller andern Planeten und die der meisten Monde. Diese Ebene, welche in der Astronomie so wichtig ist, heißt die Ebene der Sonnenbahn (Eliptik). Die Kometen kehren sich nicht an die Sonnenbahn. Sie kommen an jedem Punkte des Himmels zum Vorschein und durchkreuzen den Himmelsraum nach allen Richtungen.

Deshalb auch erkennt man einen schon dagewesenen Kometen nicht an seiner Gestalt; denn sie sehen allemal anders aus, sondern an den Elementen, nämlich ihrer Bahn.

4. Größe und Menge der Kometen.

Nicht leicht findet man in der Sprache einen schwankendern Begriff als den der Größe. Abgesehen davon, daß er relativ ist, bezeichnet er auch keinen Inhalt. Die größten Körper sind oft leer, ja, das Größte, was es giebt, der Raum, ist eigentlich ein Nichts.

Auf die Kometen paßt dieser elastische Begriff vorzugsweise, weshalb wir sie zu den größten Weltkörpern zählen dürfen. — Der Komet von 1798, der kleinste unter allen bekannten, hatte einen Kern von 8 Meilen im Durchmesser; aber seine Dunsthülle stand an Umfang dem Jupiter nicht nach. Man hat Kometen gesehen, welche mit Inbegriff der Dunstfugel im Durchmesser 200,000 Meilen hatten und so groß waren wie die Sonne. Und wenn wir nun gar erst ihre Schweife ansehen; hier reicht der kleinste von der Erde bis zum Monde, die größten von der Erde bis zur Sonne. Mit Recht kann man daher sagen, daß die Kometen unter den Weltkörpern, die wir kennen, die größten, daß sie selbst größer als die Sonne sind.

Noch wichtiger erscheinen uns die Kometen, wenn wir auf ihre Zahl sehen. — Aber wie zählen wir sie? Seht hin an den Himmel, während ich dies schreibe, steht gar keiner, und jetzt wieder keiner dort! Dennoch läßt sich wenigstens eine Wahrscheinlichkeitsrechnung anstellen.

Gezeigt haben sich, seitdem man es aufgeschrieben hat, wohl 1000 Kometen und 125 davon sind uns genauer bekannt und ihre Bahnen sind aufgezeichnet worden. Von diesen 125 durchschnitten den Raum

zwischen Sonne und Merkur	25
„ Merkur und Venus	48
„ Venus und Erde	27
„ Erde und Mars	20
jenen eits des Mars	5

Demnach scheinen die Kometen sich in der Nähe der Sonne zusammen zu drän-

gen, und je weiter von dieser wir uns entfernen, desto weniger Kometeen finden wir; aber ganz das Gegentheil ist wahr. Hier ist nämlich nur von den Kometen die Rede, deren Bahn berechnet ist; weit größer ist die Anzahl derjenigen, welche man bloß sieht, ohne ihre Laufbahn bestimmen zu können. Finden wir aber zwischen Sonne und Mars 125 Kometen, so können dem Raume nach zwischen Mars und Saturn 1250 sein. Bedenken wir, daß zur Beobachtung und Aufsuchung der Kometen unter zehn Nächten kaum eine taugt, so erhalten wir 12,500. Da aber die eigentliche Heimath der Kometen erst da anfängt, wo die Planeten aufhören, und da der Raum bis wohin in die Sonne wirkt, mehr als tausendmal größer ist als das Planetengebiet, so kann man die Menge der Kometen auf mindestens 12 Millionen schätzen. Ja, die meisten Astronomen halten sie für noch weit größer und namentlich Barm veranschlagt sie auf wenigstens 64,000 Millionen.

Ein unerwartetes, blendendes Licht über den Bau des Weltalls strömt uns hier entgegen. Wir sehen augenscheinlich, die Kometen sind an Ausdehnung größer, als alle andern Weltkörper.

Nun mögen sie leicht sein; aber — finden wir die meiste Kraft auch allemal bei den schwersten Körpern? Welche Gewalt enthält schon ein Luth Pulver! Ist nicht der Dampf, dieser Rauch, der sich kaum wägen läßt, ein wahrer Herkules an körperlicher Kraft? Halten wir an diese Betrachtungen auch noch die Menge der Kometen, so befängt uns der Gedanke, die Kometen seien der wichtigste Theil des Sonnensystems, hauptsächlich um ihrer willen sei die Sonne, seien die Planeten da.

5. Können die Planeten bewohnt sein?

Mit unseren Sinnen, selbst mit den bewaffneten, werden wir nie dahin gelangen, die Bewohner fremder Weltkörper zu erblicken. Höchstens könnte das

beim Monde gelingen; aber die Planeten und Kometen stehen zu hoch

- Wohl! denn, wenn die Sinne nicht so hoch steigen, so haben wir noch ein anderes Vermögen, welches wohl noch höher als bis zu den Kometen hinausklimmt, nämlich die Vernunft. Laßt uns eine Leiter bauen aus Schlüssen! Mit ihrer Hilfe wollen wir, hoffe ich, auch in das unbekannte Land der Kometen blicken. Sollte uns aber an der Leiter eine Sprosse fehlen, so nehmen wir unsere Zuflucht zu den Flügeln der Phantasie.

Cartesius lehrte: die Natur dulde keinen leeren Raum — und in der That läßt sich ein solcher auch nirgends nachweisen. Nach unsern Wahrnehmungen dürften wir den Satz daneben stellen: Die Natur duldet keinen unbelebten Raum. Wir sehen auf der Erde das Wasser wimmeln von Fischen, Conchylien und andern Thieren, die Luft ertönt von dem Geschwirr der Vögel und Insekten. Wer zweifelt noch, daß die übrigen Planeten ebenfalls bewohnt seien? Von einigen, namentlich vom Mars, wissen wir, daß er Wolken, Schnee und Regen hat, daß das Wasser im Winter friert, im Frühling schmilzt, daß es dort so warm und so kalt als bei uns sein mag. Die wässerigen Meteore erzeugen Quellen, Bäche, Flüsse, Seen und Meere. Feuchtigkeit und die belebenden Strahlen der Sonne entlocken der Oberfläche des Mars unzählige Pflanzengattungen, in seinen Wäldern hausen Vögel und Wildpret aller Art, auf seinen Wiesen weiden die Hausihiere der Menschen! Wir sehen im Geiste, wie der Ackermann die Felder mit dem Pfluge durchschneidet, wie er Wagen, beladen mit dem Erge seiner Ernte, nach volkreichen Städten hinführt.

Die tiefsten Stellen auf der Oberfläche der Erde nehmen die Meere, die tiefsten Stellen im Sonnengebiete nehmen die Planeten ein. Hätten die Fische, Corallen, die Perlemuscheln, welche auf dem Boden des Meeres leben, Vernunft, sie

würden es dennoch nicht glauben, daß außer dem Wasser auch noch Geschöpfe leben können.

Ihre Schlüsse, wir wir wissen, wären falsch; und so auch würden wir auf unrichtige Ergebnisse stoßen, wenn wir von unsern Wahrnehmungen, von unsern Vernunftnissen auf die Bewohner der Kometen schließen und sie hinwegläugnen wollten. Die Fische mögen wohl glauben, das Wasser sei die Welt, wo es aufhört beginnt das Nichts. Wir glauben, die Erde ist die Welt, wer kann leben auf den Kometen, wo für die Füße kein Grund, sondern bloß etwas dichtere Luft ist? Welche Sprosse kann dort wachsen? Wo sind die Weiden für Rinder und Schafe? — Wohl! daß wir dort nicht leben können, leuchtet ein; darf es darum keine Wesen geben, welche eines feineren Elementes bedürfen?

Das Sonnengebiet, der abgegrenzte Raum im Weltall, in welchem die Sonne herrscht, den sie erleuchtet, bis wohin ihre Anziehungskraft reicht, hat die Gestalt einer Kugel. Das Planetensystem, einer Scheibe gleich, durchschneidet und halbirt diese Kugel. Die Uranusbahn ist der Aequator derselben.

Wie auf der Erde so ist im Sonnengebiete der Aequator und die heiße Zone am stärksten belebt, bewohnt, bevölkert. Aber gehen darum die andern Zonen leer aus? Wie auf der Erde das Land und Meer, so mag im Sonnengebiete die unmittelbare Oberfläche die meisten, wenigstens die massenhaftesten Bewohner haben, aber darum ist auf der Erde die Luft, darum ist der das Sonnengebiete begrenzte Aether nicht leer von Geschöpfen.

Nicht nur die Bewohner des Meeres und die der Festländer, auch die geflügelten Bürger der Luft beherbergen auf ihrem Rücken wiederum Bewohner. Es werden denn auch die Kometen, die Vögel des Weltalls, nicht ohne lebende Wesen sein.

Nun, ich dachte es wohl, daß wir aus den Kometen Bewohner finden würden. Aber wie sang ich's an, um euch unten, die ihr uns nicht gefolgt seid, die neue entredete Gattung von Wesen zu beschreiben? Ähnlich, womit ich die Kometen vergleichen könnte, giebt es nicht auf eurer Erde. Die eure Leiber geworden sind aus lustigen, wässerigen und erdigen Stoffen, so die Erzeugnisse der Kometen aus Licht; denn beide sind verschieden. In geringem Maße erregt das Sonnenlicht in den Leibern der Kometenbewohner unennbares Brennegefühl; im Uebermaße, wenn sich der Komet der Sonne nähert, wird es ihnen so lästig wie uns die Sonne der Sahara. Sie fliehen daher so weit sie können von ihrem Kometen hinweg, um sich im kühlen Meer zu baden und was ihr den Kometenschweif nennt, sind die leuchtenden Körper seiner unzählbaren Bewohner.

Auf der Erde ist der letzte Stoff: Stein, Metall. Thon das Ueberwiegende, auf den Kometen besteht fast der ganze Körper aus lebenden Wesen, welche sich in der Sonnenferne an einander drängen, um sich gegenseitig zu erwärmen, in der Sonnennähe aber auseinander schleßen.

Nun aber fragt mich nichts mehr! — Gewohnt mit einem Fuße der Vernunft auf dem Obersage, mit dem andern auf dem Untersage des logischen Schlußes zu stehen. Schwindet euch jetzt schon bei dem kühnen Fluge, den ihr mich wagen seht.

Briefe an Gräfin Justine Gfarky Sterles.

Von E. Lubisch.

Melnik, 18. Mai 1834.

In der Regel findet man sich am meisten in der Erwartung getäuscht, wenn man sich zu hohe Vorstellungen von einer Sache gemacht, und es ist stets angenehmer mehr zu finden, als man erwartet hat: so ging es mir mit dem Bade von Bunzlau, das ich nach dem Maßstabe der Schützeninsel zu Brandeis gemessen hatte.

Nichts von der Marien-Kirche zu Bunzlau, einer Reihe Landhäusern vorüber, bezeichnete man mir den Weg in das Bad. Bald trat ich, von süßen Melodien des Gesieders gewiegt, in eine große Allee, wo folgende Inschrift zu lesen:

Freund! Du bist hier herzlich willkommen
Betracht', es bleibt dir unbenommen
Hier jede Schönheit der Natur.
Ruh aus von jedem Drang und Leide,
Betracht, du findest da mit Freude
Auf jedem Schritt der Gottheit Spur.
Doch hör auch freundlich meine Bitte,
Verschone, Freund, mit Hand und Tritte,
Die liebe, kleine Pflanzung hier.
Sie wird — dies sei von dir erwogen —
Zu Kaiser Franzens Lust erzogen,
Und zu des Vaterlandes Zier —
Hier giebt's so manchen Sitz der Freuden,
Und Plätzchen auch für stille Leiden,
Für ächte Freundschaft ein Altar.
Drum ehr' des Vaterlands Befehle,
Erfreu dich hier; doch Nichts verlege:
Sri unter Pflanzen kein Barbar!

Gegenüber an einem Baume liest man:
Jeder der dies stille, holde Thal
Der Natur mit Freundlichkeit betreten,
Sei willkommen tausendmal!

Er erfreue sich in diesen Breiten,
Philomèle singe ihm ein Lied,
Nichts bewölke seines Herzens Frieden,
Einsamkeit erquick hier sein Gemüth,
Freude sei ihm überall beschieden, —
Man befördert, o wie gerne, sein Vergnügen;

Aber eine Bitt! — er trink' mit vollen
Zügen
Honig nur aus Blumen, nach der Biene
Art,
Nicht das Gift, das sei für Spinnen auf-
bewahrt.

Aus dieser Allee trat ich in eine gar-
tenähnliche Partie, in welcher sich die
Bauten des Bades mit ihren rothen
Dächern gruppiren. Dieses Bad gehört
zu ten alkalisch-salznischen Stahlwassern.
Das Wasser soll sich in allen Krankhei-
ten aus Schwäche wirksam erweisen und
nicht nur stärkend, sondern auch gelinde

auslösend sein. Die Bestandtheile sind:
schwefelsaures Kali, Natrum, salzsaures
Kali, Lithron, Eisenprotoryd, Mangan
und kohlensaurer Kalk.

In einem freundlichen Zimmer neben
den Bädern sind verschiedene Inschriften,
z. B.: „Die Krone der Lehre ist Weis-
heit, die Krone der Weisheit ist Demuth,
die Krone der Demuth ist Glaube, die
Krone des Glaubens ist Tugend, die Kro-
ne der Tugend ist emsiges Ausüben der-
selben.“ Auch sind hier das Portrait des
Kaisers Franz und die Bildnisse gesamm-
ter Erzherzoge vom Hause Oesterreich.

Nachdem ich mich gebadet, folgte ich
den Verzweigungen des Parks in allen
Richtungen. Auf einer hohen Linde
überrascht zuerst die Büste des Kaisers mit
der Inschrift des früher erwähnten Sages:
Die Krone der Lehre ist Weisheit u. s. w.
mit dem Zusage: „Gott erhöhe wahrer
Herzen innigstes Bitten, segne unsere be-
sorgte Landesmutter, Kaiserin Caroline,
erhalte uns ihre Liebe.“ Hier in diesem
Paine vermag gewiß ein reines Gemüth
doppelt den Frieden des Innern zu ge-
nießen und die sturmbelegte, geäufschte
Brust mag gewiß auch Labung finden.

Von jener mit Blaullaub umrankten
Linde führt der Weg in einem großen
Halbkreis zu einer niedlichen Kapelle.
In stiller Einfachheit steht sie da von
Eichen und Buchen umgeben. Am Da-
che erhebt sich ein anderes Dächlein aus
Kupfer mit einem Glöckchen am Fron-
ispice, ein vergoldet Crucifix und unter
diesem in einem triangulären grünen
Felde liest man: „Ehre sei Gott in der
Höhe und Frieden den Menschen, die
eines guten Willens sind.“ Un'en wei-
ter auf einer weißen, goldgerandeten
Platte: „O Gott, erhöhe unser inniges
Bitten, segne, erhalte unsern allernäch-
sten Vater Kaiser Franz und unsere hoch-
geliebte, besorgte Mutter Kaiserin Caro-
line, verherrliche sein ganzes Kaiserhaus.
Ja, schütze uns in treuer Einigkeit zu
verharren. 1823.“

*) Und dennoch revölkerte später dieses
gemüthliche Oesterreich. L.

Ferner lieft man in einem triangulären Felde: „Drei helle Gestirne glänzen am Firmament des Lebens, sanft und mild erhellend jenen dunkeln Pfad, sicher leiten sie selbst durch die verschlungenen Labyrinthate und wohl dem, der sich ihrer Leitung ganz überläßt; sie heißen: Glaube, Liebe, Hoffnung.“*)

Von dieser Kapelle kömmt man wieder auf die offene Wiesenfläch: des Bades hinaus, wo zuerst eine Pyramide anzieht. Hier lieft man: „Eintracht überwindet Alles; Gerechtigkeit, Weisheit, Tugend, Einigkeit beglücken die Menschheit, darum erhalt uns Gott den Kaiser, unsern guten Kaiser Franz, unser Glück ist seine Wonne, seine Weisheit unser Glanz.“

Ferner: „Jahrstag ewiger Erinnerung. Die weiße Allmacht Gottes hat Fürsten vereinigt. 18. Oktober 1813. †)“

„1813 rufen laut wahre, treue Unterthanen: es lebe der von Gott geweihte Fürstenbund. †) es leben die wackern Krieger!“

Auch sind in diesem Parke von 10250 zur. Klaffen noch andere Inschriften, aus denen zu ersehen, daß diese Anlagen zu jener Zeit als der Kaiser Brandeis beabsuchte, angelegt, daß durch den k. k. Forstmeister Joseph Neumann 1818 diese unerschöpflichen Mineralquellen aufgefunden, durch den Professor Peischl analysirt und durch Professoren der medicinischen Fakultät als ein heilsames Nyl für die leidende Menschheit erklärt worden sind.

Um nach Sachsen auf der Poststraße zu fahren, hätte ich wieder nach Prag müssen; das aber wollte ich nicht, nahm also mein Känzchen und ging über Dwtshar nach Melnik. Interessantes bietet diese

Gegend nichts dar und das Merkwürdigste für gute Hausfrauen in Böhmen ist, daß bei Nedowitz und Seta vortreffliche Zwiebel wachsen

Bei Tilsitz beginnt die Gegend reizender zu werden. Gegen Osten sind freundliche Weinberge, südlich Saatenflächen mit vielen Dörfern, nordwestlich erheben sich die Hochspitzen der Mittelgebirge: der Milleschauer, der Gelsch, der Bösig und der schöne Georgenberg bei Raudnitz, der in seiner isolirten Majestät wie ein großer Altar im Purpur der sinkenden Abendsonne schwamm, als ich die Thürme von dem romantisch isolirten Melnik erblickte. Die Weine dieses Gebirges, das sich an der Elbe gegen Leitmeritz erstreckt, sind vortrefflich. Melnik ist ein weiteres Städtchen dicht an der Elbe, mit 1400 Einwohnern.

Von hier werde ich über Leitmeritz nach Teplitz mich wenden und von dort über Kulm in die sächsische Schweiz.

O, wie freue ich mich, jene herrlichen Gegenden zu durchstreifen, wie selig werde ich da sein an den liebevollen Brüsten der geliebten Natur! Ja, reisen heißt leben! Da schwinden die Gewölke des Trübfinns, leicht wogen die Pulse und Waane athmet das Herz. Eine Schönheit folgt der andern, Reize lösen Reize ab; frei atmet der Busen, frei von jener Beklemmung vergebener Sehnsucht, die im engen Raum der Mauern bis zur Schlawheit herabzinkt. Die Leidenschaftlichen schweigen, wo um die rege Phantasie die Zauberin Natur ihren Sonnengürtel schlingt. Weiter umarmt Wirklichkeit, und wie in verklärter Ferne schwebt der der süße Traum des Ideals.

Teplitz 23. Mai, 1834.

Nur im Fluge der Begeisterung, liebe Gräfin, ist es mir nun wieder vergönnt, die Reize der Natur zu genießen; aber eben diese Meteorerscheinungen des Genusses sind ja des armen Lebens reinste

und höchste Lust. Das Bittere der Vergangenheit deckt ein Sphärenschleier und das Weh der Zukunft hüllt die Rosenhands der seligen Gegenwart. Armer Theon! und dennoch glücklicher Theon! welcher Wirbel von höchster Lust und tiefster Qual dein Dasein!

Es ist Nacht — kein Wölkchen trübt den Himmel, tausend Gestirne glänzen am behren Dom, zwei Sterne. jene der Freundschaft und Liebe wiegen sich sanft im Gefühl; eine Flammenkugel schwebt der Mond über dem Paradiese von Leitmeritz; vor dem „blauen Stern“ meines Gasthof-Fensters säuseln hohe Pappeln und in einer gelb-blauen Seidenfabrik über den schönen Zinnen eines fürstlichen Claryschen Palastes spielen die Geister der Nacht.

Was sind alle unsere vaterländischen Bäder verglichen mit dieser Nymphe von Teplitz! Welch reine, heitere Stadt, welches herrliche Gegend, welches Leben in ihr! Selbst jetzt, wo kaum noch Badegäste da sind, treten sich zu Tausenden in den Sommermonaten versammeln. Auch die Reise heher von Melnik ist sehr angenehm. Wenn man sich an jenem Städtchen über die Elbe schiffen läßt, öffnet sich bei Brozaneck freundliche Gegend. Auf einer weiten Saatenfläche überraschen den Weinländer viele Hopferpflanzungen, südlich zieht sich die Hügelreihe des Rachus den Strom hin, nordwestlich schmückt eine Anhöhe das Schloß Bestowitz, neben dem König der Mittelgebirge, dem Berge St. Georg. Wenn man vor dem Dorfe Kostomlat eine Höhe hinaufkömmt, übersieht man das herrlichste Landschaftsgemälde einer großen fruchtbaren Ebene, bekränzt von den Ketten der Erzgebirge, des Böhmerwaldes und des Riesengebirges. Auch bei Raudnitz im Raston per Kreise ist herrliche Gegend. Das Städtchen hat schönes Acker- und Wiesenland. In der Ferne thürmen sich die Hochgebirge. In Raudnitz bezeichnete man mir einen Feldweg nach Doran, wo gewöhnlich der nach Teplitz gehende Eilwagen Halt macht. So sehr ich auch

*) Ja, sie erhellen wohl zuweilen den dunkeln Pfad; täuschen aber eben so oft und stürzen in finstere Nacht.

†) Was die Weisheit nicht Alles thut! Sie vereinigt Fürsten, stürzt Könige vom Throne und was noch Alles.

‡) Die Weihe hat nicht lange gedauert; das beweist jetzt Frankfurt.

in lieblichen Thale am Flüsschen Zepa
absteuerte, um den Silwagen zu treffen,
hatte ich ihn dennoch verärrmt, worüber
ich, durch ein gutes Mahl gestärkt, um so
weniger mich ärgern konnte, da bei Do-
ran — ein freundlicher Ort mit einem
Kloster — die Gegend wirklich paradiesisch
zu werden beginnt.

Hier empfängt das Gemüth des Wan-
derers gleichsam die Weihe durch den im-
posanten Charakter der böhmisch-sächsischen
Schweiz. In dem schönen Thale von
Droft ist üppige Vegetation. Hier er-
zögen das Auge der kegelförmige Hasen-
berg, mit einem Felschloß, und der Mille-
schauer, der seinem Namen entsprechend,
gleichsam über tausend Berge dahinschauet.

In der Gegend des Hasenberges ent-
wickelte mein Gefährte Almora ein ganz
fremdartiges Talent; er jagte heiter über
die Felser hin und sang in einem Ge-
büsch ein Häschen, das uns beiden in
Leitmeritz einen wahren Lacherbissen gab.

Die Festung Theresienstadt ist großar-
tig; doch scheint es mir, daß auf diesem
Grenzplatze solcher Aufwand wenig den
Zwecken der Defensiv, am wenigsten ab-
er Staatsökonomie entspreche.

Am Thore, durch das ich kam, be-
gleitete mich ein Mann zur Hauptwache;
von hier ein Ausrer zum Platz-Lieute-
nant, der die Güte hatte, einen Corpora-
len zu beordern, um mir das Innere der
Festung zu zeigen. Das Zeughaus hatte
für mich Nichtsoldaten wenig Interesse.
Gegenwärtig war da ein Regiment Wel-
lington Infanterie, einige Bataillons Ka-
tivar und Artilleristen. Die Kasernen
sind solide Gebäude, der Paradeplatz ist
mit Alleen bepflanzt. Privathäuser sind
mehr hier, auch hübsche Kaufmannslä-
den; doch geht es im Ganzen mit Be-
bauung der leeren Plätze sehr langsam
vornwärts. Kanonen und Kugeln sind in
Menge ausgegräbert. Ach, liebe Gräfin,
wie lange wird man den noch für einen
Atopisten halten, der behauptet: Cultur
und Sitten werden in Europa einst, bei

allgemein einfachen Geseßen, Festungs-
mauern verfallen und Kanonen verrostet
machen! Aus der großen Festung ging
ich durch zwei Tranchements durch das
Ober-Wasserthor hinaus auf die herrliche
mit bedeutenden Schleusen versehene
Elbbrücke, welche die große Festung von
der kleinen trennt. Hier sind zwei Ca-
sernen, auch Magazine und Gefängnisse.
Zurück kehrte ich durch das untere Was-
serthor. Vor der Hauptwache saß eben
der Festungs-Commandant und ein Ober-
Lieutenant von Wellington Infanterie,
mit dem ich mich eine Weile recht ange-
nehm unterhielt, um so mehr, da er vor
kurzem auch selbst eine Reise in der säch-
sischen Schweiz machte und mir vorläufig
nützliche Weisung dahin gab.

Theresienstadt wird durch dreifache
Gräben umrungen, die Werke sind sehr
stark, doch zu niedrig, indem man von
außen die Dachungen emporragen sieht.
Thore sind da vier: das obere und untere
Wasserthor, wo man symmetrisch in ferner
Richtung von dem Einen zum Andern
sehen kann. Die Lage von Leitmeritz von
der Seite des Saßenthores ist malerisch
am Saume majestätischer Hochgebirge
situiert, aus denen der Donnerberg oder
Milleschauer und der Gelsch riesig ihre
Haupter erheben. Zwischen Theresien-
stadt und Leitmeritz ist ein großes freies
Feld, der Exercierplatz, auch schönes
Ackerland, durch welches die mit der Mol-
dau und Eger vereinigten Fluthen der
Elbe ernst dahinziehen. Auf der Mitte
der Brücke, welche ihre Gerüste in einer
Länge von dreihundert Schritten über den
Strom zieht, ist Militärwache. Der
Platz von Leitmeritz ist groß und hübsch.
Das Rathhaus ist eine gothische Baute.
Die Privatgebäude, an denen meist Bo-
gengänge führen, sind auch hier nach dem
alten Style der Eschen. Die Buchhand-
lung des Herrn Medau, in einem ansehn-
lichen Gebäude, ist durch ihre großen Aus-
lagen eine Zierde des Platzes. Medau
scheint in seiner Art ein unternehmender
Mann zu sein, er vereinigt vier Geschäfte:
Buchdruckerei, Buchbinderei, Buchhand-

lung und Lithographie. Das Königreich
Ungarn, das reich an unrichtigen Thä-
ten ist, so wie das Königreich Böhmen,
beide in genealogisch-statistisch- und geo-
graphischer Hinsicht auf einem Blatte mit
hübschen Emblemen dargestellt, sind Pro-
ducte des Medicinischen Instituts. Wenn
auch jene Blätter nicht nach den besten
Quellen bearbeitet, so haben sie doch den
Nutzen, daß sie dem denkenden Leser mit
kurzem Ueberblicke darstellen, was
diese beiden Reiche sind und sein könn-
ten. Bei Medau erschienen unter Ar-
nold's Redaction die „Erinnerun-
gen.“ Was übrigens im Ganzen da
geliefert wird, ist eine andere Frage.

Leitmeritz hat eine Schützeninsel mit
hübschen Alleen, einem neu errichteten
Saale und einer Schleifstätte.

In der Eger ist eine kleine Badean-
stalt, wo man sich für 12 Kreuzer erfris-
chen kann.

Der Stellwagen von Leitmeritz fährt
pünktlich nach Teplitz ab. Es sind vier
Meilen dahin.

Nun folgen Sie mir im Geiste vom
„rothen Krebsen“ aus Leitmeritz über Berg
und Thal nach Teplitz zum „Klauen
Stern.“ Ach, der Stern — wo wird der
schönste aller Kometen nun schweben?! —
Doch Seufzer bei Seite! es ist die Na-
tur so herrlich, so schön, bezaubernd ihre
Reize, an ihren Büschen mag das arme
Herz nun wieder in vollen Zügen singen.

Der erste Ort von Leitmeritz, am Fuße
eines hohen Berges Lavosch genannt. Ich
glaube es ist selbes Lavositz, wo im Be-
ginn des siebenjährigen Krieges das öster-
reichische Heer unter Feldmarschall Brown,
der zum Entsatze von Pirna herbeigezogen
war, geschlagen wurde und worauf König
Friedrich der Große nach förmlicher Dis-
armirung des sächsischen Heeres durch
eludite Capitulation den ersten Versuch
im Bruch des Völkerrechts gemacht hat.

Rasch fuhren wir auf der ersten Stro-
ße im romantischen Wechsel der Gegen-

fänke dahin. Die kenischen Bergböhen entschwanden dem Auge, durch Tannenwälder kommt man über eine stille Bergstraße hinab nach Boioslau, wo Steinkohlen gegraben werden. Thäler wechseln hier mit majestätischen Hochfläden, bepflanzt mit Obstbäumen und Getreide aller Art. Süß ist es, von der schönen Lage eines zum erstenmale gesehenen Ortes überrascht zu werden. Das fühlte ich besonders auch in der herrlichen Berggegend vor und bei Teplitz. Lange verbirgt sich die bescheidene Nymphe in ihrem tiefen Bergschöße. Es öffnet sich eine lange Reihe hoher Bäume und endlich begrüßen hier nertliche Gekäude der Vorstadt. Ehrn hier gefiel es mir und wurde noch mehr mit Teplitz, als Stadt, befriedigt, als wir aber einen schönen Platz, zwischen hohen, freundlichen Häusern hinab fuhren zum „Stern.“ Einige, was mich hier am meisten ansprach, sei Avoninen im nächsten Blättchen mitgetheilt. Es g'ant der Morgen. Aus dem Schöße der Berge sendet der erhabenen Freundin seinen Gruß Ihr

L y e o n.

K a l m, 24. Mai 1834.

Des Wonnemondes Merg'nstrahl zittert an den Spizen der Monumente, süße Blumendüfte wehen durch die üppigen Gluren; hier, wo einst des Krieges eiserne Hand den Gau in Blut und Flammen tauchte. Tief bewegt überschau' ich das schöne Bild der blühenden Landschaft vom offenen Fenster eines großen Posthauses, vor welchem vier Straßen sich vereinern, dort wo einst eben so viele Heere Rache und Vernichtung des Einen schwebend, Alle nach der Siegespalme lechzend, sich feindlich gegenüber ständen. Hier am Fuße der Rollenderer Höhe von tausend hiegeirischen Ideen bestürmt, zwingt ich mich, das Gemüth in einen ruhigen Normalzustand zu bringen und Ihnen noch einige Blättchen aus Teplitz zu senden.

Am Abend als ich nach Teplitz kam wurde im Theater die „Falsche Prima

Donna“ gegeben. Mehr als diese zog mich der große, herrliche Park am Fürst Claryschen Palais, in seine melancholischen Laubgärge. Hier in diesem Haine von Teichen durchschnitten, geschnückt mit freundlichen Bauten, wancelte ich bis spät Abend und schwärmte in der majestätischen Filer der sinkenden Sonne hinüber zu den Sternen der fernen Freundschaft und Liebe.

Das Schloß ist ein Geschöß hoch, mit einem Thurm und einer gothischen Kirche. Geschmackvolle Auslagen der Buchbinder weitersern auf diesem Platz dem Schloß gegenüber, ja verdunkeln die wenig bedeutende Buchhandlung des Herrn Spengler. Der Schloßkirche vorüber kommt man hinab zu den Bädern, deren hier in der Stadt vier sind: das Fürstliche, das Herren, das Gürtler und das städtische Bad. In diesem ist die Hauptquelle, welche alle übrigen mit Wasser versieht. Neben den fürstlichen Herrenhausbädern ist ein schöner, großer Wirtschaftsgarten.

Von hier gieng ich dem deutschen Hause und dem Gasthose zum König von Preußen vorüber in die fürstlichen Steinbäder Schönau. Es sind da drei Quellen. Eine tempelförmige in triangulärer Form, mit sechs Kabinetten ist besonders schön. In eben so freundlichem Style sind auch die übrigen Bauten des Militär-, Schlangens- Stein- und Schwefelbades. Dem Schlangentade gegenüber war man eben mit Wegräumung eines Felses beschäftigt, um an die Stelle ein Haus hinzubauen.

Schönau entspricht ganz seinem Namen; es ist eine sehr liebliche Landschaft, wo man so ganz von stillen Freuden der Natur leben kann.

Von Schönau schlängelt der Weg zwischen Saaten auf den Schloßberg hinauf. Dieser öde hie und da mit Linden bewachsene Berg ragt aus der Mitte eines herrlichen Gebirgsaales empor, wo rings herum die saar- und walddurchschnittenen Hochfläden mit vielen Obfrern und Flecken geschnückt sind. Mehr interessirte mich die schöne Natur, als die Sage der

Schloßrümmen dieses Berges. Gegen Südwest ist das Häusercomplez von Teplitz mit dem weitauagebreiteten grünen Haine des Fürsten Clary. In selber Richtung hinauf schlängelt zwischen Aedern die Straße nach Dffeg, in grüner Ferne lehnt sich an den Rücken eines Berges das Schloß Eisenberg, nahe über Teplitz auf einer Anhöhe beschäftigt den trunkenen Blick die pittoreske Schlackenburg. Südöstlich links hinüber sind Hochfläden mit einer bedeutenden Fasanerie, in der Ferne durch d. n. Dellner Fels geschlossen. Unten im Thale erstreckt sich die Prager Straße durch die Allee nach Teplitz hinein. Auch westlich gewähren saarengeschnückte Hochfläden mit waldbigen Höhen begrenzt, einen wahrhaft interessanten Anblick.

Von Schönau sieht man die Straße nach Turn zwischen Gärten hinziehen. Nordwestlich am Saum des Gebirges sieht man Kufm, Adelsau und viele andere Dörfer. Die schönste Ansicht ist gegen Kuffig, eine Felschlucht mit dem Spiegel des Elbstroms. Das große Thal ist auch in dieser Richtung reich an Wiesen und Aedern und fr. undlichen Dörfern. Südöstlich thürmen sich raube Bergköpfer mit dem Millefchauer. Westlich ist Mariaschein und zwischen Wäldern die Brz. Stadt Graupen. Rechts von Mariaschein sieht man die Ruine Seiersberg. Fernerhin der Lustort Probkau, oberhalb nahe zu Weiskirchen der Leichenfels. An allen Straßen ziehen Alleen hin und die meisten Bergfläden sind mit Obstbäumen bepflanzt. Auch viele Waterhöfe sieht man. Ich war entzückt am Anblick dieser imposanten Landschaftsgemälde, machte einigemal die Tour um die morischen Mau'erüberreste, erfrischte mich dann mit süßer Milch und folgte in südlicher Richtung, über den Schloßberg hinab, den Weg eines halben Stündchens, über die Prager Straße, hinauf zur Schlackenburg. Beschw'irlich ist es wohl über Stein und Hügel dieser Richtung zu folgen; doch die schönsten Punkte der Landschaft lohnen im mannigfaltigen Wechsel hinlänglich den Freund der Natur.

kräftet und bald darauf traf Vandamme's in Böhmen eingedrungene Heermassen bei Kulm das Verderben.

Von der Hauptarmee getrennt, überschritt Oftermann zuerst die Grenze Böhmens und erreichte Peterswalde; doch voll Ungestüm stürzte Vandamme ihm nach, wo er die kleine Schaar der Russen von 8000 Mann bis Kulm zurückdrängte. — Hier begann ein blutiger Kampf, 4000 Garden lagen auf dem Schlachtfeld, dem tapfern Oftermann riß eine Kanonenkugel den linken Arm weg. Nach ihm behauptete Miloradowicz die Stellung bei Arbesbau und als es dunkel wurde brach Vandamme das Gefecht ab, ein Lager bei Kulm beziehend, wo er Verstärkungen zu erwarten gedachte; doch Napoleons Massen waren nach Dresden zurückgezogen, indeß sich eine preussische Heerabtheilung unter Kleist auf Seitenwegen in's Gebirge zog, um Vandamme im Rücken anzufallen.

Schwarzenberg verstärkte die Russen bei Arbesbau, zog die österreichische Division Colloredo und Bianchi näher an das Schlachtfeld und mit nächstem Tagesanbruch griff Barclay den Oberfeldherrn an. Noch stand die Schlacht (30. Aug. 1813) und Vandamme behauptete die Straße zum Abzuge nach Peterswalden, als gegen Mittag Kleist von den Nollendorfer Höhen, wo Vandamme Hilfe erwartete, in den Thalsattel hinabstürzte. So war denn der französische Heerführer von allen Seiten umzingelt und mußte sich, nach einem fruchtlosen Versuch sich durchzuschlagen, mit drei Generälen und 10,000 Mann gefangen geben. Diese Schlacht war das verhängnißvolle Vorspiel zu Napoleons Sturz, das Embryo, welches Europa bald eine ganz neue Gestalt gab, indeß der besiegte Löwe nach wiederholten, doch vergeblichen Versuchen sein Kräfte auf Helena's Felsen endete!

Dies, liebe Gräfin, sind meine flüchtigen Blicke in die Vergangenheit. Verwünscht sei nun das Andenken jener blutigen Zeit in Herz und Phantasie; fort nun

von den Monumenten blutiger Größe, zu den Schönheiten der heitern Natur. — Freude athmet Alles rings in dem herrlichen Gau, Freude, die süßer zum Herzen spricht, als Klio's blutgetränkte Züge des Achmes. Der Pilger stimmt sein Lied in den Sang des Gefieters und zieht fort am leichten Stabe vom Grabe tapferer Krieger in die stillen Thäler des Friedens.

Kirnis-Kretschin, 25. Mai '34.

Eine äußerst liebliche Wanderung eines Tages, theils zu Land, theils zu Wasser, ist von den Monumenten bei Kulm, über Aussig, wo gleichsam die Pforte zur böhmisch-sächsischen Schweiz sich öffnet, durch die reiche und höchst anmuthige, gräflich Thunische Herrschaft Tetschen, hieher an den pittoresken Saum des böhmischen Grenzflächens, Kirnis-Kretschin. Dieser Ort dient neuen als Ruhepunkt, die das obere Hochland sehen wollen. Mir dient es als interessanter Punkt, das Blättchen des Tages zu schreiben.

Uel'n Steinkohlen-Gruben vorüber kam ich meist an der Elbe wandelnd binnen zwei Stunden nach Aussig. Je näher man diesem Städtchen kömmt, desto enger, desto romantischer wird das Thal, geschmückt mit Feldern und Gärten, von sanften Hügeln umkränzt. Aussig hat einen hübschen Platz mit zwei großen Gasthöfen, einem Posthause und zwei ansehnlichen Kirchen. Hier öffnet sich überraschend eines der schönsten Thäler, durch das die Elbe dahinzieht, rings mit Bergen umschlossen, deren einige mit Lannen bewachsen, andere bis an den höchsten Scheitel urbar gemacht sind. Rechts vor dem Städtchen hebt den Reiz der Landschaft eine Thalschlucht mit den Ruinen Schredenstein; links an dem Elbstrom thürmt sich ein malerischer Fels, an dessen Saume Neben grünen. Ein ähnlicher Fels öffnet die Pforte dieses Thales gegen Offen, wo sich das romantisch situirte Dorf Schön Preisnitz an die Berge schmiegt. Auch an diesem Fels sind

Weinpflanzungen, jenseits des Flusses ist das Ob'scher Schwaben, mit einem ausgebrannten stockhohen Gebäude, das der Landschaft einen pittoresken Charakter beut. Hier schlängelt der Fußweg immer am linken Gestade der Elbe in eine Thalschlucht hinein, bis sich bald wieder ein Rundsaal aufschließt, von hübschen Bergpartien umkränzt. Die Elbe entschwindet hier; man wandelt zwischen üppigen Feldern und Obstbaumreihen ein Viertelstündchen nach Wald-Birschitz. Die Nachtigall schlug, die Lerche sang und der Rufus tönte sein monotonen Krächzen dazu.

Wenig Schritte zieht man in diesem Thale hin, begleitet durch den melodischen Sang der Töchter der Luft, als bei dem Dorfe Mosern alles Anmuthige sich verliert, Felsgruppen sich emporhürmen, kühle Lüfte wehen und der Robe sein frostiges Trauerlied krächzt. Am Ziegenberg windet sich die Elbe links in östlicher Richtung hinein.

Durch abwechselnde Thäler über Kungstod, Tichelwitz, wo der sogenannte Sperlingstein sich hübsch gruppiert, und Reschowitz kam ich nach Tetschen, das vier Meilen von Teplitz und zwei Meilen von Aussig entfernt ist.

Alle Dinge gewinnen in der Ferne: Tetschen aber schien mir anmuthig aus der Ferne und je näher ich kam, desto mehr entzückten mich ihre Reize. Ein prächtiges Schloss des Grafen Thurn prangt auf einem Felsvorsprung; unten erstreckt sich ein großer Park mit freundlichen Häusern. An einer Seite des Schlosses führt eine Kettenbrücke an das grüne Gestade hinüber? Die Elbe fließt dicht am Schlosse hin. Das diesseitige hohe Ufer gewährt durch eine Reihe bunter Fischerwohnungen einen feltamen, pittoresken Anblick. Die Berge bilden ringsherum hübsche Gruppirungen. Ein Viertelstündchen vor dem Städtchen ist Rosowitz mit einer großen Kirche, woran die einfachen Worte zu lesen: deo omnipotenti, welche allerdings mehr sagen als

eine Legende von Heiligen. Hier folgt man eine Strecke zwischen Obstbaumalleen einer Fahrstraße, welche man aber nahe von der Stadt verlassen muß, sich links feldeinwärts wendend, um nicht bedeutend umzugehen.

Der Gasthof der Frau Pittin, mit einem großen, hochgewölbten Billiardsaale, ist wirklich erwähnenswerth. Hier accordirte ich schon 3 Gulden W. W. für die Wasserfahrt nach Schandau, als ich erfuhr, daß es zweckmäßiger sei auf der Elbe nur bis Kirnitzkreischen zu fahren, von hier über das interessante Prebischthor, den Winterberg, den Kuhfall und durch das Kirnitzschthal nach Schandau zu gehen. Erwünscht kamen eben vier elegante Wanderer, die dieselbe Tour nach Dresden zu machen sagten. Ich äußerte den Wunsch, mich ihnen anzuschließen, in den sie freundlich stimmten.

Es wurde ein Kahn für 1 Thlr. 8 Gr. bis Kirnitzkreischen gemiethet. Indeß die noch unbekanntten Gefährten aßen, verließ ich die Mauern, waukelte voraus eine Strecke an der Elbe hin und erwartete die Ankunft des Kahnes im Schatten eines duf-tigen Gehräuches, einem pittoresken Fels gegenüber, wo mich eine herrliche Täuschung beschäftigte; ich sah nemlich, so belläufig wie man den bekannten „Fels-Doktor“ und den „Bürgermeister“ sieht an jenem Fels eine Madonna, d. i. ein weibliches Wesen mit einem Kind am Arm, eine jugendliche, geharnischte Frau enbüste und einen Ritterkopf. Stundenlang hätte ich diese Täuschung mit Vergnügen betrachtet, wäre nicht bald das Lustschiff einhergeschwommen. Ich setzte mich ein. Die Fremden spielten Karten und ich betrachtete die Gegend, die hier zwar anmuthig, doch etwas monoton ist.

Am Fuße einer ungeheuren Felswand, dicht an diese angebaut, überrascht der große Gasthof von Kirnitzkreischen, der mehr einer Residenz als einem Hotel gleich; ferner sind da das Grenz-, Zoll- und Mauth Amt und das Hauptquartier der böhmischen Grenzsoldaten. Herr von

Kirnitzkreischen ist Fürst Clary, dem auch Teplitz, Biensdorf und Graupen gehören.

Dies, liebe Gräfin, ist die kleine Wanderung von Kulm nach Kreischen. Nun folge ein Bildchen, treu scizzirt, von der sächsischen Schweiz, welche man hier in den Schluchten des Bielgrundes zuerst betritt.

Am großen Winterberg.

Vorur ich Ihnen, gute Gräfin, die Wanderung von dem herrlichen Kreischen hierher scizzire, mögen einige Bemerkungen im Allgemeinen über die sächsische Schweiz, welche man bescheidener auch Elb-Hochland nennen könnte, vorangehen.

Jener Gebirgstrich, welcher sich an beiden Seiten der Elbe von der Grundmähle unter Liebitzthal bis an die böhmische Grenze bei Hinterhermsdorf, fünf Meilen in die Länge, und von Falkenberg bis in den Bielgrund erstreckt, wird gewöhnlich unter dem Namen *sächsische Schweiz* gefeiert. Jene himmelanragenden Gletscher, auf deren Spizen die Firne blüht, in deren Felsspalten die Gemse haust, an deren Fuße Heerden weiden, wo über die Häupter der Rieser des ewigen Winters eisige Hand waltet, indeß in den lieblichsten Thälern Alles Lust und Leben athmet, jene Gletscher sucht man wohl vergebens im Hochland der Elbe; doch trägt hier Alles, Berg und Thal, einen so eigenhümlichen, bald sanften, bald imposanten Charakter, daß die entzückte Phantast wider die billige Benennung Schweiz gewiß nichts einzuwenden hat.

Die Elbe, welche die kleinen Subetten, die sich südöstlich an das Erzgebirg bei Gießhübel anschließen, in der Gegend von Schandau durchbrochen hat, bildet viele romantische Seitenthäler, wo sie alle kleinen Bergwässer, die Kirnitzsch, die Polenz, Sebnitz, die Westnitz, die Pielitz und andere Bäche empfängt.

Das Elbthal ist das vorzüglichste Thal

dieser Gegend. Furchtbare Katastrophen müssen geschehen sein, um dieses Land zu bilden. Die romantischen Thäler sind rings mit Hochgebirgen umkränzt. Im Westen macht der Borsberg die Pforte, nördlich ist der Falkenberg mit dem Hochwald, im Osten der Buchberg und Weißberg, im Südost der große Winterberg, im Süden der Zickstein die majestätische Grenze die's Hochlandes. Die höchste Bergkuppe die's Gebirge ist der Schneebach, 2150 Par. Fuß über der Meeresfläche, die niedrigste die Bastei bei Rastitz 972 Fuß.

Nun denn, liebe Gräfin, verlassen Sie mit mir im Griffe der Erinnerung Kirnitzkreischen und folgen Sie mir den steilen Weg von 2½ Stunde auf den großen Winterberg hinauf.

Dicht am Gasthose von Kirnitzkreischen zog ich mit meinen vier Gefährten aus Teitschen, einigen Schneidemühen vorüber, in den schauerlichen Bielgrund hinein, dort wo sich das Bielbächlein mit den Wellen der Kamnitz vereinigt.

Wohl über tausend Stufen, welche man zur Erleichterung der Wanderer in dieser düstern Schlucht theils in Felsen gebauen, theils aus Holzstämmen angelegt hat, kommen wir zu einem der interessantesten Punkte der böhmisch-sächsischen Schweiz, zum sogenannten Prebischthor. Saitenlöthne empfangen uns hier und Erfrischungen, Speisen und Getränke, ständen dem müden Körper zu Gebot. Noch mehr aber nimmt hier der imposante Anblick der Natur die Seele des Menschen in Anspruch, als jeder andre materielle Genuß. Die Aussicht von diesem herrlichen Felsportale, auf dessen oberster Decke frei ein schlankes Bäumchen sich erhebt, ist etwas beschränkt; aber eben dies erhebt noch die gleichsam heilige Stimmung des Gemüths, ja, Staunen und Begeisterung ergreift das tiefste Herz, wenn man diesem Felsbogen gegenüber einem Felsprecipice sich naht, an dessen äußersten Rand ein Kreuz sich erhebt, das jenem Punkte den Namen Kreuzberg gab. Ueber einem

mächtigen Felsriß ist hier ein hölzerner Steg gespannt, den man, obwohl er fest gebaut und geländert ist, nicht leicht ohne Grauen überschreiten kann. Wie von der Spitze eines Thurmes sieht man hinab in die Schautiefe — der Tod schien mir zu winken — es neigte vor den Blicken — ich eilte zurück über den Steg und fühlte, daß das Leben mir noch theuer ist.

Entzückt verlassen wir Alle das Preibischthor, ohne die Region der Namen in den Felsen vermehrt zu haben und kamen unter traulichen Gesprächen, durch angenehme Waldpartien, dem Preibischhorn — einem hervorragenden Felsen — gegenüber, über den Stramp — eine Fache — bald auf böhmischem, bald auf sächsischem Grund gehend, endlich auf die Kuppe des großen Winterberges. — 1,528 Fuß über dem Elbspiegel löste uns auch hier heitere Musik entgegen. Ein auf nördlicher Basaltkoppe errichtete Wirthschaft begrüßt hier freundlich den Wanderer. Hier bivoualirten wir bei Scherz und Frohsinn. Ein reizendes Gemälde sehen wir vor unsern trunkenen Blicken: hier die Elbe und hier die pittoreske Gegend von Schandau; dort nordwestlich hinüber umfaßt das entzückte Auge den schönsten Theil von Sachsen, das ganze Meißner Hochland, die Gebirge der Lausitz, die Höhen des Erzgebirges, das zauberische Elbthal mit Pirna und Dresden, im Schleier der Ferne, wie mit dem Himmel verschmolzen, ziehen unübersehbare Ketten von Bergen hin. Die Sonne sank — wie eine Secunde entschlüpfen die Stunden des Abends — eine Feuerkugel schwebte der volle Mond am melancholischen Dome, der gleich des entzückten Wanderers Seele durch kein Wölken gestört war. Für solches Bild ist jedes Wort zu schwach. Es giebt keine Farbe, womit die Hand des Menschen jenen Feuererschmelz wiedergeben könnte. Herrlich!!! riefen wir, plötzlich durch die Königin der Nacht überrascht und schwiegen, Jeder schweigend nach dem Maße des Gefühls.

Bastei, 26. Mai, 1834.

Unausprechlichen Genuß heut das Füllhorn der Natur, reichen Erfaß für die Wonne, welche mir Liebe versagt. Meine Gefährten ließ ich zurück. Ich sehne mich wenig, am wenigsten auf Reisen, nach dem Verkehr mit Menschen; ich liebe die Natur mehr als die Menschen, ich fliehe diese nicht; aber noch weniger suche ich sie; aber ich suche die Natur, ich erforsche und genieße ihre Reize — sie ist so herrlich, so tröstend die Natur! Ach, Norine, wo das Band der Liebe und wahrer Freundschaft Seelen umflingt dort ist der Verkehr mit Menschen wohl süß — doch wie selten finden sich, bei höherem Denken, reinem Willen, edlerem Handeln, gleichgesinnte Menschen! Die Menschen suchen sich meist und leben in Gesellschaft zusammen aus Instinkt, so wie auch Raaben in Gesellschaft fliegen, Wölfe in Heerden sich folgen, denen sie auch so ganz im Innern gleichen; aber auch Schaafe leben zusammen, es sind diese gute Thiere; auch Menschen giebt es gute, ich liebe Schaafe noch mehr als Raaben und Wölfe; doch will ich mit diesen und jenen, mit jenen und diesen nicht gehen verkehren; nach einem Herz sehnt sich das bessere Herz, der Geist nach gleichgesinntem Geiste — ach, wie selten findet sich Das im Weltgewühl! Doch welche menschenfeindliche Ideen bemächtigen sich meiner so plötzlich; nun, wo das Innere so süß gewiegt in Harmonie und Lust? Folge manch bitterer Erfahrung ist es, — umfluthe sie keine jetzt diese blüherg. Ideen! Es gibt auch edle, vortreffliche Menschen, herrliche Menschen, doch ich sehne mich nun auch nach ihnen nicht, herrlicher ist die Natur, das Bild meines Gottes, die Natur, sie wuschte mich nie!

Vom großen Winterberg gingen wir zwischen Nadeln, Firschen und Buchen hinab auf die flache Seite des kleinen Winterberges, wo in Folge einer Jagdscene Churfürst August's ein aus Steinmaterial aufgeführter Pavillon überräth, das Winterhäuschen genannt, dessen lateinische Aufschrift, von Prof. Bünger verfaßt, jene Scene verherrlicht.

Sie erlassen mir die Copie davon und erlauben mir blos zu bemerken, daß auch ein Hirsch beitragen kann zur Unsterblichkeit eines Fürsten. Der Schuß eines Fürsten vermag es so ar, einen Hirschen zu verewigen! Kyslat hat sich hier in dieser Jägerballe nicht verewigt, welchen Namen man doch in halb Europa an Felsen und Mauern findet. — Wie monigfaltig doch die Wege sind, den Namen unsterblich zu machen! Jerem ist sein Name das Höchste und der Dorfschütze so gut wie der Präsident von Kaiserthain, glaubt, um die Achse seines Jabs diese sich die Welt — und beide mögen Recht haben; denn beide sind ein Theil, wenn gleich ein winziger Theil der Welt; also der Schluß ist leicht gemacht.

Auch ein „Kuhstall“ ist in der sächsischen Schweiz — zu diesem kamen wir nach einer Stunde Auf- und Niedersteigens.

Was ist am Namen gelegen! ruft der Philosoph — Alles! antwortet der gewöhnliche Mensch und schreibt ihn überall für die Nachwelt hin, und wär' es auch im Kuhstall! Ich halte es mit den Philosophen und habe weder wider die Kuh, noch wider den Stall, also auch Nichts wider den Kuhstall einzuwenden, welche Augias'sche Benennung schon Vielen mißfallen hat. Nun, diese wüßten ihn Wildenstein nennen, so wird Name und Benennung sich edler verschmelzen; denn ein Wild ist doch edler als ein Vieh; so wie ein Kammerherr weit edler ist als ein Kammerdiener, obwohl beide Menschen sind; doch die Parallellirung würde mich in ein unendliches Labyrinth von menschlichen Schwächen führen, welche am Korperal-Stock des Cadejen so gut stehen als am Stabe des heldenmüthigen Marschalls. Also zum Kuhstall! So heißt eine Felsenhöhle — wohin einst im 30jährigen Kriege die Landleute Lichtensteins mit ihren Heerden flüchteten — welche ein offenes großes Portal bildet und durch welche man die Felsenreihen eines waldigen Thales malerisch wie hingebaut sieht. Das Portal ist 21 Fuß breit, 20 Fuß hoch und erhebt sich aus dem sogenannten Sabicht-

g und auf dem Gipfel eines 85 Fuß hohen Felsens.

Der Wegweiser durch die böhmisch-sächsische Schweiz, von Einem der diese Gegend seit mehreren Jahren besucht, mag allerdings Recht haben, indem er sagt: Im Innern dieser Felsstalle ist eine Restauration angebracht; die Tische und Bänke stören völliich die Musik (wo sichtlich auch eine Aufführung auf die Zoten im Fremdenbuch hätte gemacht werden können), desto mehr aber erheben sich Geist und Herz, wenn wir unsere Augen auf den Fels selbst und seine Aussicht wenden. Uebrigens Bänke — Tische — Leiter zur Verewigung der Namen — und Augias'sche Benennung abstrahirt, verläßt doch gewiß Jeder mehr profaisch als poetisch gehia zu diese Felshöhle, der vom Prebischhor, oder von der Basfel kommt. Es ist doch fatal, daß dieser Ruhfall nicht lieber in der böhmischen — und das Prebischhor in der sächsischen Schweiz ist — sagte vor olims Zeiten hier ein Regensent — so weit kann sich eine tiger Parakletismus verlieren! Ist ja die Basfel in der sächsischen Schweiz, und sie ist doch wahrhaftig das non plus ultra einer quasi Schweiz! Warum also so gollüchtigen Wunsch äußern? und noch dazu ein Regensent, bei dem außer der Federpipe wohl noch Mandes spiz und Schneidert, aber Nichts einseitig und gallig sein sollt.

Vom Ruhfall führt ein bequem Weg eines halben Stündchens hinab zum Wasserfall. Der Weg schlingelt durch anmuthige Buchen und Waldparthien; die größten Felsen verlieren sich, die Gegend wird sanfter.

Am Wasserfalle des Lichtenhainer Baches — welcher durch eine Schraube gesperrt und von spekulativen Effelträgern — die hier in den Lenz und Sommermonaten stationiren — gegen eine kleine Belohnung — in Brausen gesetzt wird — verließ ich meine heiteren Reisgefährten, die sich da wieder begelsterungsoll zum Kartenpizze setzten.

Mein wandelte ich nun die zwei Stunden Wege, bald durch wiloromantische Täler, bald zwischen hohen Felsen, mehreren Mühlen verüber, nach Schandau. — Besonders lieblich ist jenes Thal, durchschlingelt vom Kunigsbach, dessen schönster Punkt dem Andanten König Friedrich August gewidmet ist.

Von hier kam ich zu den Bädern von Schandau (Dzandau, d. h. Gebirgslau). Natur und Kunst wetteifern, den Aufenthalt der Gäste zu verführen, deren sich im Sommer sehr viele versammeln. Besonders verherrlichen dieses Mineralbad auch öfter die Könige von Preußen und Sachsen. Im innern Raum der Bäder lieft man über den Kabineten — deren ich, scheint mir, nur zehn gezählt — : Balnea, vina, venus, corrumpunt corpora nostra.

Conservant eadem balnea, vina, venus. Der Speises und Tanzsaal — in dem oft gänzende Bälle gegeben werden, — so wie das Billiardzimmer sind elegant und der Eleganz entspricht auch, was selten, prompte und billige Bedienung. Aus dem ersten Saalhorn, heißt es, bildet sich der Berg; so ist es auch mit Bädern. — Nicolot und Wöginger rühmten zuerst die Nymphen zu Schandau, und sie, die einst einsam im wilden Thale gehaust, wehnt nun, von zahlreichen Gästen umschwärmt, in einem lieblichen Hain.

Nachdem ich eine Weile in dem Garten mit seinen Felsclaffen, und in dem Park, dem stillen Carlstraße, lustwandelte, verließ ich die Bäder und ging durch das bettere Städtchen, über einen fruchtbaren Alesengrund, am rechten Ufer der Elbe, nach Proffen. Hier ließ ich mir am Fuße eines hohen Gebirges eine Strecke hin, Steinbrüchen verüber, die Weisung geben, um den Lilienstein zu erklimmen. Am Saume der Steinbrüche bemerkte ich einen Fußweg bergan schlängeln; diesem folgte ich und kam endlich, mitunter die Richtung verlassend, auf allen Vieren

*) Bäder, Wein und Venus verderben den Körper; riechen, Bäder, Wein und Venus erhalten ihn auch.

streichend, hinauf zur herrlichen Felskoppe der Lilie. Kaum war ich da im Anschauen der reizenden Umgegend entzückt als finstere Wetterwolken einherzogen und bald herabstürzten in schweren Güssen; Blitze durchkreuzten sich, und erhabelt dröhnte der Donner durch das Gebirg. Ich fand Schutz unter einem Felsabhänge, wo eben fröhlich gekleidete Bauernmädchen und Jungen — die mehre Stunden weit her kamen, um dem Sonntag zu genießen — sich malerisch gruppiert hatten. Welcher Unterschied der Culturstufe dieser sächsischen Landlcute und jener eines Masaparen an der Elbe! Es sei genug hier zu erwähnen, daß der eine Junge — der ein Perspektiv bei sich hatte — sagte: „In Ungarn muß der Geist des Volkes noch in der Wiege liegen.“ Ja wohl, dachte ich, der liebe Geist ist zwar im Allgemeinen noch immer in den Kinderschuhen; aber bei uns, da ist freilich der Geist noch sehr sehr in Falten gelegt. — Das Wetter zog vorüber und ich konnte nun in dem italienischen Kreise die großartige Mischung der Landschaftsgemälde mit doppelter Würde genießen, indem auch die Gewölke noch die und da in schweren Massen an die Gebirge sich lehnd, den Anblick um so imponanter machten. Auf der äußersten Felskoppe an einer natürlichen Pyramide überlaure ich entzückt nach Süd und West einen Theil des böhmisch-sächsischen Erzgebirges. Dem Lilienstein gegenüber weifte der Blick an der majestätischen, gleichsam unbezwingbaren Felsung auf der äußersten Spitze eines hohen Felsberges, Königstein. Über viele, theils in Stein gehauene, theils gelegte Stufen ging ich im ärdlichen Gefolge auf den nördlichen Abhang des Berges, wo ein aufgerflanztes Fäbnlein weht und den Waghals verkündet, der es geleht.

Von Schandau nach Lilienstein findet man, die Karte in der Hand, mit etwas Orientirungsgabe, auch ohne Führer den Weg; doch von hier die Woge zur Basfel zu finden, möchte mir wohl, ohne Zusammentreffen der Jungen Landlcute, kaum gelungen sein.

In westlicher Richtung von Ellenstein sieht man in einem tiefen Thale, dicht am Ufer der Elbe ein großes, ziegelgedecktes Erdhäute: es ist der Gasthof zu Rathen. In dieser Richtung führt jeder Fußweg — deren mehre über Berg und Thal, durch Wood und Hahelbeer-Gestrüppe hin ziehen — sicher zur Bastei. Rathen mit seinem großen Gasthose ist am Fuße jener Felsberge, deren am meisten hervorragender Theil, der Ähnlichkeit wegen, so er mit Schlangen hat, Bastei genannt wird.

In Rathen verließ ich meine jungen Führer und zog gestärkt, durch die herrlichsten Gruppierungen der Felsen hinauf zur äußersten Spitze derselben. Wer würde nicht hier in Staunen und Begeisterung gesetzt, in dessen Brust, die zu fühlen vermag, könnte je die Erinnerung solch großen, unaussprechlichen Naturgemäldes erlöschen! Bei solchen Scenen sieht man wohl die Wahrheit, dessen, daß es vergebene Mühe, trodner Erfolg sei, Gegenden, solche Gegenden zu beschreiben. Dem minder Schönen u. Erhabenen vermag wohl die Feder oder der Pinsel, in Begeisterung getaucht, höhere Reize zu verleihen; doch das in solchem Maßstabe Schöne, Erhabene, Rührende, Schaurige und Furchtbare der Natur, wie es in hoher Mischung auf den Felsen der Bastei sich zeigt, schildern, nachahmen wollen in Worten und Farben, vermag der größte Künstler nicht; schweigend entsällt der schwachen Hand, der Griffel, es bewundert der Geist und schweigend beiet das Herz

Die Gottes-Idee.

Von Dr. Louis Büchner.

Gott ist eine leere Tafel, auf der Nichts weiter steht, als was da selbst darauf geschrieben. Luther.

In seinen Göttern malt sich der Mensch. Schiller.

Wenn es richtig ist, daß es keine angeborene Anschauungen gibt, so muß auch die Behauptung Derjenigen unrichtig sein, welche annehmen, daß die f. g. Gottes-

idee oder der Begriff eines höchsten Wesens, welches die Welt erschaffen hat, regiert und erhält, etwas dem menschlichen Verstande von Natur Eingeborenes, Notwendiges und darum durch alle Vernunftgründe Unwiderlegliches sei. Es behaupten die Anhänger dieser Ansicht, es werde durch die Erfahrung gelehrt, daß es keine noch so rohen oder ungebildeten Völker oder Individuen gebe, bei denen die Gottesidee oder der Glaube an ein höchstes persönliches Wesen nicht vorgefunden werde. In der That aber lehrt uns eine genaue Kenntniß und unbedingte Beobachtung der Einzelnen wie der Völker in rohen und unentwickelten Bildungszuständen gerade das Gegentheil. Gewiß nur eine bereits befangene Meinung wird im Stande sein, in den f. g. Thierreligionen älter und neuer Völker etwas dem eigentlichen Gottesglauben Analoges zu erkennen. Es entspricht keineswegs dem Begriffe einer Gottheit, wenn wir die Menschen solchen Thieren eine besondere Verehrung erweisen sehen, welche ihnen erfahrungsmäßig Nutzen oder Schaden bringen; wenn der Neapler die Kuh oder das Krokobil, wenn der Indianer die Klapperschlange, der Afrikaner die Congoschlange anbetet u. s. w. Den Negern auf Guinea ist ein Stein, ein Klotz, ein Alligator, ein Bündel Lumpen, eine Schlange göttliches Wesen. Es trübt sich in solcher Verehrung nicht die Idee an ein über Natur und Menschen herrschendes allmächtiges und allweises Wesen, welches die Weltregierung leitet, sondern nur eine blinde Angst vor Naturmächten, welche dem ungebildeten Menschen furchtbar oder überirdisch scheinen, weil er nicht im Stande ist, den inneren natürlichen Zusammenhang der Dinge zu erkennen. Wäre wirklich die Idee eines persönlichen höchsten Wesens der menschlichen Natur durch überirdische Weisheit eingepflanzt worden, so könnte es nicht möglich sein, daß dieser Begriff alsdann in so unklarer, unvollkommener, roher und unnatürlicher Weise, wie in diesen Thierreligionen, zu Tage trat. — Das Thier ist seinem ganzen Wesen nach

dem Menschen unter, nicht übergeordnet, und ein Gott in Gestalt eines Thieres ist kein Gott, sondern eine Frage. Englische Reisende in Nordamerika (London Athenäum, Juli 1840) erzählen, daß die religiösen Ansichten der Indianer des Oregongebiets einem ganz niederen Ideenkreise angehören. Es ist zweifelhaft, ob sie überhaupt von einem höchsten Wesen eine Vorstellung haben. Das Wort Gott suchte man natürlich bald zu übersetzen, allein in keinem der Oregonischen Dialekte war selbst mit Hüffe der Missionäre und geschickter Dolmetscher ein passender Ausdruck aufzufinden. Ihre größte Gottheit heißt der Wolf und ihrem Beschreibungen zufolge, eine Art Zwittergeschöpf zwischen Gottheit und Thier zu sein.

Die f. g. Kalifornier, ein indianischer Stamm, haben gar keinen äußeren Cultus und stellen sich das höchste Wesen unter dem Bilde eines Raben vor. Von den Tuskonen, einer zur mongolischen Rasse gehörigen Völkerschaft an der nordöstlichen Spitze des asiatischen Continents von sehr guten Charaktereigenschaften, erzählt der britische Kienterant Hooper: „Ob bei ihnen die Ahnung einer göttlichen Vorsehung, einer höheren f. g. Weltregierung dämmert, ob sie einen wohlwollenden Geist neben den Dämonen verehren, dies war nicht zu ermitteln, oder vielmehr davon ergab sich keine Spur.“

Von den Corabos, den ehemaligen Souveränen in der Provinz Rio de Janeiro, erzählt Burmeister, daß das Bedürfniß nach Religion bei ihnen nicht vorhanden scheint. Sie drücken sich an den Kirchenthüren vorbei, ohne den Kopf zu wenden oder den Hut zu zucken. Der südamerikanische Wilde oder Urmench hat feierliche religiöse Anschauungen; er läßt sich die Taufe gefallen, weiß aber nicht, was sie bedeutet. Ähnliche oder gleichlautende Facta bei verschiedenen Naturvölkern kann man fast in jeder Beschreibung lesen.

Die ursprüngliche Religion des Buddha enthält wohl Nichts weder von Gott noch

von Unsterblichkeit. Ebenso atheistisch wie der Buddhismus sind die beiden Religionsysteme der Chinesen, so daß nach Schopenhauer (Ueber die vierfache Wurzel des Seins vom zureichenden Grunde, zweite Auflage 1847) die chinesische Sprache für Gott und Schaffen gar keine Ausdrücke besitzt. Nach demselben Schriftsteller kommt die Offenbarung und die Idee eines persönlichen Gottes ursprünglich nur einem einzigen Volke, den Juden, zu und pflanzt sich fort in den beiden aus dem Judenthum hervorgegangenen Religions-Systemen, dem Christenthum und Mohammedanismus.

Derseiden Erzeugung begegnen wir in unserer eignen Mitte bei solchen Individuen, bei denen Erziehung, Lehre oder Mittheilung keine Gelegenheit hatte, die Idee eines höchsten Wesens wach zu rufen. Häufig genug kann man lesen, wie vor den Zuchtpolizei-richtergroßen Städte formtährend Menschen erscheinen, welche von den Begriffen, die man mit den Worten Gott, Unsterblichkeit, Religion u. dgl. verbindet, auch nicht die leiseste Ahnung besitzen. Der letzte Census in England hat nachgewiesen, daß daselbst sechs Millionen Menschen leben, die nie die Schwelle einer Kirche betreten haben und die nicht wissen, welcher Secte oder welchem Glaubensbekenntniß sie angehören. Den Taufkumme *Mephistopheles*, wie früher erwähnt wurde, keine Idee von Gott, und konnte ihm eine solche trotz aller Anstrengung nicht beigebracht werden. Eben-dasselbe wurde auf die durchaus thierische und vernunftlose Natur solcher menschlichen Geschöpfe hingewiesen, welche ohne Umgang mit Vögelgleichen geblieben sind und jedes höheren geistigen Interesses ganz entbehren.

Wenn die Natur nicht im Stande ist, mit größerer Gewalt ihr Recht auch ohne Lehre und Erziehung geltend zu machen, so muß geschlossen werden, daß dieselbe von solchen ursprünglichen Begriffen überhaupt gar nichts weiß. Wollte man die Gottes-Idee eine angeborene nennen, so könnte man am Ende nicht anders, als

auch der Idee eines bösen, mit höherer Macht ausgerüsteten Wesens, eines Teufels, Satans, eines oder mehrerer Dämonen, dasselbe Prädikat beizulegen. Der Glaube an böse, den Menschen feindliche Mächte hat nachweisbar dieselbe, ja unter Naturvölkern oft eine noch weit größere Ausbreitung und Bedeutung gewonnen, als der Glaube an einen wohlwollenden Gott. Alle diese Begriffe sind anerzogene, aus eigenem oder Anderer Nachdenken hervorgegangene, geschöpfte, nicht angeborene.

Niemand hat den rein menschlichen Ursprung der Gottesidee besser erklärt und nachgewiesen als Ludwig Feuerbach. Derselbe nennt alle Vorstellungen von Gott und göttlichem Wesen Anthropomorphismen, d. h. Erzeugnisse menschlicher Phantasie und menschlicher Anschauungsweise, gebildet nach dem Muster der eignen menschlichen Individualität. Den Ursprung dieses Anthropomorphismus sucht Feuerbach in dem Abhängigkeitsgefühl und seltsamen Sinn, welcher der menschliche Natur innewohnt. „Der außer- und übermenschliche Gott“, sagt Feuerbach, „ist nichts Anderes, als das außer- und übernatürliche Selbst, das seinen Schranken entzückt, über sein objectives Wesen gestellt subjective Wesen des Menschen.“ In der That ist die Geschichte aller Religionen ein fortlaufender Beweis für diese Behauptung, und wie könnte es auch anders sein? Ohne Kenntniß oder Begriff vom Absoluten, ohne eine unmittelbare Offenbarung, deren Dasein zwar fast von allen religiösen Secten behauptet aber nicht bewiesen wird — können alle Vorstellungen von Gott, einseitig welcher Religion sie angehören, keine andere als menschliche sein, und da der Mensch in der belebten Natur kein höher stehendes geistig begabtes Wesen als sich selbst kennt, so können auch seine Vorstellungen eines höchsten Wesens nicht anders, als von seinem eignen Selbst abstrahirt sein, sie müssen eine Selbstidealisirung darstellen. Daher spiegeln sich denn auch in den religiösen Vorstellungen aller Völker die je-

dermaligen Zustände, Wünsche, Hoffnungen, ja die geistige Bildungssphäre und besondere geistige Richtung eines jeden Volkes jedesmal aufs Treueste und Charakteristischste ab, und wir sind gewohnt, aus dem Götterdienste eines Volkes auf seine geistige Individualität und den Grad seiner Bildung zu schließen.

Man denke an den poetischen, von Ideen Kunstgestalten besetzten Himmel der Griechen, in welchem die in ewiger Jugend und Schönheit blühenden Götter menschlich genaken, lachen, kämpfen, Intriguen spielen und den eigentlichen Reiz ihres Daseins in dem persönlichen Eingreifen in menschliche Schicksale finden — jenen Himmel, welcher Schiller zu seinem schönen Gedichte an die Götter Griechenlands begeisterte.

Man denke an den jüdenken, finstern Jehova der Juden, welcher bis in's dritte und vierte Bild strast; an den christlichen Himmel, in welchem Gott seine unendliche Allmacht mit seinem Sohne theilt, und die himmlische Rangordnung der Engeln ganz nach menschlichen Begriffen bestimmt; an den Himmel der Katholiken, in welchem die im Schooße des Heilands liegende Jungfrau Maria ihre sanfte weibliche Ueberredungskunst zu Bünden der Straffälligen bei dem himmlischen Richter geltend macht; an den Himmel der Orientalen, welcher blühende Dour's in Menge, rauchende Cadabers, ewige Kühle und ewigen himmlischen Genuß verspricht; an den Himmel des Oskänders, in welchem dessen höchsten Wunsch in dem reichsten Ueberflus an Wein und Zischen sich ausdrückt; an den Himmel des jüdenken Indians, in welchem eine ewige reiche Jagd den Engeln lohnt; an den Himmel des Germanen, welcher in Walhallen den Weib und den Schädeln der erschlagenen Feinde zu rufen gedenkt u. dgl.

Auch in der Art des religiösen Cultus, der äußeren Form der Gottesverehrung, wie Feuerbach die rein menschliche Vorstellungswelt von Gott überall mit Ent-

renz nach. Der Grieche opfert seinen Göttern Fleisch und Wein, der Römer spritzt verkauten Speisern seinen Göttern als Opfer in's Gesicht; der Ostiaale be-schmiert seine Göttern mit Blut und Fett und stopft ihnen die Nase mit Schnupftabak voll; der Christ und Mohamedaner plauken ihren Gott durch persönliches Zureden, durch Gebete zu verfühnen. — Ueberall menschliche Schwächen, menschliche Leidenschaften, menschliche Genufsucht! Alle Völker und Nationen theilen die Gewohnheit, hervorragende Menschen unter die Götter oder die Heiligen zu versetzen — ein auffallender Beweis für das menschliche Wesen der göttlichen Idee! Wie fein und richtig ist die Bemerkung Feuerbach's, daß der gebildete Mensch ein unendlich höheres Wesen als der Gott der Wilden ist, der Gott, dessen geistige und körperliche Beschaffenheit natürlich in gradem Verhältniß zu dem Bildungsgrade seiner Verehrer stehen muß. Dieser notwendige Zusammenhang des Menschlichen mit dem Göttlichen und die Abhängigkeit des Letzteren von dem Ersteren muß sich selbst Luther als unabweisbar aufgedrängt haben, da er sagt: Wenn Gott für sich allein im Himmel säße, wie ein Klog, so wäre er kein Gott.

„Ist der einfache Menschenverstand nicht im Stande gewesen, diese reine und abgezogene Idee vom Absoluten zu gewinnen, so ist der Verstand der Philosophen in diesen Versuchen wo möglich noch unglücklicher gewesen. Wollte sich Jemand die Mühe nehmen, alle die philosophischen Definitionen, welche von Gott, vom Absoluten oder von der s. g. Weltseele der Naturphilosophen gemacht worden sind, zusammenstellen, so müßte ein höchst wunderlicher Mistmasch herauskommen, in welchem von Anfang an der historischen Zeit an bis heute trotz des angeblichen Fortschritts der philosophischen Wissenschaften nichts wesentlich Neues oder Besseres zu Tage gebracht wurde. In schönen Worten und klaren Phrasen würde es freilich nicht fehlen, aber solche können kein Ersatz für den Mangel inne-

rer Wahrheit sein. „Ist man, sagt Colbe, mit der Erkenntniß des noch heute angenommenen Ueberflüsslichen auch nur um einen Schritt weiter, als vor Jahrtausenden? Was ist es denn, was man mehr davon besitzt, als leere Worte, inhaltlose Namen?“ Daraus folgt, sagt Birchom, daß der Mensch außer sich nichts zu begreifen hat und daß Alles außer ihm für ihn transzendent ist.

Hören wir z. B. wie sich der philosophische Naturforscher Fechner erst vor Kurzem in seinem Zenavesta über jenen Begriff äußerte: „Gott als Totalität des Seins und Wirkens hat keine Außenwelt mehr außer sich, kein Wesen sich äußerlich gegenüber; er ist der Einzige und Alleinige; alle Geister regen sich in der Innenwelt seines Leibes; rein kreist er in sich selbst, wird durch Nichts von Außen mehr bestimmt, bestimmt sich rein aus sich in sich, indem er aller Existenz Bestimmungsgründe einschließt.“ Welcher denkende Mensch ist im Stande, sich aus solchen Phrasen eine klare Vorstellung von der Meinung des Definitors zu machen? Ein Gott, in dessen leiblichem und geistigem Innern sich alle Geister und Körper regen sollen und der dabel nur in sich selbst kreist und durch nichts von Außen mehr bestimmt wird! Wenn sich alle Geister in dem Geist, alle Leiber in dem Leibe Gottes regen, wenn er keine Außenwelt mehr außer sich hat, wie kann er da noch persönlicher Gott sein? persönlicher Gott, als welchen ihn Fechner an andern Stellen ausdrücklich aufstreifen läßt! Ist er dann nicht vielmehr Inbegriff alles körperlichen oder geistigen Daseins, oder die Gesamtsomme der Welt selbst, welche sich der Definitor in Gestalt einer Person gedacht hat, während doch gerade die Welt in ihrer unendlichen Vielheit und Mannigfaltigkeit die Verneinung jeder Personification ist! Jene Vorstellung einer durch die ganze Welt verbreiteten und in deren Krümmungen unmittelbar sich manifestirenden Göttlichkeit hat man mit einem philosophischen Kunstausdruck „pantheistisch“ schon

zu einer Zeit genannt, da man von dem heutigen Standpunkt der Naturwissenschaften noch keine Ahnung hatte. Aber unsere modernen Philosophen lieben es, altes Gemüthe mit neuen Redensarten aufzuwärmen und als letzte Erfindung der philosophischen Küche aufzutischen!

Briefe an eine fromme Frau.

Für die Fabel aus dem Englischen übersezt.

Geehrte Frau!

In Folge der falschen und widersprechenden Ideen, welche uns alle Offenbarungs-Religionen über die Götter gegeben haben die Priester eine Menge unvernünftiger Gebräuche erfunden, welche jedoch diesen irthümlichen Begriffen die sie uns über Gott geben, ganz angemessen sind. — Der Gott der Priester wird stets als ein leidenschaftlicher Mensch betrachtet, der sich durch Geschenke, durch Schmeicheleien und Spitzeln in Submission bringen läßt, oder vielmehr als fanatischer, launischer Souverain, der erzürnt, wenn wir ihm diesen Respekt und die Ergebung verweigern, welche die Eitelkeit irdischer Potentaten von ihren Unterthanen fordert. — Durch solche unwürdige Begriffe, sonderbare Cerimonien und oft grausame Gebräuche sollen wir uns die Gnade Gottes verdienen, oder den Zorn des Herrn der Schöpfung von uns abwenden. Nach Einigen besteht Alles in Gebeten und Opfern, von denen man glaubt, daß Gott einen Wohlgefallen an ihnen habe. Sie vergessen, daß ein guter Gott, der Alles weiß, nicht ermahnt zu werden braucht; daß ein Gott, der Alles erschaffen haben soll, keiner Opfer bedarf; daß ein Gott, der seine Macht nicht, weder der Submission noch der Huldiungen bedarf, um ihm an seine Macht, seine Größe und seine Rechte zu erinnern; daß ein Gott, der Herr über Alles ist, keiner Opfer bedarf, die ihm selbst anzubringen; daß ein Gott, der von seinen Geschöpfen Nichts bedarf, nicht durch Geschenke bewogen werden kann, die sie durch seine eigene Güte erhalten haben.

Die Priester, die sich stets für die Mönche, die Günstlinge und die Desmeister des göttlichen Willens ausgegeben haben, fanden es bald aus, wie sie am leichtesten von den Irrthümern und Opfern der menschlichen Nutzen ziehen konnten. Sie finden es denn in ihrem Interesse, diese falschen Begriffe zu hegen und zu pflegen. — Sie haben das Mittel erfunden, ein unbekanntes mächtiges Wesen zu bezaubern, das über ihr Schicksal entscheidet; die Andacht des Volkes und seine Ehrfurcht vor einem unsichtbaren Wesen anzuregen, das nur sie als ein wirkliches Wesen hinstellen. Die Priester haben es ausgefunden, daß sie durch ihren Dunst für Gott Schätze für sich selbst aufhäufen können. Von den Geschenken und Opfern so die Gläubigen ihrem Gott darzubringen haben sie stets den besten Theil für sich selbst behalten.

Sie sehen denn, wie die Priester mit der Gottheit gemeinschaftliche Sache machen. Ihre Politik erheischt es denn, die menschlichen Irrthümer zu pflegen und zu nähren. Sie sprechen von diesem Wesen wie von einem eifersüchtigen, eifrigen und eilen Monarchen, der giebt, damit ihm weiter gegeben werde, der ohne Aufhören mehr verlangt und der sich stets durch Gaben gewinnen läßt, von denen er nicht oder in Treue sie selbst stets den besten Antheil empfangen.

Es ist leicht zu sehen, daß die Priester alle ihre Begriffe von Gott von irdischen Wesen, von Herrschern und ihrem Hofstaat entlehnt haben; so auch alle ihre Gebäude, ihren Ritus und ihre Cerimonien. Jede Sekte läßt es sich angeeignet sein, ihr ein Gott als den größten, den mächtigsten, den einzig wahren anzustellen. Das Volk, unerschrocken und erhabend, nimmt ohne Prüfung diese Begriffe über Gott an und fügt sich den Erfindungen der Priester, durch welche es Gott zu gewinnen und ihn in seinem Zorn zu versöhnen glaubt. Unwissenheit und Fabeln lassen sich blindlings von diesen Fahrern leiten. Die Gewohnheit fesselt die Menschen an Dinge, denen sich die

Bernunft nie unterwirft und so geht der Irrthum von Vater auf Sohn, von Generation zu Generation, ohne den Betrug in Frage zu stellen.

Das Kind, sobald es anfängt etwas zu verstehen, wird mechanisch gelehrt seine Hände zum Gebete zu halten. Eine Junge muß Formeln hersagen, die es nicht versteht, muß sie an Gott richten, den es noch weniger begreifen kann. — In den Armen einer Mätresse wie es in den Tempel oder zur Kirche getragen, wo sich sein Auge an Erscheinungen, Cerimonien und präentirte Gebetswörter gewöhnt, von denen es im Alter eben so wenig verstehen wird, als es in der Kindheit davon verstanden hat. Fragt man die Mätresse warum sie das Kind zur Kirche trage, oder die Eltern, warum sie es beschneiden, so werden sie antworten, daß es aus Ehrsucht vor heiligen Dingen geschehe und daß das Kind sich früh daran gewöhnen müsse, die Pflichten gegen Gott zu erfüllen; dennoch sind diese Pflichten ihnen gänzlich unbekannt. — Soütest du es versuchen, sie über die Thorheit zu enttäuschen, so werden sie dir dein Gehör geben, oder dich mit Leidenschaftlichkeit fragen, ob du gefonnen seiest dem Pöbel die Hoffnung zu rauben und die Welt dem Wirth der Rebellion und dem Laster zu überliefern. Dee ist die Argumente. Jeder, der sich mit Bernunftgründen bewaffnet und gegen diese ewigen Widersprüche ankämpft, erscheint dem weisen Christen lächerlich oder als Thor; — oder man schimpft ihn einen Gottlosen und Ungläubigen; denn es sind diese Namen, mit denen man Jene benennt, die nicht dieselbe Dummheit verfolgen und die an Dingen glauben, welche das Scrotinium der Bernunft nicht bestehen.

Welches Entsetzen überfällt nicht den Christen, wenn Du ihm sagst, daß seine Priester nutzlose Geschöpfe sind! Würde er sich wundern, wenn Du ihm sagtest, daß seine Gebete, selbst nach den Grundsätzen seiner Religion, welche er in der Kindheit gelernt, seines Gottes un-

würdig und überflüssig sind; denn wenn Gott Alles weiß, was fremdt es, ihn an die Bedürfnisse seiner Geschöpfe zu erinnern, die er liebt? Ist Gott ein Vater voll der Liebe und Güte ist es dann nothwendig, ihn täglich um unser Brod zu bitten? Ist dieser Gott unveränderlich und weise, wie können seine Geschöpfe die seinen Beschlässe Gottes abändern? Ist dieser Gott gerecht und gut, wie kann er uns dieses zufügen, oder uns in die Hölle zu schicken, wo ein Gebet nothwendig wäre und nicht in Versuchung zu führen?

Sie sehen hieraus, Gelehrte, daß von Dem was die Christen für unbedingt nothwendig halten, nur sehr wenig vorhanden ist, als die Dem übereinstimmt, was von Gott selbst gesagt worden sein soll. Sie sehen, daß selbst das Wort unser viele Irrthümer enthält und Begriffe, so zu sagen gänzlich entgegengesetzt, welche jeder Christ von seinem Gott haben sollte. Fragen Sie einen Christen warum er die Hölle worüber er nie nachdenkt, fortwährend herbesagt, so kann er Ihnen keinen andern Grund angeben, als daß er in seiner Kindheit gelernt habe die Hände zu halten und Worte herzusagen, welche er verstehen nicht er, sondern sein Priester verpflichtet ist. Er mag noch hinzufügen, daß das Gebet unbedingt nothwendig sei, um die Gunft des Himmels zu verdienen. Wenn aber die Rathschläge Gottes unbedeutend und nicht zu ändern sind, was soll es da alle unsere Gebete nützen? Findet sich Gott durch den Menschen bedingt, wird er da nicht unsere Bitten verwerfen müssen, die eine Beleidigung sind seiner Güte, seiner Gerechtigkeit und unendlichen Weisheit? Werden Bewegungen haben demnach unsere Priester, und sie es die Nothwendigkeit des Gebetes anzukündigen? Einzig und allein nur der, die Anbetungen der Menschen zu ihrem eigenen Vortheil auszubeuten. Sie stellen uns Gott als einen Herrscher vor, der schwer zu ändern ist, der sich schwer versöhnen läßt, von dem sie jedoch die Gesandten, die Günstlinge, die Diener sind. Sie machen sich

zu Vermittlern, zwischen diesem unsichtbaren Souverain und seinen Untertanen auf Erden. Sie verkaufen den Unwissenden diese ihre Vermittlung bei dem Allmächtigen; sie beten für das Volk; und der Staat belohnt sie dafür mit vielem Nutzen, mit Wohlstand, Ansehen und Gemüthlichkeit.

Unsere Priester, Mönche und alle Diener der Religion ernähren und mästen sich in ihrem Nichtsthun; sie versprechen ihren Zahlmeistern und Anhängern einen Platz dafür im Himmel und sagen, daß man ohne ihre Vermittlung die Gnade Gottes nicht erlangen kann, und die Strafen und Calamitäten, wodurch die Welt so oft heimgesucht wird, nicht abgewendet werden können.

Das Gebet der Priester ist eine Quacksalb- und Medicin für alle Uebel. Alles Unglück der Völker wird von diesen geistlichen Führern gelegt, die aus dem allgemeinen Elend ihren Nutzen ziehen, da sie für ihre „Dienste des Herrn“ bezahlt werden. Sie lehren das Volk nie, daß solche Calamitäten von dem Ganzen der Natur herrühren und von Gesetzen, über welche sie keine Controлле haben. O, nein! sie machen die Welt glauben, daß das Unglück eine Strafe des zürnenden Gottes sei, Uebel, für welche sie kein Heilmittel besitzen, werden als Gerichte Gottes ausgesprochen, sie sind übernatürlich und so muß man denn Zuflucht zum Priester nehmen. Gott, den sie als so gut preisen, scheint oft ganz taub für ihre Bitten zu sein. Sie sagen uns, die Menschen haben Gott beleidigt; man habe seinen Bergessen und daß man vermuthlich der Gebete und der Opfer bedürfe. Auch brüsten sie sich damit, Gott sei durch ihre Gebete versöhnt worden. Ohne ihre Danksagung, predigen sie dem Pöbel, schlägt die Erde fehl; werden die Felder überfluthet; wird Pest, Hungersnoth und Krieg die Erde heimsuchen; und treten diese Calamitäten dennoch ein, so sagen sie, daß sie durch Gebete beseitigt werden können.*

*) Und dieser elende Pfaffenruch hat

Würden Furcht und Schrecken dem geliebten Pöbel erlauben zu denken, so würde er bald ausfinden, daß alles Uebel, das die Menschen, oder ein Volk betrifft, eben so wie alle gute Dinge, die er im Leben genießt, die nothwendige Folge der Ordnung der Natur sind. Man würde leicht finden, daß ein weiser Gott, unabänderlich in seinem Verfahren, Nichts gegen jene Gesetze geschehen lassen kann, die mit ihm selbst Eins und Dasselbe sind. Man würde sich überzeugen, daß die Calamitäten, Unfruchtbarkeit, Pestilenz, Krieg und der Tod selbst Folgen sind gewisser natürlicher Ursachen, eben so wie Glück, Ueberschuß, Gesundheit und Leben. Würde der Mensch vernünftig denken, so müßte er bald einsehen, daß Kriege, Hungersnoth und andere Uebel sehr oft die Folgen sind von Unwissenheit, Vergehungen und Thorheiten.

Uebeln, die wir nicht abwenden können, haben wir uns zu fügen und sollen das unvorhergesehene Unglück mit derselben Geistesstärke tragen, als wir uns des Glückes freuen, das uns begegnet. Unpopuläre Meinungen bedürfen keiner Delimitation außerhalb dem Bereiche unserer selbst. — Liegen Uebel außerhalb unserm irdischen Bereiche, so reicht kein Mittel hin, sie zu heilen. Erfahrung lehrt, daß Bescheidenheit und Trägheit des Körpers und des Geistes dem Menschen mehr nützen als alle Vorriegelungen des Pfaffenstums und Verehrung unbegreiflicher Mummereien. Wären doch alle Menschen ihrer religiösen Verirrtheit dar, um die Frage in die Welt zu setzen!

Das Volk sollte schon auch aus folgenden Rücksichten in die Gebete der Priester keinen Werth setzen. — Wir sehen unglücklicherweise die Unwirksamkeit ihres Betens; die Nichtigkeit ihrer Ceremonien, die auf

das Volk so sehr inleitet, daß selbst Staatsmänner in diese Dummheit verfallen und öffentlich Beten und Fasten zur Versöhnung Gottes annehmen. Ja, wir sind ein erleuchtetes Volk.

ihre eigenes Leben so wenig Einfluß haben — und doch sind es diese Leute, die das Auz des Menschen bringen machen. Sie veranlassen sehr häufig ihre Anhänger, Jene herunterzumachen, die sich ihren Anmassungen nicht fügen. Sie schrecken den Schwachen an Verstand mit fürchterlichen Bildern, welche sie ihm über die Gottheit vorhalten. Sie verbieten dem Menschen das Denken, damit er sich den unsinnigsten Verordnungen fuge. Sie verwandeln die gleichgültigsten Dinge in wichtige Pflichten, die sie als heilig hinstellen. Sie wissen, daß der gewöhnliche Mensch im Verhältnis zu seinen Leidensbittern. Daher sie ihrer Beute, wenn der Gläubigen wirklich Uebel befallen, am nächsten sind; ist er glücklich, so drohen sie ihm, sie schaffen eingebildete Leiden und Furcht.

Wenn Sie schließlich, geehrte Frau, mit Ihren eignen Augen sehen, nicht durch die Brille pfäffischer Sagen, werden Sie erkennen müssen, daß diese Dinge bloß den Priestern nützen, nicht aber der Geistes und daß sie der Gesellschaft oft sogar sehr schädlich sind. Von welchem Nutzen kann es z. B. für eine Familie sein, wenn die Mutter eine Spinnerin ist? Um so mehr, wenn sie über das Beten und Auzengeben andere Pflichten versäumt. Können ihr Gott, ihre Kinder, ihre Freunde aus den Gebeten und Andachtübungen einen Nutzen ziehen, die sie bloß mürrisch, melancholisch und unglücklich machen? Ist es nicht besser für einen Vater, für eine Mutter, sich mit häuslichen Angelegenheiten zu befassen, als ihre Zeit in Messen und bei Predigten zu vergeuden, wo unverständliche Dogmen herabgetriert werden, oder wobei man sich einer oft nur schwindeharen Pietät hingiebt, die keinen Werth hat?

Madame, finden Sie dort, wo Sie wohnen nicht viele Gläubige in Schwärmen versunken, die Tausende an Pester und für die Kirche verschwendet haben? Zufrieden, ihr Gewissen mit ihrem religiösen Glauben in Einklang zu bringen, küm-

merkt sie die Erziehung ihrer Kinder eben so wenig wie die Bezahlung ihrer Schulden. Leute, die es für eine große Sünde halten eine Messe zu veräumen, halten es der Beachtung nicht werth; ihre Gläubiger zu befriedigen, die durch deren Nachlässigkeit sowohl, wie durch deren religiösen Wahn ruinirt worden sind. In der That, man möge diese Religion von irgend einer Seite betrachten, so findet man wenig Gutes an ihr.

Was sollen wir von den vielen Feiertagen sagen die man eingeführt hat? Sind sie nicht sichtbar der Gesellschaft nachtheilig? Ist dem Ewigen nicht Ein Tag wie der Andere? Wieviel im Himmel auch Festtage? Sie sind nothwendig, sagen die Priester, damit das Volk von der Arbeit ausruhen kann. Wann arbeiten die Priester? Ist nicht ihr ganzes Leben ein „langer Tag“ der Ruhe? Betrinken sich nicht Viele am Sonntag, die es für Sünde halten, am Tag des Herrn etwas Nützliches zu verrichten? Es ist bloß im Interesse der Pfaffen, daß alle Häfen am Sonntag geschlossen sein sollen, ausgenommen die andern. Wir sehen denn deutlich, warum Feiertage nothwendig sind.

Ist es nicht gegen Begriffe, welche wir über eine weise Gottheit hegen können, daß die Religion Enthaltsamkeit von gewissen Dingen zur Pflicht macht, oder daß Phantasie und Andacht die einzige Probe der Tugend sein sollen? Kann man vernünftigerweise annehmen, daß Gott unschuldige Vergnügungen als Sünde betrachtet, oder die Enthaltsamkeit von gewissen Speisen an gewissen Tagen für Tugend halte? Die meisten Religionen der Welt haben Gott zu einem launischen und eifersüchtigen Herrscher gemacht, dem es Vergnügen macht, seine Sklaven zu reizen und in Versuchung zu führen, ohne ihnen den schuldlosen Genuß ihrer Sinne zu erlauben. Wir finden Menschen, die gegen ihre Natur ankämpfen, sich kastriren und martern, um den Himmel zu verdienen und sich bei ihrem Gott angenehm

zu machen. Wir finden diese fanatischen, grausamen Begriffe in der christlichen Religion, die ihren Gott für so grausam hält, um über Menschen Leiden zu verhängen und den Tod für seinen eigenen Sohn. Wenn ein Gott, der frei von jeder Sünde, auch zugleich selbst für die Sünden aller Menschen leidet, wie Jene sagen, die an die Erbsünde glauben, ist es dann nicht sonderbar, daß Menschen, die Sünder sind, es sich zur Pflicht machen, sich in Kirchen zu versammeln, um sich elend zu machen?

Diese traurigen Begriffe haben Menschen in die Wüste getrieben; sie haben der Gesellschaft und den Freuden des Lebens fanatisch entsagt, um lebendig begraben zu werden, indem sie durch elende Ceremonien, die ihrer Gesundheit eben so nachtheilig sind wie der Gesellschaft, den Himmel zu verdienen glauben. Das Klosterleben, soll es vollkommen sein, besteht in der Kunst sich zu quälen und zu foltern. Strenge Mönche rühmen sich barbarischer Regeln, deren Beobachtung den Respekt der Gläubigen für sich hat, die sich einbilden, daß Menschen, die sich so sehr kastriren, und Dinge die Lieblinge des Himmels sein müssen. Doch diese Mönche sind Fanatiker, die sich dem Hochmuth des Clerus opfern, der in Luxus und Fülle lebt, obgleich ihre dupirten und hirnlosen Brüder eine Ehre daran setzen, zu hungern und elend zu sein. Unglückliche junge Mädchen entsagen oder müssen entsagen ihrem Rang in der Gesellschaft, den unschuldigen Freuden der Jugend, dem Vergnügen ihres Geschlechtes, um lebenslang unter einem Despotismus zu schmachten, an welchen sie überreichte oder abgedrungene Gelübde gefesselt haben. Klöster sind eine Satyre auf die Vernunft; sonderbar ist es, daß man den Himmel verdienen will, indem man sich selbst die Erde zur Hölle macht. Doch, es ist so und die Vernunft vermag nur wenig über die Thorheit.

Je mehr wir die Religion einer Prüfung unterziehen, desto mehr können wir uns überzeugen, daß sie bloß den Priestern

von wesentlichem Nutzen ist. Alles in dieser Religion zielt dahin ab, und den Phantasien unserer Seelsorger unterthanig zu machen, für ihr Heil zu arbeiten und für ihre Reichthümer beizutragen. Für Geld waschen sie jeden Sünder frei und für Geld, für viel Geld, würden die Meisten Gott und den Himmel verkaufen.

Achtungsvoll der

Ihrige.

Gebiete Frau!

Wenn wir den Priestern glauben, so geben wir es Ihnen zu, daß die christliche Religion durch ihre Moral die Philosophie und alle andern Religions-Systeme der Welt weit übertrifft. Nach ihrer Behauptung hätte die menschliche Vernunft nie bessere Doctrinen der Moral, heroischere Tugenden und für die Gesellschaft nützlichere Verordnungen erfinden können. Doch das ist nicht Alles; die Tugenden, welche den Heiden bekannt sind, und von ihnen geübt werden, betrachten diese geistlichen Herren als falsche Tugenden; so weder unsere Adlung noch die Günst des Allmächtigen verdienen, ja, sie erklären sie sogar für eine Sünde vor Gott.

Kurz, die Priester suchen und zu überzeugen, daß die christliche Sittenlehre rein göttlich sei und ihre Lehren so erhaben, daß sie bloß der Gottheit entspringen konnten.

Wenn wir, in der That, Das als göttlich annehmen, was ein Sterblicher weder begreifen, noch thun kann; wenn wir unter göttlichen Tugenden solche Tugenden verstehen, die nicht von dem geringsten Nutzen sind; wenn man unter göttlicher Vollkommenheit jene Eigenschaft versteht, so nicht nur mit der menschlichen Natur unverträglich, sondern ihr sogar ganz entgegengesetzt ist — dann müssen wir freilich zugeben, daß die christliche Moral eine göttliche ist, oder wenigstens verifizirt sein, daß sie mit jenem System der Moral Nichts gemein hat, die aus der Natur des

Menschen und seinen Beziehungen zur Gesellschaft entwickelt, sondern vielmehr die besten Begriffe von Tugend, welche wir begreifen können, zu Mäthe macht.

Durch die Vernunft geleitet, verstehen wir unter dem Namen der Tugend jene Dispositionen des Gemüthes, welche unser Glück und das wahre Wohl Jener fördern, mit denen wir zusammen leben und durch deren Ausübung unsere Missethungen bestimmt werden, an unserem Glück Antheil zu nehmen. Nach dem Hühlerischen Systeme heisst der Name von Tugend auf Dispositionen, welche man ohne die Gnade Gottes nicht besitzen kann, und welche, wenn man sie besitzt, uns selbst und Andern schädlich sind. Die Moral des Christenthums ist eigentlich eine Moral für eine andere Welt. Gleich dem Philosophen der Vorzeit heissen die Christen ihre Blicke so lang auf die Sterne, bis sie in den Brunnen fallen, den sie zu ihren Füßen nicht bemerkt hatten *) Das einzige Ziel, das sich die christliche Moral setzt, ist die Verachtung der Welt, um sich ganz dem Himmel zu weihen, von dem sie auch nicht das Geringste wissen; ihr irdisches Glück bildet keinen Theil ihrer Betrachtungen; dieses Leben ist, nach der Ansicht eines Christen, bloss eine Pilgerreise, die zu einem andern Leben führt, für seine Hoffnungen weit wichtiger, da es außerhalb seiner Fassungskraft liegt. Man sagt uns, wir müssen in dieser Welt, die wir kennen, elend sein, und glücklich in jener, die wir nicht kennen. Um aber jene Seligkeit in einer andern zu erreichen, ist es nothwendig, vor Allem unserer Vernunft zu entsagen, das heißt, wir sollen unsere Augen verschließen und uns der Führung der Trüster überlassen. Dies sind die Principien, auf

welche die Fabricationen der christlichen Ethik, oder Sittenlehre, basirt ist.

Können Sie und nun, Madame, in eine nähere Prüfung der Tugenden eingehen, auf welchen die christliche Moral beruht. Jene Tugenden sind Evangelische Tugenden — sehen uns diese, so versichert man uns, daß wir uns vergebens bestreben, die Gnade Gottes zu erlangen.

Die erste dieser Tugenden ist der Glaube. Nach der Lehre der Kirche ist der Glaube eine Gabe Gottes, eine übernatürliche Tugend, durch welche wir durch einen festen Glauben an Gott besicelt werden und an Alles, was er dem Menschen offenbart hat wenn gleich der Verstand es nicht fassen kann. Der Glaube, lehrt die Kirche, beruht auf dem Worte Gottes, der weder täuschen noch geäussert werden kann. So setzt denn der Glaube voraus, daß Gott mit dem Menschen gesprochen habe; doch welchen Beweis haben wir dafür, daß Gott mit dem Menschen sprach? Die heilige Schrift. Wer ist es, der uns sagt, daß die Bibel das Wort Gottes enthält? Es ist die Kirche. Doch wer sagt uns, daß uns die Kirche nicht täuscht und nicht getäuscht werden kann? Die heilige Schrift. So beweist denn die Bibel die Unfehlbarkeit der Kirche und diese beweist die Unfehlbarkeit der Bibel. Aus dieser Behauptung können Sie denn sehen, daß der Glaube nichts Anderes ist als ein fürwahrhalten Dessen, was die Priester uns sagen, denen ihre eigenen Begriffe unverständlich sind. Freilich verweist man uns auf Wunder, um die Wahrheit der Bibel zu beweisen; aber es ist weiter eben diese Mittel, die uns jene Wunder erzählt und bezeugt.

Von der absoluten Unmöglichkeit irgend eines Wunders, schmeichle ich mir, Sie, geehrte Frau, bereits überzeugt zu haben.

Auch müssen Sie bereits die Behauptung der Absurdität einsehen, daß der Verstand von irgend Etwas überzeugt sein könne, das er nicht begreift. Die

Blicke, die ich Sie in das Buch machen ließ, das die Christen heilig nennen, mußten Ihnen die Versicherung geben, daß es nicht das Wort eines weisen, guten, allwissenden, gerechten und allmächtigen Gottes sein kann. Wenn wir also demselben einen wahren Glauben schenken können, so kann auch Das, was wir Glauben nennen, nicht Anderes sein, als ein unerschütterliches Festhalten an Das, was uns Priester aufbringen, die unsere junge Denkfähigkeit zu Gunsten ihres Systems bestimmen. So, können die Priester selbst Das glauben, was sie lehren? Es ist nicht möglich. Sie sind Menschen wie wir selbst, und was der gewöhnliche Verstand nicht begreifen kann, das begreifen auch sie nicht. Besitzen sie aber dennoch diesen Glauben, so ist es nichts Anderes als ein blindes fürwahrhalten Dessen, was ihnen, ohne Prüfung, von Andern aufgetragen wurde; besitzen sie den Glauben nicht, den kein Vernünftiger besitzen kann, der denkt, so sind sie Heuchler.

Man wird sagen, daß der Glaube an unbegreifliche Dinge eine Gabe Gottes sei und nur Jenen eigen sein kann, die seine Gnade besitzen. Hierauf erwiedere ich, daß wir in diesem Fall keine andere Alternative haben als zu warten, bis die Gnade Gottes auf uns herabströmt — und daß es uns einstweilen erlaubt sei, zu zweifeln, daß Glaube, Dummheit und Unvernunft als Gnade von einem vernünftigen Gott ausgehen kann, der uns mit Denkfähigkeit begabt hat. Ist Gott unendlich weise, wie kann er dann an Stumpfheit und Thorheit Wohlgefallen haben? Gäbe es solch ein Ding als Glaube, der von der Gnade Gottes kommt, so hätte man Recht, Dinge in einem andern Lichte zu sehen, als dieser Gott sie gemacht hat. Kein Mensch kann die Bibel für Gottes Werk halten, ohne den Begriff zu schänden, den man sich von einer Gottheit machen kann. Kein Mensch kann glauben, daß Ein Gott drei Götter sind und drei Götter Ein Gott, ohne allen Forderungen des gesunden Menschenverstandes zu entsagen und zu behaupten, daß es in der Menschheit keine Gewisheit gäbe.

*) Oder wie es mir mit einem anglikanischen Prediger in Sicilien selbst erging, mit dem ich auf einem Spaziergange in religiösem Gespräch kam, während wir im Eifer unserer Eise, verzahnen, die elastischen zwischen Tacussen grasten und — unbemerkt uns wegleiteten.

Demnach, geehrte Frau, haben wir anzunehmen, daß Jenes, was die Kirche eine Gabe von Oben nennt, eine übernatürliche Gnade, in der That nichts Anderes ist, als eine totale Blindheit, eine unvernünftige, Reichthüchtigkeit, eine erbärmliche Unterwerfung, eine schwankende Ungewißheit, eine traffe Dummheit, wodurch wir uns füzen sollen an jedes Dogma zu glauben, das uns unsere Priester aufbürden.

Obgleich die Priester lehren, der Glaube sei eine Gnade Gottes, so verdammen sie doch alle Jene, denen diese Gnade nicht zu Theil ward und Nichts kann diese ihre Wuth befähigen, als Ausrottung der Aeger, wenn sie dazu anders die Kraft besitzen. Ungläubige wären denn für die Gnade Gottes verantwortlich, obgleich sie dieselbe nie erhalten haben. Nach der Meinung der Pfaffen und Gläubigen ist der Mangel an Glaube die unverzeihlichste aller Sünden. Wir wissen es, daß in Ländern, wo die Priester herrschen, die Flammen ihrer christlichen Barmherzigkeit Alles verschlingen, was des durch sie vorgeschriebenen Glaubens ermangelt.

Doch ich schreibe diesen Brief und hoffe Ihnen später noch mehre Gründe zu geben, um Sie vollkommen von Ihrem in der Kindheit eingeflogenen Glauben zu heilen.

Achtungsvoll der

Ihrige.

Aus den Memoiren von Lola Montez.

In München.

Ich war meine Gegner.

Nachdem ich Madrid verlassen hatte, bereiste ich Spanien noch einige Monate in der Kreuz- und Quer. Ich sah meine Geburtsstadt Sevilla. Ich sah das Haus, in welchem ich geboren worden war, und welche Gefühle ergriffen mich! — Welch' ein Leben voller Wechselfälle, voller Ereignisse, voller Erfahrungen lagen

zwischen diesen beiden Momenten, da ich Sevilla als Kind verließ und jetzt wiederkehrte! Wie ein Traum ging mein vergangenes Leben an meiner Erinnerung vorüber und welche Zukunft erwartete mich noch! — Sagte nicht Solon: Niemand ist vor seinem Tode glücklich? — Und ich war noch so jung, so viel ich auch erfahren hatte.

Ich gestehe, daß ich mit etwas erleichtertem Herzen Spanien verließ. Ich kam durch Gegenden und Städte, welche die Spuren der Bürgerkriege an sich trugen, welche Spanien in einer Reihe von Jahren verwüstet hatten. Dieser Anblick berührte mich schmerzhaft, es erfüllte mich mit Trauer, ein Land, welches von der Natur so reich begabt ist, in so tiefem Elend zu sein. Ich atmete, wie gesamt, freier auf, als ich endlich wieder die französische Grenze erreichte, als ich wieder auf französischem Boden stand, auf dem Boden eines Landes, welchem drei Revolutionen von so zerstörenden Folgen dennoch nichts von seiner Macht, seinem Einflusse, — von seinem klassischen Reichthum rauben konnten.

Bis Paris reiste ich fast ohne Aufenthalt, nur in Bordeaux verweilte ich mich, denn ich konnte nicht umhin in dieser Stadt des Tanzes die Bühne zu betreten. Diese Stadt hat bekanntlich eines der prächtigsten Theater der Welt. Der Herzog von Richelieu verausgabte mehr als drei Millionen für seinen Bau, welcher drei Jahre währte. Das Ballet von Bordeaux genießt seit langer Zeit einen außerordentlichen Ruf und es fehlt fast bei keiner Vorstellung. Ich hatte alle Ursache, mit meinem Empfang zufrieden zu sein und der Brisfall welcher mir daselbst in so reichem Maße zu Theil wurde, wird noch lange in meinem Gedächtnisse leben.

In Paris hielt ich mich diesmal nur vierzehn Tage auf. Ich fand die alten Menschen, aber sehr viele neue Dinge. Denn in Paris ändert sich mit jedem Tage etwas. Wie könnten sonst die Pariser

leben? — Wenn sich nichts Neues mehr machen will, dann wird ein wenig Revolution gemacht, ein Attentat auf die Regierung, auf das Ministerium, welche zuweisen mit dem Sturze der Dynastie endet und ganz Europa erschüttert.

So verließ ich Paris, um zum zweiten Male Deutschland zu betreten, welches in Bezug auf seine Loyalität den besten Ruf von der Welt hat.

In Baden machte ich sehr traurige Erfahrungen, welche im größten Contraste zu den Prophezeihungen meines Nasenpropbeten standen und endlich nach vielen und manchen angenehmen Erlebnissen kam ich gegen Ende September 1846 in München an.

Wenn ich mich daran erinnere, da ich zum ersten Male durch die Straßen dieser schönen, imposanten Stadt fuhr, welche ein poetischer, geistreicher und kunstsinziger König mit so herrlichen Bauwerkmalern geziert hat, da ich eine Fremde, Unbekannte, eine arme Ballettänzerin zum Theater-Intendanten ging, an seine Thür pochte und kalt empfangen wurde, da mir auf meine Bitte, mir ein Debüt zu gestatten, mit einem höflichen, aber kalten Nein geantwortet wurde; und wenn ich mich daran erinnere, wie bald nachher ich der Gegenstand einer allgemeinen aber bitteren Aufmerksamkeit wurde, dann erscheint mir diese ganze wunderbare Epoche meines Lebens wie ein toller Fastnachtsputz.

Die Leser mögen nur bei Darstellung dieser Ereignisse, welche ihren Privatcharakter verlieren und der Geschichte angehören, nicht vergessen, daß ich selbst eigentlich Nichts gethan habe, um einem Verhältnisse, welches mich so sehr beglückte, einen öffentlichen Charakter zu geben, daß ich von einer Partei gewaltsam in den Strudel von Ereignissen hineingezogen wurde, die zu veranlassen durchaus außer meinem Willen lag.

Ohne Gewissensbisse gehe ich an die Enthüllung eines so wichtigen Abschnittes meines Lebens, das nur guten Ideen, guten Absichten gewidmet ist.

Ich stehe vor mir selbst vollkommen gerechtfertigt da. Zu einer Macht gelangt, welche fast die einer Königin war, habe ich mich rein von allen Intriguen gehalten, zu denen so oft diejenigen ihre Zuflucht nehmen, welche eine erlangte hohe Stellung um jeden Preis behaupten wollten. Ich habe nichts gethan, was dem Volke zum Unheil, zum Unglücke gereichen konnte, dessen König mich mit seiner großmüthigen Guld beglückte.

Ich habe meinen Einfluß, wenn ich solchen jemals im geringen Maße ausübte, nur dazu benutzt, Gutes zu thun, den Bösen zu verzeihen, und dem üblen Feindmünd, welcher in ich auf jegliche Weise zu schwächen und in den Augen des Volkes herabzumwürdigen suchte, mit Verachtung zu begegnen.

Die zwei Jahre eines Lebens an der Seite eines Königs sind ohne allen Vorwurf für mich und den königlichen Herrn, der so innig für sein Volk fühlte und es mit einer Liebe umfaßte, die leider nur zu oft von denjenigen falsch gedeutet wurde, welche Liebe zum Könige heuchelten, und denen dennoch nichts mehr am Herzen lag, als die königliche Gewalt in den Augen des Volkes herabzusetzen, zu begreifen, und diese Herabwürdigung für ihre selbstsüchtigen Zwecke auszubeuten.

Ich werde dies Alles darstellen *in ira et studio*, denn ich bin weit entfernt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, ich will nur gerecht gegen mich und den königlichen Gebieter sein, der so gute, edle und erhabene Absichten hatte und gleichwohl so schlechten Dank erhielt.

Wahrscheinlich, die Könige sind zu bebauern. Scheint es nicht, als glaubten gewisse Leute das Recht zu besitzen, ihre Neigungen, ihre Liebe, ihren Haß auf diejenigen Gegenstände zu lenken, die sie in ihrer frevelhaftesten Eigensucht lieben oder hassen? Wo dürfte ein König sein eigenes Herz haben, seine Neigungen, die seiner Individualität entspringen, als wählte ein König aufhören, ein Mensch zu sein und un-

ter allen Umständen sich von den Augen, Ohren, Empfindungen, Wünschen und Absichten, und lämen sie aus der geträübtesten Quelle, abhängig machen.

Wie man an der Seite eines Königs empfinden muß, ich werde es Euch lehren, ja, ich werde es Euch zeigen, die Ihr, — die Ihr Euch mit so vieler Heuchelei die Stützen des Thrones nennt, — mit so nichtswürdiger Insinuation beleidigt habt, die Ihr vor den Augen Deutschlands, Europas als ein verworfenes Wesen dargestellt habt — welches um die Liebe eines Königs buhlte, um nichts aus ihr zu machen, als eine reiche Quelle zur Befriedigung thörichter Eitelkeit.

Ich werde mich auch in diesem Verhältniß zeigen, wie immer, so wie ich bin, nicht schlechter, nicht besser.

Ihr sollt nicht den Triumph haben, Ihr Männer der Verschwörung, die Ihr Liebe für Das heuchelt, was Ihr zu verderben oder doch wenigstens ohnmächtig zu machen trachtet, Ihr sollt nicht den Triumph haben, sage ich, daß ich mich wie einen Engel hinzustellen strebe, der eitelere Dinge nicht fähig wäre, die jedem Menschenherzen anhaften, bis er in finstern Grabe ruht.

Aber ich werde zeigen, daß ich unendlich viel besser bin, als diejenigen, welche mit dem Rufe das Volk zu entflammen suchten: Steinigt sie.

Wöchte der hochberzglge König wenn er von diesen Zeilen Kunde erhält, sich erinnern:

Wie Lola Montez zu jeder Zeit die wahre Größe, die Erhabenheit des Gemüths und Charakters, den wahren Mannesstolz und Muth höher geschätzt hat, als alle Schätze, mit denen sich nichtige, neidische Eitelkeit brüstet und ein Glück zu erkaufen und zu erkünsteln sucht, welches, da ihm die innere Befriedigung, der innere Werth gebricht, zum Unheile derjenigen ausschlägt, die sich mit solchem Glücke zu täuschen und einzulassen suchen.

Die öffentlichen Zustände Baierns bei meinem Erscheinen.

Bevor ich näher auf meine Münchener Erlebnisse eingehe, welche ich dem Urtheile des billig denkenden und edleren Theil des Publikums anheimgebe, erlaube ich mir eine geschichtliche Skizze der bairischen öffentlichen Zustände zu geben, von denen ich freilich damals, als ich dieses Land zum ersten Male betrat, keine Ahnung hatte und die mich überhaupt nur nach und nach ein glücklicher Takt herausfühlen ließ.

Ich bediene mich zu diesem Zwecke der geistreichen Feder des Dr. Erdmann, der, wenn auch keineswegs als mein Freund so hoch als ein erklärter Feind derjenigen Partei erscheint, die an meinem Sturze arbeitete und deren Sturz nicht ich veranlaßte, wie das Land glaubte und die Presse verbreitete, sondern die ohne mein Zutun in die Grube stürzte, welche sie für mich gegraben hatte.

Werfen wir einen Blick auf die Rolle, welche Baiern in den früheren religiösen Kämpfen gespielt hat, so sehen wir es auf der Seite des Papstthums, alliiert mit den Interessen der katholischen Kirche, wenn auch theilweise hierin seinem eigenen Interesse dienend. Baiern war von jeher bis nach der Reformation gaulisch-katholisch und die Seele der gegen die Union der Protestanten sich bildenden Ligue. — Der von Seite der Kirche 1773 aufgehobene und 1814 wieder sanctionirte Orden der Jesuiten hatte hier seine Wirksamkeit und seinen Einfluß nie ganz abgegeben war 1777 bereits wieder in schönster Blüthe und machte sich besonders bemerkbar im Prozesse gegen den von Weiskaupt gestifteten Illuminatenorden, auf den wir später nochmals kommen werden. Die Anklage, derselbe sei politisch gefährlich gewesen, hat sich nicht begründen lassen, und erschien auch seine Aufhebung gesetzlich und rechtmäßig, weil dieser Orden einen geheimen Staat im Staate bildete, so konnte man doch die Art nicht billigen.

gen, mit der man verfabr — aber so viel ist gewiß: durch seine Tendenz der Vereblung und Aufklärung der Menschheit, welche über die kirchliche Zerrissenheit gehoben werden sollte, war er der gefährlichste Feind des Jesuitismus, dessen Form er annahm, um ihn selbst zu überwinden, das heißt: den materiellen Teufel durch den formellen auszutreiben. Solch ein Plan jedoch mußte in jener Zeit scheitern, wo der Jesuitismus noch zu mächtige Arme hatte und neben großen inneren Kämpfen unter der traurigsten Beengung der Denk-, Gewissens- und Pressfreiheit eine totale Verfinsternung hereinzubringen drohte.

Zum Glück für Baiern ging aber ein Stern auf, der edle König Maximilian Joseph (1799 bis 1825), dessen Milde, Herablassung und Menschenfreundlichkeit noch immer in herzlichster Erinnerung fortlebt. Er war es, der zuerst den Funken der Humanität und Intelligenz zur Flamme anzufachen suchte in jener kalten Winternacht. Er war es, der die Toleranz eines Friedrich und Joseph auch auf bayerischen Boden verpflanzen wollte, gegenüber gräßlicher Intoleranz. Den heftigsten Widerstand fand er da, wo ihn Joseph 2. zu finden fürchtete, wenn er in Toleranzedicten sagt:

„Ich weiß, daß ich der Schwierigkeiten viele werbe zu überwinden haben, und daß die meisten von denen herkommen, die sich keine Priester nennen.“

Diesen heftigen Widerstand fand er an den Jesuiten, an den von ihnen beeinflussten Corporationen und Personen, sowie überhaupt an der katholischen Kirche. Hören wir, was ein damals lebender katholischer Schriftsteller, Dr. Brendel, Professor der Rechte in Würzburg in seinem Kirchenrecht S. 305 sagt:

„Baiern war ein rein katholisches Land, und die Grundsätze der Duldung, früherhin von Friedrich dem Großen und andern weisen Regenten zur offenkundigen Beförderung des öffentlichen Wohlfandes aufgestellt, und von Kai-

ser Joseph, wiewohl unter ungünstigen Umständen und unerwarteten Schwierigkeiten, in Oesterreich nachgeahmt, hatten in Baiern nicht Wurzel geschlagen; schon seine bei der Reformation angenommene Stellung und gespielte Rolle, seine landländische Bevölkerung und eine mächtige Geistlichkeit, die unter fremden Bischöfen stand, schienen sich entgegenzusetzen. Noch im Jahre 1801 gab es Protestationen gegen die bürgerliche Aufnahme von Protestanten in die Hauptstadt.“

Dieses Letztere bezieht sich auf die Weigerung des Münchner Magistrates und der bayerischen Landstände, den Kaufmann Koch und Weinwirth Michel, Beide reformirter Confession, als Bürger aufzunehmen, obwohl Maximilian Joseph in einem Edict vom 10. Januar 1800 erklärt hatte, es solle die Ansfähigmachung nicht mehr vom katholischen Bekenntnis abhängig gemacht werden. Nur die energischsten Maßregeln und ernstesten Drohungen von Seiten der Landesdirection konnten den widerspenstigen und fanatischen Sinn jener Korporationen beugen. Es ist dies hinlänglich um einen Geschmack von dem Geiste zu geben, der damals herrschend war, aber noch heutzutage hört man hin und wieder sich klagen auf: „Wäre nur damals der Magistrat beharrlicher gewesen, München erfreute sich einer bloß katholischen Bevölkerung (es sind deren nun mehre Tausende.)“ obwohl der gebildete Theil der Münchner Bürgerschaft tolerant und friedliebend ist.

Maximilian Joseph lebte also im Kampfe mit einer verletzenden Geistlichkeit, wenn er Volksebildung zu heben, den Obscurantismus und die Intoleranz zu verbannen suchte. Indem er einen neuen Geist einleitete, hat er für Baiern viel gethan; ihm ver dankt es seine Verfassung oder Constitution, wodurch für Person und Eigenthum Sicherheit, für Denk-, Gewissens- und Pressfreiheit freiere Normen, für die drei christlichen Confessionen

ungehämte Religionsübung und gleiche Berechtigung im Staatsbürgerthum zugesichert wurden. Die katholische Kirchenverfassung wurde durch das 1817 mit Pius 7. geschlossene Concordat organisiert. Für die Protestanten wurde eine Consistorialverfassung gegründet. Die Erziehungs- und wissenschaftlichen Bildungsanstalten wurden verbessert und geregelt. In allen Zweigen der Verwaltung machte er seinen wohlthätigen Einfluß geltend, und so hat er das unbestrittene Verdienst, Baiern aus dem Rohen herausgearbeitet und den Grundsätzen der Toleranz, Humanität und Intelligenz Raum zur weiteren Entwicklung gegeben zu haben. — Das ist's, was ihn in der Erinnerung eines jeden humanen Baiern unvergesslich macht; denn schwer ist jeder Grundbau, wo so harter Boden und ungünstiges Terrain vorhanden ist.

Das war im Ganzen die Lage der Dinge bis zum Concordat. Schon seit der Wiedereinsetzung (1813 — 1814) des in Savona von Napoleon gefangen gehaltenen Papst Pius 8., des bekannten Wiederherstellers des Jesuitenordens, hatte zwar die römische Curie angefangen, ihr verlornes hierarchisches Gebiet wieder zu erobern, aber in Baiern wurden die dazu geeigneten Anknüpfungspunkte hauptsächlich mit dem Concordate gegeben. Die in der Verfassung ausgesprochene gleiche Berechtigung der Protestanten war ein Gegenstand, der Papst Pius 7. zu jenen prinzipiellen Beschwerden im Jahre 1819 Veranlassung gab, deren wir schon früher Erwähnung gethan haben, und worin die Parität der protestantischen und katholischen Confession als Verführerin zum religiösen Indifferentismus, zur Verletzung der Wahrheit und Sanctionirung des Irrthumes hingestellt wird. Es wird sich im Laufe dieser Darstellung klar erweisen, worin der Kampf des Katholicismus und Protestantismus auf dem politischen und kirchlichen Gebiete in Baiern seine Basis habe. Der alte Streit ist es zwischen Kirche und Staat, der sich dieses Mal unter der Form eines Streites wi-

schen Concordat und Verfassung darstellt. Die Geschichte hat erwiesen, daß Integrität des Staates mit der römischen Curie den Staat von jeher in Verlegenheit gebracht haben, indem die Curie nur dann und so pactirte, wenn sie im Hintergrund ihren Vortheil sah. Diesen Hintergrund hatte man bei Schließung des Concordates von Seite des Staates entweder nicht erkannt oder in verhängnißvoller Nachgiebigkeit gering geachtet, oder man war wirklich überlistet worden. Offenbar aber ist jenes Concordat schon an sich ein Vorzug, den man der katholischen Kirche bewilligt hat, man erkannte die katholische Kirche als dem Staat erhebliche Macht an, mit der man einen Vertrag schließen muß, um nicht gefährlich zu sein. Während die protestantische Kirche, weder als Macht anerkannt noch gefürchtet, solch einen Vorzug nicht genoß. So war denn das Concordat der Stein, welchen die katholische Kirche in die Verfassung warf, es war der Stein, der den constitutionellen Fortschritt hemmte, es war der Stein des Anstoßes zwischen Katholiken und Protestanten, der Eckstein, auf den bis in die neuesten Zeiten herein, die ultramontane Partei und das mit ihr verwachsene Abel'sche Ministerium ihr Gebäude gegründet haben. Ob Constitution, ob Concordat — das sind die principiellen Fragen, welche die politische kirchliche Geschichte Baiern's zu lösen sucht. Ob das Concordat der Verfassung zu weichen habe, oder umgekehrt — darin ruht der Kampf der katholischen und protestantischen Kirche in Baiern. Gelöst ist diese Frage noch nicht: Abel's Verwaltung hat entschieden dem Concordat gehuldigt. Der Landtag von 1846 hat noch nichts abgeschlossen, doch wird und muß dieser Gegenstand auf dem nächsten Landtage zur ernstlichen Berathung kommen müssen, ob zur Entscheidung, das heißt, zu einer Entscheidung, die allgemein versöhnt, das ist zweifelhaft, so lange einzelnen Kirchen Prärogative zuerkannt werden.

Man sieht hieraus, daß es schon ein Fehler war, überhaupt nur ein Concordat

zu schließen; es mehrten sich aber die Be-
denklichkeiten, wenn wir den Inhalt des
bayerischen Kirchenvertrages kritisch mu-
tern. Schon in ersten Artikel heißt es:

„Die römisch-katholisch-apostolisch-
Religion wird in dem ganzen Umfang
des Königreichs Baiern und in den da-
zu gehörigen Gebieten unverändert mit
jenen Rechten und Prärogativen
erhalten werden, welche sie nach göttli-
cher Anordnung und den kanonischen
Satzungen zu genießen hat.“

Dieser Artikel spricht also von Vor-
rechten, welche die römische Curie sich
ausbehalten, und welche nach göttlicher
Anordnung und obendrein nach den kano-
nischen Satzungen zu genießen sind, und
der kanonischen Satzungen sind doch viele,
sehr viele, aus den ältesten und frü-
heren Zeiten des Christenthums, Satzungen,
die hier hauptsächlich gegen die Kräfte
gerichtet sind. So hat man denn mit we-
nigen Feuerszügen eine Welt voll Ansprü-
chen zugegeben und, um einen Volksaus-
druck zu gebrauchen, die Kage im Sacke
gekauft. Daß diese Prärogative mit der
in der Verfassung ausgesprochenen Par-
tialität nicht übereinstimmen, haben die Pro-
testanten natürlich e'n, und es erfolgte
sogar von ihrer Seite Adressen und Blät-
ten an den Thron um Aufrechthaltung
und Sicherstellung des Rechtszustandes
der protestantischen Kirche und ihrer in
der Constitution erworbenen Rechte. —
Maximilian Joseph, dem es mit jener
Partialität in jedem Falle Ernst war, gab
folgende beruhigende Erklärung in einem
Rescript vom 12. März 1818:

„Daß Allerhöchstdieselben nicht nur
alle in Beziehung auf die kirchlichen
Verhältnisse der protestantischen Ge-
meinde e-lassenen früheren Rechte und
Verordnungen aufrecht erhalten, son-
dern auch denselben gegen jeden Ein-
fluß der katholischen Geinlichkeit voll-
ständige Sicherheit verschaffen werden, und daß
daher Sr. Königl. Majestät nunmehr
auch erwarten, daß im Vertrauen auf
die bekann:en hierdurch bekräftigten

Grundsätze Ihrer Regierung in Reli-
gionsangelegenheiten keinen weiteren
Besorgnissen werde Raum gegeben wer-
den.“

Die römische Curie, blieb jedoch auch
nicht unthätig, um sich aller Concessionen
im Concordate so viel als möglich zu ver-
sichern, und so erschien erst am 15.
September 1821 eine Verordnung, den
Vollzug des Concordates betreffend, worin
nicht nur, ohne alle Bezugnahme auf die
Staatsverfassung, wie der Criminalist
und Staatsrath von Feuerbach bemerkte,
uneingeschränkt befohlen wurde, daß die-
ses als Staatsgesetz ge'tene Concordat
in allen seinen Theilen in volle Ausüb-
ung gebracht werden solle, und allen Be-
hörden obliege, sich genau nach seinen Be-
stimmungen zu achten, sondern auch hin-
sichtlich des auf die Verfassung abzule-
genden Eides Folgendes verordnet ist:

„Zugleich fügen wir zur Beseitigung
aller Mißverständnisse über den Gegen-
stand und die Beschaffenheit des von
unseren katholischen Unterthanen auf
die Constitution abzulegenden Eides die
Erklärung bei, daß, indem wir unseren
getreuen Unterthanen die Constitution
gegeben haben, unsere Absicht nicht ge-
wesen sei, dem Gewissen derselben im
Geringsten einen Zwang anzuthun;
daß daher nach den Bestimmungen der
Constitution selbst der von unseren ka-
tholischen Unterthanen auf dieselbe ab-
zulegende Eid lediglich sich auf die bür-
gerlichen Verhältnisse beziehe, und daß
sie dadurch zu Nichts werden verbind-
lich gemacht werden, was den göttlichen
Befehlen oder den katholischen Kirchen-
satzungen entgegen wäre.“

Wer sieht hier nicht die Machination
der römischen Curie, einen Standpunkt zu
gewinnen, von dem aus die constitutionelle
Gleichstellung umgangen oder aus dem
Bege geräumt werden könne? Wer er-
kennt in dem Concordat und der darauf
folgenden Vollzugsverordnung, worin die
Staatspflichten auf das Gewissen retru-
cirt werden, nicht eine stets vorräthige
Angriffs- und Vertheidigungswaffe der

katholischen Kirche, dem Staate und der protestantischen Kirche gegenüber? Das Gewissen! es giebt ein gutes, ein böses, ein enges ein weites, ein strenges, ein zartes, ein leidenschaftliches, ein schlafendes, ein wachendes und aufgewecktes, so wie ein protestantisches und katholisches Gewissen. Die Geschichte der Religion lehrt, daß oft der größte Fanatismus, die entschiedenste Intoleranz zur Gewissenssache wurde: die Regier auszuführen erschien als heilige Pflicht. Das Gewissen in letzter Instanz ist der Papst, in erster der Reichswater. Auf solch breiter Basis kann das Concordat über die Verfassung gestellt werden, und diese letztere gilt überhaupt nur insofern, als sie dem Concordat conform ist. So wird die Parität zur offnbaren Ungleichheit, und die katholische Kirche könnte, wenn sie die Macht besäße laut Vertrag einen kirchlichen Absolutismus üben.

Erst aber seit dem Köln. r. Crequien zeigte die katholische Kirche eine fühnere Stirne in ihren hierarchischen Ansprüchen, welche unter den früheren Ministern und von den jeder Intoleranz abgeneigten Regenten Maximilian und Ludwig stets gemißbilligt worden waren und auch in dem größten Theile der Bevölkerung keine Sympathien für sich gehabt hatten. Zwar sind auch früher einzelne Tribulationen hin und wieder vorgekommen, wie in Ingolstadt, wo man einer protestantischen Kirchengemeinde keine Kirche einräumen wollte, oder in der alten Universitätsstadt Landshut, wo der Magistrat die Errichtung eines bleibenden protestantischen Gottesdienstes zu verhindern suchte und in einer an die höchste Stelle gerichteten Eingabe die merkwürdigen Worte: „größer haben soll die Stadt habe in der letzten Zeit Unglück gehabt und wünsche mit die dem neuen ver schon zu werden“ oder in Amberg, wo man den Protestanten ohne Gotteshaus eine von den dreizehn Kirchen im nächsten Umkreis nicht überließ. — aber die Sonnenverfälschung durch den Geist der Intoleranz und Frischfertigkeit zwischen den

beiden Confessionen, g hegt, gepflegt und bewacht von oben und selbst in der Geislichkeit loert im Ganzen nicht jenes ultramontane Bekehrer der blicke vom heiligen Geiste gelicet. In stnt des Würres.

Der eigentliche Wendepunkt der Lage der Dinge in Baiern trat mit dem Kölner Ereigniß ein, oder, wie die Ultramontanen sagen, mit der Erhebung der katholischen Kirche gegen das büreaukratische System in Deutschland, mit dem Einwirken jenes katholischen Geistes und geistlichen Instinkts, in welchem die historisch-politischen Väter die Gegenwart Gottes sehen. In jene Zeit fällt auch der Wechsel des bairischen Ministeriums, bei welchem Herr von Abel statt des Fürsten von Wallerstein die Leitung des Landes übernahm. Das von nun an bestehende Verhältnis der Lage der Dinge zu der früheren bezeichneten die historisch-politischen Väter treffend mit den Worten: „Der Fürst Wallerstein sei der letzte Minister der alten Ordnung gewesen, mit dem folgenden Minister habe eine neue, mit der Veränderung des katholischen Bewusstseins in der Weltlage verknüpfte Ordnung begonnen, gegen welche von Seite der alten nur rückgewirkt werden sollte.“

Von dieser Zeit an ist der latente Krankheitsstoff, welcher bisher nur durch Palliativmittel niedergehalten worden war, offen zum Ausbruche gekommen und hat die Lebensprincipe des bairischen Staates angegriffen. Die im Reime vorhandenen inneren Zermürfuisse entwickelten sich indem die katholische Kirche durch ihre Siege am Abeln sich mächtig genug fühlte, an der War einen Kampf zu wagen. Das Abel'sche Ministerium hienne der ultramontanen Partei zur Stütze, wie denn dieselbe offen sagt, Abel habe gleich von vornherein in kirchlichen Dingen auf feste principienhafte Weise zu verfahren, die büreaukratischen Fesseln zu lösen und die wertbesten politischen und moralischen Principien zu vertreten. Das Wesen des Kampfes bestand lediglich darin, die ganze seit Maximilian hervorger-

neene Ordnung der Dinge von Baiern in kirchlich-politischer Beziehung anzuhaken und in Zweifel zu ziehen. Die Verfassung, oder, um im Abel'schen Sinne zu sprechen, der Geist der Verfassung sollte unter das Concordat gebeugt werden. Das, was man in contrasche Willführer räumte, war beinahe nur ein Etwas, nichts, wesentlich aber nichts Anderes, als der Streit der katholischen Kirche gegen die Rechte des Staates auf kirchlichem Besonderen der Streit zwischen Concordat und Constitution.

Die protestantische Bevölkerung konnte in dem von nun an befolgten Systeme nur einen Feind des heiligen Princips der Parität erkennen und trat vor den Thron mit ihren Beschwerden über Verletzung der verfassungsmäßigen Rechte der protestantischen Kirche. Dabei gehören die Beschwerden über die Kirchvergnugsberechtigungen über die Verletzung der verfassungsmäßigen Rechte der Synodalverordnungen, über Communion von kirchliche Geisliche bei Spazessionen und Interdictiontheilnahmen an Minderjährige. Es entstanden Bitterkeit in den Gemüthern bei administrativen Abwägungen wegen Verletzung der Gemeinwesen wegen Beschränkung des Gottesdienstes zur Zeit lebender Protestanten und Abwägen der Rechte, deren wir schon früher Erwähnung gemacht haben. Unter den Protestanten war es einmal zur Rede zu kommen, der Minister fordere nur katholische Intressen und beizutragende die protestantische und bairische.

Die Kirchenvergnugsberechtigungen, das protestantische Bewusstsein verletzend, erschien als Demüthigung des Protestantismus, als Erlaß zur Erhebung des Glanzes des katholischen Cultus; gegen die dogmatischen Beceuten war der militärische Gehörstand nicht durchhaltig. So veranlaßte diese Dore bittere Polemik im Innern und Ausland, in Journalen und Versammlungen. Die veranlaßte Petitionen und hiesige Kammerdiscussionen. Die Veranstaltung der Communion der Synoden rief ein schwer zu beseitigend & Mißtrauen

den Worten: „wir sind nicht im Stande, die Kirche zu verlassen, wir sind nicht im Stande, die Kirche zu verlassen.“

en hervor. Die Verweigerung der Bestrafung eines katholischen Geistlichen, auf die Beschwerde bezüglich des Uebertritts und der Unterrichtsertheilung an Minderjährige, begründet auf der Basis der Gewissensfreiheit erschien als Conventienz gegen die katholischen Geistlichen, als einseitige Förderung der katholischen Kirche. Die gelegentlichen anderen Verfügungen bei Organisationen von neuen protestantischen Gemeinden wurden nur als kränkende Beschränkungen des Protestantismus, als ultramontane Bosheit angesehen. So erkannte man denn auch das Verbot des Gustav-Adolph-Vereins nicht als aus politischen Gründen hervorgegangen, sondern, so wenig auch dieser Verein dem Fortschritte der Zeit entsprechen mochte, als dahin abwendend, die bairische protestantische Kirche von dem Gesamtstamme des deutschen Protestantismus loszureißen, ihr den Saft aus jener gemeinschaftlichen Wurzel zu entziehen oder sie in ihrer Isolirung leichter mit dem katholischen Fluidum elektrisiren zu können. Rechnet man nun ferner hin und wieder vorkommende Geschäftigkeiten der katholischen Geistlichkeit hierher, wie bei der Beisetzung der verstorbenen Königin Caroline, wo die protestantische Geistlichkeit, obwohl die Königinwitwe der protestantischen Religion angehört hat, in der Theatinerkirche als das fünfte Rad am Wagen erschien und überhaupt mit Zurücksetzung behandelt wurde; wie bei der protestantischen Gemahlin des Fürsten von Thurn und Taxis, deren Leib in die Fürstengruft von Sanct Emmerau aufzunehmen, dem zarten Gewissen der Regensburger Geistlichkeit suspect erschienen sein soll; ruft man sich ferner die kriegerischen Kanzelvorträge des Preigers Eberhard zu München ins Gedächtniß, womit vielleicht ein weiter zu spinnender Streit über die gemischten Ehen eingeleitet werden sollte; bringt man endlich die durch den Görres'schen Anasthasius insirte Journal- und Aschaffenburgzeitung, die historisch-politischen Blätter, die Augsburger Postzeitung, den reinsten Ultramontanismus predigend, theils über die

Siege des Katholicismus frohlockten, die oberste Verwaltung encouragirten, theils mit hämisch-giftiger Polemik die protestantische Opposition der Widerspannigkeit gegen die Staatsgewalt und des politischen Radicalismus beschuldigten, ähnlich dem Abel'schen Verfahre bei den Kammerverhandlungen, — so bekommt man einen Begriff von der gegenseitigen Stellung der katholischen und protestantischen Confession, sowohl in den Kreisen der höheren Gesellschaft als im gewöhnlich bürgerlichen Leben, sowohl von Seite des Ministeriums als von Seite der leitenden Behörden der katholischen und protestantischen Kirche.

So war denn alles Vertrauen auf das Abel'sche Ministerium in den protestantischen Gemüthern gewichen; es erschien als ein guelfisches, als Träger des Ultramontanismus, verhaßt dem Zeitgeist, streitend mit der Natur und Aufgabe des bairischen Staates. So kam Baiern beim Auslande in den Ruf und den Vorwurf des päpstlichen Obsequentismus; durch die Presse wurde das, was bloß Korporationen, Behörden, Parteien und ihre Leiter verschuldeten, aufs ganze Land übergetragen, und es erging dem armen Baiern, der ohnedem schon genug geschlagen war, wie dem Böotier, von dem der Dichter sagt:

Verecum ex patira craesoque sub aere
natus

Meine erste Unterredung mit dem Könige.

So waren die Verhältnisse, als ich eine völlig Ueingekehrte in alle diese Controversen, in München auftrat. Ich war nichts als eine Tänzerin und wollte auch in München nichts Anderes sein. — Einer meiner ersten Gänge war also zum Theater-Intendanten der Münchner Hofbühne, aber es gelang mir nicht, diesen Herren für meine Bedingungen, die gewiß nicht zu hoch geschraubt waren, zu gewinnen. Nach einer Unterhaltung, die

wohl eine gute halbe Stunde gewährt haben mochte, verließ ich ihn ohne Hoffnung, in der bairischen Residenz meinen Zweck zu erreichen.

Aber ich gehöre nicht zu denjenigen Frauen, welche von ihrem Eifer für einen Vorsatz ablassen, so bald sich ihnen ein ernstliches Hinderniß in den Weg stellt. Gänzlich unbekannt, vom deutschen Journalismus fast ganz ignorirt, ohne irgend einen mächtigen Schutz, dessen ich mich doch mehr oder weniger in allen Ländern, welche ich bisher besucht, zu erfreuen hatte, kam mir die unter solchen Umständen gewiß natürliche Idee, — mich direct an den König zu wenden

Ich schrieb also an Sr. Majestät und bat um eine Audienz und sie wurde mir zu Theil.

Obwohl ich mich noch genau der Unterredung erinnere, welche ich von Sr. Majestät gewürdigt zu werden das Glück hatte, so will ich doch nur im Allgemeinen sagen, daß diese erste Audienz eine Quelle der glücklichsten Empfindungen für mich war. Sr. Majestät sprachen mit mir mit der größten Leutseligkeit und fragten nach meiner Herkunft und ich nahm keinen Anstand zu verlesen:

Sire, ich bin von spanischem Geblüt, und an meiner Wiege wurde es mir nicht vorgesungen, daß ich dereinst als Ballettänzerin fast ganz Europa durchzieren sollte, ich würde lügen, wollte ich sagen, durchtanzen. Denn, obwohl dem Tanze bis zur Leidenschaft ergeben, habe ich dennoch erfahren, daß das Leben einer Tänzerin mehr über Dornen als über Rosen führt. Mein Leben — und ich bin, wie Sie sehen, noch weit entfernt, von der Jugend als von einer Vergangenheit reden zu müssen — ist reich an Wechselfällen des Geschicks, durch welches der Himmel oft diejenigen, welche er liebt, und wohl auch oft diejenigen, welche er haßt, zu führen pflegt. Aber ich beklage mich nicht, denn in welche Verhältnisse die Vorsehung mich auch immer bringen mag, niemals wird mir das Vertrauen auf ih-

ren Beistand schwinden, und ich weiß, daß es Menschen, daß es Herzen giebt, welche um so mehr das Unglück schüzen, als sie der Unglückigen glücklich gemacht.

Nachdem ich diese Worte gesprochen hatte, blickte mich der König wohlwollend an und sagte :

Was mich betrifft, meine liebe Donna, höre ich zwar nicht zu den Glücklichen, denn noch Vieles fehlt, daß mein Herz beseliget sei, aber ich bin doch so glücklich, Ihnen Ihren Wunsch gewähren zu können. Nachdem Sr. Majestät ein paar Zeilen niedergeschrieben hatten, fuhren sie fort: Sie sind also Spanierin ?

Ich bin Andalusierin, Sire, Sevilla ist meine Geburtsstadt, aber ich habe meine Vaterstadt fast nicht gekannt, da ich sie als ein Kind verlassen mußte. Als ich sie vor einigen Monaten wieder sah, waren wir uns Beide gegenseitig sehr fremd, ich mußte meiner Erinnerung Gewalt anthun, um selbst die Gegenstände wieder zu erkennen, welche mit meinen ersten Tagen in einiger Beziehung standen und von denen meine Eltern mir zuweilen erzählt hatten.

Ich beklage Ihre Landsleute, sagte nach einer Weile der König, sie können aus der Revolution gar nicht heraus kommen, was soll bei diesen Zuständen aus dem armen Lande werden ? —

Sire, versetzte ich, meine Landsleute sind brav und loyal, und mein Vaterland würde glücklich sein, hätte es Kraft und Energie genug, sich von zwei Nebeln zu befreien.

Und die wären ? fragte der König.

Nach meiner Ansicht, Sire, müßte Spanien weniger bigot und mehr wahrhaft fromm, weniger liberal und mehr verständig sein.

Ach ja, sagte der König ein wenig bitter lächelnd, da mögen Sie Recht haben, meine liebe Donna, aber Sie haben da ein Uebel genannt, welches nicht allein in Spanien die Quelle vielen Unglücks ist.

Wir waren unwillkürlich auf das politische Terrain gekommen, aber wir verließen auch sofort dieses Thema wieder und nachdem der König noch einige huldvolle Fragen an mich gerichtet hatte, entließ er mich unter den gnädigsten Ausdrücken.

Ich traf auf manchen spöttischen, auf manchen neugierigen Blick, als ich aus den Gemächern Sr. Majestät kam. Die Unterredung war nicht ganz kurz, und ich bemerkte wohl, daß mir diese Audoiz sehr rasch Freunde und Feinde geschaffen hatte und doch war es nichts als das allerdings erhabene Bewußtsein, an einem gütigen, milden Könige einen Beschützer gefunden zu haben, welches ich von dieser Audienz mit hinfort nahm.

Bald darauf erhielt ich ein sehr höfliches Schreiben vom Theater-Intendanten. Meinem Besuch an ihn wurde vollständig nachgegeben, ja, es wurde mir nicht nur unbedeutlich zu verstehen gegeben, daß mir, selbst bei höher gesteigerten Forderungen, nichts entgegen stehe.

So war denn diese Angelegenheit bald zu meiner Zufriedenheit beigelegt und ich hatte einige Tage darauf das Vergnügen, vor dem Münchener Publikum aufzutreten. Die Hindernisse, welche mir entgegen traten, die Art und Weise ihrer Beseitigung durch die Güte des Königs waren, ich weiß nicht wie, dem Publikum schnell bekannt geworden; war eine Veranlassung, mir mit einer Ralte zu begegnen, die ich allerdings nicht erwartet hatte? Ist es, daß man eine Ausländerin, eine Fremde wollte fühlen lassen, daß sie vor den Augen des Königs Gnade gefunden hatte? Oder waren schon jetzt gewisse Einflüsse thätig gewesen, mich in der Meinung des Publikums herabzusetzen ?

Trotzdem trat ich zum zweiten und dritten Male auf, aber ich wurde immer mit derselben Ralte empfangen, obwohl es schon an Stimmen nicht fehlte, die mich gegen geheime Intrigue und Verläumdungen in Schutz nahmen.

Doch was that es mir ? Ich konnte mir die Gunst des Publikums nicht er-

werben, aber es gab doch Einen in Baiern, welcher mich mit Wohlgefallen überschüttete und dieser Eine galt mir mehr als das Publikum.

Nach dem dritten Male trat ich nicht wieder auf, aber bald wußte es ganz Baiern, daß ich unter dem persönlichen Schutze seines Königs stand.

Vielleicht hätte sich das Volk sehr wenig mit meiner Person beschäftigt, hätte es nicht im Interesse einer Partei gelegen, mich dem Volke gewissermaßen aufzudrängen. Man haßte nicht die Künstlerin, aber man haßte die Person, welche ein persönliches Verhältniß für politische Zwecke nicht ausbeuten wollte.

Da man sich umsonst bemüht, mich zu benutzen, wollte man mich verderben. — Ich kann wohl sagen, daß ich von allen Seiten mit ungünstigen Augen betrachtet wurde. Die jesuitische ultramontane Partei haßte mich, die liberale Partei liebte mich eben so wenig. Es ist dies gewiß ein ehrenvolles Zeugnis für meine Stellung dem König gegenüber. Ich wollte ein edles Herz nicht zum Spielball der Parteien machen, und erst als man mich reizte, fühlte auch ich, — daß ich ein Weib sei.

Die Journale, welche mich früher ignorirten, fingen plötzlich an, sich ungemein viel mit meiner Person zu befassen, die deutsche Presse, welche mich bisher nicht kennen wollte, erging sich nun in allerlei Hypothesen über meine Herkunft und meine Person überhaupt.

Ich bin nicht mehr eitel als andere Frauen, vielleicht etwas weniger, aber ich muß gestehen, daß meiner Eitelkeit sehr wenig geschmeichelt wurde. Das Glänzigste, was die deutsche Presse über mich schrieb, und was keinen kleinen Beifall von Ironie hat, ist ungefähr in den folgenden Worten enthalten :

„Wer Lola Montez eigentlich sei, woher sie stamme u. s. w., darüber zerbrechen sich alle in- und ausländischen Journale den Kopf. Es dünkt uns dies sehr gleich-

gütig zu sein, denn wozu sollen Taufschaine, politische Aufenthaltskarten, Genealogien denn eigentlich dienen? — Sie können den Werth einer Person weder schmälern noch erhöhen, und gerade dieses ekelhafte Forstken nach dem Ursprung und das hiernach geformte Urtheil beurkundet den lächerlichen Zwang, der unserem Zeitalter, obwohl es ihn forsächtig zu verbergen sucht, anhängt. — Ob sie als Lola Montez in Spanien das Licht der Welt erblickt, oder als Betty James in Irland, ob sie eine Landmännin Gib's, oder O'Connell's sei, ob sie die Kunst des Ballentanzes, oder des Rossbändigers geübt, das kann im Grunde in ihrer Beurtheilung nichts wiegen. Wenn sie unstet und flüchtig in Madrid, Paris, London, Berlin, St. Petersburg, Petersburg, Leipzig, Baden-Baden, Homburg, München auftaucht so ist dies Künstlerleben und Künstlerneigung. Wenn sie, ein weiblicher Ulysses, oft sonderbare Fata bestind, mit No. abilitäten in Verührung kommt, zuweilen der polizeilichen Zucht, wie in Berlin, Warschau, Baden-Baden aus dem Wege geht, wenn einer ihrer Verehrer das Unglück hat, ihretwegen erschossen zu werden, wenn sie mit ächt spanischer Herzhaftigkeit über einem polnischen Gensd'armen die Reitgerte schwingt, so zeigt dies Alles nur, daß ihr romantischer Charakter die Grenzen des gewöhnlichen Philisterlebens und der mit Unrecht zugekehrten eng'n weiblichen Spüre zuweilen überschreitet.

Lola Montez bleibt bei dem Allem eine ausgezeichnete Persönlichkeit. Leib und Seele hat ihr die Natur herrlich ausgestattet. Man denke sich eine schlanke und zartgliedrige Figur, mit reizenden, interessanten Gesichtszügen, tiefblauen Augen und blendend schwarzen Haaren, zartrothem Teint, mit edler, gebietender Stirn, Augenbraunen, welche Muth und Entschlossenheit verrathen, mit sprechendem, liebesfreundlichem Munde, in welchem Zähne sehen, wie eine Perlenreih' am Faden hängt. Die zierlichste Hand, der lieblichste Fuß setzt dieses holde Frauen-

wesen in Bewegung. Es ist der Mühe werth, zu sehen, mit welcher Grazie und theatralischen Muskelosität sie den Wagen bestiegt und verläßt, welcher sie von ihrer jetzigen Wohnung in der Theresienstraße in das ihr vom Könige zugedachte, vom Grund aus neu erbaut werdende Palais in der Parterstraße läßt. Dort leget sie den Feind ab, denn sie weiß, was Geschmack und Pracht sei. Haltung und Bewegung ist würdevoll. Nichts gleicht dem Feuer ihrer Verehrsamkeit, das sie auf die holdseligste Weise zu mildern weiß. Auch ihre Feinde müssen gestehen, daß man sich in ihrer Nähe von ihrer Persönlichkeit gefangen fühle, ihren Reizen kann Niemand widerstehen und selbst dann, wenn sie, aus ist reizbarer Natur, in Leidenschaft und Zorn geräth, in welchem sie häufig thätlich wird, ist sie eine lebenswürdige Amazone. Sie ist Liebhaberin eines regen Lebens; in ihren Zimmern duften die ausgesuchtesten und herrlichsten Blumen; Sing- und Schauspieler beleben die Räume, Regen- und Hunde haben Bürgerrecht in ihrem Hause. Sie selbst weiß sich auf das Geschmackvollste zu leiden, ihre Toilette ist reizend, und wenn es gilt, ist ihr nichts prächtig genug.

Wie ihr Leib, so hat auch ihre Seele herrliche Vorzüge. Sie ist voll Geist und Witz, ihre Conversation ist lebhaft, anregend und frisch. — Keine Hofdame vermag es ihr im Scharfsinn zuvorzuthun. Abends weiß sie, wer ihr Feind ist, auch wenn er sich hinter einer Larve zu verbergen sucht. Sie durchschaut die Pläne ihrer Gegner, noch ehe sie denken entrecht zu sein, und weiß dann mit solcher Gewandtheit Mienen und Gegenmienen zu graben, daß sie in ihren Neben sich verstricken und in ihre eigenen Gruben fallen. Man sieht, daß die Natur Vorsorge getroffen, ein Wesen zu schätzen, welches einem Charakter und Temperamente gemäß in mancherlei Difficultäten sich bewegen muß. Es ist die Nothwehr des gebrückten, verfolgten, überall beschränkten weiblichen Geschlechts. Wer mag

es Lola verargen, wenn sie ihre Vorzüge dazu benugt, um auf ihre Art glücklich zu sein?

So lautet die sonderbare Vertheidigung die manches unrichtige Factum enthält, ich will aber genau acceptiren, was sie Schmeichelhaftes für mich sagt.

Ich nehme Complimente an, wenn sie auch nicht aufrichtig gemeint sind, in einer Welt, die sich so oft an der Wahrheit ver-sündigt, ist es gut, sie aus jedem Gefühle entgegen zu nehmen.

Aber lustig ist es fürwahr, daß dieselbe geistreiche Feder, welche ich schon einmal für mich habe schreiben lassen, das deutsche Publikum neben dem tiefen Genuß seiner historischen Darstellung und den wichtigsten Fragen mit einem Ohreigen-historie unterhält, als wäre diese gleichsam das erläuternde Portrait zu der obigen Beschreibung.

Ich aber frage die Männer, womit ihr Frauen es denn eigentlich verschuldet haben, daß wir ihnen gegenüber dazu sollten verdammt sein, stets die Kämmer zu sein, welche sich niemals daran erinnern dürfen, daß die Wange eines Mannes für die Frauen nicht immer zum Küssen da ist? —

Wenn der Zorn der Brutalität be-gre-net, so glaube ich, hat er ein Recht dazu. Und ich glaube, es gehört nicht zu den Siquatationen, Jemandem eine Ohrfeige zu geben. Ist das etwas, worüber sich das starke Geschlecht beklagen kann, was auch nur der Mittheilung werth wäre, wenn eine Frau die man eben deshalb, weil sie nur eine Frau ist, beleidigen zu können glaubt, diese Beleidigung mit einer Ohrfeige zurückweist?

Darüber nun sollte das Münchener Publikum empört sein. Lächerliche Farce! Welche Meinung man auch immer von einem Volke haben mag, so ist es, denke ich, dennoch absurd, zu glauben, daß das Münchener Volk um ein Paar Ohrfeigen willen eine Revolution zu machen im Stande sei, oder daß diese nur den ge-

ringsten Beweggrund zu einer solchen hätten abgeben können. Ich denke von einem Volle besser. Doch ich will die possirliche Geschichte, wie sich der Herr Verfasser ausdrückt, hier folgen lassen:

Wir glauben unseren Lesern nicht lächerlich zu werden, wenn wir in den Kreis unserer Berichte auch solche Thatsachen aufnehmen, welche späßiger und possirlicher Natur sind. Zumal bitten diese Facta, was man kaum denken sollte, einen Hauptgrund, warum Münchens edle Bevölkerung so herzlich erboste über unsere Heldin war. Diese Facta sind die so hart berüchtigten und beschimpften Ohrfeigen-Geschichten. Wir erzählten dieselben so, wie sie uns am Meisten authentisch erschienen und wollen dem Leser recht gerne seine Kritik und sein Urtheil darüber belassen. So lächerlich nun aber diese Geschichten scheinen mögen, so haben sie doch auch eine ernste Seite, denn wenigstens eine derselben griff in ihren Folgen etwas tiefer in das Practische ein, indem die Verletzung eines Beamten dadurch bedingt war.

Eine Ohrfeige erhielt von Kola ein Praktikant aus der Veterinär-Schule in München, der ihren erkrankten Hund in Behandlung hatte. Nachdem letzterer eine Zeit lang in des Thierarztes Spital gewesen, und, wie es überhaupt Spitalfranken ergeht, nicht gesund geworden war, kam Kola in Person und erkundigte sich nach dem Schicksale ihres Lieblinge. Etwas brüske und diktorisch erklärte der Arzt, das Thier sei keinesweges schon hergestellt, vielmehr sei die Krankheit etwas heftiger geworden. Entrüstet über diesen Gleichmuth und vielleicht auch über die schwache Heilkunst, welche sich als starke preist, vielleicht auch aus Mitleiden mit den vermehrten Schmerzen des Thieres gab sie dem Arzte eine Ohrfeige und nahm unverzüglich ihren Hund zu sich. Daß derselbe durch häusliche Pflege wieder hergestellt wurde, erhebt aus einem späteren Factum, bei welchem jener Hund nochmals seine Rolle spielt. Als der Praktikant polizeiliche Abhandlung wegen

dieser Realinjurie ansprechen wollte, soll der König ein Handbillet an den Director der Veterinär-Schule geschrieben haben und befreite auf diese Weise Kola von der Hand ihres drohenden Peinigers.

Eine zweite Ohrfeige bekam der Padvnecht des Ingolstädter Boten, der eben mit Aufzaden von Gütern beschäftigt war und einen großen, starken Hund zur Seite hatte. Zufällig passirte Kola, von zwei Herren begleitet, diese Straße. Ihr Hund, eine schöne schwarze Dogge, mochte Miene machen, den Hund des Padvnechts anzufallen. Der Padvnecht schlug deshalb ohne Weiteres mit einer Ladart nach dem Hunde Kola's, worauf Letztere blühschnell auf den Padvnecht eindrang und ihm eine derbe Ohrfeige ver setzte. Derselbe war ganz consternirt, eine solche heroische Dame zu sehen und verhielt sich ruhig. Nicht so das Publikum, welches sich während dieses Schauspiels in Masse versammelt hatte. Des Aufzades halber begab sich Kola in einen Silberladen und mußte dort geduldig verharren, bis die lächerlich-tobend sich geberdende Menge nach Dazwischenkunft von einer Anzahl Gensd'armen und selbst des Polizeicommissärs auseinanderging. Der Padvnecht verklagte nun Kola bei der Polizeibehörde wegen der erlittenen Injurie, in Ansehung aber, daß der Schlag ihn electro-magnetisch durchzuckt und gerade keine eigentlich großen Schmerzen verursacht habe, begnügte er sich mit einigen Reichthalern Schmerzensgeld und stand von der weiteren Verfolgung der Sache ab. So endete auch dieser Spaß ohne fernere Folgen für Kola und der König soll sogar über diese Geschichte herzlich gelacht und die Heldin wegen ihres Muthes belobt haben. Anders sprachen die gekränkten Einwohner Münchens. Mit Pathos harte man Männer und Frauen in die Worte des Unmuths ausbrechen: „So weit ist es gekommen, daß diese Fremde bairische Bürger ungestraft schlagen kann!“ Fürwahr, der Casus macht mich lachen!

Die dritte Ohrfeigengeschichte ereignet sich auf folgende Art. Während der dies-

jährigen Fas inasage wollte Kola's Kammerdiener als Maske bei einem Pilsball im Gasthof zum goldenen Hirschen in München hospitiren. Havard, der Gastgeber, bemerkte ihm, daß die Gesellschaft eine geschlossene sei und letztere selbst wies die Maske auf eine wenig freundliche Art hinaus. Hierauf versuchte sich Kola, welche, was hier bemerkt werden muß, im goldenen Hirschen, wenigstens in dem dazu gehörigen gegenüberliegenden Gebäude wohnte, in Person zum Gastgeber und machte ihm Vorwürfe darüber, daß er die übliche Maskenfreiheit während der Faschingszeit so wenig respektire, zumal sie ja eine Mitbewohnerin des Hauses und sogar als Fremde zu betrachten sei. Im Wortwechsel erhielt endlich Havard eine Ohrfeige; eine zweite erhielt endlich der Kleidermacher Niehle, welcher sich ungerufen in die Streitsache mischte. Während Havard die Injurie nicht erwiderte, suchte sich jedoch Niehle durch Reppsalien zu entschädigen, versetzte der schönen Dame mehrere Streiche auf die Wange und suchte seine männliche Kraft durch Hinauswerfen zu zeigen. Die Sache, welche polizeilich anhängig wurde, endete damit, daß über Kola und den Schneider Arreststrafe ausgesprochen wurde, über Kola wegen Realinjurie, über den Schneider wegen ungerufenen Einmischung. Beide wurden jedoch durch die Gnade des Königs von der Arreststrafe erludert. Havard soll diesen Handel nicht weiter verfolgt haben. Kola verließ gleich anderen Tages ihre Wohnung und zog in die Theresienstraße.

Eine folgenreichere Ohrfeige erhielt endlich ein Postpader, welcher ihr, als sie in ein Postlokal eintreten wollte, um sich über Etwas ihr sehr Wichtiges zu erkundigen, den Eingang etwas brüske versagte. Der Postpader verklagte Kola bei der Polizei wegen beleidigter Amtsbefugnisse. Sie wurde mittelst Schreibens von letzterer citirt. Im Zorne und Aerger, daß sie sich persönlich stellen und überhaupt so viel mit der Polizei zu schaffen haben sollte, zerriß sie das Citationschreiben.

gütig zu sein, denn wenn deren Tadel weß in Bewegung. Es ist der Mühe
scheine, politische Aufsicht zu haben, mit welcher Grazie und
Genealogie kann einem ich dienen? — Indem ich den Wagen
Sie können den Tadel einer Person weß
er schrägen noch e loben, u. d. ge ade
dieses schlaue Fischen nach dem
Ursprung und das Kind gefundene Ur-
thil beurtheilt den Lächer. u. J. p. f.
der unserem Zeitalter, obwohl es ihn
fortwährend zu verbergen sucht, anhängt. —
Ob sie als Lola Montz in Spanien das
Licht der Welt erblinzt, oder als Betty
James in Irland, ob sie eine Kancemän-
nin Gib's, oder O'Connell's sei, ob sie die
Kunst des Colletages, oder des Mosse-
bändigers geübt, das kann im Grunde in
ihrer Beurtheilung nichts wiegen. Wenn
sie unst und flüchtig in Madrid, Paris,
Londen, Berlin, Kalisch, Warschau, Pe-
terburg, Leipzig, Baden-Baden, Ham-
burg, München auftrifft so ist das Künst-
lerleben und Künstlerneigung. Wenn sie,
ein weiblicher Ulysses, oft sonderbare Fina-
bestand, mit No. abilitäten in Be. ühruug
kommt, zuweilen der polizeilichen Zarißen,
wie in Berlin, Warschau, Baden-Baden
aus dem Wege geht, wenn einer ihrer
Berehrer das Unglück hat, ih. etwe, zu er-
schossen zu werden, wenn sie mit sich,
spanischer Herzhaftigkeit über ein pol-
nisches Gener'armen die Keitger-
schwingt, so zeigt dies Alles nur, daß ihr
romantischer Charakter die Grenzen des
gewöhnlichen Philistenerlebens und der mit
Unrecht angemessenen eng'n weiblichen
Sphäre zuweilen überschreitet.

Lola Montz bleibt bei dem Allem eine
ausgezeichnete Persönlichkeit. Leib und
Seele hat ihr die Natur herrlich ausgestat-
tet. Man denke sich eine schlanke u. ar-
zartgliedrige Figur, mit reizend. n, inter-
essanten Gesichtszügen, tiefblauen Augen
und blendend schwarzen Haaren, scharf-
them Teint, mit edler, gebietender Zehn,
Augenbraunen, welche Muth und Ent-
schlossenheit v. r. r. r. r. mit sprechendem,
liebfreundlichem Munde, in welchem
Zähne stehen, wie eine Perlenreihe am
Faden hängt. Die zierlichste Hand, der
lieblichste Fuß seht dieses holde Frauen-

weß in Bewegung. Es ist der Mühe
zu sehen, mit welcher Grazie und
Musikulosität sie den Wagen
besetzt und verläßt, welcher sie von ihrer
jetzigen Wohnung in der Theresienstraße
in das ihr vom Könige zugetheilte, vom
Grund aus neu erbaut werdende Palais
in der Parterstraße; ich fährt. Dort
leitet sie den Feinbau, denn sie weiß, was
Geschmack und Pracht sei. Haltung und
Bewegung ist würdevoll. Nichts gleicht
dem Feuer ihrer Bereitschaft, das sie
auf die holdseligste Weise zu mildern
weiß. Auch ihre Feinde müssen gestehen,
daß man sich in ihrer Nähe von ihrer
Persönlichkeit gefangen fühle, ihren Reiz-
gen kann Niemand widerstehen und selbst
dann, wenn sie, auch ist reizbarer Natur,
in Leidenschaft und Zorn geräth, in wel-
chem sie häufig thätlich wird, ist sie eine
lebenswürdige Amazone. Sie ist Lieb-
haberin eines regen Lebens; in ihren
Zimmern ruften die ausgesuchtesten und
herrlichsten Blumen; Zing- und Schau-
süßel beleben die Räume, Katzen und
Hunde haben Bürgerrecht in ihrem Hause
Sie selbst weiß sich auf das Geschmack-
volle zu kleiden, ihre Toilette ist reizend,
und wenn es gilt, ist ihr nichts prächtig
genug.

Wie ihr Leib, so hat auch ihre Seele
herrliche Vorzüge. Sie ist voll Geist und
Witz, ihre Conversation ist lebhaft, anre-
gend und frisch. Keine Hofdame ver-
mag es Ihr im Scharffinn zuzurathen.
Ahnend weiß sie, wer ihr Feind ist, auch
wenn er sich hinter einer Larve zu ver-
bergen sucht. Sie durchschaut die Pläne
ihrer Gegner, noch ehe sie denken entrecht
zu sein, und weiß dann mit solcher Ge-
wandtheit Mienen und Gegenmienen zu
graben, daß sie in ihren Netzen sich ver-
stricken und in ihre eigenen Gruben fal-
len. Man sieht, daß die Natur Vorsorge
getrossen, ein Wesen zu schützen, welches
einem Charakter und Temperamente ge-
mäß in mancherlei Difficultäten sich be-
geben muß. Es ist die Nothwehr des
gedrückten, verfolgten, überall beschränk-
ten weiblichen Geschlechts. Wer mag

es Lola verargen, wenn sie ihre Vorzüge
dazu benutz, um auf ihre Art glücklich
zu sein?"

So lautet die sonderbare Vertheidig-
ung die manches unrichtige Factum ent-
hält, ich will aber genau acceptiren, was
die Schmeichelbastei für mich sagt.

Ich nehme Complimente an, wenn sie
auch nicht aufrichtig gemeint sind, in einer
Welt, die sich so oft an der Wahrheit ver-
fündigt ist es gut, sie aus jedem Gefähr-
entgegen zu nehmen.

Aber lustig ist es fürwahr, daß die
geistreiche Feder, welche ich schon einma-
für mich habe schreiben lassen, das deut-
sche Publikum neben dem tiefen Ernst
seiner historischen Darstellung und den
wichtigsten Fragen mit einer Ohnfeigen-
historie unterhält, als wäre diese gleichsam
das erläuterte Portrait zu der obigen
Beschreibung.

Ich aber frage ei: Männer, womit tö r
Frauen es denn eig-nlich verschuldet ha-
ben, daß wir ihnen gegenüber dazu soll-
ten verdammt sein, stets die Lämmer zu
sein, welche sich niemals darauf erinern
dürfen, daß die Wange eines Mannes
für die Frauen nicht immer zum Küssen
da ist? —

Wenn der Zorn der Brutalität begeg-
net, so glaube ich, hat er ein Recht dazu.
Und ich glaube, es gehört nicht zu den
Staatsactionen, Jemandem eine Ohnfeige
zu geben. Ist das etwas, worüber sich
das starke Geschlecht beklagen kann, was
auch nur der Mittheilung werth wär,
wenn eine Frau die man eben deshalb,
weil sie nur eine Frau ist, beleidigen zu
können glaubt, diese Beleidigung mit einer
Ohnfeige zurückweist?

Darüber nun sollte das Münchener
Publikum empört sein. Lächerliche Farce!
Welche Meinung man auch immer von
einem Volke haben mag, so ist es, denke
ich, dennoch, absurd, zu glauben, daß das
Münchener Volk um ein Paar Ohnfeigen
wollen eine Revolution zu machen im
Stande sei, oder daß diese nur den ge-

Diesen oder jenen Umstand aber, welcher mir zufällig erinnerlich ist, zu berichten, halte ich wie gesagt nicht der Mühe werth. Ich habe mich jetzt mit ernstern Gegenständen zu beschäftigen. — Führen wir den Briefel weiter.

Sittl. Skeits- Theorie meiner Vertheidiger.

Es ist wohl selten über das Verhältniß einer Frau zu einem Könige so viel Gerede gewesen, wie über das, in welchem zu dem Könige von Bayern zu sehn ich einige Jahre lang das Glück hatte. Man sehe die Zeitgeschichte aller Jahrhunderte, man sehe sich um auf allen Thronen der Erde und gebe sich darüber Antwort, ob es so Unerhörtes sei, daß ein König liebe und daß eine Frau von ihm geliebt werde, welche nicht wie er auf einem Throne geboren ist. Ich wenigstens glaube mich vollkommen über die Scrupel hinwegsetzen zu können, welche zwar auch das bürgerliche Gesetzbuch hat, welche aber sicherlich nicht der natürlichen Moral entnommen sind.

Als mir der König zum ersten Male erklärte, daß er mich lieb gewonnen, daß er es gern sehen würde, wenn ich länger in seiner Residenz verweilte, daß ich nicht nöthig haben sollte, von den Almosen des weiterwärtigen Volks-Beifalls zu leben, daß ich immerdar rechnen könnte auf seinen Schutz, auf sein Herz, — da dachte ich nur Eines: der, welcher so mit Dir spricht, ist ein König.

Ich kümmerte mich wirklich in diesem Augenblicke um nichts, was außerhalb dieses wohlthuernden Gedankens lag, ich fragte nicht: haben Ew. Majestät nicht schon eine Gemahlin, und soll ich etwa die Ehre haben, Ihre Mattresse zu sein? Sind Ew. Majestät nicht etwa schon zu alt für ein solches Verhältniß? Und erlaubt es auch das Volk, Eure, Ihre Gunst einem fremden, unbekanntem Wesen zu schenken, welches Ihnen Interesse einflößt? Alle diese Gedanken blieben mir vollkom-

men fremd und was ich dem Könige auf seine mich so beglückenden Worte erwiderte, lautete einfach:

Sire, ich habe den schönsten Augenblick meines Lebens erreicht in dem Momente, wo zu mir ein König sagte: ich schütze Dich, Verlassene; ich danke Ew. Majestät für das kostbare Ahs!, welches Sie mir darbieten und wenn die Dankbarkeit nicht gänzlich auf Erden entschwinden ist, so rechnen Sie darauf, daß mein Leben, meine Gedanken, mein Herz, mit einem Wort, daß Lola Montez Ihnen angehört wird, so lange sie unter den Lebenden sein wird.

Wie gern glaube ich Ihnen, meine liebe Lola, sagte der König mit wehmüthigem Lächeln, ich glaube an die Wahrheit Ihrer Empfindungen und an die Worte, welche Sie ihnen leihen, ich möchte auch wohl einmal erfahren, wie sich die wahre, aufrichtige Dankbarkeit gegen einen König ausspricht, o, glauben Sie, meine liebe Lola, wir Könige haben das wenig beneidenswerthe Schicksal, oft für das Unrecht, was wir unwissentlich thun, gelobt für das Gute aber, was wir mit Bewußtsein ausführen, getadelt zu werden. Dankbarkeit, den Königen gezollt, ist eine seltene Hergensgabe. O, es ist wohl schwer, ein König zu sein, so sehr er auch um den Glanz des Thrones beneidet wird.

Sire, versetzte ich, Niemand weiß das besser zu würdigen, als ich; ich habe die Diplomatie der Heuchler und Schmeichler kennen gelernt, ich habe die Höflinge kennen gelernt, welche den Thron in Beschlag nehmen, arm an Wesen der Liebe und der Menschlichkeit, durch welche sie dem Thron und sich zugleich nützlich sein könnten, und das Volk, Sire, das Volk hat sich ja deshalb Königen unterworfen, weil es weiß, wie viel leichter es ist, daß Alle von Einem Gerechtigkeit erhalten, als Einer von Allen.

Es ist nur Eines, meine liebe Lola, um was wir in der That zu beneiden sind,

das ist die glückliche Lage, welche uns gestattet, denen rücksichtslos Gutes zu thun, welche wir lieben, und denen zu verzeihen, welche uns hassen.

Sire, gab ich bewegt von diesem Eel-muth zur Antwort, das sind die Ideen, welche ich mir stets von einem Könige gemacht habe und — von einer Königin. Sire, mein Loos hat mich schon mehr als einmal an die Stufen eines Thrones geführt, ich konnte greifen nach dem Diadem, aber es war in einem Welttheile, in einem Lande, wo die Frauen Slavinnen sind.

Nach diesen Worten forderte mich der König auf ihm die Geschichte meines Lebens in Indien mitzutheilen, ich that dies mit der größten Bereitwilligkeit und der König verließ mich, indem er mir in Bezug auf meine Zukunft die kühnsten Zusicherungen gab.

Das war der Anfang eines Verhältnisses, das für mich die Quelle so großer Leiden und Freuden wurde.

Ich habe nie geglaubt, daß die Schritte eines Königs mit so mißtrauischen Augen betrachtet würden; daß man den Einfluß eines weiblichen Wesens mehr als den aller Männer fürchte, und es ist komisch genug, wie viele Mühe sich die Leute geben, das Verhältniß des Königs mit mir zu tadeln. Selbst diejenigen, welche mit unbefangenen Augen sahen und dieses Verhältniß offen vor dem Lande verteidigten, mißchten in ihre Mittheilungen so viel Ironie, daß sich nichts lustiger lesen läßt als diese so genannten Apologien. Ich will einige des Spafes halber hier anführen:

Es giebt eine rohe und gemeine Welt, welche, wo es einigermassen thunlich ist, nur eine schmutzige Seite zu finden und hervorzukehren weiß. Man braucht jedoch kein Libertin zu sein, um gewisse galante Abenteuer nicht auf der Waagschale der Kritik zu wiegen. Wird es ja als eine christliche Tugend hingestellt, von Andern das Beste zu glauben und in der Beur-

theilung mild und leidenschaftlos zu sein. Zudem sind gerade oft die strengsten Mä- denfeiler die größten Kameelverschluder, indem sie in gewissen Sachen den Zügel der sogenannten Eitelkeit sehr straff zie- hen, für andere Zwecke aber ihn sehr lax halten. Es kommt dabei die alte Frage aufs Tabet, was denn eigentlich Eitlich- keit sei. Ich will den Begriff derselben, wie er in mir zur Ueberzeugung gewor- den ist, nun keineswegs der Welt auf- bringen, auch hier nicht einmal soll er die Basis einer Apologie des Königs bilden, aber mit vollem Rechte glaube ich, ver- lanaen zu können, daß man die mildere Auffassung nicht kalt und unglaublich von sich abwerfe und so sich unter die Reihen der gemeinen und toben Kritiker mische.

Hochgestellte Personen sind der Kritik am Meisten ausgelegt und wem ein wich- tiges Amt übertragen ist, über den wer- den die verschiedensten Stimmen je nach dem politischen oder kirchlichen Systeme laut werden. Unbestritten, lobenswerth und von jedem Vernünftigen wohl aner- kannt ist des Königs Sinn für antike Schönheit, und hier hat sich derselbe ge- wiß ein Denkmal erbaut, dauernder als Erz. Haben andere Fürsten auf Militär und Kasernen ungeheure Summen ver- geudet, so war es eine liebe theure Pri- vatneigung des bayerischen Fürsten, die Kunst zu beschützen und ihre Schätze der gewiß einst dankbaren Nachwelt aufzube- wahren. Es ist überflüssig, aller der Bauten und Kunstsammlungen Erwäh- nung zu thun, welche durch ihn an's Licht kamen.

Sinn für Schönheit und Geschmack für Kunst allein in der That das Herz des Königs, sie stehen aber auch in einem gewissen Contrast mit den Eigenschaften eines christlichen Fürsten. Um offen zu sprechen: das strenge Christenthum schließt eigentlich die Kunst aus. Man lasse sich nicht betören mit dem Einwurf, die christ- liche Religion habe ja die Kunst geför- dert, und noch heute theiligen sie dieselbe durch die Ausschmückung ihrer Tempel. Illusion ist es! ein täuschendes quipro-

quo. Nicht die Kunst will die Kirche fördern, sondern sie will sich fördern durch die Kunst; nicht die Kunst will sie heiligen, sondern sich will sie schmücken durch die Kunst. Diese Andeutungen mögen hier genügen und haben nur den Zweck, auf ein Phänomen hinzuweisen, welches zu erklären ein interessanter Ge- genstand wäre. Ein Contrast ist es, zu- gleich der Kunst und Kirche in Wahrheit anzugehören. Es ist kaum zu bezweifeln, daß der König aufrichtig den Grazien opfert. Seine Liebe zu ihnen ist unge- heuchelt, und der Beweis davon könnte von hundert Seiten, sowie von seinen Gedichten geliefert werden. Der König hat also Individualität, wo Welt, Men- schenthum, Kunstschönheit hineinragt. — Das ist wichtig, es ist ein Schlüssel zu seinem Privatleben. Schönheit weiß er zu schätzen, Schönheit weiß er anzubeten, für Schönheit lebt er, in ihr weht er. Wo aber die Grazien ihren Wohnsitz aufge- schlagen da darf auch Aphrodite nahen. Treiet, ihr Schwergläubigen, in die Re- sidenz, durchschreitet die sinnig ausge- schmückten Gemächer! Dort werdet ihr auch einen Saal finden, welcher der Schönheitssaal heißt. Abgebildet von Meisterhand sind dort die herrlichsten Frauengestalten und ihr holdes Anlitz leuchtet euch gleich der Sonne am Früh- lingsmorgen entgegen. Dort pranzt auch Lola's Bildniß in Lebensgröße. Keiner zuleib, und Keiner zuleib, aber sie ist die Perle unter den Perlen, die Blume unter den Blumen. Von Stieler's Hand ist dieses Meisterwerk der Schöpf- ung. Zwar soll das Gemälde des Kö- nigs Kunstgefühl nicht ganz befriedigt und er soll Stieler sogar, auf der Straße mit ihm zusammentreffend, gesagt haben: „Stieler, Euer Pinsel wird alt!“ Aber wo das Leben spricht, muß ja die Kunst zurückstehen.

Noch kaum je für ein schönes Frauen- zimmer war der König so enthusiastisch gestimmt, wie für Lola und mit Hinwei- sung auf den Eingang in diesem Kapitel kann mit voller Wahrheit behauptet wer-

den, es umschlinge Beide ein seelisches Band. Ihre Zuneigung ist zugleich Freundschaft. Daher schreibt es sich, daß Lola mehr Einfluß auf den König hat als ein gewöhnliches Verhältnis zu thun pflegt. Dadurch erklären sich die gewal- tigen Veränderungen, welche in jüngster Zeit stattfanden. Es spricht der Geist zum Geiste, die Seele zur Seele, und ich denke, vor der Heiligkeit eines solchen Verhältnisses müßte jedes falsche Licht, boshafterweise hinübergespielt, verschwin- ten. Wenigstens ändert es nichts in der wahren Sachlage.

Daß ein König durch solche Huldivun- gen die schönste Perle aus seiner Krone verliere, wie Freiherr von Pechmann dem Volke in den Mund legt, wäre eine sehr abenteuerliche Sache. Ueberhaupt ist ja in gewissen Dingen die Person des Fürsten von seiner Würde zu trennen. Der Kö- nig ist auch Privatmann und Cavalier. — Wie lächerlich müßte ein Buch ausfal- len, welches zum Zweck hätte, darzuthun wie Alles und Jedes, was der Fürst treibe, eigentlich Staatssache sei. Wahrs- cheinlich müßte er dann essen und trin- ken, um sich dem Staate zu erhalten; spazierengehen, um sich für Staatsge- schäfte neu zu stärken; heirathen, um einen Thronerben zu haben u. s. w. Da wäre ja der König gar nichts Anderes, als der Knecht der Knechte, zugleich Erie rad und getriebenes Rad. Und was nicht streng in die Staatsmaschine paßte, das müßte er bleiben lassen. Lieblingsneigungen, Privatvergügen wären unzulässig. Wer aber in aller Welt möchte da noch König sein! Das große Publikum urtheilt in diesen Dingen, wie bekannt, engberzig; es weiß nicht, was es fordern darf und soll. Es glaubt, der Fürst müsse ebenso bürgerlich zurückgezogen leben, als der glückliche Handwerksmann. Es murrt über ein schönes Gespann, über eine fürstliche Tafel, über ein prächtiges Pa- lais und nennt es überschwänglichen Luxus. Und hat ein Fürst nun gar Sinn für weibliche Schönheit, sucht er außer dem häuslichen Kreise Nahrung für sei- nen Geist, Labung für sein Herz, Befrie-

digung des Freundschaftstriebes, ra ist es aus, da ist Feuer im Dach, da wankt des Staates Säule, da sinkt des Reiches Grundbau, Alles ist verloren, selbst die schönste Perle der Krone, des Volkes Liebe. Aber nur eine Nacht Gerult, und zauberisch hat sich Alles wieder eingestellt. Als nach den tumultuarischen Aufritten am 1. März der König zum ersten Male wieder im Theater erschien, wurde er mit jauchzendem Vivat empfangen und begrüßt. Hat das Publikum gemurt über das Verhältniß des Königs zu Lola, so vergesse man nicht, daß es eben so unzufrieden ist mit seinen herrlichen Kunstbauten und wie es sich auszubringen pflegt, mit seiner Geldverschwendung auf Kunstschätze, daß es sich aufhält über seine Reisen, die er der Gesundheit wegen unternimmt. Hier zeigt sich das Publikum tyrannisch und seine Unzufriedenheit ist unrecht.

Die Welt ist noch keineswegs darüber im Reinen, was denn eigentlich Sittlichkeit sei. Man frage einen christlichen Priester, und er wird den Bescheld geben: Kreuzige kein Fleisch, d. h. unterdrücke deine natürlichen Reigungen, befriedige nicht deine natürlichen Bedürfnisse! — Gottlob, daß dieser Zurecht von den Wenigsten beobachtet wird, denn im Punkte solcher Sittlichkeit trennen Alle mannigfaltig von dem christlichen Pfade ab. Auch würde die Welt, wäre solcher Grundsatz streng durchgeführt, gar bald, wenn nicht ein Leichenader, doch wenigstens ein Kloster sein, und man würde jenen ertöhlen, häßlichen, lebendigen Menschengesperpen begegnen, wie sie uns Holzschnitte aus dem Mittelalter zeigen.

Anderes ist das, was ein sogenannter ehrbarer christlicher Bürger Sittlichkeit nennt. Er hielt es für Sünde, Sonntag eine Messe oder Predigt zu versäumen. Neben der Sättigung seiner Seele vergißt er jedoch Essen und Trinken nicht und weiß sich für Fasten und Kasteien mit seiner Frau und Kindern, die er in dem Herrn erzeugt, weidlich zu entschuldigen. Auch bedet ja ein solcher frommer

Kirchgang der Sünden Menge. Zu kleines Brod, zu leichtes Gewicht will Sühnung haben, und ist eine große von Nothen, so läßt er sich's angelegen sein, Mitglied eines Pietätenconventikels oder einer Rosenkranzbrüderschaft zu sein. — Man erzählt wenigstens, daß ein Bäcker in Nürnberg, der bei den Brüdern in Christo einen ziemlich heiligen Geruch hatte, öfters wegen zu kleinen Brodes polizeilich abgewandelt worden ist.

Anderer definiert ein Frauenherz die Sittlichkeit. Ein kleines Rendez-vous vor, noch lieber nach der Messe oder Predigt vergiebt sich das Gewissen leicht, und gar oft zaubert die Phantasie an die Stelle der hölzernen Augen des Heiligenbildes schöne, frische, blaue, braune oder schwarze lebendige Augen des Geliebten. Relata resoro.

In Barner's Reisebeschreibung wird erzählt, daß nicht allein die italienischen Maler ihre Geliebten in Gestalt der heiligen Jungfrau Maria vorge stellt, sondern auch die Mönche und Nonnen ihre Liebesbändel also fortzusetzen suchten, daß sich zum Exempel der Mönch in Gestalt des heiligen Dominikus, die Nonne in Gestalt der heiligen Catharina von Siena malen ließen und diese Bilder unter einander auswechselten, damit ein Jeder in seinem Kloster unter der Maske seines heiligen seinen Liebsten anbeten könne.

Es giebt aber auch eine junge Generation, welche sich sündlich und practisch von strengchristlichen Principien lossagt, diemal sie bei strenger Durchführung derselben würden aufhören müssen, leidliche Wesen, Familienglieder, Staatsbürger — Menschen zu sein. Denn was bliebe auch den wahren, specifischen Christen, die Halbchristen und humanisirten Christen schließe ich aus, was bliebe, sage ich, jenen Christen, wenn sie das sein wollen, was ächte christliche Priester ihnen sagen, übrig, als sich zu kasteien, zu kreuzigen, sich zu peitschen — sich zu verkrüppeln, ja zum religiösen Selbstmorde zu schreiten.

Das Christenthum empfindt Genaltigkeit gegen die angeborene Natur. — Diese junge Generation mag noch über die wahren und ewigen Gesetze der Sittlichkeit im Unklaren sein, mag die Grenze überspringen, welche die Natureinfalt, das Naturmaß gesetzt, aber sie ist sich in ihrem dunklen Drange des rechten Weges wohl bewußt. Wenn der heilige Augustin sich nicht geschemt hat zu sagen, „daß die Tugenden der Heiden glänzende Laster seien, so möchte man im gekränkten natürlichen Gefühle bei der näheren Betrachtung der christlichen Tugend sagen, daß man „offenbare Laster der Christen als verborgene Tugenden anzusehen habe.“

Wozu denn nun aber dies Alles? fragst du, lieber Leser. Wie kommt es, daß die durch Lola Montez in jüngster Zeit zu München herbeigeführten Ereignisse einen Sittlichkeits- Prolog nöthig haben? Sehr natürlich! denn auch hier sprach vernünftig die christliche Sittlichkeitslehre bald in ganzer, bald in halber Gestalt ihr Verdammungsurtheil und was man bei einer jeden anderen Hofdame stillschweigend übergangen hätte, das wurde bei ihr als schwarze Schottenseite glühend hervorgezogen und mit bitterer Schwächung belegt. Die Schönheit hat das Unglück, beneidet zu werden, natürliche Reize trifft Verfolgung, und eine alte Dame, die ihr Gutes genossen hat in diesem Leben, pretigt einer jungen, von weniger anziehendem Aeußeren, gar zu gerne Zurückgezogenheit. Das große Publikum schrie und tobte wild durcheinander, motivirte seinen Unwillen durch kleine Nebeninteressen, beneidete Lola's irdisches Glück, und war — das Organ kirchlicher und aristokratischer Umtriebe.

Ein geheimnißvoller Mann.

Großeäder werden gar häufig durch kleinere getrieben. Dies ist ein Satz, welcher in der Pragmatik der Geschichte nicht außer Acht zu lassen ist, es ist ein Schlüssel, welcher die geheimen

Laboratorien aufschleift. Von vielen wichtigen geschichtlichen Ereignissen wissen wir, daß sie oft durch scheinbar kleine Momente herbeigeführt worden sind. Es haben besonders die Frauen eine viel wichtigere Rolle gespielt, als gewöhnlich angenommen wird. In der Kirche und im Staat, in der Domäne und Politik läßt sich allwärts und zu allen Zeiten ihr Einfluß nachweisen.

Auch in den jüngsten Münchener Ereignissen, welche der Gegenstand dieser unserer Betrachtungen sind, spielt eine Dame. Durch sie werden Veränderungen vermittelt in kirchlicher und staatlicher Beziehung, welche man nicht für möglich gehalten hätte, und zwar so schnell und unerwartet, daß die Partei, welche der Schlag traf, rein den Kopf verlor und sich für den Augenblick weder zu rathen, noch zu helfen wußte. Sonst immer schlau und vorsichtig, hinterlistig und umsichtig, ist sie dieses Mal zu plump aufgetreten und hat durch allzu ungeklümmtes Sichgebärden die Finglinge nur noch fester zugezogen in welche sie gerathen war.

Warum aber, fragt man mit Recht, ist vorzüglich die Kirche auf die Kampfarena herabgestiegen und hat den Handschuh aufgehoben, den ihr ein holdes Kind von Eos's Weibchen hingeworfen? Es wäre vielleicht besser gewesen für ihre Sache, zu schweigen und zu dulden, abzuwarten, bis eine bessere Aussicht zum Siege käme und eine günstigere Wendung der Umstände einrete. Die Vorsehung wollte es anders. Ihr Gott hat sie mit Blindheit geschlagen: ihre pharaonische Verhärtung hat sie verstrickt in ihre eigenen Fäden. Wenn's wohl geht, der überschwemmet das Maß. Wer fest zu stehen glaubt, der wagt. Es ist ja doch nichts Anderes, um was es sich hier handelt, als um den alten Erisapfel, um den Streit zwischen Krone und Ring, Scepter und Bischofsstab. Beide spielen wie Katz und Maus, und mag die Einheit noch so gegründet scheinen, so bricht das Feuer der Zwietracht doch immer aus seiner Latenz hervor. Es bedarf nur einer kleinen Zugluft, und der offene Ausbruch ist da.

Man würde sich irren, wenn man glaubte, etwaige galante Abenteuer hätten den wahren Anstoß zum Kampfe gegeben. Wie könnte die Kirche so engberzig sein sie, die in Christi Verdienst einen so reichen Schatz zur Absolution besitzt, sie, welche die Macht hat, zu binden und zu lösen, und möchte solche Galanterien so ernst und streng nehmen, wie sie sie wirklich genommen hat. Die Geschichte beweist, daß sie oft gräulichen Sünden durch die Fingir gesehen und Indulgenz hat angetrieben lassen. Offenbar muß die Basis der Gemeinshaft und des Hasses tiefer liegen. Es giebt nämlich eine Todsünde, welche die Kirche nie vergeben kann, sie ist die Sünde wider den heiligen Geist der Kirche. Diese aber besteht darin, daß man sich nicht als Organ, Mittel und Werkzeug für jesuitische Zwecke und Machinationen brauchen läßt. Da ist's aus mit dem Frieden, da versiegt der Schatz des Verdienstes Christi, da giebt es keine Indulgenzen und Absolutionen. Hier beginnt vielmehr der geheime und der offene Krieg und hundert Arme sind geschäftig, das Kreuz aufzurichten, hundert Stimmen in Vereinschaft, das „Kreuzige“ erröthen zu lassen.

Mit diesen Worten leitet mein Freund die Indignatengeschichte ein, eine Angelegenheit, welche, obwohl sie nur meine unberentende Person betrifft, ganz Valern, ja ich kann wohl sagen, ganz Deutschland in Feuer und Flammen versetzte.

Es liegt in diesen Worten dieselbe Ironie, aber es liegt in ihnen auch dieselbe Wahrheit — ich verzeihe die Eitelkeit andern wegen.

Kaum hatten diejenigen, welche dem Könige sehr nahe standen, erfahren, welcher Art der Schutz war, dessen ich mich zu erfreuen hatte, so wurde von Vielen dieser Herrn der Calcul gemacht, welchen die Staatsmänner Frankreichs zu einer Zeit machten, als eine Dübarré, Maintenon die Fäden der Regierung in der Hand hielten. Man wollte durch das Weib den Herrn beherrschen. Ich war mit der

Politik Baierns völlig unvertraut und hielt es durchaus nicht für nothwendig, mich ex officio mit ihr zu beschäftigen. Sie beschäftigte mich in dem Grade, in welchem ein gebildetes Herz sich überall und immer um die gesellschaftlichen Zustände einer Nation bekümmert. Mehr nicht. Ich war daher nicht wenig erstaunt, als eines Tages ein Herr zu mir ins Zimmer trat, welcher nach der Art, in welcher er sich bewegte, ein Herr von hoher Stellung sein mußte. Er that so ungeduldet, so vertraulich, und dennoch so überaus fein und höflich mit mir, daß ich, ehe ich mich dessen versah, mit ihm in ein tiefes Gespräch gerieth.

Der Inhalt dieses Gesprächs war Baiern. — Im Anfange wurde mir der Zweck des Besuches dieses unbekanntes Mannes nicht recht klar, ja, wir geriethen so in Disput, daß ich es vergaß, daß ich ihn heute zum ersten Male sah. Wir sprachen anfänglich von gar vielen Dingen, aber der Fremde wußte das Gespräch mit großer Geschicklichkeit auf die Jesuiten zu lenken und bei diesem Gegenstande festzuhalten.

Ich sprach, wie immer, meine Meinung unverhohlen aus. Ich lobte die Jesuiten nicht und wußte nicht viel Gutes von ihnen. Ich bekannte mich mit Leib und Seele zu der Kirche, in welcher ich erzogen war, aber ich zeigte keine Liebe für die starren Fesseln des Ultramontanismus. Ich zeigte mich mit einem Worte als eine protestantische Katholikin. Ich bin religiös, aber nicht bigot, ich bin fromm, aber nicht abergläubisch, ich verabscheue die Menschen, welche aus Rosenkränzen Fesseln, welche den unbedingten Gehorsam zur Aufgabe einer Menschenseele machen, den Glauben an Gott in einen Glauben an die Dummheit verkehrten. — Ich liebe also die Jesuiten nicht und mache, wie gesagt kein Hehl daraus.

Der fremde Herr war aber anderer Meinung und sagte mir ganz dreist:

Wenn Sie, Donna, die Jesuiten nicht lieben, obwohl Sie eine gute Katholikin

sind, so ist bei dem Grade Ihres Verstandes anzunehmen, daß Sie die Jesuiten nicht kennen, oder — erlauben Sie mir diesen Ausdruck, daß Sie solche nur aus dem Geschwäze ihrer Feinde kennen, welche die Jesuiten niemals mit einem historischen Auge betrachtet haben.

Wenn dieses historische Auge, mein Herr, versehte ich lächelnd, nur nicht die Brille eines blinden Aliens ist.

Der Fremde schien sich über diese Antwort nicht wenig zu ärgern, aber er hatte Feinheit genug, seine Empfindlichkeit nicht merken zu lassen, und er bat mich, ihm aufzuzählen, was die Jesuiten eigentlich Schlechtes begangen hätten.

Ich sagte ihm sehr Vieles. Und der Herr versetzte mir auf alle meine Beschuldigungen sehr ruhig: Das beweisen Sie mir.

Soll ich Ihnen beweisen, fragte ich, daß sie die entseßliche Bartholomäusnacht veranlaßt haben? Soll ich Ihnen beweisen, daß sie es verschuldet haben, daß mein armes Vaterland, einst das mächtigste Land der Erde, durch sie in den tiefsten Verfall gerathen ist? Soll ich Ihnen auch beweisen, daß sie es sind, welchen wir das fürchterliche Geschenk der Inquisition zu verdanken haben? Die Inquisition, mein Herr, es bedarf nicht mehr, als dieses entseßliche Wort auszusprechen, um dem Jesuitismus für alle Zeit den Fluch der Menschheit aufzubürden und ihn verabscheuungswürdig zu machen.

Der Jesuitismus und die Religion überhaupt, versetzte der Fremde, sind so anschuldigt an der Bartholomäusnacht, als die Freiheit an der großen Reihe der Morde zur Zeit der Republik während eines Zeitraums von dreißig Jahren. Weder die Freiheit, noch der Glaube brauchen sich einen Thron auf Leichen zu errichten, um ihre Macht zu befestigen. Der Hof von Frankreich hatte nur seinen Feind schlagen wollen; der große Haufe benutzte diese Gelegenheit und machte es der Hof. Die Jesuiten haben aller-

dings den in der Geschichte unvergänglichen Ruhm erworben, in schlimmer Zeit, wo die Religion und die menschliche Gesellschaft, wo Thron und Glaube in der größten Gefahr schwebten, dieser Gefahr glücklich entgegen gearbeitet und sie gewissermaßen für alle Zeiten besänftigt zu haben. Der Jesuitismus hat seine Märtyrer aufzuweisen, würdige Nachahmer Christi, Märtyrer, die einen Fuß und andere unglückliche Keper bei Weitem überstrahlen. Aber niemals hat er zu so schrecklichen Mitteln, wie die Inquisition, gegriffen, die Inquisition ist keine religiöse, sondern eine rein politische Institution. — Als die verwerthliche Irrlehre von England, Deutschland und Frankreich aus sich auch über Spanien ergoß und in Sevilla and Valladolid Boden gewann, traten allerdings als ihre ersten und ernstesten Gegner nur Jesuiten auf. Mit aller Macht ihrer Beredsamkeit bekämpften und entlarvten sie solche. Als die Sektirer sahen, daß sie den Jesuiten nicht beikommen konnten, beschuldigten sie solche der Vorliebe für das Lutherthum, welches zu bekämpfen gerade die Aufgabe ihres Lebens war.

Diese Beschuldigung half ihnen nicht, man konnte die Jesuiten nicht mit dem San Venito beklüret sehen, und der Erzbischof von Sevilla, der damalige Großinquisitor erklärte in einer offiziellen Urkunde seines Tribunals die Deihororie der Eöhne Loyola's für unantastbar und berief sogar den Jesuiten Don Vald zur Mitübernahme seines suchtbaren Amtes.

Aber der Jesuit schlug es aus.

Die Jesuiten, damals noch im Anfange ihres Weiles, hatten auch die Hülfe der Inquisition schnell zur Herrschaft gelangen können, aber sie wollten lieber dieses Amt nicht übernehmen, dessen furchtbare Sirenge ihre sprüchwörtlich gewordenen Güte gemildert haben würde.

Der Irrlehre hatte man sie nicht überführen können. Die Regierung verwarf sie, auf diesem Wege zum Ziele zu gelangen, und sprengte nunmehr das Gerücht aus,

die Jesuiten seien Diener der Inquisition. Alle Grausamkeiten derselben wurden von nun an ihnen aufgebürdet. Die Sektirer hatten es nicht dahin bringen können, die Jesuiten auf den Scheiterhaufen zu bringen, jetzt erklärten sie solche für Errichter des Holzstoßes. Der Orden hielt diese Verläumdung so abgeschmackt, daß er dagegen sich zu verwahren für unnöthig hielt. Daran that er Unrecht. Ist die Bosheit erregt, so darf man sie niemals durch Stillschweigen, welches sie mißbraucht, noch mehr Raum gewinnen lassen. Der Orden aber schwieg, und so schloß man, wenn auch in diesen Beschuldigungen Lüge und Uebertreibung nicht zu läugnien sei, so erweise dieses Stillschweigen, daß irgend etwas Wahres zum Grunde liegen müsse. So blieben die Jesuiten in dem Gerede, daß sie sich der Inquisition zur Durchführung ihrer Zwecke berienten. Aber alle Beschuldigungen, welche man gegen diesen unvergleichlichen Orden geschickert hat, sind aus der Luft gegriffen. Dieser Orden theilt das Schicksal aller derjenigen, welche in aufgeregten, geschlossenen Zeiten, in denen alles Bestehende zu verfallen droht, sich diesem zerstörenden Geiste feindselig und furchtbar gezeigt haben, — er wird gehaft.

Nachdem der Fremde so gesprochen hatte, begann er zu den Zuständen der Gegenwart überzugehen. Er suchte mir zu beweisen, wech eine große Ähnlichkeit zwischen den Eroden des Ausbruchs der Reformationskriege und der Gegenwart bestehe, und sagte mir, daß sich diejenigen Ströblichen, welche sich dem Geiste der Negtheit entsapensämmt und ihn niederzuhalten strekten, eben so verdient machten um die Ordnung und um die menschliche Gesellschaft, als die Jesuiten sich damals verdient gemacht hätten.

Man darf nicht vergessen, daß man, als ich diese Unterredung hatte, das Jahr 1847 schrieb. Ich hatte noch keine Zeit, wie sie von 1848 erlibt. Die Revolution von 1830 hatte ich als ein Kind erlebt, ich wußte damals noch nicht wie

heute, was in der That großartige Prinzipien, wie die der Jesuiten, in Zeiten wie die unseren bedeuten. Alles, was ich damals bald begriff, war, daß es in Baiern zwei Parteien gab, von denen die eine am Ruder war, die andere aber mancherlei Zurücksetzungen erfahren hatte; daß die regierende Partei die kleinere und allgemein verhaßt war, das wurde mir sehr bald begreiflich, denn wenn sie eine wirklich reelle Macht gewesen wäre, hätte sie nöthig gehabt, sich um mich zu bewerben, da ich mich um sie nicht kümmerte? Aber man ging recht schlau zu Werke.

Man sandte mir also jenen fremden Herrn, den ich nicht nennen will, weil ich es nicht liebe, diejenigen, welche unglücklich sind, noch mehr bloß zu stellen, um meine Gesinnung zu sondiren.

Man sprach mit mir von Politik, vom Katholizismus, von den Ultramontanen, vom Jesuitismus. Ich zeigte mich als gute Katholikin und als schlechte Jesuitin. Man versuchte mich zu bessern. Ich fragte, wie ich besser werden könnte? — Sie müssen in unsere Lehre gehen.

In Ihre Lehre, meine Herren? wohl! an ich will den Versuch machen, ich möchte doch wissen, wohin es führen wird. Sie sagen also, die Jesuiten waren gute Menschen. Sie haben das arme Amerika vom Untergange gerettet, sie haben das Loos der Indier erträglich gemacht sie haben vor drei Jahrhunderten verhindert, was heute kaum mehr ohne ein Wunder, welches nur die Jesuiten verrichten können, zu verhindern ist. Sie haben für die Sache der Religion, die doch auch die Sache der Könige ist, für die Sache der geistlichen Dronung, welche doch ebenfalls die Sache der Könige ist, unzählige Märtyrer gehabt, ich will Ihnen das Alles glauben, da Sie es, wie ich nicht zweifle, schwarz auf weiß bezeugen — nun was soll ich mehr thun? Geht noch etwas über den Glauben?

Ja wohl, es wäre auch gut, wenn Sie es Andere ebenfalls glauben machten.

Anderer? Was kümmert mich der Glaube Anderer? Es ist lächerlich, sich darum zu quälen. Und ich lauge vollends nicht dazu, ich habe in meinem Leben mehr Heiden als Gläubige gemacht.

Spotten Sie nicht, meine Schöne, wurde mir zur Antwort, es handelt sich hier um nichts Geringes, bedenken Sie Ihre Stellung —

Meine Stellung? —

Sie sind die Geliebte eines Königs.

Was thut das hier zur Sache?

Sie gehen mit uns oder Sie gehen —

Warten Sie, meine Herren, einen Augenblick verzichten Sie, meine Antwort währt nicht länger —

Ich gehe nicht mit Ihnen — und Sie gehen.

So wurden mir denn die Augen aufgerissen und ich erkannte bald, was es hieß, einem Könige nahe stehen.

Ja, ich gestehe es, ich war mir kaum klar über dieses Verhältniß, ich war noch geneigt, Alles für einen Traum zu halten, als sich schon Menschen zu mir herandrängten, Männer, welche, wie man zu sagen pflegt, von Stande und von Stellung waren, um dieses Verhältniß nach besten Kräften für sich auszubenten. Ich habe es nur zu sehr erkannt, von welchen Egoisten ein König umlagert ist. Ich habe es erkannt, wie viele Herren verlangen, daß ein König erst an sie, an ihre armselige Person denke, bevor er an sein Volk denken kann, — und dennoch sagen diese Herren gern: Alles für das Volk!

Ja, Alles für das Volk, sagten auch die Herren Minister zu München, für das Volk wollten sie gemeinschaftliche Sache mit mir machen, für das Volk wollten sie gegen mich sein.

Ich sagte lachend zu seiner Majestät: Sire, haben Sie keine Krone für mich? Ich möchte wohl eine Krone haben.

Und was wollen Sie damit beginnen? fragte der König halbvoll lächelnd.

Ich möchte Ihre Minister daran probiren.

Meine Minister?

Ihre Minister lieben mich nicht, Sire vielleicht gewinnen Sie mehr Neigung zu mir, wenn ich eine Krone trage.

Meine Lola, versetzte der König, Sie sollen eine Krone haben, ich gebe Ihnen mein königliches Wort darauf.

Es waren nur ein paar Worte, welche mir der König da an jenem Abende gesagt hatte. Es war ein Scherz von mir, ein närrischer Einfall, die Laune eines Kindes. Ich forderte eine Krone und der König sagte: Sie sollen eine Krone haben. — Wie verhängnißvoll sind diese Worte geworden! Damals zwar hatte ich noch keine Ahnung von der Tragweite meines sonderbaren Einfalls und ich schlief am Abende ruhig ein und träumte von nichts als von Kronen. Aber leider schliefen meine Feinde eben so unruhig und träumten von nichts, als der Tänzerin. Wie konnte eine Tänzerin so frech sein — das Herz eines Königs zu gewinnen! Wie konnte eine Tänzerin sich so vergessen — eine Krone zu fordern! — Wie konnte eine Tänzerin es wagen, andere Gesinnung zu hegen, als die constitutionellen Minister eines Königs, — der sie liebte. Diesen Herren war die Liebe zu viel, sie verstehen nur den Haß. Sie konnten nicht sehen, daß ein König liebte und noch weniger, daß er geliebt wurde.

Ja — Sire. Ich habe nicht gelogen mit meinen Empfindungen, ich habe Sie geliebt, geliebt mit ganzer Seele, weil Sie ein ganzer König waren. Ich habe Sie geliebt in der Fülle Ihrer Macht, in der Fülle Ihres edlen, poetischen Herzens; was vermag ein Herz wie das Ihre, wenn es unter dem Purpur schlägt.

O, diese gemeinen Naturen, welche sich selbst brandmarken, indem sie meine Ideen mit frivolster Satyre darstellten, sie haben nie daran gedacht, welches heiligen Zauber das Wort König auf ein weibliches Herz ausüben kann, welches geschehen zu beglücken, durch die gesellschaftlich-

de Stellung zu allen Zeiten verdammt war — unglücklich zu sein. — Warum sollte es mich nicht beglücken, als ein König mir eine Krone versprochen hatte? Wahrlich, es mußte wohl ein großes Unglück für Baiern sein, daß sich so große Herren bemüheten, mir diese Krone zu entziehen.

Eine Gräfin mehr in Baiern! meine Herren Minister.

Eine Gräfin mehr; — wird deshalb das Volk unglücklich werden? Und diese Gräfin, das sage ich Ihnen, wird nicht die allerschlechteste sein. Sehen Sie sich um unter ihren Gräfinnen, sehen Sie, wie viel Liebe sie für ihren königlichen Herrn, wie viel Dankbarkeit sie für empfangene Wohltaten hegen und sagen Sie mir, wie viel edleres Blut in ihren Adern rollt, als in den meinen, um mich einer gräflichen Krone unwürdig zu erklären. —

Aber das Volk wollte nicht, daß Sie eine Krone seines Landes tragen.

Ah — das Volk! — Seht nur! — Wenn Etwas nicht nach den Plänen und Wünschen dieser Herren geschieht, — gleich kommen sie mit dem Volke. Wie wenig denken sie bei anderen Gelegenheiten an dieses arme Volk.

Ja wahrlich, ein armes, bedauernswürdiges Volk! Und ein armer, bedauernswürdiger König!

Wenn sich solche Herren zwischen Volk und König stellen, — dann muß wohl Beiden Unrecht geschehen.

Von allen Seiten ist man unzufrieden mit diesen Ministern, natürlich diese hüten sich wohl, es dem Könige zu sagen: Entlasse uns, Herr, das Volk will nicht mit uns gehen und wir nicht mit ihm. Wir wollen also weichen; — die Liebe deines Volkes ist das Höchste.

Wenn aber der König eine Neigung faßt, die so menschlich, so natürlich ist, von der man auch nicht das geringste Aufsehen machen sollte; wenn der König eine Tänzerin zur Gräfin machen will — dann schreit man Peter, dann geschieht Alles im Interesse des Volkes, dann ist

diese Liebe die schönste Perle am königlichen Diadem.

Und Ihr wollt, daß ich schweigen soll?

Ich werde mit meinem königlichen Freunde reden, wie ich mit Euch rede.

Diese Minister sind falsch!

Diese Minister — — —

O, Ihr wißt, daß ich Euch rasch durchschaute.

Geht nur Euern Gang, — ich werde den meinigen gehen.

Eine Krone.

So lange der König von Baiern, unbewegt von irgend einer Form, ganz nach dem Ermessen seines Herzens handeln konnte, gewährte er den Widerstand wenig, welcher ihm, in Bezug auf meine Person, in den Weg trat; hätte ich damals das constitutionelle Gewebe Baierns verstanden, ich würde dem Könige gesagt haben: Eure — lassen Sie mich ohne Krone glücklich sein.

Aber ich mußte, wie gesagt, noch nicht, daß die Constitution die Könige von Baiern bei Adelsverleihungen von ihren Untertanen abhängig macht; hätte es mir der König gesagt, ich würde ihn, hätte er dabei beharren wollen, jedenfalls auf den Sturm aufmerksam gemacht haben, der sich bei dieser Gelegenheit gegen ihn erhob, denn ich kannte bereits meine Leute. Es war übrigens gut daß es so und nicht anders kam, denn ich, die man beim Volke durch Ausstreuung der absurdesten Gerüchte verhaßt zu machen suchte, wurde seine Wohltäterin, indem ich es von einer Regierung befreite, die sein Interesse sehr wenig beachtete, obwohl die Herren Minister den König glauben machten, — die Stimmung des Volkes sei vortrefflich.

Ja wohl, das Volk liebte seinen König.

Aber einen v. Abel und Consorten?

Ja wahrlich, niemals hat ein König wahrer seine Stimmung ausgesprochen, als in dem schönen Sonnet:

Ihr habt mich aus dem Paradies getrieben,
Für immer habet ihr es mir umgittert,
Die ihr des Lebens Tage mir verbittert;
Doch macht ihr mich nicht bassen statt zu lieben.

Die Festigkeit, sie ist noch nicht zersplittert,
Ob mir der Jugend Jahre gleich zerfliegen,
Ist ungeschwächt der Jugend Kraft geblieben;

Ihr, die ihr knechten mich gewollt, erzittert!

Mit dem, wie ihr gen mich seid, gebt's kein Gleichniß,

Die eig'nen Thaten haben euch gerichtet,
Des Undanks, der Verläumdungen Verzeichniß.

Die Wolken flieh'n, der Himmel ist gelichtet,

Ich preis' es, das entscheidende Ereigniß,
Das eure Macht auf ewig hat zernichtet.

Bevor ich erzähle, wie die bekannte Indigenatgeschichte von Seiten der feindlichen Partei aufgefaßt wurde, will ich aus Freundesmund einen Bericht über diese Angelegenheit bringen, welcher wieder ganz erbaulich klingt:

Um Eola einen Beweis seiner Huld zu geben, hatte der König beschlossen, ihr das Baiersche Indigenat zuzuwenden. Daß er auf einen so heftigen Widerstand von Seite des Staatsraths stieß, durch welchen die Indigenatverleihung begutachtet werden sollte, wie er wirklich geschehen ist hatte der König in der That nicht geahnt oder vermuthet. In der Ansicht, daß man einer Sache nicht so große Wichtigkeit und Bedeutsamkeit beimesse, die doch mehr ein Herzenswunsch und Beweis seiner Huld war, hatte der König dem Staatsrathe seine Willensmeinung zur Begutachtung vorgelegt, wie es die constitutionellen Normen verlangten. Welch' ein unerhörtes Schauspiel aber wird nun der Welt zum Besten gegeben! Der einfache Gnadenakt dünkt den Männern, welchen die oberste Verathung der Staatsangelegenheiten übergeben ist, ein dem Volke in die Hand gereichtes Messer, die Stränge der Staatsmaschine abzuschneiden; er dünkt ihnen eine der gefährlichsten Concessionen, welche die Ruhe

des Reichs gefährden; er dün't ihnen eine Calamität, das heißt ein unheil-schwangerer Akt der Willkür; er dünkt ihnen als etwas, was alle constitutionellen Bande löse, Gesetz, Recht und Ordnung unter die Füße trite. Bei solcher Wichtigkeit der Sache, die man voraussetzte oder sich imaginirte, glaubte der Staatsrath seine Gewissenhaftigkeit dem Könige oder vielmehr dem Volke gegenüber zeigen zu müssen und in seiner Sitzung vom 8. Januar begutachtete er die Indigenatsverleihung an Lola verneinend.

Es schwanden die falschen Lichter, es fiel die Verkleidung, es ward heller Tag. Lassen wir es vorläufig dahingestellt, ob der Staatsrath seine Nichtentpredung auf einen gültigen Grund basiren konnte, und nehmen wir an, er habe dem Volke gegenüber Gewissenhaftigkeit zeigen wollen — Beides aber wird durch eine juristische Erörterung, die wir beibringen, so gleich näher beleuchtet werden — so kann uns andererseits auch nicht entgehen, daß man eine Sache, welche offenbar die Wichtigkeit nicht hat, unter das Vergrößerungsglas setzte.

In seiner Sitzung vom 8. Februar soll bios der Staatsrath Georg von Maurer, protest. Confession, und versuche, welcher nach dem Memorandum die Indigenats-sache als die größte Cal. mißthat hinstellte, sich für dieselbe entschließen haben. — Man will dies mit seiner späteren Ernennung zum Justizminister in Verbindung bringen.

U.ber das verneinende Gutachten des Staatsrathes war der König, wie sich leicht denken läßt, äußerst verwundert. — Als Staatsmann mußte er jedenfalls erkennen, daß, wie sich sogleich herausstellen wird, dasselbe einer gültigen Basis ermangle, indem durch diese Verleibung kein Landesgesetz und kein Recht verletzt wurde; aber als König fühlte er um so tiefer diese Niederlage seiner Willensneigung an, was noch mehr ist, er sah in dieser ganzen Begutachtung eine dürftig

überkleidete Demonstration, eine Demonstration gegen sein Verhältniß mit Lola. Hier schaute der König gewiß ganz klar.

Es war diese verneinende Begutachtung des Staatsrathes jezt nicht der einzige Widerstand, den er König erfuhr; bald sollte er auch auf einen zweiten stoßen. Da die Verleihung des Indigenats durch königliches Decret constitutionell sanctionirt ist, so fand es der König für gut, auch gegen das Gutachten seines Staatsrathes Lola das Indigenat zu verleihen. Im Geiste der constitutionellen Normen mußte aber das Decret von einem der Minister contrasignirt sein. Da trat nun wiederum eine Weigerung ein, die um so fataler war, als sie gleichfalls den Schein der Popularität hatte. Es war eine zweite Demonstration, ebenso demüthigend für die königliche Würde als die erstere, ebenso wenig gültig basirt als sie, indem ja bei dieser Contrasignatur keine Verantwortlichkeit zu fürchten war. Der König befand sich in einiger Verantwortlichkeit. Wahrung der Popularität und der königlichen Würde stand sich gegenüber. Der König fühlte sich allein und hier beginnt vielleicht die Wirk-samkeit Lola's, obwohl wir damit nicht sagen wollen, der König sei bloß eine passive, eine geleitete Person gewesen, wie die gestürzte Partei die Leute so gerne glauben machen möchte. Die ganze Welt kennt die Unbrugsamkeit des Königs, wenn er einmal zum Entschluß gekommen; seinen Scharfsinn hat er bei den jüngsten Ereignissen bewiesen, wo seine Hand stets den Rechten erfaßte und noch erfaßt. Unbeschadet alles dessen aber war doch Lola ein Haltpunkt, eine Stütze für ihn, wenn sie gleich in einzelnen Fällen weicherziger als ihr Ludwig war, und wie die Gama berichtet, um die Nichtentlassung des Universitäts-Professors von Kasaulz, wiewohl vergebens, beim König, als er bei ihr war, sapsäl-tig arbeiten haben soll.

Des Königs Entschluß war von da an zur Reife gekommen. Schon verbreitete

sich im Publikum das Gerücht, das Ministerium werde entlassen. Man sagt, was ich jedoch nicht vertreten will, der König habe nach jener Verweigerung der Contrasignatur an den Minister des Innern von Abel, an den Finanzminister Grafen von Seinsheim, an den Justizminister von Ehrenk und an den Kriegeminister Grumpenberg ein Handbillet ergehen lassen, worinnen er ihnen nochmals die Sache zu bedenken gab. Der Minister des Innern, Graf von Berg, hatte vom Könige Urlaub bekommen und es ist nicht bekannt, wie er in dieser Sache der Contrasignatur gestimmt war.

Betrachten wir diesen Schritt als einen Versuch der Ausgleichung, so ließ sich voraussehen, daß dieser zu keinem genügenden Resultate führen würde. Die Erklärung war einmal an einem Stadium angelangt, wo Alles in der Klemme war und Niemand mehr rückwärts schreiten konnte. Die Minister hatten einmal eine factische Demonstration gegeben und den Nimbus der Popularität um ihre Häupter geschwunden; ein Kreisgang wäre lächerlich gewesen; das Dilemma hätte zu der alten Bewildlung nur noch neue hinzugefügt. Zudem war der Ruf ja tiefer, der faule Fleck lag noch wo anders, als in der politischen Sphäre.

So fragt sich nun, in welchem Verhältniß das Benehmen des Staatsrathes und des Ministeriums, das heißt, die Begutachtung des Indigenats und die Verweigerung der Contrasignatur, zu den constitutionellen Normen in Baiern stand. In der Voraussetzung, daß die Leser die hier einschlägigen Verordnungen in der Verfassungsurkunde nicht kennen, nächst folgende Notizen nicht unermüßlich sein, indem durch sie mehr Licht und Einsicht in die Sache gebracht wird. Es die ne demnach Folgendes zur Unterweisung:

Der volle Genuß aller bürgerlichen, öffentlichen und Privatrechte in Baiern ist durch das Indigenat bedingt, welches entweder durch Geburt, oder durch Naturalisation erworben wird.

Durch Naturalisation erhält das Eingebornenrecht neben anderen Fällen auch derjenige, dem es durch ein besonderes, nach erfolgter Vernehmung des Staatsrathes ausgefertigtes königliches Decret beigelegt wird. Der Staatsrath aber hat hierbei keine entscheidende Stimme und der König kann gegen das von der Majorität abgegebene, ja selbst einstimmige Gutachten dieser Behörde das Indigenat ertheilen.

Dieser schon früher vorgekommene Fall trat nun neuerdings bei Anlaß des Indigenatsgesuchs der Sennora Lola Montez ein. Der Staatsrath sprach sich, wie man sagt, mit Ausnahme einer einzigen Stimme für die Nichtentprechung aus; der König dagegen fand für gut, gegen das Gutachten seines Staatsrathes der gebachten Sennora das Indigenat zu verleihen. Als er jedoch das betreffende Decret dem Ministerium zur Contrafignatur vorlegte, verweigerte Letzteres dieselbe. Es fragt sich nun, ob diese Verweigerung einen gültigen Grund hatte und hierüber ist Folgendes zu erörtern:

In dem Wesen einer constitutionellen Monarchie liegt es, daß die Minister nicht bloß der Person des Königs, sondern auch den Schutzrettern des Volkes, den Kammern, verantwortlich sind. Diese auch in der Baiarischen Verfassung ausdrücklich anerkannte Verantwortlichkeit der höchsten Staatsbeamten bezieht sich auf die Gesetzmäßigkeit oder Uebereinstimmung der Regierungshandlungen mit der Verfassung und den Gesetzen des Staates. Damit aber für alle Regierungsacte die grundgesetzliche, ministerielle Verantwortlichkeit bestche, bedürfen alle vom Monarchen ausgehenden Verfügungen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung eines der höchsten Staatsbeamten. Hieraus ergiebt sich von selbst das Recht des Letzteren, einer allerhöchsten Verfügung, die eine Verletzung der Verfassung oder der Gesetze des Staates enthielte, die Contrafignatur zu verweigern.

Betrachten wir nun die königliche Verleihung des Indigenats an Sennora Lola Montez, so liegt in dieser allerhöchsten Verfügung weder hinsichtlich der Form, noch hinsichtlich des Inhalts eine solche Verletzung. In ersterer Beziehung nicht, weil der Staatsrath hierüber vernommen wurde, und in letzterer Beziehung nicht, weil dadurch kein Recht verletzt wurde. — Keiner der Minister hatte daher zu befürchten, für die Contrafignatur des königlichen Decrets von den Ständen verantwortlich gemacht zu werden; somit entbehrt ihre Verweigerung jedes gültigen Grundes und stellt sich als rein willkürlich dar.

Aus dieser kurzen Erörterung kann man ersehen, daß die Begünstigung des Staatsrathes und die Verweigerung der Contrafignatur nicht so unbedingt den Anspruch auf Popularität machen konnten, den sie wirklich machten. Es war, wie gesagt, eine Demonstration, deren Wurzel wo anders lag: Popularität hatte nur den Schein für sich, und war, wie sich später noch klarer herausstellen wird, nur eine Appellation an das Volk. Bei solcher Sachlage war natürlich eine friedliche Ausgleichung ganz und gar nicht möglich. Auch war der Weg der Friedfertigkeit keineswegs der der feindseligen Partei. Man hatte einmal angefangen, energischer zu verfahren und wollte erst abwarten, wie die gewählten Mittel ausfallen würden. Eine Krankheit, dachte man, weicht nicht auf die erste Medicin, und wer einen Schritt gethan hat, muß auch den zweiten thun. So konnten die Minister keinen andern Weg einschlagen als sich an den König zu wenden, und, im Falle der Nichtsinnesänderung, ihn um ihre Entlassung zu bitten, somit von der Bühne abzutreten. Es war dieses der richtige Weg, den sie gehen konnten. Wäre ihr Entlassungsgesuch, was sich freilich nicht erwarten ließ, da der König bereits klar und entschlossen war, nicht angenommen worden, so hätte die Gegenpartei ein gewisses Feld gewonnen, von welchem aus sie hätte weiter agiren und neue Vortheile

erringen können. Das Entlassungsgesuch aber mußte erfolgen, weil man wohl einsah, daß man ohne die Sinnesänderung des Königs sich nicht mehr halten konnte. Entschiedenheit, Gewißheit war absolut notwendig.

So entstand nun das höchst merkwürdige Memorandum, ein ministerielles Aftenstück, das in neuerer Zeit wohl nicht seines Gleichen hat. Es wird darin die ministerielle Lage, herbeigeführt durch die Indigenatsfrage, geschildert, und das Entlassungsgesuch auf eine Art motivirt, welche die ernstesten Betrachtungen veranlaßt. Es wird auf eine imaginierte Stimmung des Landes hingewiesen, das Familienleben herbeigezogen, das Nationalgefühl in die Waagschale gelegt, der Gegenstand der Neigung des Königs herabgewürdigt, das Bischofthum in die Schranken gerufen, die Kirche als Institution vorgeführt, die Polizei als kraftlos hingestellt, die feindselige Journalistik gebilligt, die allgemeine Verbreitung der Unzufriedenheit mit Eifer erwähnt, das Königthum als bedroht und geächtet erklärt, das Selbstlob nicht gespart, die bewaffnete Macht zu bedenken gegeben, die Zukunft umdüstert, der Landtag herbeigezogen, und das Alles mit einer Loyaltät, einem Schmerzgeföhle, einer Ergebenheit, einer Pflichttreue, daß man nicht weiß, worüber man mehr staunen soll, ob über die Materie oder über die Form. — Wir werden in diesem Aftenstück später noch besonders die Sonde der Kritik setzen und wollen sehen, ob die Ansicht der Dinge, wie wir sie genommen haben, dadurch nicht auf das Bestimmte ste, Klarste und Schneidenste bewiesen wird. Deshalb glauben wir, dieses Memorandum in keinem Fall unsern Lesern vorenthalten zu wollen, und es wird dies nach getreuem Texte geschehen.

Das Memorandum.

Allerburchlauchtigster, Großmächtigster König! Allergnädigster König und Herr!

Es giebt Augenblicke im öffentlichen Leben, in welchen den Männern, die das unschätzbare Vertrauen ihres Monarchen zur obersten Leitung der Staatsverwaltung in ihren verschiedenen Zweigen be- rufen hat, nur noch die betrübende Wahl offen steht, entweder der Erfüllung der heiligsten, durch den geleisteten Eid, durch Treue, Anhänglichkeit und heife Dankbarkeit besiegelten Pflichten zu entsagen, oder, in gewissenhafter Erfüllung dieser Pflichten, die schmerzliche Gefahr des Mißfallens ihres geliebten Monarchen nicht zu beachten.

In dieser Lage sehen die treuehormamst Unterzeichneten durch den allerhöchsten Beschluß, der Sennora Lola Montez das bayerische Indigenat durch königliches Decret zu verleihen, sich versezt, und sie Alle sind eines Verathes an den Euerer königlichen Majestät gelobten heiligsten Pflichten unfähig, — ihr Entschluß konnte daher nicht schwanken.

Diese Indigenatsverleihung ward in der Staatsrathssigung vom 8. d. M. vom königlichen Staatsrath v. Maurer „als die größte Calamität, die über Bayern kommen kann, laut und oftmals bezeich- net.“

Diese Ueberzeugung ward von dem ganzen Staatsrath getheilt, sie ist der Ausdruck der Gesinnung aller treuen Unterthanen Eurer königlichen Majestät, und es hat nicht erst einer Staatsrathssigung bedurft, um eben diese Ueberzeugung in den treuehormamst Unterzeichneten nur zu unerschütteret zu begründen.

Seit dem Monat Oktober v. J. sind die Augen des ganzen Landes auf Mün- chen gerichtet und es haben sich in allen Theilen Baierns über das, was hier vor- geht und was beinahe den ausschließlichen Gegenstand des Gesprächs im Inneren

der Familien, wie an allen öffentlichen Orten bildet, Urtheile festgesetzt, und es ist aus diesen Urtheilen eine Stimmung erwachsen, die zu den bedenklichsten gehört.

Die Ehrfurcht vor dem Monarchen wird mehr und mehr in den Gemüthern ausgekittigt, weil nur noch Aeußerungen des bittersten TadelS und der lautesten Mißbilligung vernommen werden; dabei ist das Nationalgefühl auf das Tiefste verletzt, weil Baiern von einer Fremden, deren Ruf in den öffentlichen Blättern gebrandmarkt ist, regiert glaubt, und so mancher Thatsache gegenüber nichts die- sen Glauben zu entwurzeln vermag.

Männer, wie der Bischof von Augsburg, dessen Treue und Anhänglichkeit an Euerer königliche Majestät über jeden Zweifel erhaben sind, vergießen über das, was vorgeht, und über die täglich sich mehr entwickelnden Folgen bittere Thränen und die treuehormamst unterzeichneten Minister des Inneren und der Finanzen sind selbst Augen- und Ohrenzeugen der heißen Thränen und bitteren Klagen des genannten Bischofs gewesen.

Der Fürstbischof von Breslau hatte kaum von einem hier verbreiteten Gerüchte, er habe ein das fragliche Ver- hältniß entschuldigendes Gutachten abge- geben, Kenntniß erlangt, als er augen- blicklich einen Brief hierher erließ mit der Aufforderung, diese Sache, wo immer davon gesprochen würde, auf das Be- stimmteste als unwahr zu erklären und seine entschiedene Mißbilligung der Vor- gänge auszusprechen. Sein Schreiben ist hier kein Geheimniß mehr und wird bald im ganzen Lande bekannt sein und welches ist die Wirkung? Die auswärtigen Blätter bringen täglich die schmerz- lichsten Anekdoten und die herabwürdi- gendsten Angriffe gegen Euerer königliche Majestät.

Das anliegende Stück Nr. 5. der Ul- mer Chronik enthält eine Probe davon. Alle polizeiliche Aufsicht vermag die Ein- bringung solcher Blätter nicht zu verbind- ern. Sie werden verbreitet und mit

Hier verschlungen, Der Eindruck, der in den Gemüthern lebt, kann nicht zwei- felhaft sein, er erneut sich täglich und wird bald nie und durch nichts mehr er- löst werden können. Eine gleiche Stim- mung besteht von Berchtesgaden nach Passau bis AStaffenburg und Zweibrü- den, ja sie ist über ganz Europa verbrei- tet, sie ist ganz dieselbe in der Hütte des Armen, wie im Palaste des Reichen.

Es ist nicht blos der Ruhm und das Glück Euerer königlichen Majestät, es ist die Sache des Königthums, die auf dem Spiele steht. Daher das Frohlocken Derer, die auf den Umsturz der Thron- hinarbeiten, und die es sich zur Lebens- aufgabe gemacht haben, das Königthum in der öffentlichen Meinung zu verderben.

Dabei aber auch der tiefe Schmerz und die Verzweiflung aller Derer, die Euerer königlichen Majestät mit treuer Liebe anhangen, und die über den Erfah- ren, denen das Königthum vielleicht in kurzer Zeit in größerem Maßstabe ausge- setzt gewesen ist, die Augen zu verschlie- ßen. Daher liegt es außer dem Berei- che menschlicher Kräfte, auf die Länge zu verhüten und zu verhindern, daß die Rückwirkungen dessen, was vorgeht, nicht mehr und mehr auch auf die bewaffnete Macht übergehen und wo soll eine Hilfe gefunden werden, wenn auch dieses unge- heure Uebel einräte, wenn auch dieses Bollwerk schwankte? —

Was die treuehormamst Unterzeich- neten hier mit gebrochenem Herzen in tiefster Ehrfurcht vorzutragen haben, be- steht nicht auf Gespenstern; hier ist das traurige Ergebniß der Beobachtungen, welches sich Jeder in seinem Wirkungs- kreise täglich seit Monaten hat machen müssen. Was unter solchen Verhältnissen vom nächsten Landtage zu erwarten sei, liegt offen am Tage. Unberechenbar sind die letzten Folgen seiner Verhand- lungen, wenn sie mit solchem Eindrucke gepflügt werden. Jeder der treuehormamst Unterzeichneten ist bereit, in jedem Augenblicke Gut und Blut für Euerer

Königliche Majestät freudig zu opfern. Aber deshalb ist es ihnen eine doppelt heilige Pflicht, Euerer Königlichen Majestät die Gefahren offen darzulegen, welche mit jedem Tage wachsen und Allerhöchstdieselben zu beschwören, ihre flehentliche Bitte um die Gewährung der einzigen hier möglichen Hülfe zu erbitten und dem unseligen Gedanken zu entsagen, als sei es Leidenschaft oder Widerstand, der nur gegen solche Verhältnisse gerichtet ist, durch welche jeder treue Baiern untergraben sieht, was ihm vor Allem am Herzen liegt: den Ruhm, die Macht und das Glück, die ganze Zukunft seines geliebten Königs. Die treuehormsamste Unterzeichneten haben die Folgen des Schrittes, zu welchem die treueste und innigste Anhänglichkeit an Euerer Königliche Majestät, die Erkenntniß der unberechenbaren Wichtigkeit des Augenblicks allein sie vermocht hat, nach allen Richtungen gar wohl erwogen; sie wissen und sind davon durchdrungen, daß, wenn Euerer Königliche Majestät ihr heißes Flehen nicht zu erhören geruhen, ihre Wirksamkeit auf der Stelle, zu welcher sie die Gnade und das Vertrauen ihres geliebten Monarchen berufen hat, beendet, und dann nur noch eine Pflicht auf dieser Stelle zu erfüllen übrig bleibt, die Pflicht, Euerer Königliche Majestät um die Enthebung von der Führung der Ihnen anvertrauten Ministerien, wenn auch mit tiefstem Schmerzgefühl, ehrfurchtvolll zu bitten.

In allertiefster Ehrfurcht und mit unverbrüchlicher Treue und Anhänglichkeit

v. Abel,

v. Gumpenberg,
Graf Seinhelm,
v. Schrenk.

Glossen zum Memorandum
von mir und Andern.

Das Memorandum, welches wir so eben mitgetheilt haben, soll aus der Feder des Ministers von Abel geflossen sein, worauf wir jedoch keinen besondern Werth legen

wollen, insofern dieses Actenstück, wenn es nicht gemeinsam beraten und entworfen wurde, durch Unterschrift das Eigenthum jedes einzelnen der vier Minister wird. Ferner müssen wir erwähnen, daß dasselbe ungemein schnell und in vielen Abschriften unter dem Publicum sich verbreitete, daß man demnach, wie doch sonst zu geschehen pflegt, kein besonderes Geheimniß daraus machte. Man appellirte offenbar an die Sympathie des Volkes und wollte auf indirekte Weise in ihm Erträge und Hülfe haben.

Betrachtet man dieses Actenstück leicht und oberflächlich, so möchte man sich allerdings von dem Schreine der Gutmüthigkeit, Pflichttreue und Loyalität berücken lassen. Allein es kommt mir dasselbe vor wie die Zunge eines Löwen, welche im Becken blutig verwundet. Es hat Aehnlichkeit mit einem spielenden Tigerhieb, dessen Krallen sich in's Fleisch einschlagen. Da, wo die schwächste Seite ist, werden die schärfsten und schneidendsten Worte gewählt, was mit den sonstigen Aeußerungen der Ehrfurcht ganz sonderbar contrastirt. Gleich von vorn herein wird die Verleibung des Indigenats an Pöla Montez ein Ver Rath genannt. Von der Gewandtheit einer ministeriellen Feder ließe sich denn noch erwarten, daß sie den nämlichen Gedanken auf mildere und nicht minder entschiedene Weise hätte ausdrücken können, wenn man so gewillt hätte. Aber man wollte das nicht, es lag in der Absicht, Indigenat und Ver Rath auf Eine Linie zu stellen.

Sapienti sat.

Daß gerade des königlichen Staatsraths von Maurer Aeußerung, diese Indigenatsverleibung sei die größte Calamität, die über Baiern kommen könne, hervorgehoben wurde, scheint mehr als zufällig zu sein. Man erinnere sich, daß Herr von Maurer Protestant und, wenn die Sage begründet, derjenige gewesen sei, welcher allein für dieselbe gestimmt habe. Um Jemanden wehe zu thun, muß man ihm jede Stütze rauben.

Im Verlaufe heißt es, daß im ganzen Lande, im Innern der Familien, an allen öffentlichen Plätzen sich eine Stimmung offenbare, die zu den bedenklichsten gehöre. Hier wird sichtlich übertrieben. Die Feder ergeht sich hier in Floskeln, der Geschichtschreiber wird Novellist. Wie kann er wissen, was in ganz Baiern, im Innern der Familien, an allen öffentlichen Plätzen gesprochen wird? Da müßte Jeder Jeden verrathen haben. An Geheiß ist bekannt, daß man lieber den Gegenstand im Gespräche vermied. Allein der Verfasser will einmal die bedenklichste Stimmung. Und was heißt denn bedenklich? Eine Stimmung, die revolutionärer Natur ist? Eine solche hat in der That nur ein Gespensterscheer entdecken können. Denn, haben die Vorfälle, in München auch Unruh erregt, so war doch derselbe keineswegs ein so bedenklicher. Man sucht Niemanden hinter dem Ofen, wenn man nicht selbst dahinter gesteckt, sagt ein Sprichwort.

Ferner ward gesagt, daß die Ehrfurcht vor dem Monarchen immer mehr in den Gemüthern angezogen werde, daß der bitterste Tadel, die lauteste Mißbilligung, die tiefste Verleibung des Nationalgefühls obwalte, daß jene Fremde, in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt sei. Es dem Könige gegenüber, vor dem man Ehrfurcht zu hegen vorgiebt, von dem Gegenstand seiner Verehrung zu sprechen ist — frech und unverschämmt. Hier ist alle Decenz verschwunden, alle Rücksicht vor der Majestät. Die grellsten Tinten sind gewählt.

Von der härtesten Schwärzung wird zu der weinerlichsten Kühlung übergegangen und gesagt, daß der Bischof von Augsburg (Herr Dr. Mich.) und der Fürstbischof von Breslau (Herr von Tirpenbrof) jener in heiße Thänen, dieser in entschiedene Mißbilligung sich ergossen hätte, daß das Schreiben des Regierens bald dem ganzen Lande ein Geheimniß mehr sein werde. Das mag sein, aber eine gewisse kirchliche Partei hat eine Rolle gespielt und spielt sie noch, welche keineswegs Ver-

Das Memorandum.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König! Allergnädigster König und Herr!

Es giebt Augenblicke im öffentlichen Leben, in welchen den Männern, die das unschätzbare Vertrauen ihres Monarchen zur obersten Leitung der Staatsverwaltung in ihren verschiedenen Zweigen bekrufen hat, nur noch die betrübende Wahl offen steht, entweder der Erfüllung der heiligsten, durch den geistlichen Eid, durch Treue, Anhänglichkeit und heiße Dankbarkeit besiegelten Pflichten zu entsagen, oder, in gewissenhafter Erfüllung dieser Pflichten, die schmerzliche Gefahr des Mißfallens ihres geliebten Monarchen nicht zu beachten.

In dieser Lage sehen die treuehormamst Unterzeichneten durch den allerhöchsten Beschluß, der Sennora Lola Montez das bairische Indigenat durch Königlichcs Decret zu verleihen, sich verletzt, und sie Alle sind eines Verathes an den Euerer Königlichcn Majestät gelobten heiligsten Pflichten unfähig, — ihr Entschluß konnte daher nicht schwankeu.

Diese Indigenatverleihung ward in der Staatrathsfizung vom 8. d. M. vom Königlichcn Staatrathc v. Maurer „als die größte Calamität, die über Baiern kommen kann, laut und oftmals bezeichnet.“

Diese Ueberzeugung ward von dem ganzen Staatrathc getheilt, sie ist der Auserud der Besinnung aller treuen Unterthanen Eurer Königlichcn Majestät, und es hat nicht erst einer Staatrathsfizung bedurft, um eben diese Ueberzeugung in den treuehormamst Unterzeichneten nur zu unerschütteret zu begründen.

Seit dem Monat Oktober v. J. sind die Augen des ganzen Landes auf München gerichtet und es haben sich in allen Theilen Baierns über das, was hier vorgeht und was beinahe den ausschließlichen Gegenstand des Gesprächs im Inneren

der Familien, wie an allen öffentlichen Orten bildet, Urtheile festgesetzt, und es ist aus diesen Urtheilen eine Stimmung erwachsen, die zu den bedenklichsten gehört.

Die Ehrfurcht vor dem Monarchen wird mehr und mehr in den Gemüthern ausgekiltigt, weil nur noch Aeußerungen des bittersten Tadels und der lautesten Mißbilligung vernommen werden; dabei ist das Nationalgefühl auf das Tiefste verletzt, weil Baiern von einer Fremden, deren Ruf in den öffentlichen Blättern gebrandmarkt ist, regiert glaubt, und so mancher Thatsache gegenüber nichts dieses Glauben zu entwurzeln vermag.

Männer, wie der Bischof von Augsburg, dessen Treue und Anhänglichkeit an Euerer Königlichc Majestät über jeden Zweifel stehen sind, vergießen über das, was vorgeht, und über die täglich sich mehr entwickelnden Folgen bittere Thränen und die treuehormamst unterzeichneten Minister des Inneren und der Finanzen sind selbst Augen- und Ohrenzeugen der heißen Thränen und bitteren Klagen des genannten Bischofs gewesen.

Der Fürstbischof von Breslau hatte kaum von einem hier verbreiteten Gerüchte, er habe ein das fragliche Verhältniß einschuldigendes Gutachten abgegeben, Kenntniß erlangt, als er augenblicklich einen Brief hierber erließ mit der Aufforderung, diese Sache, wo immer davon gesprochen würde, auf das Bestimmteste als unwahr zu erklären und seine entschiedene Mißbilligung der Vorgänge auszusprechen. Sein Schreiben ist hier kein Geheimniß mehr und wird bald im ganzen Lande bekannt sein und welches ist die Wirkung? Die auswärtigen Blätter bringen täglich die schmerzlichsten Anekdoten und die herabwürdigendsten Angriffe gegen Euerer Königlichc Majestät.

Das anliegende Stück Nr. 5. der Illmer Chronik enthält eine Probe davon. Alle polizeiliche Aufsicht vermag die Einbringung solcher Blätter nicht zu verhindern. Sie werden verbreitet und mit

Bier verschlungen, Der Eindruck, der in den Gemüthern lebt, kann nicht zweifelhaft sein, er erneut sich täglich und wird bald nie und durch nichts mehr gelöscht werden können. Eine gleiche Stimmung besteht von Berchtesgaden nach Passau bis Aßkaffenburg und Zweibrücken, ja sie ist über ganz Europa verbreitet, sie ist ganz dieselbe in der Hütte des Armen, wie im Palaste des Reichen.

Es ist nicht bloß der Ruhm und das Glück Euerer Königlichcn Majestät, es ist die Sache des Königthums, die am dem Spiele steht. Daher das Frohlocken Derer, die auf den Umsturz der Thronarbeiten, und die es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, das Königthum in der öffentlichen Meinung zu verderben.

Daher aber auch der tiefe Schmerz und die Verzweiflung aller Derer, die Euerer Königlichcn Majestät mit treuer Liebe anhangen, und die über den Befahren, denen das Königthum vielleicht in kurzer Zeit in größerem Maßstabe ausgelegt gewesen ist, die Augen zu verschließen. Daher liegt es außer dem Bereiche menschlicher Kräfte, auf die Länge zu verhüten und zu verhindern, daß die Rückwirkungen dessen, was vorgeht, nicht mehr und mehr auch auf die bewaffnete Macht übergehen und wo soll eine Hülfe gefunden werden, wenn auch dieses ungeheure Uebel einräte, wenn auch nicht Bollwerk schwanke? —

Was die treuehormamst Unterzeichneten hier mit gebrochenem Herzen in tiefster Ehrfurcht vorzutragen haben, besteht nicht auf Gespenstern; herci es ist das traurige Ergebnis der Beobachtungen, welches sich Jeder in seinem Wirkungskreise täglich seit Monaten hat machen müssen. Was unter solchen Verhältnissen vom nächsten Landtage zu erwarten sei, liegt offen am Tage. Unberechenbar sind die letzten Folgen seiner Verhandlungen, wenn sie mit solchem Eindrucke gepflogen werden. Jeder der treuehormamst Unterzeichneten ist bereit, in jedem Augenblicke Gut und Blut für Euerer

Das Memorandum.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König! Allergnädigster König und Herr!

Es giebt Augenblicke im öffentlichen Leben, in welchen den Männern, die das unschätzbare Vertrauen ihres Monarchen zur obersten Leitung der Staatsverwaltung in ihren verschiedenen Zweigen be- rufen hat, nur noch die betrübende Wahl offen steht, entweder der Erfüllung der heiligsten, durch den geistlichen Eid, durch Treue, Anhänglichkeit und heiße Dankbarkeit besiegelten Pflichten zu entsagen, oder, in gewissenhafter Erfüllung dieser Pflichten, die schmerzliche Gefahr des Mißfallens ihres geliebten Monarchen nicht zu beachten.

In dieser Lage sehen die treugehorsamst Unterzeichneten durch den allerhöchsten Beschluß, der Sennora Lola Montez das bayerische Indigenat durch Königliches Decret zu verleihen, sich versetzt, und sie Alle sind eines Verathes an den Euerer Königlichen Majestät gelobten heiligsten Pflichten unfähig, — ihr Entschluß konnte daher nicht schwanken.

Diese Indigenatsverleihung ward in der Staatsrathsbefugung vom 8. d. M. vom Königlichen Staatsrathe v. Maurer „als die größte Calamität, die über Bayern kommen kann, laut und oftmals bezeichnet.“

Diese Ueberzeugung ward von dem ganzen Staatsrathe getheilt, sie ist der Ausruf der Gesinnung aller treuen Unterthanen Eurer Königlichen Majestät, und es hat nicht erst einer Staatsrathsbefugung bedurft, um eben diese Ueberzeugung in den treugehorsamst Unterzeichneten nur zu unerschütterlich zu begründen.

Seit dem Monat October v. J. sind die Augen des ganzen Landes auf München gerichtet und es haben sich in allen Theilen Baierns über das, was hier vorgeht und was beinahe den ausschließlichen Gegenstand des Gespräches im Inneren

der Familien, wie an allen öffentlichen Orten bildet, Urtheile festgesetzt, und es ist aus diesen Urtheilen eine Stimmung erwachsen, die zu den bedenklichsten gehört.

Die Ehrfurcht vor dem Monarchen wird mehr und mehr in den Gemüthern ausgekittigt, weil nur noch Aeußerungen des bittersten Tadel und der lautesten Mißbilligung vernommen werden; dabei ist das Nationalgefühl auf das Tiefste verletzt, weil Baiern von einer Fremden, deren Ruf in den öffentlichen Blättern gebrandmarkt ist, regiert glaubt, und so mancher Thatsache gegenüber nichts diesen Glauben zu entwurzeln vermag.

Männer, wie der Bischof von Augsburg, dessen Treue und Anhänglichkeit an Euerer Königliche Majestät über jeden Zweifel erhaben sind, vergießen über das, was vorgeht, und über die täglich sich mehr entwickelnden Folgen bittere Thränen und die treugehorsamst unterzeichneten Minister des Inneren und der Finanzen sind selbst Augen- und Ohrenzeugen der heißen Thränen und bitteren Klagen des genannten Bischofs gewesen.

Der Fürstbischof von Breslau hatte kaum von einem hier verbreiteten Gerüchte, er habe ein das fragliche Verhältniß einschuldigendes Gutachten abgegeben, Kenntniß erlangt, als er augenblicklich einen Brief hierher erließ mit der Aufforderung, diese Sache, wo immer davon gesprochen würde, auf das Bestimmteste als unwahr zu erklären und seine entschiedene Mißbilligung der Vorgänge auszusprechen. Sein Schreiben ist hier kein Geheimniß mehr und wird bald im ganzen Lande bekannt sein und welches ist die Wirkung? Die auswärtigen Blätter bringen täglich die schmerzlichsten Anekdoten und die herabwürdigendsten Angriffe gegen Euerer Königliche Majestät.

Das anliegende Stück Nr. 5. der Ulmer Chronik enthält eine Probe davon. Alle polizeiliche Aufsicht vermag die Einbringung solcher Blätter nicht zu verhindern. Sie werden verbreitet und mit

Hier verschlungen, Der Eindruck, der in den Gemüthern lebt, kann nicht zurecht sein, er erneuert sich täglich und wird bald nie und durch nichts mehr gelöscht werden können. Eine gleiche Stimmung besteht von Berchtesgaden nach Passau bis Aßkaffenburg und Zweibrücken, ja sie ist über ganz Europa verbreitet, sie ist ganz dieselbe in der Hütte des Armen, wie im Palaste des Reichen.

Es ist nicht bloß der Ruhm und das Glück Eurer Königlichen Majestät, es ist die Sache des Königthums, die auf dem Spiele steht. Daher das Grobthoden Derer, die auf den Umsturz der Thronarbeiten, und die es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, das Königthum in der öffentlichen Meinung zu verderben-

Daher aber auch der tiefe Schmerz und die Verzweiflung aller Derer, die Euerer Königlichen Majestät mit treuer Liebe anhängen, und die über den Gefahr, denen das Königthum vielleicht in kurzer Zeit in größerem Maßstabe ausgesetzt gewesen ist, die Augen zu verschließen. Daher liegt es außer dem Bereiche menschlicher Kräfte, auf die Länge zu verhüten und zu verhindern, daß die Rückwirkungen dessen, was vorgeht, nicht mehr und mehr auch auf die bewaffnete Macht übergehen und wo soll eine Hilfe gefunden werden, wenn auch dieses ungeheure Uebel einräte, wenn auch dieses Bollwerk schwankte? —

Was die treugehorsamst Unterzeichneten hier mit gebrochenem Herzen in tiefster Ehrfurcht vorzutragen haben, besteht nicht auf Gespensterei, hier ist das traurige Ergebniß der Beobachtungen, welches sich Jeder in seinem Wirkungskreise täglich seit Monaten hat machen müssen. Was unter solchen Verhältnissen vom nächsten Landtage zu erwarten sei, liegt offen am Tage. Unberechenbar sind die letzten Folgen seiner Verhandlungen, wenn sie mit solchem Eindrucke gepflügt werden. Jeder der treugehorsamst Unterzeichneten ist bereit, in jedem Augenblicke Gut und Blut für Euerer

Königliche Majestät freudig zu opfern. Aber deshalb ist es ihnen eine doppelt heilige Pflicht, Euerer Königlichen Majestät die Gefahren offen darzulegen, welche mit jedem Tage wachsen und Allerhöchsteiselben zu beschwören, ihre flehentliche Bitte um die Gewährung der einzigen hier möglichen Hülfe zu erböten und dem unseligen Gedanken zu entsagen, als sei es Leidenschaft oder Widerstand, der nur gegen solche Verhältnisse gerichtet ist, durch welche jeder treue Baiern untergraben sieht, was ihm vor Allem am Herzen liegt: den Ruhm, die Macht und das Glück, die ganze Zukunft seines geliebten Königs. Die treuehormamst Unterzeichneten haben die Folgen des Schrittes, zu welchem die treueste und innigste Anhänglichkeit an Euerer Königliche Majestät, die Erkenntniß der unberechenbaren Wichtigkeit des Augenblicks allein sie vermocht hat, nach allen Richtungen gar wohl erwogen; sie wissen und sind davon durchdrungen, daß, wenn Euerer Königliche Majestät ihr heißes Flehen nicht zu erböten geruhen, ihre Wirksamkeit auf der Stelle, zu welcher sie die Gnade und das Vertrauen ihres geliebten Monarchen berufen hat, beendet, und dann nur noch eine Pflicht auf dieser Stelle zu erfüllen übrig bleibt, die Pflicht, Euerer Königliche Majestät um die Enthebung von der Führung der ihnen anvertrauten Ministerien, wenn auch mit tiefstem Schmerzgefühl, ehrsurchtbevoll zu bitten.

In allerntieftester Ehrfurcht und mit unverbrüchlicher Treue und Anhänglichkeit

v. Abel,
v. Gumpenberg,
Graf Seinhelm,
v. Schrenk.

Glossen zum Memorandum
von mir und Andern.

Das Memorandum, welches wir so eben mitgetheilt haben, soll aus der Feder des Ministers von Abel gestossen sein, worauf wir jedoch keinen besondern Werth legen

wollen, insofern dieses Actenstück, wenn es nicht gemeinsam beraten und entworfen wurde, durch Unterschrift das Eigenthum jedes einzelnen der vier Minister wird. Ferner müssen wir erwähnen, daß dasselbe ungemein schnell und in vielen Abschriften unter dem Publilium sich verbreitete, daß man demnach, wie doch sonst zu geschehen pflegt, kein besonderes Geheimniß daraus machte. Man appellirte offenbar an die Sympathie des Volkes und wollte auf indirekte Weise in ihm Stütze und Hülfe haben.

Betrachtet man dieses Actenstück leicht und oberflächlich, so möchte man sich allerdings von dem Scheine der Gutmüthigkeit, Pflichttreue und Loyalität berücken lassen. Allein es kommt mir dasselbe vor wie die Zunge eines Löwen, welche im Reden blutig verwundet. Es hat Ähnlichkeit mit einem spielenden Eigenthier, dessen Krallen sich in's Fleisch einschlagen. Da, wo die schwächste Seite ist, werden die schärfsten und schneidendsten Worte gewählt, was mit den sonstigen Aeußerungen der Ehrfurcht ganz sonderbar contrastirt. Gleich von vorn herein wird die Verleibung des Indigenats an Lola Montez ein Verrath genannt. Von der Gewandtheit einer ministeriellen Feter ließe sich denn doch erwarten, daß sie den nämlichen Gedanken auf mildere und nicht minder entschiedene Weise hätte ausdrücken können, wenn man so gewillt hätte. Aber man wollte das nicht, es lag in der Absicht, Indigenat und Verrath auf Eine Linie zu stellen.

Sapienti sat.

Daß gerade des königlichen Staatsraths von Maurer Aeußerung, diese Indigenatsverleibung sei die größte Calamität, die über Baiern kommen könne, hervorgehoben wurde, scheint mehr als zufällig zu sein. Man erinnere sich, daß Herr von Maurer Protestant und, wenn die Sage begründet, derjenige gewesen sei, welcher allein für dieselbe gestimmt habe. Um Jemanden wehe zu thun, muß man ihm jede Stütze rauben.

Im Verlaufe heißt es, daß im ganzen Lande, im Innern der Familien, an allen öffentlichen Plätzen sich eine Stimmung offenbare, die zu den bedenklichsten gehöre. Hier wird schändlich übertrieben. Die Feder ergeht sich hier in Floskeln, der Geschichtschreiber wird Novellist. Wie kann er wissen, was in ganz Baiern, im Innern der Familien, an allen öffentlichen Plätzen gesprochen wird? Da müßte Jeder Jeden verrathen haben. Im Gegentheil ist bekannt, daß man lieber den Gegenstand im Gespräche vermied. Allein der Verfasser will einmal die bekenntliche Stimmung. Und was heißt denn bekenntlich? Eine Stimmung, die revolutionärer Natur ist? Eine solche hat in der That nur ein Gespensterleber entwerfen können. Denn, haben die Vorfälle in München auch Unruhe erregt, so war doch derselbe keineswegs ein so bedenklicher. Man sucht Niemanden hinter dem Ofen, wenn man nicht selbst dabin-ter gekleidet, sagt ein Sprichwort.

Ferner ward gesagt, daß die Ehrfurcht vor dem Monarchen immer mehr in den Gemüthern ausgeilgt werde, daß der bitterste Tadel, die lauteste Mißbilligung, die tiefste Verletzung des Nationalgefühls obwalte, daß jene Fremde, in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt sei. So dem Könige gegenüber, vor dem man Ehrfurcht zu beugen vorgiebt, von dem Gegenstand seiner Verachtung zu sprechen ist — frech und unverschämmt. Hier ist alle Decenz verschwunden, alle Rücksicht vor der Majestät. Die grellsten Tinten sind gewählt.

Von der härtesten Schmähung wird zu der weinerlichsten Nührung übergegangen und gesagt, daß der Bischof von Augsburg (Herr Dr. Rißarz) und der Fürstbischof von Breslau (Herr von Tiefenbrot) jener in heiße Thänen, dieser in entschiedene Mißbilligung sich ergossen hätte, daß das Schreiben des Legierten bald dem ganzen Lande kein Geheimniß mehr sein werde. Das mag sein, aber eine gewisse kirchliche Partei hat eine Rolle gespielt und spielt sie noch, welche keineswegs Ver-

trauen erwecken konnte. Wir kennen jene geistlichen Persönlichkeiten nicht und wollen uns deshalb eines Urtheils enthalten, doch will uns jene allgemeine Verbreitung des fürbischöflichen Schreibens nicht recht gefallen.

Noch weniger aber will uns munden, daß die Minister ihrem Memorandum eine Nummer der Ulmer Chronik beilegen, von der sie sagen, daß sie die herabwürdigendsten Angriffe gegen die königliche Majestät enthielte. Das ist viel, sehr viel: Man sagt es nicht allein, sondern legt das Blatt auch bei. Manchmal werden Artikel dieser Art von Pänten geschrieben, die man in der Nähe suchen muß.

Weiter vernimmt man, daß die politische Aufsicht nicht mehr genügt. —

Risum teneatis amici.

Censur, P. e. b. besch. ankung, Beschlagnahme waren unter dem Ministerium Herrn Uetel's in der größten Blüthe und nun will sie abfallen.

Ferner heißt es: die Sache des Königthums steht auf dem Spiele. Dieses wird mit dem Frohlocken derer in Verbindung gesetzt, die auf den Umsturz der Throne hinarbeiten. Es wird von einer Verzweiflung gesprochen, die sich der treuesten Anhänger des Königthums bemächtigt. Es sind dies die alten Theaterscoups, die sich durch das ganze Memorandum hindurchziehen, es sind die bekannten Uebertreibungen. Nur ein Passus, der von einer Rückwirkung dessen, was vorgeht, auf die bewaffnete Macht spricht, fällt wieder grell herein, eine leise Drohung läßt sich kaum darin erkennen; es wird sogar gesagt, wo Hülfen gefunden werden sollte, wenn auch dieses ungeheure Uebel enträte, wenn auch dieses Volkswort schwankte. Der erste März hat dieses Bedenken nicht bestätigt.

Man sieht, daß die Minister den Vorwurf der Gespensterfabrik recht wohl tiefse, den sie gegen das Ende des Memorandums von sich abzuweisen suchten und

was den nächsten Sonntag betrifft, so sieht jeder Vater, dem Fortschritt zu Licht und geistlicher Freiheit am Herzen liegt, demselben mit fröhlicheren Hoffnungen entgegen, als er seit den letzten Jahren zu thun vermochte.

Es ist denn, wie Jedem leicht ersichtlich ist, der nur einigermaßen hinter die Larve zu blicken vermag, das Memorandum ein Ausfluß der bittersten Galle, die sich in der letzten Zeit angehäuft. Mit Unerschlichkeit wird ein revolutionärer Zustand Baiern's imaginirt und die Unzufriedenheit des Volkes bis zur Frage verkehrt. Offenbar vergrößerte man auf rindnerische Weise die Strömungen, um dieselben entweder wirklich auf diese Höhe zu treiben, da man das Memorandum so schnell und weit als möglich im Volk verbreitete, oder um den König durch einen Popanz zu schrecken. Dies Alles ist unerschütterlich für Männer, die mit Wahrheitsliebe, Gewissenhaftigkeit und Biederkeit Hand in Hand gehen wollen. — Das Memorandum ist in der That nichts Anderes, als eine herausfordernde Demonstration, welche das Schwert in die Waagschale legt und mit drohender Gestirte den König zur Unterwürfigkeit zwingen will. In ihr ist ein Trost, ein trüblicher Geist, der sagen will: „Hüte Dich anzutasten, was Du antasten willst. Es wäre aus mit Dir, denn Dein Feind hat Waffen in der Hand, gegen welche es keine Aicht.“ Das Alles wird nun mit heuchlerischen Worten überkleidet, mit den Versicherungen der Ehrfurcht, der Ergebenheit und liebevollsten Theilnahme. — Über diese Worte sind Trug und Schein und werden durch die Maßlosigkeit des inneren Grimmes, der aus seiner Verhüllung hervortritt, Lügen gestraft.

Oben haben wir das Verhältniß des Königs zu Lola auseinandergesetzt, inwieweit und how fern das Publikum damit unzufrieden war. Tiefer eingreifende Forderungen waren nicht vorhanden, sie kamen erst, als die ultramontane Partei sich nicht mehr in ihrer scheinbaren Geduld erhalten konnte und sofort ihrem

Grimme freien Lauf ließ. Es hat sich das Volk nie von Lola regiert geglaubt, wie das Memorandum in gehässiger Weise und bochhafter Absicht sagt. Es sind für eine solche Behauptung keine genügenden Anknüpfungspunkte vorhanden; wohl aber mögen wir der Vorsetzung danken, daß durch Lola eine Aenderung der Dinge eingeleitet worden ist. Die feindselige Partei hat sich selbst gestürzt, indem sie in Sieggewohnheit das Feld nicht räumen wollte und in der Sucht, neue Vortheile zu erringen, ganz aus seiner Stellung verdrängt wurde. Das ist das Wahre an der Sache.

Gehört das etwa mit zum constitutionellen System, daß ein König nicht mehr die Freiheit haben darf, seinen Herzneigungen folgen zu dürfen? Oder hielten die Herren Minister und ihr geistiger Anhang, die Herren Bischöfe und wie sie noch heißen mögen, eine andere Freundin in petto, etwa eine liebe fromme Schwester, welche es besser verstand, wie man das Herz eines Königs im Interesse einer Partei lenke?

Hatte der König nicht Recht, über eine Vorstellung böse zu sein, welche in der Geschichte unerhört ist?

Hatte es je das Papstthum, hatten es je die Päpste, frage ich, in der Zeit ihrer größten Gewalt gewagt, so mit Königen zu sprechen?

Hatte man gewagt, so mit einem Heinrich 8. zu reden?

Hatte man gewagt, so mit einem Heinrich 4. zu reden, als er seine geliebte Gabriele besuchte?

Hatte man gewagt, so mit einem Friedrich Wilhelm 2. von Preußen zu reden?

Das war allerdings ein Protestant, aber hatten sich etwa seine Minister herausgenommen, ihm seine Neigungen vorzuwerfen und ihm deshalb mit dem Abfall des Volkes und des Heeres zu drohen?

Wahrlich! — das ist unerhört in der Geschichte.

Was that die Kirche, als Könige, —

und wenn es schlechte Könige gab, so ist daran noch nicht das Königthum schuld — ihre Frauen hinrichten ließen oder selbst hinrichteten?

Sie that nichts.

Es giebt Sünder, die nur Gott bestrafen kann.

Es giebt auch Sünder, die zu bestrafen Gott allein das Recht und die Macht hat. Zu solchen Sündern gehören auch schlechte Könige. Aber einem Monarchen mit dem Abfall seines Volkes, seines Heeres zu drohen, weil er seine Nitzung einer fremden Dame zugewandt, — das ist wahrlich tragikomisch.

Als ich die Mittheilung des merkwürdigen Actenstückes vernahm, da konnte ich nichts anders thun — als entseztlich lachen. Wahrlich, ich mußte die Mäßigung eines so tief gekränkten Königs bewundern, welcher nichts that, als sagen: Wir wollen sehen, ob ich es bin, oder die Minister, welche mein Heer und mein Volk mehr liebt. Sie mögen gehen.

Bald nach diesen ministeriellen Krisen und Vorfällen im Staatsrathe las man im amtlichen Blatte, Regierungsblatt, folgende königliche Verfügungen:

1) Se. Majestät der König haben unterm 16. Februar l. J. geruht, dem bisherigen Minister des Innern, Staatsrath Carl v. Abel, die von ihm nachgesuchte Enthebung von der Leitung Allerhöchst Ihres Ministeriums des Innern, unter dem Ausdrucke Allerhöchst Ihrer vollen Anerkennung der von ihm während seiner langjährigen irenen und anhänglichen Dienstleistung erworbenen Verdienste, allergnädigst zu ertheilen, ihn zugleich als Staatsrath im ordentlichen Dienste in zeitliche Quiescenz zu versetzen und denselben zu Allerhöchst Ihrem Staatsrathe im außerordentlichen Dienste zu ernennen.

2) Se. Majestät der König haben unterm 18. Februar den bisherigen Präsidenten der Regierung von Niederbayern, J. B. v. Bonetti, mit 1. März zu Aller-

höchst Ihrem Staatsrath im ordentlichen Dienste in provisorischer Eigenschaft zu befördern und denselben zugleich mit besagtem Tage, nach §. 3 der 9. Verfassungsbeilage, zum Verweser Allerhöchst Ihres Ministeriums des Innern zu ernennen geruht.

3) Se. Majestät der König haben unterm 24. Februar, das Gesuch des Finanzministers, Grafen Carl v. Seinsheim allergnädigst genehmigend, geruht, denselben von der Stelle eines Finanzministers zu entheben und ihn ferner in seiner Diensteseigenschaft als Staatsrath im eigentlichen Dienste zu belassen. Reg.-Bl. Nr. 9. S. 177.

4) Se. Majestät der König haben unterm 24. Februar, das Gesuch des Justizministers Freiherrn v. Schrenk, allergnädigst genehmigend, geruht, denselben von der Stelle eines Justizministers und Ministers des Innern für die kirchlichen Angelegenheiten, sowie von der provisorisch bekleideten Stelle eines Staatsraths zu entheben. Reg.-Bl. Nr. 9. S. 177.

5) Unterm 24. Februar wurde der bisherige Präsident der Regierung der Oberpfalz und Regensburg, Friedrich Freiherr von Zu-Rhein, mit dem 1. März zum Staatsrath im ordentlichen Dienste in provisorischer Eigenschaft befördert und zugleich mit dem besagten Tage nach §. 3 der 9. Verfassungsbeilage zum Verweser des Finanzministeriums ernannt, demselben auch, auf so lange der König nicht anders verfügt, die Führung des Ministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten übertragen. Reg.-Bl. Nr. 9. S. 178.

6) Unterm 24. Februar wurde dem Staatsrath im ordentlichen Dienste, Georg v. Maurer, vom 1. März angefangen, die Verwesung des Justizministeriums nach §. 3. der 9. Verfassungsbeilage übertragen. Reg.-Bl. Nr. 9. S. 178.

7) Unterm 24. Februar wurde das Gesuch des Kriegsministers Anton Freiherr von Gumppenberg genehmigt, den-

selben von der Stelle eines Kriegsministers zu entsetzen. Reg.-Bl. Nr. 10. S. 221.

8) Unterm 24. Februar wurde der General-Major und Brigadier, Bernhard Freiherr von Hohenlohe, zum Verweser des Kriegsministeriums ernannt. Reg.-Bl. Nr. 10. S. 222.

9) Unterm 24. Februar wurde der Staatsrath im ordentlichen Dienste und Präsident der Regierung von Oberbayern, v. Hörmann, in beiden Eigenschaften in Ruhestand versetzt. Reg.-Bl. Nr. 10. S. 221. Derselbe wurde unterm 1. März wieder in die Klasse der Staatsräthe im außerordentlichen Dienste eingereiht.

So war denn endlich Entscheidung eingetreten, sagt mein Freund. Mit rücksichtsloser Hand zerschnitt der König das Gewebe, in welches man ihn hatte hüllen wollte. Nicht angebissen hatte er an den Köder, unter dem der Köder verborgen war. Der Coup der ultramontanen Partei hatte das erwünschte Resultat nicht. Der König hatte sich keinen Schrecken einjagen lassen, und das Altweibergeschwäg mit loser, giftiger Zunge verhaute spurlos in der Luft. Das Verhältnis mit Lola blieb das alte, ja es blieb noch fester und enger, je gewaltiger man sich anstrenzte, an demselben zu zerrren, es zu zerreißen. Man sagt, der König, durch die vielen Kergernisse und widerlichen Feindseligkeiten von Unpäßlichkeiten heimgegriffen, habe einen großen Theil des Morgens allein gearbeitet und fast Niemanden vor sich gelassen, als Lola, welcher er sogar den Schlüssel zum geheimen Gang, in sein Cabinet führend, anvertraute. — Den kranken König besuchte sie alle Tage und verweilte bei ihm oft stundenlang. Von dort aus ergingen die königlichen Verordnungen über die Entlassung der alten Minister und von der Ernennung der neuen. Von dort an scheint dem König ein klares Licht aufgegangen zu sein über die ganze Lage des Reiches. Er erkannte nun die Fangneze und hinterlistigen Machinationen der ultramontanen Partei und es reifte in ihm der feste

Entschluß, mit energischer Hand dieses Bühnenweil zu zertrümmern und, sohe es was es wolle, ihrem finsternen Wirken ein Ende zu machen.

Es ist starker Verdacht vorhanden, daß das Abel'sche Ministerium schon früher im Credite des Königs gesunken war, wodurch die hin und wieder auftauchenden Gerüchte von ministeriellen Veränderungen Licht erhielten. So viel ist gewiß: dem Könige sing vor Abel zu grauen an, indem eine innere Stimme ihm sagte, er habe durch seine Politik ihm die Sympathie des Volkes entzogen und durch eine diabolische Sophistik die Constitution untergraben. Fühlte er sich auf diese Weise gebunden, so mußte eine von den Ultramontanen selbst herbeigeführte Kritik ihm willkommen sein, denn, indem er hier Entschiedenheit zeigte, konnte er den Kreis verlassen, in den er gebannt war.

Daß das Auge des Königs weiter sah, als auf seine ministerielle Umgebung, bezeugt die Quiescirung des Staatsraths und Regierungspräsidenten von Oberbayern (München) v. Hbrmann. Bei der Indigenatgeschichte theilhaftig stand er zudem auf der ultramontanen Seite. — Zum ersten Male taucht diese Persönlichkeit vor uns auf, die bei den politischen Untersuchungen, welche 1833 über Studirende ergangen war, mit wahrer Lust sich lieber für das „Schuldogm“ als für das „Unschuldig“ aussprach. Mehr Thränen sind über ihn geweint, mehr Seufzer ausgehaucht worden, in Familienwohnungen und in Kirchen, als der Bischof von Augsburg über den König gewirnt hat. Di das Schicksal ist gerecht und seine Werkzeuge werden oft geschmiedet da, wo man es nicht erwartet.

Ob das neue Ministerium seine Aufgabe kenne und den Anforderungen einer neuen Aera in Baiern gewachsen sein werde, das wird die Zukunft lehren. — Sehen wir zu der Sache klar, so reicht ein Juste-milieu nicht hin. Wollte er dieses System ergreifen, so wäre es nur ein inermittliches. Mit gespannter Er-

wartung sieht Alles der ferneren Entwicklung der Ereignisse entgegen, denn das, was von nun an geschieht, ist nicht allein das Eigenthum Baiern's, sondern von ganz Deutschland.

Ja, in der That, es hat sich nach der Entlassung der Herren Minister weder ein rebellisches Heer, noch ein rebellisches Volk zeigen wollen, so viele Mühe man sich auch von gewissen Seiten her gegeben hat. — Der Tumult vom 1. März war ein künstlich erregter, und es war einer der lächerlichsten Ausbrüche, der lächerlichsten Kravalle, welche es je gegeben hat.

Davon später.

Für die Fadel.

S t r e i f z ü ß e.

Von Samuel Lubwig.

November, 1863.

Fünf Wochen zu Hause! Eine sehr kurze Zeit, um der Erziehung der Kinder einige Aufmerksamkeit zu widmen; doch lange genug, um zu sehen, wie schwer es ist Kinder zu erziehen. Liebe allein und zärtliche Worte führen eben so wenig zu einem guten Resultat, wie allzugroße Strenge: durch Erstere wachsen Kinder den Eltern über den Kopf und durch Letztere erregt man Furcht, Lücke und verwirrt man deren Liebe. Wenn es schwer ist, im kleinen Staat der Familie, wo nur das menschliche Prinzip zu empfehlen, Harmonie und Frieden zu erzielen, um wie viel schwerer muß es nicht sein, diesen Zweck im großen Staate der Gesellschaft zu erreichen, wo Unmündigkeit die Monarchie bedingt und eure Mündigkeit zur Republik führt! Es lieben Kinder nicht zu gehorchen und Ungehorsam muß bestraft werden; erst mit Worten und Vorstellungen und reichen diese nicht hin, mit körperlicher Strafe. Wer nicht hört, heißt es, der muß fühlen. Ich leide stets selbst, wenn ich meine Kinder schlagen muß; aber ich bin auch, leider, zur Ueberzeugung gekommen, daß bei jungen Menschen wie,

verholte Schläge nicht hinreichen für ein und dasselbe Vergehen, indeß der Hund auf die erste Züchtigung gehorcht. Auch ist der Hund für den Bissen dankbar, der vom Tische ihm zufällt; indeß es Kinder giebt, die den Werth der Gabe nicht einsehen, welche Eltern viel Mühe und Sorge kostet. Der Stolz des Menschen macht sich überhrupt viel an und erniedrigt das Thier zu sehr. Meine eigene Unvollkommenheit fühlend, weiß ich, daß mir bei meinen Kindern viel zu wünschen übrig bleibt, und werden sie, wenn erwachsen, gute, vernünftige Menschen, so habe ich den höchsten Wunsch erreicht. Unter Erziehung verstehe ich die moralische Entwicklung, die auf einer vernünftigen Basis der Liebe zum Guten, zum Wahren, zum Schönen bedingt; die dem jungen Herz die Richtung giebt das eigene Glück im Glücke Anderer zu suchen, und den Verstand, auf der consequenten Bahn des Denkens, das Unmögliche wahrzunehmen und nicht zu wollen lehrt. Die Dressur überlasse ich der Schule, wo in der Regel, und ganz besonders in Amerika, das Herz gar nicht berücksichtigt die Denkkraft nicht geübt, sondern bloß das Gedächtniß in Anspruch genommen wird. Nach einer klassischen Universitätsbildung meiner Eöhne würde ich mich in Europa sehnen; doch hier zu Lande macht mir der Mangel einer solchen, wahrhaftig, keinen Kummer. A la Turpue lesen, schreiben, rechnen — das ist Alles, was hier ein Knabe bedarf, um — ein reicher, also auch ein angesehenener Mann zu werden. Aemter, selbst die höchsten, bedingen keine klassische Bildung, sondern S m a r t h e i t und praktische Routine, die nicht selten an Principienlosigkeit und politische Schurkerei grenzt. Das Wort selbstmache man — ein Mensch, der sich selbst gemacht (erzogen) hat, kann man nur im amerikanischen Exilum finden; hier, wo Alles praktisch betrieben wird. Dem Studium der Medicin fehlt hier eben so sehr das System, wie der Jurisprudenz und den Staatswissenschaften. Es wird hier Alles einseitig und handwerksmäßig betrieben; ja

selbst der Handwerker ist in der Regel kein Künstler in seinem Fach, sondern bloß ein belebtes Maschinen-Werkzeug dieser oder jener Branche desselben. — Will der smarte Jüngling Advokat werden, so geht er zu einem Advokaten und mit etwas Fleiß und Routine ist er mit seinem Studium in einem Jahr fertig. — Will er Arzt werden, so kann das ebenfalls per Dampf geschehen und der gewöhnliche Homöopath bedarf weiter gar Nichts als einer homöopathischen Apotheke, ein Paar Bücher zum „Maafnehmen,“ eine Dosis Unverschämtheit, eine Dosis (*quantum satis*) Gewissenlosigkeit, eine Portion Vertrauen auf die Wirkung der Natur, um Carriere zu machen. Um das Fortkommen meiner Söhne ist es mir also in Amerika gar nicht bange, und, wie gesagt, ich wünsche bloß, daß sie gute und vernünftige Menschen werden.

Für das Mädchen ist hier wie überall erste Bedingung, um unter die Haube zu kommen: ein hübsches Gesicht. Häusliche Tugenden: Arbeitsamkeit, Fleiß, Einfachheit im Kleiden, Bärtlichkeit gegen den Gatten und Pflege der Kinder sind dem Amerikaner, in der Regel, Nebensache, oder gar nicht zu berücksichtigen. Eine Lady, durch Schneider und Putzmacherin qualifizirt, im Anstrich äußerer Bildung, um sich in Society (Gesellschaft) zu bewegen, das ist das Höchste, nach dem der Amerikaner sich sehnt, der auch für den äußeren Schein, *to keep up appearance*, Alles thut, was er thun kann und sollte er das Geld dazu auf die ungerechteste Weise erlangen müssen. Ich sehne mich nach keinen amerikanischen, am wenigsten Nuder-Schwiegerföhnen, und so wenig ich meinen Söhnen eine deutsche Universitätsbildung für Amerika wünsche, so lieb wäre es mir doch, wenigstens Eine meiner Töchter an einen wissenschaftlich gebildeten Mann verheiratet zu sehen.

Nach diesem kleinen geistigen Ausflug lassen Sie uns denn wieder die Streifzüge fortsetzen und hinab nach der Levee gehen. Das Boot ist noch nicht da, hieß es, wird erst um 11 Uhr des Nachts

kommen. Also fünf Stunden laviren! Es war der dritte November, der Tag der Wahl im Staate Minnesota, die sehr rubig vorüberging. Selbst am Abend zeigte sich keine Spur von Rowdyismus, wie er sich in den meisten Städten an solchen feierlichen Tagen geltend zu machen pflegt. Ich ging denn in die nächste mir bekannte Restauration des Herrn Labr, die zu den besten der Stadt gehört. Hier gab es Stoff genug, nicht nur für den Gaumen, sondern auch für den Verstand, um psychologische Betrachtungen über den Menschen anzustellen. In einer der „Baren“ saßen zwei Irländer vor dem demokratischen *bon and sinow* (Mark und Bein). Ein Eisenbahn-Beamter, eine gutmüthige und joviale Seele, mit einem Haarbeutel, der sich ganz possirlich ausnahm und ein Doctor, ohne Zopf, waren die Gäste als ich eintrat. Diese Erscheinung und das tolle Lachen über Wize und Positu en haben alebald meiner gedrückten Stimmung eine etwas heitere Richtung gegeben. Eine delicate Austersuppe und ein Glas Ungarwein, womit mich Herr Labr „getreated,“ entschädigten einigermaßen für das Laviren. *Come, boys, let us have a drink* (kommt, Jungen, laßt uns Eins trinken), scholl es durch den Raum des Salons und erinnerte mich an das Porazische *nunc bibendum est* (jetzt müssen wir trinken). Damals mag man wohl bei Faserner geschwelgt haben; jetzt begnügt man sich mit Lager, Brandy und Bourbon; doch fängt auch bereits der Amerikaner an a Wein Geschmack zu finden. Auch der Haarbeutel-Beamte gab dem Rheinwein den Vorzug. *One Cent's worth of wine, the best wine and large glasses* (für einen Cent Wein, vom besten Wein und große Gläser) rief er erlirt u. lachend. *Come, Gentlemen, come one and all* (kommen Sie, meine Herren, kommen Sie, Einer und Alle). Es kirschten die Gläser; sie wurden gefüllt, man stieß an und trank.

Im Wein ist Wahrheit. Doctor und Beamter und Irländer umschlang alsbald Ein Band, das Band der Politik und der Freundschaft. Ich acceptirte einen

doppelten „Treat,“ ohne selbst einen anzubieten, da ein solcher absolute Unmöglichkeit gewesen wäre, ohne auf Puff zu trinken, was nicht in mein Bereich gehört. War ich ja in der Abreise begriffen; also: blank wie ein ausgeleckter Zinnteller. Zinnt der sind außer Mode gekommen; doch blank sein wird Mode bleiben, so lange es civilisirte Menschen giebt. Auch ich gehöre zur Civilisation, bin also häufig blank und stets so, wenn ich eine große Reise antrete, wozu gewöhnliche Reisende volle Taschen haben müssen. Bei mir ist es umgekehrt; wie überhaupt mein ganzes Leben aus sehr vielen Umkehrungen, Wiederkehrungen, Verkehrungen und allerlei Abnormitäten besteht.

Ein guter Salon ist wie ein Tauchenschlag: Einer kommt, der Andere geht. — So war es auch bei Labr. Ich zog mich bald, solch Treibens überdrüssig, in eine Box zurück wo ich, hinter den Vorhängen, ungestört mit Labr mich unterhalten konnte. Früher Musiklehrer, jetzt Wirth, nimmt er das Leben wie es ist und versteht zu leben. Die nächste Tour nach dem Osten gedenkt derselbe mit mir zu machen, um die Restaurations-Prosa für eine Weile um frei züglichen Varietäten und poetischen Variationen zu vertauschen und sich geistig zu restauriren. Das ist auch notwendig, um nicht total zu veraludern: denn, um in Amerika Wirth zu sein, muß man aufhören Mensch zu sein, im edlern Begriffe des *species homo*. — Habe es in New-York einst selbst erfahren. O, selige Einwirkung der Vergangenheit! Zum Glück für mich dauerte sie nicht lange jene Wirthperiode; denn hätte sie länger gedauert, so lebte ich nicht mehr. Und das Leben auf Erden ist doch immer das Beste, trotz der Schattenseiten, die es deut.

Um Mitternacht verließen wir St. Paul an Bord der *Beauvette Robert*. Ich sandte einen Gruß im Geiste hinauf zu den Meinigen unter den „entlaubten Eichen“ und streckte mich auf das harte Lager, das eben Decken genug hatte, um

einer außergewöhnlich milden Minnesota Novembernacht nicht zu frieren. So reich die Tafel auf den Mississippi-Dampfbooten besetzt ist, so armelich sind die Betten. Uebriens ist ja ein spartanisches Strohhager weit gesünder als erbigende Federbetten.

Um vier Uhr des Morgens riez ich zu Hastings aus. Des Morgens, als ich „aus Geschäft“ gieng, hörte ich, daß die Unionspartei in der Stadt eine Mehrheit habe. So wird es auch wohl im Staate sein. Die Jackson demokratische Partei löste sich in eine Douglas und Breckinridge Partei auf, um nach langer Herrschaft durch Vallandigham und Genossen begraben zu werden. Vernünftiger Weise kann es jetzt bloß eine Unions Partei geben, die für Reconstruction ist, ohne Sklaverei, und eine Andere, die noch immer von einer Union träumt, wie sie war.

Hastings erfreut sich eines sichtbaren Aufschwunges, wozu das herrliche Harmlund in der Nähe das Meiste beiträgt. Das deutsche Element ist hier stark vertreten und so sieht es denn auch nicht an Lagerbier, das Herr Stahlmann im Hofen von St. Paul importirt und das Seinige beibringt, den Schnaps zu verdrängen.

An Bord der Key City, von der Dunleith Linie, fuhr ich nach Reeds Landing, um da zu collectiren und mein Versprechen einen deutschen und einen englischen Vortrag zu halten, zu erfüllen. Die Vorträge, der deutsche und der englische, in dem nahe gelegenen städtischen Washburn waren nicht zahlreich, doch von einem meist freisinnigen deutschen Publikum besucht.

Nach einem fünfständigen Aufenthalt zu Fountain City, einem romantisch sitzten Prärieen, meist von Deutschen bewohnt, ging ich, von Herrn Guillemin an Bord begleitet, mit dem Boot Milwaukee nach La Crosse, Wisc. Mein Aufenthalt hier fiel abermal auf einen Sonntag, was mir sehr lieb war; denn

im Hause des Herrn Ewe wohnt und ist man sehr gut — was mir stets, aber besonders an einem amerikanischen Sabbath sehr unangenehm — und eine heitere Piece, unter Dardennes Direction, ist ganz gewiß einem geistigen Feinschmecker weit mehr zusagend, als eine christliche Abendpredigt, wohin man in den meisten Städten Amerika's seine Zuflucht nehmen muß, will man am „Schabbes“ in Gesellschaft sein. Ich selbst bin kein besonderer Freund von Gesellschaft im Allgemeinen und werde denn auch nie in die Nothwendigkeit versetzt, eine heilige Assembly von Schafen und Fuchsen, von Gänsen und Pfauen zu besuchen, um eine Lücke auszufüllen, welche die meisten Menschen, wenn sie allein sind, in sich selbst fühlen.

„Das Fest der Handwerker“ — war das Stück, das gegeben wurde. Sollte füglich „die Keilerei der Handwerker“ heißen. Eine geistlose Farge, die in der Absicht geschrieben worden zu sein scheint, den Handwerker herabzumwürzen und der preussischen Haut Role Gelegenheit zu geben, sich über Gemeinheit und Dummheit derselben lustig zu machen. Haut Role gab es hier keine und so Mancher lachte, ohne zu ahnen, daß er sich selbst auslacht. Uebrig das Lachen hinaus hat es die deutsche Bühne in Amerika im Allgemeinen noch nicht gebracht und es ist gewiß schon viel, wenn man bei einer Possen von Dilettanten gegeben, nicht weinen muß. Dieses unfehlliche Stück hat einige pikante Pointe und wurde recht brav gespielt. Besonders hat Herr R. in der Rolle des „Tüchlers“ Hanschen sich als gewandter Comiker gezeigt. Doch Lorchsen hat ihrer gewandten Mutter „Nirzel“ wenig Ehre gemacht; denn neben einigen Anlagen für die Bühne versagte ihr Natur „Figur und Stimme“, ohne welche höchst wesentliche Attribute eine Dame nie die Bühne betreten sollte. Nichtsdestoweniger hat auch Lorchsen gefallen und so wird sie wohl im selbigen Glauben, eine gute Schauspielerin und Sängerin zu sein, noch ferner auftreten und meinen aufrichtigen Rath, falls

er ihr zu Ohren kommen sollte, als eine Malice unberücksichtigt lassen. Herr, führe uns nicht in Versuchung, sollte man beten, um nicht, aus Liebe für die Kunst hingerissen, irgend einen Dilettanten zu tadeln; denn gefährlich ist's, den Teufel zu wecken. Auch bei Eröffnung des Kränzchens nach dem Fest hätte ich selbst wieder beten sollen: „führe uns nicht in Versuchung; denn die Raserei ist — auch abgesehen von Cicero's Wahlpruch: „je der Tanzende rast, — vor dem weisen Richtersthule der ernstesten Kritik um so toller, wenn ein Sechziger tanzt und tanzte er auch so leicht wie ein Jüngling. Und dieser Raserei habe ich mich schon wieder zu La Crosse schuldig gemacht, ohne mich um Critik zu kümmern — auch Lorchsen mag mich denn füglich dafür züchtigen. Doch vergebens — ich habe das Vaterunser vergessen und werde „aus Grundfag“ tanzen, so lange ein Funke Lebensgeist und Elasticität in mir vorhanden ist.

Aus Grundfag tanzen — hat die Welt je so Etwas gehört?! Aus Grundfag sündigen, aus Grundfag rasen. Nun, essenische Frömmler und unfromme Prüden mögen mich tadeln; ich bin einig mit mir selbst — ich folge stets dem Drang des Gefühls und handle nach Grundfagen, die mich vor Verlust der Selbstachtung bewahren.

Jeder und Jede hat so sein eigenes Wissen und Gewissen, also auch ich, und in dem trivialen Satz: „Es lehre Jeder vor seiner eigenen Thür“ liegt eine weise Lehre, die von Jenen am wenigsten berücksichtigt wird, vor deren Thür der meiste Mist liegt und die ihren Mist im besten Falle in eine Ecke fegen, wo er nicht gesehen wird. *Is it not so?*

Dienstag den 16. November werden, laut Zetteln, in der Turnhalle „zur Ehre von Schiller's Geburtstag“ *Grand tableaux and dances* stattfinden. Herkules und Priamus, schlanke heidnische Wassernixen und mollige christliche Nymphen werden da in bester Ordnung sich

produciren. Und nächsten Sonntag folgt in der Sangerhalle: „Stadt und Land.“ So sieht man denn, daß es zu La Crosse an Vergnügungen nicht fehlt. Auch fehlt es hier nicht an Greenback; denn La Crosse ist in geschäftlicher Hinsicht ein recht ruhriges Plätzchen.

Herr und Frau Dardeanne gedenken in Watte einen Streifzug nach Dubuque zu machen, um dort vier Vorstellungen zu geben. „So streift man hin, so streift man her; bald spielt man hier, bald spielt man dort, bis wir endlich anlangen im sichern Port, wo kein Rollenwechsel mehr stat- findet.“

Des Nachts an Bord des War Eagle nach Lansing gefahren. Zu den Unan- nehml-keiten des Reisens gehört das Warten und Lauern auf Boote, bei denen man bei niedrigem Wasserstand auf keine Regelmäßigkeit rechnen kann. Mei- ne Fahrlässigkeit zu Lansing etwas weit ab von der Landung in Farmer's Home übernachtet zu haben, mußte ich mit einem Tage blusen, da ich das voruberziehende Boot des Nachts verpat hatte. Ich uberferelte denn nach dem Nicolas House; welches, gute deutsche Küche mit ameri- kanischem Comfort vereinigend; Reisen- den besonders zu empfehlen ist.

Daß Lansing ein Emporium für Wei- zen, den Iowa-Farmer, meist Norweger, per Achse nach der Stadt bringen, habe ich schon früher gesagt. Die Kaufleute machen hier große Geschäfte und die blu- hendste Firma ist da wohl die der Gebru- der Kerndt. Das Geschäft mit fertigen Kleidern ist auch hier, wie in den meisten amerikanischen Städten, vorzugeweise in Händen von deutlichen Israeliten.

Da der Himmel heiter und die Son- ne mild war, besuchte ich meinen Rieh- lingsbluff auch dieses Mal und irrte ein- sam und allein einige Stunden in den stillen Thälern und entlaubten Wäldern herum. Nirgends fühle ich die indivi- duelle Wichtigkeit des Menschen tiefer, als wenn ich in fremden Gegenden einsam durch Wäldern gehe. Der Mensch erhält

blos im Verhältniß zu Andern, durch de- ren Umgang und Verkehr einige Bedeu- tung, und je größer, je ausgebreiteter die- ses Verhältniß, desto mehr erweitert sich der Nimbus der Individualität und der sogenannten „menschlichen Größe.“ Ob Alexander oder Humboldt — ob Eroberer durch physische oder durch gei- stige Kraft, ist der Mensch doch immer nur ein belebtes Atom im unendlichen Schooße der Myriaden Welten.

Lansing rivalisirt mit McGregor, wird aber von diesem in geschäftlicher Hinsicht übertroffen, doch nicht an Solidität. Die Lage von Lansing in einem Thale ist ge- eignet für Vergrößerung und wird auch keine der Städte am obern Mississippi (etwa St. Paul ausgenommen) eine Großstadt, so kann doch in Zukunft Lan- sing eine bedeutende Landstadt von zehn bis zwölf tausend Einwohnern werden. Soll sich McGregor in ähnlichem Maß- stabe vergrößern, so müßte man erst ein- je an hundert Fuß hohe Berge abgraben, zwischen denen diese aus Einer schmalen und krummen Straße bestehende Stadt hineingewangt ist. Ein witziger Ameri- kaner schrieb über diese Stadt, daß sie blos vier Eckauser habe, zwei am Anfang der Straße und zwei am Ende derselben; daß die Reifroe der Frauenzimmer hier die Form eines Kleinkinderlages haben, indem man mit den runden Erdnostien unmöglich passieren könne, und will man im Sommer die Stadt besprigen, so bedarf es blos eines krummen Schlauches und eines einzigen Druckes, um nicht nur allen Staub zu dämpfen, sondern auch die Menschen zu erfrischen. Doch durch diese Eine Straße ziehen oft an Einem Tage achthundert bis tausend Wagen mit ihren Weizenfaden nach der Landung am Mississippi, um theils zu Wasser, theils auf der vis-a-vis auslau- fenden Prairie du Chien Bahn nach ver- schiedenen Richtungen hin versendet zu werden. Also „durch diese enge Gasse muß er kommen“ und McGregor wird wohl nie aus mehr als Einer Straße be- stehen.

Außer einigen soliden Privathäusern ist zu Lansing soeben auch ein solides und großes Schulhaus im Bau. Zwei große Kreuze auf zwei kleinen Kirchlein deuten auch hier auf die großen Dimensionen des Catholicismus hin, welche er besonders seit den letzten zwanzig Jahren im Lande der Freiheit angenommen hat. Nur im- mer vorwärts! In der Zerrissenheit des Christenthums durch so viele Secten liegt sichtbar der Keim der Verwesung und eine wiederholte Herrschaft der römischen Kir- che ist zur Unmöglichkeit geworden. Wirk- lich? Ach — hat Mexico nicht die beste Au- sichts auf einen katholischen Kaiser? Ist es unmöglich, daß der Papst aus Italien vertrieben, im Mississippi-Thal seinen Thron aufschlagen wird? Wo Erzbischofe und Mönche sich unter der Regide der Religionsfreiheit die hulfriche Hand reichen, dort ist wohl auch noch Raum für den heiligen Vater. Ver- nunftig wollt Ihr ja doch nicht werden! Der Mensch muß doch Religion haben, raunt man den wenigen Naturalisten und Materialisten uberal in die Ohren — der Mensch muß doch an einen Gott glauben, und sei es auch nur der philosophische Gott — der da ist der Reflex einer großen Idee des kleinen sich als Philosoph ge- bahrenden Menschen.

Nun aber *posito*, es sei so — ist dann der Glaube an einen fleischlichen Gott nicht eben so gut wie der an einen geisti- gen? Ist der papierne Papst in seinem Parlekinskleide des Protestantismus bes- ser, als der fleischliche, der sichtbare Stell- vertreter Christi auf einem der modernen Civilisation unserer Zeit angemessenen Throne, von Glanz und Macht umgeben? Wie lange wird es noch dauern, bis in den Normalschulen die Anfangsgründe der Naturwissenschaften den Katechismus werden verdrängt haben? Ist denn der protestantische Katechismus vernünftiger als der katholische? Ist nicht jeder Ka- techismus eine dogmatische Dummheit? Sind Rabbiner, Priester, Bonzen und Prediger nicht alle Pfaffen? Hat man mich wailand 1845, als ich gegen Gehalt Rationalismus predigte, nicht ebenfalls

in denselben Sad von Pfaffen geworfen? Und fühlte ich es nicht selbst, daß man Recht hatte? Das Predigeramt muß sich in ein Lehramt verwandeln auf dem positiven Feld der Naturwissenschaften, um endlich die Menschheit von Göttern und von Teufeln, von Priestern und Predigern und sonstigen Trabanten derselben zu befreien. Den äußersten Ring der Missionärspredigeramts-Kette bildet der Nationalismus und Humanismus der freien Gemeinden. Es wäre sehr zu wünschen, daß sich recht viele freie Gemeinden organisierten, um „die großen Kinder“ aus der Kirche in die Halle zu führen, wo sie im Denken gelübt und an den Scheideweg bebracht werden, der von Glaube und Zweifel nach dem Tempel des Wissens hinführt, welcher ist: die Natur. — Doch die Natur will nicht geglaubt, sondern studirt und begriffen werden. So lange der Jugend dieser Bern verschlossen bleibt, ist wenig Hoffnung für geistige Freiheit und solide Selbstständigkeit. Den Glauben Jemandes nehmen, ist nicht ganz schwer; das Wissen zu geben und zu empfangen ist eine weit schwierigere Aufgabe. „Es liebt der Mensch zu spielen, die Arbeit wird ihm sauer“ — Glauben ist Spielwerk; Denken und Lernen ist Arbeit: der Schluss hievon ist leicht gemacht und das Resultat ist — nicht sehr erfreulich. Es hat mir bei meinen *ex tempore* Vorträgen noch nie an Verfall gefehlt, wenn — sie Effect machten; doch versuchte ich es zuweilen, durch trockene und positive Wissenschaften belehren zu wollen, so hatte ich stets ein kleines Häuflein, das kam um zu hören und — sich zu langweilen. Ihr, die Ihr Universitäten besucht, solltet doch wissen, wie wenige Anekdoten mit Eile lernen und wesentlich Etwas wissen und behalten von dem was sie gelernt. Und wir sollten von dem Arbeiter, der sechs Tage in der Werkstätte oder am Pfluge sich abmüht, erwarten, daß er am Siebenten mit Wohlgefallen und mit Erfolg Vorträge anhöre über Geologie, Astronomie, Chemie u. s. w.? Versucht es und nach einem Cyclus von Vorlesungen sprechen wir uns wieder. —

Erfahrung ist Evidenz. Eine Schwalbe macht den Sommer nicht. Ein tanzendes Paar macht keinen Ball — und einige Duzend intelligente und wißbegierige Arbeiter sind keine Repräsentanten der Massen.

Von Lansing, dem anmuthigen Städler, fuhr ich den Mississippi weiter hinab nach McGregor. Ich habe dieses Mal keine demokratischen Schutmacher gefunden, die mich nun wieder so entsetzlich vernäht hätten, wie vormalig; traf aber einen alten Bekannten da, Herrn Peit, der zur Zeit der deutschen alten Bestrebungen in einer Piano Fabrik zu Baltimore arbeitete und eifriger Communist war. Nach allerlei socialistischen Versuchen und getäuschten Verheißungen im Osten wurde er Mitglied der Colonie Communia im Staate Iowa und da auch dieses Weitling'sche Experiment Fiasko gemacht, trat er in die Reihe der gewöhnlichen Leute ein und ist gegenwärtig (selbst *Storekeeper**) auf den Trümmern der Colonie Communia, der in der Praxis umgeschlagenen und niedergeschlagenen Theorie von „Freiheit und Gleichheit und der Doktrine: Eigenthum ist Diebstahl.“

Wer die letzten zwanzig Jahre in dieser Republik gelebt und ein aufmerksamer Beobachter der geistigen und materiellen Bestrebungen war, besonders der Deutschen, der hat alle Phasen erlebt vom Arbeitismus bis zum Mönchsglauben, vom Communismus und Socialismus bis zur Bestialität der Sklavensherrschaft und zum Krieg, der jetzt geführt wird, um die politische Freiheit mit der Republik zu retten. Von Utopischen Bestrebungen ist jetzt keine Spur vorhanden; ja selbst für das Mögliche im Gebiete des Geistes geschieht sehr wenig und erreichen wir in Folge des Krieges auch nur Das, was uns die deutsche Convention zu Cleveland principiell geboten hat, so können wir zufrieden sein und uns des Fortschritts freuen. Und dieses Principielle, wie wenig ist es doch im großen Haushalt der geisti-

*) Kleinhändler.

gen und staatlichen Bedürfnisse! Es ist bloß das A auf der Bahn nach dem Z. Und dennoch wie bellend die Klaffen! Wie tummeln sich Ratten und Mäuse um den Brei herum und finden ihn zu heiß! Dumm, dumm, dumm — Philistertum, Demagogenthum, Democraenthum — dumm — Geldkrozenthum; rumm — Bureaukrantenthum; dumm — Pfaffenenthum, und auf Gerechtigkeit und auf Vernunft reimt sich Nichts von dieser noblen Kunst.

Nun aber verlassen wir zu Prairie du Chien den Vater der Ströme und schreiten weiter fort in unsern Kreis, Kreis, Kreis, Kreis, Kreis und sonstigen Zügen und Streifen durch das schöne Wisconsin-Flussthal auf der Milwaukee und Prairie du Chien Bahn nach Mazomanie hin*) wo gewisse Leute bedeutend an Pazzomanie leiden. Hier wollen wir eine Ausernsuppe zu uns nehmen, hübsch früh zu Bette gehen und des Morgens am 13. November mit zwei leichtfüßigen Eisenschimmeln nach Sauk City fahren.

Es regnete. Der Weg war schlecht, und auf diesem Wege begegneten uns mehre Farmer, mit Weizen beladenen Wagen. Warum associiren sich die Farmer nicht, um durch vereinzelt Fahren nicht sich und ihre Pferde zu schinden und durch gemeinschaftliche Lieferungen an Zeit und Auslagen zu gewinnen? Doch was geht das mich an bei diesem dem Egoismus verfallenen Geschlecht, wo Einem an jedem Weizenzeiger des Lebens, zu Wasser und zu Land, im Schnee und im Morast das kalte „Hilf dir selbst!“ entgegengrinzt! Wohl leben wir in Gesellschaft, wo es auch gemeinschaftliche Interessen giebt und wo man sich auch gegenseitig hilft; aber die edle unegennüßige Hülfe ist eine seltene Erscheinung und das Ich, das liebe Ich und abermal das liebe Ich guckt zu allen Fenstern heraus und ruft den Vorübergehenden zu: Seht, das bin ich! Also helfen wir uns

*) Sprich Wäsamänie u. Pazzomanie.

selbst! Fahrten wir unsern Weizen hübsch geduldig nach dem Markte; arbelten und schachern, rüchten und trachten wir, damit es uns wohl gehe und wir der Hülfe Anderer so wenig wie möglich bedürfen und blüht so ein Blümchen der Freude und des Genusses am Wege, so lass'et es uns mit zarter Hand pflücken und sprechen: Nicht immer sind die Wege holperig, die Lust nicht immer kalt und rauh; es giebt auch hier und da schöne Wege mit Blumen geschmückt, deren Ambraduft des Menschen Herz und Geist erquickt.

Der freisinnige Mensch sollte sich zu Saul schon darum wohl fühlen, weil es hier der Freisinnigen Viele giebt. Und ich muß bekennen, daß ich mich da stets wohl fühle, es möge nun regnen oder schneien. Der Himmel mit seinem blauen Auge hat mir hier noch nie freundlich zugelächelt, als wisse er, daß es hier Menschen giebt, die der Fackler ehrt und die ihm geneigt sind. Uebrigens kann ich wohl merken, daß Freisinnigkeit nicht immer Gemüthlichkeit und allgemeine Harmonie bedingt. Der Mensch kann aber mit seinen Leidenschaften und Schwächen nicht aus dem Menschen hinaus und die notwendigen Gegensätze der Harmonie sind — Dissonanzen. Harmonie ist die Tochter der Liebe, der Sympathie und des gegenseitigen Wohlwollens; Haß, Mißgunst, Neid, Bosheit und andere feindliche Attribute des menschlichen Geistes sind Dissonanzen, die mich verschrecken, wo immer ich ihnen begegne. Der Mensch liebt und will geliebt sein und glücklich; aber Liebe in Liebe ist ein seltenes Gut, und Glückseligkeit — liegt bloß im Moment. Mit wie wenig Menschen ist man bekannt; mit wie viel weniger noch ist man vertraut und wen liebt man im wahren Sinne des Wortes rein, ohne sonstiges Interesse und von wem wird man forain wieder geliebt? Selbst Sympathie und Geistesverwandtschaft sind seltene Erscheinungen. Die Menschen sind Gesellschaftsthiere; doch fremd sind sich die Meisten und Liebe und Wohlwollen sind mehr geahnt und genannt, als gefühlt

und genannt. Der Mensch sucht die Bräuterei in Logen und abgeschlossnen Gesellschaften; er sucht die Liebe in der Ehe; er sucht sie bei seinen Kindern und die Meisten suchen ihr Lebenlang vergebens. Und wenn die schöne Welt so manchem Herz weder Liebe noch Glück teut, und die Menschen es kalt von sich stoßen, so sucht das geküßte Herz Liebe bei einem geliebten Thiere oder es flieht die Welt, schließt sich in Klostermauern und schweigt in der Liebe zum Heiland und seiner Mutter Maria. Es sollte freilich anders sein; doch es ist einmal so. Liebe läßt sich so wenig gebieten wie Haß: beide sind durch die Wesenheit des Menschen bedingt. Ich liebe das Schöne, das Wahre, das Gute; ich hasse das moralisch Häßliche, die Lüge, das Böse; den Lasterhaften, den Bornirten, den Lügner, den Bösen kann ich bloß berauern. Andere mögen anders disponirt sein: für Haß und Liebe giebt es keine Norm und für sie ist Weibot ein leerer Schall. Ich habe viel geliebt und wenig gehaßt; auch wurde ich geliebt, aber noch weit, weit mehr gehaßt: das liegt in meiner Wesenheit, meinem Gefühle, meiner Denkwelt und in der Wesenheit Anderer, die mit mir ihren Ansichten so schroff entgegenstehen wie Süd- und Nordpol. Von einem Verdienst der Liebe kann eben so wenig die Rede sein, wie von einem Verdienst des Hasses: beide bedingen sich wie die entgegengesetzten Pole. Doch was moralisire ich da so lange? Das geschieht wohl weil die Statuten der freien Gemeinden von Saul und Umgebung ihrem Prediger Moral und Geschichte als Basis seines Wirkens vorschreiben und ich selbst ein Ex-Medner eines vormaligen Rationalisten-Vereins bin. Also Sympathie; doch ohne Vorschrift.

Ich habe in Saul City wider Saamen bekommen und dieser Saamen wird sich in Blumen verwandeln — ich liebe die Blumen so sehr.

Die freie sociale Gemeinde zu Merimac hat im Laufe des letzten Sommers eine Halle gebaut, wozu in kurzer Zeit

sechshundert Dollars gezeichnet und bezahlt werden sind. Ein sicheres Zeichen des Eifers. Eifert immet hin für das Wahre; denn nur Wahrheit macht Euch frei.

Ich war in Rom und habe den Papsst gesehen; ich war in Sauf City und habe dieses Mal Herrn Chröter, den Medner der freien Gemeinde, nicht gesehen. Der kurze Aufenthalt, besonders aber Neg u und Straßenloth mögen die Vernachlässigung des Besuches entschuldigen. Indifferentismus war es gewiß nicht!

Im Madison-Depot dinirt und auf dem Wege des verlorenen Paradieses, das heißt via Milton Junction, nach Chicago gefahren.

Was die November-Sonne für Blumen, das ist ein Himmel im November ohne geheizten Ofen für den Menschen. Wärme dehnt aus, Kälte zieht zusammen: nicht nur Blumen, auch Gefühle und Gedanken erstarren durch Frost. — Ereren ist immer eine unangeneme Empfindung und es ist gewiß sehr gnädig und weise, daß der liebe Gott seinem nackten Ebenbild den Verstand gab, um nicht nur Thiere zu tödten, damit er sie esse, ja, daß er sie bei höherem Verstande gebraten esse, sondern auch, daß er ihre Pelze gegen die Kälte des Winters zu gebrauchen wisse. Auch giebt es ja Holz genug, um sich im Winter zu wärmen. Uebrigens wäre es doch noch gnädiger und weiser vom lieben Gott gewesen, wenn er seinem Lieblingsknecht dem Menschen, so wie vielen andern Thieren, einen Pelz statt einer nackten, dünnen Haut gegeben hätte; da es so viele Menschen giebt, die sich keinen Pelz kaufen können, und wäre es auch nur einer von gemeinen Schaffellen oder Muffratten. Und dann der Mangel an Holz auf den Prairien und der hohe Preis des Brennmaterials in den Städten! Ach! — Doch ich will nicht vermessen in die weise Ordnung Gottes eingreifen und mich ihr fügen wie der Ehon unter der Hand des Töpiers, der

aus demselben nach Belieben einen Blumen- oder einen Nachtopf fabricirt. — Ach, wie viele Menschen frieren an der Verejina und am obern Mississippi! — Ja, Manche erfrieren sogar. Doch das gehört eben zur Naturnothwendigkeit, an deren verschiedene Geseze Mensch und Vieh, Stein und Pflanze, ja selbst Gott und Teufel gebunden sind. Da ich selbst vor der Hand nicht in die Nothwendigkeit versetzt bin frieren zu müssen und ich mich an einem heiligen Sonntag ganz besonders nach einem warmen Zimmer sehne, so verließ ich mein früheres Alsteigequartier mit seinen gemüthlichen Menschen — ohne Ofen — und zog nach einem andern Hause hin, wo ich, wenn auch keine warmen Herzen, doch einen warmen Ofen fand. Und da saß ich denn im Central House wieder ferne von der Heimath und Familie allein und ruhig und schrieb und schrieb bis in die Nacht hinein.

Wäre gerne in das Theater gegangen; denn es spielte die gefeierte Frau Kinkel.

„Zu dir bin i ganga, bei dir har's mi g'freut;
Zu dir geh i nimmer, der Weg is mer z'weit.“

So racht' ich mit dem österreichischen Bauernjungen, nachdem sein Viekes-rauß abgekahlt war und gi'g res momentanen Verlangens nicht i's Theater; denn es regnete und der Weg war auch weit. In den Pojzeuntunden des Lebens legt man den Genuß in Eine Waagschale und das Opfer so er erbercht, in die Andere. Schnell das Opfer den Genuß weit in die Höhe, so läßt man ihn fahren und bleibt ruhig und normal dabei. Wie ganz anders ist es in den Flügel- und Flegeljahren des Lebens! Da ist kein Wener zu schlecht, kein Weg zu weit: man wünscht das Haus der Geliebten in Brand zu seyen, um sie als reitender Engel durch die Flammen tragen zu können. „O, schöne Zeit der jungen Liebe, — wenn die himmlische Thorheit nur immer bliebe!“

Und was der liebe Gott am Sonntag durch Comfort im Zimmer besorgt, das hat er am Mittwoch durch einen neuen Segen vermehrt; denn mein Landmann, Kürschner Ignaz Herzog, ließ meinen im Welt Schmerz der Zeirissenheit anheimfallenden Muschrattenzpelz so meisterhaft renoviren, daß er wieder wie neu aussieht und nur den Kenner zu täuschen vermag. O, was täuscht im Leben nicht Alles! Nicht Alles was glänzt ist Gold und der böhmische Stein ist noch lange kein Diamant. An einem Pelz ist wesentlich wohl gar nichts daran gelegen, ob er echt oder unecht, ob Kaze oder Zobel; doch unwesentlich e Damen denken freilich anders in Hinsicht der „Rauchwaaren“-Civilisation; ihr Motto ist: entweder einen echten Pelz oder gar keinen; lieber in einem modernen Mäntelchen frieren, als mit einem Kagenfell auf die Straße gehen. Es hat so Jeder und Jede seinen und ihren eigenen Geschmack und zwischen Löwe und Kaze gibt es der Species gar viele, obschon sie alle zu einem Genus gehören.

Wenn es ein modernes Weltwunder gibt, so ist es Chicago; dieses vor etwa dreißig Jahren aus einer Prairie hervorgewachsene, aus Holzbarraken bestehende Dorf, diese seit ein Paar Jahren zu einer Großstadt emporgeraube Stadt die an Rührigkeit New-York, der Weltstadt, an der Seite steht. Welches Jagen! Welches Treiben! Aber weiter auch gar Nichts als ein Karrenlabyrinth, eine colossale Geschäftstadt. Die Kage ist öde und monoton und der Mensch kennt nur Ein Ziel: „Geldmachen.“ — Alles schmeckt, Alles riecht hier nach Geld, und der mit allerlei Fahrzeugen besetzte Chicago-Fluß stinkt sogar durch den Abfall der vielen Schlachterhäuser so sehr nach Geld, daß Nervenschwache keine der Brücken passiren sollten, ohne ein Gläschen Eau de Cologne bei sich zu haben. Der Fins ist so schmierig, daß man ihn, der Tausende von Schweinefeelen nach den wilden Fluthen des Michigan Sees hinträgt, füglich den amerikanischen

Styr nennen könnte. Aber nicht nur Schweinefeelen befördert er, auch Menschenfeelen befördert er nach dem Elysum; denn vor kaum drei Wochen stürzte eine Brücke ein und Mensch und Vieh, gleich an das Gesez der Nothwendigkeit gebunden, fanden ihren Tod in diesem sinkenden Styr. Es ist am Ende gleich, wann, wie und wo man stirbt: der Todte riecht nichts, auch wenn er in einer Pfütze stirbt; aber — überall stinkt er selbst ganz bedeutend. Gestank ist übrigens blos potenziirter Geruch und aus dem Nase der Natur entwickelt sich Hebe's Armut und die Schönheit der Venus. Alles zu seiner Zeit und Alles — unter gewissen Beziehungen.

Es reitet mich der Teufel, um hier eine englische Vorlesung von Stappel zu lassen. Doch wie es anfangen? Kein Name, der bekannt ist und zieht; keine Zeitung die pufft. Ich wandte mich denn an die Herausgeber der Illinois Staatszeitung und an Herrn G. Schneider, die hier großen Einfluß haben. Wenden Sie sich an Colonel Eastman, den Präsidenten der Union-Ligue, hieß es, und so that ich denn auch. Ich traf den Colonel, einen intelligenten und freundlichen jungen Mann, in einem der Wholesale-Geschäfte in der Lake Straße, als er gerade Revue hielt über weißen und braunen Zucker in Fässern. Nachdem er einige Seiten meines ihm überreichten Manuscriptes durchgelesen, und mit der Tendenz zufriedengestellt zu sein schien, wurde bestimmt, die Vorlesung in Chicago zu halten, wenn ich hierher von einem Ausfluge nach Green Bay nach etwa zehn Tagen wieder zurückgekehrt sein werde.

Mittwoch am 18. November sah ich im Stadttheater Adrienne Le Couvreur; doch, leider, nur zwei Akte des piquanten Stückes. Ich fühlte ganz miserabel.

„Der Kopf schwer, wie mit Blei gefüllt,
Das Herz beklommen und gedrückt,
Ein böser Husten noch dazu;
Keine Freude, keine Ruh —
Was hätte mich da wohl entzückt?
So meisterlich man auch gespielt!“

Und in solcher Stimmung, in solchem Misere verließ ich am 19. Chicago und fuhr nach Milwaukee. Und wen treffe ich da? Das Original eines Menschen, den Doctor Müller und seine gegenwärtige amerikanische Frau, die ich zuletzt in Buffalo sah. Uebrigens habe ich jetzt den reisenden Doctor von seiner praktischen Seite ganz vortheilhaft kennen gelernt, indem ich im deutschen Hause einer Augenoperation beiwohnte, welche er an einem deutschen Manne so eben vollzogen hatte. Da mich das Unglück der Blindheit und Augenkrankheiten in meiner eigenen Familie betroffen, so wirkte die Operation um so tiefer auf mein Herz. Armes Herz! es ist vergebene Mühe, dich Philosophie lehren zu wollen, um deine Schläge in stoischer Balance zu erhalten. Die Empfänglichkeit für Liebe, Freude und für Schmerz ist es ja eben, was dich geheimnißvolles Ding zum Herzen macht. Also leide und dalde, wo du leiden mußt und freue dich, wo die Freude dir winkt!

Nun hast du wieder für eine Weile um so mehr der Freude zu entbehren und des Enzückens, da die Maschine, die dich birgt, durch climatischen Wechsel und durch Strapazen ziemlich zerrüttet ist und eine Tour in dieser Saison nach den Landstädten vom nordwestlichen Wisconsin, wahrhaftig, keine Tour des Vergnügens sein kann. *Go ahead!* schlepp dich fort, so lang es geht! So rufe ich mir denn selbst zu, wie der Maulthiertreiber seinem dämpfigen Esel, der leuchend vor jedem Hügelchen Halt macht. Und da fällt mir denn auch wieder mein brolliger Eseltreiber wailand in Sicilien ein mit seinem: *pungite, Signore, pungite!* Was meinem Esel das spizige Eisen bedeuten sollte, das bedeutet der Sporn der Bernunft, wenn der Prinzipien-Esel, der Mensch, unter der Bürde zuweilen seufzt, die er zu tragen hat. Also *pungite, pungite!* Nur klage nicht! Klagen macht Bürden schwerer und die *g e s ü h l v o l l e, t h e i l n e h m e n d e* Menschheit lacht, oder freut sich im Stillen bloß über das Klagen seines Ebenbildes, des Esels mit kurzen Ohren.)

Man klopf. Herein! Eine Einladung in ungarischer Sprache nach Spangenberg's Salon von — Hof er aus Preßburg. Die humoristische Citation schloß mit: *stante pene, Spangenbergus.* Ich ging nicht; so sehr ich das Vaterland liebe — ich zog eben die Einsamkeit am Schreibtisch dem Jubel am Weintisch vor und — *„pennam peni.“* Beide, *penis* und *penna* sind bedeutende Potenzen; wenn *Penis* erschläft, dann wird auch *Diese* stumpf.

„Nur in den frischen, steifen Sehnen liegt des Gottes schaffende Kraft.“

Von Milwaukee nach Milton Junction gefahren — hier übernachtet und den nächsten Tag, einem heiligen Sabbath, auf den Schienen zugebracht. Des Abends in Dölosh angekommen und im Wisconsin House Quartier genommen. Im Hause der Gebrüder Mierdwa mit Krüger und Sarau einen recht vergnügten Abend zugebracht. Schlichte, vernünftige, gemüthliche Menschen, wo man sich wohl fühlt.

Daß in Dölosh die monatlichen Volksblätter erscheinen, da ich schon bei früheren Gelegenheiten erwähnt. Daß sie aber seit Kurzem per Dampf gedruckt werden, ist noch etwas Neues. Die Fadel wird schon seit lange her mit Dampf gedruckt, aber — stets mit fremdem Dampf. Nun, was hilft das Alles, man ist eben kein Geschäftsmann, man kritisiert, man reformirt und — bleibt sein Lebelang ein principienfester Esel.

Von Dölosh fuhr ich über Neenah und Menasha, zwei recht freundliche Städtchen, nach Green Bay.

An der sogenannten Chicago u. Northwestern Bahn liegen auch die Städte Fond du Lac und Watertown, die ich auf dem Rückweg besuchen werde. Durch Ausdehnung der Bahn von der Minnecota Junction bis nach Green Bay wurde dem früher Alles verschlingenden Chicago ein wesentlicher Theil des Geschäftes entzogen, das seinen Weg jetzt auch nach

Milwaukee und hinauf nach Green Bay findet.

Nördlich von Fond du Lac wird fast aller Weizen und alles Mehl nach dem fernen großen Winkel des Michigan Sees verschifft, von wo es durchaus per Wasser nach Döwago, Detroit u. s. w. transportirt wird. So ist denn der alte Militär-Posten Fort Howard aus seinem hundertjährigen Schlafe erwacht und Green Bay, gegenüber dem Fort, am breiten Forriver gelegen, zeigt bereits durch Elevatoren und eine große Brücke über den Strom erfreuliche Spuren eines regen Lebens. Wohl kann sich Green Bay's Handel noch lange nicht mit Milwaukee messen; dennoch werden in diesem Jahr sehr wahrscheinlich über 600,000 Buschel Weizen und über 200,000 Fässer Mehl verschifft werden. Das Doppelte vom Export des vorigen Jahres.

In pittoresker Hinsicht findet der Reisende in diesem nordwestlichen Theil von Wisconsin keine Befriedigung: Als Flach und öde Vom Centrum des Staats bis hinauf nach dem Lake Superior ist die unermessliche Fichten-Region. Tausende von kleinen Bächen, durch zahllose Luellen genährt, finden ihren Weg aus den großen Wäldern nach den bedeutenden Flüssen und schleppen jährlich Millionen von Baumstämmen der Schifffahrt zu. Den größten Handel mit Bauholz treibt Dölosh, an der Mündung des For River, wo er sich in den Winnebago See ergießt.

Fond du Lac nimmt einen interessantesten Standpunkt ein in der amerikanischen Geschichte. Einer der ältesten *Trading Posts* ist es stets von Bedeutung gewesen. Die Bevölkerung beträgt an 6000. Der Handel besteht vorzüglich aus Getreide und andern Produkten, welche von den herrlichen Farmen in der Umgebung zugeführt werden. Die Lage, am Saume des Winnebago Sees, ist sehr anmuthig. Wer Coopers's Schriften las, für den haben diese Gegenden einen noch besonderen Reiz. Ich habe sie nicht gelesen und bin kein sonderlicher Verehrer der Indianer und ihrer Geschichte.

Als ich zu Green Bay war, ging eben die Ziehung vor sich. Man hörte kaum ein anderes Wort, als: *he is druffel*, und das Ende vom Ziehn ist: fast jeder Bezogene züht der Regierung, laut der berühmten Klausel, die \$300 und jubelt über seinen Patriotismus.

In Fond du Lac feierte ich den durch den Präsidenten anberaumten Danktagstag, den 26. November, bei einer Tasse Kaffee im Hause des Herrn Brauers Ch. Frey. Ja, wir sind ein großes Volk! Wir sind, gewiß, auch gute Christen. — Dabei auch des „Himmels Segen“ mit jedem Bulletin sich über uns ergießt. So ist die Potomac Armee bereits in Bewegung; Grant errang einen Sieg über Bragg, den Rebellen-Generalen, und wir haben durch die gewonnene Position des Lookout Mountain, in Ost-Tennessee, wieder Vorschub erhalten. Morgan aber ist dem Buchstaus zu Columbus glücklich entsprungen.

In Watertown traf ich mit Herrn Rothe zusammen, der bei der letzten Wahl für das Staats-Sekretär-Amt lief; doch im allgemeinen Währungsprozeß der öffentlichen Meinung durchließ — wenn ich so sagen darf statt durchfiel. Rothe ist noch immer der alte theoretisch-conservative Democrat. „Wenn auch nur ein Bürger in einem Rebellenstaate loyal wäre, so wäre das Grund genug, die Theorie zu rechtfertigen; daß es „Bürger in Rebellion,“ doch keine „Staaten in Rebellion“ geben könne; also treten solche Staaten wieder in die alten Rechte des Bundes ein, sobald sie die Waffen niederlegen.“ *Credat Judaeus Apella*, erwiderte ich hierauf, mein lieber Herr Rothe, und der Teufel hole jeden Rebellenstaat und mache Uncle Sam ein Geschenk damit oder — ein Territorium.

Am 30. November siße ich wieder in Chicago auf Nr. 11 Central Haus und — schreibe. Doch von Haus hat man mir nicht geschrieben und das macht mich traurig. Wenn man Weib und sechs Kinder hat, so hat man mit seinem eigenen ein achtkammeriges Herz und insAchtfache

steigen auch die Sorgen und die Bekümmernisse und in dieser achtfächerigen Herzenskammer giebt es bloß ein kleines Kämmerchen, wo Liebe und Harmonie sich concentriren von Allem dem, was man im Leben an Liebe je befehen. Auch geheime Fächer hat dieses Kämmerlein des menschlichen Herzens; denn: *uli pro fanum* — um Nichts beneidet der Mensch den Menschen mehr, als um Liebe; da Liebe weit höher im Werthe steht als Geld.

December, 1863.

Ich verließ am 1. December Chicago, ohne den gefassten Plan, hier einen englischen Vortrag zu halten, realisiert zu haben. Und wie ging Das zu? Ganz ominös und schaurig; wenn auch gerade nicht traurig. Als ich von der nordwestlichen Tour zurückgekehrt war, ging ich sogleich zu dem Colonel, um zu sehen, was man im Reich der „Unionsgötter“ für Vorkehrungen getroffen habe, betreff eines passenden Locales. Der Herr Oberst waren eben im Comptoir beschäftigt und gaben mir den lakonischen Bescheid, des Abends in Warner's Hall zu gehen, wo eben eine Versammlung stattfinden werde. Dort solle ich mich an die „prominenten Mitglieder“ wenden, um meinen Zweck zu erreichen. Ich ging denn in Warner's Hall, in der Meinung, dort eine sffe n tliche Versammlung zu treffen. Doch es war anders. Ich klopfte und es ward aufgethan. Der Präsident der Union League hat mich hierher beschieden, sagte ich dem Thürsteher. Er ist nicht hier, war die Erwiderung, ich werde Sie anmelden. Der Cerberus der äußeren Thür klopfte dann an der innern Thür und es erschien alsbald ein anderer Cerberus mit einer Scherbe, Roth, Weiß und Blau decorirt, dessen erste Frage an mich war: *Are you a member?* (Sind Sie ein Mitglied?) *No, but perhaps I might yet become one.* (Nein, aber ich könnte etwa noch Eins werden.) Ich werde Sie anmelden — und — der decorirte

Herr kehrte in das Sanctum zurück. Ich setzte mich denn an den warmen Ofen und stellte Betrachtungen an über die allerlei Mitgliedschaften, in welche die Menschen durch religiöse, politische und wohlthätige Zwecke geleitet und verleitet zerfallen und wie bei dieser verkehrten Civilisation das Menschenthum überall in Sectenthum und Kliquenthum aufgeht. „Er ist keiner von unsern Leuten — er ist kein Mitglied unserer Loge, unseres Vereins, unserer Gemeinde, unserer Partei, unserer Organisation —“, Das genügt, um als Fremder unter Fremden zu erscheinen und jener Sympathie zu ermangeln, so einem Bruder, einem Mitgliede zu Theil wird, bios durch Händerrück und sonstige äußere Zeichen. Ich saß da wohl eine Stunde bis die Versammlung geschlossen und die Thür geöffnet ward. — Der Portier winkte mir einzutreten. Ich sagte Einigen, die im Saale zurückgeblieben waren, daß ich hierher beschieden sei einer Vorlesung wegen, die ich zu halten brabsichtige. Einer der Herren, der vor einigen Jahren Lehrer einer Commercial Academie zu St. Paul war, kannte mich und erbot sich sehr freundlich, mir so viel er vermag, bei meinem Unternehmen beizustehen. Daß man mir als „Nichtmitglieder“ keine Halle zur freien Verfügung stellen wolle, das war mir bereits aus dem Tacte der Fühlhörner klar genug geworden; ich wollte denn das Risiko auf mich selbst nehmen. Doch der erste Gang, von dem gefälligen Herrn Davis begleitet, zu Herrn Bryan, hat alle ferneren Schritte überflüssig gemacht; denn Bryan's Hall war schon für einige Wochen engagirt und auch die Metropolitan Hall war nicht zu haben. In einer kleinen Halle wollte ich nicht sprechen.

So lebt denn wohl Ihr Herren von der League, denen für jetzt ein Vortrag zu Gunsten einer „freien Union“ kein Bedürfnis ist! Vielleicht sehen wir uns unter günstigeren Verhältnissen wieder; denn — die Todten reiten schnell und Klio schreitet in Siebenhundertmeilenstiefeln rasch voran. Euch sind Siebenmei-

lenst-fel noch zu groß; wir können also jetzt gleichen Schrittes nicht wohl zusammengehen. Alle unsere neuesten *Quick steps* in diesem Bajader-nanze von Roth, Weiß und Blau sind noch immer viel zu langsam, um — die Republik zu retten. Herr Lincoln hat in diesem verhängnisvollen Tanz schon ziemliche Fortschritte gemacht und wenn nur erst Hallel etwas schneller zu tanzen gelernt haben wird, dann wird es wohl besser gehen. — Einstweilen lassen wir die Potomac Armee die Winterquartiere beziehen, indeß wir uns zur nächsten politischen Campagne vorbereiten, die entweder Herr Lincoln weiter fortführen, oder einem Andern wird übermachen müssen, der mit etwas schnelleren Beinen begabt ist, bei diesem blutigen *National Quick Step* von hoher Wichtigkeit. Nun, die Herren Reagisten werden wohl sorgen, daß der Conservatismus nicht des letzten Untergrundes beraubt werde und wir Radikale, innerhalb und außerhalb der Cleveland-Organisation, mögen uns Jener als Hilfscorps anschließen, die uns am nächsten steht. Kaum hat sich die Cleveland Convention vertagt, nachdem sie ganz vernünftige Beschlüsse gefaßt, so fällt es den Herren Professoren in New-York ein, vor der Präsidenten-Nomination abermal eine Convention zu halten, um — die noch kaum trockene Plattform von Cleveland zu revidieren. Was man doch im Lager der deutschen Radikalen nicht Alles erleben muß! Wie wäre es, wenn wir Lincoln *Dei gratia* für einen zweiten Termin nominirten und Herrn Pastor Dülon als Vicepräsidenten an seiner Seite? Gibe Das nicht ein herrliches Gespann? — Vorwärts, immer vorwärts; aber nur nicht zu rasch, damit man das Kind nicht mit dem Bad ausschütze — so sprechen unsere conservativ-republikanischen Politiker, so sprechen unsere „*frisi nigen*“ Theologen; doch ehe sie sich auf ihrem langsamen Marsch nach Vorwärts umsehen, hat sie der Zeitgeist schon überholt und — sie verfallen der Kumpelkammer einer Antiquitätensammlung als *Roskoto*, für das die Nachwelt zuweilen hohe

Preise bezahlt, ob schon es an und für sich keinen wahren Werth hat.

Verlassen wir nun Chicago mit seinem aufstehenden Fluß und reisen per Michigan Central Eisenbahn *via* Ann Arbor nach Detroit.

Ann Arbor, das allerliebste Städtchen, hat sich seit einem Jahre wieder durch mehre neue Gebäude verschönert. Professor Tappan hat an der Universität einem andern Reverend weichen müssen und genießt gegenwärtig seinen Reichthum in Europa.

Am 3. December in Detroit angekommen, im Hotel Mauch Quartier genommen und des Abends sogleich das Theater besucht. Das Theater-Gebäude, aus Backsteinen, ist eine geräumige und geschmackvolle Baute und gehört wohl neben Schneider's Hall zu Osborn, Wisc., zu den besten Bühnenlokalen im Westen.

Die Gesellschaft unter Direction des Herrn C. Beierle und Regie des Herrn Eduard Fürst, ist sähig, Etwas Gutes zu leisten und bietet auch Alles auf, um den Anforderungen des Publikums Genüge zu leisten. Für den 8. December ist *Marziß* angezeigt, als Benefiz-Vorstellung der Frau Babette Fürst. Montag den 7. gab ich mir selbst eine Benefiz-Vorstellung in Merrill's Hall, in englischer und deutscher Sprache, zum Besten, bei welcher die Auslagen für Lokal, Anzeigen und Karten sich auf \$21.50 beliefen. Das Entree für einen Herren war 25 Cents, Damen frei. Herr Kopp, Redakteur des Michigan Journals, hat es an Puffen nicht fehlen lassen und das Publikum scharf bei dem Ehrgefühl angefaßt, damit man den Amerikanern zeigen möge, daß die Deutschen Sinn haben für treie Vorträge. Auch stellte mich Hr. Kopp einem Redakteur des Blattes „*Advertiser* und *Tribune*“ vor, der sich herabließ, auf die „englische Vorlesung“ des *Dutchman* kurz, doch gnädigst hinzuweisen. Die Anzeige hatte ich in diesem sowohl wie in dem demokratischen Blatt: *The Free Press*. Außer diesen erscheint auch

ein Wochenblatt: *The Free Union*. Ich habe die Redaktionen dieser drei Zeitungen persönlich eingeladen und ihnen Freikarten gegeben; doch — von allen Redakteuren und Reportern waren von der Presse bios Herr Kopp, vom Journal, und Herr Porter, von der *Free Union*, anwesend. Der *Advertiser*, ein Union Reagist, fand es eben so wenig der Mühe werth, über den Vortrag eines Deutschen zu reportiren, wie die *Free Press*, der Kupfers-Demokrat. Nur die *Free Union*, die ihrem Namen nach dem Principe nach entspricht und radikal ist, machte eine Ausnahme von den andern nativistisch-republikanisch-demokratischen Flegeln und sagte: „die Adresse war gut (able) und interessant.“ Herr Kopp aber sagte im Journal: „meine Vorlesung habe eine intelligente Zuhörerschaft nach der Merrill Hall gezogen, doch war dieselbe leider, nicht so zahlreich, wie es zu wünschen gewesen wäre u. s. w.“ Ja, leider, waren trotz allen Puffes, trotz des interessanten Themas: „*Alles Das was gegen Mangel an Logik*“, — trotz der großen deutschen Bevölkerung, trotz Turn- und Gesang-Vereine bios sechzig männliche Repräsentanten der Intelligenz und etwa dreißig Damen erschienen, um des vielbekannten und vielgepufften Fudlers englischen und deutschen Vortrag zu hören. Da möchte Einem freilich der Verstand stille stehen; doch — fünf und zwanzig Cents für einen Vortrag ist viel Geld — und — der Radikalen giebt es gar Viele, die fünf Glas Bier einer geistigen Unterhaltung vorziehen, indeß Andere, besonders Gynnasien-Geliebte, sich selbst überschätzen und den Egoismus total verfallen sind — und so muß man den die Menschen, radikale und nicht-radikale, nennen wie sie sind, um sich nicht getäuscht zu fühlen und nicht zu ermüden, vor Eitel, auf der rauhen Bahnen des Nationalismus.

Herr Wm. Kopp sagte auch, daß beide Vorträge fleißig durchgearbeitet waren. Nun, die englische Vorlesung war allerdings fleißig durchdacht und hat sich vor keiner vernünftigen und ge-

rechten Kritik zu fürchten; doch die deutsche Rede, aus dem Stegreif, war ein Produkt der momentanen Begeisterung, bei dem von einem „keisigen Durcharbeiten“ keine Rede sein konnte.

Ich sagte früher, daß mich der Teufel geritten habe, eine englische Vorlesung zu halten. Ich habe mich nun überzeugt, daß es wirklich ein teuflischer Versuch war; denn ich konnte es sehen, daß mein deutscher Name bei den Amerikanern nicht zieht. Anders war es mit dem Reverend Dr. Richards, der zur selben Zeit in Detroit Vorlesungen hielt über die „Philosophie und Chemie der Luft“ und der neben vielen interessanten Experimenten das „Dasein Gottes“ aus der Luft bewiesen hat. — Der Cours dieses geistlichen Herrn war sehr zahlreich besucht, erfreute sich einer langen Lobpreisung des *Advertiser* und — brachte viel Geld ein.

Nun, an Geldmachen habe ich wohl bei meinem jungfräulichen Versuche nicht gedacht; doch sehr angenehm wäre es mir, wenn es mir möglich sein würde, die orthodoxen Amerikaner mit dem deutschen Radikalismus in Politik und Philosophie vertraut zu machen. Noch habe ich nicht alle Hoffnung für die Zukunft aufgegeben; denn „Mangel an einem zahlreichen Auditorium ist noch immer kein Fiasco.“ Uebrigens macht der Radikalismus in Folge der südlichen Hartnäckigkeit und der nördlichen militärischen Nothwendigkeit ganz erstaunliche Fortschritte. Davon konnte ich mich auch in Detroit wieder überzeugen; nicht durch das Herbeiströmen der Radikalen zu meinem radikalen Vortrag, sondern durch ein herrliches Regteregiment, das — von weißen Offizieren commandirt — durch die Jefferson Avenue nach dem Michigan Central Depot marschirte, um einigen Nachbarstädten einen Besuch abzustatten und ihnen schweigend das Geständniß abzugewinnen, daß der Zeitgeist gewaltig voranschreite und das Vorurtheil der Farbe der Beraunst, oder vielmehr der Nothwendigkeit und der Gewohnheit weichen

müsse. Wer hätte vor einem Jahre noch geglaubt, daß der weiße demokratisch-republikanische Adel von „Pfeffersack und Nadel“ den Farbigen es erlauben werde, sich an der Seite von lauffassigen Rittern todtschießen zu lassen, um die bedrohte Republik zu retten?! Echt, auch Das ist so ein Stück Humor aus der *Panorama's* Büchse der göttlichen Vorsehung, welche als Potenz „nothwendiger Combinationen“ über den Plänen der Menschen herrscht und sie fortreißt im Strom der Verhältnisse, so sehr sie sich auch sträuben mögen.

Am 2. December wurde die colossale Göttin der Freiheit, deren ich bei meinem letzten Besuche in Washington Erwähnung gethan, auf die Kuppel des Capitols gesetzt. Das ist ein gutes Omen. Die Rebellion liegt in den letzten Zügen; der Stern Louis Napoleon's ist im Sinken begriffen; seine Dip'omatie hat ein Leipzig und ein Waterloo gefunden; die Völker Europa's beginnen wieder zu hoffen und diese Republik wird wie der Phönix verjüngt und veredelt aus der Asche des Bürgerkrieges erstehen. Man mag auch noch so sehr oft mit dem Kopfe an Dummheiten, Halbheiten und Schlechtigkeiten stoßen, so ist der Fortschritt im großen Tableau des Völkerlebens doch nicht zu verkennen. Die Wissenschaft verzweifelt am Fortschritt nicht und ist der Organismus auch krank, so ist die Heilung doch möglich, so lange in der großen Gemeinschaft wirkungsfähige, gesunde Theile am Leben erhalten bleiben. Der Süden hat als Einzeltheil der Union eine paralytische Existenz begonnen; die Beziehungen der Einzeltheile und das Wohlsein des Ganzen sind für eine Weile gestört; das Leben des freien Staates ist paralytisch; doch die franke junge Republik hat der gesunden Zellen noch genug, um zu genesen und gewaltig zu erstarren. So lange sämtliche Errungenschaften der Wissenschaft und der Erfahrung nicht durch eine große Erdrevolution verloren gehen, kann der Rückschritt im Leben der Völker bloß ein illusorischer, bloß ein scheinbarer sein.

Auch mein Organismus war wieder einige Wochen hindurch in Folge störender Einwirkungen krankhaft; die Glieder waren ermattet, das Athmen schwer, das Gedächtniß beengt, das Herz bellommen. — Nun ist es wieder anders; die unfreiwilligen Zellen, welche Leben, Gesundheit und Krankheit bedingen, versagen mir den Dienst nicht mehr; jedes Glied ist wieder in voller Thätigkeit und das Leben hat seine Frische wieder und seinen Reiz. Wer nie krank war, kennt den Wirth der Gesundheit nicht; so wie Der den Werth des täglichen Brodes nicht kennt, der nie gehungert.

Man hat mich wieder mit einigen Geschenken erfreut. Es giebt Geschenke, deren Geber man fürchten muß und es ist eben so schwer Geschenke zu geben, wie Geschenke zu nehmen, wenn sie den Geber ehren und den Nehmer erfreuen sollen. Hüte dich von dem ein Geschenk zu nehmen, den du nicht achten kannst. Die hier erwähnten Geber genießen meine volle Achtung und ihre kleine Gabe ist mir von hohem Werthe.

Herr J. M. Müller übersandte mir ein Exemplar seines patentirten *American Puzzle*, das in einer Anzahl von Triangeln besteht, mit welchen sich durch Combination die schönsten Formen konstruiren lassen. Für Knaben und junge Mädchen ist dieses Spiel der Triangulation besonders zu empfehlen, da es den Verstand schärft und den Geschmack für schöne Formen bildet.

Herr Wilhelm Kopp überreichte mir ein Exemplar seines Gesanges: „Freiheit für Alle!“ der ebenfalls ein geistiges Puzzle ist, über das sich gar mancher geistlose Mensch den leeren Kopf zerbricht. — Das Lied wurde durch Ferdinand Barth in Musik gesetzt und durch Mary E. Booth in's Englische übertragen. Das Gedicht schrieb Herr Kopp, nachdem General-Major Fremont in Missouri abgesetzt worden war. Ich hatte Gelegenheit, das Lied vom Gesangsverein in der Turhalle vorzutragen zu hören. Es lautet:

An der Freiheit Baume lobend
Flammt empor die Rebellion,
Und es nah'n die Gluten drohend
Sich dem stolzen Gipfel schon;
Aber bleich und feige zagen,
Die das Volk gewählt als Hort,
Und nicht auszusprechen wagen
Sie das ein'ge Rettungswort.

Da, von des Mississippi Strande
Tönt es mächtig: Freiheit, Freiheit dem
Knecht!

Fallen müssen die Sklavenbände
In dem Kampfe für Wahrheit und Recht,
Wollen wir wahrhaft der Freiheit genießen,
Uns ihrer köstlichen Früchte erfreu'n,
Muß sie für Alle dem Boden entsprossen,
Ewig verflucht das Sklaventhum sein.

Jubelnd fuhr durch des Aufruhrs Wetter
Dein Wort, o Fremont, ein leuchtender
Strahl;
Jubelnd begrüßte das Volk dich, dich als
Retter,

Als Befreier von Schande und Dual,
Morgenröthe war angebrochen,
Hinter uns lag die schwachvolle Nacht;
Denn das begeisternde Wort war gespro-
chen:

Freiheit, Freiheit für Alle, Freiheit sei
Lösung der Schlacht!

Doch es zi lerten die Feigen
Vor des Adlers stolzem Flug.
Wahrheit durfte nie sich zeigen,
Wo am Ruder Lug und Trug;
Beil mit tödlich scharfen Krallen
Du gefaßt der Feinde Schaar,
Rustest du als Opfer fallen
Vor der Sklaverei Altar.

Aber dein Wort soll nimmer verhallen
Und ob dein eigenes Volk dich verräth,
Deutschlands Söhne stehen und fallen,
Wo dein Banner, wo dein Banner der
Freiheit weht.

Deutschlands Söhne sie stehen und fallen,
Wo dein Banner, wo dein Banner der
Freiheit weht.

Kommen muß endlich der Tag,
Wo die Lüge sinkt in den Staub
Vor der Wahrheit Macht;
Dann wird dein Ruf uns führen zum
Siege, zum Siege,

Freiheit für Alle, Freiheit wird Loosung,
Loosung der Schlacht.
Kommen muß, kommen muß endlich der
Tag,

Wo die Lüge sinkt in den Staub
Vor der Wahrheit Macht.
Dann wird dein Ruf uns führen zum
Siege, zum Siege,
Freiheit für Alle, Freiheit wird Loosung,
Loosung der Schlacht.

Als historischer Nachklepper füge ich
Kopp's Liede noch folgende Strophen *ex
tempore* hinzu:

Schwer die Freiheit einnt bedrohend
Krümmt sich die Rebellion.
Und der Freiheit Flamme lobend
Reden der Verräther Thron.
Nicht mehr bleich und feige zagen,
Die das freie Volk gewählt,
Um den großen Wurf zu wagen,
So der Knechtschaft Tage zählt.

Hört ihr dort am Mississippi Strande
Das mächt'ge Wort: Freiheit und Recht!
Zerbrochen sei'n die Sklavenbände;
Frei sei der Sklave, frei sei der Knecht!
Missouri soll künftig der Freiheit genießen,
Den Boden wollen der Freiheit wir weih'n!

Fremont fiel durch der Wahrheit Krone;
Aber sein Ruf der Freiheit lebt fort.
Sein ist der Honig; — doch es frisst ihn
die Drohne,

Sein ist das e r s t e, das k ü h n e Wort.
Schon ist der Tag uns angebrochen,
Hinter uns liegt die schwachvolle Nacht,
Und das Wort, das Fremont gesprochen:
Freiheit für Alle, Freiheit ist nun
die Loosung der Schlacht.

Nimmer erzittern nun die Feigen,
Vor des Adlers lahmem Flug.
Wahrheit darf sich dort auch zeigen,
Wo lang herrschte Lug und Trug.
Endlich hat er mit scharfen Krallen
Jetzt erfaßt der Feinde Schaar,
D e m als Opfer du gefallen,
An der Sklaverei Altar.
Aber der falsche Ruhm muß verhallen;
Denn gerecht wird die Nachwelt sein.
Rebellion und Sklaverei wird fallen,

Und der Freiheit wird das Volk sich weih'n.
Aber der falsche Ruhm muß verhallen;
Denn gerecht, denn gerecht wird die Nach-
welt sein.

Gekommen ist endlich der Tag,
Wo die Lüge sank in den Staub
Vor der Wahrheit Macht.
Dein Ruf, er führt uns endlich zum Siege,
zum Siege,
Freiheit für Alle, Freiheit ist Loosung der
Schlacht.

Gekommen, gekommen ist endlich der Tag,
Wo die Lüge sank in den Staub
Vor der Wahrheit Macht.
Und dein Ruf, er führt uns zum Siege,
zum Siege,

Freiheit für Alle ist Loosung der Schlacht,
Freiheit für Alle ist Loosung, Loosung der
Schlacht.

Ich habe fünf Tage in Detroit zuge-
bracht und einige recht angenehme Mo-
mente genossen. Das Wetter war bis
jetzt mehr herblich als winterlich und noch
fiel kein Schnee für J. Reichle's prach-
volle Schlitten, die in seiner Fabrik auf
Erlösung harren.

Schon seit einigen Jahren wollte ich
von Detroit einen Absteher nach dem Sa-
ginaw-Thal machen und immer wurde es
aufgeschoben. Nun aber gab es keinen
Aufschub mehr; ich mußte das gelobte
Land sehen, „wo Salz in Strömen fließt.“
Ich nahm denn am 9. December Passage
auf der Milwaukee und Detroit Eisen-
bahn, fuhr da 51 Meilen bis nach Fen-
tonville, nahm hier die Stage, sechzehn
Meilen nach Flint, und kam von da auf
der Flint und Pere Marquette Bahn, 31
Meilen, nach East-Saginaw. Der Om-
nibus setzte mich mit vielen andern Pas-
sagieren im Bancroft House an's Trode-
ne und Warme. Ein großes Hotel erster
Klasse, das seit vorigem Juni so sehr fre-
quentirt wird, das sich Reisende zuweilen
mit Betten auf dem Flur aufgeschlagen be-
gnügen müssen. Mir gelang es ein Zim-
mer mit einem andern Schlafcollegen zu
erhalten. Es sind hier zwei deutsche
Wasshäuser, das des Herrn Stauber und

das des Herrn Lange, die aber stets mit Localboardern so überfüllt sind, daß da ein Reisender nur ausnahmsweise ein Zimmer finden kann.

Ich war hier fremd in Israel und hatte keinen andern Haltpunkt als eine Empfehlung an den Lehrer Herrn Wap. Ich trat denn am nächsten Morgen nach der Schule und traf da den freundlichen Schulmann im Kreise seiner zahlreichen Schüler, die er nicht verlassen konnte, um mich mit andern Prominenz zu besorgen zu machen. Der Zufall — wie man zu sagen pflegt — führte mich in der Nähe des Schulhauses mit dem Schauspieler Herrn Klipsel zusammen und mit ihm kam ich nach verschiedenen Besuchen zu Herrn Jakob Schön, der mich so gleich mit Beschlag belegt hat, da er die „Alte und neue Welt,“ die ich Anno 1837 — 1840 in Philadelphia redigirte, schon zu Pest in Ungarn im Casino gelesen, meine Neben neben Patne's Schriften in seiner Bibliothek stehen hat, da ich wenigstens dreißig Abonnenten für die Fadel erhalten müsse und ohne einen Vortrag von East-Saginaw nicht wegstommen könne. Die Anzeige wurde denn sogleich *stante pede* geschrieben und Herr Schön ließ es sich nicht nehmen, den Druck der Zettel zu besorgen und dafür zu bezahlen. Auch erbot er sich, meine Auslagen im Gasthause bei Lange zu bezahlen, wo ich mit Herrn Narrhausen vom Michigan Journal zusammen ein Zimmer bezog. Da gegen jedoch protestirend freute mich die freundliche Theilnahme an meinen Bestrebungen.

Am Tag meiner Ankunft wurde sogleich die Brücke eröffnet, welche über den Saginaw-Fluß gebaut, die Verbindung mit Saginaw City am jenseitigen Ufer erleichtert. Zwischen beiden Städten verkehrt regelmäßig jede halbe Stunde ein kleines Dampfboot und ein Anderes macht täglich die Fahrt nach Bay City, sechs Meilen von East-Saginaw. In Gesellschaft des Reisenden von Gerhards Reporter, Herrn Dänede, eines

sehr soliden jungen Mannes, fuhr ich nach Bay City. Die Fahrt wurde stellenweise durch Treibeis erschwert; doch der Regen, der anstatt Schnee sich eingestellt, ließ uns kein „Einfrieren“ über Nacht besorgen. Bay City ist etwas höher gelegen als East-Saginaw und hat vor diesem, wenn auch keinen geschäftlichen, doch klimatischen Vorzug. Das Städtchen hat an 2000 Einwohner, unter denen viele deutsche Geschäftsleute. Ihre Lage nahe der Mündung des Flusses, der Communication am nächsten, gewährt ihr manche Vorzüge. Es sind hier mehre große Sägemühlen und der Handel mit Bauholz ist der Haupterwerbszweig des Ortes.

Ich kann wohl kaum nach einer Stadt in Amerika kommen, und wäre es am mexikanischen Golf oder am Ober-See, am Tennessee oder an dem Potomac, wo ich nicht einen Deutschen trafe, der mich selbst oder die Fadel kennt. So traf ich denn auch zu Bay City einen Bekannten aus Boston, Herrn Babo. „Wo ist des Deutschen Vaterland?“

Das Saginaw Thal erstreckt sich in einer südwestlichen Richtung innerhalb vom Huron See, der Saginaw Bay und dem Saginaw Flusse, mit einem Area von 10,000 Quadratmeilen. Im engeren Sinne versteht man unter dem Saginaw-Thale, bloß jene Region, deren Geschäfte sich am Saginaw Flusse und an seinen größeren Tributarien concentriren. Das Land ist flach, reich an Holz und an manchen Stellen für Weizenbau geeignet. Die eigentliche Wichtigkeit erzieht dieses Thal von den Salzquellen. Der Geolog Dr. Houghton war der erste, der im Jahr 1828 über die Auffindung von Salzquellen an dem Titabawasser, Cass und Flint Flüssen der Gegend von Michigan Bericht erstattet hat. Erst im Jahre 1859, nachdem die Salzproduction durch ein Staaten-Bonny von 10 Procent encouragirt worden war, trat die „East-Saginaw Salt Manufacturing Company“ mit einem Capital von \$50,000

ins Leben. Die ersten Operationen wurden am 1. Mai 1859 begonnen und der erste Brunnen, 670 Fuß tief, war zehn Monate später vollendet. Gegenwärtig sind 53 Salzwerke (Blocks) in Operation, welche zu 45 Faß per Tag, täglich die Totalsumme von 2,385 Faß (Barrels) produciren. Ja, die Operationen haben bereits solche Dimensionen angenommen, daß man die jährliche Production zu ein und einer viertel Million Faß angiebt.

Bei solchem Reichthum eines der nützlichsten Produkte des Lebens ist es die natürliche Folge, daß East-Saginaw, das Centrum von Salz- und Bauholzoperationen, am östlichen Ufer des Saginaw Flusses gelegen, in dem kurzen Zeitraum von elf Jahren zu einer Stadt herangewachsen ist, welche — die Sägemühlen, Salzwerke, Ofenfabriken n. s. w. in ihrer Nähe mitgerechnet — 5000 Einwohner zählt. Der dritte Theil davon mag wohl aus Deutschen bestehen, unter denen mehre solide und wohlhabende Geschäftsleute. Das hervorragendste Contingent liefern auch hier die Wirthe. Da giebt es der Salons und Kneipen gar viele und einige recht hübsche. Ein deutscher Ungar, Namens Schmidt, war der Erste, der in seinem Salon dem deutschen Publikum Concerte zum Besten gab. Und wen traf ich da eines Abends am Piano „engagirt?“ den Apotheker Schmidt, einen Wiener. Wie die Rollen d. s. Menschen in diesem Lande wechseln! Wir hatten es bei Rheinwein und Aulern, Musik und Gesang, einen recht vergnügten Abend. Herr Hefler, Director des deutschen Musikcorps, trug die sieriernmärkischen Heimathsklänge auf der Violine vor und Klipsel sang einige komische Piecer.

East-Saginaw hat drei deutsche Bühnen; aber kein permanentes Schauspielpersonal. Die Säle der Herren W. Straßburg, August Straßburg, Riegel und Bruste sind geräumig und dienen für Concerte und Feste.

Sonntag am 13. December des Nachmittags sprach ich in Riegel's Halle vor einem zahlreichen Auditorium über das Thema: „Freiheit, oder: Unsere Zeit.“ Der Vortrag wurde mit allgemeiner Zufriedenheit aufgenommen und Schön's Versprechen von dreißig Abonnenten hat sich in der That mehr als bewährt.

Des Abends bei Bruke Comödie, schauderkafte Comödie: die beiden Corsikaner Brüder, oder: die Blutrache! Und Ball bei W. Straßburg. Am heiligen Sonntag Comödie und Ball! Nun das ist eben wieder ein Beweis, daß die Deutschen keine Verehrer der Sonntags-gesetze sind und daß auch hier zu East-Saginaw die *balance of power* in den Händen der Deutschen liege, um zu hohem deutschen Spiel gute Yankee-Miene zu machen. Ja, das war wieder einmal ein recht gemüthlicher deutscher Ball *a la Teuto American!* Ein echt demokratischer Ball, ohne Steifheit, das heißt ohne gefesselte Steifheit, bunt, lustig und jovial. Ein reiches Feld für Studien auf dem Felde der Physiologie, Pathologie und Zoologie. Physiologisch interessant war die Erscheinung eines recht hübschen Mädchens, von dem man vor dem Tribunal des Michigan Journals, des Reporters und der Fadel mit wiederholtem Eide die Versicherung gab, daß — es eine Zwitter sei. Was, dieses Feuer in den Augen, diese Tanzlust sollte in einem Hermaphroditen wohnen? Nein, nein, es ist nicht möglich, sagten wir, bei Ermangelung einer Deculata, die zwar, wenn Alles wahr, was wir da gehört, eben nicht unmbglich gewesen wäre. Wenn ferner z. B. ein deutscher Arzt nicht gelogen hat, so steht es mit der Pathologie der hiesigen Amerikanerinnen ganz entgegengesetzt und ist die Hälfte von Dem wahr, was uns von den deutschen Frauen gesagt wurde, so ist zu besorgen, daß sich auf diesem sobornischen Wege das sämmtliche weibliche Geschlecht im Zorne Gottes zu Salzquellen werde verwandelt müssen. Doch nein, ich nehme auch hier die Frauen in Schutz und table die Männer, die solche

Sprache führen, die sich mit Siegen rühmen, die sie entweder wirklich gefeiert haben, oder unter deren falschen Flagge sie bloß ihre schmählische Niederlage zu verbergen suchen. Mag man das Prinzip der freien Liebe vertheidigen; mag man Mann und Weib ein volles Recht auf geschlechtliche Selbstständigkeit und freie Wahl einräumen, so verabscheue ich doch das Profane, das Gemeine, das Zotige im Punkt des Genusses, der nach allen Regeln der Vernunft vernünftigerweise veredelt werden soll und dessen Geheimnisse, als heilige Mythen der Venus, verschwiegen bleiben müssen. Also nicht das Weib, das sich, im Moment der Leidenschaft hingiebt, einem Manne, etwa einem sehr unwürdigen Manne hingiebt, sondern den Mann, der sich mit Dem brüftet, was geheim sein soll, und nur ihn würde ich in eine Salzquelle verwandeln, wäre ich Gott, dem solche Metamorphosen *a la Loth's Weib* möglich sind. *Odi profanum!*

In Gesellschaft von Freunden und guten Bekannten mag an der Spitze der aufgeregten Heiterkeit die Zoologie ihre Pyramide haben und ihre Wize nicht nur zu entschuldigen, sondern sogar um so angenehmer sein, je gekstreicher sie sind; doch von Unbekannten umgeben, an öffentlichen Orten in Anwesenheit von Frauen und Mädchen den dicksten Schwengel die Sauglöcher ziehen, das verträgt sich weder mit der Aesthetik des Schönen und Zarten, noch mit einer auf Vernunft basirten Moral. Gegen Das protestire ich ganz freierlich, auch wenn der Protest missfallen oder künftig unbeachtet bleiben sollte. Obschon es Stellen in der Bibel giebt, bei denen die Unschuld schamloth werden muß, obschon auch Luther sehr viel geschweinigelt hat, und ich, nach Umständen selbst die feine Zote liebe; so würde ich doch Das nicht im Drucke geben, was ich im Ballsaal zu East-Saginaw gehört habe. Nur Einen Witz kann ich meinen freien Lesern und Leserinnen nicht vorenthalten, der mich wirklich frappirt hat. Wir saßen „in der Küche“ um den Kaffe-

tisch, einige Männer und Frauen; da trat eine hübsche, noch lebensfrohe Bierzigerin herbei und Einer aus der Gesellschaft sprach zu ihr: „Bermag denn der kleine Zeiger den großen noch in Bewegung zu setzen?“ Sie lächelte und ich sagte; denn ich wußte, was zur Lösung des Epigrammes nothwendig war, daß — sie einen alten Mann hat.

Die Gesellschaft des Lehrers Wag auf dem Valle habe ich sehr vermißt. Wir, nämlich das erwähnte Triumphirar, versprachen ihn des Abends abzuholen; doch es war so finster, so schmutzig so regnerisch, daß wir nur eine Strecke des Weges, so lange das Bretter-Trottoir unter den Füßen dauerte, zurücklegen konnten und ohne ihn ein Weg aus der Kohblache nach der Blutrache und nach dem Valle machen mußten. So hat man oft bei wichtigen und weniger wichtigen Dingen in Bezug auf Worthalten die Meinung Anderer und den Schein gegen sich. Wer thut was er kann, thut Alles, was er soll, mag auch uns bei Wag entschuldigen.

Am 4. Januar 1863 wurde zu East-Saginaw ein deutscher Verein, Germania, gegründet und incorporirt. Die Tendenz ist körperliche und geistige Ausbildung, mit Ausschließung Alles dessen, was auf Religion Bezug hat. Der Verein eignet einen ganzen Block und ist schuldenfrei. Die Schulsection hat ein Schulhaus errichtet, 30 zu 80 Fuß. In zwei Zimmern ist Raum für 150 Schüler. Die Theilnahme der Deutschen bei Gründung der Schule ist anerkanntwerth. Ein Picnic zum Besten der Schule brachte einen Reinertrag von \$6.00 und eine Ausstellung (Fair) \$4.75. Die Turnsection eignet auf demselben Block eine Halle mit allen nöthigen Geräthschaften. Die Gesangssection gedeiht erfreulich unter Leitung des Lehrers Wag. Die Bibliotheksection hat eine Bibliothek von 500 Bänden.

Außer der Schule des Vereins bestehen noch andere deutsche Schulen mit streng

ausgesprochener biblischer Tendenz. Neben dem Elemente des „Unglaubens“ wuchert üppig wie überall der orthodoxe Glaube, der in sieben Kirchen verschiedener Denominationen als das einzige Heil zur Seligwerdung gegen gebührende Stola gepredigt wird.

Auch in Saginaw besteht ein deutscher Verein mit freisinnigen Tendenzen, genannt *Teutonia*. Man hat eine noch kleine, doch gewählte Bibliothek. Die Schule wird gegenwärtig von Herrn Trakat geführt, dessen Kenntnisse und Moralität ihn zum Lehrer vollkommen qualifizieren. Ich war hier einem Herrn Schulz empfohlen. Durch ihn und Herrn Trakat wurde der Fadel auch hier ein Feld eröffnet.

Saginaw City ist älter als East-Saginaw, zählt jedoch bloß noch etwas über 2000 Einwohner. Es wohnen hier mehrere solide deutsche Geschäftleute und gebildete Männer. Die Lage ist sehr anmutig. Salzwerke und Sägemühlen sind die Hauptzweige der Industrie.

Nirgends fand ich das Nützliche im Geschäft mit dem Angenehmen so erfreulich gepaart wie in East-Saginaw; so daß hier Alles meine Erwartung übertraffen hat.

„Auch Hugel's mit der Parfe sei zum Schluß noch gemacht,

Und Wray's Meloccon,

Wo Paphia am Thron

In frovolen Liedern „mach t.“

Nach einem Aufenthalt von fünf Tagen verließ ich East-Saginaw und fuhr per Eisenbahn nach Flint, wo ich Halt machte, um Herrn Ihm, einen alten Bekannten aus früherer Zeit zu besuchen. Flint ist eine sehr hübsche Stadt mit nahe 4000 Einwohnern, unter denen bloß zehn deutsche Familien. Herr Ihm rühmt da eine Brauerei, Hr. Niegler (aus Preßburg in Ungarn) eine Lichter- und Seifenfabrik und Herr Kyburg verzieht den amerikanischen Gaumen mit Candies und Cawers. Flint hat Kirchen, Schulen, Zeitungen

und Alles, was zum geistigen Leben einer christlich-amerikanischen Stadt notwendig ist. Besonders erwähnenswert ist hier das Taubstummen-Institut.

Nach Detroit zurückgekehrt, konnte ich wieder einige angenehme Momente genießen, besonders im englischen Opernhause, wo ich Miss Caroline Richings als „Diadema“ sah. Gesang und Spiel gut; das Orchester sehr schwach besetzt.

Am 17. December, durch den freundlichen Beamteten der *Michigan Southern* und *Indiana Northern*, Herrn Knight, mit einem Paß versehen, fuhr ich, 63 Meilen, nach Toledo. Mein altes Absteigequartier, das Collin's Haus, wurde in McKenney Haus umgetauscht und hat durch die Taufe Nichts verloren. Toledo hat der Deutschen sehr viele, doch kein Hotel erster Klasse! Die Fadel hat da warme Freunde; doch an angenehmen Momenten hat mir Toledo noch sehr wenig spendet und zu dem Wenigen gehörig wohl! Hansen's, des radikalen Denkers, Treibhaus mit seinen schuldlosen Kindern der Natur, in einheimischem und erotischem Schmucke.

Zu den hervorragendsten deutschen Firmen gehören: Peter Lenk, Wilhelm Kraus, Brand u. Co., Henry Philipps und Wöhler. Zolleinnehmer ist gegenwärtig ein Deutscher: Bierbrauer Stephan und County Schatzmeister ist Dr. Braun.

Mein Reiseplan hat eine andere Richtung bekommen; anstatt von Toledo nach Peoria u. s. w. zu gehen, habe ich mich für Louisville und St. Louis bestimmt. So traf es sich denn, daß ich Fort Wayne, im Staate Indiana, berühren mußte, das ich seit etwa zehn Jahren nicht passiert hatte. Welche Ueberraschung! das frühere Städtchen mit seinen Bretterhäusern in eine compacte Stadt verwandelt zu finden. — In Europa baut man Häuser; hier werden Städte gebaut. Es ist wirklich fabelhaft, welche Dimensionen dieser junge republikanische Riese annimmt und es ist höchst interessant, während zwanzigjähriger Reisen, Städte, blühende Farmen

und sonstige innere Verbesserungen in ihrem Embryo gesehen zu haben und einen Vergleich anzustellen zwischen der kurzen Periode von zwei Decaden und Jetzt. — Welch ein Coloss wird diese Republik nach fünfzig Jahren sein, wenn sie so glücklich ist, die Hydra der Sklaverei zu vernichten und aus dem gefährlichen Kampfe siegreich als Einheit hervorzugehen! !

Fort Wayne hat 23,000 Einwohner, unter denen 8000 Deutsche sein sollen. Das plattdeutsche Element ist vorherrschend und die Extreme des Katholicismus und des Akluthenthums berühren sich da, neben allerlei andern Aberglauben der himmlischen Seligkeit, auf recht strapante Weise. Unter den vielen Kirchen „mit Menschenhänden gemacht,“ die wie Meilenzeiger den Menschen nach dem blauen Dunst des Himmels hinweisen, ragt stolz in ihrer Backsteinherrlichkeit die Kathedrale hervor. Die Reichäste sind wohl nirgends mehr durch die Kirche bedingt, als zu Fort Wayne. Alles gehört und Alles geht zur Kirche und mag es etwa ein Paar Duzend geben, die frei und selbstständig genug sind keiner Kirche anzugehören, so sind ihre Kinder doch durch Taufe und Schule an dieselben gefesselt. Es war da, so schien es mir, keine Möglichkeit einen Menschen zu finden, der sich herbeiließ, für die Fadel Abonnenten zu sammeln; obgleich es der geistig Freien Viele geben muß, da es mir sehr leicht war, in zwei Tagen *en passant* einige zwanzig Abonnenten zu finden. Die „Wohlhabenden und Gebildeten“ sind meistens Kirchenvorsteher und bilden den „Verstand“ der Gemeinde. Krebhi und Plethi aber ist fanatisch und intolerant wie überall und würde Scheiterhaufen bauen, wenn die Kirche noch ihre frühere Macht besäße.

In einer Apotheke traf ich mit einem katholischen Priester zusammen, einem Oesterreicher. Er war eines jener Prachtexemplare von wissenschaftlicher Bildung und Jovialität, das im Ellbogen mehr Verstand besitzt, als der große gläubige Kämmer, das Volk, im Hirnkasten. —

Der Kummel will betrogen sein; und man darf sich nicht wundern, daß sich Leute finden, die gegen guten Gehalt zu betrügeren geneigt sind und die an Lügen sich gewöhnen, als wären sie unentbehrlich, um Andern den Weg nach dem Himmel zu zeigen. — Faßt mich denn dieses gläubige Heer unwissender Schaaf nicht wie den Teufel, weil ich die „Thorheit des blinden Glaubens“ bekämpfe, indes sie den Priester ehren und seine systematischen Lügen honoriren! Es wage es Einer von der Kanzel herab zu sagen: Christus sei nicht Gott und Maria keine Jungfrau und er wird gewiß die Kanzel nicht wieder betreten. Also: „Laßt die Marien Narren bleiben und sie Hofus Polus treiben,“ sagte Blumauer.

Da ich aber Blumauer's Rath noch immer nicht selbst praktisch befolge, so wollte ich denn auch hier wieder in dieser bischöflichen Stadt einen Vortrag halten und zwar über das A B C der politischen und religiösen Freiheit. Doch es ist beim Wollen geblieben; denn als ich nach der durch einen Andern für mich bestellten Halle kam, da war weder Ofen noch Feuer da. Eine Stunde bei solcher Kälte in einem ungeheizten Raume sprechen, wäre Thierquälerei für den Sprecher und für die Zuhörer. Also Rechtsum, Maria! und fort zog ich mit der Schaar, die da gekommen war. — Nur der Polizei-Capitain blieb zurück, um die zehn Minuten lang umsonst leuchtenden Gasflammen abzudrehen und das gefährliche Licht in sichere Finsterniß zu verwandeln. „Es werde Nacht!“ — Und dennoch ist der Tag schon angebrochen. Die Zeit ist vorüber, wo man die Krone zur Krone über das Wissen setzte. Und vorwärts, rastlos vorwärts drängt die Wissenschaft, deren Erungen schaften weder durch Heuchelei der Priester, noch durch die hartnäckige Dummheit des Volkes vernichtet werden können.

Ich habe zu Fort Wayne zwei alte Bekannte getroffen: Schreiner Eichhoff, ein ehemaliges Mitglied meines Nationalisten-Beretas in New-York und Dr. Schmitz

aus Philadelphia. Da tauchten denn der Erinnerungen gar viele auf und der Strom der Zeit in seinem Lauf wäscht eine nach der andern weg und über ein Kleines werden seine Wogen auch uns verschlingen und so fort, und immer fort, bis die Menschheit ihren Lauf vollbracht.

Fort Wayne, am Wabash und Erie Canal gelegen, ist eine sehr rührige Geschäftestadt, die Indianapolis beinahe zu überflügeln scheint.

Ich wohnte da in einem amerikanischen Haus mit deutschem Namen, im *Mayer House*, das sehr gut geführt wird. Auch die *Exchange* des Herrn Lehman kann Reisenden empfohlen werden.

Des Sonntags Nachmittag machte ich einen Spaziergang nach der Gartenwirtschaft des Herrn Rietsche, neben Beck's Brauerei. Das Sonntagsgesetz wird in Fort Wayne sehr streng gehalten, obgleich das städtische Regiment demokratisch und man gewohnt ist, der republikanischen Partei alles Temperenzwesen und Muckerei in die Schuhe zu schieben. Das macht wohl zu Fort Wayne das finstere Lutherthum; denn der Katholicismus hat den Arbeiter noch in keinem Lande seiner Herrschaft um den Genuß des Sonntags betrogen.

Bei Rietsche wurde an einigen Tischen bei offener Thüre Karten gespielt, indes man sich in der Stadt wie der Dieb bei Hinterpförtchen einschleicht, um seinen Ramsch zu spielen. Nur der „ungläubige“ Fischer macht eine Ausnahme: er hält sein Lokal offen, läßt sich anfragen und bezahlt die Strafe. — Welcher Heroismus! Uebrigens sollte man sich dem Gesetze fügen: ist es ungerecht, oder unvernünftig, so agitire man dagegen, damit es aufgehoben werde.

Von Fort Wayne fuhr ich nach Logansport Ind. Hier wurde mir von Seiten meiner Abonnenten eine sehr, sehr freundliche Aufnahme zu Theil und trotz des Einens — den wir im Hof Dicks nennen — trotz des Demokraten mit dem Kreuze auf

dem Rücken und dem Bein an der Schwelle des Zuchthauses, trotz dieses Einens, der vor Kurzem einen sehr impertinenten Brief an mich nach St. Paul abgehen ließ, um die Fadel abzubestellen, hat sich die Zahl meiner Freunde auch hier wieder vermehrt.

Als ich im Laden des Herrn Joseph Seiter bei einem Glas *Cider* saß, da öffnete sich die Thür und es überschaltete mich ein dicker, zellenreicher Körper, und ohne noch das Gesicht gesehen zu haben, rief ich aus: ach, das ist ja Müller's Schatten! Und in der That, er war es, Francis Müller, der gemütliche Sänger und Citherspieler. Da gab es denn ein Gaudium und alsbald kam es zum Beschluß, den Abend im Kreise von Bekannten bei Seiter zu feiern. Es war ein vergnügter, ein genussreicher Abend, wo ich glücklich war in allerlei Gefühlen und Erinnerungen gewiegt, die da auftauchten durch den Zauber der melancholischen Zither und ihrer Heimathsklänge, mich bald zum steyerischen Walzer hinreisend, bald in tiefe momentane Schwermuth versenkend, in deren Wogen ein „verlorenes Vaterland“ auf und nieder tauchte. Auch der *Catamba* aus dem Laden des Herrn Rudolph, vormalig Photograph zu Monroe, Mich., war ausgezeichnet. Sollte er das nicht gewesen sein? Er ist ja zu Put in Fay gewachsen! Etwa gar im Weingarten meines Freundes Rindkeff?

In Logansport ist das deutsche Element stark vertreten. Herr Borger hat da eine große Apotheke; Herr Branning eine gute Brauerei; Herr Kingley gerbt Häute; Seiter macht Craders für die Gesunden und Dr. Wedekind sorgt für die Kranken. Die Stadt am Wabash und Erie Canal gelegen, hat zwischen 5 und 6000 Einwohner. Es ist da ein Turn- und ein deutscher Unterstützungs-Berein, und ein sehr gutes Blechinstrumenten-Corps. Ich logirte im Barnett Haus, das sehr gut geführt wird. Es ist hier auch ein sehr gutes deutsches Haus, dessen Wirth jedoch, ein Gläubiger, so sehr den Fadeler haßt, daß man verzweifeln möchte am Verstand

der Gläubigen die bloß für sich selbst die Freiheit beanspruchen und für uns Ketzer Scheiterhaufen bauen würden, wenn sie die Macht hätten. Nur ein vernünftiger und dabei guter Mensch kann den Segen der gleichen Rechte würdigen; die Menschenrechte sind noch mehr geahnt als gekannt und am allerwenigsten noch geübt.

In Peru, Ind., angekommen, wurde eben Einer meiner Abonnenten, Herr Braunschweiger, begraben. Im Leben frei, konnte er es im Tode doch nicht verhindern, daß ein presbyterianischer Prediger für seine arme Seele bete. Die Menschen können eben ohne Pfaffen nicht sein: kaum g. boren, wird die Laufe vollzogen, dann kommt die Trauung, dann die Leichenpredigt. Am Anfang, in der Mitte und am Ende überschlingt der Polypenarm des Pfaffenthums das arme Volk. — Das Volk aber will es so haben; also: es lebe das Pfaffenthum! *Pereat* die Vernunft!

Via Indianapolis nach Columbus, Ind., gefahren. Auch hier hat man mich sehr freundlich empfangen und ich bedauere, nicht länger als einige Stunden verweilen zu können. Seit Kurzem besteht hier eine freideutsche Schule, unter tüchtiger Leitung. Uebernahtet zu Columbus am heiligen Christtag, heiter und froh; frühstückte mit amerikanischen Proletariern und dachte an den König der Proletarier, der nicht hatte wohnen sein Haupt zu legen. Aber jener afrikanische Fabelkönig hatt: ein gutes Herz; denn er schwärmte von Liebe, indeß unsere Proletarier der Faust meist rauh, anmaßend und stupid sind; so, daß sich der gebildete Mensch mit Liebe im Herzen sehr unbehaglich fühlt in ihrer Mitte. Ja der Heiland, der Heiland, der da gesagt haben soll: „ich bin nicht gekommen um Frieden zu bringen, sondern das Schwerd“, hat auf den Trümmern der griechischen und römischen Civilisation wenig Erfreuliches aufgebaut und von seinen Prophezeiungen ist nur Eine eingetroffen: die vom Schwert.

„Reißt die Kreuze aus den Erden,
Alle sollen Schwerter werden!“

Nach dieser Melodie singt man seit der Kreuzigung des allmächtigen Gottes, der da kam, um — zu erlösen und dieses Lied wird man noch lange singen, ehe „das Reich einer vernünftigen Freiheit“ zur Wahrheit wird

Ich werde über dieses Thema zu Louisville, Ky., Sonntags den 27. December sprechen und gedenke das Neue Jahr in St. Louis zu beginnen. Also: Prost Neujahr! Einen freundlichen Gruß allen meinen Freunden, diesseits und jenseits des Oceans, zum Beginn des Jahres 1864, in der Hoffnung baldigen Wiederlebens!

Veränderung ist die Devise unseres Planeten — und wer heute da und morgen dort, fast jeden Tag an einem andern Ort, bei dem ist auch Nichts so sehr beständig wie der Wechsel. Bald Monotonie, bald Romantik der Außenwelt; bald Aufregung, bald Abspannung im Innern; bald Comfort und gute Küche; bald Strapazen und elendes Essen; bald gemüthliche, zuweilen sogar geistreiche Gesellschaft und meist stupide und rohe Umgebung — Das ist so das Kaleidoscop, welches sich im steten Formenwechsel vor dem Auge des Reisenden herumwälzt, im bunten Mykrokosmos des Lebens. Und aus dem beständigen Wechsel, aus diesem Verkehr mit Menschen verschiedener Bildungsstufen und Charaktere sammelt man sich einen Joenreichthum, Erfahrung und Weltkenntniß, so zu einer innern Ruhe führt, die einzig nur aus der richtigen Schätzung Menschen, wie sie eben sind und aus dem unaufhaltsamen Lauf der Dinge entstehen kann. Liebe und edle Charaktere, geistige Bildung und Freisinn findet man in der großen Masse, der man auf Reisen begegnet, freilich nur sehr selten; aber man hat doch Muße genug sich selbst zu prüfen, seine eigenen Irrthümer und Thorheiten zu berücksichtigen, den Gang seiner eigenen geistigen Entwicklung in Anschlag zu bringen, um mit der menschlichen Natur

nachsiehtvoll zu werden, um Fehler zu verzeihen und alles Böse und Rohe im Menschen mit deren Organisation und Verhältnissen in Rechnung zu bringen. Je mehr man sich mit der menschlichen Natur, ihren Tugenden und Verirrungen vertraut gemacht hat, desto mehr sinkt pharisaischer Stolz und Selbstüberschätzung, desto weniger baut man seinen Urtheilspruch auf „Zurechnungsfähigkeit,“ womit Theologen und christliche Moralphilosophen so viel Aufwand machen. Ich denke so, weil ich so denken muß und nicht anders denken kann und Du denkst und handelst so, wie Du denken und handeln mußt,“ und in diesem Gesetz der Nothwendigkeit kann von Verdienst kaum die Rede sein, wenn nicht etwa Das der höheren, der edleren und glücklicheren Jenität, an die sich gleichgestimmte, geistig ähnliche Wesen freudig hingeben.

In Louisville war ich wieder ausnahmsweise so glücklich, mit gleichgestimmten Menschen in Berührung zu kommen und von ihnen gleichsam auf den Händen getragen zu werden. Ja, es kann nicht geläugnet werden, man fühlt sich nur im Kreise solcher Menschen wohl, an die uns Liebe und Freundschaft oder Gesinnungsgleichheit binden — ihnen gegenüber erscheint das übrige Menschengeschlecht wie eine Ziffer, kalt und ohne inneren Werth, so sehr man auch für das Wohl der Menschheit glühen und ihr Opfer zu bringen, disponirt sein mag.

Bei meinem Vortrag waren über 200 Personen anwesend; doch nur wenige Frauenzimmer, woran wohl das Regenwetter Schuld war. In der vordersten Reihe des Auditoriums saß ein Greis von neunzig Jahren, Herr Ehrmann, Vater von fünf Söhnen, von denen der älteste fünfzig Jahre alt und Jeder dem glücklichen Vater an Freisinnigkeit und Tugend gleich ist. Es giebt keine größere Ungerechtigkeit als die der Gläubigen im Allgemeinen, die da behaupten, ein Mensch, der keine Religion habe, könne kein guter Mensch sein. Ach, die armen verblendeten Leute vergessen in ihrem Wahn, daß man neben Religion und Kir-

wie der Gay kleine Fische verschlingen, so sind sie doch immer nur Enteisburen, wie der Elefant und der Gay, oder das Eichhorn und die Rute, der Löwe und die Kage.

Das Neue Jahr, das um Mitternacht auf den Schwingen der Unendlichkeit heransteht, in deren ewig in Schoos der Begriff von Raum und Zeit verschwindet, das Neue Jahr, oder vielmehr der erste Tag eines neuen Jahres ist für den Menschen, der als Endliches mehr oder weniger an das Endliche gefesselt, ein wichtigerer Tag als jeder andere, an dem er sich mehr als sonst allerlei Erinnerungen, Reflexionen Wägen und Besorgnissen hingiebt.

Mir ist der Moment des Neuen Jahres 1864 im Schlafe vorübergezogen und ohne Anzeichen Etwas zu wünschen oder Wünsche von Andern zu empfangen, vernahm ich kein *Prosit Neujahr* — wie es in freundlichen Kreisen in Millionen Stimmen alljährlich zu erschallen pflegt.

Abaseros geht mir voranzit und allein durch's Leben hin. Anstalt im Kreise meiner Familie zu erwachen, anstatt Freundschafts- und Claqueur-Besuche zu machen, fuhr ich des Morgens in einer Droschke, *alias Huck* — der Omnibusreiber von alten Rauch von gestern noch nicht ausgeblasen hatte — aus dem *American Hotel* zu Evansville nach dem Depot, löste die meine Karte nach Terre Haute und nahm Gay in einem Waggon der dritten Klasse, was sich wohl hier zu Lande von selbst versteht, da es nur höchst wenige (Weiße) gibt, die aus Armuth gezwungen sind, im Waggon zweiter Klasse zu reiten. Ja, Rauchwaggons, Schlafwaggons und Waggon zweiter Klasse gehören bei uns bloß zur Ausnahme auf einzelnen Bahnen, die große Städte verbinden. Das Warum? ist leicht gefunden. Das Reisepublikum, welches sich im Waggon zu Evansville gesammelt hatte, gehörte der Bildung und dem Benehmen nach nicht nur nicht zur ersten Klasse, sondern zur

letzten Klasse die es in der Stufenleiter der Gemeinheit und der Rohheit bei einem civilisirten Volke geben mag. Da an der Locomotive Etwas auszubeistern war, hatten wir drei Stunden im Depot zu sitzen. Da mag man sich wohl mit Recht in die inneren Stühle seines Selbst zurückziehen, um in den Periferien der Erinnerung Schätze zu graben, oder zu einem Buche Zuflucht nehmen, das dem Geist den Mangel an geistigem Verkehr mit einem lebenden Wesen ersetzt. Ein solcher Ersatz war mir hier weit mehr als je sonst wo nothwendig. Da gab es kein schön's Weib an dessen Bügen man sich hätte laben können; da gab es nicht nur keine *Ladies* in diesem Waggon, wo ich Platz nahm, sondern auch nicht Einen *Genleman*, da Rede oder dem Benehmen nach. Grobe Häuse und grobe Manieren; junge *Benel* und *Loafers*, bei deren Anblick man unwillkürlich an die Tasche greift um zu sehen, ob die Brieftasche noch fest sitzt; *Civilisten* der *bone and sinew* Klasse, uniformirte Soldaten und Reservisten — das war meine Reisegesellschaft am ersten Tage des Neuen Jahres. Da wurde gesungen und gepfiffen und mit den Füßen getrommelt; der Eine gestielte sich im Voren, der Andere im Schwingen der Whiskey-Flasche, und der Dritte im Schaukeln an den Lehnen der Sitze. Da hörte man die vernünftige's Wort; desto mehr Klänge von *God damn* und *By Jesus*. Man konnte den Raum, in welchem diese civilisirten Völkchen eingeschlossen waren, für eine „Synagoge der Rohheit“ nennen, wo die dummen Gesinnungen, das Singen und Pfeifen zuweilen mit einem gellenden Lachen durchbrochen wurde, ähnlich dem Kriegsschrei des Indianers. Es war dies keine *fanatische* Rohheit mit französischer Schminke; es war dies keine Rohheit, die sich ihrer Produktionen in Abwesenheit von Fremden oder Gebildeten schämt; es war der reinste Abguss, oder vielmehr der schmutzigste Abguss der echten amerikanischen Rohheit. Eine Gesellschaft, wo Jene, die ruhig saßen und Zustrauer waren, durch Lachen und Lächeln der Flegel und Gemeinheit ihren stillen

Beifall zollten. Und Das sind so *verrainte* Bürger, dachte ich, dies sind Freiheitkämpfer die mit drei bis vierhundert Dollars *Bounty* gekauft in's Feld ziehen, um die Union zu retten. Da hätte freilich mein alter Freund Diezel, der nicht mehr unter den Lebenden wandelt, mit Entrüstung ausgerufen: „Die Krute für diese Kerle; sie sind der Freiheit nicht werth!“ Ja, man wird in der That oft versucht, in diesen Ruf der Entrüstung einzustimmen; doch — Ein Geistesmord, Eine politische Entfremdung, oder Verbannung des geistigen Verdienstes, der socialen Tugenden wegen, ist hinreichend, um mich mit dem republikanischen Pöbel zu versöhnen, der glaubt, die Freiheit sei das Reich der Willkühr, der Effecte und Leidenschaften. Die Personalität ist das Resultat der Einschränkung, es ist überhaupt das Ungöttliche an dem Menschen und die Entrüstung über individuelle Rohheit, der Welt vor Gemeinheit giebt dem Gebildeten, dem sittlich Guten noch immer kein Recht, sich an seiner eigenen Individualität zu ergötzen; welche Ergötzen man füglich eine Art von geistiger Onanie nennen darf. Der Mensch ist, was er in Folge seiner Organisation, seiner Entwicklung, seines Umganges, seiner politischen und socialen Stellung nach sein muß. Also schonend hat man sogar eine amerikanische Rohheit zu beurtheilen; doch ihre nähere Berührung ist mir ein Greuel, eine Pest, so mich tief und schmerzlich afficirt. Die Welt ist eben eine vierschrägige Maschine, die so gehen muß, und nicht anders getrieben werden kann, als sie getrieben werden muß. Der Theolog, oder ein in die Schwere und Größe seines Ich verarbeiteter radikal Schriftsteller möge sich gegen dieses *Muß* auflehnen, dem tief denkenden Naturforscher ist es der Schlüssel der Erkenntnis; daher auch Theologen, hochmüthige Egoisten und Gläubige am andächtigsten und am meisten bereit sind zu verdammen.

Endlich verließen wir das Depot und erreichten bald Vincennes „eine große Landstadt, die viele Deutsche hat.“ Mich

haben die dortigen Deutschen nicht; denn sie sind mir wie der Nordpol dem Südpol entgegengesetzt.

In der erwähnten „schlechten Gesellschaft“ fand ich einen guten Gesellschaftler an Jac. Moleischott über Georg Forster, den Naturforscher des Volkes, ein Werk, das mich ein guter Geist in Louisville kaufen hieß. Der geistreiche, der beschreibende Georg Forster, der Weltumflieger, der Naturforscher und ein souveräner amerikanischer Bürger der *Gold mine* Klasse — welcher ein Unterschied! Und doch war es eben auch Forster, dessen Forschergeist ihn gelehrt hat, den Menschen als Das hinzunehmen, was er ist, weil er eben Das ist, was er sein muß. Ich empfehle dieses Werk meinen Lesern: es ist ein Schatz und ich werde, für meine Pflicht es haltend, aus diesem Schatz Diamanten entnehmen und sie gelegentlich der Fadel einreihen. Denn, wie Konstantin Perin sagt: „Jeder lese, alt und jung, so viel sein Beruf ihm gestattet — doch Jeder soll auch Rechenschaft ablegen an die Hausgenossen über Das, was er gelesen; besprochen muß es werden.“ Ja, der Mensch bildet sich im Verkehr mit gebildeten Menschen und was man gelesen und richtig verdaut hat, das wird zum geistigen Eigenthum, das für sich selbst und Andere reiche Zinsen trägt.

Als wir vor Vincennes hielten, verlangte die Magenlampe, in welcher das Frühstück von Evansville bereits verbrannt war neuen Aufguß und, siehe da, ein deutscher Wirth vom Prairie Hause erbot sich, gegen 25 Cents ein Stück Huhn und Brod an Bord zu bringen. Himmel, welcher ein Huhn! Das Fleisch wie Gummielastikum, die Haut wie Luchthaut. Vergebens versuchten sich meine Zähne an diesem Fleisch; ich aß das Brod und warf das Huhn über Bord; mir dem Wunische, daß es einem Hunde mit scharfen Zähnen an's Lederbissen am Neujahrstag dienen möge.

Als wir, das wilde Chor von Rekruten und *Loafers* an's Land spielend, einig-

keiten von Vincennes abgefahren waren, wurde Halt gemacht und das: *what is the matter?* wurde alsbald durch eine langsame Rückfahrt beantwortet, wo wir, abermal am fatalen Prairie Hause haltend, die gute Vorhast vernahmen, daß die Locomotive außer Ordnung und wir bis morgen früh um acht Uhr liegen bleiben müssen. Welche Lust gewährt das Reisen! Fahrenste stand 24 Grad unter Null. Der glühende Ofen vermochte es nicht, den Waggon zu durchwärmen. Welche Wohthat war es da einen Pelz zu haben! Die Felle waren in des Winters Zeichen und gerührt und die Wälder standen da ihres grünen Blüthen schmuckes beraubt, gleich schwarzen Leidensträgern mit gepuderten Perücken. Alles Leben nach Außen hin lag in starrem Todeskrampf und da's vernahm'n wir die Kunde von erfrorenen Händen und Füßen; ja, selbst von erfrorenen Menschen. Wir aber konnten uns glücklich preisen, im Prairie Haus Obdach zu finden, ohne über den schauerhaften Frost zu murren, den uns der edle Wirth für 35 Cents per Mahlzeit aufgesetzt hat. „Der Mensch leidet und ist bloß vergleichungsweise unglücklich.“ Mir ist dieses Axiom eine tröstliche Lehre, mit der sich jedoch meine Sarah durchaus nicht begnügen will, die mir ihr eigenes Ich als höchstselbstige Jovialität vorhält, die selbst glücklich sein will, ohne Trost bei größeren Leiden Anderer zu finden. Ich ist eben nicht Du und Du nicht Ich und jeder Mann und jede Frau ist ein für sich abgeschlossenes, naturwüchsiges Ganze. — Wenn der Zwiespalt zwischen Ich und Du nur nicht zu groß ist, so mag die Harmonie zwischen Beiden noch immerhin bestehen — und da dieser Zwiespalt auch zwischen Samuel Ich und Sarah Du eben kein besonders großer und streng markirter ist so preise ich denn auch ungerne Ehe für eine allfällige liberalen Paradies nicht immerwährend Jephthe mit Blum'n kost'n, aber auch kein verheerender Sturm tobte, der den Blüten des Amüt es vernichte. Doch was gibt Das den Leser an? Sehr viel; der

denkende Mensch interessiert sich für den Menschen und im Individuum spiegelt sich die Menschheit.

Zeitgerannt auf den Schienen entschwand uns endlich der erste Tag des Jahres, und ein gutes Veit war allerdings eine „gute Gabe Gottes“ im Prairie Haus.

Entsetzlich! der Wirth vernahm, daß ich ein „Zeitungs-schreiber“ sei und da Wirths Ursache haben, Zeitungsschreiber der Kritik wegen zu respektiren, so sann er auf einen Plan, sich zu rächen und dieser Rache mußten seine jüngsten Hühner zum Opfer fallen, damit der Abendfrüh durch ein gutes Frühstück gesühnt werde. Ja, sogar für Pfannekuchen sorgte die Hausfrau, obschon das Duzend Eier eben 50 Cents kostet.

Zeitungs-schreiber sollten auf Reisen ihren Namen stets mit dem Prädicate ihres Domains in das Fremdenbuch eintragen. Das Meinige ist „von der Fadel,“ *of the Torch,* von dem ich auch, in der That, theils aus Laune, theils aus obigem Grunde wirthlichen Respektes, schon mehrmal Gebrauch gemacht habe. Guter Rath ist nie zu verachten und Lesensflucht stets zu empfehlen.

Nicht um 8 Uhr des Morgens, noch ead'ich um 1 Uhr P. M. erschien der Zug von Evansville und wir sahen ungehindert nach Terre Haute. Auch hier stand es seit zw. Jahren mit der Fadel so schlecht wie in Evansville. Auch hier frigte ich 12 Dollars auf zehn, um zu sehen, ob meine drei alten Abonnenten, Lange, der gegenwärtige Mayor, Bäcker Frey und Megger Seeburger noch leben. Sie leben — und ihr Leben für die Fadel hat sich mit dem Leben Anderer vermählt. Ob diese entseuliche Zunahme der Abonnenten Folge des geistigen Fortschritts im Volke, oder Folge der Fluth von Geseß-Büch'n, das wage ich eben nicht zu entscheiden. Billigkeit ist Bides der Fadel; denn der Krieg hat das Punkthum gebrochen und so manchen

Ring der Sklaverei des Geistes zerprengt; Indes der finanzielle Zauberer Chase das antediluvianische Klagen über schlechte Zeiten gänzlich zum Schweigen gebracht hat. Die Soldaten verdienen viel Geld; doch wie Fische aus den Händen von Knaben entchlüpft das Geld den Händen der Soldaten und wird, wie das Blut nach Harvey's Lehre, zum Kreislauf im Gesamtkörper des Volkes.

Ich habe oftmal gesagt: wären die Menschen vernünftiger und besser, so müßten auch die Zeiten besser sein. — Nun aber sind diese meine Worte zu Schanden geworden; denn man wird uns doch nicht beweisen wollen, daß der Kriegszustand ein vernünftiger Zustand *in abstracto* sei, oder daß der Krieg den Menschen in der Soldatenjacke besser mache? Nun das Leben ist eben geschwängert mit Paradoxen der Natur. Paradox ist es wohl auch, wenn nicht etwa sogar absurd, daß Generale und Gemeine gleich souveräne Bürger, daß sie für die Freiheit und Einheit der Republik zu kämpfen moralisch verpflichtet, daß sie dem gleichen Loose der Verstimmlung und des Todes auf dem Schlachtfelde ausgesetzt sind und dennoch in pecuniärer Hinsicht höchst ungleich honorirt werden. Doch wir sind ja keine Spartaner und so mag denn diese, etwa nur mir schenbare Absurbität vor dem Tribunale einer modernen Republik, welche eben in ihrer ersten Häutung begriffen ist, als eine ganz vernünftige Maßregel und politische Nothwendigkeit erscheinen. Ueber Paradoxa soll man sich nicht lange streiten und hat z. B. Herr Lincoln auch nie als Soldat gedient, so ist er doch *Commander in Chief* und befugt, aus einem *Squad* Poetisten u. Advokaten ein *Squad* General-Majore zu machen. Wie in gewissen Fällen heterogener Connerionen der Appetit beim Essen kömmt, was gewiß auch paradox, so macht auch zuweilen das Glück des Advokaten auf dem Schlachtfelde ihn zum Helden. „Es fasse, wer es fassen kann.“

Ich habe seit einigen Wochen mehr

Soldaten in den Waggonen gesehen, als vor dem Kriege in zwanzig Jahren auf allen meinen Reisen. Was war das trojanische Rosß im Vergleich mit diesen dampfgezogenen, bajonetbespidten modernen Archen des Fortschrittes! *A mere fizzle.*

Wo man hinblickt und wo man hintritt, stoßt man auf einen *Blauangel* aus feinen. Dieser Gluth von Bounth-Patriotismus kann der rebellische Süden trotz seiner heroischen, fast wahn sinnigen Aufopferung unmöglich noch viel länger widerstehen. Dixie soll und wird fallen; aber seinen Fall, obschon für eine schlechte Sache, wird die spätere Geschichte einem Heidenthum von Thermopylä gleichstellen. „Der Wille des Menschen ist oft besser als die That und wer im Glauben für sein Recht hat und Gut, sein Leben, sein Alles in die Schanze schlägt, der stirbt des Helden Tod, gleichviel ob sein Glaube auf Vernunft oder Irrthum basiert war.“ Jedem das Seine. Von moralischer Größe für ein höheres Prinzip kann da freilich eben so wenig die Rede sein, als von einem Verdienste Lincoln's, daß der Sklave frei wird.

Auf dem geistigen Gebiete habe ich über Terre Haute zu berichten, daß Herr Kennele der deutsch-amerikanischen Götin Thalia einen recht hübschen Tempel erbaut hat, mit dem allerdings bescheidenen Namen: Concert Hall. Im Gebiete des guten Geschmacks im Reiche der Gourmandie hat der Deutsche von Terre Haut noch keinen Trampel gebaut, genannt: Deutsches Hotel; doch bietet Herr G r o b e — der seinem Namen nicht im Mindesten entspricht — dem Feinschmecker ganz vorzüglichen Rheinwein in einem recht gemüthlichen Locale. Und die Aufwärterinnen in *Bunlin's House*? Nun, die setzen den Gästen gute Gerichte vor, liebäugeln mit den Jungen und vernachlässigen die Alten. Ja, Eine dieser ignoranten Drahtpuppen sagte mir sogar, als ich eines Mittags an einem unbefestigten Tisch Platz nehmen wollte: *This*

seat is engaged. "If you engage seats for others, you have to turn the chair over, erwiderte ich und setzte mich. Sie warf einen Basiliskensbild auf mich und als sie mir die Speisen vorsetzte, verlangte ich barsch und ohne *please* ein Glas Wasser, um ihr begreiflich zu machen, daß sie, wenn gleich *Lady*, dem amerikanischen Sprachgebrauch nach, dennoch Aufwärterin ist. Gebt mir eine österreichische Kellnerin mit ihrer Naivität und Liebendwürigkeit zur Bedienung! Die arroganten und streifen Gänse, die meisten dieser *Ladies-waiters* in amerikanischen Hotels, sind mir zum Edel wie zähes *Beefsteak* und Kaffee-Surrogat.

„Bist Du um gutes Weisbier Dich umseh'n,
Mußt Du zu Steinmehl und Meper gehen.“

Und das ist Alles, was ich über den materiellen Fortschritt von Terre Haute dieses Mal zu sagen habe.

Von Terre Haute fuhr ich nach St. Louis. Auch auf dieser Fahrt hat der Fortschritt in der Kriegswissenschaft die letzte Spur von socialer Etiquette verwischt. Es wurde im Waggon erster Klasse geraucht, gekaut und gespudt, daß es eine Freude war sich halb geräuchert an der Tabakbrähe zu ergötzen. Ein Glück für Ladies, daß für sie ein eigener *Harem* reservirt ist, in welchen sich ein *Gentleman without a Lady* nur durch Ueberlistung des Cerberus einschmuggeln kann. Unser Waggon entsprach ganz dem Rauch- und Spuckpersonale. Die Sitze eng und schmutzig; der Plaffond zerrissen, so daß die Tapetenfetzen im Schornsteindunkel wie geflügelte Engelnchen sich präsentirten, die sich da anflammernten, um nicht zu ersticken. Das *odi profanum* hat sich mir auch auf dieser Fahrt recht tief in die Seele eingepreßt. Fortser stand mir auch hier als tröstender Gesellschafter zur Seite, und die gefrorenen Franker unterhielten mich mit ihren grotesken Gebilden, ihren Bergen und Schluchten, ihren Pflanzen und Physiognomien.

mien, indem sie mich zugleich belehrten, daß weder Gebirgen, noch Pflanzen und Physiognomien der Form nach eine „höhere Absicht“ zu Grunde liege und daß sie bloß der willkürliche Abdruck des Nothwendigkeitsgesetzes verschiedener Combinationen der Natur sind. Sollen darum die Gebirge weniger erhaben, die Pflanzen und Blumen weniger schön und die verschiedenen Formen der Thiere und der Menschen von geringerem Interesse für das Auge des Beschauers sein? Soll der Reichthum der Phantasie im Gebiete der Realität zur Armut werden, wenn man aufhört das Erhabene, das Edle, das Wahre, das Reale durch die Brille des Transcendenten, des Ueberirdischen, des Mysteriösen zu betrachten? Nimmermehr. Es wäre Thorheit so Etwas anzunehmen oder sogar zuzugeben.

Indem wir den Mississippi des Nachts hätten passieren müssen, um nach St. Louis zu kommen, und der Eisbrücke noch nicht ganz zu trauen war, befolgte ich den Rath eines deutschen alten Herrn, dessen Bekanntschaft ich auf der Fahrt gemacht habe, und blieb mit ihm über Nacht zu Alton; um so mehr, da wir schon am nächsten Morgen um 9 Uhr Gelegenheit hatten, mit einem Zuge nach East St. Louis zu gehen.

St. Louis, mit seinen schneebedeckten Dächern, die lange Reihe von Dampfböten fest eingefroren, die Eisbede des breiten Stromes, auf dessen temporären Brücke Hunderte von Menschen sich bewegen, und wo trotz der intensiven Kälte in Zelten und Buden Erfrischungen verkauft werden, diese hier ganz ungewohnten Karitäten und Seltenheiten bieten eine imposante Winterlandschaft dar, deren Gleiches uns im Nordwesten jedes Jahr vier bis fünf Monate hindurch zu Theil wird. Es scheint, als solle sich der Süden auch klimatisch überzeugen, daß der Norden sein Herr geworden; denn die Macht des Stromes und der Kälte, so sich in den Felsengebirgen erhob und den ganzen Nordwesten mit Schauer durchzog, hat sich vibrirend bis nach dem mexikanischen

Golf erstreckt und selbst voh der Insel Nr. 10 wird uns das Erfrieren einiger Menschen berichtet. In Wisconsin, Iowa, Missouri und andern westlichen Staaten varirte das Thermometer von 15 und 35 Grad, indeß in Minnesota das Quecksilber auf 38 bis 45 Fahrenheit sank. Wohl Allen, die bei solcher Kälte sich eines warmen Obdaches erfreuen! Aber, ach, wie viele Tausend Arme leiden Mangel an Holz und frieren! Und so wlg, die Menschen leiden auch die Hausthiere, für die in den westlichen Staaten im Allgemeinen schlecht oder gar nicht durch Ställe gesorgt wird. Es ist kein Wunder, daß sich die Gläubigen, durch Entbehrungen und Leiden gedrückt, nach den Freuden des Himmels sehnen; doch wo ist der Himmel? Dort oben, wo der Kälte wegen keine Vegetation, kein Leben möglich ist? Dem Glauben aber ist Alles möglich und die Empfindung saßt es den Gläubigen, daß das Eeelenleben im Himmel ein ganz verschiedenes von dem Erdenleben ist und daß die Seele des Todten, den das Meer verschlingt, selbst aus dem Rachen des Hai'sches ihren Ausgang und Weg nach dem Himmel findet. O, des kindlichen Glaubens! Er mag eine angenehme Täuschung sein; doch wir sollen nicht immer Kinder bleiben und uns männlich verhalten machen mit dem Tode, den nur die Vernunft ganz von seinem Stachel zu befreien vermag.

Wir spazierten über die Eisbrücke nahmen jenseits einen Omnibus und quartirten uns, nämlich der anonyme alte Herr und ich, in Herrn Reinberger's „Rheinischer Weinhalle“ ein, wo wir zusammen ein *chambre garni* bezogen. Es geschieht sehr selten, daß ich mich auf der Reise an einen Menschen näher anschließe und das Zusammenwohnen mit dem alten Herrn gehört zur Ausnahme. Der arme, alte Herr! Ach, er könnte eine Geschichte schreiben, welche durch des Lebens Wechselfälle sehr interessant wäre. In Deutschland zum Kaufmann erzogen, später dort Offizier

kam er nach Amerika, wurde hier Clerk in einer Bank, später Kaufmann *en gros* — und fallt rie. Nachdem sein Waarenlager und eine große Farm, nahe der Stadt wo er wohnte, durch den Scheiff verkauft werden war, zog er nach Iowa, um dort eine andere Farm als Heimstätte zu beziehen. Seine Frau wurde wahnsinnig und starb. Er wohnte mit drei seiner erwachsenen Töchter in einem Blockhaus auf seiner Farm und ernährte sich eine Zeitlang als *Troper*. Eines Tages von der Jagd zurückkehrend, fand er die Hütte niedergebrannt und die Töchter durch Indianer ermordet. Nun aber, reich an Erfahrung und arm an Geld sucht er eine Stelle als Buchhalter. Mit der Reife eines gereiften Verstandes trägt er sein hartes und verschuldetes Loos und der vormalis reiche Kaufmann würde sich nicht schämen, Hausirer zu werden, um als ehrlicher Mann sein Leben zu fristen; indeß ein Anderer, der sich selbst vergöttert, und der den Beruf von seinen falschen Begriffen von Ehre und Schande abhängig macht, zum Schurken oder Selbstmörder würde.

Heut Steig, jr., hatte die Güte, mir eine Karte zu einem deutschen Concert zu geben, das in der That großartig war. — Auch hatte ich dieses Mal Gelegenheit, einige interessante Persönlichkeiten kennen zu lernen und kann nicht umhin, besonders Dr. Rößch's zu erwähnen, Verfasser einer Flugchrift: „Unser Kampf,“ herausgegeben vom deutsch-amerikanischen Freiheitsbund.

„Auch den Hammer sah ich da wieder, Der mich so hart verhämmert hat, Als ich einst in dieser Stadt Erbsen ließ die freien Erer Von der Sklaverei und ihrem Falle Und der Freiheit für Alle, Wenn wir uns den Rebellen Mit Waffengewalt entgegenstellen.“

Nun, das ist Alles anders geworden — der Strom läßt sich durch conservativ Hände nicht zurückhalten; was einzelne

consequente Denker vorhergesehen, verkündet und angestrebt hatten, das ist nun großer Theil in Erfüllung gegangen: Emancipationisten, farbige Soldaten und sogar einen Präsidenten haben wir, der zum Glücke des Fortschrittes im Sturm der Zeit mit seinem früheren hirnlosen Conservatismus Fiasco gemacht hat! Noch ist der Gährungsproceß nicht ganz vorüber; noch sind Krisen zu überwinden und trotz aller Blamagen und Halbheiten, trotz so manchen Esels in der Löwenhaut vertraue ich, wie beim Ausbruche des Krieges, noch jetzt auf den reißenden Strom, der das barbarische Institut der Sklaverei mit seinem letzten Ueberreste hinwegschwemmen wird von dem freien Gestade dieses Continents.

Auch die „Fliegenden Vögel“ sah ich wieder
Und hörte mit Lust ihre freienlieder

En avant! —

Dr. Bösch präsentierte mir Nr. 4 der „Fliegenden Blätter“, verfaßt von Theodor Kaufmann, und Nr. 2 von: Unser Kampf. Der Inhalt dieser Nummer ist: Wie kann und soll die Union wieder hergestellt werden? Folgender Auszug diene dem Leser als maßgebend in Hinsicht der Tendenz der Flugschrift:

Was die Befürchtung der Amalgamation, das heißt, geschlechtlichen Vermischung der Schwarzen mit den Weißen, als Folge der Freilassung der Neger, betrifft, welche die conservativen Weißen (oder Weißen?) mit so großer Entrüstung und Ekstas erfüllt, so ist sie eine reine Lächerlichkeit. Jedermann weiß, daß die Vermischung der Weißen und der Schwarzen in der Sklaverei viel leichter, und viel häufiger stattfindet, als in der Freiheit, und die Gründe davon sind so einleuchtend, daß ich gar nicht nöthig habe, weiter davon zu sprechen. Was aber die Erzeugten der geschlechtlichen Verbindung Weißer und Schwarzer untereinander angeht, so ist der Abscheu vor denselben keineswegs gerechtfertigt. Solche Mischlinge stellen durchschnittlich einen Mittel-

schlag trägiger, gesunder und wohlgestalteter Menschen dar, die wieder mit Weißen Kinder zeugen, welche diesen viel ähnlicher sind, als den Negern und sofort bis die Negereigenthümlichkeit verschwunden und kein Unterschied mehr bemerkbar ist zwischen dem Mischling und dem reinen Weißen. Die weiße Rasse, wenn sie der Zahl nach vorwiegt, vermag also in der That die schwarze, wie jede niederer stehende Rasse, durch Vermischung mit ihr nicht nur in geistiger, sondern auch in körperlicher Hinsicht zu sich emporzuheben, zu veredeln, ja ganz in sich aufzunehmen, und eine Entartung ist in keinem Falle zu befürchten. Die zahlreichen Mulatten, Terceironen, Quarteronen, Quinteronen u. s. w. beweisen dieses auf das Augenscheinlichste. Die Quinteronen gleichen den Europäern schon vollkommen. Die 28 Millionen Weißen, welche jetzt in der Union leben, wären im Stande, die vier Millionen Schwarzen, wenn sie sich fortwährend mit ihnen vermischten, im Laufe von zwei Jahrhunderten spurlos und gewis nicht zu ihrem Nachtheil in sich aufzunehmen. Doch dies wird nicht geschehen und es ist eine Thorheit, von dem Zusammenleben der freien Schwarzen mit den Weißen in der Union eine häufigere Vermischung, überhaupt irgend einen Einfluß der schwarzen auf die weiße Rasse anzunehmen.

Aber, sagen die Conservativen weiter, indem sie die Mäcke der Humanität, der Menschenliebe vor das Gesicht nehmen, um die böhnischen Grimassen, die sie dabei schneiden zu verbergen: die unmittelbare und unvermittelte Befreiung der Neger wäre für diese selbst der größte Nachtheil; sie würden, nachdem sie so lange die Ketten der Sklaverei getragen, die unbeschränkte Freiheit, die ihnen augenblicklich zu Theil würde, ebensowenig ertragen, wie eine plötzliche Ausweisung in den Keller an die Sonne gebrachte Pflanze; es muß ein Uebergang von dem Zustande der Sklaverei in denjenigen der Freiheit stattfinden: der für freigelassene Sklave muß deshalb noch eine lange Rei-

he von Jahren unter der Zucht seines Meisters verbleiben, ehe er wirklich freigegeben wird. Sie nennen dieses Lehrlingschaft (apprenticeship). Nun, was ist diese sogenannte Lehrlingschaft? Die berühmte graduelle Missouri Conventions-Emancipationsordnung sagt es klar und deutlich: Der nach Ablauf von sieben Jahren für frei erklärte Neger bleibt noch sechs Jahre unter der absoluten Herrschaft seines Meisters, gerade so wie vorher und in seinem Verhältnis zu demselben ändert sich gar Nichts. Das ist die ganze Bestimmung der berühmten Ordnung über die Lehrlingszeit. Ist das nicht Hohn? Hört da nicht einem Hungerigen anstatt Brod einen Stein bieten? Was soll, was kann der „Lehrling“ in dieser Lehrlingszeit lernen? Ebenso wenig als man Feigen von Dornen ernten kann, ebensowenig kann man erwarten, daß im Carica der Sklaverei die Freiheit wachse und blühe; so wenig als ein Bauer seinen Sohn selbst zum Gelehrten bilden kann, ebensowenig ist von dem Sklaven zu erwarten, daß er seine Sklaven, so lange sie unter seiner unbedingten Herrschaft stehen, mögen sie auch Lehrlinge genannt werden, zur Freiheit erziehen wird. Nein, ihr edlen Menschenfreunde, wenn ihr den Sklaven zur Freiheit erziehen wollt, so ist das Erste, daß ihr ihn der Herrschaft seines Herrn entzieht und ihn unter den Schutz der Freien und des Freistaats stellt, daß ihr ihm Arbeit verschafft, ihm eine Heimstätte gebt, Schulen für seine Kinder errichtet, Unterstützungs- und Versorgungsanstalten für die Kranken und Gebrechlichen, die nicht arbeiten können, gründet, und den Freigelassenen in allen Stücken als einen freien Menschen achtet und behandelt.

Die Amerikaner haben durch Einführung der Negerkavallerie in die Kolonien und durch Tödtung derselben bis auf diesen Tag eine große Schuld gegen ein Volk, welches das gleiche Recht auf Leben, Freiheit und Glückseligkeit hat wie alle andern Menschen, und damit gegen die ganze Menschheit auf sich geladen und die Schuld hat sich gerächt wie jede andere

Schuld auf Erden. Aber sie können wenigstens einen Theil dieser Schuld abtragen und den Arm der Rache aufhalten, indem sie den jetzt lebenden Negerclaven ohne Verzug die Freiheit geben und sie an den Segnungen dieser großen Republik Theil nehmen lassen. Und haben die Neger, trotzdem daß sie bisher in entwürdigender und entsetzlicher Sklaverei gelebt haben, nicht bereits in diesem Kriege als Soldaten und Arbeiter im Dienste der Union und der Freiheit bewiesen, daß sie der Freiheit werth sind? Und mögen immerhin Viele un'er ihnen durch die von Geschlecht zu Geschlecht vererbte Knechtschaft verwahrloht sein, wir haben kein Recht, weder an ihrem guten Willen, noch an ihrer Fähigkeit zu zweifeln. Gleichwohl bin ich nicht der Meinung, daß dem freigelassenen Neger sogleich alle Rechte eines Bürgers der Union, insbesondere das Recht zu wählen und gewählt zu werden eingeräumt werde. Ich stimme aber dafür, daß ihm auch dieses Recht, wie dem Fremdgebornen, nach einer gewissen Reihe von Jahren zuerkannt werde. Einem Republikaner, einem Demokraten im wahren Sinne des Wortes, einer demokratischen Republik ziemt es nicht, die Ausübung des vollen Bürgerrechts von der Hautfarbe abhängig zu machen."

Ab Abschaffung der Sklaverei hält der Verfasser für den ersten und notwendigsten Schritt zum Wiederaufbau der Union und für die erste und notwendigste Aufgabe des Congresses. Auch sollen Kriegsdienstpflichtigkeit eines jeden Bürgers der Union und die Aufstellung einer Wehrverfassung bestimmt und die Minister, die das Cabinet des Präsidenten bilden, dem Congress verantwortlich gemacht werden.

Aus den Liedern der „Fliegenden Blätter" möge man in folgendem kurzen Auszug den Geist des St. Louiser Freiheitsbundes erkennen und sich freuen über seine Bestrebungen.

„Die Realität der Union desavouirt nur in so fern unsere principielle Auffas-

sung des demokratischen Staatslebens, als sie selber inconsequent und unklar ist oder war, welche Inconsequenz und Unklarheit sich aber heut zu Tage vor Aller Auge selbst als das Auszutretende und Falsche denunirt, dadurch daß es diesen blutigen Krieg veranlaßt hat. Durch diesen Krieg beweist die Union vor aller Welt, daß sie Unrecht hatte in dem, daß sie ihren Neubau nicht auch rein und ausschließlich auf demselben großen Grundsatz errichtete, auf dessen Grund und Kraft sie ihren alten Rechtsverband mit England löste. Daß sie Unrecht hatte in dem, daß sie sich durch Rücksichtnehmen auf die Aender des goldenen Kalbes betreten ließ und lieber „praktisch" als „principiell" sein wollte.

Wie immer auch die Würfel noch fallen mögen — wie glänzend vielleicht noch das Schwert Amerika's am leeren Himmel des Waffenruhms strahlen möge, oder wie groß auch vielleicht nie geahnte Reichthümer sich sammeln werden — die politische Verwirrung wird doch tiefer, tiefer und tiefer sinken, bis das um Silberlinge verkaufte Princip gesühnt, in seiner Reinheit hergestellt und jede Spur von Despotie ausgemerzt sein wird.

Was immer auch kommen möge, die Union muß, um sich aus der unermeßlichen Verwirrung ihrer politischen Agentien zu retten, die mit der Niederwerfung des Särens oder mit dem Frieden, oder auch mit und nach der nächsten Präsidentenwahl an den Tag kommen wird, die Union muß den alten Irrthum ausmerzen, auf der Bahn der Entwicklung fortschreiten und von der Constitution zurückfallen auf den Grundsatz der Unabhängigkeitserklärung.

Von diesem Grundsatz aus sind allein alle Fragen zu lösen, alle Gegensätze zu schlichten.

Es giebt nur einen Stern, der durch das Dunkel jener Verwirrung leuchtend den Weg zeigt für Amerika's Zukunft — der Blick des Schwertes erhellt und das

Sinken des Dollars zeigt diesen Weg nicht — das ist der Spruch:

All men are born free, with equal rights.

Dieser Spruch und nicht die Constitution ist die Mutter aller Rechte und deshalb müssen vor diesem Spruch und nicht vor der Constitution alle Kräfte, Gesetze und Formeln sich rechtfertigen und alle Institutionen sich legitimiren, um fernerehin als Mächte, Rechte und Institutionen gelten zu können.

Die Constitution — die constitutionelle Republik — hat ausgelebt und die Herrschaft des Principis — die principielle Republik, getauft in Blut — beginnt!"

Ich sage hierzu Amen, so geschehe es!

Am 8. Januar fuhr ich nach Springfield, Ill., wo ich das unerlöliche Vergnügen hatte, Lincoln zum ersten und letzten Mal in der Capacität eines Präsidentschafts-Candidaten zu sehen und jetzt machte ich durch Herrn Sommer die Bekanntschaft mit Fischer, dem Herausgeber des „Illinois Staatsanzeigers" und seinem reisenden Agenten, A. Koch, der in seinem Fache nur an Herrn Robinson von den „Volkblättern," einen ebenbürtigen Kollegen findet. Beide sind Helden in dem edlen Berufe des Abonnentensammeln; beide sind auch joviale und ausgezeichnete Gesellschafter, was in *puncto puncti* sehr zu empfehlen ist. — So wie ein tüchtiger Redacteur die Seele eines Journals, so ist der reisende Agent, (versteht sich der ehrliche) das Agens, das den Körper des Journals am Leben erhält; wo diese beiden Factoren fehlen, dort kann bloß ein journalistisches Vegetiren stattfinden, das kümmerlich zwischen Leben und Tod sich windet und krümmt.

Da ich eben von einem Herausgeber und seinem Reisenden spreche, erwähne ich auch der neuen Erscheinung von Nr. 1 der „Deutsches-amerikanischen Monatshefte," herausgegeben von Caspar Bug in Chicago. Ich kaufte das Heft in St.

Louis und las es im Waggon ganz durch, eine Ehre, (bitte um Verzeihung) welche ich noch keinem Magazin, keiner Zeitung erwiesen habe; ich las es ganz durch, denn der erste Aufsatz: Missouri, von Emil Pratorius, interessirte mich; der zweite: Abraham Lincoln, von E. Bug, war mir, ebschon er in das Heft nicht hineinpaßte, wie aus dem Gehirn gerissen; der dritte: Die englische Sprache, von J. E. Stallo, ist eine pikante Revue dieses Mischmaschs eines stolzen Volkes, seiner Sprache; selbst den vierten: der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika, von Friedrich Kapp, las ich, so würdig mir auch Fürstenschaft und Reute sind, die für Kost und Logis ihre Haut zum Markte tragen; der fünfte: Moos und Muskiten, von Konstantin Hering, belehrte, die Gedichte von Dorsch und: ein Goldgräber, von Adolph Douai, amüsirten mich.

• Nun, Das ist doch Alles, was ein Herausgeber von einem Leser erwarten kann. Was er von streng gerechten, oder galligen Recensenten hinnehmen muß, das mag ihn selbst mehr kümmern als mich.

Die Monatshefte, von fünfzehn Gevattern unter dem Wiegentuch deutsch-amerikanischer, theils bekannter, theils erst bekannnt werdender literarischer Größen zur Taufe getragen, wurden — um des Herausgebers höchsten Ehrgeiz zu befriedigen — zu einem internationalen Journale geweiht, das Beiträge erhalten soll von namhaften deutschen Schriftstellern. Nun, das ist der geschäftliche Kern des Pudels; das aber kümmert mich gar nicht und da ein internationales Journal auch keine Censur noch Confiscation zu befürchten hat, so werden die Monatshefte der censurwidrigen Fadel auch keinen Schaden zufügen, daher ich die Monatshefte ihrer Gediegenheit wegen auch dann meinen Lesern empfehlen würde, wenn selbst noch Ein Funke von Böswilligkeit gegen Andere oder von Neid an meiner alten Seele kleben.

In Springfield hatte ich auch Seltsamkeit, einige Prachtieremptare göttlicher Consequenz und menschlicher Größe in den Individualitäten von General Tom Thum und seiner Gattin, and von Commodore Nutt mit seiner Geliebten, Miß Warrter, zu sehen. Der kleine Commodore ist ein joviales Kerlchen und Tom Thum giebt sich ein Ansehen *en miniature* wie ein General von sechs Fuß in *full length*. Das ganze Zwergpersonal ist gut proportionirt; die Frau Generalin ist stark genug, um das Weib eines ganzen Menschen zu sein. — Wenn Sperlinge der Geschlechtsliebe fröhnen, warum sollte ein Tom Thum und ähnliche Abnormitäts-Geschöpfe nicht ebenfalls heirathen? Ich frug den Generalen, ob er riserföchtig sei und ob er es einem alten Editor erlauben wolle, seine Frau zu küssen. Da er es nicht verweigerte, küßte ich denn die lebenswürdige Puppe, ohne daß sie sich gesträubt hat. Aus solcher Tiefe habe ich noch keinen Kuß von Frauenlippen geholt.

Die vier Natur-Kuritäten reisen in Begleitung von sechzehn Personen und machen überall gute Geschäfte. Wir sind ein großes Volk, und Barnum ist ein großer Mann. Ich beuge mich vor der Größe und ihrer Berühmtheit.

Am 9. nach Decatur. Ein sehr anmuthiges Städtchen mit vielen Deutschen, die, wie man mich versicherte, in Einigkeit zusammenleben. Ist es möglich? Rüb'ame, der schöne Jüngling, dessen ich schon in früheren Streifzügen Erwähnung gethan hatte, ist von hier aus Patriotismus als Gemeiner fortgezogen und avancirte bereits zum Capitain; die interessanten Mädchen, in deren Gesellschaft wir bei Gesang und Musik selig waren, sind verheirathet und so ist denn die Poesie für mich zu Decatur verschollen. — Harpstreit und Schlademann brauen noch immer gutes Bier und Das ist neben deutscher Einigkeit doch Hauptsache.

Ich soupirte im Franklin Haus und quartirte mich im Central House am Depot etc., da ich den Sonntag über la-

ren mußte und hier mit den Mäusen mit Comfort verkehren wollte.

Es war herrliches Wetter und ein angenehmer Tag, mit geschäftlichen Correspondenzen und Streifzügen ausgefüllt. Ich saß des Morgens am offenen Fenster, ergözte mich am Photograph der Natur in ihrem Winterschmuck und am Besang eines Spottvogels, der unten im Speisesaal seine heiteren Lieder erschallen ließ. Ich sah die Sonne aufgehen, die freilich noch keine Frühlingssonne war und ob-schon von keinen Zephyren umgaukelt, that doch nach strenger Kälte die mildere Luft den Lungen wohl. Ja, die Natur ist eine Tausendkünstlerin: rein wie Eilenschmelz ihr Kleid im Winter, mit Myriaden Diamantfunken geschmückt durch die Strahlen der Sonne; zart ist ihr blumengeschmücktes Lenzkleid; des Sommers Beeren und Früchte erquickten den Gaumen des Menschen, der im herblichen Verwelken der Blumen seine eigene Vergänglichkeit sieht.

Von Bloomington habe ich dieses Mal nichts Erheblicheres zu sagen, als daß De Kehler's Nebe und Hunde in Harmonie zusammen leben, insoß die Mitglieder des Schul- und Turnvereins in süßemwetherer Dissharmonie sich gegenseitig befehdeten; ferner — daß ich Herrn Grünwald für seine Theilnahme an der Fadel Dank schulde.

Ich sehne mich wieder, die Meinen zu sehen und eile so viel als möglich. — Die Eile wird aber jetzt durch die Unregelmäßigkeit der Züge ganz besonders gehemmt; denn man hat zuweilen bei „Bahnverbindungen“ nicht nur Stunden lang, sondern Tag und Nacht lang zu laviren. So hatten wir zu Chenoa auf dem Wege nach Peoria 29 Stunden lang zu bleiben. Die Gesellschaft war klein, doch ziemlich interessant: Ein junger Oberst, ein Sergeant, ein Judge (Richter), ein Doctor nebst Gattin, eine hübsche junge Frau aus Arkansas, mit einem kleinen Neger-Contreband, und ein interessantes Mädchen, eine Engländerin.

Die Herren schlugen die Zeit mit Karten todt und juckerten von Morgen bis Abend; ich unterhielt mich mit Erdmann's psychologischen Briefen und den Damen. 180 Meilen von St. Louis und 101½ Meilen von Chicago las ich des Morgens am Depot, als wir Genoa verließen.

In Peoria habe ich eines patriotischen Lehrers an der deutschen Schule zu erwähnen, dem eine Spitzkugel die linke Wangen gestreift und ein Stückchen vom Ohr weggerissen hat. Auch der Kauf der Kugel ist an seine höhere Absicht der Vorsehung gebunden; denn sie trifft, wo sie treffen muß. Ist es nicht so, Herr Professor Agassiz?

In Peru traf ich nach mehreren Jahren Herrn Anker wieder, dem Anno 1844 ein Blatt der Fackel, das nach Tyrol verschleppt wurde und in seine Hände fiel; so wie die Kugel in das Ohr des Lehrers. *Post tot tantaque fata* ist nun, gerwissenschaftlich gebildete Theolog, dessen Geist die Theologie nicht genügen wollte, Dozent an der freien deutschen Schule zu Peru.

Die Juden feiern den „langen Tag;“ in Peru hatte ich die „lange Nacht“ zu feiern. Die Zeit des Abgangs des Nord-Island Nachzuges von Peru nach Chicago ist 12 Uhr. Wie und wo den Abend zubringen? Ich war müde und durch Husten eben zu sehr angegriffen, um mich nach Gesellschaft zu sehnen. Ich sah eine Stunde in Seepe's Apollo Hall, wo Gesellschaft erwartet wurde; doch ich sehnte mich nach Ruhe und da ich diese im Depot auf einer harten Bank zu finden hoffte, begab ich mich dahin, noch ehe es spät war, um weniger zu riskieren geplündert oder niedergeschlagen zu werden, was hier und besonders im nahen La Salle eben sehr leicht geschehen kann. Welche Täuschung! Wie erwünscht, wie angenehm wäre mir eine harte Bank gewesen! No fünfzig Soldaten hatten im Zimmer ihr Lager aufgeschlagen und lagen in a rischen Gruppen, in ihre blauen

Mäntel gebüllt, auf dem Boden. *Cosa fare!* Was ist da zu thun? Was Andere thun, die eben so wie ich selbst Anspuch auf den Boden haben auf dem sie stehen oder liegen und zu weichen Betten berechtigt sind. Ohne zu murren setzte ich mich da in in einer noch vorkantigen Ecke auf meine Reisetasche und stülte, so viel es Husten und Müdigkeit erlaubten, Betrachtungen an über die mannigfaltigen Situationen, in welche der Mensch, und mancher Mensch ganz besonders, versetzt wird, ohne durch den Wechsel äußerer Verhältnisse oder Umgebungen wesentlich aufzuhören derselbe Mensch zu sein. „Heute König, morgen Schulmeister u. s. w.“ „Für den Weisen genügen Winke; der Thor beschaut die Welt bloß durch die Brille des Thoren.“ Die Uhr schlug 8, 9, 10, 11. Nun höre ich meinen Namen rufen; es war der brave Anker, dem es weder zu weit noch zu kalt war, um mir, von seinem Sohne begleitet, sein Lehrgewahl zu bringen.

„Wenn dir im Sturme auch der Anker blickt,

Verzage nicht.“

Bald darauf kam auch der Maler Jaid. Es schlug ein Uhr und der Zug war noch nicht da. Nun drehen wir das Caleidoskop. Meine Herren, hier ist ein bengalischer Tiger, hier ist ein Affe, hier ein Rhinoceros und dort ein Methodisten-Pfaffe — so spricht der Menageur und es redete der Pfaffe eine salbungreiche Rede und es erheben sich die Freiheitskämpfer vom Boden und horchen mit ernstem Schweigen. Das war so wieder ein Original Stück aus dem amerikanischen Leben gerissen und dem Denker hingerworfen, um daraus Schlüsse zu ziehen. Auf der letzten Station meiner Reise lag auf jedem Sitz der Waggon ein Traktätchen. Hier trat der personifizierte Traktat zwischen Himmel und Erde auf, um die christlichen Soldaten für Jesus zu begeistern und für seine Lehre; um sie vor den falschen Göttern Brandy und Whisky zu warnen und anzuefern zum Kampfe für die Union.

„Hi bi eure Feiarte und thut wohl Drenen, die euch beleirigen.“ sagt Christus. — „Schlagt eure Feinde todt,“ predigen seine modernen Jünger, die Pfaffen, und Esel und Affen meisten den Widerspruch nicht and singen: *O sweet Jesus* und: *Up with the Union, down with the traitors*; inder die Christen und Rebellen im Süden singen: *O, God, assist us in our good cause*, und: *Down with the Union, down with Lincoln and Abolition!* Wen soll nun Gott erhören? Keinen. Er spreche mit dem Bauernjungen: Laßt die Narren Narren bleiben und sie Pofus Pofus treiben. Wahrlich, man müßte unter dem verrückten Chor zweibeiniger Gabelthiere selbst verrückt werden, hätte man nicht die Ueberzeugung, daß die Bestie Mensch in *concordo* nur allmählig und langsam zur höheren Menschheit heranreifen kann und daß eine Zeit kommen muß, wo es Einem Narren nicht mehr möglich sein wird hundert Narren zu machen. Bis dahin aber werden noch viele Pfaffen lehren und viele Soldaten weben.

Das war, in der That, eine interessante Nacht, die Nacht im Depot von Peru. — Da konnte ich Gold graben, so müde ich war, Gold, das keine Motten fressen, Gold für die Waage des Glückes, auf der man zu Irako nicht zu wägen pflegt.

Endlich um sechs Uhr des Morgens kam der Zug und fort ging es nach Joliet und, nach einer Pause, von hier in Gesellschaft des County Schatzmeisters Fahrt nach Schilten nach Rockport. Es war dies eine ganz angenehme Fahrt von fünf Meilen. Wir fuhren, nach Joliet, dem Zuchtbaus des James Illinois dicht vorbei. Eine imposante Baute. Ein solches hundert vier eingepfercht sind, die in allerlei Branchen arbeiten, zum Nachtheil der Manufakturisten der Stadt und zum Nutzen eines Contractors.

Rockport ist die letzte Station dieser Collections-Tour. Nun soll es rasch

vo an gehen in Chicago, Milwaukee und La Crosse nach St. Paul.

Von Herrn Kernwieser zum Depot begleitet, fuhr ich am 16. nach Chicago, wo ich im Central House, von der stets freundlichen Hausfrau freundlich begrüßt, Nr. 2 bezog und einen andern bei eigenem Sabbath hinwuch glücklich war im Verkehr mit den Mäusen. Des Abends hätte ich wohl gerne im Stadttheater den „Aufmann von Venedig“ gesehen und einige alte Bekannte besucht; doch Ruhe und Einsamkeit waren in der Waagstraße des Gusses wie wiegen und so blieb ich dens zu Hause. Zu Hause? Nicht ganz — und dennoch sieht man sich am Ende auch in Fests zu Hause, in denen man seit vielen Jahren absteigt.

Am 18. kam ich nach Milwaukee; hatte da gerade so viel Zeit, um eine Nutrasuppe zu konsumiren und fuhr die Nacht hindurch nach La Crosse, Wisc. Die Waagons auf dieser Bahn sind elegant und die Passagiere waren alle sehr anständige Leute; Leute von jenem Kern, dem es möglicherweise, in einem demokratischen Staate sich nicht zu registern.

Da wir zwischen La Crosse und St. Paul noch immer keine Eisenbahnverbindungen haben, hat man diese Reise von 130 Meilen in der Winterraison per Rasse oder Schitten zu machen. Ein solches Tour bei 30 — 40 Grad Kälte erheischt allerdings eine feste Verfassung; übrigens stellen sich Leute die noch nie die Reise gemacht, die Beschwerden weit größer vor als sie wirklich sind. Ich weiß keinen, daß mir diese Tour, so ich jetzt zum zweiten Mal per Schitten mache, nicht nur nicht beschwerlich, sondern vielmehr angenehm war. Waagen und Schitten sind bequem und gediegen; die Pferde sorgfältig und die Ansichten schön; man verläßt das man sich in der Reise zu erheben, und ganz beglückt die Fäden der Fäden zu leiden, die man nicht zu leiden, sich zu leiden, das man nicht kaum erwähnt zu werden.

Eigentümer dieser Stage-Linie, womit auch die Post befördert wird, sind die Herren Bank & Co., die in dieser liberalen Branche von keiner andern Postwagen-Compagnie überboten werden können. Jedem das Seine.

Wir waren so glücklich uns eines sehr milden Winters zu erheben und die Schlittenbahn, besonders für den Reis auf dem sogenannten Mississippi, war ausgezeichnet. Nach ging es durch die erhabenen Thäler (Tir. S.); das wir nach einer Fahrt von 26 Stunden unser Ziel erreicht hatten. Es war am 21. Januar als ich die Mäusen wieder sah und es obte kein Haupt.

Für die Fadel

Georg Forster's

religiöser Standpunkt und geistige Entwicklung.

Nach J. Moleschott.

Ein Werk: Georg Forster, der Naturforscher des Volkes, dient dieser Skizze als Basis; oder vielmehr, die Skizze ist eine treue Copie des Originals, eines deutschen Gelehrten, eines edlern Charakters, den man hochachten muß und der es verdient, dem Leipziger Publikum der Fadel, besonders in religiöser Hinsicht, bekannt zu werden.

Bekannt Georg Forster ward am 26. November 1754 in Rassehuden bei Danzig geboren. Er war ein Mann, den sich, wie einst Homer, die Städte, Paßteien streiten machen. An Forster streiten Kunst und Wissenschaft, Natur und Staat, weil seine Ziele über die Grenzen eines jeden Landes hinausreichten, weil er frei blieb vom Bann über geklärten Jank, von jeder Innung, die der Handwerker veranlaßt, von jenen Schranken, durch welche halbweiser Schullehrer den Staat von der Natur, von der Menschen natürlichem Dasein von der Geschichte zu trennen sich bemühen. In dem Puls beehrte ihm die Kunst und das Wissen, den Staat und die Na-

tur; der Puls war ihm Anfang und Ende des Lebens. Die Menschheit war sein Gott und Menschlichkeit sein Streben.

Der Kaiser bewundert im Weisen die Reinheit und Kraft des Charakters; der Schwache wärmt sich an seiner Milde, indes der Starke sich an seinem Muth erbauet.

Georg Forster hat das Keimmenschen nicht nur gedacht, sondern geliebt; denn er stellte das höchste Kunstwerk im eigenen Wesen dar.

Von seinem Vater, Johann Reinhold Forster, hatte Georg ein vorzügliches Talent zur Erlernung von Sprachen geerbt, wodurch seine Aufmerksamkeit in hohem Grade erlichtert ward. Kaum über 12 Jahre alt, wußte er schon sein im Vater bei Uebungen behülflich sein und der Schulbank entzogen, als Lehrer wirken. So wie Georg die Pflanzen fern in der Natur an ihrem Standort in der freien Natur, so lernte er die Sprachen im Verkehr des Lebens. Es galt ihm gleichviel, die Erzeugnisse slavischer romanischer skandinavischer Stämme ins Englische oder ins Deutsche zu übertragen. Bei der Vater's Stellung als armer Gelehrter mit Rücksicht auf den Eifer wurde häufiger geübt als geübt; so daß zur Zeit des Zäns und der stillen Entwicklung bereits geübt und zu Markte getragen werden mußte.

Mit dreizehn Jahren kam er nach London in ein Handelsgeschäft. Später finden wir den Sünalng in seinem achtzehnten Jahre viel gereist und viel geprüft, ausgerüstet mit einer tüchtigen Sprachkenntnis, in den besten Schriftstücken fast aller gebildeten Völker bewandert, vorbereitet zur Naturforschung durch eine vorzügliche Bekanntschaft mit den Formen der Pflanzenwelt gewöhnt an große Arbeitsleistung. Ein liebfrommes Gemüth, das des Vater's Härte in sich zu schmelzen vermochte und ihn durch die närmste Umgebung mit seinen Eltern, durch väterliche Neigung mit seinen Gelehrten verband. Menschliche und

«Redlich» er mußte auf diesem Boden
 üppig gehen, mußten ihn zu seiner
 und mit der Auffassung der Sitten fremd
 der Völker befähigen. Die der Jüngling
 hatte in der Anabazie bereits das Glück
 verdient, mit seinem Vater, Cook, den
 Entdeckern, auf seiner zweiten Reise
 um die Welt zu begleiten.

Wir abstrahiren von dieser Reise, ich
 in Beschränken und Erfahrungen und
 machte uns hier die Entdeckung seines
 Glückes zur besondern Aufgabe. Der
 Mensch blieb überall der Geistesstand sei-
 ner beiden Vorliebe. So war es
 auch in Tahiti's Buchen. Wie sich der
 König O-Tah von eines Verzweigen
 den Duden bewußt ließ, so belauf die
 Forster die ersten Keime menschlicher
 Kunst in den vier Tönen, welche die Tas-
 hiten ohne Melodie und Last der
 Naturkraft und dem Neßkopf entlocken;
 in ihr dramatischen Tänzen und in den
 kräppligen Menschensfiguren, mit denen
 das Schnabelförmige eine theilweise
 Kieglanutz verziert war. So wie ihm
 der Mensch für seine Betrachtung dar-
 hobte wir, so wollen auch wir ihn ver-
 zückend als Mensch dem geistigen Aug
 des Lesers vorführen.

Aus der ausdieslichen Verwerdung
 des Puges für die Männer hatte Forster
 die Sklaverei der Frauen der Tarneser
 errathen, bevor er noch die schwere Bürde
 gesehen, die der Mann dem Weibe auf-
 legte. Von den Malikiosern lernte er,
 daß Schamhaftigkeit nur Folge der Er-
 ziehung ist und kalterweget mit einer an-
 gebornen Eigenschaft verwechselt werden
 darf.

Forster, der edle Mensch, lernte auch
 den Menschen kennen, den nur scheinbare
 Grenzen von unedelmüthigen Thieren
 trennen. In sprachloser Dummheit, fast
 auf das Einzige, bald lieblos, bald
 klagevoll und jammern vorgebrachte Wort:
 Pesteräh beschreibe, kretzt aban-
 senlos sah er den Feuerlän er unfähig,
 sich gegen die streitende Kälte seines
 rauhen Himmels zu schützen und doch
 schon bemüht, das Kupferglänzen, die

verdrüßliche Haut zu schütten und
 weißen Dater zu strahlen. Nacht und
 wehrlos, und danach auf Puz bedacht,
 liefert der Fesslerab von Neuem den Be-
 wels, daß der Sinn für Schmutz im
 Schminke Alter ist bei der Menschengat-
 tung als der Befähigung für Schmutz und Ger-
 btheit. Von einer Weltweiteit
 des wilden Naturzustandes, welchen man
 zuweilen der Gsittung unserer bürgerli-
 chen Einschränkung und den Fesseln
 altväterlichen Besommens verziehen
 will, kann bei solchen Erfahrungen des
 Menschen im Naturzustande keine Rede sein.

In den Klöstern der Klöster auf Japal
 wunderte er sich über die Geistesart zweier
 Kanzen, die einander gegenüberstehen. —
 Es ist hier, sagte er, zu gewissen Zeiten
 gewöhnlich, daß man dem Teufel die Er-
 laubniß sich zu vertheidigen gestattet. Er
 bestialt also die eine Kanzel, indem er
 von der andern herab verflucht und zu-
 gleich verdammt wird. Dann Das kann
 man sich wohl vorstellen, d. h. wenn kein
 Geistes auch der klügste Mensch ist, den
 ein Kloster gemäher hat, der arme
 Teufel dernech den Klügern ziehen muß.

Bei einem jugendlichen Jüngling im Kloster
 solche Lebensbilder von unthätiger Wild-
 heit und von Eitelkeit in allen ihren
 Abstraktionen auch auf seine geistige Rich-
 tung und allmählige religiöse Entwickel-
 ung, auf Glauben und Wissen erren ge-
 hen und sehr wohlthätigen Einfluß üben.

In einem christlichen Staate aberein,
 wird das Kind ohne sein Wissen zum
 Christen getauft, und bonters in Ne-
 unachen dem System gemäß im Glauben
 der christlichen Kirche erzogen, sei sie nun
 die katholische oder protestantische. So
 war es auch mit Georg Forster; um so
 mehr, da sein Vater ursprünglich ein Theolog
 war.

Von Forster, sagt Mo'choff, hat die
 Welt das Wissen gelernt, wenn man das
 Wort in seinem fruchtbarsten und weit-
 umfassendsten Sinne versteht. Und an
 seinem Geiste, an seiner Studienreise
 Heranbildung aus sich selbst, an seiner

Entwicklung in Hinsicht der Weltkenntnis
 und des Abwärtens sich der Vornehm-
 keit kann man sich nicht wundern; in-
 des er sein Wissen nicht in die Hände der sich
 desto vergrößert, und über alle geistigen
 Größen emporzuragen sich erbildet, als
 Muster der Bedeutendsten dienen möge.

Von dem Ende seines zurückgekehr-
 ten Forster's Familie in London mit
 Nahrungsgelagen zu kämpfen; so sehr
 daß der Vater anstatt von der Meinerung
 belehrt zu werden, in der Schuldenkur
 gerieth.

In den Briefen, die Georg aus Hol-
 land an seine hartbedrängten Eltern
 schrieb, erkennt man den kühnen Jüng-
 ling kaum mehr, so sehr hatten ihn Mü-
 he mit den Seinigen, Nahrungsgelagen
 und der Gedanke, daß er mit Schulden
 beginnen müsse, mitgenommen. Aus
 diesen Briefen sieht und erkennt man sein
 fremdes Gemüth von seinen damaligen
 Gedankengängen. «Ich wünsche, so, ich
 bete für euch, daß es mir gelingen
 möge, den quälenden Sorgen weniger
 nachhängen zu können.» «Ich bin gewohnt und
 getrost, daß es Gott ist verlassen we-
 re; er hat seine überaus große Gnade
 über mich bewiesen und wird mich auch
 noch in der letzten Noth glücklich und den
 Mühseligkeiten entziehen, die uns seit
 einigen Jahren bedrückt haben.» «Ich
 unterwerfe mich allen Prüfungen mit festem
 Zuversicht, daß sie unser Besten zum
 Zweck haben und starke, wenn ich Al-
 les der Schicksalen verlassen zu lassen
 überlasse, nicht zu recht erdrußig zu
 handeln, wenn ich es nicht um unser
 Aller Ruhe und zeitliches Wohlbefinden;
 denn auch hier auf Erden können wir
 einen Grad von Glückseligkeit erreichen,
 und warum sollten wir denn nicht darum
 bemühen? O Gott, so kann uns noch be-
 lohnt werden, daß wir so lange gelitten
 und viel Leiden erduldet haben: das Leiden,
 unser künftiges Glück zu bestreiten, was
 noch schwerer ist als Widerwärtig-
 keiten auszuhalten.»

In Düsseldorf machte Georg Forster

Bekann schaft mit dem Dichter Seynse und durch diesen mit Jacobi, der das ma's Götter's Busenfreund, und mit Lessing, Wie and und Klopstock vertraut war. An diesem Herde geistigen und körperlichen Wohllebens wurde auch Forster wieder wohl und es war hier, wo es ihm auch trübend sein konnte, zu erfahren, daß er in Deutschland als berühmter Name galt.

In Folge einer Rede in der Gesellschaft der Alterthumsforscher zu Cassel erhielt er eine Lehrerstelle am Carolinum. Hier war die erste Stätte für des Jünglings Bleiben und Wohnen. Die tiefste Bedeutung des Lehramts, die gerade von Lehrern höherer Anstalten so selten in ihren Gesichtskreis gezogen wird, wurde tief und heilig von ihm erfaßt. Durch das Lehren lernte er auch selbst, obwohl er gleichsam gewaltig in sein Inneres zurückgewiesen war, umringt von wenig anregenden Männern und mit dürftigen Hilfsmitteln versehen. Auch öffnete sich da die Kapsel eines Gemüthes, dem es unter Matrosen und Soldaten auf dem Schiffe am besten Thau gefühlt hat. — Jacobi war es, der in seinem Busen das erhabene Bedürfnis nach Freundschaft wach ließ und es auch befriedigte. Als sich Jacobi und Forster kennen lernten, bestand schon die verschiedenartige Gemüthsart, die später, als auch der jüngere Freund zum selbstwustenen Manne gereift war, ihre Entzweiung in sich offen. Gegenstände brachte, um die Wege ehrlücher Männer nicht zu trennen. Eichenbergs Freundschaft gab ihm sein Verstande Nahrung; sein Herz fand sich nie zu ihm hingezogen. Forster lernte fast alle Wissenschaften seiner Zeit persönlich kennen, und diese Lichtstrahlen erhellten die Nacht der Sorge, in welcher er im ersten Jahre zu Cassel um seine Familie lebte. Die Saande der Noth fällt auf ihre Ueberwundenheit auf die englische und russische Kegelungen, die seinem Vater den Lohn für seine geleistete Dienste vorenhielten, so auf die Behörden in Cassel, in Poen und in Mainz, die nicht wußten, was solch ein Kopf werth war.

Die wenigen Mönchen, sagt Forster, die gleichförmig mit uns denken, sind uns mehr werth als das ganze übrige Menschengeschlecht; sie stärken und befestigen uns in unsern eigenen Grundsätzen.

Während des Schiffslebens war seine Anschauung göttlicher Dinge die natürlich verständigste, aber noch immer gläubige, wie sie in jener Zeit unter aufgestärkten Leuten herrschte. In der Natur bewunderte Forster die Allmacht eines Schöpfers; in den Regungen und Leidenschaften der Menschenbrust die weise Absicht, die darauf den Trieb zur Selbsterkaltung gründet; im Sturm, wie in den kleinen Vorgebieten des Lebens die Hand der Vorsehung, die über unser Schicksal wacht. Das Wachsthum der Gotteskenntnis hing nach seiner damaligen Ansicht von dem Fortschritt der Civilisation ab und er hatte den pfäffischen Mißbrauch des Gottesdienstes wo dieser zum Verdammel der Heppigkeit und des Wohllebens eines trägen, wollüstigen Pfaffen dient, der sich bemüht, das Volk seiner Bequemlichkeit zunebar zu machen. Diese Anschauung aber war, wie es scheint, mehr überkommen als erlebt. Der Umgang, durch viele Glaubenssätze hindurch zum Wissen zu gelangen, sollte ihm nicht erspart bleiben. Eine Natur wie die einzige war unter allen Umständen fromm auf der höchsten Höhe des Schauens so wohl, als wenn er in finstern Abhängen befangen war. Wenn aber ein frommes Gemüth sich Abhängen hingiebt, dann führen alle Wege zur Schwärmerie. — Forster wurde für eine Weile in diesem Exanath das Opfer der Gauleuten der Rosenkruzener, die in Cassel ihr arges Spiel trieben. Uebrigens konnte ein Mann wie Forster mit seiner Wahrheitsliebe auch innerhalb des Bundes kein anderer sein als draußen in der Welt. Durch die Tiefe seiner Gemüths, so durch den äußeren Druck, der auf ihm lastete, war es eine fast unausbleibliche Folge, daß er sich in gewissen Stimmungen selbst den Offenbarungsbüchern hingab. So glaubte er, daß ein Fünkeln des Glaubens an Gott, das er in uns rege werden läßt, und ein

Fünkeln Liebe zu ihm dem Vollkommensten, dem Urquell unendlicher Kräfte und Seligsten, uns ein überaus herrliches Gnadenzeichen sei, woran wir erkennen mögen, daß die Pforte zu ihm auch und offen stehe, daß er sich uns aus unbedingter, unverzollener Liebe nähern wolle und werde. Er hielt es für etwas Großes, zu erkennen, daß Nichts Geschaffenes unserm Geiste Genüge leisten könne; im Glauben so weit gekommen zu sein, daß uns die Gewißheit eines göttlichen Ritters, durch den unser in Sinnlichkeit gefesselter Geist wieder zum Gemeinlichen trete mit seinem Urquell, und das Geistige wie er zu empfinden fähig werden möge; — daß uns diese Gewißheit als eine notwendige Folge der großen Barmherzigkeit Gottes einleuchte. Diesem seinem damaligen Glauben entsprach auch die Innigkeit seiner Verehrung vom Gebet. In einem Briefe an Johannes von Müller findet sich folgende Stelle: „Da das Gebet des Menschen Nichts anders sein kann, als eine aus der Vorstellung des allmächtigen Gottes fließende Ergebung in und Vereinerung unteres Willens mit dem seinen, so ist auch Erhebung unseres Gebetes, wie ich mir's vorstelle, nicht eine Folge einer activen Wirkung unseres Geistes, sondern vielmehr Annahme des zuvor bestimmten Willens Gottes.“

Schon viel heller, doch noch voll unsicherer Zweifel ist das Glaubensbekenntnis, das er seinem Jacobi später abgelegt hat. „Ich gehöre nicht zu Ihren Ungläubigen, schrieb er, die alle unsichtbaren Kräfte wegläugnen. Ich glaube, was der Mensch sucht, das findet er, was er will, das kann er, was er sich erbittet, das erhält er; — nur muß er nicht incompetent Dinge verlangen, nicht zugleich nach Süden und nach Norden streben wollen. Wenn ich mir denke: was ist Gott? was ist Zeit? was ist Raum? was ist die Seele des Menschen? was die Materie? was ist Liebe zum vollkommensten Wesen? Dann ist mir, als ob Alles möglich sein müßte, was man sonst rund wegläugnet und für unmöglich hält. Wer Gott liebt,

der — so scheint es mir wenigstens — muß ihm nahe sein, und zwar in dem Grade näher, wie er ihn in Allem liebt, seine Kraft in Allem fühlt, und sich selbst von allem Andern unabhängig erhält. Wo der Geist ist, da ist Freiheit, sagt Paulus. Und wo religiöser Glaube ist, darf man jedoch sagen, dort kann der Geist nicht frei sein; woson wir uns im Laufe der geistigen Entwicklung Forster's bald vollkommen werden überzeugen können. Ob schon er an Müller schrieb: „Es ist die höchste Weisheit, immer die Gegenwart des lieben Schöpfers vor Augen zu haben. Lassen Sie sich, mein Vater, immer Dies und die Liebe des Gefreutigten genügen, und trachten Sie nicht nach hohen Dingen —“ so war er doch im Zustand seiner inneren Gährung und bei seiner schwärmerischen Ergebenheit frei von einem engherzigen Verstand mit seinem Gott und hielt die Religion für etwas Höheres als für Formendienst, für Fürbitte um Regen und Sonnenschein, Brod und Wein, Kleidung und Obdach.

Über der Mensch ist nicht von Einem Guss und während die fortschreitende Gährung die Pefe abirgt und manche eitle Luftblase entweichen läßt, entwickelt sich auch der Geist zu Kraft und Klarheit. Jacobi hielt den Unglauben für gefährlicher als Aberglauben. Hierin stimmte ihm Forster nicht bei; er sagte: „Aberglaube kann unmöglich der Weg zur Wahrheit sein — ich kann mir nichts Schrecklicheres denken, als die Autorität eines Menschen der in einer höheren Relation mit unsichtbaren Kräften stehen will und kraft dieses Verhältnisses über die Vernunft und das Gewissen der Menschen unumschränkt regieren will. Als Protestant erzogen, lag diese Aversion gegen päpstliche Autorität schon im Keime von Forster's Erziehung; doch eben so läßt sich auch seine Liebe zum Befreutigten (nicht weaiger eine Autorität) und seine Demuth mit völliger Selbstaufgebung erklären.

Dunkle Gefühlbahnung und klares Urtheil wogten auf und nieder und es ist

bei dem tiefen Verstand, der Forster mit seinem Freund Schmeißing verband, ein sehr bezeichnendes Zeichen, daß dieser seinen Vater beruhigend versicherte, er werde sein Freigeist werden, während Forster seinem Vater die Sorgen nehmen mußte, daß er (trotz seiner Aversion gegen Autorität), katholisch werden könne.

Noch in Cassel hatte sich Forster von allen kirchlichen Strängen befreit und sich aus den Fesseln der finstern Schwärme herausgewunden. Forster selbst hatte eine ganz klare Einsicht in die spätere Umkehr seiner Entwicklungslufen, die sich durch die ungewöhnlichen Verhältnisse der ersten Jugendzeit und die Gefühlverwirrung unter Rosenkreuzern stand gegeben hatte. Durch ein frühes, nie erlöschendes, alle Leibes- und Geisteskräfte erschöpfendes Leben als Klabe und als Jüngling war seine religiöse Schwärmerei eine notwendige Folge; so daß er Leiden für gut und zuträglich, Genuß hingegen für gefährlich und schädlich ansehe konnte.

Von der Schwärmerei, gebürtig, schrieb er: „Die Wirkung aller falschen Schwärmerei ist es, Menschen von Menschen zu entfernen; wo so viele äußerliche Ursachen meiner besondern individuellen Lage mitwirkten, ist es mir selbsthaft, daß ich mich nicht noch weiter verirre und fähig war, zurückzukehren.“

Und in Grundsätzen ein Mann und in ihrer Befolgung ein Mensch zu werden, sehnte er sich nach Veränderung des Ortes und seiner Umgebung und so folgte er denn auch einem Rufe nach Wilna, in Lithauen.

Hier war er besonders bemüht, seine Kenntnisse in Naturgeschichte, von Pflanzen und Thieren zu erweitern. Naturgeschichte des Menschen blieb aber nach wie vor der Lieblingszweig seines Forschens. Er wurde zu Wilna doppelt hiezu angeregt durch Zimmering's berühmte Schrift: „Ueber die körperliche Verschiedenheit des Nohren vom Euro-

päer,“ die ihm gewidmet war, und durch einen seltsamen Mißgriff Kants, der die Menschenrassen für erbliche Unterscheidungen bei Menschen eines Stammes erklärte. Forster machte einfach geltend, „daß Menschen, die erbliche und zwar unvermeidliche Unterscheidungen haben, niemals von Einem Stamm sein können.“ Blumenbach hatte mit echtem Professorenbunkel diejenigen, die sich beifommen ließen, mehr als Einen Menschenstamm anzunehmen, der Abwägung und Neuerungssucht beschuldigt. Forster unterließ es nicht, ihn dafür zurechtzuweisen. Auch schrieb er in dem Aufsatz über Menschenrassen: „Eines der zuverlässigsten Mittel, in einer glückseligen Wirklichkeit des Denkens begründet zu ruhen, sich in demüthiger Bescheidenheit unter das Joch der höchsten Vorurtheile zu schmiegen, und nie eine nahe, dem Denken winkende Wahrheit zu ahnen, ist Dieses: „Wenn man von einer kühnen Folgerung, die ganz unmittelbar aus reinlichen Prämissen floß, zurückbedenkt wie vor einem Ungeheuer. Hinweg mit dieser unmännlichen Furdt! Statt derselben nachzugehen, unersuche man nochmals sorgfältig den zurückgelegten Weg und prüfe jeden Schritt mit unerbittlicher Strenge. Ist Alles sicher, nirgends ein Sprung geschehen, nirgends auf betrügerischen Triebhosen gefußt worden, so trete man getrost dem neuen Ungeheuer unter die Augen, man reiche ihm vertraulich die Hand und in demselben Augenblick wird alles Schreckliche an ihm verschwinden.“

Dies ist die Sprache Forsters, des Mannes, der sich vor einer echten philosophischen Jucht, eines neuen Gedankens, einer neuen Wahrheit wegen vor seiner Kegelei fürchtete. Von der Bibel sagte er in dieser Hinsicht, es gälte als ein Angriff auf dieses alte Buch, wenn man von mehr als Einem Menschenstamm sich eine Möglichkeit vorstellt, welcher — ob schon er Niemand verwandte — als Kegelei verbrüht wird und als Neuerungssucht.

Die Natur war Forster eine Stube;

in welcher gerade der in der Pflanzen-
hanz der einen Erzeugnisse die Mannigfaltigkeit der Nothwendigkeit der
Mannigfaltigkeit der Nothwendigkeit der
rer Beziehungen, ohne gegenseitige
führung möglich macht. Dies ist nicht
nicht sowohl aus über einander liegenden
Stufen, als aus Molekern, die, obwohl
mit einander verwachsen, Stoffe und
Kräfte gegenseitig aufeinander; so, daß
Ein ununterbrochenes Leben der
ung, Umgestaltung und Leben der
keist. Die Naturwissenschaftler
ein Kunstwerk vor ihm, die Natur
lebendiger Wahrheit, die Natur
Nannikelbarkeit von Fäden und Leben, in
der Einheit einer gegenseitigen
sichte.

Forster's Naturwissen war von der
Freude der Anschauung erfüllt. Nachdem
die Thatsache bereits bekannt war, daß die
Pflanzen ihre Hauptnahrung aus der
Luft schöpfen, sprach er folgende herrlichen
Worte: „Indeß das Thier schon ausge-
bildete Körper verschmakt, sie zerfallen,
aus ihrem zusammengefügten Saft sie
ergänzt, und ihre unreinen Ueberflüsse von
sich stößt, saugen die feinen Nerven und
Zellengebilde der Pflanzen die einfachsten
Elemente gierig aus der Luft. Aus
Sonnenecht und Meer gerührt, wie sonst
nur Dämonen träumen, lacht uns-
rem Bild das laute Grollen der Wälder
und der Fluren; und jetzt! im unendlichen
gärtigen Gärten der Blumenkrone und be-
reifenden Früchte glüht der Lebenskraft
Lichtstrahl und zieht die Pflanzenschöpfung
mit seinem mannigfaltigen Farbenspiel.“
Er hatte eine vollkommen klare Vorstel-
lung von jenem Kreislauf der Grund-
stoffe, welche der Thiere Leben von dem
Wachsthum der Pflanzen und dieses von
jenem abhängig macht. „In einem Sy-
steme, wo Alles wechselt und angeregt und
angeregt wird, kann Nichts verloren ge-
hen.“ Ist es in seinem Blick in das
Ganze der Natur; die Menge des vor-
handenen Stoffes bleibt immer dieselbe.
Doch ist keine Gestalt, so wenig wie der
Mensch selbst, beständig. Und schließlich
gab die Natur seinem zusammengefügten,

gebrüchlichen Körper. Der Stoff aus
welchem sie bestehen, ist in beständiger Ver-
änderung. In der ganzen Anlage dieser
Welt ist Alles auf Bewegung, Verän-
derlichkeit, nicht auf Dauer und Unver-
änderlichkeit eingeichtet. Auf der Erde,
in der Luft, im Wasser, überall gibt es
lebendige Keime, welche sich die sichbare
Materie aneignen, sie in ihre eigenen We-
sen verkehren, sich in neue Keime von glei-
cher Art fortzupflanzen oder abzweigen an
den andern zur Nahrung dienen. Und die
die Materie erstreckt immerfort unter
einer andern Gestalt. Das Thier, von
Pflanzen genährt, die es in seine eigen-
Substanz veränderte, stirbt hin, wird
aufgelöst und sein Stoff wird wieder be-
gierig von Pflanzenwurzeln eingesogen;
obdieserlei Grundstoffe sind mineralisch
in Thiere, vegetabilisch in der Pflanz,
animalisch im Thiere. Die Anzahl die-
ser plastischen Kräfte ist der Menge des
Sauerstoffs angemessen: voraussichtlich
war in der Gattung, im Ganzen ge-
nommen jedoch immer dieselbe. Unaus-
sprechlich verbreiten die Grundkräfte ihre
Wirksamkeit auf neue Kinder, welche das
ältere Geschlecht überall erzeugen und den
ganzen Saft der Erde erneuern. Wie
stark und mächtig ist nicht das Schau-
spiel dieses immenswährenden Umlaufs!
Ja, und dieser Umlauf ist kein vitioser Ein-
tel einer traumhaften Phantasie und selb-
gesteigerten Schwärmerie; er ist die sichtbare
Unsterblichkeit des Stoffes, die nur der
denkende Naturforscher zu begreifen und
gehört zu würdigen vermag.

Die Erde schmückt sich immerfort mit
neuen Klüften, die veraltenden, entkräftes-
ten Körper müssen vollends verschwinden
und Ueberflus und Schöpfung herrschen
wieder wie zuvor.

Die Vielseitigkeit der Naturkenntnis
führt zu dem tiefsten Verständniß aller
meiner Gesetze, wie die Blüthe zur Frucht.
Und diese Kenntniß hat auch den Notens-
kreuzer Forster, bei seinem heißen Drang
nach Wissen, endlich zu dem Born der
Wahrheit geführt, die der Verstand erschafft,
indes das Herz bewundert. Die Gattung

gen selbst sind die einzigen Wesen der
Natur, immerwährende, der Natur an-
hängig und von Dauer gleiche Kräfte. Die
Zeit selbst, sagt Forster, hat nur eine
Kraft zu den einen und Ueberflus, zu
solchen Wesen deren Leben so über-
hend ist. Forsters Sprache sine rube
Ausprüche, die sich als reife Frucht von
den immer und während seiner Entwick-
lung achtsam. Ruhig und reich,
das ist das eigentliche Merkmal einer
Reife. Nach war der Mensch, mit dem
er sich zu einer freien Weltanschauung er-
hob; so daß ihm selbst zu Muth war, als
fielen ihm die Gedanken von der Natur.

Wahrheit war ihm nun im Geiste
Alter nur noch die Einnehmlichkeit
und das, was unmerklich aus Erfahrung
fließt. Wir können, sagt er, vermöge
unserer Natur, keine andere Bestimmung
einem Dinge (Weisen, Körper oder
Materie) haben, als die Bestimmung,
so es in uns hervorbringt. Die Ur-
sprung aller unserer Bestimmung ist
die Welt glauben was sie will, wenn ich
nur wissen darf was ich will und Nichts
glauben darf; von nun an leise es bei
mir, nach dem Englischen: *Seeing is
believing* Denn mehr hat man am Ende
doch nicht, als was einem durch die
zwei kleinen Öffnungen der Pupille fällt
und die Erwinigung des Geistes er-
regt. Anders als so nehmen wir die
Welt und ihr Wesen in uns nicht auf —
ohne, daß man hinzufügen, und mit
Hirn, Esp. nisten zu zwingen und zu zwingen.

Forster hat für sich die höchste Stufe
einer klaren Ueberzeugung erlangt. —
Wild und frei, wie er einmal geordnet,
ist er jedoch nie dazu gekommen, seine An-
schauung zu einem herrschlichen Kos-
tengewort zu machen.

Die Metaphysik hielt Forster für blo-
ßes Wahn. Im Uebersicht menschlicher
Bestimmung lag es freilich, schrieb er an
Zömmerring, daß unsere Gattung sich ein-
mal mit spekulativen Ideen herum umher-
muste, und zur Entdeckung der Denk-
kraft hat es allerdings genug beigetra-

mithin zur Verbesserung des Menschlichen, in so fern jede Uebung des Geistes dahin abzwelt. Aber gut ist es doch, daß wir nun endlich diesen Wust in's Reine haben, d. h. wir wissen, man komme immer mehr auf die em Wege weiter. Verschun wir den die jämmerliche Metaphysik auf ewig unter der Bank und halten uns an das für uns Nothwendige!"

Ich verheißt Niemand von Dingen sagte er die über die Natur hinaus sind. Na, die Kraft, die den Körper belebt, dauert fort, ist unzerstörbar. Sehr gut. Jeder Mensch des Körpers dauert aber auch fort, ist auch unzerstörbar. Kann man beweisen, daß die Kraft, vom Organ getrennt, Besinnung, Gedächtniß, Bewußtsein, Gefühl, Vernunft habe? Nein!

Geist und Materie sind Forster ein Ding. Er spricht nicht von Operationen in seinem Gehirn, sondern seines Gehirns. Denn alles Moralische hat wohl irgendwo seinen sichern Grund in Physischen.

Menschen, die wie Forster in Folge des Fortschritts auf dem höchsten Standpunkt des Denkens angelangt sind, können jede weniger freie Auffassung verstehen, insofern sie sich von Gläubigen nicht verstanden werden.

Unter Allem, was die Vernunft gebären konnte, schrieb er in späteren Jahren, mehr auch der Atheismus möglich sein; er ist auch eben so consequent wie der Epikureismus oder der Deismus.

In der That, schreibt er an einer anderen Stelle, wenn man bedenkt, daß Raum und Zeit nur zu unserer beengten Existenz gehören und an sich Nichts sind, so kommt man auf einen Punkt, wo die Streitigkeiten über die Unverletzlichkeit der Seele auf ein bloßes Wortspiel hinauslaufen. Die Folge schaut nur für Den etwas Nulles, der in der Einschränkung begriffen ist; diese hinweggenommen und es bleibt vollkommene Unbeschränktheit ohne die Möglichkeit eines Begriffes von Raum und Zeit. Hier

versinkt Alles, Ursache und Wirkung, Folge und Ausdehnung, Persönlichkeit und Denken in einen Abgrund des unendlichen Daseins. Fühlen wir dies, so sind es Worte ohne Begriff; aber Das ist es auch Alles, was wir von jenen Dingen, die außer unserer Vorstellungsart liegen, je erlangen können. Schatten statt des Wesens. Darum wollen wir nicht aufhören zu schreien: Freiheit, grenzlose Freiheit in Allem, was über das in empirischer Ansbauung des Objectiven hinausgeht! Jeder wähle sich seinen Weg, ohne daß er auf seine politischen Verhältnisse Einfluß habe. Jeder glaube so viel oder so wenig als er kann; Jeder sage frei und ohne Furcht, was er glaubt; Keiner erziehe sich bloß der Duldung, sondern Jeder des anerkannten Rechtes zu denken, wie und was sein eigenes Wesen mit sich bringt; nur Der sei ausgeschlossen aus unserer Mitte, der auf dem all. inseligmachenden Wege: gehen und das „Zwinge sie, hereinzukommen,“ zu mißbrauchen sich unsterbt; denn er ist der Feind Aller und d. h. wegen sei Jeder gegen ihn.

Hieraus sieht man bereits zur Genüge, wie Forster sich bei seiner wissenschaftlichen Entwicklung zu Glaubenssätzen verhielt. An es war es mit seinem Freund, dem Lüßelckerer Jacobi, er mit seiner Rückkehr unter die Fahnen des Glaubens eine klägliche Rolle gespielt hat, welche Forster nicht ungerügt lassen konnte und so weniger, da Jener mit paroxysmischer Decimation behauptet hat, man müsse ein Scharte sein, wenn man nicht, wie er, die Augen zudrücke und schreie: man sehe ein helles Licht.

An Zimmerina schrieb er im Jahre 1785: „Ich bin Dir jetzt so ruhig, so zu frieden, so vergnügt, ohne Gott und ohne Gebet, als ich es ehemals mit aller Kraft und Mennechtlichkeit des Glaubens nie sein konnte. Wenn es ein Wesen gäbe, das als Schöpfer alle Wesen in sich faßt, so bin ich überzeugt, daß d. s. Glück seiner Geschöpfe ihm angenehmer sein müsse, als ihr unaufhörliches Betteln, und daß

man rechtschaffen, gut und edel sein und handeln könne, ohne aus Unmöglichkeit oder Wahrscheinlichkeiten sich Gesetze zu machen, viel weniger aber Absurditäten und Lügen zu glauben, und ihnen den gesunden, schlichten Menschenverstand zu opfern.

Den Glauben an persönliche Unsterblichkeit und an einen Schöpfer hielt Forster, so wie jeder auf der Bahn des Fortschritts und des Wissens Verflissene, am Längsten bei. Erst im Jahre 1789, nachdem er Wilna verlassen hatte, schrieb er an Jacobi: „Die Personalität, offenbar das Resultat der Einschränkung, oder eigentlich diese Einschränkung selbst, ist das Unmögliche an uns, und eben daß wir mit oder durch Personalität genießen, halte ich für eine Unvollkommenheit mehr. Das Ergötzen an unserer Individualität bleibt oft ihre einzige, (wenn auch nicht sehr rühmliche) Resource.“

Forster war ehrlich. Das Christenthum hatte für ihn bloß geschichtliche Bedeutung; die Schöpfungsgeschichte des Alten Testaments bezichtete er eben so als Mythologie wie das Christenthum des Neuen Testaments. Wie klein kommen einem die Menschen vor, schrieb er an Lichtenberg, die auf sich ein *atome de bono*, wie Volta es nannte, sich einbilden, der allmächtige Gott sei (ihre wegen) ein Jude geworden.

In einem andern Schreiben an Lichtenberg sagte er: „Meine Vernunft ist noch nicht gesund — sehr krank — genug, um jene Fortdauer, welcher die jetzige Erde mit ihrer Erfahrung zu flauen kommen könnte, für wahrscheinlich oder nur möglich zu halten.“

Die Avertierung des objektiven Daseins, was im Bewußtsein mitgegeben wird, geht in Abergang über, sobald der rohe Mensch sich gegen das unaufhaltsam Wirkende leidend verhält und sich dadurch eingeschränkt und überwältigt fühlt. Aus der Ensticht dieses Arzoms entsteht der Glaube und die Gottesverhörung.

Für Forster bildeten die verschiedenen

Formen der Gottesverehrung einen lehrreichen Zweig der Menschenkunde. Er forschte mit Liebe und hielt Alles was er fand, für berechtigt. Nicht die Meinung Anderer, nur Unzulässigkeit konnte ihn in Harnisch bringen.

Forster verlangte, daß die Nichtanerkennung der Wahrheit keinem Menschen Schanden bringen sollte, sondern nur die Nichtbefolgung der anerkannten Wahrheit. „Wer sich nicht belehren ließe, daß die drei Winkel eines Dreieckes zwei rechten Winkeln gleich sind, dem würde man zwar mit Recht die Fähigkeit zur Mathematik absprechen; aber ehrlos wäre er darum gewiß nicht. Um wie viel mehr muß dies nicht bei speculativen Sätzen und Glaubenssachen deren Evidenz schlechterdings nur subjectiv ist, der Fall sein?“

Die Philosophie, meinte Forster, muß sich schlechterdings nur auf das Begreifliche, auf das Erweisliche einschränken; in dem die Theologie Mysterien lehrt, die nicht bewiesen, sondern geglaubt werden müssen. Einen platteren Widerspruch kann es nicht geben als das Unbegreifliche beweisen, das heißt, begreiflich machen zu wollen.

Wann wird es wohl dahin kommen ruft Forster aus daß Menschen einsehen lernen, die Quelle der edelsten, erhabensten Handlungen, deren wir fähig sind, habe Nichts mit den Begriffen zu thun, die wir uns vom lieben Herrgott und von dem Leben nach dem Tode und von dem Geisterreiche machen.?

So wie er auf dem Gebiet der Ansichten und Meinungen die Ueberzeugung hegte, daß der Glaube vom Willen der Menschen unabhängig ist; so war er auch auf dem sittlichen Gebiete des Handelns sich darüber klar, daß Alles von unserer Organisation abhängt.

Organisation, Erziehung, Sozialumstände, wie viel thun die nicht zur Denkungsart und Vorstellungsart, zur Wirksamkeit, nach rechts, gerade aus, aufwärts und abwärts? Und da geht es denn mit der

ganzen vielrädrigen Maschine der Welt gerade so und nicht anders als es getrieben wird. Der Mensch fühlt und denkt, wie er denken und fühlen muß. „Es dieng nicht von mir ab, spricht Forster, Das zu werden, was ich wollte, mir die Verhältnisse zu wählen, unter denen ich in der Welt erschien. Ich ward geboren, erzogen, meiner Denkungsart ward eine Falte geschlagen, eine Richtung gegeben, ganz unvermerkt, ganz ohne mein Zutun, und siehe, nun rache ich so und nicht anders. Ich mußte endlich in die Welt unter Umständen, die wiederum aus meiner nicht erwähnten Lage flossen, ich konnte und sollte diese Verhältnisse nicht durchbrechen und beugte also meinen Nacken dem Schicksal.“

Wie das Unendliche an's Endliche, so ist über alle Grenzen menschlicher Begriffe hinaus, Freiheit an Nothwendigkeit geknüpft. Verdienstliche Zurechnung kann demnach nirgends stattfinden und die Tugend mag bios das stille Resultat einer glücklichen Harmonie der Kräfte oder das gewaltsam Er kämpfte eines mächtig vollenteten Verstandes sein. — Richtige Selbstbeurtheilung, ohne welche man den Namen eines Philosophen nicht verdient, ist Vereinigung, wobei sowohl pharisäischer Eitelkeit als falsche Demuth wegfallen müssen. Wohl dem, der ohne mit Andern sich zu vergleichen, den Gehorsam hinnehmen kann, den die Natur mit der Selbstgemäßheit unzertrennlich verbunden hat.

Der Moment, in dem wir leben, ist unser; das Vergangene ist ein Traum, und das Zukünftige existirt erst, wenn es nicht mehr zukünftig ist. An Leib und Seele sind wir heute nicht mehr, was wir gestern waren, morgen nicht mehr die heutigen. Alles ist Kreislauf, Alles Veränderung, und doch gründet sich das Angenehme, das Einschmeichende der Idee von Fortdauer nur auf die Idee der Presentität. Diese weggenommen, kann es gleich viel sein, ob der Lichtpunkt, der mich heute besetzt, über ein Kleines im Heber der Milchstraße,

oder im Lichtmeer der Sonne, oder in einem Atom des Weltchens lebt, das auf meinem Grabhügel wächst — ob er sich neue Organe aneignet, neue Einbrüche annimmt, ein neues Gedächtnis sich bilden und in neuen Verhältnissen schweben kann. —

Seltam genug, der Mensch will ewigen Lohn und ewige Strafe abhängig machen von Tugenden und Sünden, die er selbst veracht, und er wünscht sich persönliche Unsterblichkeit, während er überwundene Entwicklungszustände wie Schlacken von sich wirft, in deren beschränkende Behauptung er kaum mit seiner Vorstellung zurückkehren kann. Ach, Irrthum und Wahrheit sind fast so unzertrennlich wie Leib und Seele, wie die Kraft und Schranken des Daseins.

Forster ist der Lessing unter den Volksschreibern der Naturkunde, der seiner Mitwelt um des Jahrhunderts ganze Hälfte vorungeschritten war. Heuchelei, wie gewöhnliche Freidenker so häufig charakterisirt, war Forster von jeher fremd. Er fand es nicht recht, seine Meinung nicht auszusprechen, weil sie Diesem oder Dämmerer zuwider war. Für seine eigene Art zu denken und zu handeln glaubte er bios seinen eigenen Beifall sich schulden zu sein. Der vernünftige Mensch hat vor einem Menschen die höchste Achtung, der rücksichtslos sein Inneres verkündigt. Und ein solcher Mensch, im höchsten Sinne des Wortes, war Georg Forster.

Die Menschen, sagt er, erscheinen in ihren Handlungen wie sie sind; jeder thut, was er nicht lassen kann und trägt die unausbleibliche Folge. Darum, meinte er, sollte man Niemanden verdammen. Der Mensch muß zuvor vernünftig werden, um seinen wahren Vortheil im Wohl des Andern zu erkennen; aus Verlangen nach einem glücklichen Genusse des Daseins haben wir Gerechtigkeit und Billigkeit zu üben.

So lange es wahr bleiben wird, daß die größte Anzahl der Menschen mehr

nlich oder thöricht als vernünftig leben und handeln, so lange wird epoptismus leiben und das geduldigere Thier sich von unbändigen leiten, treiben, quälen und auslaugen lassen.

Also strebet, Forster ähnlich zu werden im Geiste! Strebt nach Vernunft und Tugend, wenn Ihr frei sein wollt von den Ketten des Glaubens und seiner Priester!

Der geistigen Freiheit ist die Bahn gebrochen; doch „in Volk, das sich nicht auf die eine oder die andere Art durch den Teufel blenden ließe, giebt es auf der Erden noch nirgends; daher es ein Leichtsames ist, ein Seil um die Hörner der Menschen zu weihen und auf ihnen querfeldein zu reiten.“

Es wird Anreiz werden, wenn auch pät.

Ihr die Fabel.

Der Begriff von Ehre und Schande.

Von S. Enders.

In einer Republik, deren oberster Grundsatz es ist, daß „alle Menschen gleich geboren werden.“ sollte man von jedem Bürger und jeder Bürgerin voraussetzen dürfen, daß sie einen richtigen Begriff haben von Ehre und von Schande, einen weit richtigeren Begriff als Menschen, die in Monarchien leben, welche dem System nach auf Ungleichheit basirt sind. Betrachten wir aber das souveraine Volk unserer Republik in seinen Ansichten, seinen Meinungen, seinen Urtheilen, seinen Handlungen; beobachten wir hier die Menschen in der Arena der Politik, im Sanctum der Kirche, im Geschäftsleben, in privat und öffentlichen Gesellschaften, so wird sich der ruhige und denkende Beobachter bald überzeugen, daß Vorurtheil, Thorheit, Dummheit und Irrthum hier oben so schroffe Gegensätze zu Vernunft und Wahrheit bilden als in Monarchien, und daß sie hier den Philosophen und Freiheitsfreund um so schmerzlicher berühren

müssen, da eine republikanische Staatsform vernünftige Menschen voraussetzt, die fähig sind, das Wesen der Freiheit und Gleichheit zu erfassen.

So wenig es vor dem Richterstuhle der Vernunft eine absolute Freiheit giebt, wo Jeder thun kann was er thun will; eben so wenig kann es in einem auf Vernunft-Prinzipien gegründeten Staat absolute Gleichheit geben. „Die Menschen werden gleich geboren,“ kann nichts Anderes heißen, als die Menschen sind in einem vernünftigen und freien Staatsverband zu gleichen Rechten berechtigt und haben demnach auch gleiche Pflichten, gleiche Lasten zu tragen. Nur diese Deutung allein kann Sinn haben und ihre Grundlage ist breit genug um darauf einen Tempel der Freiheit zu erbauen. In einem Staate aber, wo prinzipiell keine Ungleichheit stattfinden darf, ohne zugleich aufzuhören ein freier Staat zu sein, in einem solchen Staate darf Ungleichheit im politischen und socialen Leben weder durch Geburt, noch durch Reichthum; weder durch Glaube und Religion, noch durch Hantwerk oder sonstige Beschäftigung und Arbeit; weder durch Nationalität noch Rasse bedingt sein. Jedes Gesetz gegen die absolute Anforderung dieses politischen Axioms ist ein ungerechtes und freiheitswidriges Gesetz; jeder Verstoß dagegen ein Zeichen von politischer Unmündigkeit und Ignoranz. Und an solchen Gesetzen, functionirt sogar durch unvernünftige Interpretation der Constitution, fehlt es uns, leider, nicht; und solcher Ignoranz begegnet der denkende Mensch überall, wohn er seinen Fortsichtsblick nur wenden mag.

Beginnen wir nun mit dem Vorurtheil der Geburt und wir müssen mit Entrüstung wahrnehmen, daß nur der gebildete und vernünftig denkende Amerikaner auf den Zufall seiner Geburt keinen bevorzugenden Werth legt, insofern die Mehrheit der Eingebornen mit stolzdummer Arroganz auf Fremde herabzublicken und nicht selten ihrer angeborenen Dumm-

heit mit dem bekannten *damned Irish* und *damned Dutch* Luft macht. Daß diese Leute meist selbst von Irländern und Deutschen abstammen, vergessen sie nur zu bald und da sie dem Geiste nach ungebildet und dem „Sichselbstfreifühlen“ nach unmaßend sind, so erklärt sich dem Psychologen diese, eine freie Staatsform schändende, Abnormität unwürdiger Bürger und Bürgerinnen von selbst.

Der Geburtsadel hat hier *de jure* aufgehört; doch sucht sich der Geldadel *de facto* geltend zu machen. Dem Geburtsadel liegt in der Regel ein Verdienst, sei es im Kriege oder im Frieden zu Grunde und würdige Ahnen sind werth nachgeahmt zu werden von den spätesten Enkeln. Da jedoch das Verdienst des Vaters nicht auf den Sohn vererbt werden kann, da der Geburtsadel in alle Rechte des Staates ihn einsetzt, ohne dessen Lasten zu tragen, so kann er vor dem Richterstuhle der Vernunft nicht gerechtfertigt werden und muß um so mehr an Terrain verlieren, je mehr die nichtadeligen Massen (Bürger und Bauer) an Intelligenz gewinnen. Ist demnach der Geburtsadel eine zeitweilig nothwendige Abnormität des Staatslebens, so ist der Geldadel, der sich in einem freien Staate breit machen will, eine Absurdität, welche man bloßstellen und mit allen dem Geist zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfen muß. Der Geldbroze hat selten ein anderes Verdienst, als das des blinden Glückes oder des — Betruges, oder besser gesagt, er ist ein Mensch ohne alles Verdienst; entweder ein Esel oder ein Schurke, der mit Geringschätzung auf „arme Leute“ herabzublicken, so sehr diese ihn auch an wahren Menschenwerth verdunkeln mögen. Es ist allerdings ganz angenehm, im Besitze eines Vermögens zu sein, das unabhängig macht und den Born zu allerlei Genüssen öffnet; doch wer ist denn eigentlich reich? Wer Plantagen mit Sklaven besitzt? Wer über Hunderttausend Dollars oder über eine Million gebietet? Thorheit — wer Obdach, Kleidung und Nahrung hat, dabel gesund und vernünftig

tg ist, der ist wahrhaft reich. Hat d an der Plantagen- und Fabrikbesitzer eine sichere Garantie für sein n. Lichtum? Da: sie der Millionär? Durchaus nicht. Blickt Euch um ein Viechen im Leben und Ihr werdet bald erfahren, welches launisches Weib Fortuna ist, von der nur der Weise allein sich nicht beirren läßt. Aber der Weisen giebt es eben sehr wenige und der Thoren gar viele. Thor ist, der an Ged und Gut eine Ehre knüpft, an Armuth Schande; so wie ferner ein Thor ist, der sich vor dem Geldsack eines Andern beugt.

Häusliches Glück ist im wahren Sinne des Wortes eine Sittenbrut; doch nirgends ist es so selten, als hier zu Lande, wo das Jagen nach Geld und Gold fast zur Sucht geworden und alle edleren Gesühle abfordert. Einer will es dem Andern gleich thun, unbekümmert um seine Mittel; Einer will den Andern verdunkeln, gleichviel, wo das Geld herkömmt, um dem Luxus zu stöhnen. Als ob es eine Ehre wäre, in einem Palast zu wohnen, in einer Kutsche zu fahren, elegant gekleidet zu sein, und eine Schande, eine Hütte zu bewohnen, zu Fuß zu gehen und schlicht und einfach gekleidet zu sein! Der Mensch ist es, der Mensch allein, durch dessen Handlungen Ehre und Schande bedingt sind. Falsch Begriffe hierüber bringen auf falsche Wege und indeß man nach Reichthum strebt, verliert man nicht selten das wahre, das innere Glück und die einzig wahre Ehre, die auf Tugend und Recht beruht. — Selbst der radikalste Denker wird hier zuweilen zum Aemmerjäger, zum Heuchler in Staat und Kirche, um — sich emporzuschwingen; doch je höher er auf der Leiter des äußeren Glückes steigt, desto tiefer sinkt er herab in der Meinung vernünftiger Menschen, und was das Schlimmste, in der Artung seiner selbst ohne welche kein Glück auf Erden möglich ist. Dieses Glänzen wollen, dieses Besessenw. An als andere Leute, bloß der Außen wegen, charakterisirt am meisten das amerikanische Weib im Allgemeinen. Und warum? Wegen Mangel an mo-

rallischer Bildung, so weder in Freischulen, noch viel weniger in Ladies Seminarien einen Zweig der Erziehung ausmacht. Puppen, die auf dem Clavier klümpeln, die einige Phrasen französisch verstehen, die Arithmetik und Physik studiren, ohne Etwas davon zu wissen, die über Hauearbeiten des Weibes die Nase rümpfen, die vom Kochen auch gar Nichts verstehen und eben so wenig vom Pflegen eines Kindes; deren höchste Granken sich um Toilette und Kirche drehen; Puppen, ohne Herz und Gemüth, für die der Mann noch da ist, um als Bescheller zu dienen und ihre Wünsche, selbst die thörichtesten, und ihre Bedürfnisse, selbst die überspanntesten, zu befriedigen. Solche Puppen haben wir gar viele und von solchen Puppen soll man Mütter erwarten, die im Stande sind, Söhne zu vernünftigen und tugendhaften Männern und Töchter zu edlen Weibern zu erziehen!

Den Gegensatz dieser Austerbildung finden wir häufig an Mädchen sehr armer Eltern, die das Glück hatten, durch ein schönes Gesicht einen wohlhabenden, oder reichen Mann zu bekommen. Weder gebildet, noch verbitet lassen sie sich vom Extreme der Fashion mitreißen, suchen ihr höchstes Glück in Pug und Gesellschaft, vergessen was sie waren und halten sich nun für etwas Besseres als *the poor common people*, dem sie doch selbst entsprungen sind. Auch sie wissen nicht, daß es nicht der Teppich auf dem Stuhl, nicht der Hut mit Federn, nicht das seidene Kleid ist, so an sich einen wahren Werth haben, sondern der Mensch und nur der Mensch durch sein Benehmen, seinen Charakter über Ehre und Schande zu bestimmen vermag.

Auch die Kirche, deren Eifer nicht hatte noch sein Haupt zu legen ist sehr selten eine Stätte der Frömmigkeit und der Andacht; sondern mehr ein Zufluchtsort für Ritzgeus und Zurschaustellung schöner Kleider. Eine Anstalt, in welcher elende politische Heuchler und Banquerouteure auf die Stimme der Gemein- de bei Wahlen und auf Credit und Kund-

schaft im Geschäfte spekuliren; eine religiöse Farge, die einem Müßiggänger Ansehen und Ruhe gewährt, als Lohn für den heiligen Betrug, den er entweder wissend oder glaubend an der Benurft des Menschen übt. Und dieses gläubige Volk behauptet noch so häufig, der Unaläubige könne keine Moral haben da er keine zukünftige Strafe fürchte und bebauern im besten Falle. Jenen, dessen Moralität sie doch nicht hinwegzudemonstriren vermögen, daß er keine Religion habe. Sollte aber die gute Christin nicht hinlänglich gepuzt erscheinen können, so wird sie sehr ungerne oder gar nicht zur Kirche gehen, denn es wäre ja eine Schande, Andern dem Neufern nach hintanzustehen. Das Innere aber ist Nebensache. Und der gute Christ, der *Merchant Tailor*, der *Clerk*, der *Bank Cashier*, der *Gambler*, (in Karten oder Grundstücken) und dergleichen *Refined Gentry* würden es für eine große Schande halten, auf einer Hintertank Platz zu nehmen, anstatt auf einem gepolsterten Kissen eines bezahlten Kirchenstuhles (*Pen*). Der Anzug eines Christus in irgend einer fashionablen Kirche würde ganz gewiß die Indignation aller dieser Frömmiger und Heuchler, dieser Pfauen und Crocodile, hervorrufen und *what a shame!* würde man sich zuflüstern, wenn die Lumpen auch das edelste Herz bedeckten. Das Herz — zu was braucht man hier zu Lande ein Herz! Um zu lieben? In einem Handelsstaate geübt diese Pflanze sehr spärlich und wem Geld das Höchste ist, der hält Liebe für das Geringste.

Kunst und Wissenschaft haben von jeher nur wenige Adepten gezählt, und indeß jene das Leben versüßnet, diese die Aufklärung und Bildung, somit Freiheit und Glück fördert, ist es das Handwerk, so auch die rohe Arbeit, die b'os körperliche Anstrengung, ohne geistige Mühe erlernt und geübt, welche dem Leben dienen. Beanspruchten demnach Kunst und Wissenschaft eine Superiorität über Handwerk, Handel und rohe Arbeit, so

beruht dieser Anspruch auf einem vernünftigen Grund und: „nur der Barbar kann den Künstler, den Gelehrten geringschätzen oder, mit Cicero zu sprechen, seinen Namen jäh den.“ Sollte aber der Künstler, der Gelehrte den Handwerker, den Kaufmann, den Landmann, den Tagelöhner bloß ihres Berufes wegen geringschätzen, ihres Umganges sich etwa sogar schämen, so würden sie dadurch bloß ein geistiges Armuthszeugniß ausstellen und zeigen, daß sie trotz Genie und Wissen über Ehre und Schande ganz unvernünftige Begriffe hegen. „Berichte das Deinige wohl, sagt Pope, darin besteht die ganze Ehre.“ Die Kutte ist bloß Tuch das Schurzfell ist bloß Leder und die Krone selbst ist bloß Metall — an ihnen klebt weder Ehre noch Schande; diese beiden Attribute sind einzig und allein nur durch Tugend und Tadel bedingt.

Noch habe ich der Nationalität und der Rasse zu erwähnen, um zu zeigen, daß Ehre und Schande auch von diesen Casualitäten nicht abhängen können.

Der enorme Raum der Erdoberfläche, auf welchem über tausend Millionen menschlicher Wesen leben, so die Verschiedenheit des Klimas und des Bodens ganz besonders, sind die natürliche Ursache der Rassen und der Nationalitäten. Was Jene im Verhältnis zum Weltall sind, das sind diese im Verhältnis eines Landes zu dem andern. Durch Abgeschlossenheit, durch Sitten und Gewohnheiten eines Volkes entsteht im Lauf der Zeit eine natürliche Gemeinsamkeit des Empfindens und des Denkens und so die Sprache dem Empfinden und Denken Ausdruck giebt, so ist es auch die Sprache, welche man als meist charakteristische Zeichen der Nationalität ansehen kann. — Einem Volk künstlich seine Sprache nehmen wollen, heißt ein Volk seiner innersten Wesenheit berauben wollen. Es hat denn jede Nation ihr eigenbülmliches Naturell; ja, diese Eigenbülmlichkeit bemerkt man sogar bei den Bewohnern einzelner großer Städte. Man betrachte den Londoner, den Wiener, den Berliner, den

Pariser, um sich von dieser Wahrheit zu überzeugen.

Wäre es demnach bei dieser notwendigen Verschiedenheit der Naturelle vernünftig, wenn der Franzose auf den Deutschen, der Berliner auf den Wiener u. bloß darum mit Geringschätzung oder Verachtung herabbliden, sich selbst für besser haltend, weil sie in Frankreich, in Berlin u. geboren? Man mag dem Engländer mehr geneigt sein als dem Deutschen, oder umgekehrt; so ist dies noch lange kein Grund für den höheren Werth des Einen oder des Andern bloß seiner Nationalität wegen.

Man kann seine Heimath verlassen und nach fremden Welttheilen überfiebern; doch man kann nicht aus sich selbst hinausfahren, das heißt, man kann sein Naturell nicht ausziehen — und solche Zwitferteilen, die sich ihrer Nationalität in fremden Ländern schämen, sie sogar verleugnen, sind der Abschaum von tölpelhafter Dummheit, die man nur verachten kann. — Es ist eben so töricht, sich seiner Nationalität zu schämen als es töricht ist, sich etwas besonders darauf einzubilden. Ersteres ist Sevillismus, Letzteres dummstolzer Nativismus — und die Schande klebt nicht an dieser oder jener Nationalität, sondern an Dem, der sie mißbraucht. Der Cosmopolitismus absorbiert die Nationalität, das heißt, der Geist des Weltbürgers erstreckt sich über ein weiteres Gebiet als der des Patrioten, oder gar der Spießbürgers. Eben so werden in einer Republik auf demokratischer Grundlage die Fürstenthümer und Kastenrechte von den Menschenrechten absorbiert. Da soll sich Nationalität in Menschenthum verwandeln, und bewohnen Einen großen republikanischen Staat verschiedener Nationalitäten, wie es hier in dieser Republik der Fall ist, so wird sich die Sprache und die ihr zu Grunde liegende charakteristische Wesenheit jener Nation am meisten geltend machen, die numerisch oder geistig den andern überlegen ist. Daraus folgt jedoch noch lange keine Superiorität im öffentlichen oder

im Privatleben; wo man den Werth und die Berechtigung des Menschen nicht nach der Sprache, sondern nach Geist und Moral zu bestimmen hat. Der Spanier, der Deutsche, der Franzose, der Japaner oder Chinese, sie müssen gleichberechtigt sein in einem freien Staate, ohne ihre Nationalität, ihre Sprache, ihre Gewohnheiten der vorherrschenden Nationalität opfern und aufgeben zu müssen. — Der Strom absorbiert Bäche und so ist es denn auch ganz natürlich, daß hier zu Lande das englische Element in der zweiten, oft schon in der ersten Generation alle übrigen nationalen Elemente verschlingt und amerikanisirt.

Wenn es schwer ist, sich über das Vorurtheil der Geburt, der Religion, des Standes, der Sprache zu erheben, so ist das der Farbe am schwersten zu besiegen. Wie es eine verschiedene Flora und Fauna giebt; so giebt und muß es naturgemäß auch verschiedene Menschenrassen geben. So unvernünftig es auch wäre der rothen Rasse einen an und für sich höheren Werth beizulegen als der schwarzen, oder einem weißen Pferde bloß der Farbe wegen Superiorität einzuräumen über das schwarze, eben so töricht ist es, den wahren Werth des Menschen von seiner Hautfarbe, von seiner Rasse abhängig zu machen. Daß die kaukasische Rasse von Natur aus günstiger für geistige Entwicklung organisiert ist, dafür bürgen Physiologie, Biologie und Geschichte; doch daraus folgt nicht, daß es Ehre sei weiß, und eine Schande schwarz oder kupferfarbig geboren zu werden; daß der Weiße ein angeerbtes Recht habe, den Schwarzen als Sklaven und Lastthier zu nutzen und ihm den Bern der Erkenntniß und der allmähigen Berechtigung als Mensch und Bürger zu verschließen. Es ist vielmehr die Pflicht des höher gebildeten Menschen, den minder gebildeten zu sich emporzuziehen, als ihn von sich zu stoßen, und so ist es auch Pflicht der edleren Rasse, die niedrigeren durch alle vernünftigerweise zu Gebote stehenden Mittel sich geistig und politisch zu assimilieren.

Den Menschen der Rasse wegen geringschäzter, heißt die Natur geringschäzter; ihn knechten bezeichnet den Tyrannen, ihn verachten den Ignoranten. Den Untergeordneten zu bilden, zu heben, ist Ehre; ihn systematisch verdummen, ihn verachten ist Schande.

So glaube ich denn, ohne gerade Schulmeister zu wollen, durch diese kurzen Umriffe und gedrängten Schattierungen den Leser, der in dieser Hinsicht noch vorurtheilsbefangen, hinlänglich überzeugt zu haben, daß Ehre und Chance weder durch Geburt, noch durch Reichthum, weder durch Glaube, noch durch Unglaube, weder durch Kunst und Wissenschaft, noch durch Handwerk und Arbeit, weder durch Nationalität noch durch Rasse bedingt wird, sondern deren richtiger Begriff einzig vor dem Richterstuhle der Vernunft und Gerechtigkeit und einzig und allein nur vom geistigen und moralischen Werth des Menschen abhängig gemacht werden kann.

Für die Fadel

F r i s.

Von Dr. Roschkyer.

Berlin. — Der berliner Student.

Hab so manche Stadt gesehn,
Manche Universität;
Wollt's mir nicht nach Wunsch ergehn,
Hab ich schnell mich umgedreht.

Commerzlied.

Ueberall bin ich zu Hause,
Ueberall bin ich bekannt,
Nacht mein Glück im Norden Pause,
Ist der Süd mein Vaterland.
Lustig hier und lustig da:
Ubi bene, ibi patria.

Commerzlied.

Mit wehmüthigen Gefühlen liegt Fritz in den Postwagen. Einer seiner besten Freunde, der junge, talentvolle Studiosus Gottfried K. aus Bonn, welcher ebenfalls seine Studien in Berlin beenden wollte, begleitete ihn. Die Reise war

lang und langweilig und nur selten verließen den grübelnden, nachdenkenden Fritz seine Besorgnisse, seine Reue. In wüthendem Laumel hatte er den ersten Theil seines akademischen Lebens zurückgelegt; er hatte das Leben in vollen Zügen genossen und sich vielerlei Erfahrungen und Lebensregeln gesammelt, wenn gleich der Hauptzweck seines Aufenthaltes in Halle, Jena, Heidelberg, das Studium, von dem studentischen Treiben bedeutend in den Hintergrund gedrängt worden war. Das bunt bewegte thätige Treiben, das allenthalben seinen Augen begegnete, führte ihn zu ernstem Nachdenken über sein vergangenes Leben. Der geistlose Rausch, in dem er lang stumm sinnig vegetirt hatte, ekelte ihn an. Die Reue, Zeit Geld und Kraft nutzlos verachtet zu haben, rief in ihm die strengste Selbstkritik hervor. Er sah jetzt ein, daß er die Neugierlichkeiten des Lebens, an denen er bisher so sehr geheftet, bei Seite setzen und sich um so eifriger ans Studiren setzen mußte, wenn die schöne Zeit und das viele Geld nicht resultatlos für ihn verloren gehen sollte.

Mit dem Einzuge in die Residenz trat Fritz in den entscheidenden Wendepunkt seines Lebens. Ihm imponirte das großstädtische Treiben, er fühlte sich ihm gegenüber so klein, so unbedeutend und überflüssig und zog sich schon in sich selbst zurück. Diese Einkehr war von den heilsamsten Folgen für ihn begleitet. Er kam zur Besinnung.

Das Erste, was die beiden Freunde bei ihrer Ankunft in der Residenzstadt vornahmen, war, eine passende Wohnung ausfindig zu machen. Sie mieteten sich in dem freundlichsten Stadttheile Berlins, in der Nähe des Gendarmenmarktes, ein. Gleich in der ersten Nacht ihrer Anwesenheit hatte Gottfried ein Abenteuer zu bestehen, das ihm bitteren Kummer bereitete.

Mit dem frühesten Morgen trat er in Fritz's Zimmer.

„Heda! Aufgemacht, Du mordfaule Raze!“ rief er dem Schwarzbenden zu

und rüttelte ihn unsanft an den Schultern aus seinem süßen Schlafe auf.

Fritz rieb sich die schlaftrunkenen Augen und starrte verwundert seinen Freund an, der in ganz durchnähten, straff anliegenden Kleidern vor seinem Bette stand.

„Aber Gottfried!“ frug er verwundert, „was hast Du denn gleich in der ersten Nacht unsers Hierseins für tolles Zeug angefangen?“

„Das kommt davon, antwortete dieser, wenn man nach Hinten hinaus wohnt. Da mag noch so viel auf der Straße los sein, da mögen hundert Nachwächter und dreißig Patrouillen zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung mit Kuhhörnern und Trommeln und nachschleppenden Säbeln die Gassen durchspekieren. Nichts hört Ihr.“

„Danke auch schönstens für solche Nachtunterhaltungen,“ entgegnete Fritz.

„Wohlt möglich, aber wenn Dir nun das Haus über dem Kopfe zusammenbrennt, oder die halbe Welt in Flammen steht?“

„Dann lasse ich Gott und die Sprigengmänner dafür sorgen, daß die andere Hälfte von einer Einnuth verschlungen wird, so heben sich die Gegensätze auf. — Aber, Scherz bei Seite, Du scheinst mir gerade auf der Grenzmark zwischen der verbrennenden und ertrinkenden Welt gestanden zu haben.“

„Wie so?“

„Hinten hängen Dir die verkohlten Rodschöpfe trauernd zur Erde und vorne — — Aber, mein Gott, was ist Dir?“

Gottfried hatte hastig den Rod ausgezogen und starrte auf die verbrannten Fehen.

„Es war mein bestes Stück Zeug!“ seufzte er trübselig, indem ihm die heißen Thränen über die Wangen stürzten.

Als er sich etwas gefaßt, erzählte er sein Abenteuer. „Gegen vier Uhr Nachts erscholl der Ruf: Feuer, Feuer! durch die Gassen. Die Brandglocken heulten, und Spritzen rasselten über das Straßen-

pflaster. Ich sprang aus dem Schlaf empor, fuhr ungesäumt in die ersten besten Kleidungsküde, die mir in die Hand fielen und fand ein Haus in der Mohrenstraße in lichten Flammen. Hastig drängte ich mich durch die versammelten Massen und half unablässig Wasser zutragen, bis der Brand gelöscht war. Da ich immer einer der Vordersten war und mehrmals durch die Nachfolgenden ganz nahe an das Feuer herangeschoben ward, mußte die Flamme meinen Rock ergriffen haben, ohne daß ich in meiner Thätigkeit darauf achtete. — Kaufe ich mir nun einen neuen Rock, so bleiben mir nach Abzug der Collegiengelder für den November nur sechs Thaler," schloß er seine Erzählung. „Schrecklich! Gott, der blasse Hunger! 's geht nicht Anders! Aber wo im December-Geld hernehmen?"

Frig tröstete den verzagten Freund, so gut er es vermochte, während er sich anzog und folgte ihm dann in seine Wohnung indem er ihm seinen Mantel ließ und ihn zur Eile antrieb, damit er sich in den nasalen Kleidern nicht erkälte.

Gottfried bewohnte ein einfaches, aber freundliches kleines Zimmer in der Charlottenstraße im Hause des Theaterregisseurs Weiß, eines herzlichen alten Mannes, an den der junge Student von zu Hause aus empfohlen war. Rau war Gottfried auf seiner Stube mit seinem Freunde angelangt, als Ferdinand, der Sohn seines Wirthes, ein junger lebenswürdiger Portraitmaler, eintrat. Der durchnähte Student kleidete sich rasch um und nun ging es ans Auspacken seiner wenigen Habseligkeiten, wobei ihm die Andern unter aufheiternden Gesprächen behülflich waren.

Ferdinand erzählte jetzt, daß der Theaterdirektor einen neuen Rezensenten der aufzuführenden Stücke suche. Ein Gedanke durchblitzte Gottfried's Hirn. Er dachte an das Verbot seiner Mutter, das Schauspielhaus nicht zu besuchen, aber er dachte auch an seine namenlose Noth, und schüchtern fragte er: „Könnte mir wohl diese Stelle übertragen werden?"

„Warum nicht?“ erwiderte Ferdinand, „wenn Sie mit meinem Vater darüber sprechen wollten, wäre die Sache bald abgemacht. Aber die Einnahme ist gering.“

„Wie groß ungefähr?“ fragte Gottfried.

Der junge Maler nannte eine unbedeutende Summe und Gottfried bat, dessenungeachtet ihn seinem Vater vorzustellen, da er gerne mit diesem Honorar zufrieden sei.

Die Sache ward sofort in Richtigkeit gebracht und Gottfried freute sich, wenigstens doch eine sichere Aussicht auf einen bescheidenen Verdienst zu besitzen.

Beim weiteren Auspacken seiner Sachen fand er mehre Empfehlungsbriefe an Berliner Professoren und einige Familien vor, unter Andern ein Schreiben des Professor Sack an seine Schwester, die damalige geheime Legationsrätbin Eichhorn. Einnend weg er das kleine Billet in der Hand, dann aber legte er es bis auf spätere Zeit in sein Tagebuch, wo es vergessen liegen blieb. Wer weiß, wie sein Schicksal sich nachmals gestaltet hätte, wenn er durch jenen Brief damals in das Haus des späteren Ministers wäre eingeführt worden? Aber ein guter Stern hing über seinem Haupte und ließ ihn die Häuser der Vornehmen und Reichen vermeiden.

Dagegen führte ihn der Verkehr mit der Familie seines Wirths und namentlich mit dem jungen Maler Weiß in mehre Gesellschaftskreise ein. Besonders verlebte er im Umgange mit der Familie Schlösing manche angenehme Stunde.

Um sich vor leiblicher Noth und der Gefahr des Schuldenmachens zu schützen verschmähte Gottfried selbst die saftlosesten und langweiligsten Arbeiten nicht. So übernahm er für einen Buchhändler fast täglich Korrekturen seiner Drucksaften und verwaltete dieses mühevollen und wenig einträgliches Geschäft mit der größten Pflichttreue und Aufopferung.

Dieses Beispiel machte auf Frig einen wohlthätigen Eindruck. So sehr er bis-

her an den Neuerlichkeiten des Lebens gehangen so eifrig fing er jetzt an zu studiren. Er erfrischte sich wieder an den lange mit Staub bedeckten Büchern und fühlte sich zum ersten Male seit geraumer Zeit wieder glücklich und innerlich befriedigt. Außer dem täglichen Umgang mit Gottfried, dem jungen Weiß und einem studiosus Theologia, zu welchem letzteren er sich damals besonders hingezogen fühlte, trieb Frig namentlich der tiefergehende Verkehr mit einem höchst genialen Architekten.

Dieser Jüngling machte beim ersten Anblick den Eindruck eines seltenen und außergewöhnlichen Menschen. Unter rüchlichgelbem Haar und Augenbraunen blinkte ein glänzendes, tiefblaues Auge hervor, das beständig mit geistlicher Unruhe umherschaute, dann aber im Gespräch mit Einem Male s. s. auf den Wienen des eben Sprechenden hangen blieb, wenn dieser ein Wort, einen Gedanken vorgetragen, der den Architekten stutzig machte oder sonst sein Interesse lebhaft in Anregung brachte. Es lag etwas Hastiges und Leidenschaftliches in allen seinen Bewegungen und zugleich etwas Schmerzliches, ja nicht selten Bitteres und Zerrißenes, zumal wenn sich sein edel geschnittener Mund, was nicht selten geschah, zu einem sarkastischen Lächeln verzog.

Der junge Architekt war bereits früh in die Welt hinausgestürmt. Begabt mit den herrlichsten Anlagen zur Poesie, hatte er bald alle Erwartungen seines glühenden Herzens geküßt und verhöht, gesund. Sein Vaterland für dessen Freiheit und Größe sein Herz mächtig schlug, sah er, von stunden Wunden geknechtet, im Todestampfe verzucken und die Thaten derer, welche stess das Wort der Liebe auf ihren Lippen trugen, strafte ihr Mund Lügen. Er sah den mächtigen Zug, der ihn zur Natur hintrieb, vermahnt und gemerdet und gerieth so von Zweifeln zu Zweifeln von Schmerzen zu Schmerzen. Dabei war sein Herz gut und edel und sein Lied schoß wie ein reinster Blutquell aus der verwundeten

Brust des noch im Tode singenden Schwanes.

Diese großartig angelegte, aber sich selbst zerstörende Natur konnte nicht verfehlen auf Fritz den lebhaftesten Zauber einer durchaus ungewöhnlichen Erscheinung auszuüben. Dieser suchte mit Altem zu glänzen, was er an Vorzügen besaß, um diesen wilden und ewig nach Lebensgenuss ringenden Geist zu fesseln, nicht aus Selbstsucht, sondern weil er in seiner jugendlichen Unschuld unfähig war zu begreifen, was ein armes Menschenherz so früh und so grimmig zu durchschüttern vermöge. Und er sah dies große Herz ja verbluten unter seinen Qualen; wie sollte sich ihm nicht der Geranke aufgedrängt haben, hier vielleicht helfen zu können?

Der junge Architekt war schwer zu durchschauen, allein es gelang Fritz, ihm fast täglich näher zu treten, bis ihm der neuerworbene Freund ganz die Tiefen seiner reichen Dichterbrust aufschloß und nun vereinigt der Löwe Schwall von Beider Rippen strömte.

Anfänglich hatte Fritz die Poesie ruhen lassen wollen er schrieb an einer Geschichte der Adoptianer und gerachte sich ganz in theologische Arbeiten zu versenken. Aber der junge Architekt trieb ihn stets vom Schreibtische fort und regte seinen Drang zur Poesie trotz dem gelben, sumpfigen Wasser der Spree und den kahlen Häusercolossen so mächtig an, daß oft die Adoptianer sammt der ganzen Gottesgelahrtheit in lauter Poesie erstickt wurden.

Eines kalten Winterabends im Vienna Dezember saß Fritz fleißig bei seiner Arbeit. Der Architekt trat ein und da sein Freund sich nicht wollte stören lassen, stellte er sich an dessen prächtiges Schreibpult und kramte in allerhand Papieren umher. Plötzlich fand er ein loses Blatt und las:

Monolog.

O, eitle Lust der himmelsbrannten Menge,
Verfolgst Du mich auch in dies stille Haus?
Die widerwärtigen Töne drängen sich
Wie böse Geister ein in meine Brust;
Ist dies ein Fest, dann geht's kein Trauern
mehr!

Ist Sklaverei ein Fest — was ist dann Freiheit?
Heut' schmachtet willig sich ein edles Volk
Aus schönem Eisen eine Sklaventeile! —
Wär' ich gefangen in dem tiefsten Thurm,
Ich hätte getraut meine Eisensesseln;
Und wenn ich mir die Zähne abgestumpft,
Ich würde doch noch rasseln mit den Ketten!
Doch dieses Volk — der ungebeute Kirie,
Der Diamantensesseln könnte sprengen —
Es tötet sich selbst — und es jauchzt dazu;

Ha, soll ich's dulden, daß um Hore's Krone,
Die dieses Erdkalls bestes Volk beherrscht,
Wie um ein Ros sich diese Bestien streiten?
Ich will mich gürteln ganz mit Manneskraft,
Will treten mitten zwischen jenen Tiger
Und diesen Wolf, der gern ein Löwe wäre,
Die Krone reißen aus den Räuberklauen,
Und sie versenken in den tiefsten Abgrund!
Wenn ich „der Knechtschaft Zeichen“ so vernichtet,
Will ich die Freiheit meinem Volke schenken,
Der Höchste nicht — doch soll kein Höherer
sein!

Fritz fühlte sich plötzlich krampfhaft emporgerissen und mit sichernder Hast fragte ihn sein Freund, indem er ihm das Blatt mit zitternden Händen hinreichte:

„Um Gotteswillen, Friz, was ist das?“

„Ein zerstreutes Bruchstück aus einem angefangenen Trauerspiel: „Preraszes“, entzogene dieser betroffen; aber Mensch, was willst Du? laß mich doch los!“

„Angefangen? — Trauerspiel? — Preraszes? — Und Du kannst hier ruhig bei Deinen Adoptianen, oder wie das Lumpenpad heißt, sitzen, während Dein Trauerspiel sich unvollendet im Pulle herumtreibt?“

„Ich werde es mit der Zeit vielleicht einmal vollenden!“ versetzte Fritz.

„Mit der Zeit — vielleicht — einmal

— vollenden?!“ starrte ihn der Architekt mit weit aufgerissenen Augen an. „Bist Du denn vollständig toll geworden?! Glaubst Du denn, daß der verknöcherte Pastor noch solche „Räuber“ passieren läßt?“

„Aber ich will nie ein verknöchertes Pastor werden.“

„Schöne Vorsätze. Das! Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert, sagt Vater Abraham a Santa Clara oder sonst Jemand und ein evangelischer Pfaff kümmert sich wenig um die Tiger und Wölfe,“ setzte der junge Architekt hinzu.

Fritz wollte sprechen.

„Nur keine Einreden! Nichts da!“

Er riß ungestüm das Manuscript der Adoptianer vom Tische, warf es zerstückelt in das Schreibpult, legte das erwähnte Blattchen an die Stelle desselben und fuhr gemäßigter fort, indem er den ganz verwunderten Freund wieder auf seinen Stuhl drückte.

„Siehst Du, so ist es Recht! Der Preraszes wird fortgesetzt, er muß — laß sehen, wir schreiben Mitte Dezember — er muß bis zum Februar fertig sein, dann bringst Du ihn dem Theaterrdirector, dann wird er aufgeführt und Dein Ruf ist gegründet.“

„Und Du wirfst dem Dichter einen Lorbeerkrantz von der Gallerie vor die Füße,“ lachte Fritz.

„So, — jetzt machst Du Dich gleich an's Werk. Ich will Dich nicht stören. Nachher komme ich wieder zu Dir. — Dann liest Du mir das Geschriebene vor.“

Hierauf nahm er seinen weißen Stütz und stürzte die Treppe hinab, ohne auf den Zuruf seines Freundes zu hören.

Pächelnd nahm dieser die mißhandelte Abhandlung wieder vor, schrieb ungestört weiter und beschloß dabei im Stillen, den Preraszes nicht zu versäumen.

Gegen zehn Uhr kam der Architekt zurück. Perksimnt sah er den jungen Dichter im blaßgrauen Schlafrock und aus

der langen Arbeitspein mächtig qualmend bei den Aegyptianern, freute sich aber über das Versprechen, das begonnene Drama fortzusetzen.

Es entspann sich bald ein tieferes Gespräch zwischen den beiden Jünglingen, das von Fritz mit ruhiger Klarheit, von dem Architekten mit leidenschaftlicher Erregtheit geführt ward. Der Letztere hatte viel Wein getrunken, der dieselbe und seine von Natur heifere Stimme noch mehr steigerte. Er klagte in wilden Ausdrücken über den Wandel der irdischen Dinge.

Endlich stieß er trotz der kalten Winternacht das Fenster auf und ließ den scharfen Zugwind durch sein Haar streichen. Stürmisch rief er in die stille Nacht hinaus:

„Ja, wie die Brust sich hoch hebt bei dem Anblick des himmlischen Glanzes, wie das Gehirn mit Flammenzügen mir die gewaltige Ahnung der Unendlichkeit in's Herz strahlt! Unendlichkeit! O, des erbärmlichen Glitterstaates, von dem jeder Schuß einen Freyen um sein Dasein hängt, sein elendes Selbst in dem glänzenden Meere unbemerktbar zu machen. Hier sind die Marken des Geistes, hier der klägliche Herabsturz des Erkennens in der Vermuthung grundlose Tiefen, der unermessliche Sprung vom Tropfen zum Ocean! Wie gern möchte sich der hochfahrende Geist mit kühnem Flügel schlage hinauftragen in die kreisenden Sphären des Weltraums — aber das Wort verfliegt vor dem strahlenden Glanze, der Flügel erlahmt in dem leichtschwebenden Aether, und im wirren Hinabsturz kommt der Geist zurück in sein ewiges Gebiet — die beengende, niedrige Erde! Doch die Sterne schauen den kühnen Forscher so rührend an mit ungetrübtem Glanze und seliger Klarheit, der rann erschaut, obet den Dampf des göttlichen Nektars und sich hinerträumt in ihre kreisenden Bahnen und Systeme.

„Und ewig hängt sein feuriges Auge in ihrem Glanze und heiligen Frieden trahlen sie in sein zerrissenes, blutendes Herz! Hier ist das Gebiet der Wahr-

heit, welche die Erde floh und ihre Segnungen gen Himmel trug, hier in dem fluthenden Lichtmeer wiegen sich Welten in festen, unveränderlichen Bahnen. Die Sterne kennen keine Willkür, in bestimmtestem Maße bewegen sich ihre ruhigen Massen.“

Das Gemüth des seltsamen Schwärmers schien sich allmählig zu beruhigen, als eine Sternschnuppe vom Himmel fiel. Laut schrie er auf:

„Wehe! was stürzt so flammend herab von den hohen Gemäßen zu Erde nieder? Sterne reißen sich los vom Firmament, wie die gefallenen Engel vom Throne des ewigen Gottes! Auch hier keine Wahrheit! kein Bestand?! Wenn die Sterne lügen, wo ist dann noch Wahrheit zu finden?“

Ungekümmert schlug der Architekt das Fenster zu, daß klirrend eine Scheibe zersprang und er zusammenbrach.

„Ich kann diese Nacht nicht schlafen, sagte er, gib mir ein Blatt Papier und geh' zu Bett!“

Der besorgte Freund mußte ihm seinen Willen thun und fiel endlich in einen wenig erquickenden Fieberschlaf. Als er am andern Morgen erwachte, hatte sich sein Freund bereits entfernt, aber auf dem Tisch lag ein wehmüthiges Gedicht voll verzweifelter Phantasien und zerrissener Traumgeranken, das der Architekt in der eiskalten Nacht mit undeutlichen Schriftzügen auf's Papier gekritzelt hatte. Mit Mühe entzifferte Fritz die gleich Hieroglyphen auf dem Papier herumtanzenden Gedanken, welche seinen Freund durchtobt hatten. Er las:

Was ist wohl das Leben hier' auf Erden,
Was das Dulden bitterer Beschwerden,

Wenn der Geist umsonst nach Wahrheit strebt?

Wo such ich sie auf dem Erdentunde,
Wo den Trost in trauervoller Stunde,
Der die Seel' mit frischem Muth belebt?

Soll ich ewig mit dem Schicksal rechten,
Das mit unsichtbaren finstern Mächten
In verderbendvollem Bunde steht?
Soll ich fluchen Dir, o Gottheit, selber,
Soll ich segnen Dich, o Herr der Felder?
Ew'ger Zweifel meine Brust durchweht!

Kindlich freut' ich mich des schönen Lebens,
Wahrheit war das Endziel meines
Strebens,

Die mich einstmal, ach! so hoch beglückt.

Doch im Welteithum ist keine Wahrheit;
Uncanck, Lüge, Unnatur — nicht Klarheit
Barg die Lebensblum', die ich gepflückt!

In dem Busen bergend frommen Glauben,

Konnte Nichts mir meine Hoffnungen
rauben,

Liebe zog mein Sehnen himmelwärts,
Glaube! hal Du Spielball schön-
der Pfaffen,

Hoffung! Dieser Bahnweis eiter
Laffen

Stahl die Liebe aus des Jünglings
Herz.

Zweifelnd forscht der Geist in weiten
Sphären

Nach Bestand! in diesen Hemisphären,
In des Weltenmeers Unendlichkeit.

Nirgend, nirgend sind ich Trost und
Frieden

Nur die Muse wird den Lebensmüden
Führen zu dem Licht der Ewigkeit.

Dieser Vorfall hatte einen so bedeutenden Eindruck auf Fritz gemacht, daß von diesem Tage an eine vollständige Umwandlung mit ihm vorging, wozu die Verhältnisse in Berlin das Ihrige reichlich beitrugen.

Berlin ist die moderne Hochschule Deutschlands. Da sie in der neuesten Zeit gegründet worden, findet sich für ihre Besucher nicht der historische Kram vor, den die Verbindungen und Landsmannschaften anderer Universitäten zu bewahren, fortzupflanzen und zu heiligen wissen. In jeder Residenz bildet sich dadurch von

selbst ein Rivallirtsein aller Stände, daß sie die Gebräuche und Gewohnheiten — denn von Sitten kann gar nicht die Rede sein — der Höhergestellten nachzuahmen, in sich aufzunehmen, oder wenigstens den ibrigen anzupassen suchen. — Nun macht man sich aber (wie in dem Grade wohl nirgends anderswo) in Berlin zugleich lächerlich und verhasst, wenn man auf den Einfall kommt, eine gewisse äußere Stellung oder historische Beziehung durch ein äußeres Auftreten oder eine äußere Erscheinung zu manifestiren. Hier ist Alles neu und modern; die Kleider, die Häuser, die Gesetze und der Staat. Alle Sitten, herkömmliche Gewohnheiten wünscht man zum Teufel, und weiß sie schön zu fassen, sobald sie sich bei Tage auf der Straße zeigen, des Nachts, wenn gerade Mondschein sein soll und kein Gas brennt, mögen sie ihr Weisheit treiben. Geld und Geist sind die beiden einzigen aristokratischen Elemente unter der Mittelklasse, wozu sich fast alle Berliner rechnen; aber farbige Hügen, hohe Stiefeln und kurze Röcke bilden gar nichts Hervorstechendes. Die ironische Erscheinung weiß man gar nicht zu würdigen und hat hier täglich ganz andere Vergleichen zu bewundern.

Man glaubt entweder der burschifose Kleiderreiz sei dem Narrenhause entsprungen: dann läuft ihm die Bassenjugend Schritt vor Schritt nach; oder man ist der Meinung, der kurzröckige, langstiefelige, farbige Student wolle etwas voraus haben vor den übrigen ähnlichen langröckigen, kurzstiefigen Fehlgut-Leuten, und dann klopft man ihm aus purer Demokratie auf die übermäßige Nase. Darum ist das äußere Auftreten der Studirenden in Berlin kaum von dem der übrigen Stände zu unterscheiden. Manche unter ihnen geben den Gallanthomes nichts nach; die Meisten tragen sich wie ausländige Bürger, deren Geschäft sie gerade nicht gewährt haben, aber doch ihrer täglichen Umgebung angemessen, sich kleiden.

Hierzu kommt, daß der kostspieligen Ver-

hältnisse halber die meisten inländischen Studirenden erst dann sich nach Berlin begeben, wenn sie die ersten Jahre ihres Trienniums oder Quadienniums auf anderen Universitäten zugebracht haben und nun Berlin theils der Residenz halber besuchen, theils, um entweder den Vortrag des oder jenes berühmten Mannes zu hören, oder — was wohl meistens der Fall ist — um ihre Examinatoren kennen zu lernen und sich unter ihren Augen zum Examen vorzubereiten, welches in der medizinischen und juristischen Carriere nur in Berlin gemacht werden darf. Aus dieser Erscheinung geht hervor daß meistens junge Leute nach Berlin kommen, die ausgerast haben, schon in ein bürgerliches Leben treten wollen und den ernstlichen Geist der Wissenschaft wie den des Lebens aufzufassen bemüht gewesen und anzuwenden bemüht sind. Der geborne Berliner, der das dasige Gymnasium verläßt, an Ort und Stelle in seiner Familie lebt, ist schon vermöge des praktischen Sinnes, der hier fast durchgängig sich geltend macht, darauf von selbst hingeführt, daß das Studentenleben eine Durchgangsperiode sei, die man so bald als möglich wegwerfen und mit einer schon weit solider klingenden Schulamts-Candidatur oder Auskultator-Stelle vertauschen müsse. Ja, es geht so weit, daß viele in Berlin erzogene Studirende ihren Stand gern verflügeln, wenn sie in Gesellschaft erzogen werden, und mehr Aufmerksamkeit bei Herren und Damen zu finden hoffen, sobald sie statt sich den Anwesenden als N. N., Studiosus der Philosophie, Studiosus der Medizin u. s. w. vorstellen zu lassen, ihren Namen schlechtweg nennen

Und sie haben nicht Unrecht. Denn Frig erging es Anfangs eben nicht besser, als manchem andern Ausländer, die nur der Residenz und der socialen Verhältnisse halber nach Berlin kamen und die trotz ihrer abschreckenden Persönlichkeit da eine kalte Aufnahme fanden, wo man wußte, daß sie sich zu den Studenten zählten. — Die bejahrten Herren schüttelten den Kopf,

als wollten sie sagen: Der Studiosus sollte doch lieber hinter den Pefien her sein, als uns hier am eleganten Tisch den Verrang streitig machen wollen und das aufzukramen, was er soeben im Collegium gehört. Die Frauen rümpften die Nase und gaben nicht undeutlich zu verstehen: Studenten ständen im schlechtesten Renomme und das letzte Wesen passe gar nicht für den glatten Salon. Sogar die Mädchen drehten sich im Galoppwalzer gar nicht recht frisch und munter herum und flüsteren sich, wenn sie sich unbemerkt glaubten, einander zu: Ja, wenn's ein Lieutenant oder ein Referendarus wäre!

„Das sind ich schlimm!“ schreibt Frig in seinem Tagebuche; denn der hiesige Student verdient es wohl, daß sich der Familienvater ihm vertraulich nähert und dem Fremdling manche Erholung und Zerstreuung bereitet. Aber so geht es! Erst wenn ein Referendarus-Schmetterling aus der Studentenkneipe steigt, schneiden sie ihm artige Gesichter und laden ihn ein. Ich wage es hier nicht zu entscheiden, ob es für die hiesigen Studirenden ein großer Verlust ist, wenn sie so wenig in Gesellschaften gezogen werden. Die Flachheit derselben würde auf die jugendlichen Gemüther eine ironische Wirkung machen, die notwendiger Weise Burschifosiaät im unedlen Sinne des Wortes herbeiführen müßte. Wie dem auch sei — die Urheber der hiesigen Studenten-Ausschließung haben nicht daran gedacht, und es ist Unverstand von ihnen, wenn sie sich lieber von profaischen Alerweltmenschen umschwärmen lassen, als daß sie sich mit jungen Männern umgeben, die wie die hiesigen Studirenden Kenntnisse mit *Savoir-faire* und einem unegoistischen, für das Gute und Schöne glühenden Herzen verbinden.

Nirgends ist so wenig für eine angemessene, nicht kostspielige Erholung und Zerstreuung der Studirenden gesorgt, wie in Berlin. Theater, Bälle u. s. w. sind ihnen ganz verschlossen und die übliche Einrichtung anderer Theater, die den

Studirenden das Entree fast um die Hälfte herabläßt, gehört bei uns zu den frommen Wünschen, deren Erfüllung man um so mehr entgegensteht da die Direction nur von dieser Ermäßigung des Preises Nutzen haben würde. Denn klassische Stücke ziehen den Museusohn am meisten an, und Jeder weiß, wie wenig Billete zu solchen Vorstellungen gekauft werden.

Nirgend's verdienen die Studirenden wohl eine größere Achtung und Beachtung, nirgend's müßte man ihnen so zuvorkommend, so hilfeleistend entgegenreten, wie in Berlin. Wer in den hiesigen Studentenkreisen gelebt, hat gewiß mit innerer Freude und wahrhaft deutschem Hochgefühl Erscheinungen wahrgenommen, die ihn mit den gerechtesten Erwartungen, mit den erhabensten Aussichten für die Zukunft des Vaterlandes zu erfüllen berechtigt waren.

Welch' eine aufgeweckte, rege Empfänglichkeit für Wissenschaft und Kunst herrscht durchgängig unter diesen jungen Leuten, wie mächtig hat sie der ernste Geist der Geschichte unserer Tage ergriffen und wie kennen sie die Stellung, die Berechtigung und die Erwartungen des Vaterlandes! Es sind dies nur a. gedeutete Punkte von dem Sakralis des Studium, dem Kunststern, der religiösen und politischen Aufklärung der hiesigen Studirenden und ich will die als Einleitung für das folgende Thema noch einmal wiederholen: Statt des äußeren Aufstrebens ist bei den hiesigen Studirenden ein inneres Leben eingetreten. Diejenige, die aber doch auf empirische Basis gebaut Weltanschauung, reifen unegoistische, jugendlich feurige, aber doch nicht extravagante Ansichten bei dem zweiten vernünftigen Gespräch sogleich den Berliner Museusohn verrathen. Ich will damit nicht sagen als ob es hier nicht noch andere Leute gebe, bei deren Unterhaltung sich die oben ausgeprochenen Ingrezienzen vorfinden. Aber — merkt nur auf! — so ganz und gar doch nicht. Nur der Student, der freie, unbefangene, künige Jüngling, der mit kosmopolitischem Herzen in die Welt

hinausschaut, und sie mit all' ihren Widersprüchen an sich drücken, in ihr aufgehen will — nur er ist im Stande, sich so auszusprechen, und auf diese Weise Sachen und Personen zu orientiren. Glaubt mir — ich will's Euch auf ein Haar sagen — ob der, welcher gerade spricht, ein Student ist. Ich habe Leute gekannt, die an demselben Tage, an dem sie Auskultatoren geworden, ganz anders wie gestern in ihrer Unterhaltung sich benahmen, als wenn die kleinste bürgerliche Stellung, der geringste Nerus mit dem prosaischen Leben, als wenn der Schein vom Scheine eines Amtes — und das ist die Anekultatur — als wenn dies schon bleierne Gewichte wären, die sich an die Psyche hängen, und sie in das spießbürgerliche Philistertum hinunterziehen. — Schüttelt die Köpfe, zwirbelt so viel ihr wollt — ich spreche von gemachten Erfahrungen. Ich kann's gerade nicht seciren, worin das Scharf-Charakteristische des Studenten-Dialogs besteht. Er ist feck, heberlich, zuversichtlich, pathetisch, tief-geistig, thapsodisch, kernig, verb. pilant, in scharfen Umrissen zeichnend — mit einem Worte: er ist Studenten-Dialog. Alle königlich preussischer Referendarus, als Doctor der Philosophie, als soubor-diger Candidat der Theologie muß man die leicht n. lustigen Flügel abstreifen, man hat Rücksicht; — man wro langweilig.

Und so geht es weiter! Man erklimmt eine Stufe nach der andern und auf jeder haben mehr bleierne Klümpchen an dem A. men. geq. älter, eh man in Museusohn. b. s. endlich das letzte Hülfchen Poetie in Beimen- und Ebebr-ca: l. ati. untergegangen bis ein Oberlandgelehrter. Präfident, ein Prof. der D. dinarius, ein Superintendent in voll-r. Glorie cast. bt. und bis allmählig der M. sb. so ganz zur E. d. geworden daß man sie bei dem nicht

Das berliner Universitätsleben und die berliner Universität.

Perinde ac cadaver.

Du gleichst dem Geiße, den Du begreifst.
Faß.

Fort mit der alten, traurigen Adams-Historie! Für Alle, die in ihr leben, — heißt es in Frigens Tagebuch weiter — schreibe ich zur Erhebung und Erweiterung diese Zeiten auf, welche ihnen eine vergangene Zeit wieder vor die Seele rufen soll. Und wenn so manchem preussischen und deutschen akademischen Freunde, der jetzt in fernem Bauen des Vaterlandes weilt, — wenn ihm diese Blätter zur Hand kommen, möge er aus ihnen die Liebedgefühle eines ehemaligen Studien-genossen lesen und möge ihm die Erinnerung an gemeinsam verlebte Jahre eben so im mer gegenwärtig bleiben, wie der Schreiber Dieses stets den Silberblick seines Lebens darin finden wird, wenn er an so viele Committionen, an ihre Treue, ihre Liebenswürdigkeit, wenn er an ihre schönen Träume, ihre Pläne, ihre Entwürfe denkt.

Und wenn auch das Vaterland durch Traktate, Dumen, Dialekte und Dynastien getrennt und zerissen ist, wenn auch das Wort deutscher Biedermeier von einer Seite zur andern nicht durchdringt, so zieht sich doch ein ewiges Band durch die Herzen der br. reisenden Geschlechter, welches auf den Unionen geschlossen wird, wo die Consequenzen der engbrüstigen Kränkel nicht mehr sind. wo eine neue Rölle Wunderrung von allen D. usch. n. n. stin. e. u. St. t. ändert, wo der Süddeutschen von sich in einen Norddeutschen kennen lernt und wo Flammenbeeren aneinander schlagen.

Welch' eine Verschiedenheit der Individuen ihrem Vaterland nach findet sich auf der Berliner Universität. Deren Typus, feste Stämme auf eräumte Rheinländer, patriotische Pommeraner, ritterlich Poetisch-pilant Brandenburger, gelehrtsüchtige Sachsen, sinnliche Schwaben, verschlossene Anhaltiner, me-

lantholische Schweizer, ernste Franzosen, französisirende Russen, rüstere Polen, tief-sinnige Schweden und Dänen, technisch-professante Nordamerikaner, kurz eine Musterkarte von fast allen Nationen sieht man hier vor sich. Ich habe trotz der vielen lebendigen Beispiele mir nie recht erklären können, woher es wohl kommen möge, daß Zurückwanderer, die z. B. von Königsberg oder Heidelberg kommend, dort rüde und nach ihrer Art burschikos geübt haben, sobald sie kurze Zeit das berliner Residenzleben angesehen, fast immer total umschlugen und aus Kaufmännern und Trinkbolben sinnige, nette Menschen wurden. Ich glaube ein Nernst der verschiedenartigsten Ursachen findet die: Statt, dessen ineinander geschlungene, auf einander wirkende Fäden die wunderbare Erziehung herbeiführen.

Die Frühwinterei der Berliner in Bezug auf Studenten fällt weg und bringt daher auch keine Rück Erinnerung von Seiten dieser hervor. Die vielen Abwechselungen und Refourts der großen Stadt lassen die Hochschüler ganz unbeachtet; das finanzielle Interesse, welches sie in Anregung bringen, geht in dem unter, was so viele Andere reichlich dieken; und ihr individuelles Aufstreben ver-schwindet in dem heterogensten Wechsel der mannigfaltigsten Erscheinungen.

Gehen durch Königsberg — eine Stadt von 65,000 Einwohnern — sehen dort ein Paar lustige Masensöhne in auffallender Tracht durch die Straßen, so stehen die anständigen Leute still und begaffen in großen Haufen die närrischen Jünglinge. Begibt sich nun gar ein Studenten-zug in seiner pompösen Terzariens-pracht zu treuend ein in Professor, um ihm entweder zu gratulieren, oder ihn zu be-graben, so sind alle Balkone, Häuser-Est-raden, Straßenden und Bäume schon Stunden lang vorher mit ängstlich har-renden Zuschauern besetzt, das Volk wagt durch die Plätze und die elegante Welt lauscht an den Fenstern. Was folgt daraus? Der Anstich erregt Aufmerk-samkeit, wird, anstatt sich zu verflüchtigen,

immer kompakter, geht durch das ganze Tri-annium und in gewissen pedantischen Formen auf's Leben über.

Und Das ist der wahre Teufel, der oft an Männern haftet, die ihre Universitäts-stadt nie verlassen haben, nach vollendetsten Studien ein untergeordnetes Amt, ein Landeshulens-Aktorat, eine Richters-telle in irgent einem kleinen Neste zu übernehmen, darin fortvegetiren und nun gerade die äußerliche, zufälligste Seite des Burschenlebens, die Plump-heit, Ungeschliffenheit, das Uebermüthige, Schwaffe, die Gleichgültigkeit und den In-differenzismus für Alles, was mit ihnen zur ihrer Aneignung in keiner unmittelbaren Berührung steht — gerade die ta-delnswerthen Eigenschaften so recht *con amore* auszubilden und als verknüpfte und ihre Umgebung mit verknöchertes Efel ins Grab sinken. Dergleichen Teufel schilt es besonders in Preußen recht viele; und ihr Ursprung ist in den ganz eigenhümlichen, hier nicht näher zu erör-terenden socialen Verhältnissen der Kö-nigsberger Studirenden zu suchen. Mit eben diesen und ihren Folgen auf die dortige Gelehrten- und Beamtenwelt, wie auf die ganze Provinz steht die merk-würdige Erscheinung genau in Verbin-dung, daß die publizistische, belletristische und künstlerisch-ästhetische Bildung in Preußen so sehr von dem intellektuellen Aufschwung seiner übrigen Mitbewerber in den Hintergrund getreten ist, daß die empirischen, praktischen Wissenschaften dort nur geduldet, daß die rivellirende, die schwaffe Geistes-Aristokratie, einiger-maßen verschönernde allgemeine Bildung dort fast gänzlich fehlt, daß nur Sterne erster Größe am altpreussischen Him-mel glänzen und daß die mittelmäßigen Köpfe dort sehr mittelmäßig sind.

Und sollte nicht umgekehrt der mächtige Aufschwung Berlins für Kunst und über-sinnliche Anschauung seine ungescheitete Aufmerksamkeit seine rege Theilnahme für das öffentliche Leben der Völker, für ihre Fortschritte, ihre Tribunenkämpfe und ihre Leiden, sollte dasjenige geistige

Element, das hier durch alle Klassen er-sreud und erweckend geht, und das un-erklärbar, unzerseßbar in sich selbst Berlin erst zu Dem macht, was es ist; sollte diese unnenbare, in jedem Augenblick hervorragende *sen sibile*, aber auch zu-gleich stabile Volubilität, nicht eine Rückwirkung des diesigen tüchtigen Uni-versitätslebens sein, dessen Mitglieder Das, was sie von der geistigen Situation der Residenz gewonnen, reichlich wieder in die mannigfaltigsten Verhältnisse aus-strömen, in die sie Familien- oder Ge-sellschaftsbande führen?

Ich glaube: Ja! und um so mehr, da an der Berliner Universität, wie wohl an keiner andern, ein Kreis von Männern vorwaltet, die nicht bloß als Sterne ihrer Wissenschaft, sondern als Hiebe der aus-gedehntesten, auf den Mechanismus der Staatsverwaltung und der gesellschaftlichen Zustände am einflussreichsten ein-greifenden Geschäftstellungen dastehen, und die also vermöge ihrer lebendigen Anschauung von Theorie und Praxis ihre Schüler aus der todten Buchstabenwelt in die frische Erfab ungewelt führen.

Wir wollen nun den Leser mit dem äußerlichen Wesen dieser Männer bekannt machen (ihre Innere liegt in ihren Schriften offenbar); und darum bitten wir ihn, uns nach dem Universitäts-Ge-bäude zu begleiten, wo man gar Monche und Monchen zu sehen bekommt.

Wir stehen auf dem einfach grandiosen Opernplatz, dessen Vordergrund die Uni-versität bildet. Sie war ehemals ein prinziplicher Palast und wurde 1809 zu ihrem jetzigen Verufe bestimmt. Die Umgebung, in der sie steht, zeuget schon zur Genüge an, daß nicht bloße Stuben-gelchrämtheit, sondern eine vielseitige, in das Leben und seine mannigfaltigen Be-ziehungen eingreifende Richtung aus ihr hervorgehen soll. Denn ihr gegenüber erhebt sich Kalliope's Tempel, Apello nebst den Mufen schaut in die Auditorien hin-ein und die Klänge seiner Güterfeier knüpfen sich an das tiefste Wort der

haft. Seitwärts sieht man das alte Palais, rechts das mächtige Schloss, dort die Bibliothek, hier die Kasse und vor derselben die Linden. Man glaubt nicht, daß diese Lage mitten in öffentlichen Gebäuden, von denen keine große Idee des Staates repräsentiert und den sinnigen Beschauer zum Nachdenken und zum Handeln anregt — aber ja nicht, daß diese günstige Lage der Universität ohne erfreuliche Folgen ihre Besucher bleibt. In Sadowitz die Hochschule nach irgend einem neuen Winkel zwischen verfallenen und Klöstern verlegt ist, wo Alles küster, abgelebt ausstirbt wird der Boden sich entweder durch Lecken oder über die kläglich Umgebung wollen, und — worauf man nicht aufmerksam machen kann — aus Nothwendigkeit zum Nennmirenden, oder Das, was er täglich vor sich hat, das Einsame, Veraltete, Todte, seine Studien einfließen und er Zeit ein einsamer, veralteter Wissenschafts-Gelehrter werden. Beides ist nicht zu befürchten, die beiden Plaz heraufkommen. Die beiden mit ihren Kunstschätzen, Inden und eleganten Besuchern, der aber, diese architektonischen Schönheiten, diese Umgebung treibt, wie im Zauberschlage, in die moderne Welt, bringt in den Gebäuden die neuen Gedanken der Neuzeit vor die Seele und läßt die Universität nicht als in sich abgeschlossene Gesellschaft, sondern als den höchsten Ausgangspunkt an das sociale Leben erwachsen, welches zu durchschauen, zu bezeugen zu erklären, der letzte, höchste bleibt. Der junge Gelehrte ist unter das concentrirteste Leben der Wissenschaft versetzt und versöhnt in der Umgebung dieses mit den Idealen und der seiner Phantasie.

Am Gitterthore angekommen, tritt den großen Vorhof ein. „Haben Sie zu handeln?“ fragen im höflichen Tone beim Hindurchgehen die zwei

gegenannten Universitätsjuristen, welche aus den abgelegten Kleidungsstücken der Museenöhne keinen unbedeutenden Gewinn ziehen. Ist man ein Fremder, so wundert man sich gewiß über manches Eigenthümliche in der Structur des Universitätsgebäudes, über die curlose Färbereit und ihre verschiedene Form und kann sich nicht recht zufrieden geben, wenn man in den Flur zu treten im Begriffe ist. Wie wagt und treibt sich Das auf ihm umher, welche eine Anzahl von Köpfen, welche Gesumme und Gebrumme! Ich brauche gewiß nicht über die Bedeutung der sechs schwarzen Breiter Aufklärung zu reden, die zu Lectoren-Anzeigen, Zallmeister-Empfehlungen, Relegationserlässe, Bibliothek-Reglemente, Krankenvereins-Anzeigen, Gebührenanzeigen für Zeugnisse, Doktor-Diplome, Suspendien-Verleihungen, Preisaufgaben, Bitten, nicht aus dem Fenster zu springen und die Lampen nicht zu besuchdigen, zu Belehrungen, wenn Se. Magnificenz sich sprechen lassen — kurz, die zu Allem gebraucht werden, was in das Universitätsleben eingreift. Die Uhr verkundet eben in dreilauten Schlägen daß es voll sei. Die Vorlesungen beginnen erst um ein Viertel; wir wollen uns daher unterdeß orientiren. Die durch die halbe Breite des Gebäudes vom Mittelpunkte an bis zum Ende des Square-Flügels sich hinziehenden Korridore enthalten in doppelten *vis-a-vis*-Reihen Auditorien, die bald beschränkt, bald geräumig für die minder oder mehr Schüler an sich anziehenden Professoren bestimmt sind.

Hier sieht man das Sprechzimmer, worin die Lehrer in den Zwischenstunden weilen und Lesir- und Kavirgeschäfte abmachen. Wir können den Leser hinein führen und ihn mit Einem Schlage Männern wie Schleiermacher, Savigny, Neander, Stahr, Eichhorn, Böhm, Hoffmann, Raumer, Steffens, Ritter und Gans entgegenstellen. Wir wollen ihn aber lieber eineln mit ihnen bekannt machen und auf ihren Thronen, r. h. auf ihren Rathstern soll man sie kennen ler-

nen, wo das lebendige Wort ihren inneren Kern kund giebt. Steigen wir die breite, steinerne Treppe hinauf und treten in das größte der Auditorien, in das von Nr. 17. Ueber 400 Plätze sind mit jungen Theologen besetzt, die, ihre Hefen vor sich, erwartungsvoll nach der Thüre blicken und in ein Ruheforderndes „Pl!“ ausbrechen, als diese sich mit dem Schläge ein Viertel öffnet. Eine tiefe Stille, ein ehrfurchtsvolles Schweigen begrüßt den Eintretenden.

Hat man diesen Mann noch nicht gesehen, so habe, heißt es in Freytag's Tagebuche, so habe man genau seine Blicke auf ihn und präge sich seine Züge tief in das Gedächtniß ein. Aber nicht bloß dieses, — nein, das Gemüth, die innerste Seele muß diese Gestalt erfassen, damit man durch diese Erinnerung an sie, durch das Bewußtsein, daß sie in unserer Umgebung leben; damit man durch die lebendige Ueberzeugung erheben wird, wie ein gleich und an treiside Verhältnisse gebundener Erdenbruder sich schon hier festlos in das himmlische Reich des Lichtes und der Seligkeit aufzuschwingen im Stande ist. Was lieft man in diesem Gesichte, aus diesen geschlossenen Lippen, aus diesen langen herabhängenden Augenlidern, aus dem feingeformten Rinte, aus der demüthsvoll vorgebeugten Gestalt, aus dem nachlässig abgenutzten Anzuge, aus diesem ganzen Ausstritten? —

Hast Du niederdeutsche Gemälde gesehen, auf denen mit unnachahmlicher Sicherheit Apostelgestalten hingerichtet sind, die in bräunlicher, orientalischer Färbung, in christlich-demüthiger Körperform jene milden, schmerzverklärten, glaubensseligen, aber zugleich strengen, abgeschlossenen, überzeugten, das Schwerkert der Kirche verkündenden Züge bewahren?

Nun, so sage mir: ist eine jener Gestalten, nicht verkörpert, steht nicht Paulus vor Dir, wie er ringt, den ins Fleisch gesetzten Stachel zu überwinden, wie jeder Tag, jede Stunde, jeder Gedanke ihn mehr den irdischen Verhältnissen entrückt

und sie raus großem Wohlthun die
 jen Fahren und überworren die
 fne und hielten, ist die die. Eva
 alium b. auf die soat sie Zit n ge
 trant u. e. g. s. ä. t. i. g. w. r. u. d. a. e. i. b. n. u.
 Kampem. ih. u. n. i. W. d. e. r. h. a. u. s. t. r. a. f. t. g. e.
 gen den anr. i. n. g. e. l. d. n. L. e. i. s. c. h. ö. p. f. i. ?

Sage mir — daß ist es Dich nicht
 an sein Kippen zu liegen und and d. r. g.
 als i. o. e. m. L. u. s. t. e. j. e. e. L. i. b. e. j. e. n. e. E. r.
 g. e. u. n. j. e. n. M. i. d. e. j. e. n. e. S. i. g. l. i. c. h. e. i. t. z. u. s. a. u.
 gen. die ihm inwohn. i. n. h. a. b. e. i. s. t. e. r. u. n. d.
 über unser Leiden erhebt?

O, wie oft in prüfenden Momenten
 der Selbstschauung wann der Gott mei.
 nes unsterblichen Theils er. u. n. d. e. n. d.
 vor mich tritt, wann die edle, heilige
 Seele sich unab. s. r. u. d. i. g. t. v. o. n. d. e. m. p. o. e. t. i. c. h. e. n.
 p. o. i. n. t. i. s. t. e. n. u. n. d. p. h. i. l. o. s. o. p. h. i. c. h. e. n. K. a. r. t. e. n.
 häusertram zurückzog, und ihre himmli.
 schen Fähigkeiten sich nach etwas gleich ihr
 Reinem Göttlichem, Ewigem setzten:
 wie oft, wenn im ironischen Bewußtsein
 von der Wichtigkeit aller Erscheinungen,
 in der hohnlachenden Ueberzeugung, wie
 toll, wie abgeschmackt, wie unhal. b. a. r. a. l. l. e.
 die Philosophie, die Kunst-Theorien, die
 Staatsgrundgesetze seien; an denen wir
 herumzerrten und herumzerrten, ohne
 in Jahrhunderten einen Silberblick zu
 finden der sich aus der Sonnenhöhe nur
 zufällig auf diese Thonerde verliert; wie
 oft, wenn in diesem Irwerden an mir
 selbst und an dem, was mir das Theuerste
 und Heiligste gewesen, der Teufel zu mir
 hintrat und mich, den Verzweifelten, Ver.
 nichteten, Verwaiseten hinabziehen wollte
 in sein gleißendes Reich; wie oft hat
 alsdann August Neander den
 Sturm beschwichtigt, die Dämonen zur
 Ruhe gewiegt und mir die Seele gestärkt
 und erfrischt durch christlichen Himmels.
 thau, durch ewige, göttliche Liebesworte.

Er hat den besten Theil erwählt. —
 Wir mühen uns ab, das Sinnliche zu
 verklären und folgen am Ende — ohne
 es vielleicht selbst zu wissen — unserm
 Egoismus und unserer Sinnlichkeit.
 Er verfährt das Göttliche, indem er

da G. a. n. g. e. l. u. n. n. t. p. r. e. t. u. n. d. f. ü. i. h. n.
 d. s. W. o. r. t. G. o. t. t. e. s. i. m. c. o. r. d. e. e. s. t. e. n.
 Z. i. n. e. u. n. d. u. g. e. i. d. a. s. M. e. u. m. f. ü. r. a. l. l. e.
 i. r. e. i. c. h. e. n. V. e. r. h. ä. t. i. s. t. E. i. s. e. P. a. s. s. i.
 o. n. i. s. t. u. s. f. e. r. A. f. e. h. e. n. v. o. n. A. l. l. e. m. i. n. d. i. e.
 O. f. f. e. n. d. a. r. u. n. g. i. s. t. e. i. n. e. n. t. h. e. n. d. i. c. h. e. C. o. n.
 s. e. q. u. e. n. z. d. s. d. u. r. c. h. d. s. E. b. r. i. s. t. u. m. f. e. s. t.
 o. e. s. t. i. l. l. e. n. P. u. r. i. d. r. e. t. e. n. s. d. e. r. ä. u. ß. e. r. l. i. c. h. e. n.
 O. j. e. t. v. i. t. ä. t. i. n. d. a. s. i. n. n. e. r. e. P. e. n. u. s. s. e. i. n.
 d. e. r. e. i. g. e. n. M. a. g. i. s. t. r. a. t. i. o. n. e. n. u. n. d. S. ü. n.
 d. i. g. k. e. i. t. i. n. e. s. S. t. u. p. p. u. n. k. t. e. s. a. u. f. d. a. s. e. r.
 g. ä. n. g. e. l. i. c. h. e. u. n. d. v. e. r. s. t. e. n. d. e. K. r. e. u. z. W. e.
 d. e. m. i. r. e. s. i. g. n. o. r. i. e. n. u. n. d. d. i. e. i. r. e. i. c. h. e. n.
 V. e. r. h. ä. t. n. i. s. s. e. a. l. s. g. a. n. z. u. n. d. a. b. g. e. c. h. o. f. f. e. n.
 b. e. t. r. a. c. h. t. e. n. d. e. r. e. n. W. e. l. t. g. e. r. i. c. h. t. w. o. h. l. d. i. e.
 W. e. l. t. g. e. s. c. h. i. c. h. t. e. a. b. e. r. n. i. c. h. t. v. e. r. H. i. m. m. e. l.
 i. s. t. — w. i. r. s. i. n. d. e. t. e. n. s. o. w. e. i. g. E. b. r. i. s. t. e. n. a. s.
 d. i. e. j. e. s. i. g. e. n. i. n. d. i. f. f. e. r. e. n. t. e. n. J. u. d. e. n. — I. s. r. a.
 e. l. i. t. e. n. u. n. d. w. i. r. k. ö. n. n. t. e. n. g. a. r. l. e. i. c. h. t. d. e. f. a. c. t. o.
 w. e. n. n. a. u. c. h. n. i. c. h. t. d. e. n. o. m. i. n. e. s. i. n. d. a. s. H. e. i.
 l. i. g. e. n. t. h. u. m. z. u. r. ü. c. k. e. r. f. a. l. l. e. n. d. e. s. s. e. n. G. r. u. n. d.
 i. r. e. e. j. a. d. u. r. c. h. a. u. s. n. i. c. h. t. d. e. r. P. o. l. y. t. h. e. i. s. m. u. s.
 i. s. t. D. a. r. u. m. e. b. e. n. s. i. e. h. t. N. e. a. n. d. e. r. i. n. s. e. i. n. e. r.
 e. n. C. h. r. i. s. t. l. i. c. h. e. n. E. i. g. e. n. h. ü. m. l. i. c. h. k. e. i. t. s. o. g. r. o.ß.
 u. n. d. w. i. r. k. u. n. g. s. r. e. i. c. h. i. n. s. e. i. n. e. r. j. e. z. i. g. e. n. l. e. b. e. n.
 u. n. d. c. h. r. i. s. t. l. i. c. h. e. n. Z. e. i. t. e. a. ; u. n. d. i. c. h. w. i. l. l. u. n. t. e. r.
 h. u. n. d. e. r. t. m. i. r. z. u. G. e. b. o. t. e. s. t. e. h. e. n. d. e. n. V. e.
 r. w. e. l. s. e. n. n. u. r. F. o. l. g. e. n. d. e. s. a. n. f. ü. h. r. e. n. :

Ich hatte einen wackeren Freund, von
 den Universitätsjahren her einen Studien.
 und Stubengenossen Neanders. Differ.
 enzen über das Fichtesche System und
 seinen Werth hatten in späterer Zeit die
 sonst engverbrüderten Männer verschie.
 dene Ansichten ausprechen lassen und be.
 wirkt, daß sie sich nie mehr wiedersehen.
 Nach einigen Jahren lag mein Freund
 auf dem Krankenbette, und da er wohl
 einsah, daß seine Startsinngigkeit Ne.
 anders liebevolles Entgegenkommen nicht
 zu würdigen gewußt hatte, so trieb es ihn
 an seinen ehemaligen Commilitonen über
 seinen jetzigen Zustand zu benachrichti.
 gen. Neander ließ ihm sagen: „Trotz
 unserer verschiedenen Ansichten waren
 unsere Herzen nie getrennt; meines schlug
 stets für Dich; ich komme zu Dir.“ Er
 glaubte zu einem Kranken zu schiden und
 schickte zu einem Sterbenden. Dieser
 nahm mit Entzücken die Botschaft und

stammelte sie sehr lebhaft vor sich hin.
 Seine Seele schien erhoben, als sie sich
 den großen Mann vergegenwärtigte, sein
 Augenblitz noch einmal auf, seine Hand
 faltete sich und freudig verchied er, in.
 dem die Worte auf seinen Lippen erkla.
 ren: „Mein Herz schlug stets für Dich;
 ich komme zu Dir.“

Noch viele andere Geschichten, von sei.
 ner Wohlthätigkeit und seiner Naivität,
 von seiner Charakterfestigkeit und seinem
 bestimmten Wesen, müßte ich hier erzählen;
 ich müßte den liebenswürdigen Wirth am
 Theatrischen schildern, wie er in der Sonn.
 abend-Gesellschaft unter seinen Schülern
 die um populartheologische Gegenstände
 sich drehende Unterhaltung anregt und
 verfolgt; ich müßte noch Bogen voll schrei.
 ben, um die Gründe anzuführen, welche
 seinen eminenten Einfluß auf die hiesigen
 Theologen feststellen. So viel will ich
 aber zum Schluß sagen: Wenn man in
 einem Kreise von jungen Leuten, die der
 Gottesgelahrtheit beflissen sind, den Na.
 men Neander nennt, so wird Alles ernst
 und feierlich gestimmt. Und wenn die
 Schilderung, die ich eben gegeben, Dich
 oft an ihn denken läßt, und Dich bewegt,
 in sein Wesen und seine Schriften näher
 einzugehen, so bin ich fest überzeugt, Du
 hast durch Dein ganzes Leben Nutzen und
 Frommen von den Paar Momenten, die
 Du mir willig oder unwillig geschenkt.

Auch die künftige Stunde soll Dich
 nicht reuen, die Du mir mir jubelst.
 Sieh — wie es zur geöffneten Thür her.
 einströmt, wie Studenten, Bürger, hohe
 Beamte, Vicenants, Generale, Bankiers
 Liberale, diplomatische Nobilitäten und
 Gelehrte durcheinander wogen, wie kaum
 nach fünf Minuten die Bänke erkü. m. t.
 sind, und wie bis zum äußersten Ende des
 an 600 Zuhörer fassenden Saales kein
 Stehplatz übrig bleibt. Der Eingang
 und die Thürspalten sind dichtgedrängt
 besetzt, Kopf an Kopf steht durch den
 Flur bis zur Treppe und die Lebhaftigkeit
 derjenigen, die im Pafen sitzen, mischt
 sich mit dem Ungestüme derjenigen, die
 ihn draußen erst durch Bitten und Dro.

hungen zu erringen streben. Immer mehr Expektanten eilen durch das Portal, drängen sich im Vorhofe zusammen und glauben ihr Ziel zu erreichen, wenn sie tie untern Stufen der Treppe mit einem Fuße zu berühren im Stande sind. Wie treibt, ringt da Alles, um einen Fuß vorwärts abzugewinnen, wie werden strategische und taktische Machinationen angewendet, um den Vordermann zu verschieben und sich an seine Stelle zu setzen.

Da hast Du ein kleines Bild des demokratischen Elements, worin diejenigen, die jenseits der Wohlhabenheit, der Gemächlichkeit und der Ruhe schmachten, mit aller Wuth, aller Krafterregung gegen Die ankämpfen, welche sich in den Besitz jener edlen Güter gebracht haben. Diese Letzteren repräsentiren wir, die wir hier inwendig sitzen auf unsern Bänken sitzen, mit profaisch-gewissen Gesichtern in die Welt hinausschauen und uns vielleicht im Innern über die armen Leute da draußen maquiren, die im Wintertage der Kälte preisgegeben, sich vergeblich abmühen, in das Paradies zu kommen.

Aber die Demokratie bricht sich trotz der entgegengesetzten Riesendämme Bahn, stürzt vernichtend über sie hinweg und begräbt die stolzen Demokraten in den Wellenschloß. So ging es auch hier. Je dringender, forternter und ungestümer die hineinstrebenden Männer der Zukunft auf dem Flure riefen: „Nach einem größeren Auditorium! Rückt zusammen! Wir haben Eintrittskarten in der Tasche!“ desto bestimmter, abweisender und indignirter erwiderten von ihren Plätzen aus die sessigenden Männer der Gegenwart: „Hier geblieben! Ruhe! Warum seid Ihr nicht früher gekommen?“ und wie die Revensarten alle heißen mögen, mit denen man den Demos einzuschüchtern und zu verplüffen suchte. Unter Plaudern und Lachen der Glücklichen und unter Geschrei und Getöse der Zurückgebliebenen verging eine halbe Stunde; der ersetzte Professor erschien noch immer nicht, konnte nicht erscheinen. Denn im

Taumel ihres errungenen Besitzes hatten unsere Aristokraten es außer Acht gelassen, wie denn bei der bis zur untersten Stufe der Treppe Kopf an Kopf gedrängten Masse derjenige hindurchzukommen im Stande sein soll, dessen Anwesenheit ihren Glücksgütern, als da sind: ein bequemer Sitzplatz, eine Lehne u. s. w. erst Weich verleiht. Sie harrten und harrten und waren mit Blindheit geschlagen, wie es den Aristokraten in der großen Geschichte häufig zu sehen pflegt.

Endlich erhebt sich draußen ein Freudenruf; der übrige Plebs wird emancipirt; ein neues Leben — die Aula — geht ihm auf! Diejenigen, welche im Auditorium der Thüre am nächsten sind, werden sogleich vom Strudel der Bewegung ergriffen, stürzen sich nach und kommen noch zur rechten Zeit an. Die Hochstoria aber, — d. h. diejenigen, welche die höchste Spitze des Saales eingenommen hatten, können sich noch gar nicht von dem neugefalteten Bülberleben überzeugen, stehen erst dann auf, als sie sich allein gewahren, schreiten gravitairisch vorwärts, und sie, die vorher auf breiten und bequemen Sigen prunkten, sie müssen sich gar sehr drücken und quälen und Gult ranken, wenn sie in der Aula hinter irgend einem Plebejer sich unterdrücken können. Ich war auch so'n Hochstoria und fand natürlich diejenigen, die vorher draußen standen, jetzt ganz vorn, da sie der Bewegung am nächsten gewesen waren und sie hervorgerufen hatten. Das ärgerte mich und ich rief unwillkürlich aus: „Also bis in die geweihten Hallen der *Alma Mater* drangen die Prinzipien der Revolution, auch hier heißt es: *La proprieta se change!* — —“ Da unterbrach mich ein hunderthändiges, enthusiastisches Klatschen; die Universitäts-Convenienz war dem überströmenden Herzensdrang gewichen; Eduard Gans hatte den Katheder bestiegen und seine öffentliche Vorlesung über „die Geschichte der Restauration bis auf den heutigen Tag“ begonnen.

Eine in den Annalen des deutschen

Universitätslebens wohl einzig dastehende Versammlung! Die große Aula mit mehr denn tausend Indiv. durn angefüllt, mit der Elite von wissenschaftlich gebildeten jungen Leuten, die in ihre Mäntel eingehüllt, dicht gedrängt nebeneinander standen; dazu das Feierliche des prächtigen Saales, der mit seinen langen, gethischen Fenstern, alterthümlichen Verzierungen einen um so pittoreskeren Eindruck machte, da der nicht getroffenen Einrichtungen halber nur zwei Lichter vor dem Katheder brannten, deren schwacher Schimmer gar phantastische Beleuchtungen auf die verschwundene, weite Fläche warf; dann die ganz eigenthümlichen Figuren an der Decke, die in Folge des undeutlichen Reflexes wie farbige Schatten niederschauerten und gespinnig winkten; zuletzt die Spitze des Ganes, der schwarze Promotions Katheder, auf dem Gans stand, hellumleuchtet von zwei Kerzen und gewaltig absteckend gegen seine dunkle Umgebung — Alles dies um war eine flopte den Anwesenden keine ganz gehobene Stimmung ein.

Wie ich so dastand, durchkreuzten kritische Gedanken meinen Kopf. Er will die neueste Geschichte vortragen, von der er selbst ein Theil ist — die Geschichte, deren Genien und Dämonen noch leben und kämpfen, von deren organisch zusammenhängendem Gange auch nicht der kleinste Theil vor unsern Blicken klar und gelichtet daliegt und deren nothwendiges Ende und Verschauungsmotiv nur der anzugeben im Stande ist, der zur Klärung des Menschengeschlechtes die verschlungenen Fäden in einander geknüpft hat? Will er uns neue Facta, will er durch seine Verbindung mit Dilem oder Jenem uns neue diplomatische Ausschüsse, neue psychologische Gründe für manche Ereignisse geben, welche die reichliche, geschwätzte Memoiren Literatur der Franzosen noch nicht in alle Welt hinaus geschendet hat? Will er die Idee, die Philosophie der Begebenheiten in der neuesten Zeit konstruiren, ohne in den Kaffeehaus-Politikern zu verfallen?

Also dachte ich und las eine Antwort auf meine Frage in dem klaren Wellenauge Friedrichs des Großen, dessen treffliche Büste neben dem Katheder steht und vernahm die andere aus dem Munde des Professors, der eben dasjenige, was ich obenanderte, ausführte und klar und bländig bewies, die neueste Geschichte sei gerade Ihrer Idee nach vor das Tribunal des Katheders zu bringen.

Es ist schwer mit ihm zu rechten. Die Süßigkeit, der Rhythmus eines Satzes, der Wehmut und die Kraft seines Vortrages, seine Vollendung im oratorischen und seine wahrhafte Größe im rhetorischen Theile, lassen schwer gegen sie ankämpfen; und er hat durch strategische Uebermacht den noch so geschickten Feind schon geschlagen, ehe dieser an seine taktische Ueberlegenheit zu denken und sie zu benutzen im Stande ist. Wie weiß er durch die Musik seiner Sprache und durch bligende Gedanken uns über trockene, politische Discussionen hinwegzuführen! Ich glaube, dieser Mann wäre im Stande, Pandekten und Institutionen in Zuckerbrodchen und Bonbons einzugeben! —

Ich habe Dich, mein theurer Leser, im Gedränge veroren und ich freue mich, Dich hier unter der Uhr wieder zu finden. Wenn ich Dich bis jetzt des Gegenseites halber mit dem Manne des gotteligen, apostolischen, und dem Manne des geschichtlich-bewegten, modernen Zeitalters bekannt gemacht; so will ich Dir jetzt den Mann vorführen, der Alles in sich verband und harmonisch versöhnte, was die ausgezehnte, bis in die ferne Vergangenheit und Zukunft hinüber- und hinausreichende Weltanschauung aufzuhäufen vermag und der in die tiefsten Schwächen der Verunft, wie in die höchsten Regionen des übersinnlichen Glaubens hinab- und hinaufzusteigen war. Wollte ich Dir die Stelle bezeichnen, wo er körperlich weilte, so müßte ich Dich nach dem Kirchhofe geleiten; willst Du den Raum kennen lernen, wo sein Wort, seine Schriften und seine Schüler geistig um-

gestalten und aufbauen werden, so sieh Dir die Weltkarte an. Hier kann ich Dir nur das Auditorium Nr. 8 und den Katheder zeigen, wo Hegel lange im Kreise seiner Schüler u. Colleggen jene Vorträge gehalten hat, die Alles ergäuhend, erforschend und festhaltend, was dem Menschen theuer und heilig ist, in ihrem Einflusse wohl ewig bleiben. Nicht lange ist es her, daß er dahingegangen ist, und ich will Dir eine wunderbare Historie erzählen, die sich für mich an seinen Todestag knüpft.

Freitag am 11. November 183— um 5 Uhr saß ich wie gewöhnlich in diesem Auditorium und erwartete Hegel. Er kam. Bleich, verfallen schwankte er die Stufen des Katheders hinauf, zog sein Heft aus der Tasche und setzte seine Vorlesung über die Geschichte der Philosophie fort. Welche Vorlesung! — Wie rang der Tod mit jedem Worte, das er auszusprechen bemüht war, wie gespenstig legte sich ein Keuchhusten zwischen jeden Satz! Aber welche himmelstürmende Gedanken bligten von dieser gefurchten Stirn herab; wie mild, wie sonnenhaft, wie frühlingstklar leuchtete sein schönes Auge, wenn es sich weit öffnete und wie aus einem schweren Traum erwachend, auf den zahlreichen Zuhörern weilte, als wunderte es sich über die irdische Umgebung. Wenn die moderne Philosophie sich personificirte, sie müßte Hegels Gestalt und Physiognomie annehmen, seine äußerlich scharf ausgeprägt gewesene schüchternge, wehmüthige, ewig strebende Vernunftseligkeit, die noch nicht zur Auflösung in die Glaubensseligkeit gekommen ist.

Ich hatte den Reisewagen nach dem Portal der Universität kommen lassen und fuhr um 6 Uhr nach Frankfurt a. D. hinüber, wo ich meinen dorthin zur Messe angekommenen Vater überraschen wollte. Schon Sonntag riß ich mich von ihm los, um Montag Nachmittag das für mich höchst wichtige Hegel'sche Collegium nicht zu versäumen. Nach 5 Uhr stieg ich am Opernplatze ab eilte ins Auditorium und fand es hell erleuchtet, aber leer. Ich

stugte und setzte mich, ermüdet von der Reise, auf meinen einsamen Platz.

Punkt ein Viertel auf 6 Uhr öffnete sich die Thüre und Hegel trat herein. Am Nu waren alle Bänke besetzt. Womit? kann ich nicht deutlich sagen. Jünglinge in veralteten Burschenröcken, Männer in verschiedenen Kostümen, Perückenköpfe, griechische und römische Profis — Alles lustig und schattenartig durcheinander und emsig lauschend auf die Worte des Vortragenden. Ich sah kein einziges bekanntes Gesicht außer dem eines Studenten, der vor einem Jahre gestorben war; — aber noch viele Physiognomien, die entfernte Ähnlichkeit mit Pertrains und Büsten berühmter Philosophen hatten.

Hegel war sehr verändert, noch klarer und milder in seinem Angesichte. Die Sehnsucht war von diesem gemichen und statt dieser thronte die errungene Seligkeit auf der nicht mehr gefurchten Stirn. Er schien ein Gedanke geworden zu sein; so abgerundet, so untergetaucht hatte sich Alles bei ihm in eine Idee, in eine Gewisheit, in einen Culminationepunkt, den durch Worte näher zu bezeichnen, ich nicht im Stande bin; Raphaelen und Raphael haben ihn durch Töne und Farben wiederzugeben gesucht, und man sagt: es ist ihnen gelungen.

Mund und Auge waren geschlossen; und doch sprach er, las er vom Heft. Oder besser gesagt — denn er sprach nicht — (dieser Ausdruck ist zu materiell) er dachte seinen Zuhörern etwas vor, die vermöge ihrer ausgebildeten Organe seine Gedanken aufzuehmen verstanden, ohne des Mittelweges der Sprache und des Gehörs zu bedürfen. — — —

Ich weiß nicht mehr, wie ich zur Thür hinausgekommen bin. So viel erinnere ich mich, daß ich vor der Universität einen Freund fand, der mich anredete: „Wie siehst Du aus? Bedenke doch, wie der Selige den Tod betrachten lehrte und zeige Dich jetzt würdig, sein Schüler genannt zu werden. Dich scheint die Nach-

Also dachte ich und las eine Antwort auf meine Frage in dem klaren Welt-auge Friedrichs des Großen, dessen treffliche Büste neben dem Katheder steht und vernahm die andere aus dem Munde des Professors, der eben dasjenige, was ich oben anbeurtheilte, ausführte und klar und bündig bewies, die neueste Geschichte sei gerade ihrer Idee nach vor das Tribunal des Katheders zu bringen.

Es ist schwer mit ihm zu rechten. Die Süßigkeit, der Rhythmus eines Styles, der Wohlklang und die Kraft seines Vortrages, seine Vollendung im oratorischen und seine wahrhafte Größe im rhetorischen Theile, lassen schwer gegen sie ankämpfen; und er hat durch strategische Uebermacht den noch so geschickten Feind schon geschlagen, ehe dieser an seine taktische Ueberlegenheit zu denken und sie zu benutzen im Stande ist. Wie weiß er durch die Musik seiner Sprache und durch blitzende Gedanken und über trockene, politische Discussionen hinwegzuführen! Ich glaube, dieser Mann wäre im Stande, Pandekten und Institutionen in Zuckerbrodchen und Bonbons einzugeben! — —

Ich habe Dich, mein theurer Leser, im Gedränge veroren und ich freue mich, Dich hier unter der Uhr wieder zu finden. Wenn ich Dich bis jetzt des Gegensatzes habet mir dem Manne des göttlichen, apostolischen, und dem Manne des geschichtlich-bewegten, modernen Zeitalters bekannt gemacht; so will ich Dir jetzt den Mann vorführen, der Alles in sich verband und harmonisch verfehnte, was die ausgedehnteste, bis in die ferne Vergangenheit und Zukunft hinüber- und hinausreichende Weltanschauung aufzuhäufen vermog und der in die tiefsten Schwächen der Vernunft, wie in die höchsten Regionen des übersinnlichen Glaubens hinab- und hinaufschweben war. Welche ich Dir die Stelle bezeichnen, wo er körperlich weilt, so müßte ich Dich nach dem Kirchhofe geleiten; willst Du den Raum kennen lernen, wo sein Wort, seine Schriften und seine Schüler geistig um-

gestalten und aufbauen werden, so sieh Dir die Weltkarte an. Hier kann ich Dir nur das Auditorium Nr. 8 und den Katheder zeigen, wo Hegel lange im Kreise seiner Schüler u. Collegen jene Vorträge gehalten hat, die Alles ergründend, erschorschend und festhaltend, was dem Menschen theuer und heilig ist, in ihrem Einflusse wohl ewig bleiben. Nicht lange ist es her, daß er dahingegangen ist, und ich will Dir eine wunderbare Historie erzählen, die sich für mich an seinen Todestag knüpft.

Freitag am 11. November 1831 — um 5 Uhr saß ich wie gewöhnlich in diesem Auditorium und erwartete Hegel. Er kam. Bleich, verfallen schwankte er die Stufen des Katheders hinauf, zog sein Heft aus der Tasche und setzte seine Vorlesung über die Geschichte der Philosophie fort. Welche Vorlesung! — Wie rang der Tod mit jedem Worte, das er auszusprechen bemüht war, wie gespenstig legte sich ein Keuchhusten zwischen jeden Satz! Aber welche himmelsstürmende Gedanken bligten von dieser gefurchten Stirn herab; wie mild, wie sonnenhaft, wie frühlingstklar leuchtete sein schönes Auge, wenn es sich weit öffnete und wie aus einem schweren Traum erwachend, auf den zahlreichen Zuhörern weilte, als wunderte es sich über die irdische Umgebung. Wenn die moderne Philosophie sich personifizierte, sie müßte Hegels Gestalt und Physiognomie annehmen, seine äußerlich scharf ausgeprägt gewesene schüschtige, wehmüthige, ewig strebende Vernunftseligkeit, die noch nicht zur Auflösung in die Glaubensseligkeit gekommen ist.

Ich hatte den Reisewagen nach dem Portal der Universität kommen lassen und fuhr um 6 Uhr nach Frankfurt a. D. hinüber, wo ich meinen dorthin zur Messe angekommenen Vater überraschen wollte. Schon Sonntag riß ich mich von ihm los, um Montag Nachmittag das für mich höchst wichtige Hegel'sche Collegium nicht zu versäumen. Nach 5 Uhr stieg ich am Opernplatze ab eilte ins Auditorium und fand es hell erleuchtet, aber leer. Ich

stugte und setzte mich, ermüdet von der Reise, auf meinen einsamen Plaz.

Punkt ein Viertel auf 6 Uhr öffnete sich die Thüre und Hegel trat herein. Im Nu waren alle Bänke besetzt. Womit? kann ich nicht deutlich sagen. Jünglinge in veralteten Burschenrocken, Männer in verschiedenen Kostümen, Ferrückerköpfe, griechische und römische Professoren — Alles lustig und schattenartig durcheinander und emsig laufend auf die Worte des Vortragenden. Ich sah kein anderes bekanntes Gesicht außer dem eines Studenten, der vor einem Jahre gestorben war; — aber noch viele Physiognomien, die entfernte Aehnlichkeit mit Petrarchis und Büßern berühmter Philosophen hatten.

Hegel war sehr verändert, noch klaut und milde in seinem Angesichte. Die Sehnsucht war von diesem gewichen und statt dieser thronte die errungene Seligkeit auf der nicht mehr gefurchten Stirn. Er schien ein Gedanke geworden zu sein; so abgerundet, so untergetaucht hatte sich Alles bei ihm in eine Idee, in eine Gewisheit, in einen Culminationepunkt, den durch Worte näher zu bezeichnen, ich nicht im Stande bin; A. e. h. o. v. e. n. und Raphael haben ihn durch Töne und Farben wiederzugeben gesucht, und man sagt: es ist ihnen gelungen.

Mund und Auge waren geschlossen; und doch sprach er, las er vom Heft. Oder besser gesagt — denn er sprach nicht — (dieser Ausdruck ist zu materiell) er dachte seinen Zuhörern etwas vor, die vermöge ihrer ausgebildeten Organe seine Gedanken aufzuziehen verstanden, ohne des Mittelweges der Sprache und des Gehörs zu bedürfen. — — —

Ich weiß nicht mehr, wie ich zur Thür hinausgekommen bin. So viel erinnere ich mich, daß ich vor der Universität einen Freund fand, der mich anredete: „Wie siehst Du aus? Bedenke doch, wie der Selige den Tod betrachteten lehrte und zeige Dich jetzt würdig, sein Schiffer genannt zu werden. Dich scheint die Nach-

diesem Gewichte Nichts beizufügen; daher wird jeder denkende Mensch ein Bedenken verhalten, das ihm selbst oder Andern schadet; er wird sich gedrungen fühlen, Andern Gutes zu thun, da dieser einzige Born des eigenen Glückes und des Wohlwollens Anderer ist ohne welchen Born die Gesellschaft ein schlimmerer Zustand wäre, als jener der Einsamkeit.

Kann es etwas Einleuchtenderes geben, als daß die Moral nicht vom Glauben bedingt sei? Sie sehen, Madame, welche weite Kluft zwischen Lustgebilden und den praktischen Verpflichtungen liegt, welche aus der Natur der Dinge fließen. Ja, je geheimnißvoller, und unbegreiflicher die Dogmen einer Kirche sind, desto mehr sind sie geeignet, uns von den Dictaten der Natur abzulenken, der Vernunft zu entsagen, die allein uns auf den richtigen Weg zu führen vermag. — Eine ehrliebe Uebersicht der Ursachen aus denen sehr viele Uebel der Gesellschaft entspringen, wird uns bald überzeugen, daß die Ursache des Verursachens in den spekulativen Sägungen der Theologie liegt. Ueberspannter Enthusiasmus und Tollheit des Fanatismus überwältigen die Vernunft und da sie den Menschen blind und gedankenlos machen, wird er zu seinem eigenen Feind und zum Feinde Anderer.

Es ist für die Verehrer eines tyrannischen, parteilichen und grausamen Gottes unmöglich, die Pflichten der Gerechtigkeit und Humanität zu üben. Sobald es den Priestern gelingt, in uns die Stimme der Vernunft zu ersticken; haben sie uns bereits zu Sklaven gemacht, in denen sie irgend eine ihnen beliebige Leidenschaft mit Leichtgläubigkeit erwecken können. Es ist in der That, ihr Interesse, uns zu Sklaven zu machen. Sie verlangen von uns, daß wir unserer Vernunft entsagen; denn die Vernunft widerspricht ihrem heiligen Betrug und vernichtet ihre hochmüthigen Pläne. Glaube ist das Mittel, wodurch sie uns gefangen nehmen und ihrer Ambition dienlich machen. Da

her ihr Eifer für Verbreitung des Glaubens; daher ihr unverzeßlicher Haß gegen manche Zweige der Wissenschaft und gegen Alle, die nicht geneigt sind, sich unter ihr Joch zu fügen; daher ihr stetes Bestreben, das Reich des Glaubens zu errichten (das heißt, ihr eigenes Reich) selbst mit Feder und Schwert die stärksten Argumente, so sie der Wahrheit entgegenzusetzen haben.

Ich muß bekennen, daß der Gesellschaft aus diesem übernatürlichen Glauben sehr wenig Nutzen entspringt, welchen die Kirche zur höchsten Tugend erhoben hat. Was Gott betrifft, so ist der Glaube der Menschen für ihn ganz überflüssig; denn wünscht er uns zu überzeugen, so dürfte er ja nur wollen. Es wäre gegen die Weisheit Gottes anzunehmen, daß er sich zum Gegensatz der Vernunft mache, die er den Menschen doch gegeben haben soll; es ist gegen die Gerechtigkeit eines Gottes, zu verlangen, daß man Das glaube, was man nicht begreifen kann. Es hieße selbst die Existenz Gottes verläugnen, wenn wir uns einem Glauben hingeben sollten, der ganz jenen Begriffen entgegen ist, so man sich von einem vollkommenen Gott machen kann. Auch in Hinsicht der Moral ist der Glaube nutzlos. Der Glaube kann zur Heiligkeit der Moralität und zu ihrer Wichtigkeit Nichts hinzufügen. Ja, der Glaube ist für die Gesellschaft sogar schädlich; denn trotz seiner angesprochenen Nothwendigkeit zerfleischen sich die Gläubigen oft in mörderischen Kriegen. — Kurz, der Glaube ist ein Widerspruch in sich selbst — denn er verlangt, daß wir an Dinge glauben, die sich durch Gegensätze aufheben und selbst jenen Grundsätzen entgegen sind, welche die Bibel enthält, die man uns als das Wort Gottes hinstellt.

Wem nützt denn aber dennoch der Glaube? Einigen Wenigen, die durch seinen Einfluß die menschliche Vernunft entwürdigen und die Arbeit der Gläubigen für ihren eigenen Eruß, für ihr Ansehen und ihren Reichtum zinsbar ma-

chen. Sind die Völker ihres Glaubens oder ihres blinden Vertrauens wegen, das sie in Priester setzen, glücklicher? — Gewiß nicht. Blicken Sie sich um in der Welt und Sie werden, mit mir, bekennen müssen, daß in jedem Lande, wo die Kirche sich mit Macht erhebt, es weder Moral noch Tugend giebt, weder Industrie noch Glückseligkeit im Volk; ja, wo immer die Priester mächtig sind, dort sind die Unterthanen unwissend, roh und elend.

Doch Hoffnung — Hoffnung, die zweite der christlichen Vollkommenheiten, ist stets vorhanden, um uns für die durch den Glauben geschlagenen Wunden zu heilen. Man macht die Menschen fest glauben, daß Jene, die Glauben besitzen, das heißt, die an den Priester glauben, in der andern Welt reichlich belohnt werden für ihre Leiden auf Erden. Und was ist es, auf das wir hoffen sollen? Auf unaussprechliche Wohlthaten, das heißt, Wohlthaten, für welche die Sprache keine Worte hat! So weiß man denn noch immer nicht, was wir zu erwarten haben. Wie können wir aber auf einen Zustand hoffen, von dem wir nicht den geringsten Begriff haben? Wahrlich, diese Herren Priester gehen weit in ihrer Anmaßung, uns Dinge anzuempfehlen, von denen sie selbst gar Nichts verstehen.

Es ergiebt sich nun hieraus, daß Glaube und Hoffnung auf einer und derselben Basis beruhen. Doch machen wir eine Pause, um die Vortheile der christlichen Hoffnung kennen zu lernen: sie ermutigt zur Ausübung der Tugend; sie tröstet den Unglücklichen im Drang der Leiden und erhebt den Gläubigen zur Stunde des Unglücks. Doch welche Ermuthigung, welche Stütze, welchen Trost kann der Mensch aus solchen Schattenspielen eines zukünftigen Lebens ziehen? Nur den Priestern allein ist die Hoffnung auf einen zukünftigen Lohn hier auf Erden von Nutzen. Der Mensch, sagen sie, wurde nicht für diese Welt geschaffen; der Himmel ist seine Heimath, wo er für seine Leiden auf Erden unaussprechlichen Lohn

erhalten werde. So gleichen sie den Quacksalbern, die bei der zerstörten Gesundheit ihrer Patienten die Hoffnung für Jene sich vorbehalten, da sie nicht zu heilen vermögen. Quacksalberei ist, in der That, das eigentliche Wesen Dessen, was man Religion nennt.

Die dritte christliche Tugend ist: **Barmherzigkeit**; das ist: Gott über Alles lieben und untern Nächsten wie uns selbst. Ehe man uns aber gebietet Gott über Alles zu lieben, sollte die Religion doch ihren Gott als einen solchen hinstellen, der Liebe verdient. Lassen Sie uns gerecht sein, Madame, ist denn der Gott der Christen unserer Liebe würdig? Oder müssen wir nicht vielmehr Absehen gegen ihn fassen, da man uns ihn als einen parteiischen, launischen, grausamen, rachsüchtigen, eifersüchtigen und blutigen Tyrannen schildert? Wie ist es möglich, das Schreckliche der Wesen zu lieben? Den lebendigen Gott, in dessen Hände zu fallen es schrecklich ist? Den Gott, der Jene für ewig verdammen kann, die ohne seinen Willen weder leben noch sterben könnten? — Wissen denn unsere Theologen, was sie sagen, indem sie lehren, daß die Furcht Gottes die Furcht sei eines Kindes vor seinem Vater? Müßten wir einen barbarischen Vater nicht hassen, dessen Angerechtigtheit so grenzenlos ist, daß er das ganze Menschengeschlecht strafe, so unstaubig es auch sein mag, bis es sich an zwei Felsen anlehnen mag, um sich an zwei Felsen anzuheben zu können, welche Sünde er wohl hätte abwenden können, wenn er bloß gewollt hätte. Kurz, Gedulde, es ist eine absolute Unmöglichkeit über Alles einen Gott zu lieben, dessen ganzes Benehmen, wie es in der Bibel geschrieben wird, uns mißfallen muß. Wenn, nach der Lehre der Jesuiten, die Liebe Gottes unumgänglich nothwendig ist, um heilig zu werden, so darf man sich nicht wundern, daß es der Ausgewählten so wenige giebt, da kein vernünftiger Mensch sich einen Gott lieben kann. So lehrten denn auch die Jesuiten, daß es hinlänglich sei, um heilig zu werden, wenn man ihn nur nicht

hasse. Das zu lieben, was wir nicht kennen, ist schwer; aber noch schwerer ist es, Das zu lieben, was wir fürchten; indessen es ganz absolut unmöglich ist für das schrecklichste aller Wesen Liebe zu fassen.

Wir müssen nach dieser Betrachtung vollkommen überzeugt sein, daß ein Vielglaubiger nur durch eine sehr große Liebe seinen Gott lieben kann und diese Liebe bricht im besten Falle bemachtet, nur auf Selbsttäuschung oder Heuchelei und Furcht, um sich gegen die Zorn des Gottes zu stellen. Gläubiger, wenn sie aufrichtig, gleichen Weibern, die sich einer Leidenschaft für einen Geliebten überliehen, für diesen größten Fehler sie blind sind! Madame de Sevigne sagte, sie liebe Gott als ein unvollkommenes wohl erzogenes *Gentleman*, mit dem sie nie persönlich bekannt war. Doch kann man den Gott der Christen als einen wohl erzogenen *Gentleman* lieben? Das Portrait dieses imagären Geliebten, wie es in der Bibel gezeichnet, oder auf die Reinwind von unseren theologischen Künstlern hingeworfen wird, sollte Leben von seiner Leidenschaft heilen, bei dem sie nicht den letzten Funken von Vernunft erloscht hat.

Was die Nächstenliebe betrifft, möchte ich wissen, was das Gebot einer Religion damit zu schaffen haben kann; da es doch Pflicht ist, Andern Gutes zu wünschen? Nur dadurch können wir die Neigung Anderer für uns gewinnen, wenn wir ihnen eine ähnliche Neigung und unser Wohlwollen zu Theil kommen lassen. Ist es nicht ein Genuss, die Unglücklichen zu trösten? Verarmt man erst ein wenig über Gutes, um durch die Thränen des Unglücks gerührt zu werden? Erbauen wir uns nicht einen Lorbeer in den Herzen Anderer wenn wir sie glücklich machen? Wohl giebt es gefühllose und undankbare Menschen; aber Liebe und Wohlthaten werden in der Regel doch mit Liebe und Dankgefühl beehrt.

Nach der christlichen Lehre sollen wir sogar unsere Feinde lieben und ob die-

ser Liebe gegen unsere Feinde wird die christliche Religion von den Theologen allen andern Religionen und Moral-Systemen vorgezogen. Lassen Sie uns dennach sehen, in wie ferne dieses Gebot wirklich gehalten werden kann. Es ist wahr, daß ein höherer Charakter sich leicht über das Gefühl der Rache zu erheben vermag — Beleidigungen verzieht und so, als Böses mit Gutem vergilt; — doch es ist eine Absurdität vom Menschen zu verlangen, daß er gegen Jene das Zartgefühl der Liebe besitzen sollte, die ihn zu verreiben suchen — diese Liebe gegen unsere Feinde, womit sich das Christenthum unverdienterweise brüsst, erweist sich denn als ein unausführbares Gebot, das jeden Christen unzählige Mal im Leben Lügen straft. Welche Thorheit ist es behaupten zu wollen, man könne Das lieben, was Einem von Herzen zuwider ist? Man könne eine Beleidigung mit Freuden hinhinnehmen? Man könne Jene lieben die uns quälen und elend machen? Nein; der Glaube an eine zukünftige Belohnung mag etwa den Gläubigen in solchen Tagen der Prüfung trösten; doch ist es absurd anzunehmen, daß man gegen die Urheber unserer Leiden das zarte Gefühl der Liebe hegen könne. Alles was man vernünftigerweise thun kann, ist — sie zu melde, was man aber in der That als kein besonderes Zeichen der Liebe annehmen wird.

Wir können auch mit etwas Umsicht im Leben bald ausfinden, daß zwar Jene, so dieses Gebot am lautesten preisen, dasselbe, am meisten verletzen. Besonders glauben unsere Priester nicht besonders an dieses Gebot gebunden zu sein. Sie haben eine höchst bequeme Salivation ausgefunden, von welcher sie alle Jene ausschließen, die nicht so denken, wie sie es ihnen vorschreiben, nicht nur von der Nächstenliebe, sondern auch von den Rechten ihrer Nebenmenschen. Nach diesem Prinzipie entehren, verfolgen und wenn möglich, vernichten sie Jedermann, der ihnen mißfällig ist. Wann verzeiht der Priester? Wenn die Rache außerhalb seinem Bereich ist.

„Die Geschichte des christlichen Zeitalters mit seinen Inquisitionen, Tribunalen, Auto da fe, Kreuzzügen, Religions- und Eroberungskriegen ist der mit Blut geschriebene Gegenfuß von ihres Meisters Lehre: „Liebt eure Feinde und — thut was I Denen, die euch Böses thun!“

Ergebenst der

Ihrig.

Für die Fadel.

Glauben und Wissen.

Von E. Eubelgh.

Der Glaube ist eine Abstraction; das Wissen etwas Positives. Der Glaube befaßt sich mit transcendentalen, überirdischen Objecten, oder vielmehr mit Gedanken über Objecte, die als existierend angenommen werden; das Wissen fußt auf dem festen Boden und sicheren Grunde des Natürlichen und anerkennt keine doppelte Buchführung. Mag der Glaube grenzenlos sein, die Grenze des Wissens kann keine andere sein als die des Nichtwissens.

Die Fadel hat seit Jahren den Glauben impugniert und Das, was die Theologie für wahr ausgiebt, als etwas jeder positiven Basis Ermangelndes negiert. — Das Christenthum und seine Dogmen wurden häufig recutirt und analysirt, bis ich endlich zur Synkresis überging, um im Gebiete des Realen, des Naturwissenschaftlichen, an die Stelle des verdrängten Glaubens das Wissen zu setzen. Die Naturforschung aber beschäftigt sich bloß mit der Welt, wie man sie in ihrem Wissen erkennen kann, ohne das sogenannte „erste Werden“ zum Gegenstand ihrer Untersuchung zu machen. Mögen Gläubige sich rühmen, eine Schöpfung zu begreifen, wie sie ihnen die Bibel hinstellt; der Naturforscher macht sich nicht an von Dem etwas zu wissen, was vor dem Sein und da war. Mag der Gläubige seinen Glauben für eine Wahrheit halten; für den Glauben giebt es keine Lancete; er ist transcendent, er ist ein Dazufürhalten, etwas Innerliches, für das es keinen

Maakstab der Erfahrung, der objectiven Erkenntniß giebt. Wir haben mit dem Glauben gebrochen, wir haben gelernt das Unmögliche wahrzunehmen und begnügen uns mit Dem, was man durch Studium und Forschung möglicherweise, ja, positiv wissen kann, ohne den Zauber der Phantasie eingebüßt zu haben und den Reiz, der sich in unsern Sinnen und Gefühlen einprägt durch das Beschauen und Bewundern des Großen, des Erhabenen, des Ewigen der Natur in ihren Myriaden und Myriaden Formen, deren gemeinschaftliche Mutter das Atom ist. Doch was verstehen wir unter Atom? Man kann das wissenschaftliche Feld nicht betreten, ohne auf Wörter zu stoßen, die griechische oder lateinische Ursprungs sind und die nach so langem Bürgerrecht nicht leicht wieder verdrängt werden können. Das Volk wechelt in seinen Gliedern und ganze Völker verschwinden; allein, ohne daß manch' spätere Nachkommen ihren Ursprung kennen, pflanzt sich doch der Geist des Volks fort und ein Volk lebt nur so lange, als seine Sprache lebt. Daher sollte die Sprache jedem Volk ein Kleinod sein, und Schmach den Tyrannen, die sich bemühen, einem Volke seine Sprache zu verkümmern. Die Sprache an und für sich ist sie sich bloß das Mittel, seinen Gedanken Ausdruck zu geben und der Geist steht dem Cosmopoliten höher als die Sprache; doch sind Volk, oder Nation und Sprache unzertrennlich und je getildeter das Volk, desto reicher seine Sprache.

Mit dem Glauben hängt das Priesterthum und Pfaffenhum so innig zusammen, daß es nur dann fällt wenn der Glaube verschwindet. Den Priestern hat die Welt, wahrlich, sehr wenig Gutes zu verdanken und zu diesem wenigen Guten zähle ich die Erhaltung der Clasticität der Griechen und der Römer. Ist ja die lateinische Sprache noch immer die Kirchensprache der römisch-katholischen Religion. War es ja diese Sprache, in welcher Jahrhunderte lang die Wissenschaften in Gymnasien und Universitäten vorgetragen wurden! Also gepflegt

durch christliche Pfaffen haben wir die Schätze des Alterthums geerbt, nie immer mehr und mehr Gemeingut der Völker werden müssen, und mit diesen Schätzen adoptirt denn auch die modernsten Sprachen die vielen Fremdwörter der Griechen und der Römer. Von allen Nationen der Neuzeit hat die ungarische das Meiste, ja Stauenswerthes geleistet in Ausmerzungen fremder Wörter, indem man mit Scharfsinn die Wurzeln aufzufinden und das Fremde in nationale Hülle zu kleiden erfolgreich bemüht war.

Die Sprache ist Eigenthum des Volkes; die Wissenschaft ist Gemeingut der Menschheit. Obschon man nur in der Muttersprache im Stande ist, dem rothen Ström der Gedanken Raum zu geben, wobei die vielen Fremdwörter der Populärwissenschaften der Wissenschaft erschweren, können wir uns doch dieses alten Erbanscheit nicht leicht ganz entledigen. Trotz dieser Schwierigkeit ist die Wissenschaft nicht mehr hoffähig allein, sondern der Gelehrte findet auch bereit Zutritt im Kreise eines gebildeten Volkes, das ihn ehrt und unterstützt, was früher nur Fürsten und Großen vorbehalten war.

Nun, was heißt Atom? Nach griechischer Wortbedeutung ist es ein Ding, das auf das Minimum reducirt, keine Zerschneidung, keine Theilung mehr zuläßt, an das weder der Geist einen Maakstab, noch der Anatom ein Sectionsinstrument anlegen kann. Also weder sichtbar, noch greifbar oder theilbar, und dennoch Etwas — ein Stoff, eine Kraft, eine Substanz mit Plan und Befehl, das ist ein Atom. Und die Myriaden und Myriaden der Welten sind nichts Anderes als — „der Nothwendigkeit abgeordnete Combinationen.“ Die Sonne ist eben eine Combination von Atomen wie die Mibe und Analyse so wie Synthese — Zerlegung und Zusammensüßung — sind die eigentliche Hand Gottes, die da ewig schafft und zerstört; so daß die Ursache zur Wirkung und diese wieder zur Ursache wird.

Auch das lateinische Wort *Individuum* bedeutet Etwas, das nicht mehr getheilt werden kann. Nun aber versteht die deutsche Sprache unter dem Wort *Individuum* etwas ganz Anderes; denn durch Amputation z. B. hört der Mensch nicht auf Individuum zu sein, noch die Pflanze, wenn ihr die Blume oder ein Blatt genommen wird. Seit durch Chemie und Physik die alte Zahl vier der Elemente bedeutend vermehrt worden, ist der Begriff der Atome ein anderer geworden. Atome sind nicht die letzten Theile der Körper überhaupt, sondern die letzten Theile der Elemente, aus denen die Körper bestehen. Die Wissenschaft spricht jetzt von keinen Atomen des Wassers, oder des Feuers, sondern nur von solchen, deren elementaren Charakter sie anerkennt, als da sind: Atome des Aethers, des Sauerstoffes, des Wasserstoffes u. s. w. Die Grundlage des Wissens sind die Atome, durch deren Erkenntniß in ihrem Schaffen und Zerstören, Binden und Lösen, der chemische Prozeß der Natur sich begreifen und erklären läßt.

Atome sind gedachte Einheiten, das Individuum, im Gegensatz, ist wirkliche Einheit. Aus Atomenverbindungen entstehen Individuen: Pflanzen, Thiere, Menschen, Sonnen; und die Individualität eines Infusariums, eines Insectes, eines Polypen ist nicht weniger wunderbar als die Individualität eines Menschen und dieses Wunderbare ist doch natürlich und bedarf keiner Kraft, keines Beweises, außerhalb der Natur (was an und für sich absurd), um Existenz zu erhalten. Der Plan, die Absicht liegt in der Substanz und kein Stoff ohne Kraft, keine Kraft ohne Stoff. Das ist Axiom des Wissens und was vor dem Seien den war, darüber mögen sich Theologen und gläubige Zeloten zanken.

„Die Natur ist Gott und Gott ist die Natur“ — oder richtiger: Wem die Natur ein versiegeltes Buch ist, der glaubt es mit dem „Schlüssel Gottes“ eröffnen zu können; obschon Gott nichts Anders ist als ein Wort ohne Object. —

Groß, mächtig und heilig ist die Natur — bescheiden laßt uns sie bewundern, sie verehren! Belobte Sonderindividualitäten aus Atomen konstruiert, leben wir eine Weile, um nach vollendetem Prozeß, Tod genannt, zurückzukehren in den ewigen Schooß der Atome.

Für die Fadel

Auf an die Todten.

Von Apotheker Stein.

Geschrieben zur Zeit des Ausbruches der Rebellion.

D, Väter, selig in dem Land der Todten,
Ihr Gründer unsrer Constitution,
D, blickt mit Ingrimm auf die Antipoden,
Die jetzt entartete und feile Nation!

Du, Washington, wie würdest Du
erbleichen,
Könnt'st Du die Söhne, die Dich Vater
nennen,
Erbliden jetzt mit ihrem Rain'szeichen,
Das ewig wird auf ihrer Stirne brennen!

Und Jefferson, Du Weisester der
Weisen,
Der in dem Rath der edlen Gründer stand,
Du würdest mit Verachtung von Dir weisen
Die Frucht der Saat, das Unkraut jetzt
im Land!

D, Thomas Paine, würdest Du in
dieser Zeit jetzt schreiben
The rights of men — gesunden Men-
schengeist,
Du würdest lieber heim in England bleiben,
Wo man dem Patrioten nicht die Thüre
weist.

Ihr Adams, die Ihr wohl verschieden
In Hinsicht der Verwaltungswege war't,
Ihr richtet Euch die Hände doch in Frieden,
Säht Ihr die Union bedrängt so hart.

Ein Stephan Hopkins, der mit
Zitterhänden

Zur Freipresslösung seinen Namen schrieb,

Er würd' sich mit Verachtung von Euch
wenden,
Säb' er, daß Nichts von seinem Wirken
blieb.

John Hancock würd' nicht mit festen
Zügen
Den Namen zu dem Testamente zeichnen,
Hätt' er vorausgeseh'n, daß Trug und
Lügen

Einander jetzt vereint die Hände reichen.
Du, Daniel Webster, mit eurer
Donnerstimme,
Der stets auf Seiten seines Staates stand,
Du ahntest wohl, daß man mit Partisanen-
Grimme
Zerstören werde dieses Bruderland.

Du, Henry Clay, Du warst stets für
den Frieden,
Warst ein Aegideeschild der Union,
Wär' Deine Stentorkimme noch hieniden,
Das Volk vertraute Dir die Constitution.

Ein Patrick Henry schleuderte die
Blitze
Gegenthe Zornes gegen Uebermuth;
D, wär' der edle Kämpfe noch im Siege,
Es würd' gährend kochen ihm das Blut,

Zu sehen wie die feilen Aemterjäger,
Die Lotterbuben für Disunion,
Ihn fürchten würd' als den besten Fe-
ger
Des Mistes, der ungeliebt die Constitution.

Thom Benton würd' noch nicht zit-
tern,
Die Brust würd' zeigen er dem offnen
Feind
Und schleutern ließen frechen Baumwoll-
Rittern
Das Wort entgegen: „Wir stehen nur
vereint.“

Dies Motto ist Kentucky's Staaten-
Siegel,

Kentucky's-Söhne sechten auch dafür;
Kentucky ist der eisenfeste Kiesel.

Der jeder Disunion verschließt die Thür
D, stehet fest auf eurem blutigen Grunde
Ihr Nachfolger von Daniel Boone
Und zeigt der Welt, daß Ihr den Höl-
schlunde

Von Disunion entgegensetzt das Thun.

O, Ja d' so n, der längst ein Gerippe,
O, ständ' st Du auf in Deinem grimmen
Zorn.

Du würdest wutentbrannt mit Deiner
Hippe
Das Unkraut mähen mit dem Stumpf
und Dorn.

Auch Volk ist ja schon längst im Land
der Geister,

Wo Friedenspalmen, sagt man, blüh'n,
Und doch weiß jeder Patriot, daß er
Vor Zorn würd' fühlen seine Wang' er-
glüh'n.

Und was that Bod, der Mann im weißen
Haufe?

Er ließ die Eulen um das Schazamt
schwirren,
Behrt ihnen nicht, wenn sie es plündern
aus. —

Giebt's keine Hoffnung, daß es anders
werde?

Nun, dann verschling das Höllenpaß die
tieffle Erde!

Eingefandt.

Die zwei feindlichen Brüder.

Von Emil Märkgraf, Soldat.

Es lagen zwei Soldaten
Verwundet nach der Schlacht;
Sie waren Feind' am Tage
Und wurden Freund' bei Nacht.

Still lagen sie und stöhnten
Hin durch die dunkle Nacht;
Sie sehnnten sich zu sterben,
Ihr Werk, es war vollbracht.

Wir haben brav gekritten,
So sprach der Eine leis.
Wir fochten wie die Löwen,
Der Kampf war nie so heiß!

Zwar bin ich schwer verwundet,
Vollbracht ist meine Zeit.
Es liegt mir Nichts am Leben;
Doch thut's den Meinen leid.

Dort ferne in dem Norden,
Dort leben Weib und Kind.

Die grämen sich und weinen,
Wenn sie verlassen sind.

Ein Märchen wie ein Engel,
Mit Augen sanft und blau,
Die sehnte sich nach dem Vater
Im heimathlichen Gau.

Viel tausend Eterne strahlten
Am Himmel hehr und groß;
Doch ah, die guten Mädchen,
Sie waren vaterlos!

Der And're sprach und stöhnte:
Bald ist es mit mir aus.
Auch mir liegt Nichts am Leben;
Doch Schmerz fühlt man zu Haus.

Dort unten, dort im Süden,
Am Mississippi-Fluß,
Dort wohnt ein Weib und wartet
Auf ihres Mannes Ruß.

Dort auch ein liebes Mädchen
Mit Augen schwarz wie Kobl,
Die sehnt sich nach dem Vater
Und wartet kummervoll.

Doch er wird nicht mehr kommen
Zu seinem Kind zurück;
Er wird sie nicht mehr küssen,
Nicht schauen ihren Blick.

Komm, laß uns Freundschaft schließen
Im letzten Augenblick!
Laß uns als Freunde scheiden
Von diesem Erdenglück.

Sie nahnten sich und stöhnten
Und reichten sich die Hand,
Sie weiheten mit den Lippen
Das letzte Freundschaftspfaß.

So lagen Sie beisammen,
Ihr Blut floß rasch dahin;
Vom Himmel hoch hernieder
Der Mond auf Wolke schien.

Die mechanische Auffassung des Lebens.

Von Rudolph Virchow.

Das Wissen hat keine anderen Gren-
zen als das Nichtwissen, und ich habe die
frohe Zuversicht, daß es in Deutschland
nicht gelingen wird, nochmals die Kirche
zur Richterin über das Wissen zu setzen,
Eine Nation, welche in einem dreißigjäh-
rigen Kriege für die Gewissensfreiheit ge-
blutet, welche in dem westphälischen Frie-
den dieselbe auch rechtlich erworben hat,
darf wenigstens diese Frage als eine ab-
gehandelte behandeln.

Unsere Aufgabe ist eine andere. In
der ungeheuren Entdeckung der Natur-
wissenschaften häuft sich allmählich das
erfahrungsmäßige Wissen so sehr, daß es
für den Einzelnen überaus schwer wird,
den Gesamtüberblick festzuhalten, und
gerade die biologischen Disciplinen sehen
schon jetzt ihre einst so innige Verbindung
mit dem Ganzen der Naturforschung hart
gefährdet. Nichts ist dringender geboten,
als den alten Zusammenhang im allge-
meinen Bewußtsein wieder fester zu knü-
pfen und in dem gegenseitigen Verständ-
nisse die volle Kraft der Einheit zurück
zu gewinnen. Denn wenigstens die Na-
turforscher sollten in der allgemeinen
Auffassung des Lebens einig sein. Ent-
weder ist eine solche naturwissenschaftlich
möglich und nur dann darf auch die
Lehre vom Leben, die Biologie
als ein Gegenstand methodischer Natur-
forschung betrachtet werden, oder dies ist
nicht der Fall und dann muß man aufhö-
ren, die Vorgänge des Lebens unter Na-
turgesetze beugen zu wollen.

Die Meteorologie hat das alte Räthsel
gelöst, von wannen der Wind kommt und
wohin er geht; sie hat in dem Wechselver-
hältniß zwischen Sonne und Erde, zwi-
schen Ort und Ort die Bedingungen der
Luftströmungen gezeigt; sie weiß, daß die
Pflanzen die Kohlensäure aufnehmen,
welche die Thiere ausathmen, und umge-
kehrt, daß die Pflanzen den Sauerstoff frei
machen dessen die Thiere zu ihrer Athmung

bedürfen. Ohne das Leben der Pflanzen und Thiere würde es keine Beständigkeit der Luftmischung geben; in ihn ist das Leben und nur in ihnen allein. Will man sich nicht in unklare und willkürliche Träumereien verlieren, so muß man den Begriff des Lebens allein an die lebendigen Wesen knüpfen. Die Pflanze, das Thier, der Mensch sind die einzigen bekannten Träger des Lebens. An diese bestimmten Formen ist das Leben geknüpft; aus der Analyse derselben muß die Deutung des Begriffs vom Leben folgen, und nur diejenige Deutung kann befriedigen, welche auf jede Form des Lebens, sei sie so niedrig oder so hoch als sie wolle, Anwendung findet.

Das Leben giebt sich nicht bloß dadurch zu erkennen, daß es Körper hervorbringt, welche neben anderen ein Sonderdasein führen, sich als solche erhalten und durch gewisse, ihnen eingepflanzte Kräfte eine Thätigkeit entfalten. Dies Alles kommt auch den Weltkörpern, den Steinen und Krystallen zu. Das Sonderdasein des Lebendigen ist unabänderlich gebunden an eine bestimmte Form, in welcher zugleich der Grund der Erhaltung und die Richtung der Thätigkeit vorgezeichnet ist und welche außerdem das in der ganzen übrigen Welt unbekanntes Phänomen der Fortpflanzung, der Erneuerung und Vermehrung darbietet. Alles Lebendige hat vermöge jener bestimmten Form, in welcher es sich darstellt, eine gewisse Besonderheit und Beständigkeit des Baues und wiederum innerhalb des Baues eine gewisse Besonderheit und Beständigkeit der Mischung, der inneren Zusammensetzung und nur die Uebereinstimmung des Baues und der Mischung giebt uns das Recht, die niedrigste Pflanze mit dem höchsten Thier in ein einziges großes Reich der noch größeren Welt des Unbelebten entgegen zu setzen.

Die besondere und beständige Form des Lebens ist die Zelle. Welches lebendige Wesen wir auch untersuchen mögen, immer erweist es sich als hervorgegangen aus einer Zelle und als zusammengesetzt oder

aufgebaut aus Zellen. Die Pflanze stellt eine losere, das Thier eine innigere Zusammensetzung von Zellen dar, von denen jede gewisse Merkmale hat, durch welche sie den anderen ähnlich oder vielmehr gleich ist. Man jetzt ist es nicht unumstößlich sicher, wie viele oder wie wenige Merkmale jede Zelle in sich vereinigen muß, ob auf diesen oder jenen ihrer Theile ein größeres Gewicht zu legen ist; noch jetzt streitet man darüber, ob alle Gewebe des Körpers zu allen Zeiten zellige Gebilde haben und ob die niedrigsten Pflanzen und Thiere Zellen in aller Vollständigkeit des Schulbegriffes besitzen. Aber die Thatsache, daß Zellen der regelmäßige Ausgangspunkt und die Fortpflanzung des Lebens sind, daß das Leben in seiner Gesellschaft wesentlich an sie gebunden ist, wird nicht mehr bezweifelt. Alle Zweige der Biologie finden daher in der Lehre von der Zelle ihre Verknüpfung; der Gedanke von der Einheit des Lebens in allem Lebendigen findet in der Zelle seine leibliche Darstellung. Was man bloß in der Idee gesucht hatte, das hat man endlich in der Wirklichkeit gefunden; was Vielen ein Traum erschien, das hat einen sichtbaren Leib gewonnen, es steht wahrhaftig vor unserem Auge da

Ein eigenthümlich gebauter Kern, oft noch mit einem besonderen Kernkörperchen versehen, umgeben von einer weichen, nach außen zu einer bald zarteren, bald derberen Begrenzungshaut verdichteten Masse, Alles aus stickstoffhaltigem, eiweißartigem Stoff aufgebaut, — das ist die organische Zelle. Schon in sich ist sie mannichfaltig, ein Organismus im Kleinen; schon durch sich ist sie befähigt, ein Sonderdasein zu führen, wie wir es bei der thierischen Eizelle vorübergehend, bei den niederen Pflanzen dauerhaft verwirklicht sehen. Denn entweder ist die Zelle schon das lebendige Individuum selbst, oder sie enthält das, was wir später so zu nennen pflegen, wenigstens der Anlage nach.

Aber das Leben hat außer dem Allgemeinen und Gemeinschaftlichen, wodurch

es eben Leben überhaupt ist, etwas Besonderes und Eigenthümliches, wodurch es sich von anderen Arten des Lebens unterscheidet. Und auch dieses Besondere und Eigenthümliche findet sich an den Zellen wieder. Je vollkommener das Geschöpf, der Gesamtorganismus wird, um so verschiedenartiger werden auch die Zellen. Bei manchen Algen ist noch die ganze Pflanze ein Stock aus gleichartigen, an einander gereihten Zellen. Bei dem Wirbelthier und dem Menschen gleichen sich in ihrer inneren Einrichtung nur die Zellen desselben Gewebes und Organes, wie von den Alten geahntes sogenannte Eimilariethe, während die Zellen verschiedener Gewebe und Organe die größte Verschiedenheit der Ausstattung des Innern, zuweilen auch des Aeußern darbieten. Diese Verschiedenheit entspricht der Besonderheit der Thätigkeit und Wirksamkeit der besonderen Gewebe und Organe; sie erklärt die so überaus große Mannichfaltigkeit der Befähigung, nicht bloß der einzelnen Theile eines Gesamtorganismus, sondern auch der einzelnen Gesamtorganismen selbst. Aus ihr begreifen wir nicht bloß, daß in der einzelnen Gattung oder Art der Pflanze oder des Thieres gewisse generische oder spezifische Besonderheiten hervortreten, sondern daß auch die einzelne Pflanze, das einzelne Thier innerhalb der Gattung und der Art nach wieder gewisse individuelle Besonderheiten besitzt.

Zellen sind es, welche das Grün der Blätter die wundervolle Farbenpracht der Blume in sich erzeugen, ohne daß sie deshalb aufhörten, Zellen zu sein. So auch sind es die Zellen, welche in Feder und Haar, im Auge und im Blut alle jene verschiedenen Färbungen bedingen, durch welche Gattung und Art, Masse und Varietät, ja endlich das Individuum für sich in so auffallender Weise gezeichnet wird. An den grünen Farbstoff der Blätter, an den rothen des Blutes ist das Geschöpf der Athmung geknüpft, welches durch die einfache Zelle nicht besorgt werden könnte. Zellen sind es, welche das

starre Holz des Baumes und die frei bewegliche Masse des Muskels hervorbringen, und der Härtegrad des Holzes, die Bewegungskraft des Muskels wechseln nicht bloß nach Wattung und Art, sondern auch nach der mehr oder weniger günstigen Entwicklung des Individuums. Und so führt uns die Analyse aufwärts bis zu der feinen Einrichtung des Nervenapparates, wo die höchsten Eigenthümlichkeiten des thierischen Lebens, Empfindung, Bewegungseinfluß, Denken an bestimmten Gruppen zelliger Gebilde haften.

Das Leben ist die Thätigkeit der Zelle, seine Besonderheit ist die Besonderheit der Zelle. Die Zelle ist ein leibhaftiger Körper, aus bestimmten chemischen Stoffen zusammengesetzt und nach bestimmtem Gesetz aufgebaut. Ihre Thätigkeit wechselt mit dem Stoff, der sie bildet und den sie enthält; ihre Function ändert sich, wächst und sinkt, entsteht und verschwindet mit der Veränderung der Anhäufung und der Abnahme dieses Stoffes. Aber dieser Stoff ist in seinen Elementen nicht verschieden von dem Stoffe der unorganischen, der untelebten Welt, aus dem er sich vielmehr fort und fort ergänzt und in den er wieder zurücksinkt, nachdem er seine besonderen Zwecke erfüllt hat. Eigenthümlich ist nur die Art seiner Zusammenordnung, die besondere Gruppierung der kleinsten Stofftheilchen und doch ist sie wiederum nicht so eigenthümlich, daß sie ein Gegenstück bildet zu der Art der Zusammenordnung oder Gruppierung, wie sie die Chemie der unorganischen Körper lehrt. Eigenthümlich erscheint uns die Art der Thätigkeit, die besondere Berrichtung des organischen Stoffes, aber doch geschieht sie nicht anders, als die Thätigkeit und Berrichtung, welche die Berrichtung, welche die Physik in der unbelebten Natur kennt. Die ganze Eigenthümlichkeit beschränkt sich darauf, daß in dem kleinsten Raum die größte Mannichfaltigkeit der Stoffcombinationen zusammengedrängt wird, daß jede Zelle in sich einen Heerd der allerinnigsten Bewirkungen der allermannichfaltigsten Stoffcombinationen

durch einander darstellt, und daß daher Erfolge erzielt werden, welche sonst nirgend wieder in der Natur vorkommen, da nirgend sonst eine ähnliche Innigkeit der Bewirkungen bekannt ist.

So besonders innerlich und eigenthümlich, so sehr innerlich, daher auch das Leben ist, so wenig ist es der Herrschaft der chemischen und physikalischen Gesetze entzogen. Vielmehr führt jeder neue Schritt auf der Bahn der Erkenntniß uns dem Verständniß der chemischen und physikalischen Vorgänge näher, auf deren Ablauf das Leben selbst beruht. Jede Besonderheit des Lebens findet ihre Erklärung in besonderen Einrichtungen anatomischer oder chemischer Art, in besonderer Einrichtung des Stoffes, der in dieser Anordnung seine ihm überall anhaftenden Eigenschaften, seine Kräfte äußert, jedoch scheinbar ganz anders, als in der unorganischen Welt. Aber es scheint eben nur anders, denn der elektrische Vorgang im Nerven ist nicht von anderer Art, als der in dem Drahte des Telegraphen oder in der Wolke des Gewitters; der lebende Körper erzeugt seine Wärme durch Verbrennung, wie sie im Ofen erzeugt wird; Stärke wird in der Pflanze und im Thier in Zucker umgesetzt, wie in einer Fabrik. Hier ist kein Gegensatz, sondern nur eine Besonderheit.

Die lebende Zelle ist also nur ein für sich bestehender Theil, in welchem bekannte chemische Stoffe mit ihren gewöhnlichen Eigenschaften in einer besonderen Weise zusammengeordnet sind und dieser Zusammenordnung und ihren Eigenschaften entsprechend in Thätigkeit treten. Diese Thätigkeit kann keine andere, als eine mechanische sein. Vergeblich bemüht man sich, zwischen Leben und Mechanik einen Gegensatz zu finden; alle Erfahrung führt zu dem gleichen Schlusse, daß das Leben eine besondere Art der Bewegung bestimmter Stoffe sei, welche mit innerer Nothwendigkeit auf die ihnen zukommenden Erregungen, auf einen „Anstoß“ hin in Thätigkeit treten. Jede Lebensthätigkeit bringt eine Veränderung der leben-

den Theile, oder vielmehr jede Veränderung der lebenden Theile erscheint uns, so lange die Theile noch lebend sind, als Anstoß einer Thätigkeit, als Erreger einer Lebensäußerung. Wenn der Muskel sich zusammenzieht, so ordnen sich die kleinsten Theilchen in seinem Innern in anderer Weise, als der Zustand der Ruhe es mit sich brachte, und zugleich geschehen chemische Veränderungen, durch welche gewisse dieser Theilchen zerstört (umgesetzt) werden. Aber der Muskel zieht sich nicht von selbst zusammen, er ist nicht selbst Anreiz zur inneren Veränderung, zur Thätigkeit, sondern er empfängt den Anreiz von außen und er hat keine Wahl, ob er sich zusammenziehen will oder nicht; er muß sich zusammenziehen, wenn der äußere Anreiz groß genug war, um seine inneren Theilchen aus ihrer Ruhe zu stören. Das Gesetz der Causalität gilt auch für die organische Natur.

Systeme haben in der Naturwissenschaft eine große Bedeutung, aber sie haben dieselbe nur dann, wenn sie aus der Erfahrung abgeleitet sind. Die meisten Systeme sind aber weit mehr Ergebnisse der Spekulation, als der Erfahrung, weil sie in sich das Bedürfnis nach Vollständigkeit tragen und weil sie diesem Bedürfnis nur durch Spekulation abhelfen können. Denn alle erfahrungsmäßige Kenntniß ist unvollständig und lückenhaft. Darum herrscht in der heutigen Naturwissenschaft eine große Abneigung, in manchen Zweigen derselben sogar eine gewisse Furcht vor Systemen; man läßt sie wohl zu, um die bekannten Gegenstände zu ordnen, zu classificiren, aber nur mit äußerster Vorsicht, um sie zu erklären. Die Besorgniß, über die Grenzen des erfahrungsmäßigen Wissens hinauszugehen, ist so allgemein, daß selbst die am meisten des Materialismus bezüchtigten Schriftsteller sich davor verwahren, ein System machen zu wollen.

Die mechanische Anschauung ist so wenig materialistisch, daß selbst die religiösen Vorstellungen nicht ohne sie fertig werden können. Schon die materialistische

Urkunde sagt ausdrücklich: „Und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloß und er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase“ und er „hauete ein Weib aus der Rippe, die er von dem Menschen nahm.“ Ja, diese Vorstellung von der irdischen, mechanischen Schöpfung des Menschen, der wieder zu dem Staube wird, von dem er genommen ward, beherrscht so sehr die uns überlieferten Religionslehren, daß der heutigen Naturforschung gewiß nicht der Vorwurf gemacht werden kann, sie sei in einem höheren Maaße mechanisch. Vielmehr ist ihre Mechanik eine weit er grober; sie bleibt nicht bloß bei dem groben, allgemeinsten Ausdruck stehen, sondern sie versucht, mit den vorgerückteren Erfahrungen unserer Zeit den Zusammenhang des feinsten Geisteslebens in der gesammten Schöpfung zu ergründen.

Mancher stellt sich so an, als werde damit alle ideale Auffassung, aller poetische Dufte zerstört. Man bedauert den Forscher, der die Täuschungen der Kindheit von sich abstreift; man wendet sich scheu zurück vor einer Erfahrung, welche nicht mehr bei der groben Erscheinung Halt macht, sondern in das innere Wesen der Dinge eindringt. Man denkt sich, das Herz des Naturforschers verschließe sich vor den ergreifenden Bildern des Himmels und der Erden; vergeblich liebe sich die Natur in ihre schönsten Farben, umsonst erscheine sie in ihren überraschendsten Gestalten, — vor dem kalten Auge des Naturforschers schmelze Farbe und Gestalt dahin und er sehe nur die Atome des Stoffes, die sich ohne Freiheit, ohne Sinn bewegen. Nur sich selbst und ihre Steige stauene die Wissenschaft an; sich selbst vergötternd, habe sie keine Bewunderung, keine Anbetung für fremde Größe.

Welche Vermuthung! Man braucht nicht Naturforscher zu sein, um ein kaltes Herz, einen verschlossenen Sinn zu haben, um über der eigenen Vergötterung sich zu verhärten gegen jede Art der Hingebung an fremdes Verdienst, gegen jede Regung der Bewunderung. Schon aus den

Philosophen-Schulen des Alterthums ist uns die strenge Mahnung überkommen: *Nil admirari!**) In der Natur und Stimmung des Einzelnen sowohl, als in der Bildung der Massen ist der Grund zu suchen, warum in derselben Zeit die Einzelnen und zu verschiedenen Zeiten die Massen in so verschiedenem Maaße geneigt sind die Welt der Erscheinungen bald mehr bildlich, bald mehr gegenständlich aufzufassen, ja warum zu verschiedenen Zeiten der Einzelne sogar mehr fühlend oder mehr denkend, mehr dichterisch oder mehr forschend sich verhält.

In früheren Zeiten der Völkerverwilderung spricht aus dem Donner des Gewölkes die Stimme der Götter selbst und der Regenbogen ist die wirkliche Brücke zwischen Himmel und Erde; in unserer spätem Zeit mag das Kind, das jähliche Weib, der begeisterte Dichter mit hoffendem oder jagendem Blick dem Lauf des „Wolkenboten“ folgen oder in dem gestaltlosen Leben allerlei wunderbare oder gekannte Gestalten erblicken: Gespenster, oder Thiere, oder Menschengesichter, oder ferne Gebirge. Soll der ruhige Mann diesen Träumern folgen? Muß man jedesmal das Uebernatürliche rufen oder jedem Spiel der ungezügelten Phantasie nachgeben, um der Natur ihre Reize abzugewinnen?

Wieder steht ein Komet am Himmel, prächtiger und strahlender, als seit Langem einer gesehen wurde. Sollen wir ihn wieder als eine Warnung oder als eine Drohung für das sündige Volk betrachten, der uns schwere Zeit, Krieg, Hungersnoth und Pestilenz ankündigt? oder sollen wir nur die freudige Anweisung auf ein gutes Weinjahr in ihm sehen? Der Himmel hat keine solche Boten mehr, die beliebig ausgesendet werden, um nur diesem oder jenem Zwecke zu dienen. Der Astronom rechnet auch dem Kometen seine Bahn nach und bestimmt seine Umlaufszeit; einstmals wird er wiederkehren und er muß dann wieder-

*) Bewundere Nichts.

kehren. Und doch, wenn dann wieder die Augen der Menschen in seiner Betrachtung verweilen werden, wenn ein anderes Geschlecht mit viel breiteren Grundlagen des Wissens seiner Erscheinung entgegenzutreten wird, sollte das Flammen seiner mächtigen Feuergarbe am mächtigen Horizont weniger Bewunderung erregen? sollte nicht auch dann noch das Erscheinen dieses Wanderers aus der Fremde dem fühlenden Menschen jenes Gefühl bebenden Staunens erzeugen, welches jedes Anschauen des Großen in uns hervorbringt.

Nein, die Naturforschung verwischt nicht das Gefühl für das Schöne, sie schwächt nicht den Eindruck des Erhabenen, sie erlößt nicht die Nahrung, welche die Erkenntniß des Guten, des Zweckmäßigen in uns erregt. Die schneeigen Kämme des Gebirges, die blauen Linien der Hügel, das saftige Grün der Ebene, die plätschernde Welle des Baches, der Schmuck der Blume verfehlen auch auf unser Herz nicht ihren tiefen Reiz zu üben. Auch uns treibt die Sehnsucht hinaus, den reinen Genuß ruhigen Anschauens in der Natur zu gewinnen; auch unsere Phantasie ist beschäftigt, Bilder zu malen von fremden Ereignissen, Vorgänge der Vergangenheit und Zukunft vor uns hinzuzubauern, in das Gegenwärtige neue Verbindungen und Gestaltungen hineinzuendenken.

Aber unsere Phantasie bedarf keiner Musion. Wozu eine Dryas in jeden Baum hineinzuendenken wo wir aus Erfahrung ein weit reicheres Leben wissen als dies Schaffen einer untergeordneten Gottheit uns bieten würde? Wozu in das Geheimniß der Felspalte Kobolde setzen, wo die Kräfte des Geistes, der der Gewässer und der Luft, das Gegeneinander- und Miteinanderwirken der Wärme, des pflanzlichen und thierischen Lebens uns ein so unermesslich reiches Bild der Thätigkeit eröffnen? Ist denn die Erkenntniß von dem Walten des Gesetzes jeder Nahrung, jeder Gefühlsregung feindlich? O nein, im Gegentheil,

sie steigert die Erregung und es kommt nur auf unsere Stimmung an, ob diese Erregung mehr auf das Schöne oder auf das Erhabene oder auf das Rührende gerichtet wird. Der Naturforscher bedarf nicht des Unwetters, nicht des Kometen, nicht der ungewöhnlichen Naturerscheinung, um dieser Gefühle theilhaftig zu werden. Auch der milde Himmel des Herbsttages, das tägliche Auf- und Niedergehen der Sonne, die Allergewöhnlichsten und niedrigsten Vorgänge des irdigen Daseins bieten ihm unaufhörlichen Stoff nicht bloß für den Verstand, sondern auch für das Gemüth. Und wenn das Wunder den Charakter der Illusion verliert, wenn es nur als die Offenbarung des Gesetzes selbst erscheint, ist darum das Gesetz weniger wunderbar? das Wunder weniger staunenswürdig? Kann man wirklich glauben, das menschliche Gemüth könne eine Quelle der Erregung ein, wenn die Täuschung zerstört wird, daß das Wunder ein einmaliger, nur für diesen Fall berechneter Akt sei? Ist es nicht weit ergreifender, in dem Wunder plötzlich das Gesetz in blendender Helle zu erblicken, das sonst der Schleier des Geheimnisses vor unserm Geist verhüllte.

Das Wunder ist das Gesetz und das Gesetz vollzieht sich in mechanischer Art auf dem Wege der Causalität und der Nothwendigkeit. Die Ursache hat die Wirkung in ihrem nothwendigen Gefolge und die Wirkung wird wieder die Ursache einer neuen Wirkung. Eines bewirkt das Andere, sei es in gewöhnlicher, sei es in ungewöhnlicher Art, beidemal gleich wunderbar. Nur daß das Ungewöhnliche nicht bloß unser Gemüth, sondern auch unseren Verstand mehr anregt, daß es bleibendere Eindrücke hervorrufft und uns weiter fördert wenn wir es nicht anders erfassen, als in seinem mechanischen Geschehen von Ursache zur Wirkung. Denn der menschliche Geist ist zu jeder andern Art des Erfassens unfähig. Es ist eine reine Täuschung, zu

glauben, daß wir die Wahl zwischen verschiedenen Wegen hätten. Weder die Philosophie, noch die Religion können abweichende Wege wandeln, ohne zu unklaren, willkürlichen und daher dem wahren Wesen des menschlichen Geistes widerstrebenden Erfolgen zu kommen, und bis jetzt ist noch jede Philosophie, Religion überwunden worden, welche sich nicht der fortschreitenden Erkenntniß aneignet und die Widersprüche zwischen der Ueberlieferung und der Erfahrung im Sinne der Erfahrung gelöst hätte. Die Reformation muß permanent sein, und gleichwie die ältesten Sätze der philosophischen und religiösen Systeme aus dem erfahrungsmäßigen Wissen ihrer Zeit Inhalt und Fassung gewonnen haben, so muß Inhalt und Fassung auch dem fortschreitenden Wissen nachgeben. Das Neue erscheint immer gefährlich, so lange es neu ist. Selbst die römische Kirche hat sich mit der Astronomie befreundet und selbst die mohamedanische befeindet nicht mehr die Anatomie.

Freilich giebt es einen Punkt, wo der Sieg der naturwissenschaftlichen Methode noch lange nicht gesichert ist. Bilt das Gesetz von der Casualität auch für das geistige Leben? ist hier wenigstens nicht Freiheit, wenn in der ganzen Natur sonst die Nothwendigkeit herrscht? Es ist schwer, eine Frage zu behandeln, wo so viel böser Wille, so viel Illusion und so unnötige Theilnehmung des Gemüthes dem ruhigen Denker entgegentritt, wo es zugleich so schwer ist, die schlechte Phrase durch nüchterne Begriffe zu ersetzen. — Was ist Freiheit? Ist es die Willkür? Bin ich völlig frei, wenn ich thue was ich will? und kann ich wirklich wollen, wie die Menschen es sich einbilden? Man versuche es doch nur und man wird sich überzeugen, daß man sich täuscht. Die Freiheit ist nicht die Willkür beliebig zu handeln, sondern die Fähigkeit, vernünftig zu handeln. Die bloße Willkür ist unfrei, denn sie steht unter der Herrschaft der Affekte und Leidenschaften. Der wirklich freie Mensch aber gewinnt

die Herrschaft über sich selbst und seine Triebe; er lernt es, Widerstand zu leisten gegen die Leidenschaft durch die Gewalt sittlicher Gründe. Er unterläßt Das, wozu ihn die Leidenschaft treibt; er thut Das, wozu ihn das sittliche Gefühl oder die Ueberzeugung nöthigen. In jedem Falle wird er getrieben; stets befindet er sich in der Nothwendigkeit, von der Ursache zur Wirkung fortzuschreiten. — Die Freiheit des Handelns bedeutet nichts Anderes als die Freiheit des Denkens, und diese wiederum bezeichnet nicht das willkürliche, sondern im Gegentheil das mit gesetzmäßiger Nothwendigkeit geschehene Denken, Dasjenige, wo alle Hemmnisse am vollständigsten beseitigt sind, wo das Gesetz am reinsten und schönsten zur Erscheinung kommt. Auch im Gebiete des Sittlichen ist das höchste Wunder nur das einfachste, die unmittelbarste Offenbarung des Gesetzes.

Überall, wohin wir blicken, Causalität, Nothwendigkeit, Gesetzmäßigkeit. — Und man will den Naturforscher, der immer nur nach dem Gesetz forscht, der überall nur der Willkür, dem Zufall, dem Eigensinn entgegentritt, als den Feind des Idealismus hinstellen! Wo hätte es jemals eine Philosophie gegeben, die mehr idealistisch gewesen wäre, als die heutige Naturwissenschaft? Woher stammen denn alle die Vorwürfe, daß wir aller ideellen Richtung entbehrten? Täusche man sich darüber nicht: alle diese Vorwürfe kommen aus dem Lager der Spiritualisten, mögen sie nun den Spiritualismus offen oder verkappt vertreten.

Auch unter den Naturforschern giebt es Spiritualisten, und es liegt ja überaus nahe, daß sie gerade auf dem Gebiete des organischen Lebens ihre Sätze zu begründen suchen. Aber es ist gewiß sehr charakteristisch, daß in der Regel nur da der Spiritualismus sich des Naturforschers bemächtigt, wo er auf ein ihm fremdes Gebiet der Natur kommt. Der Chemiker ist nicht Spiritualist in chemischen Dingen, aber er kann es wohl sein

in psychologischen, wo er Dilettant ist. Denn man wird sich das ja nicht verhehlen können, daß es für jeden Naturforscher gewisse Gebiete der Naturwissenschaft giebt, in denen er ganz, gewisse, in denen er halb Dilettant ist und daß sein Dilettantismus sich höchstens dadurch von dem gewöhnlichen laienhaften unterscheidet, daß er wenigstens auf einem Gebiete der Natur Meister ist.

Bedarf der Biologe des Spiritualismus? Einer der größten Chemiker unserer Zeit hat diese Frage bejaht.*) Er vergleicht den lebenden Körper mit einem Bau, der nach einem bestimmten, vorher festgestellten Plan ausgeführt wird. Den Plan entwirft der Baumeister in allen Einzelheiten, bevor der Bau beginnt: Steine, Holz und alles Material werden dann zusammengefügt, bis der Plan mit allen seinen Linien und Verhältnissen verkörpert vor uns steht. Ist es nicht auch im Körper so? wird hier nicht auch nach einem bestimmten Plane gebaut, nach dem sich der Stoff fügt? ist es der Stoff, welcher den Plan macht?

Die Fragen drängen sich hier schnell über die Grenzen der Erfahrung hinaus; sie werden transcendirt. Der Biologe forscht zunächst nach dem Plan oder wie wir auch sagen können, nach dem Gesetz. Die nächste Frage ist dann, wenn das Gesetz gefunden ist, nicht die, wer das Gesetz gemacht hat, sondern wie das Gesetz ausgeführt wird. Hat der Plan, das Gesetz in sich selbst die Mittel, sich zu verwirklichen? Hat es wirkende Kraft, so daß es von sich aus den trägen Stoff in Bewegung setzt und ihn in die organische Form zwingt? Ist das Gesetz selbst die Kraft und hat der Stoff keine andere Eigenschaft als die Trägheit? Diese Frage wird jeder Chemiker verneinen. Ein Stoff ohne Eigenschaften, ohne Kräfte ist Nichts; ein Gesetz mit Kraft, ein Plan mit eigener Wirksamkeit dagegen ist

eine Substanz. Man mag sich sträuben, wie man will, man mag die Substanz so fein, so immateriell denken, wie man es nur vermag, immer ist es eine Substanz und wenn diese Substanz, wie es im Leben der Fall ist, die allermindesten Leistungen, eine ganz verwickelte mechanische Arbeit hervorbringen soll, so ist sie eben ein Geist, ein organisch gegliedertes Wesen. Sie ist *spiritus rector*.

Der Chemiker trägt kein Bedenken, den *spiritus rector* anzuerkennen, so lange er seinem Gebiete fern bleibt. Innerhalb seines Gebietes begnügt er sich mit dem bloß idealen Gesetz und mit dem Stoff, der bestimmte Eigenschaften und Kräfte besitzt. Aber täuscht er sich nicht über die Schwierigkeiten? Auch das chemische Gesetz in seiner rein idealen Bedeutung hat in sich keine Mittel, den Stoff zu bewältigen; es hat keine mechanische Kraft, die wirkliche Arbeit zu verrichten. Vielmehr ist es der chemische Stoff, welcher arbeitet, welcher thätig ist, je nach seinen Besonderheiten, und das Gesetz ist nicht außer dem Stoff, wie ein fremder Dränger, sondern es ist ganz und gar in ihm.

Nun zeige man doch den Unterschied zwischen der chemischen und der organischen Arbeit! Der pflanzliche und thierische Körper baut sich aus chemischen Stoffen auf, die sich unter einander verbinden, wie sonst auch und der Chemiker würde am meisten dagegen streiten, daß der Vorgang hier ein anderer wäre, als ein chemischer. Niemand ist die Hand des Baumeisters oder der Bauleute bemerkbar; je genauer wir forschen, um so deutlicher sehen wir den Stoff selbst als das Wirkthätige, als das Arbeitende. — Die chemischen Körper setzen sich selbst an den Ort, wo sie hinachören, aber keine fremde Hand greift in diese feinste Mechanik, ohne sie zu hören. Jed's Fremde wird ein Hinderniß. Je weniger gestört die Stoffe in ihrem leisen Verkehr unter sich sind, um so vollendeter wird endlich der Plan verkörpert, das Gesetz verwirk-

licht. Kann dieses also irgend wo anders sein als in den Stoffen?

Es ist ganz gleichgültig, ob man das organische oder das unorganische Schaffen betrachtet. Es ist kein *spiritus rector*, kein Lebens-, Wasser- oder Feuergeist darin zu erkennen. Ueberall nur mechanisches Geschehen in ununterbrochener Nothwendigkeit der Verursachung und Bewirkung. Der Plan ist in den Atomen, das Ideale im Realen, die Kraft im Stoff. Hier ist keine andere Erkenntnis, als in der Vorstellung; in Wirklichkeit findet sich Beides zusammen, völlig untrennbar. Der Gegensatz von Kraft und Stoff löst sich hier vollständig, Plan und Ausführung fallen zusammen, und wer die Frage nach dem Urheber des Planes aufwirft, der muß auch zugleich den Urheber des Stoffes zu erkennen trachten. Dann aber handelt es sich nicht mehr um den einzelnen Fall, nicht mehr um verschiedene *spiritus*, Urheber und Baumeister, von denen der eine die Menschen, der andere die Thiere oder Pflanzen aufwachsen läßt oder von denen gar der eine diesen, der andere jenen Menschen aufbaut. Dann handelt es sich überhaupt nicht mehr um eine Frage der Naturforschung, welche nur die gegebene Welt in ihrem Geschehen zu erkennen trachtet, welche aber keine Mittel besitzt, das erste Werden der Welt zum Gegenstande einer Untersuchung zu machen. Ja, dann handelt es sich nicht mehr um die Frage der Wissenschaft, denn Niemand weiß etwas von dem, was vor dem Seienden war.

Hier ist die Grenze des Transcendenten: wer sie überschreitet, der befindet sich außerhalb des Gebietes wissenschaftlichen Streites. Mag er mit sich in der heimlichen Kammer seines Gewissens zu Raths gehen, seine Entschlüsse sind kein Gegenstand der öffentlichen Verhandlung mehr; das Wesen des Glaubens ist so sehr ein innerliches und persönliches, daß kein Maßstab des allgemeinen Wissens, der Erfahrung, der objectiven Erkenntnis dafür anwendbar ist.

*) Liebig, über unorganische Natur und organisches Leben. Augs. Allg. Zeitung 1856 Nr. 24.

Die Naturwissenschaft hat keine Macht das, was außerhalb der Erdscheitelwelt ist. Soweit ihre Erfahrungen zurückreichen mögen (und sie reichen über den Anfang des Menschenlebens hinaus), so haben sie doch nur die Welt als gegebenes zum Stande und ihre Aufgabe ist es die Fichte der Welt innerhalb dieses Wesens zu ergründen. Seit langer Zeit kann völlig damit einverstanden, das Geschick der Weltkörper nach mechanischen Gesetzen, wenn er endmögich der Hand mathematischer Formeln gestellt werde. Für die organischen Körper, die lebende Welt, hat man sich abemüht, ähnliche Gesetze aufzufinden, aber meist vergebens. War es nicht gerechtfertigt, in ihrem besondern Leben anzuerkennen, deren Wirken von mechanischen Weise der übrigen Natur sich unterscheidet? Man kann Luft und Wasser, Feuer und Erde machen, wie man nicht auch Pflanzen und Thiere oder gar den Menschen künstlich machen kann, wenn sie auf mechanische Weise stehen?

Vergeblich haben sich die Gelehrten des Mittelalters bemüht, den *homunculus fabricare*. Vergeblich suchen die neueren nach der Möglichkeit, Zellen zu machen. Die Lehre von der Urzeugung (*moratio aequivoca*), nach welcher lebende Wesen aus unbelebtem Stoff, ohne Vater und Mutter, hervorgehen, sieht sich immer mehr zurückgelassen, und nur die allerniedrigsten und nächsten pflanzlichen und thierischen Organismen geben noch die Möglichkeit an. Der alte Streit in unserer Zeit zu erneuern. Für alle vollkommeneren Gebilde die Urzeugung jetzt beseitigt; jede lange hat ihren Keim, jedes Thier sein Ei oder seine Knospe, jede Zelle stammt von einer früheren Zelle. Gerade in diesen letzten Jahren ist es uns gelungen, sich in der Geschichte der Krankheit die ersten Stufen der Urzeugung zu brechen, indem wir jede Neubildung, jedes Gewebe, jedes krankhafte Gewächs auf

ein dem gesunden Leibe angehöriges Muttergebilde zurückzuführen gelernt haben.

Das Lebendige bildet also eine lange Reihe ununterbrochener Generationen, wo das Kind wieder Mütter, die Wirkung wieder Ursache wird. Eine zusammenhängende Kette lebender Glieder, innerhalb deren eine äußerst zusammengepreßte, aber darum nicht weniger mechanische Bewegung in immer neuer Verjüngung und Kräftigung fortläuft! Hier ist überall nur Fortpflanzung, aber kein neuer Anfang, und die mechanische Bewegung des Lebens unterscheidet sich dadurch völlig von der chemischen Bewegung der übrigen Natur, daß jedesmal die schon gegebene, aber nicht künstlich herzustellende Organisation den Grund der darauf hervorgehenden, neuen enthält. Soweit diese Bewegung vor unseren Augen fortläuft, so erweist sie sich als eine spezifisch verschiedene, in eine große Zahl verschiedener Ketten zerfallende, zwischen denen keine unmittelbare Verbindung stattfindet. Die Pflanze erzeugt wieder Pflanzen, das Thier wieder Thiere. Aber auch die bestimmte Art der Pflanze erzeugt nur Pflanzen ihrer Art und keine andere Art; das Thier pflanzt sich nur innerhalb seiner Species fort. Stirbt die Species aus, so ist sie auf immer erloschen. Ja, selbst das krankhafte Erzeugniß ist an die einmal gegebene Grenze der Art geknüpft; auch unter den am meisten abweichenden pathologischen Verhältnissen erzeugt der menschliche Leib, wie ich darzuthun gesucht habe, keine organische Form, kein zelliges Gebilde, das nicht in dem gesunden Hergange des Lebens seines Gleichen hätte. Alle physiologische Bildung ist nur die Wiederholung, die bald mehr einfache, bald mehr zusammengesetzte Reproduktion bekannter, einmal gegebener Vorbilder (Typen). Der Plan der Organisation ist innerhalb der Species unveränderlich; Art läßt nicht von Art.

Darum bedarf es auch keines neuen Planes für jedes einzelne lebende Wesen,

das geboren oder erzeugt werden soll. Der Plan ist schon da in dem Muttergebilde; er ist an den organischen Stoff gebunden und daß er verwirklicht wird, daß er endlich leibhaftig und körperlich uns vor Augen tritt, das ist die Thätigkeit des Stoffes, dessen Erregung auf ganz mechanische Weise zu Stande kommt. Ueber die Erfahrung hilft kein Spiritualismus hinaus.

Aber diese Arten der lebenden Wesen, diese Vorbilder der nachwachsenden Geschlechter waren nicht immer vorhanden. Die Geschichte unserer Erde lehrt uns, daß Art nach Art ins Leben getreten ist, und hier zeigt sich wieder der große Unterschied zwischen der organischen und unorganischen Natur. Nirgends finden wir einen Anfang der Welt, noch kommen wir über die Welt hinaus. Aber es muß einen Anfang des Lebens gegeben haben, denn die Geologie führt uns in Epochen der Erdbildung, wo des Leben unmöglich war, wo sich keine Spur, kein Rest von ihm vorfindet. Hat es aber einen Anfang des Lebens gegeben, so muß es auch der Wissenschaft möglich sein, die Bedingungen dieses Anfanges zu ergründen. Vorläufig ist dies ein ungelöstes Problem. Ja, unsere Erfahrungen berechtigen uns nicht einmal die Unveränderlichkeit der Arten, welche gegenwärtig so sicher zu sein scheinen, als eine für alle Zeiten feststehende Regel zu betrachten. Denn die Geologie lehrt uns eine gewisse Stufenfolge kennen, in der die Arten auf einander folgten, höhere auf niedere, und so sehr die Erfahrung unserer Zeit dagegen streitet, so muß ich doch bekennen, daß es mir wie ein Bedürfnis der Wissenschaft erscheint, vielmehr auf die Uebergangsabstufung von Art in Art zurückzukommen. Dann ist gewiß die mechanische Theorie des Lebens in dieser Richtung eine wirkliche Sicherheit.*

*) Das in kurzer Zeit so berühmte erwähnte Buch von Charles Darwin (*On the origin of species by means of natural selection*. London 1859) war noch nicht erschienen, als das Vorstehende geschrieben wurde.

Vorläufig ist hier eine große Lücke in unserem Wissen. Dürfen wir sie durch Vermuthungen ausfüllen? Gewiß, denn nur durch Vermuthungen werden die Wege der Forschung in unbekannte Gebiete vorzeichnet. Freilich giebt es eine andere Weise, die Lücken zu füllen. Man kann aus der religiösen Ueberlieferung die Schöpfungsgeschichte herübernehmen und damit einfach die Forschung ausschließen wollen. Aber ich sage es offen, man hat kein Recht dazu, selbst bei der Annahme der persönlichen Schöpfung die Forschung nach dem mechanischen Hergange für unzulässig zu halten. Das wäre wider die menschliche Natur, es wäre ein Angriff auf den Geist. Wenn selbst die positive Religion den Hergang der Schöpfung auf eine rein mechanische Weise schildert, wie will man es der Wissenschaft versagen, diese Mechanik zu begreifen? Können wir einmal nicht anders, als mechanisch über die Hergänge in der Natur denken, so darf man es uns auch nicht verargen, diese Art des Denkens auf alle Hergänge in der Natur anzuwenden. Das ist die Freiheit der Wissenschaft, ohne welche ihr an jedem Punkt des Fortschritts Fesseln angelegt werden könnten.

Aber selbst in unserer Zeit finden sich immer noch der Unglückspropheten genug, welche aus einer solchen Entfesselung der Wissenschaft die größten Gefahren für Staat und Kirche hervorgehen sehen. Ist es nicht nöthig, sie zu widerlegen? Wenn die Wissenschaft unwahr wird, trägt sie nicht in sich die Waffen, die Unwahrheit zu bekämpfen? Wenn der Staat, wie er ist, die Kirche, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte gestaltet hat, nicht im Stande wären, die Wahrheit zu ertragen, würde das nicht ein sicheres Zeugniß sein, daß sie selbst unwahr geworden sind? Ist es nicht die Wissenschaft, welche immer näher an die Erkenntniß der Wahrheit drängt, welche immer lauter die Herrschaft des Gesezes predigt? Gewiß, die Wissenschaft ist nur gefährlich für das Unwahre, das Willkürliche, die menschliche Sagung. Je freier sie sich an die Natur hingiebt, um so gr-

ßeren Segen kann sie der Menschheit spenden, und keine Zeit dürfte wohl mehr zum Dank gegen sie verpflichtet sein, als gerade die unsrige. Es ist nicht bloß der materielle Fortschritt der Völker, den sie fördert. Immer mehr schwindet der Aberglauben, der Hang zur Mystik, das Vorurtheil der Ueberlieferung. Immer sicherer tritt an die Stelle einer bloß negativen Aufklärung die positive Ueberzeugung von dem inneren Zusammenhange der ganzen Erscheinungswelt, von dem stetigen Fortschritt der Entwicklung, von der Auflösung der Gegensätze in einer höheren Einheit.

Für die Fädel.

Streisüge.

Von E. Ludwig.

Februar 1864.

Das war ein kalter Gast der Januar 64, wie er nur selten seine Erscheinung macht. Nicht genug, daß Menschen sich hier und dort in blutigen Kriegen hinhinmorden, läßt der liebe Gott es zu, daß auch Tausende leiden und sterben und Viele sogar erfrieren. Ja, es ist diese pomeranzensförmige Kugel ein wahres Schlachterhaus, wo jede Secunde zur Mörderin wird und jede Secunde neues Leben schafft. Wo immer wir wandeln mögen, wandeln wir auf Leichen, auf Leichen von Menschen und von Thieren und ich wage es nicht zu bestimmen, ob im unendlichen Strom von Zeit und Ewigkeit bei dieser ewigen Stoffverwandlung die Thierseelen unsterblich sind oder der Leib? Die Seele, sagt Erdmann, ist Das, was die Flamme der Kerze ist; nichts Materielles, etwas Verflüchtigen-des; ist es aber so, dann hört ja die Flamme mit der ausgebrannten Kerze auf, und mit dem Leib stirbt die Seele? *Nous verrons*. Doch wo die Augen hinwenden? Einweilen lasset uns leben, so lange wir leben; lasset uns in Christo leben, sagt der fromme Christ, und lasset

und vernunftgemäß der Freude und dem Vergnügen leben, sagt der Verehrer Epikur's. Trotz der vielen christlichen Secten und Kirchen hat doch der heidnische Philosoph mehr Anhänger als der jüdische Christus. Beweis: ries nicht auch der Carnival mit seiner Schellenkappe? — Kie't man nicht in allen Blättern Anzeigen von Bällen, Concerten und Masqueraden? Ja, entweihen Reiter nicht sogar die heiligen Institute und leben dem Fleische und tanzen und essen Fleisch als ob es gar keine Sünde mehr wäre? Tanzen wir nicht am Krater eines Vulkans, an den Gräbern von mehr als fünfmalshunderttausend hingemordeten Kämpfern für Freiheit und — für Sklaverei? Sollten wir nicht vielmehr unser Haupt mit Asche bestreuen und trauern über die verstümmelten und gefallenen Brüder? Doch, alberne Frage — der Mensch trauert ja bloß um ein verlorenes Gut, das mit seinem Egoismus eng verwachsen: das Unglück Anderer rührt ihn um so weniger, je weiter es seinem Gesichtskreise entrückt ist. Sollte es nicht anders sein? Ja; doch es kann eben nicht anders sein; denn Alles was ist und was geschieht, das — sagt man — geschieht durch den Willen eines guten Gottes; in-deß es, nach der Lehre des Materialisten, eben so und nicht anders sein kann und so geschehen muß.

Auch St. Paul wo ich den Carnival ohne Schelle zugebracht habe und erst nach dem Aschermittwoch auf einem Ball zum momentanen Narren geworden bin, auch St. Paul war im Januar und Februar reich an Vergnügungen, da gab es Concerte und Masqueraden, Feste für Soldaten, die aus zwanzig Schlachten unverfehrt nach den frietlichen Gauen von Minnesota zurückgekehrt waren, Bälle und Theater. Und trotz dieses stotzen Lebens, das ohne Geld nicht geführt werden kann; trotz eines allgemeinen Wohlstandes, der sich durch die blutigen Segnungen der *Green Backs* kund giebt, crassirt doch wieder epidemisch das Goldfieber; denn der Teufel hat wieder ein neues Land entdeckt, das Land *Idaho*, ein neues ame-

ritanisches Mexiko, wohin nächstes Frühjahr Tausende wallfahrten werden, wie das Glück in Reichthum suchen und, ob besohnt oder getäuscht, durch das rastlose Jagen nach dem scheinbaren äußeren Glück, das wahre innere Glück verlieren. Das heilige Grab zieht nicht mehr; man läßt die Heiden ruhig in dessen Besitz. Die modernen Christen — so nach Schätzen jagen, welche die Wotten fressen können jetzt hin nach fernen Landen, um das unheilige Gold zu erobern. Die Kreuzzüge hatten ihr Gutes; so haben es die Goldzüge nach Californien, *Pikes Peak* und *Idaho*. Die Civilisation wird bis nach den Ufern des stillen Meeres verschleppt, um einem großen Reichthum Bahn zu brechen, wie es noch nie auf Erden da gewesen war! Mag der Pessimist über Rückschritt oder Stillstand klagen; das scharfe Auge des Beobachters der Entwicklung des menschlichen Geistes sieht in den Kämpfen und Bestrebungen hier zu Lande sowohl wie in Europa eine Gährung, aus welcher sich neue Principien, neue Formen, das heißt neues Leben, freieres Leben entwickeln wird.

Ich war im Februar auf einer Reise nach New-Ulm begriffen; bin jedoch, der Kälte wegen, nicht weiter gekommen als bis nach Chaska und Carver.

Die durch Indianer hingemordeten Märtyrer sind begraben; die Grenzen sind von den Rothhäuten säubert und die Weißen tanzen an den Gräbern der Todten und freuen sich wieder des Lebens. New-Ulm hat sich wie der Phönix verjüngt aus der Asche erhoben und nicht nur das materielle, auch das geistige Leben manifestirt sich durch Erscheinung einer neuen deutschen Zeitung von liberaler Tendenz, genannt: *New-Ulm Post*. Amerika ist ein großes Land, wo Alles schnell gedeiht und schnell vergeht; wo Menschen ihre Ideen und Grundsätze noch öfter wechseln als ihre Wohnstätt; wo die öffentliche Meinung colossale Sprünge macht; wo Kupferschlangen sich über Nacht häuten und Klapperschlangen auf

wunderbare Weise mit Tauben fraternisiren; wo wir in drei Jahren Reformen erlebt, die Viele in fünf Dekaden erwartet haben. Oder ist es, unter Anderem, keine Reform, daß man sie vor Kurzem noch so sehr verhassten Neger nicht nur als ebenbürtige Waffenbrüder anerkennt, sondern sogar ihre Muth und ihre Tapferkeit preist? Ist es keine Errungenschaft von wenigen Jahren, daß Missouri in Bälde emancipirt sein wird und zwar durch den Drang der öffentlichen Meinung? Ist Maryland nicht Missouri am nächsten? Maryland, das die Bundeshauptstadt Washington vom Norden visiren und der Secession überliefern wollte? Hat Baltimore, durch das Präsident Lincoln *incognito* nach dem weißen Hause sich sehen mußte, das sich durch das Blutbad der Massachusetts Freiwilligen gebrandmarkt, nicht Winter Davis, den jetzt strengen Abolitionisten, zum Mayor erwählt? Haben nicht bereits über 600,000 Sklaven die Freiheit erlangt? Ist es Lincoln möglich, auch nur einen Schritt rückwärts zu gehen in der Sklaverei? Laßt es England gegen die öffentliche Meinung wagen, die Confederation als selbstständige Macht anzuerkennen? Kurz ist das göttliche Institut der Sklaverei nicht bereits zur Hölle gefahren, der sie eigentlich entworfen war? — Und sind das nicht Reformen, die durch Wort und Schrift angebahnt, durch den Donner der Kanonen zum Durchbruch gekommen sind? O, Ihr Kleingläubigen, die Ihr am Gerichtstisch verzaget! — Und, o, Ihr Ehoren, Ihr Ehoren, die Ihr glaubtet, den Strom in seinem Laufe aufhalten zu können! —

Auch Minnesota schreitet vorwärts. — Bald wird dieser junge, geeignete Staat durch eine Eisenbahn mit den nördlichen Seen, durch eine andere mit den britischen Provinzen verbunden sein und der Unternehmungszeit Burbanks u. Co. richtet seine Aufmerksamkeit bereits nach den fernen Goldregionen von Idaho um es mit St. Paul durch eine regelmäßige Postlinie zu verbinden. Einstweilen wollen wir aber noch mit seinem Train *per Achse*

nach La Crosse fahren; indem die Eisenbahn dahin noch nicht vollendet und auch die Schlittenfahrt im fernen Norden bereits wegen Mangel an Schnee aufgehört hat.

Ich fuhr am ersten Tag bis Redwing, ein sehr anmuthig gelegenes Städtchen mit 2500 Einwohnern. Das Courthaus daselbst ist eine sehr geschmackvolle Baute. Die vielen und sehr ergiebigen Farmen in der Nähe machen das Städtchen zu einem rührigen Platz.

Ich traf hier einen deutschen Arzt, der zugleich Prediger ist: also Mediciner und Theolog in Einer Person. Nun, dieser Dualismus hat sein Gutes; denn stirbt der Patient, sei es durch ärztlichen Fehler oder durch die Liebe Gottes, oder durch dessen Strafe, so ist der Theolog sogleich bei der Hand, um durch das Sacrament der Kirche der Seele den Weg nach dem Himmel zu zeigen. *America is a great Country*.

Die Nacht hindurch nach Winona gefahren und am nächstfolgenden Tag nach La Crosse. Hier war denn der Rubicon passiert; das heißt, hier hatte die Stagefahrt ein Ende: und die eleganten Waggons der Milwaukee und La Crosse Eisenbahn reuten auf ein um zehn Jahre weiter vorangeschrittene Civilisation des Staates hin; insofern Schnee und beißende Kälte mich weder überzeugen konnten, daß die schöne Wis. Minnesota in klimatischer Hinsicht einen Schwesternstaat vorstellen ganz ähnlich ist.

—
März 1864.

An der Portage City Station im deutschen Salon des Herrn Schneider gefrühstückt und zu Beaver Dam im Washington House eintritt. Die nächste Station, wo ich ansetzt, war Horicon, eine gewerthänge und prachvoll gelegene Stadt am Horicon-See. Von da fuhr ich *per* Schlitten nach Mayville. Der Leser der Fadel weiß aus früheren Streifzügen, daß in diesem Städtchen das deut-

sche Element vorherrschend und ein Freimänner-Verein besteht, dessen Bestreben es ist, durch wöchentliche Vorlesungen Intelligenz zu verbreiten und durch eine freie Schule selbstständige Menschen heranzubilden. Eine edle Aufgabe, die aber neben der herrschenden Ignoranz und Demoralisation schwer zu lösen ist, und die wird sie dennoch, wenn auch nur einigermaßen gelöst, um so ehrenvoller, um so erfreulicher sein muß. An Schulen, wo auf das Gedächtniß gewirkt wird, fehlt es uns, wahrlich, nicht. Doch Schulen, wo die Denkraft der Jugend angereizt und die Liebe zum Guten und Wahren geweckt wird, sind noch immer nur sehr, sehr wenige vorhanden. „Wissen ist eine Macht, welche jedoch, wenn ihr die Basis eines auf Naturgesetze und Vernunft beruhenden Sittengesetzes fehlt, eben so gefährlich ist als Unwissenheit und blinder Glaube, der jedes Verbrechen mit Gehel und Opfern süßt.“

Aufgefordert von einigen Freunden, hielt ich in Herrn Lehner's geräumiger Halle einen Vortrag. Die Versammlung war von nahe 150 Personen besucht, unter denen viele Frauen. Aus dieser großen Zahl in einem so kleinen Städtchen, kann man wohl mit Recht auf Intelligenz und rege Theilnahme an öffentlichen Verträgen schließen. Das freie Wort fiel auf fruchtbaren Boden und ich glaube, daß es gute Früchte tragen wird, Früchte der Eintracht und der Bevorzugung der politischen und geistigen Freiheit, über Knechtschaft und Sklaverei.

Auf Ersuchen des Herrn A. Mann, Präsidenten des Freimänner Vereins, oblag mir auch die Pflicht, am Grabe eines Kindes die Leichenrede zu halten. Das Pärchen, einige Meilen von Mayville, hieß Ketroosky (ein Indianer-Name) und der Schneider daselbst heißt Dacroosky, ein Pole. Welch' frappante Ähnlichkeit!

Am 4. März kehrte ich bei Schuëürum mit dem Postwagen (Stage) nach der Hurrican Bahn-Verbindung zurück und ging mit dem Zug nach Milwaukee. —

Hier fuhr ich sogleich in einem Omnibus — in welchem Männer, Weiber und Kinder wie Heringe zusammengepackt waren — nach dem Depot und reist' ohne Aufenthalt nach Chicago. Hier will ich einige Correspondenzen besorgen, den Tag des Herrn im comfortablen *Central House ad mensulam* zubringen und den Abend — im Theater.

M ä r z 1864.

Ein Sonntag in Chicago. Der März ist hier noch immer kein Lenzmond; doch scheint zuweilen die Sonne so freundlich, daß man ihn um so mehr als Botsboten begrüßen kann, da Gesträuche und Bäume mit Knospen geschnückt sind. So war es auch am ersten Sonntag des März, der gewöhnlich mit dem Winter im Kampf bald Schneegestöber, bald Sonnenich'in bringt. Die Sonne zog mich des Morgens aus den vier Mauern hinaus und ich trottirte durch die Geschäftsstraßen, in denen sabbathliche Dürrenstille herrschte, hinaus nach der sogenannten *Lake Shore*. In der That, eine prachtvolle Promenade, die mit dem Schmutz vieler anderer Straßen und mit dem Schweine- und Rindviehcaraverrußt verhöht so Einem an manchen Tagen auf dem Wege über die Brücken des Chicago Flusses eilig in die Nase zieht. Eine lange Reihe von geschmackvollen Wohnhäusern; ein breites mit Bäumen besetztes Trottoir; der unübersehbare Spiegel des Michigan Sees, auf dem Dämpfer und Segelschiffe kreuzen; die großen Gebäulichkeiten der Michigan Central Eisenbahngesellschaft und der schlanke Pharus am Ufer bieten ein höchst interessantes Bild dar, das von keinem andern der amerikanischen Binnensädte übertroffen wird.

Ich erinnerte mich da eines Spazierganges mit einer hübschen jungen Frau, als sie in den Fittierwochen war. Es war ein sehr angenehmer Spaziergang im kühlen Schatten der Bäume, wo man in aller ehelichen Pflichten unmöglich sich

ganz den Gesetzen der Natur entziehen konnte, um nicht als Mensch zu fühlen Mensch zu sein. Ich war sehr artig gegen die Bestaltin, und — küßte ihr sogar die Hand. — Nicht ungestraft durfte ich den Frevel büßen; denn — vor Mutter und Gatte wurde das schreckliche Verbrechen des — Handkusses gebeichtet und das „handgelüßte“ junge Weib schießt mich nun wie die Pest. Seltsame Geschöpfe sind doch die Weiber: bald beleidigt es ihre Eitelkeit, wenn man sie ungeküßt läßt, bald beleidigt sie ein Kuß und manche rächen sich sogar für solche Klüße, die sie leichenschäftlich erwiedert haben. Ja, ein Räthsel ist das Weib, das schwer zu lösen. Ich habe das schöne Geschlecht stets mit Zärtlichkeit behandelt und bin im zweiten und im dritten Lebensalter nur mit sehr wenigen Coquetten oder Gänschen in Berührung gekommen, die ein zartes Hingeben der Gefühle als Beledigung hinnahmen. Nun, da die Grenze des vierten Lebensalters überschritten, obschon ausnahmsweise die Gefühle noch nicht erloschen sind, gewinnt man schon leichter den Sieg über einzelne Eindrücke, man legt weniger Werth auf einzelne Dinge; man wird bescheiden, ohne gerade noch kindisch zu sein, man nimmt einen freundlichen Blick, einen Kuß, oder ein Tänzchen mit einer jungen Dame als Gnadenact hin, und nimmt sich, als vernünftiger Mensch, vor Handlungen in Acht, welche senile Bedenkhaftigkeit charakterisiren, oder — einem höchst fatalen Flaco preisgeben können.

Da das Sonntagsgesetz zu Chicago — wie in der Regel, wo das deutsche Element stark vertreten — ein todtter Buchstabe ist, welcher Gesetzgeber und Uebertreter gleich blamirt, so sind denn auch am „Tag des Herrn“ nicht nur die Kirchen offen, sondern auch die meisten der Trinklokale und Pöge des Vergnügens. Wer sich das Mittagsmahl verzerren will, der findet Gelegenheit genug dazu durch allerlei Lunch, den die Spekulanten ersonnen hat, um durch unentgeltliches Gabe:frühstück desto mehr in Getränken zu machen. Der Mensch, heißt es, ist ein vernunftbe-

gabtes Geschöpf, und dennoch ist es vor allen Thieren bloß der Mensch, der ohne Hunger ist und ohne Durst trinkt; ja, sich sogar betrinkt; ein Vorzug, den ihm gewiß kein vernunftloses Thier streitig machen kann. Sich bloß auf den Genuß des Wassers beschränken, um nüchtern zu bleiben, ist Thorheit; sich mit sonstigen Getränken betrinken, ist die größte Thorheit, die sich gewöhnlich, je mehr das Sichbetrinken zur Gewohnheit wird, fürchterlich in ihren Folgen, körperlich und moralisch, rächt. Also trinken, ohne Guch zu betrinken, wenn Ihr Anspruch auf Vernunft machen, Guch nicht unter das unvernünftige Thier herabwürdigenden und nüchternen Menschen nicht zum Spott oder Aerger dienen wollen! Ich habe viele Böler gesehen, und muß leider, bekennen, daß es kein Volk auf Erden giebt, bei dem mit dem Trinken so viel Mißbrauch getrieben und die Menschen durch die Sitte des Tractirens (*trating*) so sehr demoralisirt werden, als hier in den Ver. Staaten. Wie der Jüngling, wenn er das Glück hat auszutoben, ohne im Schwelgen unterzugehen, zum vernünftigen Mann werden kann, der genießt, ohne sich und Andern zu schaden; so hat auch das in Wohlsein bummelnde amerikanische Volk erst auszutoben, ehe es wahrhaft mäßig und vernünftig wird, und wir wollen hoffen, daß es in den gegenwärtigen Flegeljahren nicht moralisch zu Grunde gehe, um nicht auch politisch rettungslos verloren zu sein.

So ist es auch mit dem Kartenspiel. -- Das unschuldige Vergnügen führt ins Verderben, wenn es zur Sucht entartet. Wer sich lastet, ist ein Thor, und wer unmäßig genießt, der ist sein eigener Feind. Nichtiges Maas halten in Allem, ist die Aufgabe des vernünftigen Menschen; wer Das nicht vermag, hört auf vernünftig zu sein und ist zu beklagen.

Des Nachmittags besuchte ich die neue Turnhalle. Ich ging dahin in Gesellschaft eines sehr braven Mannes, bei dem „die Koppel weit vom Stamme stien“ und der mir als neuer Beweis dient, daß die

besten Eltern ungerathene Kinder haben können: ein Unglück, das der gute Mensch um so schmerzlicher fühlt und über das nur Vernunft erheben kann.

Der Saal der Turnhalle ist wohl einer der größten in Amerika; einfach und zweckmäßig gebaut. Wir trafen da ausgezeichnetes Concert und zahlreiche Gesellschaft.

Männer und Frauen saßen traulich beisammen und tranken, Jedes nach seinem Geschmade, Bier, Wein oder Caffee. Die meisten Männer rauchten und die Frauen alle ließen sich gerne berauchen; denn es liegt ja in der Wesenheit des Weibes, sich um so mehr vom Manne g fallen zu lassen, je mehr er es in den Kreis der Männlichkeit mit hineinzieht. Auch kann man bei solchen deutschen musikalischen Trink- und Räuherungs-Assembleen ganz unsehbar die psychologische Erfahrung machen, daß weder Trinken, noch Rauchen, sondern Musik und Befriedigung des Gesellschaftstriebes Hauptzweck sind. Man findet in solchen Assembleen auch einzelne Amerikaner, die an dieser fremden Sitte Wohlgefallen finden; doch scheint es mir, daß eine vollständige Nachahmung derselben, als ihren Gewohnheiten und ihrem Charakter stracks entgegen, wohl nie stattfinden werde. Unsere gebildeten, oder etwa besser gesagt feineren Amerikanerinnen würden sich gewiß nicht oder nur mit Widerwillen in einer Gesellschaft von Männern räuchern lassen und auf Bänken Bier mit ihnen trinken; denn ihr Sinn und ihr Empfinden ist ein von deutschen Frauen, desselben Ranges, ganz verschiedenes; und ich möchte es amerikanischen Ehemännern nicht rathen, mit ihren Frauen in dieser Hinsicht Erziehungsvorläufe zu machen, welche gegen ihr Gefühl, gegen Takt und Gewohnheit verstößen. Reiten mag wohl das amerikanische Weib mit Stolz an ihres Mannes Seite; auch ein Gläschen Brandy im Sancto des Hauses trinken; doch in einem Bierlocale mit ihm zechen, das kann sie mit ihrem Begriff von Anstand und Sitte nicht ver-

einbaren. Ueberhaupt findet man unter Deutschen mehr Ehen als unter Amerikanern, wo Ich und Du gleichsam in Eins verschmilzt, wo der herzlose Unterschied zwischen Mein und Dein verschwindet und das schwache Weib sich gerne an der Stütze des stärkeren Mannes festhält. Das deutsche Weib gleicht weit mehr der positiven Electricität wie das amerikanische; besitzt mehr an Subjectivität, inreß Jene es liebt, in das Gebiet des Objectiven hinüberzustreifen, das wesentlich mehr dem Manne zukommt. Uebrigens ist das Weib eben Weib, und der Mann ist Mann, und bei keiner Nation können sich Weib und Mann ganz verstehen; aber gerade dieses Sichnichtverstehen steigert das gegenseitige Interesse und ich bedaure bloß, daß ich, nun bald am Ende des Studirens, das Studium der Frauen, *omissis omittendis*, nicht von Neuem beginnen kann. So mag wohl auch Lola Montez gedacht haben, als es mit dem Cur- und Epochenmachen zu Ende war, und nicht nur die geistreiche, an Erfahrung reiche Lola, sondern so denkt gewiß auch gar manche „hausgebackene“ und tüchtige Hausfrau, die bloß an Einem Herzallerliebsten Studien gemacht hat. Dieses Sichnichtverstehen, dieses allmähliche Insiehgehen und endliche Sichaußsetzen in Eins — das ist ja eben die Würze des profaischen Lebens von Mann und Weib.

Des Abends in Gesellschaft einer jungen Dame in das Theater gegangen und allerlei Studien gemacht, über den Mangel eines kunstgerechten Theatergebäudes zu Chicago, über das zahlreiche und — einige Pfeifer abgerechnet — sehr anständige Publikum, über die harten Bänke der Gallerie, genannt Erster Rang; über das Theaterpersonal, das werth ist sich auf besseren Brettern zu bewegen; über die gewandte Künstlerin Frau Kinkel, über Fräulein Kinkel, die Knospse, so gute Früchte verheißt, über Köpenach, den ich lieber in einem andern Stück als in den beiden Regimentsstüchern gesehen hätte, und über mich selbst und — meine gezeigte salomonische Weisheit. **Was**

ist eitel — nur nicht zu Einer und Der-
selben Zeit. Doch ist Alles dem Wech-
sel unterworfen, und das ist Axiom.

Nachdem ich Herrn Rapp von der
Staatszeitung besucht, mit dem alten
Herrn Wittenberg bei Browing ein Glas
herrlichen Forster Traminer getrunken und
dieses Mal in Chicago weiter Nichts zu
thun war, als den Sonntag hindurch zu
laviren, so reiste ich Montags auf den
Schienen der Michigan Southern Bahn
weiter. Via Raporte, South Bend und
Toledo fuhr ich nach Sandusky. Die
beiden ersten Städtchen hatte ich früher
noch nie besucht und wollte sie jetzt *en
passant* mitnehmen. In Raporte traf
ich einen vielgerissten Seifensieder, Hrn.
Albrecht, der sich bis nach den Bädern
von Mehadia verirrt, wo er als Ober-
stiefelpuger die Ehre hatte, an die Fürsten
Millosh und Gyika Reichselzähre und
Tschibufs zu verkaufen.

Die Reize nach South Bend führt durch
holzreiches Farmland. Die Schienen-
sind sehr gut, die Waggons schön und be-
quem. South Bend hat über 5000
Einwohner, von denen der vierte Theil
aus Deutschen besteht. Ich traf da ins-
telligente Männer und das freisinnige
Element besser vertreten als in Raporte.
Die Meisten sind aus Baiern, in der Ge-
gend von Wunsiedel, dem Geburtsort von
Jean Paul und von Ludwig
Sand. Der Erste vielbekannt als clas-
sischer Schriftsteller, der Andere durch Er-
mordung von *R o s e b u e*.

Ich besuchte den Gesangs- und Turnver-
ein, wo eben die Jünglinge Unterricht er-
hielten und sprach da, auf Verlangen
einige Worte über körperliches und geisti-
ges Turnen. Man ersuchte mich, nicht
über Politik zu sprechen. In einem
Turnverein nicht über Politik sprechen?
Sollte wohl heißen: Nicht über
Partei-Politik. Nun, diese ließ
ich allerdings unbeachtet, doch keineswegs
Politik im Allgemeinen; denn das hieße
ja einen Verrath begehen am Principe der
Turner. Die Gesangs-Section hat sehr
gute Kräfte.

Ein Bekannter führte mich auf das
Dach seines Hauses, um mir die schöne
Lage der Stadt zu zeigen und — die gro-
ßen Gebäulichkeiten einer katholischen
Universität, eines *Notre Dame* Klosters
und einer Kirche. Das Grundeigenthum
besteht aus 10 000 Acker Land. Höri Ihr
Radikalen! Wo sind Eure Schulen, wo
Eure Universitäten? — in Hierusalem.

Sehr aerne hätte ich die Anstalten be-
sucht und darüber berichtet, doch das
Wetter war so rauh und die Zeit drängte
auch so sehr, daß ich diesen kleinen Aus-
flug bis zum nächsten Male verschieben
musste.

Die Stadt liegt am St. Joseph Fluß
(im Staat Indiana) und in der Nähe
sind drei kleine fischreiche Seen: *Pine
Lake, Stone Lake* und *Clear Lake*.
Ich freue mich schon *anticipando*, dieses
freundliche Städtchen und seine intelli-
genen und gemüthlichen Deutschen im
nächsten Sommer oder Herbst wiederzu-
sehen.

In Sandusky gab es wieder vollauf zu
thun; collectiren, conversiren, Catawba-
consumiren, auf einem deutschen Ball
der *Odd Fellows* mit einer interessan-
ten Dame promeniren, soupiren und so-
gar saltiren mit geflügelten Fersen des
jugendlich fühlenden Dreiundsechzigers.

Als wir am Thürweg der Fr. Wagner's-
schen Saales eintraten, siehe, da warf man
eben einen Störensried ganz unbarmher-
zig die Treppe herab, daß er bewußlos
liegen blieb und weggeschleppt werden
musste. Ein schöner Empfang, dachte ich,
als ich mich durch Civil und Militär hin-
aufarbeitete — wird einen sauberen Ball
geben, doch, der deutschen Ehre sei es ge-
dankt, ich habe mich bei diesem vorgefaß-
ten Gedanken ganz angenehm getäuscht.
Es war, in der That, ein schöner Ball,
wo Anstand und Ordnung herrschten und
allgemeiner Frohsinn die Devise der Nacht
war. Soldaten und Civilisten bewegten
sich da in größter Harmonie; nur hätte
ich so manchen jungen Frauen und Mäd-
chen mehr Bewegung gewünscht, die da

bei der großen Anzahl des schönen Ge-
schlechtes aus Mangel an Tänzern sitzen,
oder mit Mädchen tanzen mußten; da es,
außer bei Damenwalzern, die Bescheiden-
heit nicht erlaubt, aus der Mitte der blö-
den oder faulen jungen Leute, die da nutz-
los den Platz einnehmen, einen Tänzer zu
wählen. Wohl gab es auch Auserwählte,
deren Reize und Bewandtheit in der schö-
nen Kunst des Tänzens es nie an Tän-
zern fehlen ließ. Ist es nicht so, Ihr
beiden Schwestern, die nach des Vaters
kunstreicher Geige getanzi? Nicht so,
mein Fräulein S. im braunen Kleide,
einfach, lippig und lebensfroh? Nicht so,
mein Fräulein in lichtblauem Kleid mit
flatterndem Rosaband am Kopfe, schön
und zart wie eine Euphydie? Oder hat
es wohl Ihnen an Tänzern gefehlt, die in
schwarzen Röcken mit breiten rothen Strei-
fen besetzt, gleich neapolitanischen Baza-
deren, durch die luftbeseelten Reihen hin-
flugen? Gewiß nicht. So könnte man
denn auch hier sagen: Viele sind berufen,
aber Wenige auserwählt. Die Natur
manifestirt sich überhaupt überall durch
Contraste und ein feltamer Contrast ist
wohl auch ein lebensfroher Ball zu den
3000 Mann Soldaten, die in und nahe
Sandusky stationirt sind, um an 500 ge-
fangene Rebellen zu bewachen und einem
bedrohten Einfall von Canada aus mög-
licherweise zu begegnen. — Ja, das ist
eine sonderbare Welt! — Und doch —
die beste.

Nach Cleveland kam ich um Einen
Tag zu spät, um die große Sanitäts-Aus-
stellung zu sehen, die für ihren wohlthätig-
gen Zweck über achtzigtausend Dollars
Netto eingetragen haben soll. Die Bret-
terbuden, sagte man mir, haben sechs-
tausend Dollars gekostet, und wurden für
zehntausend Dollars an eine Pittsburger
Committee für einen ähnlichen Zweck ver-
kauft. Da Pittsburg selbst keinen pas-
santen Platz hat, wird man wohl die vis-
a-vis gelegene Stadt Alleghany City wäh-
len müssen, wo es Plätze giebt, die für
eine „Weltausstellung“ groß genug wären.
This is a great country, indeed! —
Eine Million Soldaten auf den Beinen —

150 Millionen Treforscheine, namenlose Millionen Greenbacks in Circulation — Taxen, wie sie noch kein Volk zu zahlen hatte — mehrere Hunderttausend Menschen verkrüppelt und in Schlachten gefallen; und an den Gräbern wird getanz und polirt und indeß Tausende im Süden ruiniert, sterben die Geschäfte im Norden. Sollte auch das Ende vom Lied ein allgemeiner Bankrott sein, so wird sich Uncle Sam nach einigen Burzelbäumen bald wieder auf die Beine stellen und das Resultat der blutigen Kämpfe und großen Opfer werden vier Millionen befreite Sklaven segnen. Große Resultate können bloß durch große Opfer erkauft werden. Heute reich, morgen arm — Alles schon vorgelesen. Auch die französische Bank ist gebrochen und Frankreich steht noch fest.

Von Cleveland fuhr ich nach Erie und Dunkirk und — da es die Zeit nicht erlaubt, jetzt weiter östlich zu gehen — wieder zurück nach Cleveland.

In Erie besuchte ich die Pianofabrik des Herrn W. Willing, der als Künstler und Componist nach der Reg'l des Plinius der erste competente Richter seiner Instrumente ist, die werth sind, empfohlen zu werden. Jeder sollte groß in seiner Sphäre sein und wäre es auch nur eine Restauration oder ein Auserkiesalon, in welcher Branche z. B. Mr. Harris zu Erie als Muster aufgestellt werden kann. Jedem das Seine. Und diesem nach muß ich auch das Sichel Haus des Herrn August Peter zu Dunkirk empfehlen, der selbst Koch und Feinschmecker seinen Gästen gute Weine und gute Speisen kredenzt. Arznei und Köche sollten in einem freien Staate einem tüchtigen *Risgorosum* unterworfen sein, ehe sie befugt sind, zum Wohl der Kranken und der Gesunden zu practiciren. Aber, Himmel, welche Doktoren! welche Köche hier zu Lande! Doch man entwürdige diese Namen nicht! Welche Duodalsalber! Welche Fleischverdrerber und Subler! Und das Publikum? Nun, das läßt sich bequodsalbern — im kranken Zustande und

verdaut, wenn gesund, Schuhsohlen. — Ich besuchte zu Dunkirk die Maschinenwerkstätte der Erie Eisenbahn-Gesellschaft. Herr Widman, der seit sieben Jahren da als Modellist arbeitet, hatte die Güte den Führer zu machen. Seit anderthalb Jahren wurden hier, neben Reparaturen, sechs Frachtlokbrenner erbaut. Gegenwärtig sind eben Modelle für Passagier Kohlenbrenner-Locomotiven in Arbeit. Die Zahl der hier aufbewahrten Modelle beträgt 2450 und vier Arbeiter sind täglich beschäftigt, um neue zu machen. Der Werth der fertigen Modelle beläuft sich auf circa 40,000 Dollars.

Am 17. März von Cleveland, ohne Paß, nach Pittsburg gefahren. Es ist leichter für ein Kamel den Weg durch ein Nadelohr zu finden, als für einen nordwestlichen Coitor hier oder in mancher östlichen Stadt einen Paß zu erhalten; doch darum keine Feindschaft. Pässe beruhen eben auf geschäftlicher Basis und St. Paul ist zu weit vom Osten, um eine Anzeige einer Freisarie gleichzustellen. Was man aber da zuweilen von *courtsey against Editors* liest, das ist leeres Stroh, das für Eisenbahn-Gesellschaften keinen Werth hat. Also — *j. men. f.* Doch was soll denn Das heißen? Hat man nicht auch Hieroglyphen zu entziffern und wird nicht so Manches gelesen, *a la Kant* und Humboldt, das man nicht versteht? Daher, Nichts für ungut!

Daß in Cleveland eine radicale Convention stattfand, weiß jeder radicale Leser der Fadel. Und daß recht bald wieder eine stattfinden soll, weiß man aus Zeitungen; daß man dort die Nomination Fremont's als unsern nächsten Präsidenten befürwortet, versteht sich von selbst; daß Radikalismus, Prinzipienfestigkeit und Vernunft bei allen Völkern in der Morität sind, kann nicht geläugnet werden; daß also Herr Lincoln wie der nominirt zu werden bis jetzt noch die meiste *chance* hat, ist mir klar; eben so klar, als daß ein prinzipieloses, theils kurzsichtiges, theils durch Geld, theils durch

Amt beeinflusstes Volk werth ist, einen McClellan, oder einen weit mehr entschiedenen Demokraten der äußersten Linken, einen Jefferson Davis, als Präsidenten zu erhalten. Und Das mag geschehen, wenn Lincoln, nach dem Beispiele des Herrn Chase, großmüthig und mit Einem Termine zufrieden gestellt, sich nicht zurückzieht und Fremont als unabhängiger Candidat *Vabanquus* spielt. Auch Louis Napoleon hat seinen Trumpf ausgespielt, und wenn darüber Seward nicht den Verstand verliert, wenn die Monroe Doctrin durch Maximilian's Krönung als Kaiser von Mexico nicht zu Schanden wird, so können wir an politische Wunder glauben. Californien, Louisiana, Texas als „Vorhand“ mit Mexico annektirt, — wovon eine herrliche Prese für Thronerichter und Thronaspiranten! — „Wie das Volk, so die Regierung“ — Menschen, die den Werth der Selbstregierung nicht kennen, oder aus Schlechtigkeit sie verschmähen und schänden, sind werth Unterthanen eines Despoten zu sein. — Wähler!

Ach, Ihr wollt die Parteien und setzt die Republik auf's Spiel, im Wahn, die Union „wie sie war“ zu retten. „Der Traum ist kurz, die Neue lang.“ Es lebe Ballandigham, der große Märtyrer der Demokratie!

Wie sich Venedig aus Sümpfen erhob, so erheben sich jetzt Fabrikanten, Contractoren und allerlei Spekulant in den freien Staaten aus dem Moder hingemordeter Bürger, aus den rauchenden Trümmern des Reichthums der durch die Nemesis ereilten Rebellen. So ist es auch ganz besonders in Pittsburg. Es ist nicht ganz besonders in Pittsburg. Es ist nicht lange her, daß ich hier zur Zeit des Friedens die meisten Fabriken in Unthätigkeit da niederliegen sah und das allgemeine Klagen über schlechte Zeiten hörte; und jetzt? zieht der Rauch aus allen Schornsteinen, der Hunderten von Fabriken empor und hält die vulkanischen Schwestern Pittsburg, Birmingham und Eligo in schaurigen Nachtschleier. Diese düstern Berge, diese colossalen Brücken über den

Alleghany und den Monongahela Fluß, diese Menge von Schornsteinen aus denen die Flamme der Effen emporsteigt, welch' ein großes Bild, das in Amerika seines Gleichen nicht hat! Wie kurz ist der Zeitraum, seit der Pere Marquette von Ohio entdeckt hatte (1673)! Welch' blutige Kämpfe zwischen den Irotesen und Ohio-Stämmen, den Wyandets mit ihren Verbündeten, den Otawas, den Antastes! Was ist aus den Ureinwohnern geworden! In welch' blühende Farmen und Städte haben sich in so kurzer Zeit die großen Jagdgründe verwandelt! Und jetzt? Welch' blutiger Krieg zwischen Menschen von meist Einer Rasse, zwischen Bürgern Eines Staates! Die Sklaverei wird verschwinden — was wird das Loos der befreiten Sklaven und ihrer Nachkommen sein? Vermischung, wie einst mancher Indianer mit den Franzosen oder allmähliche Verdrängung und Vernichtung? Können wir die Rebellion bei unserem System des Kriegsführens mit Waffen besiegen? Können wir einen Krieg mit Frankreich vermeiden? Welche Folgen wird ein Thron in Mexico haben? Wird eine Union von freien Staaten, eine mächtige Union, wie sie noch nie dagewesen, zu Stande kommen, oder soll die Republik in ihrer Jugendkraft zertrümmert werden? Das sind Zeitfragen, welche Niemand mit positiver Gewißheit zu beantworten vermag und die wir gern gelöst als dem gordische Knäuel gleich, in der nächsten Zukunft zerhacken werden müssen. Das Leben der Individuen ist kurz; Geschlechter leben lange und Alles drängt und wälzt sich fort im großen Meer der Ewigkeit.

Mensch, wie unwissend bist Du, wenn Du an eine Ewigkeit von Systemen und Constitutionen glaubst! Was endlich ist, geht mit dem Entlichen unter und ewig ist nur der Wechsel.

Ich habe dieses Mal zu Birmingham in Gesellschaft des poetischen Herrn G. M. Fischer das Walzwerk (*rolling mill*) der Herren Jones und Langhlin besucht,

das wohl das größte in den Ver. Staaten ist. Es sind da gegenwärtig über 500 Personen beschäftigt. Die Bauern der Fabrik befinden sich auf einem Raum von siebzehn Acker Land; sie hat ihre eigenen Kaufläden, ihre Metzger, Bäcker, Schneider u. s. w. Das große Schwungrad der Fabrik wiegt 50 Tonnen. Es wird da Stangen-, Koll- und Platteneisen gemacht und allerlei vom kleinsten Nagel bis zur größten Maschine fabricirt. In wenigen werden da 300 Zentner Nägel in Einem Tage gemacht. Es sind hier 23 Maschinen im Gange. Die Kohlen werden auf Eisenbahnen vom Berg herab direct in die Fabrik geschafft. Wie in den meisten Fabriken, liefern auch hier die deutschen Arbeiter ein namhaftes Contingent.

Von meinen Abonnenten vermisse ich hier einen braven und sehr freisinnigen Mann, den alten Herrn Hamm, der das Unglück hatte, auf einer der Kohlenbahnen überfahren zu werden, und in Folge heftiger Verletzung sterben mußte. Krell, ein Prediger der äußersten Linken, soll an seinem Grabe eine ausgezeichnete Leichenrede gehalten haben. Rude, einer Aische!

Die protestantischen Heerden von Birmingham traf ich eben ohne Hirten. Einer der Ehrwürdigen ließ sich vom heiligen Geist hinreißen und suchte einem fünfzehnjährigen Mädchen den Puls, um zu sehen, ob sie den rechten Glauben habe; der Andere bezog mit der Frau eines Bruders in Christo ein Zimmer und vergaß vor dem Ausziehen seine Rechnung zu bezahlen — und so fielen denn beide Hirten in Ungnade und die Heerde bestrebt sich nun, den großen Verlust zu erlegen; denn Schaafe bedürfen des Treibers. Also — man weide, man treibe sie und scheere ihnen gebührend die Wolle! Und wer sich bei Schaafe in Guast setzen will, der streiche ihnen den Balg; wer aber in diesem freien Land ein Amt haben will, der muß auch die Mittel wollen, und es ist ein großer

Schmutzsteden der Freiheit, daß man sich selbst ganz oder halb aufheben muß, um Präsident, Minister, Consul oder Abgeordneter zu werden. *Sapienti pauca*, das heißt, wer kein Esel ist, versteht auch Biele.

In Pittsburg erscheinen vier englische tägliche Blätter und eben so viele deutsche; also Stoff genug, um durch Lesen ein gebildeter Mensch zu werden. Auch besteht hier ein deutsches Theater „zur Förderung der Kunst und der Moral.“ — Das Haus, genannt Adenäum, ist schön und zweckmäßig gebaut und das Personal sehr brav. Ich hatte das Vergnügen, den „Viehändler aus Oberösterreich“ aufzuführt zu sehen, um mich in meinem Glauben noch mehr zu bestärken daß es vierfüßiges und zweibeiniges Vieh, armes und reiches Vieh, plebejisches und aristokratisches Vieh giebt — und ein Bedienter, der sich schämt einem Adelligen zu dienen, dessen Vater Metzger war, also seine Ahnen besitzt, ist eine herrliche Persönlichkeit der menschlichen, gottesebenbildlichen Beschaffenheit. Unternnehmer des Theaters ist A. Charles; Regisseure sind H. A. Charles und G. Ostermann; Musikdirector A. Sarotti. Auch das Orchester verdient mit Lob erwähnt zu werden, um so mehr, da man so selten Etwas findet, das des Lobes werth ist und wobei Schwierigen zur großmüthigsten Kritik wird.

Am 19. nach Wheeling, im Staate Virginien, gefahren und im *Brigg House* an der Lvee abgestiegen. Siehe da, wie trefflich ich da! Die Frau Doktorin als Hausfrau (*Landlady*), mit der ich vor mehreren Jahren, als es noch bedeutend zu Wheeling spudde, eine Debatte hatte über Tischreden und Geistesleyperei. — Die Dame ist noch immer spiritualistisch gesinnt; da aber nun die Subjectivität des fühlenden Weibes durch die materielle Thätigkeit des großen Hauswesens namhaft paralytisch wird, so vertragen ihr die Geister jenen Dienst und erscheinen nur noch in der schwarzen Gestalt der schmutzigen *Negro-waiters*. „Es verändert sich die Zeit und wir verändern uns in ihr.“

Ich hatte hier wieder einen puritanischen, antirrepublikanischen Sonntag totzuschlagen. Alles geschlossen, die Straßen leer und öde. In den Kirchen betet die Loyalität des Pfaffen um Sieg über die Rebellen; in Richmond betet die Rebellion des Pfaffen um Vertilgung der verdamnten Yankees. Der arme Gott im Himmel! Wen soll er erhören? Wohl den, der den besten Patriotismus und mit tüchtigen Führern der massen Kanonen hat.

Es war kalt, sehr kalt. Ich hätte ein sehr freundliches Zimmer mit der Ansicht der imposanten Eisenbahnbrücke über den Fluß und eines Stückes des schönen Ohio Thales. Die Musen versagten mir denn ihren Besuch nicht und in ihrer heidnischen Gesellschaft entschwand mir ganz angenehm der heilige Tag christlicher Mautesel und Pharisäer.

Montags, als die Sonne etwas milder schien, machte ich einen Spaziergang vor die Stadt hinaus in der Richtung nach Italien. Ich hatte dort vor vielen Jahren einige warme Freunde; doch die Fremont-Campagne, an der ich thätigen Theil nahm, hat mir ihre Neigung entzogen; denn sie folgten dem Strom der Zeit nicht, verließen eine Partei nicht, die sie selbst verlassen hat, blieben „gute Demokraten“ und haßten den *d-d Abolitionist*.

Es wurde eben das Kind eines braven Deutschen begraben und ich sah hinab in das Thal und hin zu dem Friedhof und hin nach einem Hause, von dem ich nun mit's Dohle trauernd sagen kann: *cur aliquid vidi?* Auch mein Inneres wird bald zum Friedhof werden, eine Wallfahrtsstätte für den Greis, um da im Gefühl und im Geiste zu beten an den mit Cypressen umschatteten Gräbern der Freundschaft und der Liebe, der verblichnen Hoffnungen und Wünsche, und ich werde Rosen pflücken auf den Gräbern und einen Kranz winden aus Immortellen und ihn unter das müde Haupt legen, wenn meine Stunde schlägt und die

letzte Station der großen, herrlichen, wenn gleich oft beschwerlichen Reise erreicht sein wird. Und dann? Ich werde es sagen, wenn ich wieder komme. Im Allgemeinen geht kein Atom verloren, das ist gewiß. Der Glaube ist bloß ein Brett auf stürmischem Ocean.

Das verdamnte Wetter! Nasfall und veränderlich — da muß man eine eiserne Natur haben, um bei sonstigen unvermeidlichen Beschwerden der Reise gesund zu bleiben. Ich hustete wieder, atmete schwer und die Seele hat den Schnupfen. Da hört denn wieder für eine Weile die Seligkeit des Lebens auf. Und was ist die Ursache des Verursachten? Nichts anderes als — die heillose Rebellion. Ja man lache nur nicht; es ist die Rebellion. Bekam ich in früheren Jahren im December zu Baltimore den Husten, so ging ich im Januar über Richmond nach Wilmington. Und hier war der Husten verschwunden; entweder durch meines Landmanns Wundtbalgam, oder durch die milde Luft. Und dieser Landmann war ein Taufnassa, ein Elegant erster Klasse, *a la Pang'oss*, mit selbstgemachten Doktorhut geschmückt und mit Diamanten an Brust und Fingern geziert. Und dieser Doktor hieß Schönwald in Ungarn und Sonevald zu Wilmington in Nord Carolina, und dieser Schönwald stammt von einer sehr achtbaren jüdischen Familie ab, von der ein Sproß Schwächter war und einige Zeit im Hause meines Vaters wohnte. Dieser Schwächter hatte eine Tochter, die jung und hübsch war und ich war damals, vor etwa 45 Jahren, auch jung und so konnte es denn nicht fehlen, daß ich in ihrer Nähe vergaß, daß sie eine Goje und ich ein Christ sei. Aber ein Christ und eine Jüdin zu jener Zeit der ungarischen Freiheit, wech' himmelweiter Abstand! — Nicht kleiner als jetzt hier im Land der amerikanischen Freiheit der Abstand zwischen einem weißen Vollblut und einem Schwarzen. Dort ist es bereits anders geworden, weil die ungarische Freiheit zu Grunde ging; hier wird es anders

werden, weil die alte Union mit der Oligarchie dem Untergang nahe ist.

Und jener Doktor war reich, hatte eine angesehene Amerikanerin zur Frau und allerliebste Kinder; auch hatte er herrliche Pferde und Sklaven. Auch seine Sklavinnen hatten Kinder, die mit den Seinigen aufwuchsen und Einige trugen sogar in ihrem braunen Angesicht des Doktors Züge. Solche Accidenzen nennt man in südlicher Sprache „Sichverschauen.“ Ihr armen Südländer, bald werdet auch Ihr euch kasteien müssen, wie wir armen Teufel, wir Nordländer, die keine Sklaven haben und keine Weiber, oder Frauen, die lange schön bleiben wollen, oder die es für ein Verbrechen halten, Bettler in die Welt zu setzen und für eine Tugend, durch Masturbation oder durch schuldlose Pillen diesem Uebel vorzubeugen. Pah! — Es verschlucke diese Pille, wer sie verdauen kann, und wäre es gar ein Doktor aus dem Hessenland.

Was wohl aus dem guten Landemann geworden sein mag in dieser stürmischen Zeit? Und was aus Charley Geier und Bäcker Lehmann in Wilmington; der diabolischen Frau Schuhmacherin in Mobile und so vielen Andern, die ihre geliebte Freiheit aus der Fackel schöpfen, ihre demokratisch politische Freiheit aber durch Sklavenzüchterei betätigten und mich „dummen Teufel“ in Acht erklärten, bloß des fatalen Fremont wegen, den höchstens ein Humboldt achten konnte, der kein Demokrat war. Und die braven Turner in Savannah, die mich von Lynchprocedur und Galgen des Pöbels gerettet haben? Was mag aus ihnen geworden sein? Wohl, Menschen und Thiere müssen eben leiden, oft sehr leiden, und wenn sie Leiden den höchsten Grad erreicht, stirbt Mensch und Thier und der Tod erlöst sie befreit, ob getauft oder beschnitten.

Von Wheeling via Zanesville nach Columbus, O., gefahren; hier collectirt und auch dieses Mal nicht ganz ohne Amusement weiter hin nach Dayton gestreift.

Ich besuchte in Columbus eine Fabrik

die ich nicht unbeachtet lassen kann, da sie ein ursprünglich deutsches Unternehmen ist. Es sind da zwanzig Stühle im Gang und werden per Jahr an 150,000 Yards Tuch und Casimiers gefertigt. — Gegenwärtig ist Herr Brud Secretair der Actien-Gesellschaft, bei welcher sehr viele Deutsche betheiliget.

Ich besuchte einen Judenball des Harmonia Clubs, der sehr hübsch war; besonders zeichneten einige junge Damen sich durch geschmackvolle Toilette aus. Wascheikus aber hat gekusst und nicht getanzt.

Ach, Dayton, diese schöne Stadt, hat die Ehre, Herrn Ballandigham vor seinem Exil beherbergt zu haben. Er hat hier noch viele Freunde, denn er ist ja ein „guter nördlicher Demokrat mit südlichen Tendenzen.“ Daß ich dieser Tendenzen und Sympathien stark ermangele, ist mir dieses Mal schlecht zu stehen gekommen; denn ich trat in ein Schlangennest, wo Alte und Junge, Dicke und Dünne, ihre giftigen Zungen gegen mich streckten und indeß die Jüngste schlau wie die im Paradiese mich zu überzeugen suchte, daß ich trotz meiner Kenntnisse und meines Alters doch nicht tief genug in die Politik hineinzusehen vermöge, lästerte mich die Älteste und Dickste von der Brut ganz sündterlich und ich konnte von Glück sagen, daß ich, bei ziemlich stolchem Takte, mit heiler Haut davon kam und die giftigen Bisse bloß die Kleider, nicht den Körper selbst berührt hatten. Also Das ist der Geist der modernen Demokratie!

Hau, Das wird einen hübschen Tanz geben, der nächste Präsidenten-Tanz; da werden wohl Dämonen vorgezeigt und die Gespenster des Fanatismus einen höllischen Reigen tanzen. Habe große Lust gar nicht mitzutanzten; denn — doch nur Kinder und Narren sagen Alles heraus, was sie denken — der vernünftige Mensch lernt in der Schule des Lebens auch Schwitzen zur rechten Zeit.

Was Baltimore zur Zeit der Fremont-Wahl gewesen, das scheint jetzt Dayton werden zu wollen: ein Nobby-Resort. —

Wer Gewaltthat übt, Leute niederschleift, Pressen zerstört, Wahlen brutal verhindert, ist ein Bösewicht, er möge sich Republikaner oder Demokrat schimpfen, im Civilrock oder in der Soldatenjacke stecken. — Ein solcher verdient ausgestossen zu werden aus der bürgerlichen Gesellschaft. Wer sich über das Gesetz erhebt, muß durch das Gesetz gerichtet werden, und wehe einem Volke, wo die Vollziehung der Gesetze keine Kraft mehr hat.

In Springfield, D., besuchte ich die Fabrik der Herren Whiteley, Fessler und Kelley (*Champion Machine Shoppes*), durch einen neuen Umbau bedeutend vergrößert. Es sind da an hundert Arbeiter beschäftigt. Es werden jährlich an tausend Erndte-Maschinen (*reapers*) gefertigt und nach verschiedenen Theilen unserer großen Agriculturnstaaten verschickt. Auch machte ich einen Spaziergang zur Stadt hinaus nach Eglinger's Garten und Rebenpflanzschule, und sprach in der Brauerei der freisinnigen Herren Leibold und Ruhl vor.

Am heiligen Charfreitag hatte ich das Vergnügen, mit der biedern Familie des Herrn J. W. Sohn in Hamilton zu dinniren und nach Tisch bei dem Sprechfabrikanten *ci devant* städtigen Schullehrer, Herrn Pfäfflin, eine Tasse Kaffee zu trinken, wo noch ein anderer Schullehrer, Herr Söhner, der eben im Begriff steht, die Erziehung der jungen Menschen aufzugeben und sich dem Cigarren-Geschäft zu widmen. So wechselt der Mensch die Rollen, und wohl nirgends so häufig als in Amerika, wo man in keine Zwangsjacke gesteckt, den Leisten wechseln kann nach Belieben.

Die Diener in Cincinnati gefeiert. — Nicht in der Kirche gewesen — nicht gebeichtet, nicht das heilige Abendmahl genommen; eine Spazierfahrt nach Cumingsville — wohin einige Tausend Menschen zu Pferd und zu Wagen jagten — und einige Stunden Langeweile auf einem deutschen Ball, war neben dem Trivialen des Collectirens dieses Mal Alles, was

mir die „Königin des Westens“ geboten hat. Doch ob ich auch delikate Ausern, in einem prachtvollen Locale, genannt zum heiligen Nikolaus, das wohl die geräumigste und eleganteste Restauration in den Ver. Staaten ist. In einem der Speisefäle hängt ein colossales Dehgemälde, von einem Franzosen im Jahre 1811 gemalt. Ein Titian hat es nicht gemalt; auch ist die Dame keine Venus, aber ein recht üppiges, profanes Weib, bei dessen Anblick man Appetit zum Essen und Trinken bekommt, was ja doch der Hauptzweck des materiellen Lebens. Wohl dem, dreimal wohl, der sich eines gesunden Gangliensystems erfreut, auf welchem auch alle geistigen Genüsse, alle geistigen Systeme beruhen!

Ich habe, so ungerne es auch geschah, mein altes Standquartier verlassen und fand in Pfeiffer's Hotel Alles, was ein an Ordnung gewohnter civilisirter Mensch von gutem Geschmack wünschen kann.

Faule Stubenmädchen und impertinente Negerbediente, ungesegnete Stuben mit salmiasgeschwägerter Luft sind am besten geeignet, ein Gasthaus niederzubrechen. So lange der Krieg dauert und Soldaten nach Tausenden auf Urlaub und auf Reisen die *Greenbacks* flüchtig machen und Hotels füllen, mag eine schlechte Wirthschaft hingehen: man macht Geld wie Mist; wenn aber der normale Zustand wiederkehrt, dann wird es anders werden.

Ich reise per Dampf und es giebt des Interessanten, des Erwähnenswerthen so wenig bei amerikanischen Streifzügen, daß es oft sehr viel Takt erheischt, um sich nicht selbst und Andern langweilig zu werden. Auch der Kriegsschauplatz ist langweilig, so daß es scheint, als wolle man den Säden durch „lange Weile“ zur Verzweiflung und zur Unterwerfung bringen. Noch ist Richmond nicht genommen, Charleston, Mobile, Savannah können von der See-seite nicht genommen werden. Die Rebellen haben noch über 200,000 Mann unter Waffen und so werden wir wohl

noch einen andern Präsidenten erwählen müssen, ehe der Krieg zu Ende wird.

Von Cincinnati ging meine Marschroute via Lawrenceburg nach Indianapolis. Da habe ich mich wieder einmal als alter Reisender recht tüchtig blamirt. Ich wußte nicht, daß ich an der „Harrison Branche“ den Waggon wechseln mußte, und da der Conductor darauf nicht aufmerksam gemacht, blieb ich ruhig sitzen, bis mich nach einer Fahrt von anderthalb Meilen ein anderer Conductor meinen Irrthum wissen ließ. Er hielt den Zug an und gab mir den Rath, in einem Farmhaus zu übernachten, um morgen früh von der Junction aus meine Reise fortzusetzen. So geschah es denn auch. — Ich sprach im Hause eines Dr. Hughes vor, wo ich von der Hausfrau freundlich an den Nachbarn, Mr. Kendrick, angewiesen wurde. In einer Blockhütte traf ich da eine junge Frau mit vier Kindern. Sie mögen hier bleiben, sprach sie, und ich war denn recht herzlich froh. Ueber eine Weile kam der Mann und auch er hatte Nichts einzuwenden. Der Tisch zum Abendbrod war reichlich besetzt mit Schweinefleisch, Eiern und Kaffee. Es standen zwei Betten im Zimmer, das Küche, Speise- und Schlafzimmer zugleich war — und auch die Betten waren sauber und rein. Als ich frug wo ich schlafen soll, sagte die Frau: Sie mögen irgend eines von den beiden Betten wählen. Das nenne ich doch Herzengüte und naturwüchsige Einfalt. Die Kinder wurden in ein Schubbett gebettet. Ich habe sehr gut geschlafen und stand mit der Sonne auf, um den Zug nicht zu verpassen. Ich gab den guten Leuten einen Dollar, womit sie sehr zufrieden waren; obgleich sie mich unentgeltlich beherbergen wollten.

In Lawrenceburg und Aurora machte ich meine Geschäfte in Einem Tage ab und als Lohn für die Prosa des Tages hätte ich mir die Poesie eines Maskenballes zu Lawrenceburg einholen können, wäre ich nicht zu müde und zu erschöpft vom Husten gewesen. Es sollen sieben Mas-

ken auf dem Ball gewesen sein: nun, da hätte ich wohl, auch ohne Husten, nicht gerne die Achse sein mögen.

In Aurora wurde vor Kurzem der Bau eines neuen Freischul-Gebäudes vollendet, wo Herr Krenig als deutscher Lehrer fungirt.

In Begleitung des Herrn von Elbers, aus Texas hierher verschlagen, ging ich zum Depot und fuhr in anmuthiger Gesend nach Indianapolis. Soldaten und Nichts als Soldaten — ich habe der Blauröde auf dieser Tour wenigstens wieder viertausend gesehen. Die Geschäfte in Indianapolis sind sehr blühend und wenn der Krieg noch zehn Jahre fort-dauert, wird noch so mancher „radicale Humanist“ zum reichen Manne werden. Beide hiesige deutsche Zeitungen sind gegen Lincoln's Administration: Der Einen geht er zu schnell, der Andern zu langsam. Da lobe ich mir den „Volksfreund“ von Cincinnati, der den kühnen Sprung von Vallandigham, dem Kriecher, auf Fremont, den Schnellläufer, gemacht hat; doch sein *saltus* war, wenn auch ein ehelicher, doch ein sehr gefährlicher; denn seine demokratischen Jünger und Leser kündigten zu Hunderten das „paper“, mit dem heillosen Fremont an der Spitze. So zog denn der Löwe den Schwanz ein, damit ihn die Esel nicht zertreten, und — unterwirft sich dem höheren Gesetz der Nothwendigkeit, wie es in der demokratischen Partei sich geltend machen wird. — O, Ihr beklagennwerthen Diener der Parteien! Jenseits, im alten Vaterlande, klagt Ihr über die Censur, hier legt Ihr euch den Maulkorb selbst aus Hunger an! Humbug und Verkommenheit, wo man hinblickt; ihre ergiebigsten Quellen sind unvernünftige Gesetze, die gegeben werden, um nicht gehalten oder umgangen zu werden, und die somit das Volk systematisch demoralisiren.

Großes Sacred Concert.

Dritte und letzte Vorstellung des Professor Marx. Nachmittags um 3½ Uhr. Abends auf vielseitiges Verlangen wiederholt:

Mutter segnen oder die neue Fançon.

So stand es gedruckt in großen Lettern. Sacred Concert soll auf Deutsch Kirchenmusik heißen und da man auch Walzer und Gallopaden, mit Trommel und Pfeifen geheiligt, füglich für Kirchenmusik und das in Salons verbotene Biertrinken als Cuntas ausgeben kann, so wird denn dadurch das Sonntagsgesetz auch nicht im Geringsten verletzt. Und wenn der katholische Priester seine hl. Komödie Sonntags im Tempel des Herrn spielt, warum sollten nicht auch, unter der Regide des Sacred Concert, Thalia's Priester und Priesterinnen dasselbe thun? So lehrt es Consequenz; und wir sind doch gewiß das consequenteste Volk auf Erden.

Die Vorstellung hat in der Halle der verblüthenen Turngemeinde Statt gefunden. Das Lokal wurde durch den gegenwärtigen Eigenthümer, Herrn J. E. Lind, in Capitol Park umgelaufen und verpricht dem Publikum die Sommer-Monate hindurch eine recht angenehme Abend-Resourcè nach des Tages Hitze. Das Orchester war unter der Mittelmäßigkeit. Die Tochter der Marquise, Frau E. Fançon, Fräulein K. und Andre spielten recht brav. Das Stück an und für sich ist eine Parodie auf den deutschen Bauernstand und eine Caricatur auf den deutschen Adel und sollte mit seiner heiligen Feindschaft, als mittelalterliches Kokoski, in einer Republik zur Ehre der Deutschen verpönt werden. Ueber das Rauchen während deutscher Theater-Vorstellungen will ich kein Wort mehr verlieren; denn das Volk macht sich ja selbst seine Gesetze und — ländlich sittlich. Es genügt denn an die Wand anzuschlagen: „Hör wird nicht geraucht.“ So wie man auch über Thüren, wo Alles frei aus und ingeht, lesen kann: „Verbotener Eingang.“

Nach dem ersten Akt ging ich in Gesellschaft der Herren John Müller und Deschler nach der Union Halle, wo *more com-*

auslo an Sonntag-Abenden Kirchenmusik geboten wird, mit allerlei Schwänken und Possen. Die Musik war da (Hrn. Hahn's Bande), in der That sehr genießbar, und zwe kleine Piecen, unter Direction des Herrn Reiz: „Der Sohn auf Reisen“ und „Einer muß heirathen,“ konnten nicht besser gegeben werden. Zum heiligen Cultus gehörte auch hier das Trinken; doch nicht das Essen von Käse u. Schinken. Solch' profane Dinge hat Der, so darnach Verlangen trägt, in den untern Regionen des Speisezimmes oder der Schenk zu holen. Und so sind denn auch hier, neben der allgemeinen Trinkschmäh, Sitten und Gebräuche verschieden und wer sich nicht dazwischen fügen will, der ist ein Rebell. Hätte sich der Norden noch etwas mehr und länger in die südlichen Sitten zu fügen gewußt, so hätte der Süden nicht rebellirt und die Pflanzler wären nicht für immer ruiniert. Also rebellirt nicht, füget Euch in die Gebote Gottes und in die Gesetze der Menschen, wenn Ihr wollt, daß es Euch gut gehe und Ihr lange leben möget auf Erden! Schreibt auch Nichts von Geheimnissen, die Andere zufällig auf sich beziehen könnten; denn gefährlich ist's, den Teufel zu wecken, wenn im Mehl die Würmer stecken. Auch ich ließ mir bei meinem letzten Besuche zu Indianapolis von dem fatalen Gärtner Schnell Geheimniß erzählen, die ich als solche bewahrte und dennoch mußte ich, *horribile dictu*, Einen meiner ältesten Abonnenten verlieren; bloß weil ich durch Hinweisen auf solche (weiß nicht, ob ich) zu verdächtigen schien. — Wehe dem Prediger, wenn Einer aus der Gemeinde sich betroffen fühlt! So lernt man seine Pappenheimer kennen und die Freundschaft verwandelt sich in Feindschaft.

Das Erfreulichste, was ich hier in diefer mit Soldaten überflutheten Stadt zu berichten habe ist das Fortbestehen und Gedeihen der freien deutschen Schule, an welcher gegenwärtig drei tüchtige Lehrer angestellt sind. Und das soll kein Geheimniß sein. Es soll es Jeder wissen,

damit auch das gute Beispiel erfreulicher Nachahmung finden möge! *Sela.*

„Ach, der Schulmeister, der Schulmeister ist so oft auf Reisen,“ und wie sehr er, trotz der vielen Freischulen des Landes, vermisst wird, davon kann man sich überzeugen, wenn man das Leben und Treiben in Schenken beobachtet und auf Reisen viel mit Men'schen in Berührung kommt. Wahrlich, man sollte nicht denken, daß es so vielen gemeinen Schund, so viel Rohheit in einem freien Staate geben könne, wo es der Freischulen so viele giebt und wo die Kirchen wie Pilze aus dem Boden wachsen! Ich hegte die Hoffnung, daß der Krieg einen besseren Geist in's Volk bringen werde, das bis jetzt nur Ein Ziel vor Augen hat: „Geld machen um jeden Preis“; doch ich habe mich beinahe getäuscht. Selbst der Krieg ist ja zur ergiebigen Quelle des Geldmachens geworden und statt des Krämers ist nun förmlich der Räuber losgelassen. Und dennoch verzage ich noch immer nicht für die Zukunft dieses co'ssialen und seltsamen Landes, dessen Ressourcen unerschöpflich sind für das Gute sowohl wie für das Schlechte.

Als charakteristische Episode mag hier eine Wirthshaus-Szene einen Platz finden, welche zwischen einem deutschen Capitän, dem der linke Arm amputirt war, und einem jungen norddeutschen Kaufmannsdienner, stattfand. Es war ein „Ehrenkampf“ wer den stärksten Händedruck aushalten könne. Mit verbissnem Grimme drückten sie sich die Hände und Keiner konnte den Andern bieten. Da ließ der Capitän erbot die Hand seines Gegners fahren und — versetzte ihm eine ziemlich derbe Maulschelle. Entrüstet über diesen unehrenhaften Act, sprang der Jüngling wie ein wüthender Hahn auf ihn zu und rief in Anwesenheit vieler Anderer: „Sie sind ein gemeiner Keul; Sie sind ein Schweinhund; wären Sie kein Krüppel, würde ich anders mit Ihnen verfahren!“ Der Capitän steckte die infamirenden Benennungen ruhig hinter die Epauletten und wollte den

Hauftkampf erneuern, den der Kaufmann jedoch bloß draußen im Hofe eingehten wollte. Aus dem für Männer zu kindischem Eifer ist denn ein für gebildete Männer zu schwächlicher Ernst entstanden. Und ich dachte da wieder: „Ja, Heine hat Recht: wir sind alle gleiche Flegel; gleichviel, ob wir im Brad oder in Uncle Sam's Uniform stecken.“ Ach, der Schulmeister, der Schulmeister! Reist Eure Kirchen nieder- und lehrt die Jugend Ehre und Moral! Dann wird es etwa besser werden.

April 1864.

Am 6. April nach Madison gefahren. Die Schienen sind so schlecht, daß sich durch die unsanften Rippenköpfe mein hartnäckiger Husten gelöst hat. Ich bin im *Madison House* abgestiegen, das ein Deutscher eignet. Das Haus ist geräumig und wird gut geführt und der deutsche Wirth ist Yankee genug, um \$2.50 per Tag zu nehmen. Ein Preis, der mit einer in gewöhnlicher Hinsicht herabgezogenen Stadt von etwa 12,000 Einwohnern, in sehr ungleichem Verhältniß steht; doch es ist eben das einzige Haus erster Klasse, und so schneidet man denn aus den wenigen Gassen so viel man sparen kann.

In Madison verlor ich Einen meiner alten Freunde, Herrn Glaz, der als Major in einer Schlacht gefallen ist. Er war ein freier, er war ein braver Mann. Ehre seinem Andenken!

Um nach St. Louis zu reisen, hatte ich 24 Meilen nach North Vernon zurückzufahren, wo die Bahn mit der hiesigen Ohio und Mississippi Bahn verknüpft. In Vernon machte mich mein nächster Nachbar im Waggon auf Morgans's Razzia (*raid*) aufmerksam, deren Absicht, wie er meint, keine andere war, als — Pferde stehlen. Ja, das sind eben auch die christlich-moralischen Lichtseiten des Krieges: man stiehlt was man brauchen kann, und zer-

hört, was Einem Schaden könnte, man thut überhaupt Alles kraft des Völkerrechtes unserer Civilisation, was dem Feinde schadet. Und wird diese Kriegsmarine nicht durch Gott selbst gerechtfertigt, der seinen Lieblingen, den Juden, so oft befohlen hat, daß sie stehlen, plündern und morden sollen? Derielbe Gott, der auf die Mosestafel schrieb: „Du sollst nicht thöden,“ und nachdem er Mensch geworden war als wandernder Jude gelehrt hat: „Liebet eure Feinde; that wohl denen, die euch hassen!“ Wenn nun der liebe Gott der Juden und der Christen ein solches Chamäleon von Widersprüchen ist, was soll, was kann man da von seinen Ebenbildern erwarten?!

Ich kam nach St. Louis, da eben die radikale Partei einen eclatanten Sieg über die „*traitors in heart*“ errungen hat. Verräther im Herzen sind alle Jene, so die Republik zu opfern bereit sind, wenn sie nur die Sklaverei retten können. Es wäre ungerrecht zu sagen, daß Alle unsere modernen Demokraten, auch *Copperheads* genannt, Verräther sind, denen die Sklaverei höher steht als die Republik; viele hängen bloß am Parteinamen, verdammen den Krieg, hoffen noch immer auf eine Union wie sie war und werden mehr durch den Geruch geleitet, als durch Vernunft und Humanität. „Der Neger stinkt eben gar zu sehr,“ sagen sie — von denen freilich so Manche auch selbst stinken. Man sieht eben den Splitter im fremden Auge, aber nicht den Balken im eigenen Auge.

Ich hatte dieses Mal in St. Louis Nichts zu thun, als einige Freunde zu besuchen, mich in Leinberger's Restauration auf gute deutsche Weise satt zu essen, bei Louis Wolf das *non plus ultra* des *Virginia seedlings* zu trinken und eine Freikarte für die Fahrt auf dem *Mississippi* nach St. Paul zu besorgen:

So ging es denn nach kurzem Aufenthalt, von dem Er-Socialisten Peteler an Bord des eleganten Bootes „*Davenport*“ begleitet, fort nach Hannibal, im Staate

Missouri. Eine sehr anmutig gelegene und rührige Stadt, wo einige recht intelligente Deutsche wohnen. Mein Plan war, von hier *per* Eisenbahn nach St. Joseph und Leavenworth zu reisen; doch das Wetter war so schauerhaft, die Bahn in so schlechtem Zustande, die sonstigen Zustände in Missouri und Kansas noch immer so precär, daß ich diese Tour abermals zu verschieben für gut fand. Also nach Quincy! Wen treffe ich da im *Quincy House*? Dr. Müller, den famosen Augenoperateur nebst Frau und — einen Ungarn in seiner Gesellschaft. „Eine Flasche Champagner!“ war der erste Ruf der Freude des Doktors mit dem „verbrühten Gesichte.“ Man macht Geld, viel Geld und werden auch nicht alle Blinden sehend gemacht, so bürgt doch der Ruf für glänzende Geschäfte. Mein Landsmann aber rühmte sich ein's brillanten Abenteurers zu Davenport mit dem schönen Weibe eines Andern, aus Ravel's Truppe, dessen Folge eine Ueberfluthung in *flagranti*, eine Wanderung nach dem Gefängnis und ein Uebereinkommen von zweihundert Dollars war. Der Unitarier-Prediger, Herr Thomas von Chicago, wird sich gewiß seines jüngsten Abenteurers nicht öffentlich rühmen, in Folge dessen er durchbrennen mußte, um der Rache des belaidigten Gatten zu entgehen. Mit Ehrwürdigen Herren hat es eben in ähnlichen Fällen eine andere Bewandniß wie mit profanen Laien — und die Weiber? nun, die sind alle profan und am meisten profanirt, ja profanirt sich jenes Weib, das sich verführten läßt und den Verführer (besser gesagt, den Verführten), selbst öffentlich anklagt. Das kann sich bloß Dummheit oder Schlechtigkeit zu Schulden kommen lassen. Jede, schreit Doid, freut sich, gebeten zu sein; doch heilig sei ihr Recht, füge ich hinzu, zu geben oder zu verweigern. Nur Brutalität allein ist es, so den Mann entehrt.

Des Nachts folgte ich in Schnellschritten dem Porter, der mein Gepäck trug, hinab zur Landung, wo wir stellenweise durch tiefen Roth zu waten hatten. Das

Boot landete soeben als wir das Ziel erreicht; doch, siehe da, es ging den Fluß hinunter und nicht hinauf. Dergleichen Fatalitäten gehören mit zu den Unannehmlichkeiten und Beschwerden einer Reise in America, wo man, neben der Monotonie im Allgemeinen, des Angenehmen und der Annehmlichkeiten nur wenige findet, die für das Rohre, das Lästige, das Triviale entschädigen. Ich streckte mich denn in einem Gasthaus nahe der Landung in voller Rüstung auf das Bett hin, um für das nächste Boot, das da kommen sollte, in Bereitschaft zu sein. Kaum hatte ich eine Stunde lang geschlummert, als die Höllenpfeife (*whistle*) einer Dampffönigin mich aufschreckte — und Das war keine Täuschung. Ich legte mich denn zum dritten Mal in's Bett, oder vielmehr auf das Bett, erwachte des Morgens vor Warsaw, und stieg, durch ein herrliches Frühstück restaurirt, zu Keokuk an's Land. Auf Einem von den Eiern, das uns der Kukul in's Freiheitsnest gelegt hat, um es anzubrühen, sitzen zu Keokuk noch immer an 500 Invaliden. In der That, ein kläglicher Anblick, traurige Zustände!

Auf der Fahrt von Keokuk nach Fort Madison traf ich mit einem jener meiner „*Berehner*“ zusammen, die mir sagen, ich sei der größte Philosoph; woraus ich natürlich zu schließen habe, daß sie selbst auch große Philosophen sind. Doch dieser große Philosoph, der die Fadel fast auswendig gelernt hat, ist trotz alledem nichts weniger als Naturforscher oder Cosmopolit; denn er behauptet, auf demokratische Gründe gestützt, der Neger sei kein Mensch, der mit Weißen gleiche Rechte haben könne, weil — er stinke. Ach, stinke — dachte ich, und wünschte mir ein Gläschen *Eau de Cologne*; denn es stank eben in meiner Nähe im Waggon ganz abscheulich nach Schweiß eines Weissen. Solche große Philosophen gleichen Kindern, die eben zum Selbstbewußtsein des Ich gekommen innerhalb der beschränkten Grenze des Individuums sich bewegen und nicht fähig sind, die Natur *in concreto* wahr zu

flexion zu betrachten und mit dem großen Universal-Wir zu verschmelzen.

Via Burlington und Muscatine auf den Bogen des Vaters der Ströme nach Davenport hinaufgefahren. Mein Aufenthalt in diesen Städten war diesmal so kurz, daß ich Nichts darüber zu bemerken habe, als daß ich sehr bedauerte, nicht einen Tag später nach Davenport gekommen zu sein, um im Theater einer Vorstellung beizuwohnen. Außer einigen sehr guten Dilettanten sind eben Hr. Schauspieler Pfeiffer, Frau und Fräulein Pfeiffer hier engagirt, alle Geweihte der Kunst und Thalia's, sowie des Publikums, Lieb-linge.

Die Sehnsucht, nach acht Wochen meine Familie wieder zu sehen, absorbirt alles sonstige Interesse und so ziehe ich denn, ohne sonstiges Streifen im Gebiete meiner Reise, ruhig über Dubuque, der Katholischen, und Guttenberg, der gemüthlichen Deutschen, nach St. Paul hinauf. Und es fehlte wieder kein Haupt; doch das Fest der Fadel war noch nicht fertig; denn Herr Hofer, der sie segt, war krank. Ich griff denn einstweilen zu Schaufel, Rechen und Spaten und bestellte den Garten, in dem dieses Jahr bei den hohen Marktpreisen, das Angenehme wieder dem Nützlichen untergeordnet werden muß. so daß die Blumen es sich gefallen lassen müssen, in der plebejischen Gesellschaft von Kohl und Bohnen und sonstigen Vegetabilien zu blühen.

Im Garten ist es so ruhig, so still und nur noch wenige Sängler der Luft verkünden uns den Frühling. Aber im großen Garten der Union, da schreitet noch der Würgengel des Krieges einher, und der Krieg, dessen Dauer, ich, bei Ausbruch desselben, auf fünf bis sieben Jahre festgesetzt habe, ist nach drei Jahren noch lange nicht vorüber. Man setze keine zu sanguinischen Hoffnungen in den Generalissimus Grant und läusche sich nicht über den Süden, der einer kräftigeren Hand als der eines Lincoln bedarf, um ihn *de facto* zu besiegen. Halbe Maßregeln reichen nicht aus und wer Das noch immer nicht einseht, den halte ich für incurabel.

Der Doctor und die Fadel.

East - Signal, Mich.
März 2. 1864.

Herrn Samuel Ludwig!

Ich sende Ihnen hierbei die gestern erhaltene Januar Nummer des 16. Jahrgangs der „Fadel“ mit dem Bemerkten zurück, daß ich den in derselben enthaltenen Gemeinheiten keinen Geschmack abgewinnen kann und ersuche Sie deshalb, mich mit dem ferneren Zusenden derselben zu verschonen.

Bernhard Preise,
Dr. med.

Erwiderung.

In der That so, Herr Doctor *medicus*? Also Gemeinheiten enthalte, nach Ihre mäßbeisigen Begriffe, die „Fadel“? Hätte sehr gewünscht, mich in Ihrem Schreiben mit einem Auszug irgend einer Gemeinheit zu erfreuen. Ich habe Nichts mehr als Gemeinheiten und protestire dagegen im wahren Sinne dieses Wortes, daß die „Fadel“ Gemeinheiten enthalte. Sie scheinen den Unterschied zwischen Gemeinheit und feiner Zoologie nicht zu kennen; sollten aber wissen, wenn Sie Anspruch machen auf wissenschaftliche Bildung, daß es Männer gab und noch giebt, die geistig und moralisch eben so hoch, ja noch höher stehen als Sie, Männer von anerkannter Classicität, die sich in ihren Schriften weder der Zoologie noch der Fivolität schämen, wohl wissend, daß dem Keuschen Alles leusch. Nur der Prüde affectirt Keuschheit, ohne sie zu besitzen. Ist die „Fadel“ wegen seiner zoologischen Anspielungen im Wort gemein, so müssen Sie als *Accoucheur* u. *Veneris assistens*, in der That, das gemeinste Subject auf Erden sein.

Haben Sie je eine Universität besucht? Haben Sie je ein anatomisches Cabinet gesehen? Haben Sie sich je in höheren Circeln Europa's bewegt?

Verstehen Sie Lateln? Haben Sie in dieser Sprache Petronius und Dol-

bius gelesen? Haben Sie je von Martial's Satiren gehört? Kennen Sie Luther's Sprache, dem wir die Reformation verdanken? Haben Sie Julius Weber, Wieland und Byron gelesen und die Bibel? Wissen Sie nicht, daß Schiller, Büchner und Stolberg bei guter Laune sich in der Zoologie ergötzen? — Und so denn adieu, meine züchtige Base in der männlichen Gestalt eines *Doctoris medicinae*, adieu! *Odi profanum.*

Schließlich empfehle ich Ihrem Zustimm die Werke von Chevalier Faubias und Habermandel's Gebetbuch.

Samuel Ludwig,
Dr. jur.

Für die Fadel

Wunder in der Insektenwelt.

Auf Spaziergängen bearbeitet.

Da

Carl Funke,

ord. Mitglied des entomol. Vereins zu Erieta.
Lehrer in Louisville, Ky.

Seit längerer Zeit machten wir Reisen, Reisen durch das Weltall. Natürlich; denn es handelt sich um die unermeßlich großen Weltkörper. Nun wollen wir uns auf bloße Spaziergänge beschränken; denn wir möchten auch gerne Etwas von den kleinsten Geschöpfen mittheilen.

An den Werktagen arbeiten wir, wie recht und billig. Dann kommt aber auch ein Ruhetag, der Sonntag, wie es nothwendig ist. Du, mein Freund, gehst nun, wenn Du den Wochenstaub abgewaschen und den Hut gebürstet hast, in die Kirche,

Sollten unter den geehrten Lesern Käfersammler sein, so ersuche ich sie dringend und ergebenst um eine Zuschrift, um, wenn gefällig, einen Taufwörterlein einleiten zu können.

Carl Funke,
Lehrer in Louisville, Ky.

um dort einen Mann zu sehen, der sich in eine ganz fremde Haut gekleidet hat, die vielleicht, wenn Du ein Katholik und in der katholischen Kirche bist, ein sehr dunkles und schillerndes Ansehen hat, so daß der Mann ganz anders aussieht, als an Werktagen auf der Straße. Ich weiß aber wohl, Du gehst weniger des Sehens wegen hin, als um des Hörens willen. Denn was er spricht, ist Dir sehr erbaulich und tröstlich und meist unbegreiflich. Wenn er Dir es nicht klar beweist, als wäre er dabei gewesen, daß Gott die Welt aus „Nichts“ schuf, und zwar in sechs Tagen, so preist er vielleicht die Tugenden der alten Patriarchen, z. B. des Noah, des Jakob u. s. w., oder die Tugenden und die Gottesfurcht der Könige, z. B. eines David oder Salomo. Vielleicht will er Deinen Glauben befestigen und spricht über die Wunder, als hätte er sie selbst gesehen, wie z. B. daß Elias auf einem feurigen Wagen direkt in den Himmel hinaufkutschte, oder daß sein zweiter Gott durch eine Wolke dahin gebracht wurde; oder daß selbiger Herr Jesus mit einem Wort Tote lebendig machte und mit Speichel Blinde sehend! (Verstünden doch dies unsere Doctoren der Medicin und Philosophie! Schade, daß die Recepte verloren gegangen sind). Schließlich aber sagt er, heut zu Tage giebt es keine Wunder mehr. Laß Dich nur nicht durch das Geschrei der Spiritualisten u. in Deinem Glauben irre machen, die jeden Verstorbenen herbeizitiern und zum Sprechen zwingen können. Sie geben nur vor, solche Wunder wirken zu können, während die in alten Zeiten geschahen und in der Bibel, die doch ganz gewiß wahr spricht, erzählt werden. Und dann gehst Du, ganz zufrieden mit dem Ungehörsamen, das Du gehört, nach Hause und — vergißest es.

Wenn es das Weiter und die Gebrechlichkeit meiner kiteren Tage erlauben, so gehe ich auch jeden Sonn- und Feiertag in den Tempel. In den Tempel, der da beginnt, wo das Geräusch der Stadt und des menschlichen Treibens endiget, in

die freie Natur, in den einsamen Wald, an das wogende Wasser, an den bröckelnden Fels. Da giebt es aber Wunder nichts als Wunder; so viele Wunder, daß Du nicht Zeit hast Dein Erstaunen auszusprechen.

Komm, mein Freund, ich bitte Dich, begleite mich einmal; wir wollen unsere Aufmerksamkeit den kleinen, oft sehr unscheinbaren Thieren zuwenden, wir wollen einige Wunder der Insektenwelt kennen lernen.

Erster Spaziergang.

Es ist doch ein herrlicher Frühlingsmorgen; freut es Dich nicht, daß Du mit mir gegangen bist?

Ja, gewiß; es ist Alles so schön frisch und grün um uns her. * Ich möchte nur, daß wir bald von diesem sandigen Wege abklämen.

Nun, sei zufrieden, bald geben wir durch ein Feld in den Wald. Sieh', sieh'!

Ja, sie ist schon fort und fliegt gerade vor uns her, und hat es schon eine ziemliche Strecke so gemacht.

Wer — sie? —

Nun, die große grüne Fliege, die eben wieder vor uns aufsteigt.

Wir wollen sie gleich haben — da, — da ist sie in meinem Schöpfer.*) Hast Du aber schon eine solche Fliege gesehen?

Nein; ich sehe auch jetzt, daß es keine Fliege ist.

Nun, so höre, daß dies ein sehr arger Raubläfer ist (*cicindola*), der Sandläufer. Was ihm von Insekten und kleinen Würmern in den Weg kommt, das mordet er. Und kommt ihm Nichts in den Weg, so fängt er in seinem schnellen, geradauschießenden Fluge sich so viel er bedarf.

Ich sehe nun auch, daß es ein sehr schöner Käfer ist.

* Ein Instrument, um Käfer zu fangen.

Gewiß, es giebt viele Arten, aber alle haben sie grüne oder goldene, oder bronzene, oder blaue Farben.

Wie kommt es denn aber, daß er sich nicht von diesem Sandwege wegmacht?

Dies scheint sein Hauptelement zu sein, obschon wir ihn auch im Walde, namentlich den schönen grünen mit den weißen Lupfen, in alten umgefallenen Bäumen finden werden.

Und was kann er wohl dort machen?

Er wühlt sich in den Holzgängen größerer Insekten fort, um die kleineren, die sich unter der Rinde aufhalten, zu erlangen. Doch ist er auf Wegen und Plätzen, wo wenig oder gar kein Pflanzenwuchs ist, am liebsten. Und Das zeigt Anhänglichkeit in den Ort, wo seine Wiege war.

Wie so?

Nun komme hierher, wo sonst Niemand geht. Siehe dieses kleine Loch. Daß wohl auf, da kommt eine kleine Ameise, Sieh', sieh'; sei still. Jetzt — patzsch — da ist sie drinnen. Nun das Messer her. Hier siehst Du diese weiße Larve, sie ist der spätere Käfer. Sie steckt nie etwas weiter aus ihrem Loch, als halbwegs den Kopf mit den scharfen Fangzangen, um alle unschuldigen Insektenspaziergänger zu morden. Und dadurch werden Larve und Käfer unsere, der Gärtner und der Bauern Wohlthäter. Und siehst Du dies diesem kleinen, unscheinbaren Wurme an?

Nein gewiß nicht; ich hätte es kaum geglaubt, wenn ich es nicht gesehen hätte.

Doch nun laß uns nach dem Walde gehen.

Nun, der nächste Feldweg bringt uns am schnellsten hin; ich war ja oft genug hier. — Aber sehen Sie einmal dies Roggenfeld an; die Frucht sieht nicht gut aus und doch ist der Boden gut. Ich möchte wissen, wie das zugeht.

Leider sehe ich es und kann Dir auch die Ursache sagen. Es ist auch ein Käfer und im Herbst dessen Larve. Wir treten zwar einige Halmen nieder, aber ich werde einige fangen. — Da ist einer. — Dieser schwarzbraune, noch keinen Joll

lange Käfer (*sabrus*) Wurzelläufel, geht von den Getreidehalmen. Am Tage sieht man ihn nicht so häufig, denn da vertrieht er sich unter Erklumpen und Steinen. Nachts aber kommt er hervor und ist in seinen Verwüsthungen um so eifriger. Dennoch thut er weniger Schaden als seine Larve. Diese tödtet die Pflanze schon im Herbst, indem sie der Winterfaat die Wurzeln abmagt. Die Bauern aber verschimpfren den Maulwurf deshalb.

Da geht es dem Maulwurf wie den Schullehrern. Wenn die Kinder roh, lägerisch u. dgl. sind, so sind sie es nicht habeim oder bei der Straßenlämmelei geworden, sondern in der Schule, und — der Lehrer ist — der Maulwurf.

Laß gut sein. Vor 400 Jahren war es schlechter, und in 300 Jahren wird es besser sein. — Doch wieder zu unserm *Zabrus*. Er hat einen mächtigen Feind an dem Goldkäfer oder der Goldhüne (*cacabas*). Die Natur hat ihre eigene Polizei, aber eine recht gute. — Doch diesen Goldkäfer sollst Du auf einem andern Ganze in meinen Tempel der Wunder selbst beobachten. Nun aber laß uns in diesen Hochwald schreiten. Ehe wir aber den Berg hinaufgehen hilf mir hier unter den nicht zu großen Steinen einen Käfer suchen. Er ist nicht ganz einen halben Zoll lang, die Flügeldecken sind stahlblau und Kopf und Brust roth. Laß sie nicht fort, wenn Du ihrer kndest.

Oh!

Was ist denn los?

Ach, diese kleine Bestie! Wie ich ihn angriff, — ja, wie soll ich sagen, — gab er eine Art kurzen Pfiff, oder Knall, oder so etwas mit einem blauen Dampf aus seinem Hintern von sich und mir brennt die Haut davon.

Oa, ha, ha! Das ist der kleine Bombardeierkäfer, den ich suche, und der sich gegen Dich nur wehren wollte. Er ist zwar selbst ein Raubthier, wird aber doch von größeren Raubern verfolgt.

Weiß er sich nicht mehr zu helfen, dann spritzt er seinem Verfolger eine Ladung in's Gesicht, und ist bei seinen schnellen Füßen in irgend eine Ritze oder unter einen Stein entwichen, ehe sich dieser von seinem Schreden erholt.

Das ist doch wunderbar!

Laß uns hier unter dieser Erde niederlegen und ein wenig ruhen.

Ja; doch sehen Sie hier diese schönen goldgrünen Käfer, die an dem Baum auf und ab laufen. Was sind das für welche?

Nun, Freund, sieh einmal über Dich.

Herr meines Lebens! Was für eine Menge Raupen!

Nun höre! Die Natur hat für jedes Gift ein Gegengift. Gegen diese Raupen, die den Baum tödten würden, ist es dieser Käfer, Raupenjäger (*scyophanta*). Er jagt, namentlich Morgens und Abends, unermüdet nach Raupen und tödtet ohne Erbarmen, was er erwischt. Eine andere Art dieses Scyophanten wird uns noch wohlthätiger. Du hast sicherlich schon Roggenfelder gesehen in denen der Kornwurm wüthete. Dieser Kornwurm ist nichts anderes, als eine Raupe, die einen fünfigen Schmetterling enthält. Ist sie in großer Menge da, so ist auch gewiß jener Scyophant, der aber nicht grün aussieht, wie dieser hier, sondern violett-schwarz, mit Goldgrübchen besetzte Flügeldecken hat, in Menge da und sucht geschäftig am Boden und an den Halmen unsern Feind auf. Und die Hauptsache ist, daß er damit auch zugleich die Brut tödtet. Unsere Bauern meinen, wenn sie das Getreide mähen, so sei der Feind vernichtet. Mit nichts, der Scyophant fällt den Feind.

Ei, da sollte man das Thierchen —

Nun es begt sich schon von selbst; aber man sieht, wie wenig diese Leute Beobachtungsruhe haben, wenn sie diese und andere nützliche Thiere mit dem Fuße zertreten. Gerade so, wie man sie Kröten, Frösche und Schlangen verfolgen und

unerbittlich tödten, die doch ihren Früchten so außerordentlich nützen.

Aber da bin ich doch anderer Meinung. Diese giftigen, kalten, giftigen Schlangen muß man doch tödten. Es steht ja in der Bibel geschrieben. — und sie soll dich in die Ferse stechen!

Ach, mein lieber Freund, Dein lieber Herrgott redet dort wie ein unverständiges Kind, das nicht weiß, was es die Stunde vorher gesagt hat.

Ja, wie so?

Dein Glaube ist es doch noch, daß Dein Herr Gott jedes Thier schuf; also hat er auch die Schlangen geschaffen. Nun hat er ihr abrr Zähne wachsen lassen, wenn gleich nicht zum Raufen, und nicht einen Schwanz. Und da spricht er, sie soll stechen!

Nun, beißen oder stechen — sie sind doch giftig!

Du hast Recht, es sind einige giftig, und wenn Ihr nicht so träge wäret, so lernet Ihr sie kennen und tödtet sie tödten, um die unschuldigen, mein, die uns nützlichen laufen zu lassen.

So ist es auch mit diesen Käfern und andern. Wovon Euch Falbblinden der Nutzen nicht eben in die Augen springt, das ist schädlich oder gefährlich und muß getödtet werden. Es giebt noch viele Arten der Landkäfer, die alle ohne Ausnahme der Forst- und Landwirthschaft großen Nutzen bringen. Ihr bemerkt freilich wenig davon, da sie meist nur des Nachts auf ihren Raub, Insekten und ihre Brut, ausgehen, während sie am Tage unter Stod oder Stein, Laub oder Moos, unter Erklumpen oder Baumwurzeln sich verborgen. Doch laß uns weiter. Wenn wir an diesem Bache fortgehen, kommen wir an einige große Ameisenhaufen, wo ich gern etwas suchen möchte.

In Ameisenhaufen? Was soll da sein, als Ameisen?

Nun nur, welcher, Dein eigenem Nutzen sollen Dir Räthsel aufgeben.

Aber sehen Sie hier diese Silbertröpfchen im Wasser? Und so wahr ich lebe, sie verschwinden und kommen wieder!

Ich will Dir einige herausholen, und Du siehst nun, daß es kein Silber, wie es schien, sondern ein kleiner Wasserläufer, *Taumelläufer* (*gyrinus*) ist, der äußerst behende auf dem Wasser umherschießt, und untertaucht. Und dabei sucht er sich winzig kleine Wasserthierchen zu ihrer Nahrung. Von den vielen Wasserläufern giebt es aber einen, der sich in größeren Teichen aufhält (*dytiscus*), welcher der Fischbrut ungeheuren Schaden thut. Er ist $1\frac{1}{2}$ Zoll lang und über einen Zoll breit. Der kann schon was vertilgen. Da sind wir schon am Ziele. — Ameisenhaufen Nr. 1.

Ich will hier stehen bleiben und so lange warten.

Aber warum? Komm' doch her und siehe!

Nein, nein, sie kneipen und beißen!

Dann binde Dir die Rockärmel zu und antze die Beinkleider. Man gewöhnt sich in fünf Minuten daran; nur sind sie unangenehme Gäste, wenn man sie mit nach Hause und in's Bett bringt. Dort sind sie unleidliche Bettgenossen.

Sie wühlen so mit den bloßen Händen darin? Aber da, da ist ein Ameisenkönig!

Wieder ein neues Stück Volksunwissenheit! Tausend und tausendmal hast Du auf den Rosenbüschen einen schönen, etwa $\frac{1}{2}$ Zoll langen, ovalen, goldgrünen Käfer gesehen. Dieser, Dein Ameisenkönig, ist seine Larve, und findet sich meist in Ameisenhaufen. Ehe sie aber der schöne Käfer wird, verpuppt sie sich und macht dazu eine Kugel aus kleinen Holzstäbchen und Erde, welche sie zusammen leimt. — Siehe hier weiter diese kleinen, langen und schmalen Käferchen (*myrmedonien*), die beinahe selbst wie Ameisen aussehen. Da trägt einer eine Ameise fort.

Doch hier ist nichts weiter zu machen. Komm! Hier — Ameisennest Nr. 2. — Wenn ich diesen flachen Stein aufhebe,

so wirst Du ein Gewimmel kleiner, gelber Ameisen sehen. Paß' auf ihr Thun auf.

Hier tragen einige sehr kleine gelbe Thierchen fort.

Ja, das ist wahr, und auch graue Thierchen. Sie bekümmern sich gar nicht um ihre Puppen, nur um diese Thierchen. — Und nun komm' noch hierher. An dem untersten Stamm dieser Pappel Ameisennest Nr. 3.

Das sind doch nicht lauter Ameisen?

Nein, da sind sehr viele Käfer darunter. Von der einen Art, es ist ein Rüsselkäfer (*cossonus*), sind fast eben so viele, als Ameisen.

Aber was machen denn nun eigentlich alle diese Thierchen unter den Ameisen?

Ich habe diese Frage erwartet; doch laß' uns da auf den umgefallenen Baum niedersitzen. Meine Kniee schmerzen. — Du weißt doch, daß ein jeder Käfer nicht gleich als Herr Käfer oder Frau Käferin geboren wird. Du weißt, es ist erst ein Ei da, daraus wird eine Maden; sage aber lieber und besser eine Larve. Die Larve, welche gewöhnlich ein ungeheurer Fresser ist, stirbt scheinbar, indem sie sich auch ihren eigenen Sarg zimmert, d. h. sie verwandelt sich in eine Puppe. Erst aus dieser ersticht der Käfer.

Ich habe nun bereits über 250 Käfer, oder deren Puppen, oder deren Larven beobachtet, und die Ergebnisse sind bis jetzt folgende:

Einige Larven und Puppen verderben in der Feuchtigkeith und Kälte, wie z. B. Dein Ameisenkönig (*castonia*). In der Tiefe der Ameisenhaufen, durch die über einander befindlichen Gänge und Stockwerke vor aller Kälte und Nässe geschützt, finden sie einen zu ihrer Verwandlung geeigneten und zugleich warmen Aufenthalt. Da nun diese Larven und Puppen nichts Feindseliges gegen die Ameise unternehmen, so werden sie eben wie ein Meichmann geduldet.

Einige der Käfer aber, die sich an der

Außenseite und den Rändern der Ameisen-Colonien aufhalten, und die Räuber sind, erhaschen sie eine Ameise auf dem Wege, die in ihrer eifrigen Geschäftigkeit die Lebensgefahr nicht berechnet, und verschlucken sie. Du siehst es selbst.

Ganz recht! Wir sahen aber eine große Menge kleiner Käfer, die den Ameisen nichts thaten, und welche von den Ameisen nicht belästigt wurden. Ja, wir sahen solche, die von den Ameisen eher beschützt wurden. Wie ist das?

Wohl! Es leben viele Insekten in den Colonien der Ameisen mit diesen in Freundschaft. Meine und Anderer Beobachtungen lassen mit der größten Wahrscheinlichkeit annehmen, daß ein Theil von ihnen den Excrementen der Ameisen nachgeben. Andere mögen wohl bloß durch den Wohlgeruch (*aroma*) der Ameisen angezogen werden und mit einem gewissen Wohlbehagen unter ihnen verweilen.

Die kleinen gelben Thierchen aber, die Du durch die Ameisen wegtragen siehst, sind auch Käferchen, Keuleträger (*claviger*), so genannt, weil seine kleinen Fühler (das ganze Thier ist nur $\frac{1}{2}$ Linien lang), einer Keule ähnlich sind. Das, von einigen andern werde ich Dir später erzählen, das ist die Milchkuh der Ameisen. Sie streicheln ihn mit ihren Fühlern, das mag ihm wohlthun und nun schmilzt er aus seinem Körperchen einen Saft, den die Ameisen begierig ablecken. Doch sind sie nicht undankbar; denn sie füttern sie gar sorgsam und hegen und pflegen sie. Das Uebrige hast Du selbst gesehen.

Das ist wunderbar! Wer lehrte sie das, da sie doch keinen Verstand haben?

Ei ja, Du weiser Salomo! Nur Du hast Verstand in Deinem großen Körper! Siehst Du nie das Treiben der Vögel, der Ragen, mancher Vögel, bei der Auswahl des Plazes, wohin sie die Wiegens ihrer Kinder hinstellen wollten? Hast Du nie die Freude und Trauer des Pferdes beachtet? Hast Du nie das Thun der

Henne mit ihren Küchlein im Glück und Gefahr angesehen? Hast Du noch nicht den Fuchs auf seiner Jagd oder in seiner Noth gesehen? Geh, geh! Ueber Dich hinauf, als Gläubigen, gibt es Stufen des Verstandes bis zum Engel, sogar bis zum Teufel; unter Dich hinunter gehen aber keine! Et pfui! So stehst Du auf einer sehr niedern Stufe; denn viele Thiere übertreffen Dich mit ihrem Scharfsinn. Wie kann man so gedankenlos sein!

Et nun, das ist ihr Instinkt.

Ja Du kluger Mensch, da bist Du schnell fertig; sage nur, das ist ihr Instinkt.

Ich sah einmal einen Elephanten, der recht schöne Schanstücke gelernt hatte. Wir waren nur wenige Besucher und gaben bei unserm Weggehen dem Wärter ein besonderes Trinkgeld. Einem meiner Freunde fiel ein Geldstück herunter und rollte in die Kante zwischen Diele und Wand. Als es der Wärter aufnehmen wollte, daten wir ihn, er solle es den Elephanten thun lassen. In Verlegenheit gestand er, Das habe sein Pflegebefohlene nicht gelernt. Wir ließen dem Koloss eine Flasche Brantwein bringen und der Wärter mußte ihm das Zweigroschenstück zeigen und aufnehmen heißen. Der Künstler angelte und angelte, allein sein Köpfl blieb zu dick, als daß er hätte daran kommen können. Er gab es auf, und während wir uns darüber unterhielten, wiegte er sich auf seinem mächtigen Untergestelle. Plötzlich aber fing er an so heftig gegen die Wand zu blasen, daß das Stück Geld herüberfuhr, von wo er es mit Leichtigkeit aufnahm. Das ist Instinkt, nicht wahr? Nur Du und Deine zweibeinigen ungefederten Mitthiere, Ihr habt Verstand!

O ja! Dein Verstand aber ist kleiner als ihr Instinkt. Du lüest und trinkst Gift; die Kuh und das Schaaf aber nicht. Geh, geh, und denke nach über Deinen Verstand und den Instinkt.

Aber ich glaube, es ist Zeit, daß wir

uns auf den Rückweg begeben, die Sonne sinkt, die Wipfel der Fichten dort oben sind schon roth vom Abendsonnenschein.

Ja, ja, Freund, und werden roth bleiben die Nacht und morgen früh, und den ganzen Tag und den ganzen Monat. — Komm näher! Siehe diese Menge kleiner Löcher in der Rinde dieser Fichte. Wir wollen ein Stück ablösen. Nun siehe diese wunderlichen Gänge, von denen aber keiner den andern berührt. Verfolgen wir ein'n bis an's Ende. Nun, da haben wir's; da sitzt die Larve und will sich verpuppen.

Warum stirbt denn nun aber der Baum ab?

Stehst Du nicht, daß Rinde und Holz so zerlöchert sind, daß die Zellen des Holzes auslaufen, daß der Saft also nicht in die Höhe steigen kann, daß der Baum also von oben herunter abstirbt? So gehen durch dies kleine Thierchen, den Vorkäfer (*bostrichus*), zuweilen große Waldungen zu Grunde.

Wo ist denn aber da das Gegengift der Natur?

Den Hohn auf Dich selbst! Die Spechte klopfen schon die Larven heraus und andere insektenfressende Vögel lesen die Käfer schon ab von den Bäumen. — Den Hohn auf Dich selbst! Warum gestattest Du, daß Deine Jungen, die etwas Besseres gelernt haben sollten, hinausgehen und schießen diese Vögel in ihrer so nützlichen Beschäftigung? Ist's nicht so, als wenn der Bauer über die Unzahl Mäuse auf seinem Felde klagt und doch jede Krähe herunterschleift, der er nur immer beisommen kann?

Nun, so komm weiter. Alles Klagen nützt nichts; es wird doch nicht anders, als bis in den Schulen ein besserer Unterricht über die Haushaltung der Natur erteilt wird. Das wird freilich noch lange dauern, da unter Tausend Lehrern 999 sind, die selbst nicht mehr davon wissen, als ihre Zöglinge. Wir wollen unsern Weg wieder durch jenes Büschchen zurücknehmen.

Warum? Sie fanden ja nichts dort! Ich hoffe aber jetzt zu finden. Sahst Du nicht das todtie Eichhörnchen liegen heute früh?

Ja; was ist damit?

Du sollst es jetzt suchen.

Wollen Sie es mitnehmen und braten?

So seid Ihr nun! Was nicht zum Essen oder doch sonst unmittelbar dient, das ist für Euch nicht da, und verachtet doch und scheut Euch, das schwachhaste Fleisch einer großen Menge von Thieren zu essen, da es — nicht gebräuchlich ist. Nein, ich will es nicht essen. Du aber sollst ein neues Wunder sehen.

Es ist aber nicht mehr da. Hier hat es gelegen. Ein Fuchs wird es geholt haben.

Nun so müssen wir es anderswo suchen. Nimm hier diesen breiten Meißel, und stich hier, wo sie loder ist, die Erde heraus.

Wahrhaftig, da liegt es. Wer kann sich aber die Mühe genommen haben, das Nas zu b-graben?

Thiere, die ein großes Interesse dabei haben. Siehe hier diesen schönen gelb- und schwarzgestreiften Todtengräber (*neocrophous*). Da sind auch schwarze, — eine zweite Art. Sieh' nun ihre Hüfte an; sie sind ganz zum Graben eingerichtet, oder vielmehr zum Scharrn. Ihr feiner Geruch bringt sie aus weiter Ferne her. Sind ihrer so viele, daß sie dem Werke gewachsen sind, so kriechen sie unter das Thier und fangen an fleißig zu scharren. Das kleine Nas sinkt immer tiefer, bis es am Ende unter dem umgebenden Boden ist. Nun legen sie ihre Eier hinein und die später austreichenden Larven haben dann sattfam Nahrung. Haben sie sich ihrer Eier entledigt, so scharren sie auch wieder Erde darauf, damit nicht ein aasfressendes Thier komme und dies sammt ihrer Brut vertilge; und so hast Du denn das Begräbniß, wie Du es eben gefunden. Ja, das Wunderbare

nicht noch weiter. Diese Käfer untersuchen, ehe sie an ihr Geschäft gehen, erst den Grund umher, und finden sie Steine, schleppen das Ras an einen Platz, wo sie durch nichts in ihrer Arbeit gehindert werden. Hat ihnen auch ihr Instinkt von vornherein gelehrt, daß der Stein für ihre Füße zu hart sei?

Ihre Arbeit wird uns übrigens auch noch nützlich; denn das Ras verpestet nicht die Luft, wie uns denn durch Verzehrung von Ras eine ganze Menge anderer Käfer nützlich werden, z. B. die Silberhen u. s. w.

Dasselbe ist auch mit den vielen Arten von Mistkäfern der Fall, die eine unglaubliche Menge Mist von Pferden, Rüben, Schweinen u. s. w. verzehren.

Nun, da habe ich mich schon oft gewundert über den schwarzen Käfer, der aus dem Kuhmist Kugeln macht und dann umherwälzt. Was macht er damit?

Diese Käfer sind wie gute sorgsame Väter, die ihre Kinder gut zu betten trachten. Sie nehmen einen Theil des Mistes, ballen ihn mit Füßen und Kopf zusammen, dann legt die Mutter ein Ei hinein und formen ihn nun zu einer vollständigen Kugel, daher sie gewöhnlich *Pillendrehler* heißen. Damit sind sie aber nicht zufrieden. Hier könnte ihrer Nachkommenschaft Leides geschehen. Sie wälzen die Kugel nun fort, das Eine zieht, das Andere schiebt bis sie dieselbe an einen meist hochgelegenen, trockenen und sichern Platz haben. Ich habe es schon gesehen, daß sie eine solche Kugel auf Hügel von mehr als fünfzig Fuß Höhe gewälzt haben. Oft rollen sie sammt ihrer Last sehr weit zurück, da sie nicht leicht loslassen; dann fangen sie unverbrochen immer wieder von vorn an (darum *sisyphus*), bis sie endlich den gewünschten Platz erreicht haben. Dies Wälzen hat noch den Vortheil, daß sich mit der äußeren Schicht Staub verbindet, wodurch eine harte Kruste entsteht, die dem Regen trotzt. Wenn nun später die Larve aus dem

Ei kriecht, so verzehrt sie ihre eigene Wiege, die auch Stoff genug liefert.

Nun möchte ich noch etwas wissen. — Wie kommen denn die Raben in die Äpfel, Birnen, Pflaumen, Haselnüsse z.?

Ich will Dir das bei einem späteren Spaziergange erklären. Aber jetzt noch etwas über das oft ungeheure Herabfallen der Blüthen, ohne eine kleine Frucht zurückzulassen. Du wirst zur Zeit der Blüthen eine Menge kleiner Rösselkäfer (*rhynchites, antonomus*) in ihnen finden. Diese legen ihre Eier in die Knospen der Blumen, also in die kleinen Äpfelchen z. Aus dem Ei schlüpft die Larve und nährt sich im Innern derselben bis ihre Zeit zur Verpuppung kommt, und dies geschieht, wenn die Blumen verblühen und herabfallen. Die Larven verpuppen sich in der Erde. Mit der Blume ist aber auch zugleich die künftige Frucht abgefallen. Bei dem Haselnuß u. s. w. ist es noch etwas Andern. Er sticht mit seinem langen feilen Rüssel ein Loch in die junge, noch weiche Nuß und legt ein Ei in dasselbe. Die ausgekommene Larve zehrt nun von dem Inhalte der wachsenden Nuß, bis ihre Zeit zur Verpuppung kommt. Da frißt sie sich durch die Schale, läßt sich zu Boden fallen und verpuppt sich auch in der Erde. Oft finden wir aber auch die „Mabe“ noch in der Nuß; dann war ihre Zeit zur Verpuppung noch nicht da, und dann bemerken wir aber auch kein Loch in der Nuß; denn Das, welches die Mutter gebohrt hatte, ist verwachsen.

Dies Jahr bekommen wir auch wieder die Plage der Mailäfer; es ist ein Schaltjahr.

Was hat Das damit zu thun?

Nun, alle Schaltjahre kommen die Mailäfer in solcher Uamasse.

Schaltjahr oder nicht! Mailäfer haben wir alle Jahre; doch trifft es sich, daß in manchen Jahren, deren Vorgänger der Entwicklung des Käfers (*meloton-*

tha) günstig waren, sie in sehr großer Anzahl erscheinen. Das hat aber seinen Grund in der Entwicklungsgeschichte des Thieres. Das Mailäferweibchen macht in Wiese oder Feld ein Loch und legt seine Eier hinein. Die nächsten zwei Jahre lebt und wächst die Larve (Engerling) in der Erde, während welcher Zeit sie die Wurzeln der Pflanzen abfrisst und oft ungeheuren Schaden anrichtet. Das nächste Jahr kommt aus der im Herbst entstandenen Puppe der neue Mailäfer. Die Engerlinge thun so viel Schaden als die Mailäfer, wohl noch mehr!

Da legt man aber doch wohl den Engerlingen zu viel zur Last. Einen guten Theil davon sollte wohl der Maulwurf tragen, den ich immer da gefunden habe, wo auch viele Engerlinge waren.

Nichts glaube ich Dir lieber, als daß Du den Maulwurf da gefunden hast, wo viele Engerlinge waren. Wenn Du aber behauptest, er frisse Wurzeln, so kannst Du auch mit demselben Rechte sagen, der Löwe frisse Heu! Der Maulwurf ist ein Raubthier, wie Kesterei; dieser jagt auf der Erde, der Maulwurf in der Erde, also auch nach Engerlingen. Wenn Du einen gefangen hast, so schneide seinen Magen auf und Du wirst finden was er verzehrt hat. Nein, er, die Krähen, die Staare und die früher erwähnte Goldhenne, Goldhahn, Goldkäfer (*carabus auratus*) diese sind die besten Vertilger der Engerlinge und der Mailäfer. Dieser schöne, in Deutschland heimische und fast überall gemeine Käfer, streift auf Bergen und Stegen umher, wo Bäume sind, wirft der Wind einen Mailäfer herunter, so ist er wie der Bliß da, und frißt sich hinten fest und frißt sich in den Käfer hinein, indem er sich immer von ihm fortziehen läßt. Ich habe solche Gespanne gesehen, wo der *Carabus* den ganzen Leib des Mailäfers aufgefressen hatte und noch unter dem Brustschilde seine Mahlzeit fortsetzte, und das Bruchstück von Mailäfer schleppte sich noch immer fort. Wirft ihm aber der Wind keine Beute zu, so holt er sie selbst.

Noch besser wußte die Gräfin von W. in Sachsen die Maikäfer aus ihren großen Besitzungen zu vertilgen. Sie bot für den Mehen (fünf Mehen = einem Buschel) zwei Groschen. Und siehe da, die Bettelkinder brachten sie Schffelweise, da sie einen außerordentlich guten Verdienst dabei hatten. Dabei kam ein dreifacher Gewinn heraus. Die Gärten und Wälder, und Felder und Wiesen lohnten diese Ausgabe zehnfach! dann gaben die eingebrachten Maikäfer mit anderem Futter eingebrüht ausgezeichnetes Schweinefutter; endlich auch verschwanden in dieser Zeit die Bettler aus den Dörfern, die oft recht lästige Gäste sind.

Ich habe oft sagen hören, daß der Maikäfer gut bei tohlen Hundes Biß sei. Wie wendet man ihn da an?

Das ist ein Irrthum, Freund, nicht der Maikäfer, sondern der *Melolontha* Käfer (*meloc*). Dies ist ein schönblauer Käfer mit kurzen Flügeldecken, daher der dicke, fette Leib hinten weit herausragt und der deshalb nachgeschleppt wird. — Wenn wir dort durch die Wiese am Berghange hingehen, werden wir ihn wohl finden. Er hat ein fettes Del in sich, das er von sich giebt, wenn man ihn angreift. Wer daher dieses Del haben will, muß den Käfer in ein Glas laufen lassen. — Und nur dieses Del ist es, von dem man behauptet, daß es zu Schaden Bekommene eile. Ich bin nicht Arzt und kann daher nicht sagen, ob es so ist, oder nicht. Es kommen von diesem Käfer mehre Arten vor; auch in Indiana, Ver. Staaten, giebt es eine dunkel seegrüne Art. Da wir von Käfern als Arzneimittel sprechen, so will ich Dir den zeigen, aus welchem das Zuggpflaster gemacht wird.

Das ist die spanische Fliege, aber doch kein Käfer?

Ich will Dir gleich das Gegentheil beweisen. In dem Garten dort werden wir vielleicht auf dem spanischen Hollunder die spanische Fliege (*lytta*) finden. Nun komm her; ich will eine zeigen. Siehe, hier sind die, schönen, grün-

glänzenden Flügeldecken, und hier darunter sind die eigentlichen Flügel. Dieser Käfer hat einen sehr scharfen, brennenden, blasenziehenden Stoff in sich. Er ist in manchen Jahren so häufig, daß die Aposthoker ihn Schffelweise sammeln lassen, gerade wie die Kartoffelkäfer in den Ver. Staaten, welche die nächsten Verwandten von ihm sind.

Auch die Arten der *Cantharis* in den Vereinigten Staaten und in Europa, die man an vielen Orten Deutschlands Soldaten nennt, sind blasenziehend. — Dann fliegt in den Ver. Staaten in der Dämmerung der Sommerabende ein Käfer (*harpalus*), der über Tag in der Nähe der Gebäude einen Versteckort liebt, ungefähr $\frac{1}{2}$ Zoll lang, Bauch braun, Flügeldecken schwarz, gefurcht. Er setzt sich gern an den Hals oder in das Gesicht des Menschen. Läßt man ihm eine Minute lang seine Freude, so fliegt er wieder auf und fort; greift man aber danach, so läßt er aus dem Munde ein Tröpfchen braunen Saftes fahren und dieser brennt nachhaltig, oft einen Tag lang, wie das höllische Feuer und läßt ein braunes Fleckchen auf der Haut zurück.

Man könnte auch das kleine zweipunktige Marienkäferchen, *Delia melolonthae* (*hyppodamia*), *Lady bug*, gewissermaßen zu den Arzneimitteln rechnen. Wenn man Zahnschmerzen hat und man hält ein solches Marienkäferchen, es ein wenig drückend, an den leidenden Theil, so läßt es einen gelb braunen Saft geben, welcher das Zahnweh stillt.

Doch dies nette Käferchen, wovon es viele Arten giebt, wirkt nebst seiner Farbe vor ihm noch mehr, indem Beide den Blattläusen, des Gärtners Neger, großen Schaden thun.

Abergläubische Menschen haben aber auch unter den Käfern einen Todespropheten, der noch mehr wirkt, als der heulende Hund, oder der krächzende Rabe in der Nachbarschaft. Es ist die *Lophocera* (*anobium pertinax*), etwa $\frac{1}{2}$ Zoll

lang. Er kommt in alten Häusern, in alten Hausgeräthen vor. Das Weibchen legt seine Eier an das alte Holz und die nachherigen Larven fressen sich hinein. — Der aus einer späteren Puppe ausgekommene Käfer muß sich dann wieder aus dem Holze herausfressen und dabei hört man ein Picken in dem Holze, oft von mehreren Käfern mehrfach, so daß es eine leise Ähnlichkeit mit dem Picken einer Uhr hat. Nun ist kein Zweifel, das ist die Todtruh und es muß Jemand im Hause oder in der Verwandtschaft sterben. — Und wenn sie es auch zwanzigmal gehört haben, und der Hund hat zwanzigmal gebellt und es ist zwanzigmal danach Niemand im Hause u. gestorben, so bleibt es doch noch heutigen Tages die Todtruh. — Uebrigens hat dieser Käfer noch, mit vielen anderen, die sonderbare Eigenschaft, daß er, wenn man ihm zu nahe kommt, oder ihn fängt, den Kopf unter das Brustschild zurück, und die Beine in Rinnen am Bauche einzieht und so sich tot stellt.

Nun, da sind wir ja wieder zu Hause. Wie hat Dir unser heutiger Spaziergang gefallen?

O, außerordentlich gut. Ich erinnere mich keines Sonntags, der mir einerseits so viel Vergnügen, andererseits so viel Belehrung gebracht hätte. Ich habe, in der That, nicht geglaubt, daß bei diesen kleinen Thieren so viel Bewundernswürdiges sei.

Lieber Freund, heute haben wir nur die Wunder einiger aus der ersten Ordnung der Insekten beobachtet; in andern Ordnungen kannst Du noch viel größere Wunder bemerken. Haß Du nun Lust, von andern Insekten-Classen mehr zu sehen, so begleite mich nächsten Sonntag.

Gewiß möchte ich gern mehr sehen, und ich werde mich zeitig genug einstellen. (B. f.)

dem Weibe nicht überlegen, außer an physischer Stärke, und Voltaire meint, daß die Frauen alle Talente, außer der Gabe der Erfindung, mit den Männern gemein haben.

Bei aller schuldigen Ehrfurcht vor diesen hohen Gewährsmännern, versetzte der König, kann ich doch nicht ganz Ihre Ansichten annehmen, liebe Lola, und ich will Ihnen die Worte des Philosophen Montaigne, die mir zufällig im Gedächtnisse sind, anführen, er sagt: Ich behaupte, daß Männer und Frauen in dieselbe Form gegossen sind; außer dem Unterschiede der Erziehung und Beschäftigung findet kein großer Unterschied zwischen ihnen statt. — Plato beruft beide Geschlechter zu gemeinschaftlichen Studien, Uebungen, Kriegs- und Friedensämtern und Geschäften in seiner Republik u. der Philosoph Antisthenes hob zwischen den weiblichen u. männl. Tugenden allen Unterschied auf. Es ist weit leichter, sagt Montaigne am Schluß: das eine Geschlecht zu beschuldigen, als das andere zu entschuldigen. Das Sprüchwort sagt: Ein Esel heißt den andern Langohr. Aber trotz allen diesen Aussprüchen, meine liebe Lola, werden Sie doch nicht läugnen, daß große Unterschiede, mögen sie nun der Erziehung oder der Natur zugeschrieben werden, zwischen der moralischen und geistigen Charakteristik der beiden Geschlechter bestehen; die Frauen haben weniger aktiven und mehr passiven Muth, als die Männer. Sie haben mehr Reizbarkeit der Nerven und daneben alle jene Eigenschaften, welche diese Reizbarkeit in's Leben ruft. Sie sind enthusiastischer, ihre Sympathie ist lebhafter; sie besitzen in höherem Grade die Fähigkeit, feine Umstände wahrzunehmen. Dagegen stehen sie dem Manne im zusammenhängenden und logischen Denken nach; sie sind weniger unparteiisch, weniger fähig, ihre Gefühle ihrem Urtheile zu unterwerfen und sich selbst von Vorurtheilen fern zu halten. Sie besitzen weniger die Gabe, allgemeine Begriffe zu bilden, sie sind eines sort gezeigten und unmerklichen Aufmerksamkeit weniger fähig

und obwohl ihre Gebalder der der Männer nicht nachsteht, vielleicht, diese noch übertrifft, so ist ihre Ausdauer doch geringer.

Das mag in einzelnen Fällen seine Richtigkeit haben, entgegnete ich, aber ich bleibe doch bei meiner Behauptung, daß diese Unterschiede das Resultat der gesellschaftlichen Stellung, nicht der angeborenen Eigenbüchlichkeit der Frauen ist.

Nun, ich sehe wohl ein, sagte der König lachend, daß Sie unter allen Umständen auf den Krieg beharren würden. Der liebe Gott wird dies wohl eingesehen haben, indem er Ihnen eine Krone versagte, die — es mag nun sein, wie es wolle, gewiß niemals auf einem schöneren Haupte gesessen haben würde. Nun, ich freue mich, meine liebe Lola, daß Gott mir die Macht gegeben hat, Ihnen wenigstens eine Krone niederen Ranges verleihen zu können. Ich hoffe, daß ich in meinem Reiche noch so viel König bin, dies durchziehen zu können.

Der gute König hatte Recht — er setzte es durch, aber welch' ein Reich voll Wilderkeit mußte diese edle, hochherzige Natur noch leeren, ehe sie dieses Versprechen erfüllen konnte.

O, Ihr scheinheiligen Königsfreunde, wenn Ihr doch endlich lernen wüßtet, was es heißt — königlich gesinnt zu sein!

Der Widerstand der Universität.

Die Sache des Widerstandes gegen den königlichen Herrn war mit der Entlassung des Ministeriums keinesweges aufgehoben. Man hatte noch andere Mittel und man wollte sie alle erst erschöpfen, ehe man sich verloren gab. Es war allerdings nur noch der Widerstand der Verzweiflung — aber diese Verzweiflung war wahrlich böse genug gemeint.

Als die Verhältnisse diesen Grad der Reiztheit erlangt hatten, so schreibt mein Freund, hätte man glauben sollen,

die Lust zu weiteren Agitationen sei abgestumpft. Der Ultramontanismus stecht sein Schwert nicht so schnell in die Scheide, und wenn er im Großen nicht mehr handeln kann, so legt er sich auf das Detail. War er auch im Haupttreffen unterlegen, so that er sich doch noch auf ein wohl verschanztes Lager etwas zu Gute. Von dort aus wagte er kleinere Ausfälle, Vorpostengefächte und machte seiner Kampfbegierde in Plänkereien Luft. Der kleine Krieg war nun sein Plan.

Dieses Mal war es der Sieg der Wissenschaften, an dem die Waffen geschmettert wurden — die Universität, oder vielmehr ihr Senat. Soviel hatte ja der Minister von Abel für die Pflege und das Gedeihen der Wissenschaften gethan; so viele Verdienste hatte er sich ja um Licht und Aufklärung erworben — er war ein treuer Freund, Beschützer und Eiferer für Religion gewesen — wer hätte so undenkbar sein können, solche Verdienste zu übersehen, zu verkennen, zu mißachten?! — Im Unglücke zeigt sich der Freund. So dachten jene Männer der Wissenschaft, in ihrem geweihten Gremium, und Einer nahm das Wort und sprach: „Auf, und lasset uns das tiefgebeugte Haupt des edlen Märtyrers mit Lorbeeren und unverwelklichen Immortellen umschlingen! Der Gute verdient es. Lasset uns ihm ein Zeugniß geben, wie sehr wir ihn achten und lieben, und wie hart sein Verlaß unser Herz verwundet. Traun! wir sehen einer bittern Zukunft entgegen, und gebunden wird von nun an unsere Zunge sein bei der Verkündigung der Wahrheit. Ist er auch gesunken in der Gunst des irdischen Königs, nicht gesunken ist er in der unsrigen, dieweil wir dienen einem Herrn, der über Alle Herr ist, und dem wir vor Allen gehorchen müssen, treffe uns auch gleich Ihnen die Ungnade, und das Alles um jenes Obgenannten willen.“ So sprach der Redner und Viele winkten ihm Beifall zu. Die Hand griff zur Feder und man beschloß eine Adresse, worin die Professoren dem abgetretenen Minister ihre Zufriedenheit bezeugen und wegen seines Verfahrens beloben wollten.

Bei solchen Gelegenheiten finden sich in der Regel verschiedene Stimmungen. Eine Partei theilt den Enthusiasmus nicht, findet die Sache entweder sehr gleichgültig und unnötig, oder sie ist sogar dagegen eingenommen. Eine zweite Fraction ist begeistert, stimmt ganz und gar bei, aber sie bräuhet dabei ihre Zunge und läßt sich von einer gewissen Weitflugheit und scheinbaren Leidenschaftslosigkeit beherrschen. Eine dritte endlich führt das Wort, schafft die That, läuft, rennt, schreit und kennt keine Rücksicht mehr. Wer zu dieser letztern und zweiten Klasse gehört habe ist genugsam bekannt. Der Hauptagitator bei dieser Adressgeschichte war Professor Dr. von Esaulx, Philosoph; er war es, der hauptsächlich das Wort führte und jene abermalige Demonstration vertrat. Neben ihm figurirten Professor Dr. von Philips, Jurist, Professor Dr. von Moy, Jurist, Professor Dr. Höler, Historiker. Standen nun noch andere renommirte Ultramontanen nicht im Vordergrund, so sagten sie doch aus dem Hintergrunde hervor, riefen, warnten, lockten, mäßigten das theilweise junge Volk. Der alte Rektor, der Fuchs — der Leser weiß schon wen ich meine, doch ich will ihn nennen — G r e s s, der mit dem Rosenkranz die Säulen des Radicalismus seiner Jugend abbüßt, der Herkules am Spinnrocken der Kirche, der den sanften Tritt des Maulthieres dem raschen Schritt des Götterrosses vorzog, verhielt sich ruhig, dirigirte aber um so mehr hinter der Bühne. Auch der Protestantenpfarrer Dr. Döllinger, Theolog, schwieg, wenn er auch im Stillen sann und wirkte. Noch viele Andere könnten wir nennen, deren Name im Buche der Rechtsläubigkeit verzeichnet ist, aber es genügt die Angabe der oben Genannten, um zu zeigen, wer die Hand im Spiel hatte.

So ward denn der Friede abermals gestört. Die ultramontane Partei hatte wiederum ihrem Grimm freien Lauf gelassen, und so gleichgültig, so natürlich Manchem jene Adresse erscheinen möchte,

so liegt in ihr dennoch eine gewaltige Demonstration.

Wenn der König Grund hatte, den Minister von Abel, obwohl auf sein Gesuch, von seiner Stelle zu entheben, wenn sogar viel Anlaß vorhanden war, die oberste leitende Behörde zu verändern, so war es vom Senat auf's Wenigste unthunlich, gerade zu dieser Zeit und unter solchen Umständen der Majestät sich gegenüber zu stellen, und den zu loben, der von ihr entlassen war. Man sieht hier abermals, für wie fest sich jene Partei halten mußte, um solch einen Streich auszuführen. — Man vergesse nicht, daß jene Professoren die Lehrer und nächsten Leiter von Jünglingen waren, auf welche jene Demonstration einen entschiedenen Eindruck machen mußte. Es ist bekannt, daß die Studirenden leicht gereizt und bei einer gewissen jugendlichen Unüberlegtheit zu Schritten hingerissen werden können, die oft von berauerndwerthen Folgen sind. So wenig man aber den König respectirte, eben so wenig beachtete man seine Stellung zu den Studirenden; und betrachtet man die weiteren Ereignisse, welche erfolgten, so ist starker Verdacht vorhanden, daß man jene studirende Jugend enthusiastisch und in's Spiel ziehen wollte. Und wäre auch dieses nicht der Fall, so ist schon die Rücksichtslosigkeit tadelnswerth genug, mit welcher man verfuhr. Das Publikum mußte nicht minder über solche Schritte betroffen sein. Wie kann ein Institut des Staates, und dieses ist der Senat, entschuldigt werden, wenn er in einem kritischen Zeitpunkte, anstatt sich passiv zu verhalten, Del in's Feuer goß. Ein Ministerwechsel ist in der Regel ein solcher Zeitpunkt, und daß er ein kritischer war, möchte aus dem Bisherigen zu ersehen sein.

Um aber zur Endgeschichte jener Adresse zu kommen, so haben wir Folgendes zu berichten: Jene Voränge im Senate wurden dem Könige hinterbracht, der, wie leicht zu vermuthen ist, diese Demonstration nicht gleichgültig ansah, vielmehr

höchst aufgebracht darüber war, schon in Rücksicht der Folgen, die daraus erwachsen konnten. Kein Vernünftiger kann ihm verdenken, wenn er diesem heillosen Unwesen von kurzer Hand zu steuern suchte und vor allen Dingen den Hauptagitator zur Rechenschaft zog. Dies war bekanntlich Professor von Esaulx; auf höheren Befehl mußte er sogleich seine Vorlesungen einstellen, was er sofort den Studirenden durch Anschlag am schwarzen Breite bekannt machte. Dies war der Anlaß zu neuen Störungen, von denen wir nun berichten werden, den tumultuarischen Aufsitzen am 1. März.

Ich werde im Nachstehenden einige geistlich: Altensstücke mittheilen, welche sicherlich in einem großen Staatsarchive aufbewahrt zu werden verdienen; ich besitze solcher Altensstücke eine große Menge, und sie werden Zuwachs geben von der Gesinnung eines deutschen Volkstammes gegen eine Dame, von der man sagte, daß sie beim Volke verhaßt sei. Doch von diesen Altensstücken später, jetzt wollen wir erst einige anderer Natur produciren.

Das eine, natürlich in der Form eines Briefes, war in französischer Sprache, doch sehr fehlerhaft, geschrieben, und schien mir diese Fehler so gewaltsam zu sein, daß ich die Vermuthung nicht unterdrücken konnte, daß dieser Brief absichtlich so geschrieben sei, um den Glauben zu erregen, daß ihn ein gewöhnlicher, der Sprache unkundiger Mensch geschrieben habe.

Also der Brief:

An die Tänzerin Lola Montez aus Spanien.

Fräulein! — Ein Freund spricht zu Ihnen, ganz gewiß ein Freund, ein wahrer Freund, ein wahrer aufrichtiger Vater, welcher nicht viel Umstände macht und spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Also zur Sache.

Sie halten es mit unserm Könige, das weiß die Welt. Nu — was unser König thut, ist gut, denn unser König, das muß man ihm lassen, ist ein ganz tüchtiger Mann, aber es ist nicht Recht, es ist nicht

Recht, sag ich, daß Sie sich in unsern Staat mischen, nein, das geht über die private Weltordnung. Der Staat ist öffentliche Sache, aber Sie sind keine öffentliche Sache, darum braucht sich kein Mensch zu kümmern, aber um unsern Staat brauchen Sie sich auch nicht zu kümmern, das werden wir Baiern und ohne Bescheidenheit höflich verbitten. Lassen Sie nur den König ganz allein machen, der weiß schon was Recht ist, ob er weiß. Sie brauchen ihm in Nichts zu rathen. Der ist allein klug genug, und dann, wenn er etwas wissen will, wozu hat er seine Minister? Ja, wozu sind die Herren Minister da, die so schweres Geld kosten? Ach — da liegt der Hund begraben. Ja, da liegt er. Sie haben unserm König gerathen, die Minister abzu thun, unsern Herrn Abel, ja Sie sind der Kain geworden, welcher unsern Abel erschlagen hat, es ist eine saubere Geschichte, das wird schlimm werden. Ich sage Ihnen als Freund, denn ich bin immer ein Freund von hübschen Frauen, und zumal einem solchen Teufel wie Sie sind und unser König hat — das muß ich beläufig sagen — einen guten Geschmack, ich sage Ihnen also als Freund, solche Sachen können wir Baiern durchaus nicht dulden. He — glauben Sie, daß es bei uns auch spanisch hergeht? Katholisch allerdings, aber nicht spanisch. — Wir Baiern tragen zwar keine Messer, aber Knäppel und wenn es nicht so recht will, dann geht's drauf los. Alis darnach haben Sie sich zu richten.

Minister müssen da sein, das geht Sie nichts an, was unsere Minister sind und thun, und ich rathe Ihnen als Freund, machen Sie, daß Sie München verlassen, und daß wir unsere Minister wider kriegen, sonst giebt es ein Unglück in Baiern, ein großes Unglück. Denken Sie sich hübsches Frauenzimmer, wenn nun eines Tages, oder möglich, daß es auch in der Nacht ist, ein Paar baumstarke Kerle, — Sie kennen uns Baiern — zu Ihnen kommen und noch dazu ein Paar große Knäppel mitbringen und sagen: Meine schöne

Kola, wir zerbrechen Ihren Arm und Bein, Sie werden künftig nicht mehr tanzen können in Paris und Rom, in Lissabon und Dublin, in Warschau und Constantinopel und Sie werden künftig keinen Mann mehr mit ihren Sirenen-Armen umgittern können, wie den Vogel Kolibri in Ihrem Jucien. Nun, was meinen Sie dazu? —

Was unser König thut, das geht uns nichts an, denn dafür ist er unser König und es soll uns keiner kommen und sagen, daß wir Baiern ihm nicht mit Leib und Seele ergeben sind — aber Sie — pfui — Sie müssen fort, weil Sie unsere Minister nicht grün sind. Und Minister müssen wir haben — das sage ich Ihnen als guter Freund, und wenn wir binnen 24 Stunden unsern Abel nicht wieder haben, dann wird es Ihnen, Eva, schlecht gehen. Das sage ich Ihnen schließlich. Es wird sehr schrecklich werden, Blut wird in Strömen fließen, ich büрге für Nichts nicht.

Ihr guter Freund,
ein brauer Bayer, hinter dem Mil-
lionen Gleichgesinnte stehen.

Ein zweiter Brief lautete wie folgt:

An die Dame Kola Montes!

Hochwohlgeborne Gräfin!

Ich habe mich recht sehr gefreut, Frau Gräfin, daß Sie unsere Minister zum — gejagt haben. Gott weiß, welch' ein Leidwesen sie über unser gutes Land gebracht haben. Heil unserm lieben, guten König, daß er sich nicht hat irre führen lassen von den Kapuzen und den Jesuiten und Sie haben mit zu diesem glücklichen Umstimmung beigetragen. Sie sind Sie versichert, das ganze Land ist Ihnen dankbar dafür, denn es hätte noch Niemand außer Ihnen den Muth gehabt, dem König die Augen zu öffnen und ihm zu sagen, wie diese Herren gewirthschaftet und wie sie Alles aufgeboden haben, aus unserm schönen Lande ein großes Kloster und eine Jesuitenschule zu machen.

Als ich gebürt habe, wie furchtlos Sie

dem Könige Alles entbricht, und wie Sie den Wölfen, welche Ihnen Fangerisen stellten, die Karve abgezogen haben, da lachte mir das Herz und ich umarmte meine schlimmsten Feinde, welche schon seit Jahr und Tag in meinem Schuldbuche stehen. Und das bin ich nicht allein. Das ganze Land jubelt auf vor Freuden und Alles sagt, unsere Kola; ja, in der That, Sie haben sich um das ganze bayerische Volk verdient gemacht, daß es mit Recht sagen kann: unsere Kola.

Und dafür sein Sie und unser guter König hundertfach gesegnet und wenn Sie einmal unserer bedürfen dann denken Sie nur, daß wir in Ihrer Schuld stehen und fahren Sie so fort, dann wird das ganze Land sich eine Ehre daraus machen, Sie als seine liebste und beste Bürgerin zu betrachten.

Der Bürger F. K. . . .
für sich und im Namen vieler Anderer.

Bei diesen beiden Briefen blieb es aber nicht, ich führe nur diese beiden an, weil sie nach verschiedenen Richtungen auslaufend, das bairische Volk und die damalige Volksstimmung charakterisiren. — Ich habe außer diesen beiden Briefen noch eine Menge Zuschriften erhalten, von welchen die meisten die Gesinnung des zweiten Briefes hatten, doch kann ich nicht läugnen, daß auch in Art des ersten Briefes, nur in einer noch etwas größeren Form, noch einige an mich gerichtet wurden. Ich habe dem Könige natürlich nur diejenigen gezeigt, welche ihm besonders angenehm sein mußten, ich muß aber auch zugleich sagen, daß, wie grob und gemein die Sprache auch immer war, in welcher bairische Bürger an mich geschrieben, doch niemals die Ehrfurcht gegen den König außer Acht gelassen wurde, und ich bestätige nochmals, daß, so traurig auch die Erfahrungen waren, welche ich in Deutschland gemacht habe, ich doch gefunden habe, daß es in der ganzen Welt kein so patetes Volk giebt, als das Deutsche.

das tokende Volk, Sie sind ohne alle Be-
gierung, das Volk erkennt ihn und sehen,
sehen Sie doch, wie ehrfurchtsvoll es von
allen Seiten grüßt.

„Weiß das Volk nicht, daß der König
jetzt gerade zu mir geht? Ach, Sie ken-
nen das Volk nicht, meine Herren, —
Muth! Muth! Muth! Und Sie machen
aus dem Volke, was sie wollen.“

In diesem Moment trat der König
zu mir ins Zimmer.

„Kengstigen Sie sich nicht, Lola, sagte er
zu mir, es sind alle Anstalten für Ihre
Sicherheit getroffen.“

Sire, versetzte ich, ich war keinen Au-
genblick für meine Sicherheit besorgt, denn
dieses arme Volk, welches da unten steht,
weiß nicht recht, was es will, ich denke
aber, daß es, wie an Auführern, so auch
nicht an einsichtsvollen Patrioten fehlen
wird, welche das Volk über seine wahren
Interessen aufklären werden. Was mich
betrifft, so sehe ich mit diesem Volke ganz
gut und glaube rich, daß es noch zu
ernsten Aufstößen kommen werde.

Das Militär ist im Anzug, sagte der
König, das Volk wird bald zerstreut sein,
denn wenn ich auch gleich Ihnen an kei-
ne schlimmen Absichten, die Ruhe der
Stadt ernstlich zu stören glaube, so darf
man doch dergleichen Ungehörlichkeiten
nicht dulden. Ich werde mit aller Strenge
gegen die Urheber dieses Tumultes ver-
fahren.

Majestät, versetzte ich, ich glaube, daß
die wahren Urheber schon stark genug be-
straft sind, und daß der mißlungene Er-
folg noch eine größere Strafe und zu-
gleich die allergrößte Beschämung für sie
sein werde.

In diesem Augenblick hörte man Mi-
ltärmusik heranrücken, der König und ich,
wir traten ans Fenster und bemerkten, wie
es mit leichter Mühe, ohne ernstliche At-
taquen, die Straßen säuberte, das Volk
ging willig auseinander und in wenigen
Minuten war die Straße fast menschen-
leer

Der König befahl, daß, der größeren
Sicherheit wegen, eine Wache vor mei-
ner Wohnung bleiben sollte, ich protestirte
zwar dagegen, denn ich hielt mich wirklich
für vollkommen sicher, aber der König
beharrte bei seinem Willen.

Eine Stunde später war die Stadt
ganz ruhig.

Der König verkehrte an diesem merk-
würdigen Abende noch sehr lange bei mir;
seine Ruhe, seine Festigkeit, seine Milde,
seine Menschlichkeit waren bewunderns-
werth.

Das Volk weiß nicht, was es thut! —
sagte er mehre Male mit wehmüthiger
Stimme. Ach, wie leicht sind doch die
Völker zu verführen, die wir Könige re-
gieren.

Wahrlich, ein Gott wacht über uns,
wie würden wir sonst unbetroffen bleiben
von den tausenden Gefahren, welche un-
sere Throne umlauern.

Wie schrecklich kann dieses Volk werden,
welches jetzt so ruhig in seinen Häusern
ist. — Was vermag das Gesetz gegen ein
Volk, welches den festen Willen, es zu
übertreten, hat.

Das Gesetz vermag Nichts, sagte ich,
— aber das Bajonet Alles.

Glauben Sie das nicht, versetzte der
König tief bewegt, das Bajonet vermag
für die Dauer eben so wenig; — es ist
eine andere Macht welche die gesalbten
Häupter schützt.

Und die wäre, Sire? fragte ich.

Es ist die Nothwendigkeit der Ruhe,
das Gefühl der Selbsterhaltung. In
dieser Welt ist Einer auf den Andern an-
gewiesen — nicht der Untergang der
Menschen, die Bedürfnisse des Lebens
und der Lebendigen vielmehr, erhalten
die Welt.

Es hatten sich nach und nach noch einige
Personen von Rang bei uns eingefunden
und die Unterhaltung wurde sehr lebhaft
und interessant.

Unwillkürlich concentrirte sie sich um
die Revolution.

Wir sprachen von den Ursachen und
den Folgen der Revolutionen, von den
Mitteln, mit welchen sie bekämpft werden
müßten; es wurden interessante Geschie-
ten erzählt.

Plötzlich warf Einer aus der Gesell-
schaft, es war der Herr von B., welcher
damals im Auftrage des Königs von Han-
nover in München war, die Frage auf,
ob wohl für die nächste Zeit eine Revo-
lution zu befürchten sei?

Die Frage wurde nur sehr beding-
ungsweise bejaht, und zwar nur für Frank-
reich, für Deutschland aber entschieden
verneint.

Wer hätte damals wohl geahnt, daß
ein Jahr später die Geschichte eine ganz
andere Antwort geben würde!

Ich erinnere mich noch sehr genau der
Worte, welche ich damals an die Gesell-
schaft richtete:

Die Revolutionen, meine Herren, sagte
ich, kommen immer, wenn man sie am
wenigsten vermuthet, und sie können nur
dadurch verhindert werden, daß man stets
auf sie gefaßt ist.

Das wäre ein trauriges Loos für die
Regierungen, sagte Herr v. B.

Da möge jeder Andere, nur ich nicht,
König sein, sagte der König, und glauben
Sie, fügte er dann hinzu, daß die Liebe
des Volkes zum Throne nicht in der That
die sicherste Schutzwehr gegen Revolutio-
nen ist?

Sire, versetzte ich, ich glaube, daß das
Volk Nichts liebt — was ihm nicht gleicht.
Ich hoffe mehr von seiner Furcht, als von
seiner Liebe, mehr von seiner Gewohnheit,
als von seiner Neigung.

Ich gebe Ihnen Recht, sagte der Herr
von B., wenn die Furcht nicht wäre, —
die Gesellschaft würde sofort in der gründ-
lichsten Auflösung begriffen sein, aber
die Furcht ist, was sie zusammenhält. Ich
erinnere mich eines deutichen, einkändi-
gen Werkes, „König und Narr“ betitelt —
der Name des Verfassers ist mir entsal-
len — welches in einem sehr possirlichen

Gespräche, welches ein als Narr verkleideter Gauner mir dem Könige Heinrich VIII. von England führt, jenen sprengen läßt:

Ante: uns gesagt, sind die Spitzbuben doch eigentlich die nützlichsten Bürger im Staate, und ein König ist ihnen zu großem Danke verpflichtet, denn, wenn's lauter fromme, ehrliche Leute gäbe, so könnten sich diese wohl selbst regieren. Wozu ein König noch nöthig, wenn die Leute keine Furcht vor einander hätten? Heißt, ich möchte König sein!

Was dann! fragte Heinrich VIII.

Ich würde, versetzte der vermeintliche Narr, wie Pharaos jeden Zurenknaben, so jeden Jungen, der kein angeborenes Talent zum Spitzbuben hätte, ohne Weiteres in die Irrense weisen lassen. Das wäre Politik, denn, wie gesagt die ehrlichen Leute machen einen König ganz überflüssig.

Diese Worte welche ein Gauner in seinem Interesse einem Könige sagte, fuhr Herr von B... fort, haben mich immer sehr amüßet, denn sie enthalten ungemein viel Wahres. Die Furcht ist die beste Stütze des Thrones, die Liebe ist dabei allerdings nicht zu verachten und es ist gut, wenn man sich diese zu erwerben weiß. Aber, wenn auch nichts leichter ist, als die Liebe des Volkes zu erwerben, — so ist es doch eben so leicht, seinen Haß zu erregen; Nichts ist unbeständiger, als die Meinung und Gesinnung des Volkes; auf diese zu bauen, heißt auf dem Rücken eines Löwen schlafen, oder neben einer Schlange liegen.

Der König war sehr nachdenklich geworden, sein poetisches Gemüth nahm sich mit Wärme des Volkes an und ich erkannte schon damals, wie hart das Herz dieses Königs von dem Unbanf seines Volkes betroffen werden mußte.

Ja, wahrlich, der Herr v. B... hatte sehr Recht, es giebt nichts Unbeständigeres, als die Neigung eines Volkes.

Die Ereignisse in München hatten in Deutschland und auch im benachbarten

Frankreich nicht wenig Eclat gemacht. — Die französischen Journalisten konnten mich besser als das deutsche Volk und die deutschen Journalisten und sie waren daher gerechter gegen mich. Doch muß ich gestehen, daß mich die deutsche Presse nach den Märzerrissen weniger schmähte, als früher, und daß sie ihre Schmähdungen in ausländische, d. h. französische Blätter zu ergießen suchte, deren Redactoren aber theils mich, wie gesagt zu gut kannten, um ungerecht gegen mich zu sein, theils auch zu tactvoll waren, um deutschen Schmähdartikeln ihre Spalten zu leihen — Es wird den Lesern von Interesse sein, zu sehen, wie sich die Presse gerirte, während das bayerische Volk, nachdem sich der künstlich erregte Tumult gelegt hatte und die Besonnenheit wiedergekehrt war, sich gegen mich dankbar bewies und mich als die Urheberin seiner Freiheit pries; obwohl ich allen Dank, als mir nicht gebührend, zurückwies und es tausend Mal wiederholte, daß ich der Politik fern stand, daß ich mich wenigstens nicht direct bei allen diesen Vorgängen betheiligt und der König Alles aus eigener, höchsten Entschliebung gethan hatte. — Wie mir das Volk in vielfachen Zuschriften seine Gesinnung zu erkennen gab, davon später. Sprechen wir zuerst von der Presse.

Vor Allem will ich Das anführen, was mein guter Freund von den Vorgängen des 1. März erzählt, welches durch Das, was ich oben selbst davon erzählt habe, seine Berichtigung finden wird.

Prüfen wir die bisherigen Schritte der ultramontanen Partei, so läßt sich ohne Verlegung der Wahrheit sagen, sie habe, wenn sie auch nicht direct an das Volk appellirte, doch dessen lebendigere Theilnahme an den Tagesereignissen gewünscht, und so viel ihr, ohne den Nimbus der Loyalität gänzlich zu verlieren, möglich war, auf die größere Activität desselben eingewirkt.

Was soll man dazu sagen, wenn,

wie bekannt geworden ist, die Geistlichen Bichtenden am Schlusse der sacramentalen Handlung an's Herz legen, für den König zu bitten, daß die heilige Jungfrau seinen Sinn abkehren möge von der ungläubigen Loba. Da haben wir den teuflischen Jesuitismus, der un er der Form der Religiosität seine Bosheit und seinen Ingrimms offenbart und die Menschenliebe in der schändlichsten Absicht mißbraucht. Bei der Pariser Bluthochzeit haben ebenfalls Wochen vorher die Priester im Beichtstuhle den Bichtenden Wittgebete als Genugthuung auferlegt, daß Gott doch alle Rezer vertilgen möge. Der Mißbrauch, welcher durch die christliche Kirche hindurch mit dem Beichtstuhle getrieben worden, ist zu bekannt, als daß ich nur noch ein Wort darüber verlieren sollte. Er dünkt mir, wenn Kirche und Staat einander feindlich gegenüberstehen, eines der gefährlichsten Institute, eine wahre Waffenschmiede.

Die Demonstrationen des Staatsrathes, des Ministeriums, des Senates haben offenbar stark auf das Volk gewirkt, indem sie dem vorhandenen leichten Unmuth desselben eine ganz specielle politische Färbung gaben. Ist einmal eine solche da, so können durch die unbereuendsten Vorfälle tumultuariöse Ausritte erfolgen. Man mag die Sache betrachten, wie man will, so ist der größte Verrath vorhanden, die ultramontane Partei habe einen Volkstummult, wie er am ersten März stattfand, gern gesehen und sogar eingeleitet. Ich selbst und Andere waren Augenzeugen, wie während jenes Tumultes ein Paar Geistliche, die im eifrigen Gespräch über Loba begriffen waren, mit ungemeiner Heiterkeit sich die Hände rieben. Ich sage das bloß zum Scherz, finde aber in dieser Handbewegung von Sinn: Schicke Dich an, jetzt geht's los!

Das, was dem Volkstummult am ersten März unmittelbar voranging, war, wie schon gesagt, die Suspension des Haupt-

agitors bei der Abel'schen Adresse, Professor Dr. v. Casaulx, für welchen, wie wir oben erwähnt, Lola, allzumildem Hergens, aber fruchtlos, wie es auch Recht war, bei dem Könige supplicirlich um Vergnabigung gebeten haben soll.

Schon einige Tage vorher war eine verdächtige Ruhe und Stille eingetreten, und man hörte hin und wieder in vertraulicher Weise die Worte: Fast Du Nichts vernommen, es soll ja losgehen? Auch berichtete man, es wäre Geld angesetzt worden; an wen, durch wen, bleibt natürlicher Weise unbekannt. So wenig nun auch auf diese Dinge Werth zu legen ist, Etwas bleibt doch davon hängen. Jene dunkeln Volksgerrüchte, vergrößern sie sich auch im Munde der Leute, haben doch gewöhnlich Grund und Boden, und zeigen entweder die Volkstimmung oder das Dasein von Umtrieben an, welche eine Partel beabsichtigt.

Nachdem Professor Casaulx seine Suspension durch Anschlag am schwarzen Brett bekannt gemacht hatte, versammelten sich Studierende, meistens katholische Theologen, in Gruppen vor dem Univeritätsgebäude, ungefähr 9 Uhr Morgens. Nach einiger Berathung unter heftigen Declamationen zogen sie, vielleicht 150 an der Zahl, vor das Haus des Suspendirten in der Oberen-Gartenstraße, nicht weit von der Universität und gaben ihre Theilnahme durch rauschende Vivats zu erkennen. Gleiches thaten sie vor der Wohnung des Professors v. Görres in der Schonfeldstraße, und noch mehrerer Professoren, die im Geruche des Ultramontanismus standen. Diese Demonstrationen, von der Polizei nicht beschränkt, dauerten bis nach zehn Uhr Morgens. Nachmittags drei Uhr begann der Tumult wiederum und zwar vor der Wohnung der Lola Montez, in der Theresienstraße. Es waren an 200 Studierende, denen sich Lehrlinge, Handwerksjungen und Leute aus der Vorstadt Au, die ihren Montag feierten, angeschlossen hatten. — Die unaufhörlichen *Pereats*, mit Beelzebub's Vocalmusik begleitet, ertönten un-

ten unter so wildem Geschrei und Getöse, daß die Requisition von Polizeisoldaten für nöthig erachtet wurde. Ihr Erscheinen auf dem Platze änderte jedoch wenig. Vielmehr wuchsen die Volksmassen mit jedem Augenblick an; unter fortwährender Ragenmusik, Verwünschungen und den gemeinsten Schimpfsworten warf der Pöbel, denn Bürger nahmen keinen Theil daran, die Fenster des Hauses ein, in dessen zweiter Etage Lola wohnte. Die Studenten, welche diesen Scandal veranlaßt hatten, waren fortan auf dem Platze und bildeten das Centrum dieser Demonstrationen. Vergebens waren die Bemühungen des Professors v. Phillips, ihre fanatische Wuth zu zähmen. „Wenn die Kugel aus dem Laufe ist, ist sie kein schlechtes Werkzeug mehr, ein Geist fährt in sie und“ fuhr er tüdtisch sie den ärgsten Weg.“ Das waren die sauberen Früchte der Abel'schen Adresse. Diese Folgen hatte das Benehmen des Senats.

In diesen rohen Stürmen zeigte sich Lola wirklich herzhaft und gleichmüthig. Man hat ihr Benehmen Frechheit genannt, jedoch, wie ich glaube, mit Unrecht. Frech ist offenbar nur derjenige, welcher, dem Anstande trotzend, wirklich Schamloses begeht. Lola kann dergleichen nicht beschuldigt werden. Ihr Benehmen war sarkastisch und zum Erstaunen genüth. Sie leerte auf das Wohl des Volkes ein Glas Champagner, und in der That, sie hat dies wirklich gefördert. Sie warf Confect und Bonbons unter die wüthende Menge, und wahrhaftig, daß, was sie gab, was süßer als Honig. Der lautenschreienden Menge konnte sie nur durch einen Pistolenschuß antworten, wenn dies die wenigen Beschützer, die gerade anwesend waren, ihr gestattet hätten. — Hierin kann ich nichts wahrhaft Schamloses finden, sondern nur beispiellosen Muth und prächtige Satyre. Was man sonst aber über sie berichtete, ist ungegründet. Wie wir schon früher bemerkt haben, so unterliegt das Wort Sittlichkeit einer gar mannigfaltigen Auslegung, und ich glaube sogar, dieses einzige Wortlein werde eine ganz neue Aera der

Weltanschauung bezeichnen. Soviel ist gewiß: mit der Sittlichkeit, wie sie ein streng katholisch-petrinisches Princip verlangt, würden die Menschen nicht allezu unglücklich, sondern unnatürlich und bleimisch schlecht sein.

Doch wir sind von unserem Gegenstande abgekommen. Da der Tumult immer allgemeiner und drohender wurde, so war man gezwungen, Militär einschreiten zu lassen, welches alsbald die Theresienstraße säuberte und abspernte. Die Menge ging jedoch nicht auseinander, obwohl es schon Abend geworden war. Unter Pfeifen Schreien und Rischen wogte das Volk die Ludwigstraße auf und ab. Gegen sieben Uhr zog es durch die Residenzstraße auf den Max Josephs-Platz vor die Residenz. Der Königin wurde ein Hoch gebracht. Sodann begann es in der alten Weise; es wurden sogar einige Fenster in der Residenz eingeworfen, worauf die Königin sich flüchtete. — Thatsache ist, daß unter Anderen auch ein studirender katholischer Theolog in dem Augenblicke von einem Officier verhaftet wurde, als er einen Stein gegen die Fenster der Residenz geworfen hatte. Die Umstehenden suchten diese Verhaftung zu verhindern, jedoch ohne Erfolg, indem der Officier durch die herbeigekommene militärische Macht unterstützt wurde.

Von nun an wurden die Maßregeln ernstlicher. Der Residenzplatz wurde von Militär besetzt; Cuirassier-Abtheilungen säuberten die Straßen, und so gelang es endlich, nachdem das Volk eine große Anzahl Laternen eingeworfen, sogar an der Hauptwache, gegen 11 Uhr dem Tumult ein Ziel zu setzen.

Tags darauf fielen keine weiteren ernstlichen Störungen vor, nachdem die Polizeibehörde durch Plakat an den Straßen, ecken die Bevölkerung noch besonders zur Ruhe ermahnt hatte, unter Warnung und Verweisung auf den Artikel im Strafgesetzbuche über Tumult und Aufruhr. Die Theresienstraße blieb den Tag über besetzt, die Residenzstraße von Abend an gesperrt. Die geringen tumultuarischen

leuferungen einiger Volksmassen sind nicht nennenswerth. Vor dem Hause der Lola Montez war zwar eine Sicherheitswache aufgestellt, aber die daselbst lauf- und Abspazierenden waren mehr zeugieriger als Böswilliger. Noch zu erwähnen ist das edle und mutige Bescheiden des Königs, welcher Montags gegen Abend, während der Tumult ganz in seiner Entwicklung war, sich zu Fuße und in äußerst feiner Toilette zu Lola Montez begab. Freundlich grüßend schritt er durch die Menge, welche, einige Zeit vorher, ihn wiederum höflich empfing.

Die Haltung der militärischen Mannschaft war bei diesem Tumult sehr lobenswerth. Vorsicht war mit Humanität gezwungen. Von dem Abel'schen Passus im Memorandum, daß eine Rückwirkung der Vorfälle auf die bewaffnete Macht einzuwirken könnte, und so auch dieses Volkswerk schwankte, hat sich Nichts bekräftigt. Der König wurde einige Tage nachher, als er im Throner erschien, mit den lautesten Vivats empfangen und begrüßt.

Das war der Verlauf und das Ende eines Straßenscandals, dem man im Ganzen von Seite der Journalistik eine viel zu große Wichtigkeit beigelegt. Der Charakter dieses Tumultes war kein politischer, obgleich man derartige Sympathien unter dem Volke gern gesehen hätte. Solide Leute, ansässige Bürger u. s. w. haben keinen Antheil daran genommen. Der Scandal war nichts als ein Ausdruck der Volksgemeinheit, fing, wie gewöhnlich, von einem kleinen Punkte an und schloß sich dann bis zu der Höhe, die zum Vorschein gekommen ist.

Dieser Tumult war die Spitze und auch das Ende des Unmuthes, der durch mancherlei Einflüsse unterhalten und bis zu diesem Excessus getrieben worden war. Weiter ließ er sich nicht steigern, ja er sank von nun an ganz und gar. Der Pöbel aufgeregt, hatte, so zu sagen, sein Muthesgefühl; der mittlere Theil erkannte, woher die Pfeile kamen. Umsonst

war das Bestreben der ultramontanen Partei, Popularität zu gewinnen. Seit der Entlassung des Ministeriums hatte sich durchaus die Stimmung des Volkes verändert; das angezündete Feuer fing an, zu verblassen, und der Tumult am 1. März war Nichts, als der Rauch, der das gänzliche Ersticken desselben begleitete.

Ganz verschieden von dieser Darstellung lautet Das, was ein anderer deutscher Schriftsteller, der Herr Benedey, welcher damals, wenn ich nicht irre, als Flüchtling in Paris lebte, berichtet. — Ich habe Selbstverleugnung genug, seine Worte treu wieder zu geben, und gerade hierdurch hoffe ich am besten zu widerlegen, wie wenig ich dergleichen Schmähungen verdient habe. Mein waderer Freund, Herr Considerat, hat den rechten Ausdruck für eine solche Verfahrungsweise gefunden, er nannte sie absurd, und ich begreife nicht, wie man solche Dinge der Presse zu übergeben vermag. Ich würde sie nicht der Vergessenheit entreißen, käme es mir nicht am Herzen, zu zeigen, was Freunde und Feinde über diese Verhältnisse und meine Beziehung zu ihnen nachten und geschrieben, vielleicht, daß gerade hierdurch das Publikum die rechte Einsicht in meinen so viel geschmähten und herabgewürdigten Charakter erhält.

Herr Benedey schrieb nämlich an die Kölnische Zeitung, wie folgt:

An die Kölnische Zeitung.

Paris, den 6. März 1847.

„Man sieht dem Gelde nicht an, daß es in Sünden erworben,“ ist eine der schönsten Redensarten; hinter denen sich die bankbrüchige Schamlosigkeit versteckt sobald man ihr die scheinheilige Maske abzieht. Sollte die Zeit gekommen sein, wo die Freiheit, wo die heiligsten Menschenrechte sich mit einem ähnlichen Spitzklein begnügen müßten? Deutschland kämpft seit fünfzig Jahren für seine geistige Entwicklung; seine edelsten Männer traten für sie in die Schranken; was Namen in der Geschichte haben wird,

stand für sie ein mit Wort und That. Und ihr Streben bis jetzt, wenn auch nie vergebens, doch meist wenigstens unmittlbar erfolglos. Es gab der Ausflüchte viel und mancherlei. Da war das Volk nicht ref genug für Pressfreiheit, für eine freisinnigere Verfassung und Politikal. Und wer es wagte, für sie mit dem Feuer der Begeisterung einzutreten, wer Herzengluh und Seeleneifer genug hatte, nicht zu berechnen, daß sein Bischofen zeitliche Wolsfahrt auf dem Spiele stand, sobald er ein ernstes Wort zur ersten Zeit sprach, der büßte oft seine Vaterlandsliebe mit seinem Vaterlande, seiner Freiheit, seiner Bürgerrechte. Auf einer bairischen Festung ergraute ein Mann vor den Jahren, der einst der Freund seines Königs war und der in jämmerlicher Haft verkrümmete, weil die Grundsätze, in die früher sein königlicher Freund mit einstimmte, tiefer in seinem Herzen saßen, als selbst die Freundschaft des mächtigen Königs. Die Geschichte Deutschlands wird den Namen Behr's nur unter Schamröthe aussprechen, und dies Roth wird in den Purpur des Hornes übergehen, wenn neben diesem Namen dann der einer Tänzerin erscheint.

Ich habe einen jungen, tüchtigen, glühherzigen Mann, der sein Vaterland über Alles liebte, gekannt, und sah ihn als Flüchtling in einem französischen Irrenhause, wo er sich einbildete, daß er gleich wieder abgeholt werden solle, um vor dem Bilde eines Menschen knien Abbitte für einen Gedanken an die Größe und die Rechte seines Volkes zu thun. Er starb verrückt; — wie schade, die schöne Nachricht, daß eine Tänzerin, die vielgeliebte Gefährtin der französischen Gens d'armes unserer Zeit, in seiner Heimath der freien Volksbewegung und der freien Presse den Sieg verschafft, hätte ihn vielleicht wieder zu Verstand gebracht! Wahrlich, ich bin ein Freund der Pressfreiheit, ein Freund der Volksrechte; aber ich denke auch, die Freiheit, mit Sünde und Schmach gewonnen, trägt den Sündenfluch mit sich herum. Die abge-

tretenen Minister in Baiern waren gewiß nicht gerade diejenigen, denen die Fierde des Fortschrittes ihre Zustimmung gegeben haben würden, aber ihr letzter Schritt war der von Ehrenmännern. Und ihre Nachfolger werden sich mit dem Schmutze befudeln, den jene von sich abgewiesen, wenn sie ihr Erbe unbedingt aus der Hand annähmen, die es ihnen zu bieten scheint. Wenn die Freiheit, wenn die Entfesselung der Presse in Deutschland von der Zwischenkunft einer feilen Tänzerin abhängt, dann ist diese Freiheit selbst nicht den Lohn werth, den man für sie fordert. Die deutsche Geschichte hat der Flecken genug, aber Flecken der Art hat sie keine aufzuweisen. Und die Freunde der Freiheit, die Männer, die auf eine schöne, große und würdige Zukunft ihres Vaterlands bauen, haben vor Allem den Beruf, das Klein des Vaterlandes, das bis jetzt die deutsche Geschichte rein zu erhalten gewußt hat, vor dem Kothe zu bewahren, mit dem eine Elia Montez es zu beschmutzen droht. — Es liegt wenig daran, ob heute oder morgen eintritt, was unausbleiblich ist, was in den Sternen geschrieben steht; — es liegt Alles daran, daß die Leute, die für Deutschlands Ehre, Würde und Freiheit kämpfen, die Sache, die heilig ist und heilig bleiben soll, nicht durch die Berührung mit dem Kothe des Lasters befudeln.

Nach dem 1. März.

Bevor ich zur Geschichte einer Zeit schreibe, in welcher es für mich nicht an Freuden, aber auch nicht an Leiden aller Art gefehlt hat; bevor ich mittheile, welches Glück mir im Umgange mit einem glühenden, intelligenten und geistreichen Könige erblühte, und welche Dornen dieses Glück mit sich führte; bevor ich berichte, welche erhabene königliche Iphn einen Monarchen erfüllten, welcher gleichwohl so wenig Dank für sein edles Streben einerntete; bevor ich sie entfühle, die Geschichte königlicher Gedanken, auf daß

die Völker erkennen mögen, wie falsch sie oft ihre Monarchen beurtheilen; bevor ich dieses Werk, welches nur ein kleiner Tribut der Dankbarkeit für mich ist, beginne, will ich mir selbst gewissermaßen den Becher mit dem bitteren Weinmuh bis zum Rande anfüllen und dasjenige berichten, was die feindliche und die befreundete Presse über mich und mein Verhältniß zu schreiben für gut fanden.

Ich werde dann die Sonde der Selbstkritik an diese Aeußerungen legen, indem ich dem Leser nichts verhülle, was zur Aufklärung eines Verhältnisses, das zu so vielen sonderbaren Dingen Veranlassung gegeben hat, dienen kann.

Zunächst die historische Darstellung der nächsten Ereignisse nach den Auftritten des 1. März.

Der Ultramontanismus hatte nichtsdestoweniger gezeigt, daß es ihm Ernst sei. Schlag auf Schlag waren die Demonstrationen auf einander gefolgt. Thatsachen waren die unmittelbare Antwort. — Der Tumult am 1. März hatte dem Ganzen die Krone aufgesetzt. Zu spaßen war jetzt wirklich nicht mehr an der Zeit, zu schonen, wäre unklug gewesen. Jetzt galt es, mit energischer Hand einzugreifen und dem Unwesen zu steuern. Das Volk zur Rechenenschaft zu ziehen, diese Maßregel wäre nicht die geeignete gewesen. Es war ja der verführte, gereizte Theil. — Man mußte sich an die Urheber wenden und bei der Wurzel anfangen. Zunächst mußten die Professoren, welche als die Agitatoren bei der Abelschen Adresse, wenn auch nicht direct, doch indirect den Tumult am 1. März herbeigeführt hatten von fernerer schlimmerer Einwirkung abgeschnitten werden. Es erfolgten nachstehende Amtsenthebungen, welche wir, der Genauigkeit wegen, nach den amtlichen Anzeigen aufführen wollen. Es heißt im Regierungsblatt:

Unterm 28. Februar wurde der ordentliche Professor an der königlichen Universität München, Dr. Ernst Casaulz,

in Anwendung des §. 19. Absatz 2 der Verf. IX. zur Verfassungsurkunde in den zeitlichen Ruhestand versetzt Reg.-Bl. Nr. 11.

Unterm 10. März wurde der ordentliche Professor an der königlichen Universität München, Dr. Ernst v. Roy zum Rathe des Appellationsgerichts von Neuburg und Schwaben *extra statum* ernannt. Reg.-Bl. Nr. 16.

Unterm 26. März wurde der ordentliche Professor an der königlichen Universität München, Dr. Constantin Höfler, in den zeitlichen Ruhestand versetzt. Reg.-Bl. Nr. 17.

Unterm 27. März wurde die eröffnete Stelle eines Regierungsrathes bei der königlichen Regierung von Niederbayern, Kammer des Innern, dem vermaligen ordentlichen Professor der Rechte an der königlichen Universität München, Dr. Georg v. Philipp, verliehen. Reg.-Bl. Nr. 17.

Noch ist zu erwähnen, daß vermöge Allerhöchster Entschliebung vom 23. März der Priester Dr. Friedrich Kunstmann in München zum außerordentlichen Professor des Kirchenrechtes nach Nr. 17. d. s. Reg.-Bl. ernannt wurde. — Von dem Specum in Dillingen wurde Dr. Beckers an die Stelle von Casaulz's berufen. — Dergleichen wurde der bisherige Lehrer an der höheren Anstalt zu Solothurn, Dr. Lindemann, ein bekanntlich äußerst freisinniger und dem Ultramontanismus völlig abgeneigter Mann, zum Professor in München ernannt.

Die hier oben genannten entlassenen Professoren sind, wie schon aus der bisherigen Darstellung hervorgeht, entlassene Ultramontanen. Was die Professoren v. Casaulz und Höfler betrifft, so ist von ihrer bisherigen Wirksamkeit nur zu sagen, daß sie auf dem Katheder und im Privatleben sich als zur strengen Partei gehörig darstellten. Haben sie auch noch nicht Daß geleistet, was die renom-

würden Häupter geleistet, so zeigten sie doch bei jener Adressgeschichte, wobei Professor v. Lasaulx der Hauptagitator war, was sie thun können und wollen, wenn Gelegenheit sich bietet. Die Gewandtheit in der jesuitischen Taktik wird nicht mit einem Male gewonnen, es gehört dazu eine längere Schule der Uebung und die fleißige Betrachtung guter Vorbilder. Es läßt sich jedoch nicht läugnen, daß das Probestück bei der Adressagitation gut ausgefallen ist, wenn es auch des Zweckes verfehlte.

Auders aber ist es mit den Professoren v. Moy und v. Phillips. Bei ihnen hat der Ultramontanismus bereits den Grad der Classicität erreicht. Professor v. Phillips ist eine bekannte Persönlichkeit; er gehört zu denjenigen Convertiten, welche — freilich das ist noch schimmer — es mit dem Ultramontanismus redlich meinen, und, wie manchmal der Fall, noch glühenderen Eifer zeigen, als geborne Katholiken. Er hat als Jurist einen Ruf, als Mensch, soweit man als strenger Katholik Mensch sein kann, zeichnet ihn Biederkeit und Gewissenhaftigkeit aus. — Man möchte sagen, es sei schade, daß dieser Charakter in solch einer Welt- und Gottanschauung sich hat begeben können; wie viel des Guten könnte er stiften, so ist aber Alles in den Abgrund geworfen. In seinen Ansichten von Kirche und Staat giebt er dem heiligen Vater das Prärogativ; sein Staat ist eine Theokratie und somit von der Kirche verschlungen. Ist er auch in seinen Behauptungen vorzüglicher, feiner, als Professor von Moy, so kann dies Niemanden täuschen, der sich vom Gewebe der Syllogismen nicht umstricken läßt. Jener sophistische Zwang, durch welchen man eine Lehre zu stützen sucht, in welcher die Menschheit so unglücklich geworden ist, ist in der That ein Beweis von dem Verfall, welchem die christliche Wissenschaft entgegengeht. Mit Guido Görres, einem Sohne des älteren Görres, bekannt durch seine Marientlieder und andere Poesien katholischer Weltanschauung, redigirt Herr v. Phillips die

„historisch-politischen Blätter“, worin der Ultramontanismus in seiner ganzen Schärfe festgehalten und mit dem feinsten Instinkt und dem Hebel moderner Wissenschaft emporgebracht wird. Es ist eine Zeitschrift für das katholische Deutschland, — somit eine Zeitschrift, welche es sich zur Aufgabe gesetzt hat, jenen unseligen confessionellen Dualismus zu predigen, welcher Deutschland in zwei Theile zerreißt und vom dreißigjährigen Kriege an bis jetzt auf den Tod verwundet hat; so daß ein tiefer Riß soll noch befördert werden. Mit Görres bildet v. Phillips das Centrum des Ultramontanismus in München; mit Minister Abel bestand der engste Verkehr. Phillips genoss auch das Vertrauen des Königs, indem ihm die Prinzen Eulipold und Alalbert zur Unterweisung im Staatsrecht übergeben waren.

Ohne Rückhalt und in planer Weise predigte Professor v. Moy den classischen Ultramontanismus in Schrift und Wort. Man vergleiche in dieser Beziehung sein „Lehrbuch des Baierschen Staatsrechts“, und man wird Wunderdinge finden. Um nur Eines anzuführen, so sagt er im benannten Lehrbuche, Th. 1. Abth. 1: „Die Theorie der unveräußerlichen Majestätsrechte gehöre ausschließlich der philosophischen Staatslehre an. Unveräußerlich, d. h. der unwillkürlichen Verfügung der Menschen entrückt, seien nur des Menschlichen Pflichten. Diese entwickelten sich aus der Religion, deren Organ die Kirche ist. Weit entfernt also, daß die sogenannten unveräußerlichen Rechte des Königs in Sachen der Religion und Kirche nicht Gegenstand des Vertrages hätte sein können, hätte die geistliche und weltliche Gewalt vor Allem sie zum Gegenstand gegenseitiger Verständigung machen müssen.“

So spricht ein Professor, der an der Universität Salzburg ist, über die Rechte des Königs. Uebersetzen wir diese Worte, so lauten sie so: „Unveräußerliche Rechte gehören nur der Philosophie, nicht dem Leben an; in der Wirklichkeit

also bestehen sie nicht. Der Regent hat keine Rechte, sondern nur Pflichten gegen die Kirche, und jedenfalls hätte bei Schließung der Concordate der weltliche Herrscher erst die römische Curie fragen sollen, ob sie ihm Rechte in Sachen der Religion und Kirche zugestehet.“

So etwas ist unerhört und doch nicht neu; denn der Ultramontanismus ist so alt wie die Kirche. Wie aber, wenn die Kirche ein Inquisitionstribunal in religiösen Dingen errichten wollte? — Nach Moy'scher Staatslehre hätte der Regent blos die Pflicht, ein solches durch staatliche Gewalt zur Ausübung zu bringen. Welche Scheußlichkeiten muß man nicht lesen und hören. Was soll man aber dazu sagen, daß das Abel'sche Ministerium Moy's Lehrbuch nicht allein empfohlen, sondern auch dessen Ansichten in seinen Verfügungen hinsichtlich der protestantischen Kirche adoptirt hat, Verfügungen, die bekanntlich in der letzten Ständeversammlung von 1845 bis 1846 für verfassungswidrig erklärt worden. — Wer darüber noch genauere Aufklärung wünscht, lese die „Beschwerdevorstellungen der Mitglieder der Generalynoden in Baiern vom Jahre 1834.“

In den gedruckten Kammerverhandlungen wird man auch die scharfen Angriffe von Landtagsabgeordneten finden, die gegen Moy's staatsgefährliche und majestätsverletzende Lehren gemacht wurden. Da wurde er so hergenommen, daß er bis in den Mund erblickte. Wie muß man lächeln, wenn im Abel'schen Memorandum die Indignation als nicht zu vertheidigend vor dem Landtage hingestellt wird.

Ob die Entlassung eines solchen Mannes nicht gegründet sei, das frage ich Jeden.

Den neuesten Nachrichten zufolge sind auch die obenlichen Professoren, Dr. Döllinger, Dr. Hanenberg und Dr. Stadbauer, sämtlich katholische Theologen und der ultramontanen Richtung huldigend, von ihrem Lehrtische entlassen worden. Professor Görres stand eben-

falls auf der Liste der zu Entlassenden; der König stimmte jedoch nicht ein, sein bereits vorgerücktes Alter berücksichtigend, und sich der Worte bedienend: Ach, diesem alten Manne will ich das Leid nicht verursachen!

Man kann sich leicht vorstellen, welches böses Blut so viele Amtesetzungen bedeutender und einflussreicher Männer in einer Classe verursachten, die es immer in der Hand hat, dem Throne gegenüber gefährlich zu sein, indem sie die Intelligenz, die Mittel und die gesellschaftlichen Verbindungen, welche Macht geben, für sich hat. Und wer wird bei einer so mächtigen Feindschaft nicht leicht dem Unmuth ausgesetzt sein welcher oft zu excentrischen Schritten führt?

Wer vermöchte mir aber ein Factum anzuführen, welches bekunden könnte, daß ich einen wirklich en Haß und Wroth gegen die Männer hätte, welche mir so feindlich gegenüber standen?

Sie mögen mir sagen, in wiefern ich meinen Einfluß zum Unglück des Landes gemißbraucht habe?

Sie mögen mir die schlimmen Handlungen aufzählen, zu welchen mich Hoch- und Uebermuth geführt hat.

Ein wenig weibliche Eitelkeit wird man mir doch wahrlich nicht zum Brechen machen wollen?

Ach — mögen doch diese Herrn es zeigen, ob sie denn so ganz von aller Eitelkeit in ihren Stellungen befreit gewesen sind?

Wahrlich, es war ein kleinlicher Haß, den so große Herren gegen eine Frau ausübten, welche nichts Anders sein wollte, als die Freundin ihres erhabenen Königs.

Doch fahren wir fort.

Ueberschaun wir die bisherigen Ereignisse, verfolge'n wir sie bis zu ihrem Ursprung, und weh'n sie ausmünden, so steht Alles wie ein Traum vor uns. Aber es ist Wirklichkeit, die man nicht für möglich gehalten hätte. Ein Frauen-

wesen, verfolgt von allen Seiten, dem Niemand Freund, tritt ein in Münchens Mauern, gewinnt eines Königs Herz und siegt über alle Hindernisse und Feindseligkeiten, mit denen man auf sie losstürmte. Merkwürdig wäre schon eine solche Persönlichkeit, hätte sie auch nicht den Kreis glanzvoller Abenteuer überschritten. Aber durch sie kommt mehr zur Reife. Eine Partei wird durch sie gestürzt, welche den Säklingtraut gleich ein schönes Fruchtfeld überzog und, was Intelligenz und Humanität Schönes zu Tage fördern wollte, erstickte. Eines Königs Herz gewinnt sie, aber sie gewinnt es nicht bloß so, wie uns die tagtägliche Geschichte Beispiele zeigt; — vielmehr in ihrem Umgange heilt sich des Königs inneres Auge auf und mit Grauen sieht es vor sich einen finstern Abgrund, an dessen Rand ein feindselig Wespenst einen Fußstapfen und sein Volk geführt. Der Kern und Krüm, der hin zum Lichte treibt, mag lange schlummern in der Brust doch ist er gesund, so bricht er endlich hervor und wird zur edlen Pflanze.

Der König steht nun im 61. Lebensjahre; am Abende seiner Wirksamkeit, der, wie wir wünschen, noch recht lange dauern möge, ist eine Morgenröthe ausgegangen, die Morgenröthe einer kessern Zeit. Und was mit voller Wahrheit gesagt werden kann, so ist die neue Schöpfung eine Schöpfung seiner Hand. Nicht regiert durch eine Fremde, wie das Memorandum sich auszudrücken beliebt, ist gegenwärtig Fürst und Volk, sondern es hat der König den Zügel der Regierung ergriffen, den seit längerer Zeit der Ultramontanismus sich in die Hand gespielt.

Die Reformen, die in Baiern im Werke sind, scheinen durchgreifend werden zu wollen und erstrecken sich bereits nach vielen Seiten und Linien hin. Es kann nicht fehlen, daß alle Zweige der Verwaltung nach und nach von ihnen berührt werden. Der Grundcharakter dieser Reformen ist Emancipation vom Ultramontanismus.

Die amtlichen Veränderungen werden von Tag zu Tag zahlreicher; sie betreffen hauptsächlich Personen, welche im Rufe des Ultramontanismus stehen. Wir unterlassen es, dem Leser eine Liste derselben zu geben, da solche auf andere Weise zur öffentlichen Kenntniß kommen können. Wie weit verzweigt diese ultramontane Partei war, wie sehr sie Alles umschungen und in ihren Kreis gezogen hatte, kommt nun erst an den Tag. Selbst die nächste Umgebung des Königs ist nicht frei davon geblieben und auch hier stehen die mannigfaltigsten Veränderungen in Aussicht.

Erstrecken sich auch diese Reformen jetzt noch mehr auf Personen, so wird ihr Einfluß doch auch schon in andern Dingen sichtbar. So wurde dem Orden der Redemptoristen, welche gar nichts Anderes als Jesuiten sind, die Mission, die sie nach Oberfranken (in Baiern) unternahmen wollten und bereits angesagt hatten, verboten und ihr Orden bloß auf Alltötting (in Niederbayern, ein bekannter Wallfahrtsort mit dem wunderthätigen schwarzen Marienbild) beschränkt. Dieses Verbot hat in Oberfranken einen allgemeinen Jubel verursacht.

Vor Kurzem ließ der König durch Genes'armen die gedruckten kirchlichen Anzeigen vom Jubiläumablaß des vermaligen Papstes, welche, ohne daß das erzbischöfliche Vicariat das königliche Placet eingeholt hatte, an der Aeußere der Kirchen angeschlagen worden waren, ohne Weiteres wegnehmen. Man sieht einerseits wie viel man sich bei Dingen, welche in die staatliche Sphäre übergehen, erlaubt hat, und andererseits, wie der König jetzt seine Majestätsrechte zu wahren gesonnen sei, was freilich, nach Herrn v. Moy's Ansichten unstatthaft ist, wonach des Regenten Rechte nur Pflichten gegen die Kirche sind.

Durch allerhöchste Verordnung vom 23. März d. J., die Abiegung der Gelübde in Nonnenklöstern betreffend, haben Se. Majestät der König zu verfügen geruht, daß

1) vor dem 33. Lebensjahre das ewige Gelübde nie abgelegt werden kann und sich hierin genau an die Ministerialentscheidungen vom 9. Juli 1831, 7. April 1838, 4. April 1841 und 14. April 1844 zu halten ist: namentlich wird den zu solchen Gelübdeablegungen jedesmal zu ernennenden Commissairen auf das Strengste eingeschärft, Zuwiderhandlungen jedesmal sogleich zur Anzeige zu bringen, in welchem Falle ferner auch solche verbotwidrig abgelegte Gelübde als nicht bindend angesehen werden.

2) Kann die Ablegung der weltlichen wie der geistlichen Gelübde nur unter Mitwirkung eines weltlichen königlichen Commissairs stattfinden, welchem das Recht zusteht, unmittelbar vor der Prof. Ablegung mit der Nonne allein ohne Beisein der Geistlichkeit eine Unterredung zu pflegen, um sich zu überzeugen, ob nicht Zwang oder Ueberredung mit im Spiele sei; sollte der Commissair sich von dem Vorhandensein eines Zwanges oder Ueberredung überzeugen, so steht ihm das Recht zu, die Gelübdeablegung augenblicklich zu suspendiren.

Vor Kurzem erging auch vom Ministerium der Kirchen- und Schulangelegenheiten Warnungen wegen Mißbrauchs der Kanzel. Dies führte zu einigen Mißthätigkeiten zwischen Ministerium und erzbischöflichem Vicariat, welche jene Warnung als in seine Sphäre fallend usurpiren wollte.

Die Aufgabe, welche der König zu lösen unternommen hat, ist allerdings schwer: zu ihr gehört eine Ausdauer, welche nicht ermüden darf; eine Freiheit des Handelns, welche sich durch Nichts die Hände binden läßt; eine Selbstständigkeit, welche alle Schmeicheleien von sich abweist; eine Klarheit, welche alle Machinationen durchschaut und zu nichte macht. Es wird nicht fehlen, daß die gestürzte Partei keinen Weg unersucht läßt, um das mit einem Male Verlorene successive wieder zu gewinnen. Auch außerhalb des Katholicismus giebt es ferner eine Partei,

welche, um nicht viel besser als die gestürzte, gern in's Feld einrücken möchte, das sie nun für unbesezt hält: — ich meine jenes Mystiker- und Pietistenvolk, jene Blut- und Bundentheologen, jene altüberlieferten Glaubenshelden, die dem Lichte und der Humanität nicht weniger gram und feind sind, als der Ultramontanismus, jene glattgeschlittenen protestantischen Jesuiten, die sich nur dadurch von den großen, ächten Jesuiten unterscheiden, daß sie nicht die Gewalt haben, im Großen zu wirken; jene vermüthig scheinenden Aufgabelasernen, in deren Jedem ein kleiner Papst steckt, und die von dem beschränkten Boden ihrer symbolischen Bücher aus so gern die Welt regieren möchten. Vor all diesen Heuchlern und Fälschern, vor all diesen Pharisäern, die in Schwafelleidern einhergehen, innen aber reißende Wölfe sind, möge sich der König hüten. Sie würden Baiern in dieselbe alte Nacht stürzen, die so eben vor unseren Augen geschwunden ist. Der König hat nur Eine Aufgabe, nemlich die Menschheit, so weit die Grenze seines Landes reicht, von jener Barbarei zu befreien, welche Natur in Fann und Fluch gethan, und welche unter dem Schutze der Loyalität und Anhänglichkeit an das Königthum nur die eigenen, selbstsüchtigen Interessen vermitt das Familienleben vergiftet, die Gesellschaft zerrütet, den Staat zerrütet, mit einem Worte, der Kirche die Alleinherrschaft zuwenden will. Der Ultramontanismus will zum Mittelalter zurückführen und all sein moderner Anstrich ist nur Heuchelei und Bühnenwerk. Der Sinn des Königs für Kunst, wie wir schon oben bemerkten, steht mit solchem finstern Wirken im Widerspruch; denn Kunst und Schönheit finden hier keinen Platz. Freie wir uns, wenn dieser Gedanke in der Seele des Königs klar geworden ist; es würde dann Das erfüllt, was Natur unsprinziglich in ihn gelegt und was nur durch unglückselige Hände von seiner Entwicklung zurückgehalten worden ist. Der König ist auf rechter Bahn; möchte er und Lola die Aufgabe klar erkennen und zur Lösung bringen!

Nun komme ich zu einem sehr interessanten Kapitel, welches der Glaube des Volkes an Lola betitelt ist und welches ich mit wenigen Veränderungen, als das einzige, was von Allem, was über mich geschrieben worden ist, am wahrsten ist, acceptiren kann. —

„Es ist hier der Ort zu berichten welches die Stimmung des Publicums oder des Volkes sei, nachdem alle diese Ereignisse, wie Demonstrationen des Staatsraths und Ministeriums, Entlassung des Kabinetts, Senatsadresse, Entlassung der Professoren, tumultuarische Auftritte vor seinem Blicke vorüber gegangen sind. — Entgegen jenen Abel'schen Uebertreibungen und Gespensterereien kann gesagt werden, daß es nicht allein beruhigt, sondern durch die Schritte des Königs versöhnt worden sei. War ohnedem sein Unmuth mehr daraus entstanden, daß Lola die Journalistik zur Feindin hatte, daß sie hin und wieder zur Selbsthülfe schritt und daß man das Privatleben eines Fürsten in allzu enge Grenzen zwingen zu müssen vermeinte, so läßt sich jene Beruhigung und Versöhnung um so leichter begreifen. Zwar hatten jene Declarationen, jenes Memorandum, jene Adressgeschichte und überhaupt jene kirchlichen und ultramontanischen Machinationen das Volk gespannter gemacht und den Blick auf einen politischen Punkt gelenkt, aber die Entlassung Abel's war für dasselbe ein Factum, durch welches der Unzufriedenheit die Wurzel abgeschnitten wurde.

Abel hinterließ im Volke keine Sympathien, außer bei der ultramontanen Partei. Während seiner Verwaltung war das Land in einen geistigen Schlaf gefallen, der dem letzteren selbst krankhaft erschien, aus dem es sich aber nicht zu reißen vermochte, da die Schwüle der Atmosphäre alle Selbstthätigkeit lähmte und schwächte. Da nun plötzlich ein frischer Luftzug durch die Räume wehte, wachte es auf, öffnete seine Augen und sah Dinge, die geschehen. Die Vergangenheit lag finster vor ihm da, um so

freudiger begrüßte Jeder die Wendung der Dinge, Was man sich früher nur ins Ohr zu sagen wagte, davon sprach man jetzt offener, nämlich: „Abel sei ein Pfaffenknecht gewesen, er habe vor Allem ihre Herrschaft gefördert und die materiellen Angelegenheiten in den Hintergrund gesetzt, er habe auf dem Conrtag mit den Volksvertretern und der Constitution wie die Katze mit der Maus gespielt.“— Ließ man auch seinem Talente Gerechtigkeit widerfahren, so vermöchte dieses Gewicht in der Waagschale ihn doch in der Meinung des Volkes nicht emporzubringen. Auch dem entlassenen Regierungs-Präsidenten von Oberbatern, Herrn von Hörmann, hat das Volk seine Thräne nachgeweiht; bei diesem war er vielmehr verhaßt und, wie das Publikum sich ausdrückte, wegen seiner Grobheit durchaus nicht beliebt. Einmal übte er sich durch diese Antipathie des Volkes sogar gedrungen, den König um seine Entlassung zu bitten, der sie jedoch zu jener Zeit, wo er noch nicht enttäuscht war, nicht annahm.

Je mehr nun das Volk Ursache hatte, mit der Entwicklung der Dinge zufrieden zu sein, desto mehr mußte der König in der Sympathie desselben steigen, desto weniger hatten die Umtriebe der feindseligen Partei ein Resultat zur Folge. So gewann auch Lola in der Meinung desselben; und wie denn überhaupt die Pfeile der Journalistik verschossen waren, wie man endlich des giftigen Geschwäses selbst satt wurde, wie man ihr Verhältnis zum Könige mit milderem Auge zu betrachten gelernt hatte und einen anderen Maßstab an diese Dinge legte, so erschien derselbe nicht mehr rabenschwarz, sondern man erkannte auch Lichtseiten, und gewiß der größere Theil hegte im Stillen den Wunsch, daß das Verhältnis zwischen Lola und dem Könige sich nicht löse. — Wer kann dem Volke seinen Glauben rauben, wenn es einmal Glauben gefaßt hat. *Vox populi, vox Dei.*

So meint das Volk, es könne wieder schrittweise gehen, wenn durch irgend einen

Unglückstern Lola Münchens Mauern verlasse. Es fürchtet, es möchten dann die Treiber und Peiniger kommen, die dem König ein Mißtrauen in die Liebe seines Volkes und in ihre Anhänglichkeit an ihn ins Herz rücken; es fürchtet, es möchte der alte Spud sich erneuern, welcher das Land und den König äfft, es möchten dem Grabe der Vergangenheit diejenigen als Gespenster entsteigen, welche man soeben der Erde oder Unterwelt übergeben zu haben meinte.

Das Volk hat so Unrecht nicht, wenn es an Gespenster glaubt, wenn auch Solche, die diesen Glauben belächeln, wenn selbst im Abel'schen Memorandum Gespensterseherei als grund- und haltlos hingestellt wird. O, das Volk hat Naturverstand! Nicht in künstlicher Form und theoretischem System stellt es seine Urtheile dar, aber seine Urtheile sind Leben und Anschauung. Es bedarf keiner geschichtlich-pragmatischen Erörterung, um die wahre Sachlage zu verstehen. Das Volk hat seine eigene Politik und Religion, und man mag thun, was man wolle, seine Principien bleiben fix und fest, können höchstens auf Augenblicke verrückt und geändert werden. Der Priester mag unaufhörlich von der Kanzel verkündigen: bittet nur um geistige Gaben! Vergebens, der gemeine Mann bittet um leibliche. Der Priester legt beständig die Worte an's Herz: Kreuziget euer Fleisch! Bewundert blickt das Volk auf den Redner, der wohlbeleibt und wohlgenährt, so reiche Früchte aus seiner leiblichen Kasteiung gezogen hat und es kreuziget sein Fleisch nicht, denn es sieht die Personen an und darüber vergift es die Worte. Der Priester mag unablässig dociren: Im Himmel schwinden alle irdischen Verhältnisse, alle irdische Liebe, es wird nicht gestreift, sondern bloß gesungen und gebetet zum Lamm. Umsonst! das Volk trennt sich nicht von irdisch süßen Verhältnissen, und jener abstracte Himmel dünkt ihm kalt und langweilig.

Das ist die vom Katholicismus und Pietismus zum Glück nie überwältigte

Stimme der Natur, die hier aus dem Menschen spricht, es ist der göttliche Naturalismus, welcher immer und wieder zum Bewußtsein kommt. Die Gewaltthätigkeit gegen die Natur, welche Katholicismus und Pietismus predigen, wird und muß im Gemüthe des Menschen stets ihren Widerstand finden.

Und so wie in der Natur, so hat das Volk auch in der Politik seine eigenen Ansichten. Als in den neunziger Jahren die Franzosen ihre Proklamationen von Freiheit und Gleichheit anschlugen, ergriff begierig Jeder nach ihnen. Als aber das Volk die Keute von Angesicht zu Angesicht sah, bepackt mit der Beute vom Landmann, mit werthlosen Assignaten in der Tasche, da wich alles Vertrauen, man verließ die Läden und huldigte dem gepfeiften Systeme nicht. Der Communismus wird nie beim Volke in Credit kommen, er wird von ihm als unnatürlich zurückgewiesen werden.

So wird auch das Volk bei den jüngsten Münchener Ereignissen seine Gespenstfurcht nicht aufgeben, denn es glaubt an das Dasein jener finstern Partei, die zwar zurückgedrängt sei in ihre Nacht, aber doch, wenn die Gelegenheit sich biete, daraus wieder aufstaude und sein Wesen treibe so arg, wie zuvor.

Insofern hat Lola nun Glauben erlangt; wenn auch der König als der Urheber der neuen Schöpfung betrachtet wird, als Mitbeschützerin erscheint sie dennoch.

Gräfin v. Landsfeld.

Die alten entlassenen Minister wollten mich durchaus nicht zur Gräfin machen, vielleicht waren sie der Ansicht, daß das adelige Blut, welches in ihren Adern floß, über das gräfliche Wappen einer Tänzerin erblassen würde. Ich möchte aber nach den Ahnen dieser Herren fragen, freilich würde ich etwas weiter hinaufgehen, als ihr Stammbaum reicht, und ob ich dann

nicht die Gelegenheit hätte, in die Boutique irgend eines Krämers einzutreten?

Ich wurde also deanch Gräfin, und der neue Minister von Maurer nahm seinen Anstand, die Verordnung des Königs in Bezug auf die Avelsverleihung an mich zu unterzeichnen.

Es ist wahr, es war ein großes Unrecht von dem Herren, nicht erst den König zu fragen:

Majestät, welches sind denn die Verdienste, um derenwillen die Tänzerin Lola Montez Gräfin von Landsfeld werden sollte? Sie hat sich ja weder im Kriege beim Looschlagen, noch im Frieden beim Münzschlagen ausgezeichnet, sie hat weder neue Theorien des Staatsrechtes, noch neue Systeme für den leidenden Untertanengehorsam, so lange ihn gewisse Leute für gut befinden, erfunden. Womit hat sie also diese Würde verdient?

Der Herr Minister dachte sicher: Sie kann eine Gräfin sein, so gut wie manche andere. Und wo nicht; — adelt sie nicht die Neigung eines Königs?

Sanz gewiß, das war ein consequenter Gedanke. So denkt ein wahrer Königsfreund.

Das Diplom, welches mir den bairischen Avel verlieh, lautete wie folgt:

„Wir, Ludwig von Baiern, urkunden und bekennen hiemit, daß Wir beschloffen haben, die aus spanischem Avel geborene Maria v. Porris und Montez (Lola Montez) in den gräflichen Stand unter Benennung einer Gräfin v. Landsfeld allergnädigst zu erheben. In dem Wir daher derselben aus königlicher Macht die gräfliche Würde Unseres Königreiches mit den damit verbundenen Ehren, Rechten und Vorzügen ertheilen, wollen Wir, daß sie sich des nachbeschriebenen Wappens bediene, bestehend aus einem deutsch geviertelten Schilde. In dem ersten rothen Felde erscheint ein aufrechtstehendes blankes Schwert mit goldenem Griffe, in dem zweiten blauen ein freifertiger, ge-

krönter, goldener Löwe, in dem dritten, gleichfalls blauen, ein silberner, links gewendeter Delfin, und in dem vierten weißen Felde eine blaurothe Rose. Auf dem Schilde ruht, mit rechts von Blau und Gold, links von Roth und Silber abhängenden Helmbleden, eine gräfliche, mit neun Perlen geschmückte Krone. Kundgethan sei Dieses Allen Kron- und Reichsbeamten, allen Unseren höheren und niederen Dienern und allen Unseren Unterthanen insgemein, damit sie die Maria Gräfin v. Landsfeld nicht nur selbst für gräflich erkennen, sondern sie auch, wie es ihr Amt und ihre Pflicht erfordert, dabei handhaben, indem Unser Wille ist, daß Jeder, der dieser Verleihung entgegenhandeln sollte, durch den Fiskus Unserer Krone vor die Gerichte gefordert und sowohl wegen Verletzung Unserer Befehle, als wegen Mißthnung wohlworbener Befugnisse eines Dritten zur öffentlichen und Privatnuzung zugleich ohne alle Nachsicht angehalten werden soll. Zur Bestätigung Alles dessen haben Wir eigenhändig Unseren königlichen Namen unterzeichnet und Unser Reichs-Insel anfügen lassen.

So geschehen in Aschaffenburg 14. Juny 1847 p. Ch. n., 26. Reg.

Ludwig.

Murer.

So war ich also trotz aller Stimmen, welche mehr als einmal die arme Tänzerin zu erschellen drohten, am Ziele.

Ich war nicht mehr Tänzerin, ich war Gräfin.

Ich hatte, wie mein guter Freund sagte, ein Palais, eine Equipage, Bedienten, Silberzeug und Geld, so viel ich wollte. Das klinget Alles außerordentlich und die Philister sperren darüber Mund und Augen auf; — aber ich frage warum?

Es ist auch gewißlich wahr, daß die Krone, welche man mit seinem Herzen erzingt, mehr werth ist, als die Kronen und Lorbeerkränze, welche man für die Kunst der Füße einerniet.

Das deutsche Volk, die Baiern, das München' er Publikum wollten von mir Nichts wissen als Tänzerin, warum konnte es nicht mit mir als Gräfin sein Heil versuchen?

Bitte, versucht es nur ein wenig, — Ihr müßt.

Ich werde mich euch jetzt als Gräfin zeigen, und meine Schuld wird es nicht sein, wenn euch mein Debüt abermals nicht zu'ag'.

Hört, ich werde euch eine Geschichte erzählen.

Einst kam der König zu mir und ich sah es ihm an, daß er sich in sehr getrübetter Stimmung befand.

Ich fragte ihn: Sire, was ist Ihnen bezaequet?

Nichts, liebe Lola, versagte er; ich habe mich diese Nacht damit bezaeäftigt einige Penitencen zu lesen, welche mir der Herr Minister v. Maurer zur besondern Verurtheilung empfohlen hat. Mich verlangte danach, sie selbst zu lesen, da ich mich an diesem Abende einmal besonders glücklich fühlte. Ach, ich lebe, daß auch ein König nicht überall heissen kann so gerne er auch möchte.

Also es betrifft seine Unterthänung? fragte ich den König.

Welch Glück wäre ich, wenn überall nur Geld da sein müßte, um zu helfen; zwar auch in dieser Beziehung sind unsere Mittel beschränkt, aber es läßt sich mit gutem Willen doch sehr viel thun. Aber nicht immer ist das Geld der Schlüssel zu dem Glück, um welches wir Könige so oft von unsern Unterthanen angefleht werden und für welches man uns so leichtfertig verantwortlich macht.

Darf ich den Inhalt der Penitencen wissen, Sire, der zu willkürlichen außer den Grenzen Ihrer Macht steht?

Es ist ein alter Mann, einer meiner Beamten, welcher sich an mich wendet und um Gnade für seinen Sohn bittet, welcher eines sehr schweren Vergehens schul-

big gemacht hat und jetzt nach dem Gesetze dafür büßen muß.

Und Ew. Majestät finden keine Veranlassung zur Milde, zur Begnadigung?

Nein, meine liebe Kola. Wenn ihm, so müßte ich noch vielen Anderen verzeihen, deren Väter nicht so glücklich sind, mir nahe genug zu stehen, um ihre Bitte bis an mich gelangen zu lassen.

Sire, sagte ich, würde es mir vergönnt sein, die Petition zu lesen?

Und zu welchem Zwecke? fragte der König.

Sire, es ist nur eine Neugierde, Nichts weiter, aber ich bitte darum, wenn es irgend möglich ist, daß Sie dieselbe zu befriedigen geruhen.

Noch am andern Tage erhielt ich die Petition. Der Name, mit welchem sie unterschrieben war, gehörte einem meiner Gegner an. Doch hatte sich derselbe klug genug von allen Demonstrationen fern gehalten; der König hatte keine Ahnung davon, daß dieser Beamte im Gehirnen gegen ihn und mich intrigirte.

Nun, ich will mich einmal erderrlich rächen, dachte ich, und als mir bald darauf die Ehre des persönlichen Besuchs wieder zu Theil wurde, trug ich so lange in den Neugrüden, bis er gewähnte und den jungen Sander vollständig kognidigte.

Später wurde mir hinterracht, daß der Vater die Verzögerung der Begnadigung seines Sohnes mit einem bösen Einflüssen zugeschrieben hatte.

So gerecht sind die Männer.

Ach, ich konnte noch viele solche Geschichten erzählen.

Wer wann eine Frau, welche man gerne mit den gefährlichsten Insinuationen beleidigt und in der Achtung der Welt herabzusetzen sucht, zeigt, daß sie eine bessere Würdigung verdient hätte, dann spielt die Welt gern den ungläubigen Thomas.

Diese Welt! die so gläubig ist, gilt es, dem bösen Leumund zuzulächeln. Diese

Welt! welche Alles haßt, was sich über die Gemeinheit erhebt. Diese Welt! welche unaufhörlich das Wort Eitel und Schwächlichkeit im Munde führt und keine Ahnung davon hat, wie Weisheit mit der Darmherzigkeit zusammenhängt.

Für die Fabel

Wunder in der Insektenwelt.

Auf Spaziergängen bearbeitet.

Von

Carl Funke,

ord. Mitglied des entomol. Vereins zu Estella,
Lehrer in Louisville, Mo.

Zweiter Spaziergang.

Werther Herr und Freund, ich komme heute zeitig, — Ihnen vielleicht zu zeitig?

Nein, nein; ich bin schon bereit. Also vorwärts!

Am letzten Sonntage hatten wir unsere Aufmerksamkeit den Käfern oder Deckflüglern (*coloptera*) zugewendet. Den letztern Namen haben sie, weil die hornartigen Vorderflügel die häutigen, zusammengeklappten Hinterflügel bedecken. Sie haben scharfe, zangenartige Kauwerkzeuge oder auch Rüssel. Die Fühler dienen ihnen zum Tasten, höchstwahrscheinlich aber auch zum Hören. Sie haben alle 6 Füße und machen eine vollkommene Verwandlung durch, d. h. aus dem Ei entwickelt sich eine Larve, die sich meist sehr stark nährt. Die Larve verwandelt sich in eine Puppe, sie scheint zu sterben. Doch zur gehörigen Zeit kommt der vollkommene Käfer aus der Puppe, der nun nicht wächst. Heute wollen wir zuerst nach den Geradflüglern (*orthoptera*) sehen, die beinahe eben solche Kiefern haben, wie die Käfer, doch gleichen sechs Füße, sowie vier Flügel, von denen aber die vorderen höchstens nur lederartig sind. Ihre Verwandlung ist nicht vollkommen.

Da sieht ein alter abgestorbener Baum,

am dem hier und da die Rinde vom Stamme losgetreten ist. Wachen wir ein Stück los. —

O, die vielen Ohrwürmer (*Forficula*). Das sind lässliche Thiere, da sie dem Menschen ins Ohr kriechen.

Ist Dir schon einer in das Ohr gekrochen?

Nein, das nicht; ich habe es aber von vielen Leuten gehört.

Und wie vielen von ihnen war es passiert?

Keinem, so viel ich weiß.

Es ist die alte Geschichte. Einer sagt es dem Andern nach und Keiner weiß etwas davon. Das Thier lebt unter Rinde, in Blumen, unter Acoricht etc. und nährt sich dort und kümmerst sich um seines Menschen lange oder kurze Ohren. Wohl aber ist die Art bewundernswürdig, wie es sich um seine Nachkommenchaft bekümmert. Wie es mit seinen Eiern umspringt, das können wir jetzt nicht beobachten, weil sie schon ausgekrochen sind. Der Naturforscher DeGeer fand einen Ohrwurm, der unbeweglich auf seinen Eiern saß. Er that denselben in ein Kästchen mit Erde und streute auch die Eier darin umher. Sogleich fing das Thier an, dieselben wieder zu sammeln. Damit fertig, setzte es sich wieder darauf. Noch andere Naturforscher beobachteten dasselbe. Wie der Ohrwurm aber die ausgekommenen Jungen beschützt, kannst Du hier sehen. Die Jungen sind der Mutter unter den Bauch und zwischen die Beine geschlüpft und sie läßt es geschehen und bleibt ruhig sitzen.

Das ist wahrlich merkwürdig.

Nun weiter! Bemerkst Du diese Menge Grasschäfer? (*locusta*)? Mit ihren langen Hinterbeinen können sie sich so umherspringen; natürlich laufen sie um so schlechter. Sie können aber auch fliegen. Es giebt eine große Menge Arten, von denen mehre auf Bäumen leben, denen sie großen Schaden zufügen.

Wie bringen sie aber das Gezirpe hervor?

Cicade (*cicada robusta*). Sie leben vom Saft der Bäume, und um diesen zu erhalten, bohren sie mit ihrem spitzen, $\frac{1}{2}$ Zoll langen Rüssel Löcher in die Bäume. In manchen Jahren sind sie so häufig, daß oft Bäume, auf deren sich viele aufhalten, absterben. Mehrere Raubvögel machen Tag und Nacht Jagd auf sie. Letzter müssen die aber von Taugenschiffen weggeschossen werden. Bei dieser Cicade (Kocist) wird das Zirpen, welches übrigens mit dem Geklapper der Kapferschlange die größte Ähnlichkeit hat, auf andere Art hervorgebracht, als bei Grashüpfern und Grillen. Die Männchen haben hinten am Bauche eine dornichte Haut und durch die Bewegung derselben bringen sie jenes Geräusch hervor.

Eine sehr schöne Cicade ist der surinamische Laternenräger. — Die oberen Flügel sehen grün mit gelben Zeichnungen oder Querbändern die unteren orange-gelb mit bräunlich-violetten Flecken an den Spitzen. Der Kopf ist zu einem aufwärts gebogenen Horne verlängert und dieses leuchtet mit schönem phosphorischen Licht. Bei zwei in ein Glas eingeschlossenen soll man lesen können. Es giebt aber auch —

Ei, sehen Sie diesen schönen schwarz- und rothgefärbten Käfer!

Das ist kein Käfer. Die Decken sind nicht horn- sondern lederartig. Das ist eine Wanze (*cimex, acanthia, lygaeus* &c.) Sie gehören auch in dieselbe Ordnung.

Was? die ich in Betten gesehen habe, waren rothbraun und lange nicht so groß. Das fehlte noch, daß solche Elephanten einem noch das Blut aussaugten. Entschergen!

Ich scherze nicht; ich sagte aber auch nicht, daß es eine Bettwanze sei. Außer dieser giebt es auch Erd- und Blattwanzen. Sie saugen den Saft aus den Blättern, so daß viele Pflanzen von ihnen tödtet werden. Einige verschmähen

auch todte Insekten nicht. Du kennst doch auch die Bettwanze, Qualster genannt. Sie hat einen sehr häßlichen Geruch, welchen sie selbst den Bienen und Früchten mittheilt, auf welchen sie sitzt. Doch ist wohl von allen keine so verhaßt als der Blutsauger, die Bettwanze. Müde und erschöpft legst Du dich in das einladende Bett, um der wohlthätigen Ruhe zu genießen. Bist du ordentlich warm, so fangen Deine Hände- und Fußgelenke an zu jucken. So schläfrig Du bist, Du kannst nicht schlafen. Du mußt kriechen, und schlüpfen sich die Augen abermals, so reizt es Dich, wieder zu kriechen. Endlich fängt das Jucken auch an andern Körpertheilen anzufangen. Du plöglich ein Licht an, so siehst Du die Räuber ängstlich nach allen Seiten hinflüchten, um ein Versteck zu finden. Hast Du das Licht verloscht, so geht in einer halben Stunde die Qual von Neuem an. Sie haben einen feinen geraden Saugrüssel, der aber ziemlich giftig ist; denn um die kaum sichtbare Wunde bildet sich eine ziemliche Geschwulst (Blase). Die Bettwanzen können ungemein lang hungern, ohne zu sterben, können sich aber auch so voll saugen, daß bei geringer Berührung das eingesogene Blut herausfließt.

Sie sind überaus listig. Sind die Betten ganz gereinigt von Wanzen, halten sich aber einige in den Wänden zurück, so laufen sie, wenn sie den Schlafenden nicht anders erreichen können, an den Wänden hinauf und an der Decke hin, bis über den Schlafenden und lassen sich dann auf ihn herabfallen. Sie kriechen oft unter die Rodärmetelaufschläge oder in Falten, um bei gelegener Zeit seine Armgelenke zu schröpfen. Uebrigens setzen sie sich bei ihrem Blutsaugen nie mit allen Beinen auf ihr Opfer, sondern die Hinterbeine bleiben immer auf dem Bett u., um bei Gefahr sofort zum Ausreißen geschickt zu sein. Sie sind, wie kluge Generale auch auf den Rückzug bedacht. Hat man nun aber auch das Glück, einige dieser Qualgeister zu erles-

gen, so giebt es eine neue Plage, — ihr Gestank. Sie vermehren sich ungemein stark.

Die Leute sollten doch die in den Zeitungen so sehr angepriesenen Wanzenalben, Insektentod u. kaufen.

O ja! Da würden sie wenigstens das Geld los, wenn auch nicht die Wanzen. Die einzige, aber auch unfehlbare Wanzenalbe ist — Reinlichkeit. Wenn einen Tag um den andern alle Ritzen und alle Versteckörter in den Matragen und Bettreden durchsucht werden, so hast Du in einem Monate keine Wanze mehr. Vor- ausgesetzt wird dabei, daß die Eier durch Ausbrühen getödtet worden sind. Vor einiger Zeit habe ich in einer Zeitung von einer Wanzenalbe gelesen, die mir sehr praktisch erscheint. Man nimmt nämlich ein Brett von der Breite des Bettes und bohrt eine Menge Löcher hinein von dem Durchmesser, daß eine Wanze hineinkriechen kann. Es ist wohl selbstverständlich, daß die Löcher nicht durch das ganze Brett hindurchgehen dürfen. Die Wanzen finden bald diese Versteckörter, wenn man das Brett zu Häupten oder am Fußende in das Bett vertikal legt und können da mit Leichtigkeit ausgebrütet werden. Man findet aus dem ganzen, sehr zahlreichen Wanzengeschlecht solche, die drei Zoll lang sind, bis herab zu denen, die nur $\frac{1}{2}$ Linie messen. Dann findet man sie von allen Farben vor, oft prachtvoll gemustert.

Doch wie wäre es, wenn wir in dieser Gartenwirtschaft uns ein wenig erfreichten und ausrubten?

Wenn wir heute noch weit wollen, wird dies uns gut thun.

O dieser herrliche Rosenduft!

Ja, das ist erquickend! Ich sehe aber, es geht dem Meister Dinkel wie mir auch. Seine Rosenblüthe sind auch über und über voll Blattläuse, wie die meinigen. Ich möchte nur wissen, wo dieses Zeug alles herkommt.

Nun, dies schädliche Thier gehört gerade in unser Kapitel und Du wirst nicht geringe Wunder bei ihm finden, ja, vielleicht das höchste und größte in der ganzen Thierwelt. Gewöhnlich sieht Du sie ohne Flügel. Im Herbst sieht Du geflügelte Männchen. Nach der Begattung legt das Weibchen dann seine Eier in die Spalten der Rinde der Pflanzen und Bäume. Im Frühlinge darauf kriechen die Jungen aus und zwar merkwürdigerweise lauter Weibchen. Diese häuten sich viermal, und gebären dann, ohne von Männchen berührt worden zu sein, wieder lauter lebendige Weibchen, welche abermals lebendige junge Weibchen zur Welt bringen. Dies geht bis zum Herbst so fort und erst in der neunten bis zehnten Generation kommen wieder Männchen vor. So hat ein Blattlausweibchen eine Nachkommenschaft von vielen Millionen. Ist das nicht wunderbar?

Ja, wahrhaftig, das ist ganz und gar wunderbar. Ich habe mir es durchaus nicht erklären können, wo sie alle herkommen, da man doch die Städte oft reinigt. Jetzt begreife ich es, wenn ich auch das Wunder nicht fassen kann.

Eben so häufig an Rosen, und oft noch häufiger findet man Blattläuse am Holunder. Man nennt sie auch Mehlthau. Zweige sind oft ganz schwarz von ihnen. Das kommt daher, daß die Weibchen meistens schwarz oder braun ausfallen; die Männchen sind meist grün. Man feht diesen Mehlthau oft nach warmen Regen und der Unwissende glaubt und sagt, es ist ein Mehl- (Mühl-) Thau gefallen. Die Wahrheit aber ist, daß die Brut bei einem warmen Regen am besten auskommt. Die Blattläuse fallen nicht vom Himmel, sie werden geboren und häuten sich auch gerne bei warmen Regen.

Jetzt will ich Dir noch einiges Merkwürdige von zwei bei uns nicht lebenden Insekten erzählen. Das erste ist eine Schildlaus, die Cochenille (*coccus*) in Ostindien, Mexico und Südamerika. Das Männchen sieht wie eine kleine

Mücke, das Weibchen aber ist ungeflügelt und, wie bei fast allen Insekten, größer als das Männchen, etwa zwei Linien lang. Es sitzt fast immer auf einer Stelle an der indianschen Feige (*cactus*), sieht braunroth aus, steckt aber in einem weißen Gespinnst. Wegen seiner Nützlichkeit für den Menschen legt man große Cactuspflanzungen an und pflegt das Thier sorgfältig. Zu einer gewissen Zeit werden die Thierchen gesammelt, über Wasserdämpfen getödtet und die schöne rothe Farbe, *Carmin*, daraus bereitet. Da die Cochenille sich mehrere Male im Jahre fortpflanzt, so hat man auch eine mehrmalige Erndte. Daß der schöne Carmin so theuer ist, kommt daher, daß zu einem Pfunde an 70,000 getrocknete Cochenillen gehören.

Im östlichen Deutschland ist eine ähnliche Art, desgleichen in Polen, die man früher benutzte, ehe man die amerikanische kannte, und man nannte sie Johannisblut. Auch der Kermes auf der Stecheide der wärmeren Länder der alten Welt gibt eine ähnliche rothe Farbe und war wahrscheinlich der Scharlach der Alten.

Das andere Thierchen ist die *Gummilandschildlaus*, etwa eine Linie lang, das in Ostindien in ungeheurer Menge an solchen Blumen lebt, die einen flebrigen, harzigen Saft haben. Das Thierchen macht aus einem rothen, dicken Saft, den es von sich giebt, vielleicht in Verbindung mit dem Pflanzensaft, um den Zweig herum Zellen, in die es, wenn sie verhärtet sind, seine Eier legt. Abgelöst, geschmolzen und in dünne Stäbchen geförmt, heißt diese Masse *Schellack*.

Nun muß ich Dir auch noch die Wunder einer andern Ordnung der Insekten zeigen und erklären, ehe die Zeit dazu für dieses Jahr vergangen ist. Doch brüte wird es zu spät.

Wahrhaftig, ich habe heute von diesen meist unbeachteten Thierchen mehr Wunderbares gesehen und gehört, als ich je für möglich gehalten hätte. Können

wir nicht nächsten Donnerstag herausgehen, da ist ein Freitag? Ich möchte mich aber nicht mehr in die finstern Kirchen hineinschleichen; ich möchte gerne mehr wissen von der Natur und dem wunderbaren Treiben in ihr.

Wir werden ja sehen, ob Zeit da ist und das Wetter günstig. Adieu!

Briefe an Gräfin Justine Skalko-Sterles.

Dresden, 18. Mai 1834.

Am Aetna, liebe Gräfin, sah ich die Sonne aufgehen und sah sie öfter sinken in der Schweiz; dennoch bleibt mir unvergänglich die herrliche Felsloge der Basile. Dst lehnte ich mich da zwischen Grauen und Wonne an das Eisengeländer, womit der äußerste Saum umfangen ist, bestete meine Blicke hinab in die Schaueriefe, hinab in den Spiegel der Elbe, die an einem magischen Bogen zwischen blumigen Gefilden um die Schanze sich hinzieht, sah hinüber südöstlich zu den Gebirgen, in deren Mitte die Festung Königstein prangt, hinüber zu dem Lilienstein, den Winterberg, den Höhen Böhmens mit dem schönen Prebischtor, zu der Kaiserkrone, dem Zirkelberg und vielen andern Höhen, die sich im malerischen Halbkreise gruppieren, überflog das nahe Rundgemälde mit hervorleuchtenden Punkten, Wehen mit seiner Ruin, das Stuppner Erziehungsbaus, Rathen und Neurathen — und verließ stets mit Wonne und mit Wehmuth den erhabenen Felsen, auf dem der Mensch gleichsam dem Himmel näher gerückt zu sein scheint.

Windet man sich auf dem weiten Terrain dieser Felschranze auf welche Seite immer hin, überall genießt man des Schönen, des Erhabenen, im Wechsel mit dem Schaurigen, dem Lieblichen und dem Kolossalten.

Die vorzüglichsten Punkte daselbst außer der erwähnten Loge mit ihrer Bar-

riere, auf dem äußersten Saue der Bastei — welche mir erlaubt sei Theonit zu nennen — sind: das Kampfer, auch Nikolaus-Ruhe genannt der Ferdinandstein, mit dem Waldo und Heusenlahyrynth der Grünte eine Schauer Tiefe, in welche die alten Koubitter ihre Gefangenen gestürzt haben sollen, daher Marterelle benannt, und die Et inschlauer, wo große steinerne Ruinen gefunden wurden, dergleichen die Raubritter auf die Schiffe ihrer Feinde hinab in die Elbe geschleudert haben sollen. Jene Schlucht — zwischen dem Ferdinandstein und dem Theonit — über welche eine feste Brücke gebaut ist, hat wohl ihres Gleichen in Europa nicht. Nicht zu beschreiben das Gemälde jenes mit Gebirg und Felsgruppen geschmückten Labyrinth! An dieser Brücke in einer Felsrand gegraben lieft man unter einem Orbeibuche mit einem Kreuz, folgende Worte:

„Dem Andenk. n zweier ehrwürdigen Männer, Herr Heinrich Carl Nicolai, geboren zu Berlin 26. November 1739, gestorben am 18. September 1823 als Pastor emeritus zu Lohmen und Herr M. Wilhelm Lebedt Götzinger, geboren zu Struppen am 1. September 1758, gestorben am 23. April 1818 als Pastor in Neustadt bei Stolpen. Sie waren es, die zuerst den Blick der Fremden auf diese Gegend leiteten. Durch sämmtliche verehrliche Führer errichtet 1813.“

Urweit von dieser Brücke hinauf erhebt sich der palastähnliche, zwei Geschosse hohe Gasthof, der in jeder Hinsicht dem ersten Platz tugend einer Hauptstadt Ehre machen würde. Man spüre im Saal oder im Garten, überall würzen das Maß Löhne böhmischer Porzellan oder Pariser. Die Gärten sind hier im Lenz und im Sommer behäufig, es ist da ein immerwährender Gehen und Kommen, ja es ist selbst in dieser großen Aukerze, deren Bau 14,000 Thaler gekostet, zu wenig Raum für die herbeistömenden Wandrer. Daß es hier an den prächtigsten Festen nicht fehlt, läßt sich leicht errathen.

Daß man nicht nur elegant, sondern auch billig lerient wird, verdient wohl auch der Erwähnung.

Indem man von der Ottowalder Seite mit kalkunigen Weisern auch zu Bastei auf die Bastei kommen kann, so verneht es sich von selbst, daß an der Seite des erwähnten Gauhofs auch Gebäude mit Stallungen und Remisen sind. Die Bastei scheint der zweckmäßigste Ruhepunkt, um von dort mit einem Führer diesen Theil des Hochlandes in mehreren kleinen Touren zu durchwandern.

D. könnte ich, liebe Gräfin, in Ihrer geistreichen Gesellschaft, am süßen Bande der Freundschaft alle diese Herrlichkeiten genießen; das hieße wohl des Lebens lieblichster, reinster Genuß! Vereinzelt bin ich für Schmerz und Lust bestimmt, und besser ist es wohl, allein sein, wenn nicht Harmonie die Seele umschlingt!

Nun folgen Sie mir, gute Gräfin, von der schönsten Höhe der sächsischen Schnei zwischen lieblichen Waldoellen zu dem Wegreifer, welcher die Richtung nach dem Ottowalder Grunde zeigt. Hier ruht es sich auf einer Steinbank so sanft; die erloschenden Bilder der Natur schreiben lebendig dem Geiste vorüber, sie begreifen die Phantasie im melancholischen Dunkel des Walds dahin, bis man wieder in puldreste Felsgänge übertritt, wo nur Gegenstände der stillen Betrachtung die früheren Bilder verdrängen. Zweifelnadelholz führt eine steinige Bahn in eine Felschlucht, die je tiefer hinab, desto enger sich schließt. Die Amielchug, die Taube girrt, dumpf braust die Wellen des Baches.

Felsklöße sind an Felsklöße geschichtet Raum zwei Schritte breit ist der düstere Paß. Wie in den Gräbern einer auserstorbenen Schöpfung zog ich einsam und schwer noch hin; bald kam ich zu einem in die Thalschlucht herabgestürzten so offnen Felsblock, worauf eben drei Kurane und drei Skandinavier ihre Freunde willkommen heißen. Hier theilten sich zwei

Wege; ich folgte der Richtung meiner Karte gemäß jenem schmaleren links hinein, der Weg rechts führt nach Wahlstädtchen und kam nach wenigen Schritten am Saume des Ottowalder Grundes, an einem lieblich rauschenden Bächlein zu einer kleinen Restauration, wo man in einem Rindenhüttchen mit Liqueur, Milch, Kaffee und schmackhaften Kuchen sich bewirthen lassen kann. Kaum ein Stündchen pigert man von hier bis nach Lohmen. Bald verläßt man mit dem riechenden Bächlein die pittoreske Felschlucht, ja mit Wehmuth, mit heiligen Gefühlen verläßt man sie und mit ihr die sächsische Schweiz. Hundert und vierzehn Stufen führen aus der Schlucht hinauf nach Ottowalce. Die Häuser der Landleute sind hier recht wohl bestellt und eben so freundlich wie die Menschen darin. Erquickt durch süße Milch folgte ich dem Fahrwege rechts und dann in gerader Richtung nach Lohmen. Rechts deutet ein Wegreifer eine Stunde nach Hohnstein und links nach Wahlen.

Einem Gasthose, mit der Inschrift: „Ora et labora“ vorüber geht man auf der breiten Straße, welche in einer Stunde nach Pyrna und $4\frac{1}{2}$ nach Dresden führt, in den Flecken hinab. Eine schöne Kirche begrüßt hier den Pilger im Friedhof. Die Thür war offen. Unter vielen Leichensteinen winkten mir am freundlichsten die Ruhstätte Schwabich's und besonders Nicolai's zu. Ein Hügel mit Immergrün geschmückt deckt die Asche des Gefesterten. An einem einfachen Steinkreuz lieft man: Karl Heinrich Nicolai kam an's Licht am 26. November 1739 in Berlin. Liebend und geiebt, — a segner und segnend voll der Er — Diener der Kirche die würdige 84-jährige Führung am 18. Juli 1823.

Dem Pfarrhose vorüber zog mich eine ansehnliche Schäferei an. Man war eben mit Scheeren dickwolliger Schaaf beschäftigt. Tausend Stück spanische Schaafe und hundert spanische Weider gab mir ein freundlicher Beamter aus Saue des gegenwärtigen Stalles an.

In Galtzof zu Lohuen ist der Versuchungszust der Führer nach allen Richtungen hin.

Zwischen dem Schloß dem königlichen Rummereute zu Lohuen und dem Schulhaus, führt mich der Weg in einer Schlucht hinab über die Brücke der Weisen; von hier so gut man in Stein gehauenen Treppen hinauf nach Mollererfeld, einem Ob. schen mit anmuthigen Gärten. Bald überreicht das Brauen der Weisen; es ist die sogenannte Kabe n t a u f e, wo der Fluß sich durch Felsmassen fortwagt. Noch pittoresker als dieser Punkt ist die nahe Lohmühle, tief in der Schlucht, ganz im Felsen eingezogen. Mit Grauen und Entzücken weilt ich hier, mitten in diesem Felssturz. Mit den Geräuschen der Wogen wogten die Gefühle auf und nieder, so daß der donnernde Wiederhall der schäumenden Fluthen wie in einem Wirbel der Gedanken mit sich forttrieb. — In mehreren Krümmungen zieht sich diese Sandsteinflucht über Lohmen hin, bis nach Fuschstein; doch kann man der Richtung unten nicht überall folgen.

Auf der Lohmühle führen 162 Steintreppen hinauf nach dem Dorfe Dauba, und am diesseitigen Ufer führt der Weg nach Kibitzal, das mächtig auf der Höhe des Sandsteingebirges sitzt. Hier kam ich zu Steinbrühen hinab, wo das Gehen beschwerlich war. Der Sandstein, welcher da mit Lebensgefahr gebrochen wird, dient gewöhnlich zu Schiffs- und Mühlfleinen. Wenn den Arbeitern Gefahr eines losbrechenden Blockes droht, so erschallt der Ruf: „L a u f z u!“ da werfen alle Steinbrücher schnell die Zeuge weg und eilen, den Bedrängten Hülfe zu leisten.

In dieser Nähe soll auch der Vorberger ein genußreicher Punkt des Hochlandes sein; ich war zufrieden mit dem Gedanken und wählte um so mehr den nächsten Weg nach Pillnitz, indem der Horizont mit Nezen drohte.

Eine herrliche, einfach große Residenz des Königs von Sachsen, nach einm

Brande im Jahr 1818 zum Theil in japanisch in Geismach, neu erbaut übertrifft hier in Pünz. Dieses ganz eigentümliche Faß zerfällt in mehrere kleine Bauten, die zusammen ein höchst gefällig architektonisches Ganze bilden.

Der Hof war eben abwesend. Welche Einfachheit, kleine Größe, welche Popularität dieses königlichen Hauses! Ein Zeichen, daß mit dem höchsten Grade der Cultur, mit der in europäischen Ländern einer Nation der asiatische Pomp verbannt wird, ohne darum das Ansehen, das wahre Ansehen des Königs, als Ersten seiner Person zu gefährden. Je roher das Volk, desto mehr bedarf es eines despotischen Vaters, der es eigenmächtig zu lenken versteht, je gebildeter, je edler und einfacher die Sitten, desto mehr verachtet die Würde des Königs als höchsten Repräsentanten der bürgerlichen Glückseligkeit, mit der Würde des Menschen. Die rohe Horde bedarf eines Treibers, den sie fürchtet, der stille Mensch will einen Führer haben, den er liebt und ehrt.

Die Zinnen des Schlosses sind geschmackvoll tapeziert und elegant eingerichtet. Die Hofkapelle ist allerorts und gerührt um so mehr Interesse, da man hier die Portraits der königlichen Familie in Bildern aus der biblischen Geschichte erblickt, sehen kann, die also mit dem Wegweiser zu sprechen, im Gewande der Heiligen erscheinen.

Auch hatte ich Gelegenheit, die Mitglieder des regierenden Hauses zu sehen und war an der Mittagstafel, im neuen, herrlich decorirten Speisesaal, wo es jedem Fremden gestattet ist, auf der Gallerie zu erscheinen und da nach Muße während des Mahles zu verweilen.

Auch die Wohnung des Hofarchitekten an der Seite der Residenz ist großartig und mit Geschmack errichtet. Man wird hier *a la charte* vertrießlich und billig bedient. Vortreflich das will sagen wenig Gericht; sehr gut. Keine ellenlan-

gen Speise. eitel findet man hier und der geübte Esser, der nicht lebt um zu essen, macht nicht über den Mangel an Auswahl der Speisen, so wie man z. B. hier in Dresden und Ungarn fluchen hört, wenn der Tafel nur 6 — 7 Speisen enthält.

Der Genuß in den prächtigen Gärten und Anlagen zu Pillnitz, wo auch besonders der Botaniker reiche Entdeckungen machte, wurde mir durch das Winterverweilen.

Nur mit dem Regenschirm durchfloß ich an der Seite eines freundlichen Märkburschen die schönen Gärten, Pavillons und Treibhäuser.

Das Treibhaus lag in Arbeitkleid gebüllt, welcher sich allmählig zerbrach und den Reiz der blumigen Gestirne, der keimern Weinberge enthüllte, als ich mit einer zahlreichen Gesellschaft in einer Gondel nach dem schönen Dresden fuhr. Außerst lieblich ist diese Wasserpartie, und von höherem Interesse für den geistigen Menschen, der den malerischen Uferhügeln vorübersehend, auf jene Gebirgshäuser aufmerklich gemacht wird, wo einst Julius Römer seine Blüthenzeit genoss, wo Schiller weilt und seinen Don Carlos und Wallenstein geschrieben.

Unter den vielen Gebirgshäusern ragen besonders hervor: das Prinz Friedrichs Palais und nahe zur Residenz eine Villa, das Elysium der Dresdner.

Auf der schönen, einfachen Uferböschung wurde gelandet. Hier begrüßte zuerst eine imposante Kirche und die Statue August IV., dem weitläufigen Gelände der alterthümlichen Residenz vorüber ließ ich mir die Weisung in einem der besten Galtzof geben. Hier in dem freundlichen Dresden will ich einige Tage der Muße pflegen und nach Ziel der Reise dann fortsetzen über Leipzig.

L u d w i g h.

Psychologische Skizzen.

Von Dr. J. C. Bergmann.

1.

Naturrell der Rassen.

Ganz wie wir die Raubthiere Waldes, die Fische Wasserbewohner nennen, ganz so sprechen wir sehr oft vom Menschen als Erdbewohner. Da Sprechen nur lautes Denken ist, so folgt daraus, daß wir gewohnt sind, uns sein Verhältniß zur Erde dem analog zu denken, welches zwischen dem Wasser und den Fischen Statt findet. Diese Zusammengehörigkeit, welche dem Gefühl Aller so sehr entspricht, daß auch die religiöse Hoffnung sich nicht über den Gedanken einer neuen Erde zu erheben vermag, ist auch wissenschaftlich zu rechtfertigen. Vergessen Sie für den Moment, daß man den Begriff der praktischen Erscheinungen auf Solches zu beschränken pflegt, was uns widerwärtig ist; nehmen Sie dieses Wort so, daß es Alles bezeichnet, was nicht nur lebt, sondern zu gleicher Zeit von dem Hauptorganismus, dem es angehört gelebt wird; so können Sie kaum etwas dagegen haben, wenn ich den Menschen als Parasiten der Erde bezeichne, an dem als seine Beschaffenheit sich die Beschaffenheit jenes größern Ganzen eben so natürlich darstellt, wie sie es natürlich finden, daß Ihr Verwalter, ohne den Boden genauer zu untersuchen, aus dem sauren Futter, das es trägt, auf seine moorige Beschaffenheit schließt.

Bezeichnet man nun die unveränderliche Beschaffenheit des Menschen, welche er sich nicht, wie seinen Charakter, selbst gegeben hat, als sein Naturrell, so wird es ein allgemeines Menschennaturrell geben, welches nichts Anderes ist, als das Naturrell der Erde, das sich über alle ihre Angehörigen erstreckt, und sie alle, darum aber auch ihn beherrscht. — Sollten die übrigen Planeten vernunftbegabte Bewohner haben, so würde ei-

nem Beobachter, der sie und uns kennen lernte, dieses Erbnaturrell, das allen Menschen gemein ist und den Jupiterbewohnern akgeht, so augenfällig, daß die Unterschiede der Menschen so geringfügig erscheinen, daß er vielleicht von den Eigenthümlichkeiten des Erdgeistes oder des Erdmenschen ganz so spräche, wie wir von der Physiognomie des Reges, weil uns die Gesichtsunterchiede der einzelnen Reges unbedeutend vorkommen im Vergleich mit dem, worin sie sich ähnlich sehen. Jener Beobachter hätte Recht. Der Mensch ist der Erdgeist, weil er irdisch denkt und fühlt, indem er menschlich denkt und fühlt.

Vermöge dieser Angehörigkeit an seinen Planeten ist der Mensch wie seine Erde, ist er jung in ihrer Jugend, krank er mit ihr, wird er alt wie sie. Darum aber ist es etwas Natürliches und Menschliches, wenn die Zustände der Erde, welche sie uns in den verschiedensten Jahreszeiten und Tageszeiten zeigt, zugleich als seine Zustände sich erweisen. Wie wir uns nicht wundern, daß im Frühjahr der Saft in die Bäume schießt, und im Herbst die Blätter abfallen, so dürfen wir es auch nicht, wenn die Wälder fast ihren ganzen Winter verschlafen, oder wenn die meisten Schwimmsüchtigen zu bestimmten Jahreszeiten sterben; wenn wir es natürlich finden, daß bei herannahender Nacht sich der Kelch der Blumen schließt, warum denn wunderbar, wenn mit herannahender Nacht des Kranken Fieber sich mehrt und die Augen des Kindes zufallen? Wenn man nicht Mirakel darüber schreibt, daß der Mond, je nachdem er voll oder neu ist, verschieden Ebbe und Fluth macht; und wenn Ähnliches, wie bei dem Ocean, hinsichtlich der Atmosphäre beobachtet worden ist; warum soll es denn Aberglaube sein, daß Mondsucht und chronische Geschwülste sich nach den Mondphasen richten? Ich will zugeben, daß es nicht geschieht, die Unmöglichkeit aber ist damit noch nicht bewiesen, und so lange dies nicht geschieht, darf man wohl

von Irrthum, nicht aber von Aberglauben sprechen. Alle jene verschiedene Zustände der Erde, sie dringen tief auch in's Innere des Menschen und geben seinem Empfinden, dem, was wir seine Stimmung zu nennen pflegen, eine bestimmte Farbe. Nicht nur das Kind ist fruchtbarer bei Nacht als bei Tage, sondern Bonaparte behauptet, unter seinen Generälen nur zwei gefunden zu haben, die zwei Stunden vor Sonnenaufgang Muth gehabt hätten. Wer hat nicht an sich selbst bemerkt, daß das Frühjahr diese sehnsüchtig melancholischen Reisedenken bringt, in welchen wir, wenn wir nicht mit den Schwänen ziehen können, doch mit Nignon klagen möchten. Wer endlich möchte sagen können, daß er nie beim Vollmond schwärmte und daß der Neumond ihm ganz dieselben süßen Empfindungen gebe, wie jener?

Die eben betrachteten Zustände der Erde sind schnell vorübergehende, denn auch die Jahreszeit dauert nur drei Monate — nach dem Kalender nämlich, denn daß bei unserm sechs Monate langen Winter nicht neun für die übrigen Jahreszeiten bleiben, erfahren wir leider zu oft. Es giebt aber, wenn wir einen größern Lebensabschnitt der Erde betrachten und zu diesem Ende die Jahrbücher der Geschichte aufschlagen, gewisse Zeiten, wo der Zustand der Erde ein ganz eigenthümlicher war, wie wir aus den Folien ersehen können, wenn auch seine Gründe bis jetzt uns verborgen bleiben. Es giebt unfruchtbare Jahre, es giebt Jahre der Krankheit. Daß Miswache, daß Krankheit von der Beschaffenheit der Atmosphäre abhängt, sei es nun von ihrer Wärme und Kälte, sei es von einem sie erfüllenden Miasma, sei es von plözlich entstandenen oder herangezogenen mikroskopischen Thieren, dies möchte man wohl kaum bezweifeln können, und da die Atmosphäre zur Erde gehört, wird der Schluß nahe liegen, daß dort, wo neue verheerende Stürme aufreten, ein bis dahin nicht dagewesener Erzzustand eingetreten ist. Wenn uns aber die Ge-

schichte der Krankheiten lehrt, daß mit ihnen parallel gewisse exaltirte oder deprimirte Zustände und veränderte Empfindungsweisen sich zu zeigen pflegen. Wer wollte dann die Ähnlichkeit bestreiten zwischen diesem Factum und dem, daß das Kind bei Nacht schläftig wird? Ich spreche hier nicht von der überall, wo eine neue Pest auftritt, sich zeigenden Wuth der Masse gegen die Brunnenvergifter, die, ganz wie sie Manzoni in seinem Meisterwerke beschreibt, in Petersburg und Paris sich während der Cholera wiederholte; dergleichen ist das sehr erklärliche Product ähnlicher Calamität und der überall gleich bleibenden Dummheit der Massen. Ich spreche von Andern:

Niebuhr, denke ich, war der Erste, der die Bemerkung machte, daß beim Ablauf von Weltaltern die unentschiedene Dämmerung zwischen zwei Perioden, welche den Historiker oft zweifeln läßt, ob er es mit Abend- oder Morgendämmerung zu thun habe, sehr oft durch verheerende epidemische Krankheiten bezeichnet sei. Wenn er hierbei an die Pest des Thucydides erinnert bei dem Verlöschen des schönen griechischen Lebens, so ließe sich zur Bestätigung seiner Behauptung Vieles hinzufügen; Die Todesurtheile des römischen Reichs werden durch mehre Pestepidemien begleitet, die Peste treten gleichzeitig auf mit dem Muhamedanismus; auf der Wähe des Ausfuges während der letzten Kreuzzüge will ich solches Gewicht nicht legen, weil man dies bloß eine Verbreitung desselben in bis dahin verschont gebliebene, Länder nennen wird; bemerkenswerth dagegen erscheint mir, daß die beiden Begebenheiten welche der kühnlichen Sommernacht des Mittelalters ein Ende machten, die Entdeckung Amerikas und die Reformation, in dieselbe Zeit fallen, wo drei furchtbare, bis dahin unbekannte Seuchen Europa verheeren. Ja, lassen Sie, wie Sie wollen, einen Zufall kann ich nicht sehen in der wiederholten Gleichzeitigkeit der Cholera und der revolutionären Bewegung in Europa. Ich sage nicht, wie Viele, daß die Cho-

lera als ein göttliches Strafgericht anzusehen sei, wie ich auch nicht sage, daß Pestilenz Strafe für's Fieber sind, aber einen Zusammenhang der Art nehme ich allerdings an, daß nicht ohne natürliche Gründe sich plötzlich ein gewisser irritabler Zustand über die Massen verbreitet, und daß diese natürlichen Gründe mit in der Beschaffenheit des Planeten liegen, den die Massen bewohnen ganz wie im Kleinen dem Ausbruch eines Erdbebens jene ängstliche Stille der ganzen Natur vorausgehen soll, welche die Thiere dahin bringt, sich zu verstecken, den Menschen, an sein Ende zu denken. Hier könnte nun der Gedanke nahe liegen, daß eine wissenschaftliche erschöpfende Geologie und Meteorologie es dahin bringen werde, wenn auch nicht gerade vorherzusagen, was, so doch, daß etwas Großes im Leben der Völker geschehen werde. Ich könnte dies zugeben, in der Sicherheit, kein Dementi zu erhalten, da die Meteorologie gerade durch die ungeheuren Fortschritte, die sie durch Dove's u. A. Verdienste gemacht hat, weiter als je davon entfernt ist, etwas vorauszusagen; allein ich will dies doch nicht sagen, sondern bemerken, daß ich nicht gesagt habe, die Erdveränderungen seien der einzige Grund solcher Begebenheiten, sondern nur, daß die Gleichzeitigkeit auf einem wirklichen Zusammenhange beruhe.

Ich habe bisher von dem gesprochen, was allen Menschen ganz gleichmäßig zukommt, weil sie Erdbewohner sind. Dabei dürfte ich nur dann stehen bleiben, wenn die Erde ein ganz gleichmäßiges Ganzes wäre. Dies ist aber nicht, der Unterschied der Klimate, verbunden mit dem verschiedenen Verhältniß, in dem das Festland zum Wasser, die Höhen zu den Tiefen stehen, läßt auf der Erde eine Menge von Unterschieden hervortreten, vermöge welcher jedes Land seine eigene Natur hat. Wie nun jedes Klima und wie wieder jedes Land seine bestimmte Flora und Fauna hat, indem seine Blumen und Thiere an seiner Natur participiren, ganz ebenso sondern sich wieder

einzelne Gruppen von Menschen von einander ab, welche gerade so von einander unterschieden sind, wie die Partien der Erde, welchen sie angehören, und deren Beschaffenheit an ihnen als ihr besonderes Naturell sich zeigt.

Um uns die hauptsächlichsten Unterschiede deutlich zu machen, welche die Erde darbietet, ersuche ich Sie, Ihren Globus anzusehen. Denken Sie ihn sich in zwei Hälften geschnitten, etwa durch den Meridian von Ferro, so können wir, indem wir uns für einen Moment die Erde still stehend denken, von einer östlichen und westlichen Hemisphäre sprechen. Die letztere zeigt uns den großen Ocean und Amerika, die erstere die übrigen vier Welttheile. Der oberflächlichste Blick auf diese beiden Hemisphären zeigt uns schon in der Form des Festlandes einen diametralen Gegensatz indem in der westlichen Hemisphäre die Richtung von Nord und Süd auf der östlichen dagegen die Richtung von Ost nach West vorwiegt, dort die Ländermasse dem Meridian, hier dem Aequator parallel geht. Dieser Gegensatz, der in der äußern Form angedeutet so tief geht, daß es u. A. fast als eine Regel angesehen werden kann, daß die Thierart, welche auf der einen Hemisphäre wenige Repräsentanten hat, auf der andern desto mehr zeigen wird, dieser beweist, daß man nicht Unrecht hatte, Amerika den andern Welttheilen entgegenzusetzen. Der Name „Neue Welt“, entstanden aus dem zufälligen Umstande, daß Amerika später entdeckt wurde, ist dann der Grund geworden, weil es sich mit Australien eben so verhält, beide zusammenzufassen, obgleich sie nur darin übereinstimmen, daß sie nicht zu dem großen Continente gehören, den man mit dem Namen die „Alte Welt“ bezeichnet. Betrachten wir nun diese Welt, so ist es kein Zufall, daß man von jeher in derselben drei Welttheile unterschieden hat.

Daß Afrika als ein beiderer Welttheil betrachtet wird, erscheint Jedem natürlich, minder dies, daß man Europa,

te's „Kandjunge von Asien,“ wie sie die selbige Zeit einmal genannt hat, als ein Ganzes für sich angesehen hat. Alle in die große Niederung an der Grenze dieses Welttheils nach Asien zu weist darauf hin, daß es eine Zeit gab, wo seine Verbindung mit Asien nur durch ein Analogon der Landenge von Suez gebildet wurde. Wäre aber dies auch nicht, so gälte die ganz verschiedene Charakter, die ganz verschiedene Natur aller drei vorkommenden das Recht, sie, wie das fortwährend geschehen ist, als drei verschiedene Erdörter (da dem f. ühern Menschen die Erde die Welt ist) als Welttheile zu bezeichnen. Um diesen Charakter zu fixiren, muß die Aufmerksamkeit einerseits auf das Klima gerichtet werden, dann darauf, in welchem Verhältniß Hochland, Tiefland, Ebenenland zu einander stehen, endlich aber uns fast vor Allem auf das Verhältniß zwischen dem Festlande und dem Meere. Von diesem ist nämlich das Leben der Erde eben so bedingt, wie das pflanzliche und thierische Leben vom Gegensatz der Geschlechter. Die mütterliche Erde hat an dem männlichen Ocean ihren Gatten, aus ihrer Umarmung spricht das Leben, man trenne sie und man hat die unermessliche Sand- und Wasserflut. Wenn es nun der Berührungspunkte von Festland und Meer um so mehr giebt, je mehr diese Meerbusen in's Land gehen, je mehr Ströme indirect mit dem Meere verbunden, je mehr sich Inseln bilden, so sehen Sie, wie tief dieser Blick es war, der Carl Ritter, den Schöpfer der wissenschaftlichen Geographie dies große Gewicht auf die Länge der Küstenlinie legte, welche bei einem kreisförmigen Continent am kleinsten, bei einem sternförmigen oder einer Inselgruppe am größten sein würde. Je größer die Küstenlinie, desto größer die Gliederung.

Daß also bei einer Chorographie der Welttheile auf alles dies Rücksicht genommen werden muß, liegt in der Natur der Sache. Wie nun der Mensch (die Menschheit) als Erdbewohner an dem Erdnaturall partecipirt — aus dem Erdenfleck gemacht

ist — eben so erscheint die Natur des bestimmten Erdtheils als das Naturall des Theils der Menschheit, welche ihn bewohnt, und dies besondere Naturall des Europpers, des Afrikaners u. s. w., dies ist es, was man die Rassenbestimmtheit des Menschen oder auch kurzweg seine Rasse nennt. Wir nennen darum drei Rassen der alten Welt an, sie sind Corviers einzige, Blumenbach's Haupt Rassen und der Hauptgesichtspunkt, den ich bei ihrer Schilderung festhalten werde, ist dieser, daß ich nachzutheilen vortragen will, daß der Neger in we Africa u. s. w., das heißt, daß es sich bei ihm gerade so verhält, wie mit dem Kinde, das müde ist, weil es Nacht wird. Wie aber seeben bei der Charakteristik des Welttheils auf gewisse Punkte aufmerksam gemacht wird, ebenso habe ich auch hier darauf hinzuweisen, was bei der Beschaffenheit der verschiedenen Rassen besonders in Betracht kommt.

Bis auf Blumenbach pflegte man nur von der Haut und, was damit auf's Genäueste zusammenhängt, dem Haar zu sprechen und nach ihrer Farbe und Beschaffenheit die Rassen zu unterscheiden. Seit Blumenbach und Camper hat man beider die Aufmerksamkeit auf die Form des Schädels und des ganzen Kopfes gerichtet, und zwar so, daß die Einen, mit Blumenbach, denselben mehr von oben herab betrachteten, um zu sehen, wie sich Kränze- und Durchmesser des Schädels verhalten, ob er runde oder eckige Umrisse zeige u. s. w., während die Andern, mit Camper, den ganzen Kopf, d. h. außer dem Schädel auch noch die Gesichtslinien von der Seite betrachteten und nun zusahen, ob der s. g. Camper'sche Winkel spitz oder stumpf, d. h. der Obertheil sehr vorspringt und das Antlitz ein schnauzenartiges, thierähnliches Ansehen bekommt, oder aber es gerade umgekehrt diese Partie zurück, dagegen aber Stirn und Augen vortreten. Hatte sich aber einmal die Aufmerksamkeit auf diese eine Partie des Steiles gewandt, so war es begreiflich, daß man bald das ganze Skelett, die Verhältnisse der Gliedmassen war dies

geschehen, die Muskulatur, welcher das Skelett zum Gerüste und Halt dient, in Betracht zog, so daß man endlich bei dem Richtigen anlangte, den ganzen Leib mit allen seinen Funktionen im Auge zu behalten. Aber auch dies wird uns nicht genügen, wir werden eben so das Innere, die Weise des Corpusthums bei den verschiedenen Rassen berücksichtigen, ja einen flüchtigen Blick auf die Rolle werfen müssen, die sie in der Geschlechtergeschichte spielen werden.

Fangen wir mit Afrika an. (Ich bemerke sogleich, daß, was ich sage, von dem Nordrande, der am Mittelmeere liegt und einen europäischen Charakter hat, nicht gilt.) Afrika bietet uns gleich auf den ersten Blick, den wir auf die Karte werfen, den fast gänzlichen Mangel aller Gliederung dar. Obgleich drei Mal so groß wie Europa, ist doch seine Küstenlinie, fast um ein Viertel kleiner als die Europa's, was daher kommt, daß es keine tief einschneidenden Meerbusen hat. Ferner fehlen ihm die das Binnenland zur Küste machenden Ströme. Endlich aber hat es fast gar keine Inselbildung, indem die einzige Insel von Bedeutung ein großer durch seine physische Beschaffenheit fast unzugänglicher Continent ist. Also ein Minimum von Verbindung mit dem Ocean, darum aber auch, da nichts so verbindet wie das Meer, ein abgeschlossener gegen die Außenwelt, so daß man hat ausgesprochen können, der Mond sei uns viel bekannter als Afrika.

Geht man von der Form auf die Beschaffenheit über, und zuerst auf's Klima, so trägt der Umstand, daß es fast ganz in der heißen Zone liegt, dazu bei, daß hier die physische Abwechselung von Guthitze und stürmendem Regen Alles, was den Charakter der Vermittlung hat ausschließt. Ebenso wenn man auf die Erhebung des Landes über das Meer achtet. Unzweifelhaft unfruchtbares Hochland im Süden, ein aus Sandebenen und Sümpfen bestehendes, darum eben so unfruchtbares Tiefland im Norden, bei fast völligem Mangel an Ebenenländern. Also gleich-

Als ganz unvermittelte Gezeisäge. Dieser Welttheil ist nun bewohnt von der Rasse, die wir die afrikanische nennen banen, welche gewöhnlich als die äthiopische oder Negerrasse bezeichnet wird. — Die durch ein unter der Oberhaupt sich befindendes, nur bei Albinos fehlendes Pigment erzeugte schwarze Haut, das aufse wollige Haar, der Schädel, der von den angesehen von beiden Seiten eingeschnitten erscheint, und darum als der schmale der elliptische bezeichnet worden ist, während Andere, indem sie den Kopf von der Seite herab betrachteten, wegen des ihr spizen Camper'schen Winkels die Kappform die prognathische genannt haben, d. h. die mit vorspringendem Kiefer, — dies sind die sogleich auffallenden Kennzeichen eines Neger's, welche, wie nicht zu leugnen, etwas Wildes und Thierisches haben. Analysirt man sich diesen Eindruck, so findet man, daß er seinen Grund darin hat, daß bei dem Neger vorzüglich ausgebildet alles das erscheint, was zur Befriedigung der physischen Bedürfnisse und dann wieder was zum Tragen und Aushalten dient, die Raumbuseln, die Rippen, die Nackenmuskeln u. s. w., während dagegen die zurückgetretene Stirnhöhle verräth, was die genaue Untersuchung bestätigt, daß die Masse des Gehirns verhältnißmäßig geringer ist, als bei andern Rassen, auch die dicker hervorstehenden Nerven nach einem fast allgemeinen, von Sommerung entredeten, Gezeis auf eine minder feine Structur der Nerven schließen lassen.

Was das Äußere des Neger's ankündigt, das wird durch seine thierische Beschaffenheit nicht Lügen gestraft. Ganz einander seines Welttheils hat er sich abgegeschlossen gegen Einflüsse von Außen und ist daher stehen geblieben am Anfang der Geschichte, in deren Fortschritt er nicht eingegriffen hat. Selbst der Anfang der Staatsentwicklung fehlt bei ihm, der im Ganzen noch heute Jäger ist, nicht einmal Nomade. Wie sein Land und sein Klima seine Uebergänge zeigt, sondern in jähem Uebergang von Ertem zu Ertem, so er selbst. Im freien Zustande

bricht er plötzlich ohne vernünftigen Grund, wie er sie angefangen hat, eine Schlacht ab und läuft davon, er weiß nicht warum; im unfrischen wimmert er unter den Schlägen des Aufsehers und wirft dann plötzlich auf dessen Befehl sich in die wildeste Luft fliehet. Diese, auch innerliche, Hirnlosigkeit macht es erklärlich, wie die größten Extreme bei ihm beisammen sein können: von Menschen sich als Vieh verkaufen lassen und Menschen — fressen. — Ganz (hirnloser) Elend seiner Begierde hat er eben deswegen der (vernunftlosen) Sklaverei sich nicht erwehren können; unfähig, sich selber zu kändigen, haben Andere ihn zähmen können. Es ist darum in der Negerrasse die Menschheit in ihrer Jugendhaftigkeit, möchte ich sagen, stehen geblieben, und zeigt uns die Unmöglichkeit, sich selbst zu leiten, das Bedürfnis, erzogen, und wenn es nöthig ist, gezwungen zu werden. Schreibe ich an einen Anderen, als Sie, so könnte ich fürchten, daß er mir eine Vorliebe für die Sklaverei andichtete. Bei Ihnen fürchte ich dies nicht. Dagegen versehe ich mich einer Consequenz die ich aus dem Geringsten wünsche, was ich eben gesagt habe: Wo der Junge ungezogen bleibt, auch wo er alt wird, ist es meistens die Schuld dessen, der ihn in der Zucht hatte. Nicht nur meistens aber, sondern ohne alle Ausnahme ist es abscheulich, anstatt zu erziehen, die Erziehung zu verhindern.*)

Passend wird gleich hier neben der Negerrasse diejenige erwähnt, welche von sehr bedeutenden Physologen als eine Nebenrasse der äthiopischen, ja von einigen sogar als ganz dieselbe angesehen wird. Es ist die, welche Blumenbach als die malayische bezeichnet, die nach der hier entwickelten Theorie die australische genannt werden müßte. Der Welttheil, den sie bewohnt, zeigt, wie dies schon öfters, wie dies noch neuerlichst von einem berühmten Naturforscher ausgesprochen worden ist, denjenigen Zustand an, welcher

zu einer Zeit, wo die Erde noch nicht ihre vollkommensten Produkte hervorbrachte, überall auf ihr Statt fand. Er hat etwas Embryonisches mit seinen zerrissenen Inseln einerseits, und seinem Afrika im verschleierten Maßstabe andererseits.

Dieses Embryonische, an längst vergangene Bildungsperioden der Erde Erinnernde, zeigt seine wunderliche Flora sowie seine Thierwelt, die in dem phantastischen Schnabelthier, in den seltsamen Marsupialien die unserige Natur des Welttheils abspiegelt. Der entschiedenste Parallelismus aber zeigt sich zwischen allem die en und der Beschaffenheit der Rasse, die diesen Welttheil bewohnt.

Haben wir in dem Aethiopianer den Menschen in seiner ungebändigten Kindheit gesehen, so erscheint er hier noch um ein Stadium weiter zurückgeblieben. — Alle die körperlichen Eigenheiten des Neger's zeigt der Australneger gleichfalls, aber in einer Weise, die bei ihm die Thierähnlichkeit noch mehr hervorrettet läßt. Die Bemerkung, die Sommering hinsichtlich jener gemacht hat, daß dieser vorkommende Wachsen der achten Rippe mit dem Brustbein, die größere Länge des Vorderarms, sowie der Finger und Zehen an die Affen erinnere, erscheint hinsichtlich der Australneger noch passender. Fürchten Sie nicht, daß ich daraus die Folgerung ziehe, daß der Schwarze uns den Menschen zeige, wie er eben erst das verloren hat, dessen Mangel Fourier so sehr bedauert. Auch wenn Blumenbach nichts zur Verhütung in einer Familien-Angelegenheit geschrieben hätte, würde ich den Schwarzen nur so den Affen unter den Menschen nennen, wie ich ein Kind ein Affchen nenne, weil es noch nichts selbstständig erfindet, sondern nur nachzuahmen vermag. Doch aber mit etwas mehr Grund als unsere „Affchen,“ bei denen die Unreife vorübergeht, während jene, den Embryonen gleich, noch nicht einmal die Stufe des reifen Kindes erreicht. Bedenken Sie nun, daß der Mensch im embryonischen Zustande

*) Und hierin liegt die größte Schmach unserer südländischen Elendensüchter.

de dem Affen viel ähnlicher sieht, als nachher, so werden Sie mit mir die Parallele treffend finden, die ein geistreicher Freund gezogen hat zwischen dem wegen seiner schwachen Wadenmuskeln gern hochenden Papus, diesem unreifen Neger, wie ich ihn am liebsten nennen möchte, und den Unglücklichen unter und welche vor oder nach der Geburt in ihrer Bildung gehemmt, geistige Marfupialien sind, die eines künstlichen Nachreifens — auf dem Abendberge — bedürfen, den Cretinen. Was oben bei den Negern erwähnt ward, dieses hirnlose Wechseln von Zuständen ohne Uebergang zeigt sich hier noch mehr, und die plötzlich den Australneger überfallende Wuth, in der er wie ein wildes Thier den ihm Begegnenden mordet, würde bei uns als Zustand eines unheilbar Tollens erscheinen. Wie der Afrikaner, so ist auch der Australneger nicht im Stande, sich fortzubilden. Er bedarf dazu der Hilfe von Aussen, und das Gefühl, daß ihr Zustand für uns ein Vorwurf ist, dies ist es, was die Missionäre zu den Schwarzen treibt.*)

Kehren wir nach diesem Ausflug in die neue, zurück in die alte Welt und zwar nach Asien, so bietet dies einen ganz andern Anblick dar, als Afrika. Es zeigt sich in jeder Beziehung als das Land des Aufgangs, denn Alles beginnt hier, was in Afrika fehlte. Schon der erste Blick auf die Karte zeigt, wie wenigstens auf zwei Seiten die Gliederung durch Meerbusen, vorspringende Halbinseln und Inseln beginnt. Ebenso ist von jener klimatischen Unformität nicht die Rede bei einem Weltzug, der alle drei Zonen befaßt. Die Höhenverhältnisse betreffend, so liegt zwar die Hochebene vor, und das vermittelnde Stufenland tritt gegen sie und das Tiefland zurück, aber das letztere ist nicht mehr nur Wüste und Sumpf, und von der erstern, auf welcher nach Ritter das Menschengeschlecht sich mit seinem Hausgeräth, mit Handschieren und

Cerrallen verfaß, gehen große Ströme herab, gleichsam Wegweiser, an welchen die Menschen herabsteigen konnten. Der asiatische Mensch tritt uns in der s. g. mongolischen Rasse entgegen. Gelb oder gelbbraun bis ins Schwärzliche hin, mit wenigen schwarzen und stroffen Haaren, fällt er hinsichtlich seiner Physiognomie durch die engegeöffneten Augen und die eingedrückte Nase zuerst auf. Dem Beobachter erscheint der Schädel, von oben herab angesehen, durch die weniger sanft sich verlierenden Umrisse fast viereckig, von der Seite betrachtet, weiß sich der Scheitelpunkt erhebt, pyramidalisch und bietet dem Gehirn nicht sehr viel Raum. Wie hinsichtlich seiner Sinneswahrnehmungen der Mongole auf einen engen Kreis beschränkt, in diesem aber schärfer percipierend erscheint, als die übrigen, so ist auch in Beziehung auf seine Muskelthätigkeit die Leichtigkeit und Geschwindigkeit ein Ersatz für die mangelnde Stärke. Den reinsten Typus möchten die Kalwäden, die äußerste Ausartung die Samojeden mit ihrem kleinen Wuchs, platten Füßen und unförmlichen Händen darbieten, welche das Pendant wären zu den Buschholzentoten unter den Negern. Blicken wir auf das Innere, so ist hier die ungebändigte Wildheit des Afrikaners gebrochen und der asiatische Mensch erscheint als unter die Jucht genommen. Wie in dem Afrikaner die tolle Ungebundenheit, so liegt in dem Asiaten das Bewußtsein der Unfreiheit. Darum weiß er sich einer Rasse angehörig, darum ist die Form seiner Staaten die Despotie. Darum ist aber auch er der Antäcker der Geschichte; denn wie jede Erziehung, so beginnt auch die des Menschengeschlechts mit der Jucht. Das nomadische Leben, das dieser Rasse eigenthümlich ist, und welches erklärt, daß später ganze Völker als Nomadenstaaten nach Europa zichen, läßt sie, geleitet von den großen Strömen, von jener Hochebene aus, sich nach allen Richtungen ausbreiten, und die ersten Rudimente des staatlichen und religiösen Lebens erlernen. Sie allein war von allen andern Rassen dazu geschickt, denn nur ihr war es natürlich,

mit blindem, slavischem Gehorsam einem Tyrannen zu folgen, mit blindem Fanatismus einem Religionskister anzuhängen. Dies aber muß vorausgehen, erst später kann sich der freie Gehorsam gründen. Der Gegensatz zwischen dem Asiaten und Afrikaner, der kein anderer ist, als der zwischen Zwang und Ungebundenheit, zieht sich bis in das religiöse Gebiet hinein.

Während der Afrikaner nicht über das Zaubern hinauskommt, dieses übertriebene Geltendmachen des Individuums, während dessen haben alle asiatischen Religionen einen fatalistischen Charakter, wie der Steradienst und der spätere Islam, oder sie behaupten pantheistisch (wie die Buddeistische Lehre), daß an dem Einzelnen nichts sei. In dieser Resignation findet der orientalische Geist seine Befriedigung. Wenn so die asiatische Rasse historische Bedeutung gehabt hat, so hat sie sie eben gehabt. Höher als bis zur Resignation kann sie sich nicht erheben; wo es sich darum um höhere Aufgaben handelt, erscheint sie als ohnmächtig. Daher das Stillstehen, was uns als Apathie erscheinen muß.

Was sie zu leisten im Stande waren, haben jene Völker geleistet, ihr Tagewerk ist gethan, sie sind abgelebt und bleiben es, wo sie nicht durch ein anderes Princip von Aussen (durch uns) verjüngt werden.

Wie ich die australische Rasse als Nebenrasse auf die afrikanische folgen ließ, eben so mache ich von der asiatischen einen Abstecker in die neue Welt.

Die amerikanische Rasse, auch die kupferrothe genannt, weil ihr Braun mit Roth, nicht, wie das der asiatischen, mit Gelb gemischt ist, hängt nichtsodefkowitziger mit dieser zusammen, und es ist Vielen sogar wahrscheinlich, daß Amerika von Norden her von mongolischen Einwohnern besiedelt worden ist. Das Haar ist hier gleichfalls schwarz und spießig, dabei der Haarrowuchs überhaupt spärlich. Der Bart fehlt so gut wie ganz. Der Kopf

*) Wenn sie es ehlich meinen — ver-
sche sich von selbst. &

ist fast noch kleiner, als bei der asiatischen Rasse, die Form desselben der mongolischen ähnlich, doch hat mir ein Naturforscher, der sich Jahre lang mit der Untersuchung von Schädeln beschäftigt hat, gesagt, es träten außer dieser Form bei den amerikanischen Völkern noch zwei andere Typen des Schädels auf, deren einer sich dem afrikanischen, der andere dem amerikanischen näherte. Die Muskelkraft ist, verglichen mit den andern Rassen, gering, sie wird wie bei dem Asiaten durch die Gewandtheit, so hier durch die Verschlagenheit ersetzt. Sie brauchen nur Cooper's Romane zu lesen, um einzusehen, daß von dieser fuchskartigen Verschmiztheit bei keiner andern Rasse sich eine Spur zeigt. Kein Wunder daß dem so ist! Findet sich doch auch, wenn wir nicht Rassen, sondern einzelne Individuen vergleichen, List und Ger ebenheit bei denen am meisten, die lange gelebt haben, bei den Alten, deren Pfliffigkeit die Kühnheit der Jugend ersetzt, und ist im Grunde doch die amerikanische Rasse die Menschheit in ihrem Greisenalter, wie sie dem Tode entgegengeht.

Wenn ich den Australneger einen un-reifen Neger nannte, so möchte ich ihm als entgegengesetzt's Errem den Amerikaner, diesen überreifen Mongolen, gegenüber stellen. Der Mongole hat gelebt im historischen Sinne ebenso der Amerikaner. Wie der Chinese uns überrascht, weil wir finden, daß er vor Jahrtausenden besaß, was wir vor Jahrhunderten glauben entdeckt zu haben, eben so zeigt sich bei den Amerikanern mancher Ueberrest früherer hoher Cultur. Das hat aber Alles sein End: erreicht. Sie haben ausgelebt, die Rothhäute, darum verschwinden sie auch, ohne daß sie durchs Schwert ausgerottet werden; während die hyperäthenische schwarze Rasse sich wunderbar vermehrt, während dessen stirbt die rothe allmählig aus, weil sie nicht die Energie hat, sich zu erhalten. Die Apathie dieser Rasse, bei der der Heldemuth darum in der stoischen Gelassenheit besteht, mit der

sie zu leiden vermag, die Grausamkeit die Stelle der Wuth vertritt, diese ist der Grund, warum, als die Weißen Amerika in Besitz nahmen, sie ihre Arbeiter aus Afrika holten. Zur Arbeit gehört außer der Kraft auch noch frischer Lebensmuth; das, was der französische Arbeiter mit dem Worte *courageux* bezeichnet, das sind die Rothhäute nicht. Das Feuer der Jugend ist in ihnen erloschen und wenn sie es durch das Surrogat des „Feuerwassers“ zu ersetzen suchen, so eilen sie dadurch noch schneller dem Verderben entgegen. Diese Rasse hat nur eine Vergangenheit, gar keine Zukunft; wo sie nicht ausstirbt, wird sie von der europäischen aufgefogen die schon jetzt allein gemeint wird, wenn von Amerikanern die Rede ist, und die auf dem Boden, der den verschlagenen Indianer trug, den eben so verschlagenen, aber positiv kräftigen Yankee erzeugt, den amerikanischen oder Neu-Europäer.

Daß ich die europäische Rasse zuletzt betrachte, um das Werk zu krönen leugne ich nicht, und dem Worte Rudolphi's, daß, wenn die Neger eine Anthropologie schrieben, sie der schwarzen Rassen Ehrenplatz einräumen würden, d. m. setze ich entgegen: Ja, wenn? —

Um eine Anthropologie zu schreiben, werden sie wahrheitlich durch den Mullahzustand hindurch sich europäer haben müssen, und dann wird eben so gewiß ihre Anthropologie der unsern gleichen wie jetzt Alexander Dumas seine Heldinnen unter den Weißen sucht.

Den höchsten Platz unter den Rassen sichern der europäischen schon die Vorzüge des Welttheils, welcher sie trägt. Seine Stellung allein schon weist auf die Rolle hin, die ihm bestimmt war. Schneidet man nämlich die Erdfugel in zwei gleiche Hälften, aber so, daß die eine Halbfugel die größte Masse Land enthält, so liegt Europa gerade in der Mitte dieser Ländermasse, als das Centrum, welches bestimmt war, die Strahlen seiner

Bildung und seiner Macht überall hin zu verbreiten. Mit Recht ist darauf aufmerksam gemacht, wie sich im Osten das continentale, im Westen das oceanische, im Süden das mediterrane Element geltend mache, vermöge welcher Seiten Europa als das Centrum der drei andern Welttheile sich erweist. Nicht nur seine Stellung aber, sondern ebenso seine Gestalt ist hier wichtig. Die außerordentliche Länge seiner Küstenlinie (fast um tausend Meilen länger als die Afrika's) hat ihren Grund darin, daß eine Menge von Halbinseln und tiefeinschnürenden Meerbusen, daß ferner eine bedeutende Inselbildung diesem Welttheil eignet. Der erstere Umstand macht, daß kaum ein Punkt in Europa nicht unmittelbar oder mittelbar, durch Flüsse, dem Meere nahe liegt; der zweite, daß dem Bewohner des Continents Gegenstände der Schussucht vor Augen lagen, die zur Erweckung des Unternehmungszweises und darum der Cultur wichtige Momente wurden. Der Bewohner Attica's mußte früh seinen Scharfsinn anstrengen, um Cutha, der des nördlichen Frankreichs, um England zu erreichen. Da das Wasser verbindet, so war eben dadurch jeder Punkt Europa's in Stand gesetzt, mit jedem erreichbaren der Welt in Verbindung zu treten, und der Geranke, wo das natürliche Flußnetz nicht genügte, ihm künstliche Arme hinzuzufügen, lag nahe.

Wie durch seine Gestalt Europa ein gehöriges Gleichgewicht darstellt von Rumpf und Gliedern, indem es wider eine ungegliederte Masse, noch auch eine zusammenhangslose Inselgruppe darbietet, ebenso zieht sich dasselbe Maaß und dieselbe Ausgleichung aller Einseitigkeit in jeder andern Beziehung. Ganz der gemäßigten Zone angehörig, zeigt es die Mannigfaltigkeit der Tages- und Jahreszeit, indem es von beiden vier hat, während andern Zonen die Tämmerungsstunden und Monate fehlen. Er bietet weder unermessliche Plateaus, noch auch große Strecken von nicht zu bebauenden Ebnen dar; sein Tiefland trägt Früchte

de dem Affen viel ähnlicher sieht, als nachher, so werden Sie mit mir die Parallele treffend finden, die ein geistreicher Freund gezogen hat zwischen dem wegen seiner schwachen Wadenmuskeln gern hockenden Papus, diesem unreifen Neger, wie ich ihn am liebsten nennen möchte, und den Unglücklichen unter uns welche vor oder nach der Geburt in ihrer Bildung gehemmt, geistige Marsupialien sind, die eines künstlichen Nachreifens — auf dem Abendberge — bedürfen, den Creizenen. Was oben bei den Negern erwähnt ward, dieses hirnlose Wechseln von Zuständen ohne Uebergang zeigt sich hier noch mehr, und die plötzlich den Australneger überfallende Wuth, in der er wie ein wildes Thier den ihm Begegnenden mordet, würde bei uns als Zustand eines unheilbar Tolln erscheinen. Wie der Afrikaner, so ist auch der Australneger nicht im Stande, sich fortzubilden. Er bedarf dazu der Hülfe von Aussen, und das Gefühl, daß ihr Zustand für uns ein Vorwurf ist, dies ist es, was die Missionäre zu den Schwarzen treibt.*)

Kehren wir nach diesem Ausflug in die neue, zurück in die alte Welt und zwar nach Asien, so bietet dies einen ganz andern Anblick dar, als Afrika. Es zeigt sich in jeder Beziehung als das Land des Aufgangs, denn Alles beginnt hier, was in Afrika schloß. Schon der erste Blick auf die Karte zeigt, wie wenigstens auf zwei Seiten die Umlagerung durch Meerbusen, vorspringende Halbinseln und Inseln beginnt. Ebenso ist von jener klimatischen Uniformität nicht die Rede bei einem Welttheil, der alle drei Zonen befaßt. Die Höhenverhältnisse betreffend, so wiegt zwar die Hochebene vor, und das vermittelnde Stufenland tritt gegen sie und das Tiefland zurück, aber das letztere ist nicht mehr nur Wüste und Sumpf, und von der erstern, auf welcher nach Ritter das Menschengeschlecht sich mit seinem Hausgeräth, mit Hauszieren und

Cerealien verjah, gehen große Ströme herab, gleichsam Wegweiser, an welchen die Menschen herabsteigen konnten. Der asiatische Mensch tritt uns in der s. g. mongolischen Rasse entgegen. Gelb oder gelbbraun bis ins Schwärzliche hin, mit wenigen schwarzen und straffen Haaren, fällt er hinsichtlich seiner Physiognomie durch die engegeöffneten Augen und die eingedrückte Nase zuerst auf. Dem Beobachter erscheint der Schädel, von oben herab angesehen, durch die weniger sanft sich verlierenden Umrisse fast viereckig, von der Seite betrachtet, weil sich der Scheitelpunkt erhebt, pyramidalisch und bietet dem Gehirn nicht sehr viel Raum. Wie hinsichtlich seiner Sinneswahrnehmungen der Mongole auf einen engen Kreis beschränkt, in diesem aber schärfer percipirend erscheint, als die übrigen, so ist auch in Beziehung auf seine Muskelthätigkeit die Leichtigkeit und Geschicklichkeit ein Ersatz für die mangelnde Stärke. Den reinsten Typus möchten die Kalmücken, die äußerste Ausartung die Samoeden mit ihrem kleinen Wuchs, platten Füßen und unförmlichen Händen darbieten, welche das Pendant wären zu den Buschpottentotten unter den Negern. Blicken wir auf das Innere, so ist hier die ungebändigte Wildheit des Afrikaners gebrochen und der asiatische Mensch erscheint als unter die Zucht genommen. Wie in dem Afrikaner die volle Ungebundenheit, so liegt in dem Asiaten das Bewußtsein der Unfreiheit. Darum weiß er sich einer Rasse angehörig, darum ist die Form seiner Staaten die Despotie. Darum ist aber auch er der Antäcker der Geschichte; denn wie jede Erziehung, so beginnt auch die des Menschengeschlechts mit der Zucht. Das nomadische Leben, das dieser Rasse eigenthümlich ist, und welches erklärt, daß später ganze Völker als Nomadenstaaten nach Europa ziehen, läßt sie, geleitet von den großen Strömen, von jener Hochebene aus, sich nach allen Richtungen ausbreiten, und die ersten Rudimente des staatlichen und religiösen Lebens erlernen. Sie allein war von allen andern Rassen dazu geschickt, denn nur ihr war es natürlich,

mit blinde m, slavischem Gehorsam einem Tyrannen zu folgen, mit blindem Fanatismus einem Religionsstifter anzuhängen. Dies aber muß vorausgehen, erst später kann sich der freie Gehorsam gründen. Der Gegensatz zwischen dem Asiaten und Afrikaner, der kein anderer ist, als der zwischen Zwang und Ungebundenheit, zieht sich bis in das religiöse Gebiet hinein.

Während der Afrikaner nicht über das Zaubern hinauskommt, dieses übertriebene Geltendmachen des Individuums, während dessen haben alle asiatischen Religionen einen fatalistischen Charakter, wie der Sterbdienst und der spätere Islam, oder sie behaupten pantheistisch (wie die Budehaisische Lehre), daß an dem Einzelnen nichts sei. In dieser Resignation findet der orientalische Geist seine Befriedigung. Wenn so die asiatische Rasse historische Bedeutung gehabt hat, so hat sie sie eben gehabt. Höher als bis zur Resignation kann sie sich nicht erheben; wo es sich darum um höhere Aufgaben handelt, erscheint sie als ohnmächtig. Daher das Stillstehen, was uns als Apothie erscheinen muß.

Was sie zu leisten im Stande waren, haben jene Völker geleistet, ihr Tagewerk ist gethan, sie sind abgelebt und bleiben es, wo sie nicht durch ein anderes Princip von Außen (durch uns) verjüngt werden.

Wie ich die australische Rasse als Nebenrasse auf die afrikanische folgen ließ, eben so mache ich von der asiatischen einen Abrecher in die neue Welt.

Die amerikanische Rasse, auch die kupferrothe genannt, weil ihr Braun mit Roth, nicht, wie das der asiatischen, mit Gelb gemischt ist, hängt nichtdeutlich weniger mit dieser zusammen, und es ist Vielen sogar wahrscheinlich, daß Amerika von Korea her von mongolischen Einwohnern besiedelt worden ist. Das Haar ist hier gleichfalls schwarz und spießig, dabei der Haarpuchs überhaupt spärlich. Der Bart fehlt so gut wie ganz. Der Kopf

*) Wenn sie es ehlich meinen — ver-
steht sich von selbst.

ist fast noch kleiner, als bei der asiatischen Rasse, die Form desselben der mongolischen ähnlich, doch hat mir ein Naturforscher, der sich Jahre lang mit der Untersuchung von Schädeln beschäftigt hat, gesagt, es träten außer dieser Form bei den amerikanischen Völkern noch zwei andere Typen des Schädels auf, deren einer sich dem afrikanischen, der andere dem amerikanischen näherte. Die Muskelkraft ist, verglichen mit den andern Rassen, gering, sie wird wie bei dem Asiaten durch die Gewandtheit, so hier durch die Verschlagtheit ersetzt. Sie brauchen nur Cooper's Romane zu lesen, um einzusehen, daß von dieser fuchartigen Verschlagtheit bei keiner andern Rasse sich eine Spur zeigt. Kein Wunder daß dem so ist! Findet sich doch auch, wenn wir nicht Rassen, sondern einzelne Individuen vergleichen, List und Ger ebenheit bei denen amerikanischen, die lange gelebt haben, bei den Alten, deren Pfiffigkeit die Kühnheit der Jugend ersetzt, und ist im Grunde doch die amerikanische Rasse die Menschheit in ihrem Greisenalter, wie sie dem Tode entgegengeht.

Wenn ich den Australneger einen un-reifen Neger nannte, so möchte ich ihm als entgegengesetzt zu Errem den Amerikaner, diesen überreifen Mongolen, gegenüber stellen. Der Mongole hat gelebt im historischen Sinne ebenso der Amerikaner. Wie der Chinese uns überrascht, weil wir finden, daß er vor Jahrtausenden besaß, was wir vor Jahrhunderten glauben entdeckt zu haben, eben so zeigt sich bei den Amerikanern mancher Ueberrest früherer hoher Cultur. Das hat aber Alles sein Ende erreicht. Sie haben ausgelebt, die Rothhäute, darum verschwinden sie auch, ohne daß sie durchs Schwert ausgerottet werden; während die hyperäthenische schwarze Rasse sich wunderbar vermehrt, während dessen stirbt die rothe allmählig aus, weil sie nicht die Energie hat, sich zu erhalten. Die Apathie dieser Rasse, bei der der Heldenthum darum in der höchsten Verlassenheit besteht, mit der

sie zu leiden vermag, die Grausamkeit die Stelle der Wuth vertritt, diese ist der Grund, warum, als die Weißen Amerika in Besitz nahmen, sie ihre Arbeiter aus Afrika holten. Zur Arbeit gehört außer der Kraft auch noch frischer Lebensmuth; das, was der französische Arbeiter mit dem Worte *courageux* bezeichnet, das sind die Rothhäute nicht. Das Feuer der Jugend ist in ihnen erloschen und wenn sie es durch das Surrogat des „Fruerwassers“ zu ersetzen suchen, so eilen sie dadurch noch schneller dem Verderben entgegen. Diese Rasse hat nur eine Vergangenheit, gar keine Zukunft; wo sie nicht ausstirbt, wird sie von der europäischen aufgefressen die schon jetzt allein gemeint wird, wenn von Amerikanern die Rede ist, und die auf dem Boden, der den verschlagenen Indianer trug, den eben so verschlagenen, aber positiv kräftigen Yankee erzeugt, den amerikanischen oder Neu-Europäer.

Daß ich die europäische Rasse zuletzt betrachte, um das Werk zu schließen, lehne ich nicht, und dem Worte Rudolphi's, daß, wenn die Neger eine Anthropologie schreiben, sie der schwarzen Rassen den Ehrenplatz einräumen würden, dem setze ich entgegen: Ja, wenn?

Um eine Anthropologie zu schreiben, werden sie wahrscheinlich durch den Maltentanzstand hindurch sich europäer haben müssen, und dann wird eben so gewiß ihre Anthropologie der unsern gleichen wie jetzt Alexander Dumas seine Heldinnen unter den Weißen sucht.

Den höchsten Platz unter den Rassen sichern der europäischen schon die Vorzüge des Welttheils, welcher sie trägt. Seine Stellung allein schon weist auf die Rolle hin, die ihm bestimmt war. Schneidet man nämlich die Erdkugel in zwei gleiche Hälften, aber so, daß die eine Halbkugel die größte Masse Land enthält, so liegt Europa gerade in der Mitte dieser Ländermasse, als das Centrum, welches bestimmt war, die Strahlen seiner

Bildung und seiner Macht überall hin zu verbreiten. Mit Recht ist darauf aufmerksam gemacht, wie sich im Osten das continentale, im Westen das oceanische, im Süden das mediterrane Element geltend mache, vermöge welcher Seiten Europa als das Centrum der drei andern Welttheile sich erweist. Nicht nur seine Stellung aber, sondern ebenso seine Gestalt ist hier wichtig. Die außerordentliche Länge seiner Küstenlinie (fast um tausend Meilen länger als die Afrika's) hat ihren Grund darin, daß eine Menge von Halbinseln und tiefeinschnidenden Meerbusen, daß ferner eine bedeutende Inselbildung diesem Welttheil eignet. Der erstere Umstand macht, daß kaum ein Punkt in Europa nicht unmittelbar oder mittelbar, durch Flüsse, dem Meere nahe liegt; der zweite, daß dem Bewohner des Continents Gegenstände der Schussucht vor Augen lagen, die zur Erweckung des Unternehmungstriebs und darum der Cultur wichtige Momente wurden. Der Bewohner Attica's mußte früh seinen Scharfsinn anstrengen, um Cuba, der des nördlichen Frankreichs, um England zu erreichen. Da das Wasser verbindet, so war eben dadurch jeder Punkt Europa's in Stand gesetzt, mit jedem erreichbaren der Welt in Verbindung zu treten, und der Geranke, wo das natürliche Flußnetz nicht genügte, ihm künstliche Arme hinzuzufügen, lag nahe.

Wie durch seine Gestalt Europa ein gehöriges Gleichgewicht darstellt von Rumpf und Gliedern, indem es weder eine ungliederte Masse, noch auch eine zusammenhangslose Inselgruppe darbietet, ebenso zieht sich dasselbe Maß und dieselbe Auszeichnung aller Einseitigkeit in jeder andern Beziehung. Ganz der gemäßigten Zone angehörig, zeigt es die Mannigfaltigkeit der Tages- und Jahreszeit, indem es von beiden vier hat, während andern Zonen die Tämmerungsstunden und Monate fehlen. Er bietet weder unermessliche Plateaus, noch auch große Strecken von nicht zu bebauenden Einöden dar; sein Tiefland trägt Früchte

und in seinem Gebirgsland zeigt es unter demselben Breitengrade die Erzeugnisse der mannigfachen Zonen, und auf dem engsten Raume concentrirt sich hier Alles. In allen übrigen Beziehungen erweist sich Europa als das maasshaltende, das auch in seinen Produkten keine Extravaganz zeigt, weder Ungeheuer der Thierwelt, noch auch die großen (ich möchte sagen unerschänten) Blumen der andern Welttheile, und es ist charakteristisch, daß das erste Volk, in dem der europäische Geist erwachte die Griechen, diese Deutschen des Alterthums, zu ihrem Wahlspruch machten: „halte Maas!“

Diesem Welttheil und zugleich der nächsten Umgebung des Mittelmeers in den beiden andern gehört die Rasse, die man die kaukasische nennt, die wir aber die europäische nennen. Wie es nicht bloß unsere Vorliebe ist, die uns in Europa die natürliche Vollendung erblicken läßt (selbst Amerika es einst übertreffen, so wird dies durch Kunst geschehen), ebenso läßt sich beweisen, daß diese Rasse vor allen andern Vorzüge hat. Schon die Farbe derselben, welche, wenn sie weiß wäre wie die des Albino, keinen Vorzug vor schwarz oder roth hätte, ist, wie Sie jedesmal sehen können, wenn Sie die Farbenpalette ansehen, welche Ihr Fräulein Schwester braucht, um ein Portrait zu malen, ein Gemisch aller Farben. Um den Kopf eines Negers zu malen, bedarf es einer solchen Vielheit durchaus nicht. Darum aber ist auch das Antlitz des Europäers im Stande, alle möglichen körperlichen und geistigen Zustände auszudrücken, und nur er kann geiz vor Neid, blau vor Frost, grün vor Neiger, purpur vor Zorn, roth vor Schaam werden, weil er dies alles ist, während bei den andern Rassen diese Zustände sich höchstens auf Verzerrungen zeigen, nicht aber malen können, denn hierzu fehlt der Haut des Negers die Farbe. Mit der Farbe und Beschaffenheit der Haut hängt überall die des Haares zusammen, und auch hier ist nicht zu läugnen, daß ein Haupt, das anstatt der thierähnlichen Wolle, oder der

eben so thierähnlichen Borsten, wallendes seidenartiges Haar trägt, würdiger geschmückt ist, abgesehen davon, daß der Unterschied zwischen Bond und Brünnet hier eine Mannigfaltigkeit darbietet, die in den andern Rassen fehlt.

Was den Schädel des Europäers betrifft, so ist seine Form von oben herab gesehen eiförmig, von der Seite erscheint der obere Umriß elliptisch, eine Linie, die Prichard besonders bei ackerbautreibenden Völkern bemerkt haben will. Der Schädel giebt durch seine größeren Dimensionen sowohl dem großen als dem kleinen Gehirn, diesen Organen der theoretischen und praktischen Seite des Lebens, mehr Platz, und in Folge dessen treten die Stirn und die Augen sehr hervor, so daß durch das Größenwerden des Camper'schen Winkels die Physiognomie diesen Charakter bekommt, welchen bekanntlich die Griechen ihren Statuen mit dadurch gaben, daß sie jenen Winkel unnatürlich — besser: übernatürlich — groß machten. Diese stärkere Ausbildung des Nervensystems ist nun nicht etwa als ein einseitiges Vorwiegen desselben anzusehen, sondern in jeder andern Beziehung erscheint diese Rasse den übrigen überlegen. Ihre Muskelkraft ist größer, als die der andern, sie überragt sie an Weisheit ebenso, wie an Stärke. Als Repräsentant des Maasses und der Vernunft erscheint diese Rasse auch, wenn auf ihr Inneres geblickt wird. Gleich weit entfernt von der rasenden Wuth des Negers und der Apathie des Mongolen, zeigt sie Lebendigkeit durch Geiz und Vernunft geregelt, und verhält sich zu jenen wie ihre Unterhaltungen und Belustigungen, die der Neger im tollen Schreien, der Orientale in seinem stummen Kaffeehause, der Europäer in einem Gespräch über Kunst und Politik findet. Nichts ist ihm fremd, alle Leidenschaften schlummern in ihm, aber er vermag sie zu mäßigen — Darum zeigt diese Rasse allein die über die Ungebundenheit und den Despotismus hinausgehende politische Freiheit, sie ist überhaupt die formende, bildende Rasse,

dem Asiaten verpflichtet hinsichtlich des Stoffes, den dieser ihr zu Allem lieferte: zur Religion, indem die erste Offenbarung aus Asien stammt, während die systematische Religionslehre erst der Europäer gemacht hat; zum Staat, weil er aus Asien die erste Basis des Staates, den Gehorsam, bekam, wozu die Staatsformen in Europa erfunden wurden. Europa steht im Kindesverhältniß zu Asien, aber der Vater ist altersschwach geworden und jetzt ist es Kindespflicht, für ihn zu sorgen. Die kaukasische Rasse ist der eigentliche Träger der Geschichte, ihre Bestimmung ist, die andern Rassen zu veredeln, theils auf dem natürlichen Wege durch Vermischung mit ihnen, theils indem sie durch Unterricht sie innerlich zu Europäern macht, ihnen europäische Bildung bringt. Europäer und Cultiviren sind gleichbedeutende Ausdrücke geworden.

Raffen Sie mich hier einen Ruhepunkt machen, es ist für uns Alle besser. Für mich, denn die Anstrengung, die ich gemacht habe, nicht wie für's Rathgeber zu schreiben, ist fast so groß als mühselig die Fichte'sche oder Hegel'sche Philosophie in englischer Sprache auseinanderzusetzen. Für meine beiden Leser aber ebenso, denn wahrscheinlich werden sie gegen den Schluss meines Briefes bemerkt haben, daß die Anstrengung vergeblich war und daß ich unvermerkt mich dem Tone des Lehrstuhls immer mehr angenähert habe. Der Anblick einer Fliege, die beim Raschen in die Schale fiel und sich vergeblich anstrengt, auf Trockene zu kommen, hat nichts Angenehmes, und einen ähnlichen Eindruck mögen wohl meine letzten Expositionen auf Sie gemacht haben. Also helfen Sie der armen Fliege; das Trockene ist einmal ihr Element, lassen Sie ihr Zeit, sich auf demselben auszurufen und Kräfte zu neuem Fluge zu sammeln. Auch ist es sachgemäßer Ruhepunkt erreicht, denn weit von der natürlichen Beschaffenheit des Menschen als Erdbewohner zu sagen hat, das Wichtigste ferner, was ihn betrifft, sofern er Bewohner eines Welttheils ist

Abänderung des Sonnenstrahls durch sich selbst. Läßt man einen Sonnenstrahl durch ein kleines Loch in ein verfinstertes Zimmer auf ein Stück weißes Papier fallen, so erhält man einen kleinen leuchtenden Punkt. Läßt man einen zweiten Strahl durch ein zweites Loch gehen, und leitet in z. B. vermittelst eines Spiegels auf denselben Punkt, so müßte eigentlich dieser Punkt doppelt so hell werden. Aber gerade das Gegentheil erfolgt. Der zweite Strahl löscht den ersten aus und der Punkt wird dunkel.

Das Licht ist unter allen bekannten Stoffen der feinste und seine Bewegung die geschwindigste. Es legt in einer Sekunde 41,900 Meilen zurück und gelangt also von der Sonne bis zur Erde in acht Minuten. Jeder andere Körper, wenn er mit solcher Geschwindigkeit auf uns herabstürzte, z. B. das Wasser, oder auch die Luft, würde uns auf der Stelle tödten. Dem Lichte widerstehen wir und nur das feinste und zarteste Organ, nämlich das Auge, wird von ihm zerstört, wenn wir die Kraft des Sonnenstrahls nicht durch irgend eine Verdeckung hemmen.

In früheren Zeiten erklärte man die Wirkungen des Sonnenlichtes durch die Emanationstheorie, indem man annahm, es strömen von der Sonne Lichtkörperchen nach allen Seiten hin; aber gar Vieles bleibt bei dieser Voraussetzung unerklärlich. Jetzt bekennen sich die meisten, wo nicht alle Naturforscher zur Undulationstheorie, welche annimmt, das Licht pflanze sich in Wellen fort, wie der Schall. Man hat sogar diese Lichtwellen untersucht und gemessen und sie außerordentlich klein, aber auch unglaublich schnell gefunden.

Eine höchst anziehende Frage entsteht nach diesem Allen, nämlich die, ob wohl die Sonne bewohnt sein könne und von welcher Beschaffenheit diese Bewohner sind.

Die erste dieser Fragen kommt mir vor wie ein Glaubensartikel. Es kann sie Niemand weder bejahen noch verneinen; aber lächerlich ist die Meinung, nur un-

ser winziges Erdboden sei bewohnt; gewiß sind die meisten unter uns überzeugt, auch die Sonne müsse ihre Bewohner haben. Hat aber die Sonne Bewohner, so sagt uns die Sternkunde von ihnen gar mancherlei mit Bestimmtheit. So weiß sie:

1) Einen Körper, wie der untrige ist, können die Sonnenbewohner nicht haben, weil sie mit einem solchen weder stehen, noch gehen, noch liegen könnten. Unser Körper wöge dort gegen 4500 Pfund und würde sich selbst zerdrücken.

2) Auf der Erde steht das Luftmeer etwa zehn Meilen hoch und drückt auf jeden Punkt der Erdoberfläche so schwer als eine 28 Zoll hohe Quecksilber-, oder als eine 32 Fuß hohe Wasserfäule. — Ueber der Sonne steht das Luft- und Lichtmeer viel tausendmal höher und jedes Lufttheilchen ist zugleich 29 Mal schwerer als auf der Erde. Die untern Luftschichten werden durch das Gewicht der oberen so gewaltig zusammengepreßt, daß sie so dicht und schwer sind wie bei uns das Wasser. Mit Lungen wie die untrigen könnten die Sonnenbewohner nicht atmen.

3) Eine Luft, so heftig zusammengepreßt, daß sie an Schwere dem Wasser gleicht, wird furchtbar heiß, so daß dieser Umstand allein schon hinreicht, das Glühn und Leuchten der Sonne zu erklären. Menschen, wie wir, können da nicht leben.

Nicht zufrieden mit diesen negativen Wahrheiten möchte unsere Neugierde auch gerne etwas Positives wissen, und wir wollen daher versuchen, durch Schlüsse von dem Bekannten auf das Unbekannte uns einige Aufschlüsse zu verschaffen, mag auch dieses Bestreben ein vergebliches sein, so ist es doch ein erlaubtes. Der Trieb, auch nach dem Ueberirdischen zu forschen, liegt tief in unserer Seele, und alle Völker sind ihm gefolgt, warum sollten wir das nicht auch thun, indem wir die Ergebnisse der neuern Naturforschung zu Grunde legen?

Die uns bekannten Weltkörper bilden vier Rangstufen.

1. Mond- oder Steinsterne.
2. Erds- „ Wassersterne.
3. Komet- „ Luftsterne.
4. Sonnen- „ Lichtsterne.

Auf den Erdplaneten haben alle organischen Proculer, hat vorzüglich das höchste derselben, der Mensch, die spezifische Schwere des planetaren Elements; findet das auf den andern Körpern ebenfalls Statt, so haben die lebenden Wesen auf den Monden die Schwere und Dichtigkeit des Granits, auf den Kometen der Luft, auf der Sonne des Aethers.

Keinem Sterne fehlt eins der Elemente gänzlich, doch bergen die niedern Sterne die Elemente der höhern, so z. B. die Monden und Erden von der Sonne.

Wir leben als Menschen nicht bloß auf der Erde, wir leben auch in der Welt und zunächst in dem Sonnensystem. Wir haben daher Digage und Sinn nicht bloß für unser planetarisches Element, sondern für alle vier Elemente.

Mineral- oder Mondsinn ist das Gefühl, Wasser- oder planetarischer Sinn ist der Geschmack, Luft- oder Kometensinn sind der Geruch und das Gehör, Feuer- oder Sonnensinn ist das Gesicht. Sehr grob organisierte, niedrig stehende Wesen mögen wohl die Bewohner der Meute sein. Feinere Leiber und feinere Organe als wir haben schon die Bewohner der Kometen, wenn ihr Leib aus Luft besteht. Die feinsten Körper haben die Sonnenbewohner, wenn dieselben aus Aether gewoben sind.

Die Sonnenbewohner erscheinen uns daher als Wesen von einer höhern Gattung, mit denen wir uns in unserem jetzigen Zustande gar nicht messen können. Ein Centnergewicht hängt an unsern Füßen, mit Mühe und Anstrengung schleppen wir unsern Körper täglich höchstens sechs Meilen weit. Die Sonnenbewohner sind der Schwere kaum unterworfen oder sie nißt auf sie nach Gesetzen, von denen wir gar keine Vorstellung haben.

Gelattet sind wir an die Erde, kaum $\frac{1}{2}$ Meile hoch können wir uns, und mit Lebensgefahr in die Luft erheben; nicht einmal bis zu dem nahen Monde können wir gelangen. Die Sonnenbewohner mit ihrem ätherischen Körper schreiten frei im Sonnensystem umher und nur der Weg von einer Sonne bis zur andern gilt für eine Reise. (?)

Unser Denkorgan wird getrübt und gelähmt durch körperliche Zustände. Es ermüdet und bedarf der oft wiederholten Ruhe. Die Sonnenbewohner kennen keine geistige Verstimmlung, keine Krankheit, keine Ermüdung. Sie schlafen nicht, weil es dort keine Nacht gibt und bedürfen auch des Schlafes nicht. (1)

In so ferne das Denkvermögen, oder doch die Offenbarung und Mittheilung des Gedankens von körperlichen Zuständen abhängt, läßt sich auf die Geistesfähigkeiten der Sonnenbewohner von dem Stoffe, aus dem sie gebildet sind, noch ferner schließen. So vielmal das Wasser an Feinheit übertroffen wird von dem Aether, eben so vielmal ist der Verstand der Sonnenbewohner feiner und durchdringender als unser Menschenverstand. Eine Wasserwelle ist oft mehre Fuß breit und macht in einer Secunde kaum eine Schwingung. Eine Aether- oder Lichtwelle hat die Breite des 50,000sten Theils von einem Zoll und macht in einer Secunde 500 Billionen Schwingungen.

Während wir einen Schlöß mühsam zusammenbringen, haben die Sonnenbewohner viele Billionen gemacht. — Mit groben Gegenständen wie der Raum, die Zeit, die Materie, die Schwere und dgl. sind, können sich die Sonnenbewohner gar nicht befassen, ihr Organ dafür ist weniger dazu geeignet als das unsrige. Dafür bringen sie mit unwiderstehlicher Kraft in das Innere der Natur. (11)

— Höchst interessant; nur mit etwas zu viel Phantasie gewürzt.

D. Red.

Für die Fabel.

Gumbigger und Behnmbugte.

Von S. Lubwig.

O, Menschheit, wann wird Dir der Bart wachsen und der Verstand des Bartes würdig? Lernet die langen schwarzen Mittel verachten; entzieht Euch euern Führern und deren Gängelband; sticht auf eigenen Füßen! So sprach Gorb von vor einem Jahrhundert; so konnte man längst vor ihm sprechen und diese Sprache kann man auch jetzt noch in Amerika auf das „freieste Volk der Erde“ richten. Steht auf eigenen Füßen! — Doch wie soll der Mensch im Allgemeinen auf eigenen Füßen stehen, wie soll er mit eigenen Augen sehen, mit eigenem Gehirn denken, da man überall systematisch bemüht ist, die Unwissenheit zu verewigen; da die Quacksalber in Staat und Kirche Alles aufbieten, um selbst die erwachsenen Kinder, genannt das souveraine Volk, mit metaphysischem Jargon und politischen Lügen, unter dem Namen von Religion und Partei, ihren schändlichen Zwecken dienlich zu machen!?

Wir leben in einem aufgeklärten Zeitalter! Die Vernunft breitet sich über das Volk aus wie ein Diabolonpflaster über eine Wunde und die Humanität schreitet so rasch dahin wie ein Zwerg auf Stelzen. Wir bauen Kirchen, predigen Liebe und füllen Schlachtfelder mit Reichen und verstümmelten Christen, in deren Wunden Millionen Maden ein Hofmann singen über das beliebte Thema der Christusanhänger: „Liebet eure Feinde!“ Wir haben der Prediger des Evangeliums eine Legion, der Schulmänner eine Menge. Jene, von denen Viele es umsonst bekommen haben, predigen es dem Volk gegen gutes Honorar und diesen ist, mit wenigen Ausnahmen der Gehalt der höchste Zweck ihres Amtes. — Auch haben wir der Autoren und Scribenten *utriusque generis* gar Viele und die Klassen von ihnen sind unstrittig die Schreiber von Kirchenzeitungen und

Par'eiblättern; die gemächlich mit dem Strome hinschwimmen, gefährliche *snags* umsichtig zu umgehen suchen, böse Buben, die sie am Ufer mit Dreß bewersfen, als Ungeziefer betrachten, deren Angriffen man sich fügen müsse, und die sich demüthig beugen vor dem Monker des corinthischen Ordens und den Dictatoren der Partei, auf deren Schultern sie, aus Ambition oder Hunger, Alles ertragen, um ihren edlen Zweck zu erreichen.

Der geringste Zweifel in Albanasius' Credo gilt den Pfaffen als Ketzerei und Gotteslästerung; der aufrichtigste Tadel gegen irgend einen Parteiführer, von dessen Success das Wohl und Wehe der *minorum gentium* abhängt, wird von tausend Zungen des Parteiremons als Verrath an Constitution und Freiheit gebrandmarkt und der Tadler als Verräther oder Narr der politischen Guillotine überliefert, an deren Stufen es keine Erlösung, keine Verzeihung, viel weniger eine Belohnung giebt.

Heute in den Himmel erhoben, morgen zur Hölle gesandt; das ist so nicht selten das Loos der wirklich großen und der „großen - kleinen“ Männer eines freien Staates. Dieselben, die heute Hofmann heulen, donnern morgen das Kreuzige über denselben herab, an dessen hervorragende Größe sie sich anklammern, so lange nicht eine hervorragendere „Größe“ ihrem Brodkorb mehr Nahrungskloß, oder ihrer dummen Ambition mehr Hoffnung zu bieten scheint. Und Schein ist ja all ihr Wissen, all ihr Thun. Jesuiten sind sie, ohne die Gelehrsamkeit der echten Nachfolger Loyola's, deren Motto: *non vi e bisogna che tu abbia la qualita, ma solamente che tu mostri di averla* *) Einer dieser Posaunenbläser und Scribeller steht bei verhängnisvollen Krisen die Nase in den Hintern eines Andern,

*) Es ist nicht nöthig, daß man die Eigenschaften besitzt; Du brauchst bloß zu scheitern, daß Du sie besitzest.

bis es einen langen Zug von afterlorgantirich Scribblernasen giebt, an welche sich blindglaubige Seelen wie Wangen ansetzen und wie Fische in faulen Teichen quaden: „Heil dem besten Regenten, O. U. un'erm guten König!“ Oder, in einer Republik: „Heil der Constitution! Die Unten für immer! Freiheit und Gleichheit! Und — ein Amt oder ein Nemchen! Oder wohl gar (o grenzenlose Aufopferung! o, colossale Bescheidenheit) einen Abonnenen für das Blatt!“

So wie in Monarchien durch Einen oder wenige Privilegirte die Vielen ausgebeutet werden, eben so behumbugzen in einer Republik die Wenigen in Staat und Kirche die Vielen der gläubigen Schaafe und Däsen. Und wo ihre Interessen gefährdet sind, dort darf der ruhige Beobachter mit Zuversicht darauf rechnen, daß sie athemlos schreien: „Der Staat wird bedroht! die Kirche ist in Gefahr!“ O. diese Freunde der Könige! und diese Freunde des Volkes!

Keine Regel ohne Ausnahme. Das Menschengeschlecht ist trotz aller seiner moralischen Auswüchse noch immer nicht so ganz verderbt, daß es nicht auch Personen gäbe, die auf eigenen Füßen stehen, und deren Urtheile und Handlungen rein sind von unlautern Motiven der unbedingten Selbstsucht. Wäre es Anders, so sollte das Menschengeschlecht wie Wangen verflügt werden und Jehovah es anheimgestellt bleiben, aus besserem Thone eine neue Auflage seiner Ebenbilder zu fabricireen; so aber mag man sich mit Satyren begnügen, oder wo diese nicht ausreichen, zur Ehre der Wahrheit, zu Knütteln seine Zuflucht nehmen, die weh thun sollen, aber nicht tödten.

Schwer ist es, zu sehen und keine Satyren zu schreiben. sagte einst Martial, in des sein *nobilis frater Ovidius* schrieb: Je schlechter Jemand selbst ist, desto schärfer ist sein Tadel.*) Das sind Ekke,

*) *Quanto perditior quisque est, tanto acrius urget.*

so einem zweischneidigen Schwert gleichen, und das Sabelthier auch in Hinsicht seines Tadel's in ein sehr zweideutiges Licht setzen. Wer jedoch strebt sich selbst kennen zu lernen, wer seine Fehler und Irrthümer erkennt und zu besittigen sucht, der wird aus edler Absicht tadeln und Doids Ausdruck kann bloß von solchen in sich selbst vernarrten Thoren gelten, die sich frei von allen Klößen halten und die, wie es im Evangelio heißt, den fremden Splittler sehen; doch nicht den Balken im eigenen Auge.

Es ist für den Kenner nicht schwer, den Diamanten vom böhmischen Stein zu unterscheiden und aus den Handlungen erkennt man den Menschen. Worte sind oft leerer Schall und die Sprache gebraucht der Mensch nur gar zu oft, um seine Gefinnungen zu verbergen. Das Auge ist weit mehr der treue Spiegel des Gedankens, als das Wort und es ist ewig schade, daß der liebe Herr Gott, als er Adam und Eva schuf, an ihr Herz nicht eine Schelle oder Klappe gehängt hat, welche bei jeder geäußerten Unwahrheit und Lüge einen definiten Ton anschläge. Nun, da könnte man wohl unzähligemal im Verkehr mit seinen Nächsten sagen: „es hat geschellt!“ Besonders aber wäre eine solche Klappe das zerstörendste Werkzeug von Kanzeln und Tribünen. Ja, die andächtige Gemeinde würde mit Entsetzen aus der Kirche fliehen, klappte es bei jeder Lüge und Unwahrheit am Herzgipfel des ehrwürdigen Predigers, und unsere Demokraten, Republikaner und Radikalen würden oft mit Fluch den Stump verlassen, wenn es im inneren Sanctum des Redners schellte. Eine solche Klappe wäre für die Menschheit ein weit größerer Segen als die Erfindung der Buchdruckerpresse. Eine solche Klappe könnte weder von Oben herab noch von Unten hinauf, weder directe noch indirecte beschoßen werden. Ach, daß der liebe Gott dieses Hauptorganes der Lügenklappe bei Erschaffung des *genus homo* vergessen hat! Schon einmal hat er das verfluchte Geschlecht, das *animal biped*,

gnädigst durch seinen Sohn zu erlösen geruht, und da Eine Erlösung nicht hinreicht zur Percolung eines durch die Erbünden gefallenen Geschlechtes, so ist es allerdings zu erwarten, daß eine zweite Erlösung durch das Mittel der Lügenklappe nachfolgen werde, sobald sich der liebe Gott überzeugt haben wird, daß ohne die's Mittel das verderbte Lügengeschlecht unmöglich für das Reich des Lichtes und der Wahrheit herangebildet werden kann Bis dahin also, bis zu diesem neuen unvollkommenen göttlichen Acte, möge man es sich gefallen lassen, daß die Menschen in zwei Hauptklassen zerfallen, (die Buffon in seiner Naturlehre vergessen hat); in *Pumbagger* und in *Behumbugger*. Wie sich die Locuten durch das Ge-summ ihrer Flügelklappen zu erkennen geben; so erkennt man die *Pumbagger* oder *Bambuzler* aus ihrem Schlagworte: „Staat und Kirche,“ in des die Behumbugzen in der Kirche: „Schäßer Jesus!“ und die Behumbuzelten im Staate: „Lagerbier und Freiheit heulen.“

O, quanto e facile di coglionare lo gente!*) sagte vorland ein Papst; in des sich ein Cardinal mit dem Motto zu irrsen gewußt hat: *Si populus vult decipi, decipiatur.*†) Inoibras aber bemerkte, als der Schwarzfünfter Lidpenny das Geld des Publicums einstrich: *Doubtless the pleasure is as great In being cheated as to cheat.*‡)

Und würde man endlich auch mit Argusaugen, außerhalb Kirche und Staat, in das Sanctum der christlichen Ehe, in das Geheimcabinet von Mann und Weib blicken, wohin so selten ein Lichtstrahl von Außen oringt, so würde man mit dem Fackler ausrufen:

„Küssen heißt nicht lieben.
Scheinen heißt nicht sein.
Nichts als Lüge und Nichts als Scheln,
So schlaue denn das Donnerwetter drein,
Daß in dem Schuit der Lüge
Die Wahrheit endlich siege!“

*) Wie leicht ist es, die Leute am Narrenheil zu führen.

†) Will das Volk betrogen sein, so betrüge man es.

‡) Ohne Zweifel gewährt es eben so viel Vergnügen betrogen zu werden, als zu betrügen.

Für die Fadel.

Streifzüge.

Von S. Ludvig.

Mai, 1864.

Der Mai des Lebens blüht Einmal und nicht wieder, heißt es. Mir hat er abgeblüht. Nun, es ist wohl wahr, der Mai, das heißt der Lenz des Lebens, die Jugend, ist eine reizende Periode, voll der Knospen und Blüten und melancholischen Paine, in denen Philomele stüret; doch mit dieser Periode der stillen Sehnsucht, der liebevollen Ahnungen, der idealen Verheißungen und — Duseleiten enden noch lange nicht alle Reize des Lebens. — Es hat so jede Saison ihre Freuden und ihre Leiden, ihre Licht- und ihre Schattenseiten. Bald zu warm, bald zu kalt; bald zu feucht, bald zu trocken; bald zu viel Windstille, bald zu heftige Stürme. So ist es in der Natur; so ist es im Innern der menschlichen Brust. Die normalen Zustände des innern Friedens, des Sichwohls und Glückseliglebens sind eben so selten wie jene meteorologischen Grade, bei denen man sich so ganz befähigt fühlt.

Der Mai 1864 zu St. Paul zog gleichsam unter dem Baldachin eines italienischen Himmels dahin. Die Tage warm, die Nächte kühl; doch kein Regen, kein Thau benetzte die schlafenden Kinder der lebendigen Mutter Tessus, und es trauerten Saaten und Gärten. Die Gießkanne kann lange den Regen nicht ersetzen und wenn Cisternen leer und Brunnen trocken, dann hat es auch mit dem Gießen ein Ende. So ist es mir selbst im Mai gegangen; doch das störte mich Jähren in meinem Eifer nicht, noch in der Hoffnung, daß es endlich doch wieder regnen, und so nicht Alles vertrocknen werde. Ich habe im Garten eine kleine Rebepartie angelegt; da voriges Jahr die Catawba-Trauben auf einer Hecke zu vollständiger Reife gekommen waren. Das wäre denn der erste Weingarten in Minnesota *en miniature*. Wo sich im Kleinen erwünschter Erfolg zeigt, dort

sann sich später auch das Große gestalten. Auch Zwergbirnen und Catalpas habe ich gepflanzt — Bäume, denen man in Minnesota kein Gedeihen zutraut und mit denen man es eben versuchen muß, ob man sie durch sorgfältige Bedeckung gegen den harten Winter zu schützen vermag. Uebrigens sollten diese Bäume schon darum glücklich allen Stürmen trotzen, weil sie mir aus jener Stadt im Staate Illinois zugeschickt wurden, aus welcher die republikanische Partei einst ihren Vater Abraham geholt hat, der in einem südlichen Voren gebedt, ohne sorgfältige Pflege wild aufgeschossen, nach einem mehr nördlichen Klima versetzt, doch so mächtig emporstieß, daß er nicht nur an Leibesmaß der Längste, sondern auch an Geist der Größe aller Präsidenten ist, weil er die große und allerneueste Staatskunst verstand: „nicht die Umstände zu leiten, sondern sich durch Umstände leiten zu lassen.“ Also ein dreimaliges Hoch für Herrn Lincoln's Länge und Größe! Die Wiedererwählung zum Präsidenten der Ver. Staaten kann wohl kaum schicklicher; denn seine Proclamationen waren alle von Gott eingegraben, und — das gläubige Volk, das den Gläubigen liebt, fürchtet sich, aus dem Regen in die Traufe zu kommen und mag den Gaul in der Schwemme nicht wechseln. Die Ungläubigen aber, die einst an Seward's Radicalismus glaubten, haben die Täuschung verschmerzt und beten jetzt Fremont an, dessen Radicalismus selbst nicht die Hölle zu erschüttern vermag. Doch — was ist wohl noch mächtiger als die Hölle? Die Politik. Was mächtiger als Politik? Ambition. Was mächtiger als Ambition? Das Geld. Und was noch mächtiger als Geld? Nichts. Also man versuche *in ordine secundum* nun Herrn Fremont, um zu sehen, ob es einen Amerikaner giebt, dessen Radicalismus und Principientreue der Hölle, der Politik, der Ambition und dem Gelde zu widerstehen vermag. Vermag Er es, so verdient er heilig gesprochen zu werden; denn er wäre bis jetzt der Einzige, dem es gelang, durch

Radicalismus und Principientreue Präfident eines Volkes zu werden, bei dem in der großen Mehrheit der Dollar Ailes, das Princip in *abstracto* Nichts ist. *En avant! Nous verrons!* — Meppisto reinigt einstweilen die Brust vom Staub der politischen Stürme, um im Buch des Schicksals zu lesen: „Du sollst auf Erden weder General-Major, noch Minister werden.“ denn Du bist ein principienfester Esel.

Wir werden nächstens höchst wahrscheinlich drei Präfidentenschafscandidaten im Felde haben: einen radicalen, einen radicaleren und einen radicalsten. — Von denen aber wird, wenn erwählt, Jeder den conservativen Eid der Treue zur Constitution leisten und — das Loos der Union hängt, so oder so, rein nur von der Gewalt der Kanonen ab. Neben drei Präfidentenschafscandidaten *in spe* haben wir jetzt zwei ebenbürtige, tüchtige Generale im Felde: Grant und Lee. Diese werden es vor Richmond entscheiden, ob wir künftig Eine Union, oder zwei Republiken haben werden. Es ist schon ziemlich lange her, seit ich schrieb: der Weg von Richmond nach Washington ist eben so weit wie der von Washington nach Richmond. Einige Wochen lang dauert bereits die Schlächtereier vor Richmond; über 40,000 Mann der Unionstruppen passirten bereits wieder den Strich und noch ist es lange nicht entschieden, ob Grant dem Heiden der Rebellen, oder dieser Grant an Felsobertalent überlegen ist. Auf jeden Fall wird und muß sich unsere Zukunft auf dem verhängnißvollen Terrain vor Richmond entscheiden.

Wir haben zwar keine Könige, wir sind ein souveraines Volk; aber wir haben Drahtzieher und Politiker, welche die Geschäfte eines Königs verrichten, theils mit Zustimmung, theils mit Acclamation des souverainen Vengels, und so dürfen wir denn bei diesem mörderischen Kriege, der alle Kriege der klassischen Barbarei der Vorzeit an Menschenopfern übertrifft, füglich mit Horaz an Colturn singen:

“Quidquid delirant reges, plectuntur
Achivi,
Seditione, dolis, scelere atque libidine
et ira,
Iliacos intra muros peccatur et extra.”

Vergleichen wir das Innere der trojanischen Mauern mit Washington von der Zeit eines Pierce auf Buchanan und das äußere Treiben der Trojaner mit dem unserer südlichen und nördlichen Demagogen, so werden wir mit Leichtem von gewissen Ursachen auf gewisse Folgen schließen können und was wir an Verrath, an Lüge, an Verbrechen, an Heuchelei, an Haß und Neid ver schuldet haben, das müssen nun mit vollem Recht die Achiver büßen.

Auch das

— „teritur bellis civilibus aetas,
Suis et ipsa Roma viribus ruit.”

fadelt seine volle Anwendung auf unsere Republik. Bürgerkriege erschütterten das Capitol zu Rom, Bürgerkrieg erschütterte das Capitol zu Washington. Ach, damals waren die Völker noch Heiden; jetzt sind sie erleuchtete Christen; aber — aber:

“Did Christians in friendship e'er
unite?”

No; Christ's disciples like tigers fight.
The *Lambkin* said (Math. X.) he
came to bring a sword,
And, *Lamb like* Christians use it for
their Lord.”

Der Mensch war, der Mensch ist und der Mensch wird, unter allerlei religiösen Absangereien, eine Bestie bleiben, welche Liebe auf der Zunge und Haß und Mordlust im Herzen trägt. Wenn aber diese Bestie “made like a God, in Great Jehova's ashape, (although he were an ape,)" sich gegenseitig hinmordet und verflümmelt, dann rigt sich in ihrer Brust doch noch ein edlerer Funke des Mittlers und sie geberdet sich, als wäre sie halb Teufel und halb Engel, ein seitfames Geschöpf, das zu schlecht für den Himmel, nicht gut genug für die Erde ist, um sich einer Superiorität über andere Thiere mit-

vollem Rechte zu rühmen. Als solche Engel erschienen nun zur Zeit unseres Bürgerkrieges auch viele unserer Frauen. Frauen haben überhaupt, in der Regel, mehr Zartheit als die Männer; an Witz, an Genie, an Klugheit stehen sie den Männern nicht nach und an Muth hat schon Eva den Adam übertreffen, als sie zuerst den verbotenen Apfel aß —

“While Mr. Adam, like a sneaking cur,
Ate afterwards and laid the blame on
her.”

Tausende, die in Spitalern leiden und hinsterben, finden Linderung ihrer Schmerzen durch Theilnahme patriotischer Frauen. So haben denn auch die Frauen von St. Paul, die amerikanischen sowohl wie die deutschen, Vereine gebildet zur Unterstützung von leidenden Soldaten. Durch das Mittel der Bühne, der Tribüne und der Ausstellung (*Fair*), durch Collecten und Banquette wurden und werden große Summen aufgebracht und zum Besten der Leidenden in Spitalern verwandt. Hierin zeichnen sich denn auch ganz besonders die deutschen Frauen von St. Paul aus. Ehre ihnen und Dank für ihre Bestrebungen im Namen der Humanität!

St. Paul ist noch kein Athen; doch haben wir ein Athenäum, eine geräumige hübsche Baute für Välle, Theater und sonstige Vorträge. Auch fehlt es nicht an geistigen Kräften für die Bühne, wovon ich mich wieder bei einer Vorstellung im Mai freudig überzeugen konnte. Wären die Mitwirkenden nicht so bescheiden, auf denzetteln ihre Namen nicht zu nennen, so würde ich mich keiner Unbescheidenheit schuldig machen, sie laut zu nennen u. zu loben; so aber muß ich mich denn begnügen mit den Namensbuchstaben der Frauen M. and R. und der Herren K., B. und H., die sehr brav spielen und oft spielen sollten, um in das profane Leben zeitweilig einige poetische Saiten zu weben.“

Noch mehr als die Bühne überraschte mich am 26. Mai ein Concert des Musik-

Vereins in Jagersoll's senkreicher Halle. Der Verein, unter Direction von M. L. Dolterhoff, ist eine junge Schöpfung in der Arena der Kunst und besitzt ausgezeichnete Kräfte von denen man für die Zukunft Großes zu erwarten berechtigt ist. Herr Brewster hat eine ausgezeichnete Stimme und gute Schule. Frau Schillof trug eine Piece auf dem Piano-Forte mit vieler Präcision vor. Die H. Hande und Benzius, Madlet und Eibert zeigten sich bei einem Duett von Reifiger als Orweiche der Kunst, und Perkins und Leip verstanden es, durch ihre Stimmen im Duett:

“Holy mother, guide his footsteps,”
die Anwesenden zur Begeisterung hinzuzusetzen. Die Leistungen des Orchesters waren kraftvoll und correct. „Miß“ die schöne Blüte zur schönsten Blume sich entfalten! „Miß“ im fernem Westen ein geistig Leben sich gestalten!“

Nachdem die Freyle meines Gartens arrangirt und das Aprilfest der Fadel expedirt war, machte ich einen Ausflug im Minnesota-Thal hinauf nach Neu-Ulm. Der Fluß hat eben des Wassers zu wenig, um die Fahrt weiter als nach Carver 30 Meilen von St. Paul, machen zu können. Ich nahm denn Platz in Burbank's vierspännigem Postwagen und fuhr via Henderson nach St. Peter's, eine Entfernung von 75 Meilen. Trotz der Dürre krochten Wald und Flur im üppigen grünen Schmutz des Lenzes. In St. Peter findet man zwei gute deutsche Gasthäuser. Das „Washington Haus“ des Herrn Schäfer und das Stelzer-Haus.

Daß vor nicht Lange zu Mantato 38 Indianer gehängt wurden und daß ich den Galgen dort gesehen habe, wurde in einem früheren Streifzug erwähnt. Nun aber, am 17. Mai, hatte ich Gelegenheit, zu St. Peter selbst einer Execution beizuwohnen und Einen hängen zu sehen. Es war ein fürchterlich tragi-komischer Anblick. Ja, komisch in der That! Die Sonne erhob soeben ihr Strahlenhaupt aus dem östlichen Schooß dieses schönen Gaues, und die Gefieder der Finken ihre

Für die Fadel.

S t r e i f j ü g e.

Von S. Ludwig.

Mai, 1864.

Der Mai des Lebens blüht Einmal und nicht wieder, heißt es. Mir hat er abgeblüht. Nun, es ist wohl wahr, der Mai, das heißt der Lenz des Lebens, die Jugend, ist eine reizende Periode, voll der Knospen und Blüten und melancholischen Paine, in denen Philomele flöhet; doch mit dieser Periode der stillen Sehnsucht, der liebevollen Ahnungen, der idealen Verheißungen und — Duseleien enden noch lange nicht alle Reize des Lebens. Es hat so jede Saison ihre Freuden und ihre Leiden, ihre Licht- und ihre Schattenseiten. Bald zu warm, bald zu kalt; bald zu feucht, bald zu trocken; bald zu viel Windstille, bald zu heftige Stürme. So ist es in der Natur; so ist es im Innern der menschlichen Brust. Die normalen Zustände des inneren Friedens, des Sichwohl- und Glücksfühlens sind eben so selten wie jene meteorologischen Grade, bei denen man sich so ganz behaglich fühlt.

Der Mai 1864 zu St. Paul zog gleichsam unter dem Baldachin eines italienischen Himmels dahin. Die Tage warm, die Nächte kühl; doch kein Regen, kein Thau benetzte die lebenden Kinder der lebendigen Mutter Tellus, und es trauerten Saaten und Gärten. Die Gießkanne kann lange den Regen nicht ersetzen und wenn Cisternen leer und Brunnen trocken, dann hat es auch mit dem Viehen ein Ende. So ist es mir selbst im Mai gegangen; doch das störte mich Jähren in meinem Eifer nicht, noch in der Hoffnung, daß es endlich doch wieder regnen, und so nicht Alles vertrocknen werde. Ich habe im Garten eine kleine Rebenpartie angelegt; da voriges Jahr die Catawba-Trauben auf einer Pede zu vollständiger Reife gekommen waren. Das wäre denn der erste Weingarten in Minnesota *en miniature*. Wo sich im Kleinen erwünschter Erfolg zeigt, dort

kann sich später auch das Große gestalten. Auch Zwergbirnen und Catalpas habe ich gepflanzt — Bäume, denen man in Minnetota kein Gerechtigkeit zutraut und mit denen man es eben versuchen muß, ob man sie durch sorgfältige Bedeckung gegen den harten Winter zu schützen vermag. Uebrigens sollten diese Bäume schon darum glücklich allen Stürmen trotzen, weil sie mir aus jener Stadt im Staate Illinois zugeschickt wurden, aus welcher die republikanische Partei einst ihren Vater Abraham geholt hat, der in einem südlichen Boren gehedert, ohne sorgfältige Pflege wild aufgeschossen, nach einem mehr nördlichen Klima versetzt, doch so mächtig emporstieß, daß er nicht nur an Leibesmaß der Längste, sondern auch an Geist der Größe aller Präsidenten ist, weil er die große und allerneueste Staatskunst verstand: „nicht die Umstände zu leiten, sondern sich durch Umstände leiten zu lassen.“ Also ein dreimaliges Hoch für Herrn Lincolns Länge und Größe! Die Wiedererwählung zum Präsidenten der Ver. Staaten kann wohl kaum fehl schlagen; denn seine Proclamationen waren alle von Gott eingegeben, und — das gläubige Volk, das den Gläubigen liebt, fürchtet sich, aus dem Regen in die Traufe zu kommen und mag den Gaul in der Schwemme nicht wechseln. Die Ungläubigen aber, die einst an Eward's Radicalismus glaubten, haben die Täuschung verschmerzt und beten jetzt Fremont an, dessen Radicalismus selbst nicht die Hölle zu erschüttern vermag. Doch — was ist wohl noch mächtiger als die Hölle? Die Politik. Was mächtiger als Politik? Ambition. Was mächtiger als Ambition? Das Geld. Und was noch mächtiger als Geld? Nichts. Also man versuche *in ordine secundum* nun Herrn Fremont, um zu sehen, ob es einen Amerikaner giebt, dessen Radicalismus und Principientreue der Hölle, der Politik, der Ambition und dem Gelde zu widerstehen vermag. Vermag Er es, so verdient er heilig gesprochen zu werden; denn er wäre bis jetzt der Einzige, dem es gelang durch

Radicalismus und Principientreue Präsident eines Volkes zu werden, bei dem in der großen Mehrheit der Dollar Alles, das Princip in *abstracto* Nichts ist. *En avant! Nous verrons!* — Mephisto reinigt einstweilen die Brille vom Staub der politischen Stürme, um im Buch des Schicksals zu lesen: „Du sollst auf Erden weder General-Major, noch Minister werden.“ denn Du bist ein principienfester Esel.

Wir werden nächstens höchst wahrscheinlich drei Präsidentschafts-Candidaten im Felde haben: einen radicalen, einen radicaleren und einen radicalsten. Von denen aber wird, wenn erwählt, Jedem conservativen Eid der Treue zur Constitution leisten und — das Loos der Union hängt, so oder so, rein nur von der Gewalt der Kanonen ab. Neben drei Präsidentschafts-Candidaten *in spe* haben wir jetzt zwei ebenbürtige, tüchtige Generale im Felde: Grant und Lee. Diese werden es vor Richmond entscheiden, ob wir künftig Eine Union, oder zwei Republiken haben werden. Es ist schon ziemlich lange her, seit ich schrieb: der Weg von Richmond nach Washington ist eben so weit wie der von Washington nach Richmond. Einige Wochen lang dauert bereits die Schlächterelei vor Richmond; über 40,000 Mann der Unionstruppen passirten bereits wieder den Tyr und noch ist es lange nicht entschieden, ob Grant dem Helben der Rebellen, oder dieser Grant an Feldherrntalent überlegen ist. Auf jeden Fall wird und muß sich unsere Zukunft auf dem verhängnißvollen Terrain vor Richmond entscheiden.

Wir haben zwar keine Könige, wir sind ein souveraines Volk; aber wir haben Drahtzieher und Politiker, welche die Geschäfte eines Königs verrichten, theils mit Zustimmung, theils mit Acclamation des souverainen Vengels, und so dürfen wir denn bei diesem unbrüderlichen Kriege, der alle Kriege der klassischen Barbarei der Vorzeit an Menschenopfern übertrifft, süßlich mit Horaz an Sallustian singen:

Christen an den rothen Wilden behandelt, so sehr sie dieselben auch überovertieilt, durch Feuerwasser demoralisirt und durch offenbaren Betrug bei Auszahlung für abgezeichnete Ländereien zu Haß und Rachargstacheln haben. Und lesen wir die Annalen dieser zu Tode geh'gen Rasse, so finden wir, daß es in ist wie die Halb-kartaren, Abinureri und Fanatiker waren, welche die gräßlichen in Weßen verühten Mordthaten, als Ursache des Verursachtes, zu verantworten haben. — Unzuganglich der Colonisation, haben uns denn die Ureinwohner dieses Continents um so leichter principiell zu dem Arme der Selbstzerstörung gitt eben, da es uns nie an Scythien fehlte, wo es sich um unser eigenes Wohl und unsein Verhül handelt. Der Wahipiuch der Grenzbe-wohner von Minnesota ist demnach gegenwärtig recht mojarisch: „Tödtet ne Männer und Weiber und selbst die Kinder schonet nicht!“

O, heilige, o, schöne Natur, o, herrliche Welt, was wärest Du ohne den vegetabilischen Schmuck der Pflanzen, ohne das Erbe der Thiere? Eine Wüste von Erde, Wasser, Feuer, Stein und Erz. — Doch eben diese sind es ja, in denen der Keim zu Moosen und zu Eeet, zum Infusorium und zum Menschen verborgen liegt, um durch Einfluß von Luft und Wärme und sonstigen Kräften zu organischen Leben gewedt zu werden. Das ist das sichbare Werde der Natur, das keiner Offenbarung eines erbichteten Gottes bedarf, um in seiner vollen Größe begriffen und bewundert zu werden. Das ist die Schöpfung aus Etwas, das ewig, unendlich, nur der Form nach zeitlich, dem Wechsel unterworfen und endlich. Und in dem Nuß dieser großen Schöpfung wurzelt auch das Nothwendigkeits-Gesetz, dem alle Thiere gehorchen, um sich zu nähren und fortzupflanzen. Nicht alle Thiere nähren sich von vegetabilischen Stoffen. Der große Käfer verzehrt die kleinen; der Habicht stürzt auf die Taube herab, trägt sie stolz empor in sein luftiges Revier und denkt bei seinem Fraße:

Du bist für mich erschaffen; der Welt frisst das Kalb und größte Raubhier ergöhen ihren Gaumen mit dem Fleische von Beiden; der Haisch ist der gefürchtete Tyrann des Meeres und seinem Raden sind die kleinen Fische eine gottgesandte Gabe; und der Mensch? ach, es ist das gefährlichste Raubhier der Erde, das seinen Gaumen Erde, Luft und Wasser zinetar macht und mit Eoz außer sich Alles ward in inet weanen schaffen; freilich nicht mit mehr Recht, als eine Herde von Wölfen dieses Aue wählt ein stürmen dürfte, die an den Caudern eines Schafes es sich rückt. So ist die schöne Erde ein Paradies wo ein Geschöpf das ander auffißt, um zu leben und nur der edle weise Götter und das große Raubhier von Allen, hat es dahin gebracht. Priester und Diebination vereinigen zu wollen und das Studium der Moral in Systeme zu bringen. Pythagoras zählt nur sehr, sehr wenige Lehrer; selbst Christus und seine Jünger lebten nicht von Brod und Heuschrecken allein, und Franklin und Erube gefielen sich nicht lange in ihrer Kost von Sauerkraut und Bobnen. Ich selbst dachte oft ich würde kein Fleisch essen, müßte ich das Thier selbst tödten und nie vergesse ich den Schmerz, den ich empfand, da ich als Jüngling auf der Jagd den ersten Begehos. Endlich, als ich es bis zum eigenen Hühnerstall gebracht, (welcher Fortschritt!) da nahm ich, zwischen Mitleid und Selbstachtung schwachend, sogar das Beil zur Hand und schlug einem Huhn den Kopf ab. Da lag das arme Thier und jappelte und es drängte sich mir die Erinnerung an einen Kaland vor nahe 50 Jahren in Ungarn geöpsien Mörder auf, dessen Kopf vom Rumpf getrennt gräßliche Epünge machte, die mich mit Grauen erfüllt haben. Beim zweiten und dritten Huhn ging es schon ohne Lament hin, woraus man sehen kann, wie sehr Gewöhnheit den Menschen abhärtet. Ubrigens möchte ich eben so wenig Metzger sein, als noch ein Mal wie der Keipworth. Inner gewöhnt sich an Blut der Thiere; dieser an Demoralisation des Menschen. Und der Soldat? ach, der

Soldat — wird von syrt matsch demoralisirtten Menschen als Heide bewundert und mit Ehren beehrt, wenn er es in Schlachten zertrüschet und praktischen Perfection gab acht hat.

“Now, why should this scrub want so many sou's,
Which in war time must people hell
in shoals?”

Ehren, wie folgende Strophe des Pythagoras sich rein in die Luft gesprochen und finden bei dem sich selbst in den Creantille Gottes seinen Anfang:

“O, mortals, from your fellows blood
abstain,
Nor taint your bodies with a food
profane:
While corn and pulse by nature are
bestow'd,
And planted orchards bend their
willing load.”

“And when you eat the well deserving
beast,
Think: on the labor of your field
you feast!”

Epikur's Lehre vertritt sich weit besser mit dem Leben und Treiben der civilisirten Christen, die ganz das Gegenheil von dem aserischen Fanatiker befolgen, den sie als Heil verehren und dessen Namen sie usurpiren. So sagt z. B. Epikur:

“The Furies, Cerberus, black hell and
flames,
Are airy fancies all, mere empty
names.”

Und ist es anders, so zieht es keinen Christen auf Erden, der nicht zur Hölle fahren muß; besendert Könige, Päpste, Pfaffen und Demagogen. Für Einzelne mag ein Fegfeuer genügen.

Am 19. Mai in New-Ulm angekommen. Die deutsche Schöpfung erbt sich aus der Ruine von 165 Häusern wie der Pröbner aus seiner Arche. Nicht dem Brand bilden circa 30 Häuser stehen, welche die tapferen Bürger innerhalb von

Barricaden gegen die Indianer geschüßt hatten. Seit Kurzem wurden einige 50 neue kleine Häuser gebaut, und bei dem thätigen Geschäftleben, das hier herrscht und mit den \$300,000, so, wie ich vernehme, von der durch den Congress bewilligten Million als Entschädigung für den Verlust durch Indianer auf Neu-Ulm fallen wird die schwer heimgesuchte Stadt bald einen erfreulichen Aufschwung nehmen. Es sind jetzt da an 500 Einwohner. Eine Sägemühle und zwei Ziegelfabriken liefern Material zu neuen Bauten. Eine Mahlmühle ist in Bau. Brauereien sind zwei, die von Schell und Bernhard und die von Frison. Jene liegt ein Paar Meilen von der Stadt. Ich machte mit Herrn Seiler, vom Docotah Hause, eine Spazierfahrt hinaus. In der Nähe der Brauerei wird eben ein Park mit einer Gartenwirtschaft angelegt, der sehr hübsch gelegen, mit einer Aussicht auf die blumige Prairie von Neu-Ulm und den Minnesota's Fluß, der durch schattiges Gehölz in großen Krümmungen hingießt.

Als Beitrag erhielt ich von Herrn Rebscheid folgende Etage über die Bluttaufe der jungen deutschen Stadt, deren Zerstörung durch Wilde von un'ern christlichen Pfaffen und Kirchenleitungen als Strafe Gottes für den Unglauben ausposaunt wurde. O, der gläubigen Schurken, die den Unglauben zum Verbrechen stampfen, und die für die Seelen von Hunderttausenden von Gläubigen breien, die auf echt christliche Weise sich krüderlich hinmorden, um den Hochverrath zu sühnen, dessen sie sich an 400,000 Etaken im Tempel ihrer Freiheit schuldig gemacht hatten. Erbärmliches Geschlecht von Narren, die sich von Schurken am Seile führen lassen, wie der Ochse mit dem Ring in der Nase!

Am 17. August 1862 erschien der Indianer-Agent Galbrigt in Neu-Ulm mit circa fünfzig Rekruten, größtentheils *Halfbreeds*, die Bürger auffordernd, weitere Mannschaft aufzubringen, eine Compagnie vollzählig zu machen, um —

die Ziehung (*draft*) zu vermeiden. In der Stadt selbst wurde noch am selben Tage viel gethan und beschlossen, auch die Nachbarrücken aufzufordern, Gleiches zu thun.

Am 18. waren sechs Wagen in Bereitschaft, um Milford, Cottonwood und Sigelown zu besuchen. Die Gesellschaft bestand aus achtzehn achtbaren Bürgern, die bei Muff und Bier fröhlich waren im Eifer für die Union zu werben, nicht ahnend, welche Gewölke sich über ihren eigenen Häuptern zusammenziehen.

Man machte Halt auf mehren Farmen, um den Zweck bekannt zu machen und hoffte, noch am selben Tage zu *Travelers Home* eine zahlreiche Versammlung zu haben. Eine halbe Meile von jenem Platz zieht sich eine mit Holzkewachsene Ravine vom Wald am Minnesota nach der Prairie hin. Die Straße führt unmittelbar am Auslauf der Ravine. Die vordersten Wagen hatten bereits die Brücke des Grabens erreicht, als sie lezten einige hundert Yards zurück einen zerfressenen Mann zu Gesicht bekamen. Als man den Leichnam (John Meemer) untersuchte und ausfragen wollte, erweilt eine Salve aus dem Gebüsch heraus. Zwei wurden getödtet und Einige verwundet. Einmal, der Musiker und joviale junge Mann starb bald in Folge seiner Wunde. Nun suchte man Heil in der Flucht und in Verwirrung floh man hin über Feld und Baun.

Die ersten Flüchtlinge der vor Kurzem noch fröhlichen Gesellschaft erreichten Neu-Ulm gegen zwei Uhr. Man wollte ihrem Berichte kaum Glauben schenken. Bald darauf kamen Andere, mit dem schwer verwundeten Stimble. Da man gewohnt war, mit den Indianern seit lange friedlich zu verkehren, gab man sich jetzt der Ruthmahnung hin, das Geschehene sei durch eine Bande betrunkenen Indianer verursacht. Die Thatsache eines Indianer-aufstandes hat nur dann Glauben gefunden, als auch, am selben Nachmittage, Flüchtlinge vom Cottonwood erschienen und die drei Leichen von Henrich,

Schneider und Dietrich, eingebracht wurden. Zu den Waffen! erscholl es nun durch die Stadt, und die Frauen jammerten und die Kinder weinien. Vierzig Mann gingen sogleich bewaffnet nach Milford (*Travelers Home*) und fanden die Ansiedlung niedergebrannt und die Bewohner derselben hingemoret. Sie sahen bloß Einen Indianer, der ihnen entwichte und des Nachts kehrten sie nach Neu-Ulm zurück. Flüchtlinge kamen von allen Seiten nun herbei. Es wurden Wachen ausgestellt und was sich regen konnte, war auf den Beinen.

Am 19., nachdem man sich über Vertheidigung berathen, alte Gewehre und Munition hervorgesucht hatte, und immer mehr Flüchtlinge, ohne Kleider, ohne Nahrung, bleich von Schrecken herbeiströmten, erschienen gegen Mittag ungetähr 200 Indianer (Krieger), erschütterten die Luft mit ihrem fürchterlichen Geschrei (*war-yell*) und strakten Häuser in Brand. Sie brannten im Laufe des Nachmittags nieder. Mit den Wagen der herbeigekücherten Farmer wurden einige nothdürftige Barricaden gebaut. Die Indianer wurden von Straße zu Straße zurückgetrieben und konnten der günstigen Position wegen, die sie einnahmen, bloß von den äußeren Häusern her beschossen werden. Die Neu-Ulmer hatten einen Todten und zwölf Verwundete; die Indianer neun Todte und mehre Verwundete. Nach Sonnenuntergang zogen sich die Indianer zurück.

Am 20. hatte man 100 Mann bewaffnete Verstärkung von St. Peter und organisierte sich militärisch unter Glandreau. Fremde aus St. Peter und Mansato, als Hülfscorps, und Flüchtlinge füllten die Stadt; es waren da an 2500 Personen, Kinder und Frauen mitzerechnen. Nun organisierte sich ein förmliches Lager. Küchen und Cspyläge werden eingerichtet und die Wachen des Nachts verstärkt und weiter vorgeschoben.

Am 21. An General Sib'ry, zu St. Peter, werden die dritten Depeschen abgeschickt um Waffen und um Mann-

Schaft. Von Fort Ridgley her vernimmt man Kanonendonner; doch — keine Antwort von Sibley.

Der 22. ging mit Exerciren und Draganisiren h.n.

Am 23. traurige Nachrichten von Fort Ridgley und Zeichen eines Angriffs mit bedeutender Stärke. Compagnien werden eingetheilt, reichlich geschossen. Feuerläuten und Rauch an beiden Ufern des Minnesota Flusses, in der Richtung von Fort Ridgley herab. Endlich das wilde Kriegsgeschrei der Dämonen in Menschengestalt nach allen Richtungen hin und es kommt zum blutigen Treffen. Von Seiten der Weißen waren 20 Tode und 65 Verwundete; die Indianer sollen 80 an Toden und Verwundeten gehabt haben."

Das Dacotah Haus der hiesigen Familie Seiter war ein Hospitäl, gefüllt mit Verwundeten und Kranken. Und jetzt? Kommt uns eben die Nachricht zu von einem Gefecht der Indianer mit unsern Soldaten am Spirit Lake.

Eine deutsche Frau wendet sich mit Thänen in den Augen an Seiter, in dem sie gehört habe, in der Nähe ihrer Farm hätte man Indianer gesehen. Der Mensch des Menschen Feind — so fürchtet sich das Lamm vor dem Wolf.

Wohl sind die Indianer über Minnesota's Grenzen hinaus getrieben; doch noch immer darf man sich keiner zuverlässigen Ruhe hingeben. Obgleich die Reserven-Längereien der Sioux-Indianer von der Regierung zum Verkauf ausgeboten sind die Sioux noch immer nicht dem Styr überliefert. So kamen denn heute während meines Hierseins fünf Männer nach New-Ulm und berichten, daß acht Familien von New-Ulm die Farmer ihre Wohnungen verlassen. Abends kommt Oberst-Lieutenant Pfänder (Einer der radikalsten Turner und Mitgründer von New-Ulm) von einer der Stockaden nach der Stadt und berichtet, daß sieben Meilen von der Stadt am Cottonwood ein

Indianer von einem Soldaten erschossen und zwei erkrankt sind. Er empfahl den Bürgern eine Treibjagd auf die Fuchs, in Verbindung mit der Cavallerie von Fort Ridgley. Im Nu wurde die Trommel geschlagen und das tapfere Häuflein von New-Ulm vergiß Weib und Kind und Logerbier und an 66 Mann, wie zu einem Feste sich bereiter, standen da bewaffnet bis an die Zähne, um Jagd zu machen auf die Indianer im Reviere. Der Mond schwebte in voller Majestät am ätherischen Dome, als die Wagen sich eingestellt hatten, um die Expedition der Diavon nach dem Platz zu bringen, wo es wieder spuckt. Ich begleitete die Expedition eine Strecke vor die Stadt hinaus und spazierte *solitary and alone*, neben Luna, der Laternenträgerin, zurück nach dem Dacotah Hause. — Man sah bloß drei Indianer, von denen Einer, wie gesagt, von Soldaten erschossen wurde. Wahrscheinlich waren es tollkühne Spiene, um zu sehen, ob es gebauer sei, einen Einfall nach Minnesota zu wagen. Ich glaube nicht, daß noch besondere Gefahr vorhanden ist und sollten sich die Rothhäute noch Mal nach New-Ulm wagen, so werden sie einen weit besseren Empfang finden als früher, wo man auf einen Ueberfall nicht vorbereitet war. Nicht nur Gewehre, auch zwei Kanonen innerhalb Verschanzungen stehen jetzt in Bereitschaft, um fremde Gäste der Sioux zu empfangen. Man sehnt sich hier, in der That, nach diesen hohen Gästen der Rothhäute.

Jetzt ist es ruhig in New-Ulm und wenn Gambrius nicht alleinherrschender König wird, so steht es gut um die Männer.

Aus den Trümmern des New-Ulm Pionier, dessen Herausgeber Darib größlich zu Grunde ging, erhob sich die New-Ulm Post.

Ein herrlicher Morgen am 21. Mai. Saat und Prairie standen da in voller Uppigkeit des Lenzes, trotz des Manaels an Regen. Indeß in andern Sectionen

des Landes, hoch gelegenes und milder fettes Land, das Gras vertrocknet und der Weizen zu Grunde geht, wenn ihm der Regen fehlt, ist es hier der nächste Thau, der selbst in dürren Jahren nicht leicht Mißernte zuläßt. Minnesota ist die Weizenkommer von Nordamerika. — Vor wenigen Jahren wurde Mhl nach St. Paul importirt, jetzt werden von da, von Hastings, Redwing, Wabaska, Lake City und Winona jährlich Hunderttausende von Büchel Weizen exportirt. In den Brown und Nicolet Counties liegt noch sehr viel Weizen, der aus Mangel an Wasser im Minnesota Fluß nicht verfrachtet werden kann. Laßt sich Minnesota den Vortheil von Eisenbahnen haben und Ihr sollt sehen, welcher Landreichthum sich da entfalten wird, besonders durch die fleißige Hand der deutschen und norwegischen Farmer. Diesen beiden Nationalitäten ist Minnesota besonders zu empfehlen.

Der Schulmeister von New-Ulm ist noch auf Reisen; doch werden bereits Schritte gethan zum Bau eines Schulhauses und einer Turnhalle und so wird denn auch bald wieder eine Schule eröffnet werden.

Einen Theil des Sonntags am 21. in Mankato zugebracht und des Abends im großen Salon Regel's in St. Peter mit Schimmel eine Partie Billiard gespielt. Hört, Ihr Muder, am Sonntag Billiard gespielt. Entsetzlich! Im Kriege Sonntags Menschen todtschießen ist eine Kleinigkeit. Man liest Montag das Bulletin — wo es nämlich der heilige Sabbath erlaubt, Sonntags eine Zeitung für Montag drucken zu lassen — freut sich über die Niederlage der Rebellen oder umgekehrt, und liest den Tod von 40,000 Menschen in einer Schlacht mit derselben Gleichgültigkeit, als ob es so viele Schaafe oder Schweine wären. So nächst ist des Menschen Wahn, so herrschend die Macht der Begriffe über Recht und Unrecht, Moral und Sünde.

“Not Infidels alone they smite,
The pious Christians one another bite,

For now the war is not between
The Brethren and the men of sin;
But Saint and Saint to spill the blood
Of one another's brotherhood."

Vor der Stadt Mantato wurde in einem
deutschen Commerciale am Sonntag so-
gar getauft. Welche Sünde in den Au-
gen der Bibelritter unserer freien aller-
christlichen Republik! Ein Greis aus
Krieg in Oesterreich, 71 Jahre alt, spielte
da das in ungarischen Tavernen ganz
besonders beliebte *Schach* und sang
mir zu Gefallen einige joviale bieder-
liche Lieder, indes „malch“ traußen
trotz der Entreibung des heiligen
Sabbats, der liebe Herr Gott regnen
und blitzen ließ. Der *Hochzeit-Brunnen*
hieß *Rajsko*, hatte ein edles *Mercurio-*
Statue ohne einen einzigen Zahn im Mund,
das noch vor ein Paar Jahren hübsch genug
war, um — eine Frau zu fördern. Ja,
sagte er, „mit a Biere Wein und a Biere
Liedle kann ich mit meiner Alten noch
immer nach Luther's Wahlspruch schal-
ten.“

Indes *Jobbes* die Religion für eine
Superstition und *Wode* erklärt
und sagt: Man is the greatest fool of
the whole creation, that es mir wohl,
so *en passant* da einen Menschen zu traf-
fen, der noch mit 71 Jahren an Leib
und Seele gesund, also kein frommer oder
scheinheiliger Esel war. In den Neu-
englandstaaten werden zwar Sklaven-
schiffe ausgerüstet; doch das Sonntags-
Gefetz wird streng gehalten, obgleich
tous les temps on voit les membres de
l'Eglise de Dieu disposés à arracher
les yeux. Das heißt: man betet
Sonntag zu Gott und sagt die Woche
hindurch seinen Mitmenschen die Augen
aus. Das ist so noch immer christliche
Sitte.

In Mantato sah ich den classischen
Galgen wieder und bedauerte, daß außer
den 38 rothen Cannibalen, nicht auch jene
zwihundert gehängt wurden, die auf Ko-
sten unserer gnädigen Regierung zu *Kod-*
Island gefuttert werden, um ihre erste

Rasse in Sicherheit fortzuführen. Ist
das nicht ein bestialischer Wunsch? Mag
wohl sein; doch Menschen, die Frauen
schänden und dann gewiertheilen; Men-
schen, die Kinder lebendig an brennende
Häuser nageln, wie es ja in *Minnesota*
geschah, diese sollte man todtschlagen wie
Raubthiere, wo immer man sie findet.
Das „Auge um Auge“ ist am Ende noch
immer vorzuziehen als das ruhige Ein-
nehmen eines *Badenstreichs*. Immer
noch edler *Eswe* zu sein, als *Rind-*
vieh.

Mantato ist hübsch gelegen. Des
Wasserfalls *Minemino* in der Nähe
habe ich bei früheren Streifzügen Erwäh-
nung gehan. Kein Fremder sollte es
verräumen, jenen interessanten Platz zu
besuchen.

Eine große katholische Kirche am Fuß
einer Hügelreihe beherrscht die schraffen
Hemüher der kleinen Stadt und auch sie
zeigt uns mit dem Crucifix am Giebel
„the march of human intellect; the
blessing of free press and free speech.“

Die Herren *Maße* und *Bierbauer* haben
eine große Dampfsäge und Mahmühle
erbaut. Ueber schlechte Zeiten häut man
auch hier nicht klagen und von einer
Heerde Dohsen, die sorben durch die Stadt
nach *Camp Pope* getrieben wurden,
konnte man schließen, daß auch *Uncle*
Sam's Soldaten nicht von (Weizen)
Brod allein leben. Ein dreißigjähriger
Krieg könnte wohl auch sie, trotz der Vor-
züge der Republik, auf Commisbrod und
das drei Mal des Tages Fleisch consumi-
rende Volk auf Zwiebelnuppe und Sauer-
kraut mit Speck reduciren.

Herr *Wetemann*, mit dem ich nach
Mantato fuhr, ist im Beauf, da eine
deutsche Schule zu errichten. Es liegen
zu Mantato über 150,000 Bushel *Wei-*
zen aufgespeichert und harren auf Aus-
fuhr, sobald es den Vätern möglich sein
wird, den Fluß hinauf zu kommen. Vor
meiner Abreise brach eben eine *Compa-*
nie *Ritter* auf, um im fernen *Spirit*
Lake Jagd auf die *Jabianet* zu machen.

Am 23. von Et. Peter per Post (*stage*,
lies *Stärk*) nach *Shasopee* gefahren.
Die religiöse Aufklärung und der politi-
sche Radikalismus haben in dieser Stadt
unter den Deutschen, meist strengen Ka-
tholiken und guten Demokraten, so feste
Wurzel gefaßt, daß man zur ferneren Er-
leuchtung eines Unschlitt *Licht*, wie: wo-
ni, er einer *Fadel* bedarf und so reiste ich
denn, ohne Aufenthalt und ohne Mühe
des *Collectivens*, zurück nach Et. Paul
zu den lieben *Wielien*. Ist die *Reso-*
nanz dieser *Saiten* nicht *Episodus*? —
Ganz gewiß; denn:ch dreimal weil *Dem-*
ter in dieser lieblichen Welt auch nur
Ein *Weien* in Liebe sein nennen kann!

Zu *collectiren* giebt es freilich zu *Hau'e*
auch *Maße*; aber desto mehr zu *veraus-*
gaben und — zu *erleuchten*; denn in den
jungen Köpfen, die man von dem *Conta-*
gion der *fashionablen* *Superstition* un-
möglich zurückhalten kann, giebt es noch
gar manchen finstern Fleck und, man mag
es anfangen wie man will, mit *Liebe*,
mit *Argumenten*, mit *Arrest*, mit *Pun-*
ger oder mit dem *Stech*.

Although the best of education's
given,
There still predominates the native
leaven."

3 u n t, 1864.

Am ersten Juni, bei heiterem Himmel,
an Bord der *Muscatine*, von der *Ac-*
thern *Line*, nach *Hastings* hinab, nach am
selben Tage nach dem nahen *Prescot* und
von da, an Bord des *McClellan*, von der
La Crosse *Line*, nach *Acce's* *Landing* ge-
fahren. Die hiesigen Deutschen zeichnen
sich hier vor vielen andern Stätten an
Freisinnigkeit aus und das *Kreuz* hat da
noch wenig *Prose* hien gemacht. Das *Ame-*
rican House hat seit kurzem *Dr. Paull*
übernommen. *Leslin* und *Sailer* brauen
guten *Stoff*, dem nur mein *Agent* in zu
hohem *Grade* zu sprach; so sehr, daß er
Weth und *Kinder* verließ und — *Coltat*
wurde. Vielleicht, wtro es ihm gelingen,

schaft. Von Fort Ridgley her vernimmt man Kanonendonner; doch — kein Antwort von Sibley.

Der 22. ging mit Exerciren und Draganisiren hin.

Am 23. traurige Nachrichten von Fort Ridgley und Zeichen eines Angriffs mit bedeutender Stärke. Compagnien werden eingetheilt, detachirt geordnet. Feuerfäulen und Rauch an beiden Ufern des Minnesota Flusses, in der Richtung von Fort Ridgley herab. Endlich das wilde Kriegesgeschrei der Dämonen in Menschengestalt nach allen Richtungen hin und es kommt zum blutigen Treffen. Von Seiten der Weißen waren 20 Tode und 55 Verwundete; die Indianer sollen 80 an Toten und Verwundeten gehabt haben.

Das Dacotah Haus der hiesigen Familie Seiter war ein Hospital, gefüllt mit Verwundeten und Kranken. Und jetzt? Kommt und eben die Nachricht zu von einem Gefecht der Indianer mit unsern Soldaten am Spirit Lake.

Eine deutsche Frau weinet sich mit Thränen in den Augen an Seiter, in dem sie gebirt habe, in der Nähe ihrer Farmhäuse man Indianer gesehen. Der Mensch des Menschen Feind — so fürchtet sich das Lamm vor dem Wolf.

Wohl sind die Indianer über Minnesotas Grenzen hinaus getrieben; doch noch immer darf man sich keiner zuverlässigen Ruhe hingeben. Obschon die Reserven-Längereisen der Sioux Indianer von der Regierung zum Verkauf angeboten sind die Sioux noch immer nicht dem Styr überliefert. So kamen denn heute während meines Bierseins fünf Männer nach New-Ulm und berichten, daß acht Meilen von New-Ulm die Farmer ihre Wohnungen verlassen. Abends kommt Oberst-Lieutenant Pfänder (Einer der rabulalen Turner und Mitgründer von New-Ulm) von einer der Stockaden nach der Stadt und berichtet, daß sieben Meilen von der Stadt am Cottonwood ein

Indianer von einem Soldaten erschossen und zwei erloschen sind. Er empfahl den Bürgern eine Treibjagd auf die Zwei, in Verbindung mit der Cavallerie von Fort Ridgley. Im Nu wurde die Trommel geschlagen und das tapfere Häuflein von New-Ulm verg. & Weib und Kind und Lagerbier und an 66 Mann, wie zu einem Feste sich bereitet, standen da bewaffnet bis an die Zähne, um Jagd zu machen auf die Indianer im Reviere. Der Mond schwebte in voller Majestät am ätherischen Dome, als die Wagen sich eingestellt hatten, um die Expedition der Biaven nach dem Flus zu bringen, wo es wieder spukt. Ich begleitete die Expedition eine Etrede vor die Stadt hinaus und spazierte *solitary and alone*, neben Luna, der Laternenträgerin, zurück nach dem Dacotah House. — Man sah bloß drei Indianer, von denen Einer, wie gesagt, von Soldaten erschossen wurde. Wahrscheinlich waren es tollkühne Spione, um zu sehen, ob es geheuer sei, einen Einfall nach Minnesota zu wagen. Ich glaube nicht, daß noch besondere Gefahr vorhanden ist und sollten sich die Rothhäute noch Mal nach New-Ulm wagen, so werden sie einen weit besseren Empfang finden als früher, wo man auf einen Ueberfall nicht vorbereitet war. Nicht nur Bewehre, auch zwei Kanonen innerhalb Verschanzungen stehen jetzt in Bereitschaft, um fremde Gäste der Sioux zu empfangen. Man sehnt sich hier, in der That, nach diesen hohen Gästen der Rothhäute.

Jetzt ist es ruhig in New-Ulm und wenn Gambrius nicht alleinherrschender König wäre, so sieht es gut um die Männer.

Aus den Trümmern des New-Ulm Pioneer, dessen Herausgeber Barth größlich zu Grunde ging, erhob sich die New-Ulm Post.

Ein herrlicher Morgen am 21. Mai. Saaten und Prairie standen da in voller Uppigkeit des Lebens, trotz des Mannaels an Regen. Indes in andern Sectionen

des Landes, hoch gelegenes und milder fettes Land, das Gras vertrocknet und der Weizen zu Grunde geht, wenn vom der Regen feht, ist es hier der nächste Thau, der selbst in dürren Jahren nicht leicht Mißernte zuläßt. Minnesota ist die Weizenkammer von Nordamerika. — Vor wenigen Jahren wurde Mhl nach St. Paul importirt, jetzt werden von da, von Hastings, Redwing, Wabashaw, Lake City und Winona jährlich Hunderttausende von Bußel Weizen exportirt. In den Brown und Nicolet Counties liegt noch sehr viel Weizen, der aus Mangel an Wasser im Minnesota Fluß nicht verfrachtet werden kann. Laßt ist Minnesota den Vortheil von Eisenbahnen haben und Ihr seht sehen, welcher Landreichthum sich ra entfalten wird, besonders durch die fröhliche Hand der deutschen und norwegischen Farmer. Diesen beiden Nationalitäten ist Minnesota besonders zu empfehlen.

Der Schulmeister von New-Ulm ist noch auf Reisen; doch werden bereits Schritte gethan zum Bau eines Schulhauses und einer Turnhalle und so wird denn auch bald wieder eine Schule eröffnet werden.

Einen Theil des Sonntags am 21. in Mankato zugebracht und des Abends im großen Salou Regel's in St. Peter mit Schimmel eine Partie Billiard gespielt. Hört, Ihr Muder, am Sonntag Billiard gespielt. Entsetzlich! Im Kriege Sonntags Menschen tobischießen ist eine Kleinigkeit. Man liest Montag das Bulletin — wo es nämlich der heilige Sabbath erlaubt, Sonntags eine Zeitung für Montag drucken zu lassen — freut sich über die Niederlage der Aellen oder umgekehrt, und liest den Tod von 40,000 Menschen in Einer Schlacht mit derselben Gleichgültigkeit, als ob es so viele Schaafe oder Schweine wären. So nächst ist des Menschen Wahn, so herrschend die Macht der Begriffe über Recht und Unrecht, Moral und Sünde.

“Nay Infidels alone they smite,
The pious Christians one another bite,

For now the war is not between
The Brethren and the men of sin;
But Saint and Saint to spill the blood
Of one another's brotherhood."

Vor vier Etadi Manfats wurde in einem deutschen Commerciale am Sonntag sogar getanzt. Welche Ehre in den Augen der Babelritter unserer freien allerhöchsten Republik! Ein Kreis aus King in Oesterreich, 71 Jahre alt, spielte da das in ungarisch in Tavernen ganz besondere beliebte *Pad Brett* und sang mir zu Gefallen einige joviale Biederliche Kleider, indes „enlich“ traußen trotz der Entzweiung des heiligen Sabbats, der liebe Herr Gott regnen und dregen ließ. Der *Pad Brett*-Virtuose hieß *Raja Lo*. hatte ein edle Mexikanerflut ohne einen einzigen Zahn im Mund, das noch vor ein Paar Jahren hübsch genug war, um — eine Frau zu überren. Ja, sagte er, „mit a Biere Wein und a Biederliche Bierle kann ich mit meiner Alten noch immer nach Luther's Wahlspruch schalten.“

In der *So b b e s* die Religion für eine Superstition und Mode erklärt und sagt: Man is the greatest fool of the whole creation, that is mir wohl, so *en passant* da einen Menschen zu treffen, der noch mit 71 Jahren an Leib und Seele gesund, also kein frommer oder Scheinheiliger Esel war. In den Neuenlandstaaten werden zwar Sklavensdiffe ausgerüstet; doch das Sonntagsgesetz wird streng gehalten, obschon dans tous les temps on voit les membres de l'Eglise de Dieu disposes a arracher les yeux. Das heißt: man hetzt Sonntag zu Gott und sagt die Woche hindurch seinen Mitmenschen die Augen aus. Das ist so noch immer christliche Sente.

In Manfats sah ich den klassischen Galgen wider und bedauerte, daß außer den 38 letzten Cannibalen, nicht auch jene zw. hundert gehängt wurden, die auf Kosten unserer gnädigen Regierung zu *Rock Island* gefuttert werden, um ihre erste

Rasse in Sicherheit fortzupflanzen. Ist das nicht ein bestialischer Wunsch? Mag wohl sein; doch Weischen, die Frauen schänden und dann geviertheilen; M. n. schen, die Kinder lebendig an benannte Häuser nageln, wie es ja in *Manfats* geschah, diese sollte man todtschlagen wie Raubthiere, wo immer man sie findet. Das „Auge um Auge“ ist am Erbe noch immer vornehmlicher als das ruhige Hinnehmen eines Badenstreichs. Immer noch edler es zu sein; als *Kindvieh*.

Manfats ist hübsch gelegen. Des Wasserfalls *Minimone-opo* in der Nähe habe ich bei früheren Streifzügen Erwähnung gemacht. Kein Fremder sollte es veräumen, jenen interessanten Platz zu besuchen.

Eine große katholische Kirche am Fuß einer Hügelreihe beherrscht die Gegend. Über der kleinen Stadt und auch sie zeigt uns mit dem Crucifix am Giebel „the march of human-intellect; the blessing of free press and free speech.“

Die Herren *Rock* und *Bierbauer* haben eine große Dampfzäge und Mahlmühle erbaut. Ueber schlechte Zeiten hat man auch hier jetzt nicht klagen und von einer *Heerde Dämonen*, die soeben durch die Stadt nach *Comp-Pope* getrieben wurden, konnte man schließen, daß auch *Uncle Sam's* Soldaten nicht von (Weizen) Brod allein leben. Ein dreißigjähriger Krieg könnte wohl auch sie, trotz der Vorzüge der Republik, auf Commisbrod und das drei Mal d. Tages Fleisch konsumierende Volk auf Zwiebelnuppe und Sauerkraut mit Speck reduciren.

Herr *Weteman*, mit dem ich nach *Manfats* fuhr, ist im Beauf, da eine deutsche Schule zu errichten. Es liegen zu *Manfats* über 150,000 Bushel Weizen aufgespeichert und barren auf Ausfuhr, sobald, es den Böden möglich sein wird, den Fluß herauf zu kommen. Vörmirer Abreise brach eben eine Compagnie Ritter auf, um am *fernen Spirit Lake* Jagd auf die *Jabianet* zu machen.

Am 23. von St. Peter per Post (*stago*, des Städtch) nach *Shalopee* gefahren. Die religiöse Aufklärung und der politische Radikalismus haben in dieser Stadt unter den Deutschen, meist strengen Katholiken und guten Demokraten, so feste Wurzel gefaßt, daß man zur ferneren Erleuchtung eines Unschlitt Lichts, wie: w. n. er einer Fabel bedarf und so reiste ich denn, ohne Aufenthalt und ohne Mühe des Collectirens, zurück nach St. Paul zu den lieben *Diebstehlen*. Ist die *Resonanz* dieser Saite nicht *Epiphonus*? — Ganz gewiß; denn: drei mal we. l. dem, der in dieser lieblosen Welt auch nur Ein Weisen in Liebe sein nennen kann!

Zu collectiren bleibt es freilich zu Hause auch *Rock*; aber desto mehr zu vorausgeben und — zu erleuchten; denn in den jungen Köpfen, die man von dem *Contagion* der *fastivaablen* *Superstition* unerbittlich zurückhalten kann, bleibt es noch gar manchen finstern Fleck und, man mag es anfangen wie man will, mit Liebe, mit Argumenten, mit Arrest, mit Hunger oder mit dem Stock.

Although the best of education 's given,
There still predominates the native leaven."

Juni, 1864.

Am ersten Juni, bei hellem Himmel, an Bord der *Muecarline*, von der *Northen Line*, nach *Hastings* hinab, nach dem selben Tage nach dem nahen *Proctor* und von da, an Bord des *McClellan*, von der *La Crosse Line*, nach *Reed's Landing* gefahren. Die hiesigen Deutschen zeichnen sich hier vor vielen andern Städten an Freiständigkeit aus und das Kreuz hat da noch wenige Prose ge. n. gemacht. Das *American House* hat seit kurzem *Dr. Paull* übernommen. *Lehm* und *Sailer* brauen guten Stoff, dem nur mein Agent in zu hohem Grade zu sprach; so sehr, daß er Weib und Kinder verließ und — *Colerat* wurde. *Wirklich* wird es ihm gelingen.

nach neue Stellen zu suchen für ihre scheinbar ewige Ruhe. Wild und frei, ein Stück von einer Urlandschaft, drängte sich uns hier der Gedanke auf an jene großen Erdrevolutionen, in Folge deren sich selbst die Pole verändert hatten. Die im Lauf der Ewigkeit abgekühlte Erde zeigte uns hier die ersten Keime des vegetabilischen Lebens an Granitböden, wo uns das Mosaik der hervorkeimenden Moose mit Bewunderung erfüllte: sowohl in Hinsicht der schönen Form der Moose Individuen, wie in Hinsicht des sichtbaren Schöpfungs-Prozesses der Natur. Diese Moose sind ja der jüngste vegetabilische Keim der erhabenen Ceeder und die Millionen von Cicaden (*locusts*), die uns mit ihrem Flügel-schlag-Concerte hier fast betäuben, führten unsere Gedanken auf der Stufenleiter der Naturbildungen von den Infusorien zu Käfern und Insekten, vom Colibri bis zum Strauß, von der Auster bis zum Wallfisch und vom winzigen Mäuschen bis zum Drangutang und dem Menschen hinauf. Alles vegetabilische und organische Leben beruht auf einem Prozeß. Nehmt ein Element aus der Rhetorie der Natur heraus, und das Ganze wird dadurch afficirt, Entzieht der Erde das Licht und die Wärme der Sonne und — alles Leben verschwindet. Die Stoffe sind ewig, die Formen wechseln.

D. P. Johnson, aus Vermont, besuchte den Devil's Lake vor einigen Jahren und lieferte eine ausführliche Schilderung davon. Nach dieser ist der See innerhalb der großen Krümmungen des Wisconsin-Flusses etwa 100 Meilen vom Ursprung gelegen; zwei Meilen lang, eine Meile breit und 50 — 100 Fuß tief. Manche glauben, die große Klüft sei vulkanischen Ursprungs; doch ist von Lava keine Spur und Fels und Stein sind Granit. Die pittoresken Wände erheben sich stellenweise bis 500 Fuß Höhe. Die Indianer nannten den Platz einen verfluchten Ort, den Aufenthalt des bösen Geistes. Nie sieht man sie darin; ja, sie fürchteten sich sogar, dem See sich zu nähern. Andere Ma-

nus ließen sich durch das Opfer von Tabakrauch (*a peu pres*, wie der Teufel der Christen durch Weihrauch) beschwichtigen; doch nie der Teufelssee.

Es sind uns drei Sagen über diesen Ort von den Indianern überliefert worden: nach der Einen fand eine mörderische Schlacht da statt, in welcher ein feindlicher Stamm gänzlich aufgerieben wurde und da man sämtliche Leichen in den See warf, wurde das Wasser den Indianern zum unbefiegbaren Edel; nach einer Andern soll dieser See der Schauplatz von Menschenopfern gewesen und dadurch verflucht worden sein; nach der Dritten war es eine vulkanische Convulsion, durch den bösen Geist bewirkt, der sich nie verschöner ließe.

So hätte ich denn zwei Werke des Teufels gesehen; die Teufelsbrücke in der Schweiz und den Teufelssee in Wisconsin. In Sicilien aber sah ich in der Felswand einer unterirdischen Kapelle die Spuren einer Toge des Teufels, als er da ein Madonnenbild rauben wollte, im Entfliehen stolperte und mit der Toge an die Wand stieß, die noch, unter einem Metallkreuz zur Verherrlichung, zu sehen. Also Beweise genug, daß es einen Teufel giebt, und ich hege den frommen Wunsch, daß er alle Pfaffen holen möge, die nicht an seine Existenz glauben.

Da somit die Existenz des Teufels bewiesen wäre, gebe ich mir die teuflische Mühe, aus den Larven der Cicaden die Verpuppung des Menschen im Leichenzustande, das ist, die Fortbauer der Seele nach dem Tode zu beweisen. Wenn aus dieser trocknen Wurmhülle, die nun da in Millionen Exemplaren an den Zweigen und Ästen der Bäume hängt, dieses geflügelte Thier in neuer Form, mit neuem Leben, mit neuen Organen herauskriechen kann, die Larve als Leiche zurücklassend sollte es da bei einem analogen Prozeß der Natur denn nicht auch möglich sein, daß sich aus dem Menschen, nachdem man ihn entseelt oder auch ent-

etwa veredeltes Wesen entwickeln könne? Der Doctor aber stugte, lächelte und sprach: Ach, nein, das Analogon hinkt. Die Cicade ist erst ein unvollendetes Thier, wenn sie aus der Hülle des Wurmes getrocknet; sie begattet sich — wie wir so eben an zwei Glücklichen gesehen haben — legt Eier und pflanzt sich fort. So ist der Mensch ein vollendetes Wesen, wenn er den Saamenthierchen entsprossen, in den dunkeln Kammern des Fötus zu Reife gelangt, um sich, unter günstigen Umständen, der Cicade gleich, fortzupflanzen und zu sterben. „Aus der abgezogenen Haut der Schlange wird keine Schlange mehr hervorkommen, noch ein anderes Thier.“ Nun, ich gab mich bald mit meiner Thesis gefangen und der Doctor hatte denn Recht. Freilich nicht nach der Weisheit der Theologen, nach deren Doctrin die Seele ein Geist ist, der erst am jüngsten Tage bei dem Schall der Posaune sich in einen nun sichtbaren Körper verwandelt wird, *fit for heaven*. Und so wollen wir denn, lieber Doctor, bis zum jüngsten Tage warten, ob der Naturphilosoph oder der Theologe Recht hat. Einstweilen lassen Sie uns der positiven Wissenschaft vertrauen und alle theologischen Doctrinen in den Abgrund des Teufelssees vermünschen, damit die Menschen vernünftiger und etwas mehr einzig unter sich werden!

Nachdem wir einige Stunden am See bei materiellem und geistigem Genuße in edler menschlicher Erdengleichheit zugebracht hatten, fuhren wir auf der Sac Prairie zu uns nach der Stadt. Diese Prairie ist an zehn Meilen lang und fünf Meilen breit; einer der schönsten Naturräume, die man im Nordwesten sehen kann. Einst war diese Prairie der Lieblingsaufenthalt der Sac-Indianer. Durst nach Gold und Gewinn zeigte der Civilisation den Weg nach diesem Theile von Nordamerika und wenn man Schwärmer genug ist, mit Baldwin Möllhausen die Rothhäute „herrliche Viehherden der Schöpfung“ zu nennen, so sollte man bebauern, daß eine Zeit kommen wird, wo man mit Ausrottung der

Ureinwohner stieg auf die Locomotive blickt, welche durch die jagdlosen Prairien hinjagend, zwei Deane verbindet wird.

Auf dieser Prairie sind zwei Städtchen, Saul City und Prairie du Sac. Als wir Prairie du Sac passirten, zeigte mir Herr Kenz das Haus, in dem vor 24 Jahren der Ungar Harsasny gewohnt hat. Er und Herr Palas, der noch zu Saul wohnt, waren die Pioniere dieser Region. Harsasny soll gegenwärtig in Californien leben und dort für die Weincultur Großes geleistet haben.

Dieses Mal habe ich auch den Redner der freien Gemeinde, Herrn Schröter, wieder gesehen. Er kam soeben als Deputat von der Convention der Radikalen zu Cleveland zurück, wo Herr Fremont als Präsident und Herr Cochran als Vice-Präsident nominirt worden sind. Daß Beide dieser Nominirten Generale sind, ist allgemein bekannt und in wie ferne Fremont und ganz besonders Cochran, diese Weiteferne der Politik und der Fusion, dem Radikalismus Ehre machen werden, das wird uns die nächste Zukunft lehren.

Herr Karl Delninger zu Saul besitzt ein herrliches Naturalien-Cabinet von selbst geschossenen und ausgestopften Vögeln vom Staate Wisconsin. Da siehst Du den Goldhähnchen und den Adler, die weiße Wachtel und die Gule, den Kranich und eine Varietät von Enten, von Singvögeln u. s. w.

Am ersten Sonntag des Juni Monats feierten die freien Gemeinden von Saul und Umgebung das Jahresfest ihrer Stiftung und bebauerte sehr, um Einen Tag *post festum* gekommen zu sein.

Am 5. Juni auf der Prairie du Chien Bahn nach Madison gefahren, in welcher Stadt deutscher Intelligenz meine Geschäfte in einer Stunde sich abwickeln lassen.

Der Anbau des Capitols ist seiner Vollendung nah. In der That eine einfache, schöne Bawe, die sich zum Capitol zu Columbus, Ohio, wie ein griechischer Tempel zu einem massiven Granithausen verhält. „Das Große ist nicht immer auch schön und das Schöne nicht immer groß.“

Delicate Erdbeeren mit Sahne, eine *isla* im schattigen Parke des Capitols vom Gesang der Vögel gefüllt und ein Abendbesuch mit Dr. Buchs bei der gebildeten Familie *Palme* waren die geistigen *Poin e* meines kurzen Aufenthaltes zu Madison, wo nicht nur die Fackel ein sehr herrliches Feld hat, sondern selbst keine demokratische deutsche Zeitung trotz der starken deutsch demokratischen Bevölkerung betreiben kann. Madison mit ihren *pils* *ersten* *Seen* ist unärsichtig eine der schönsten Städte des Westens. Auch giebt es da prächtige Residenzen, in denen die Krämer Nabobs wie Fürsten wohnen.

„As for lodging, for meat and clothes,
A little feeds the body, and as little
covers it
Natura is limited, but Fancy is boundless.“

Die Nacht hindurch gefahren, auf dem gepolsterten Sitz des Waggons sehr gut geschlafen und in Chicago erwacht. Hier nimmt das Presaische des Geschäftes schon mehr *Bit* in Anspruch; doch die Poesie des Lebens gereicht da für mich äußerst spärlich. Was giebt es Neues?

Lincoln, von Illinois, für Präsident und Johnson, von Tennessee, für Vice-Präsident, das ist das Resultat der republikanischen Convention zu Baltimore. Die Illinois Staatszeitung, früher eine Verehrerin Fremont's, zog Lincoln's Fahne auf und der „Telegraph“ geht für Fremont und Cochran. Fremont, las ich in Jener, ist ein prunkfüchtiger Aristokrat und Cochran ein hochhabender Humbugger. Lincoln aber, der *olim* Baumriegelipalter, und Johnson, der *ex* *devant* Schneider,

sind Staatsmänner und Männer des Volkes Lincoln, sagt die Opposition, ist ein ganz gewöhnlicher Dorfadvokat und Possenreißer, der sich von Umständen leiten läßt und den Deutschen Fußstapfen verlegt, die man sich nicht gefallen lassen soll. Und so hat denn das dreidige Volkstrama einer Präsidentenwahl bereits wieder begonnen und wehe dem Candidaten und dem Publikum, die es sich gefallen lassen müssen, all den Schmutz, den Parteilappet tag ich aufzufrischen, täglich vor Gesicht zu bekommen! Was muß sich die Ambition in einer Republik nicht Alles gefallen lassen, wie muß sie sich der Dummheit und der Corruption accommodiren, um Präsident oder Minister zu werden! Wie muß der journalistische Stiefelpuffer die Schuhe des Begüers seines Brodbrottes mit Roth beweisen, um sich Lagerbier in Fülle oder auch ein Aemtschen zu gewinnen. Yes, we are a great Nation, indeed.

Wer der Glückliche sein wird, von der demokratischen Convention nominirt zu werden, das wird der *Major domus* der Politiker erst im Juli zu Chicago bestimmen. Wahrscheinlich McClellan. Auf jeden Fall würde er (von Grant abgesehen), so viel ich die Stimme der demokratischen Schriften kenne, besser laufen, als irgend ein Anderer, obschon er im Krieg nicht schnell genug laufen konnte, um (das freilich noch immer erst zu nehmende) Richmond zu nehmen. Die Sklaverei aber, ach, das göttliche Institut würde auch McClellan nicht mehr retten können, noch uns einen Frieden garantiren, so lange der Süden nicht durch überlegene Kanonenmacht und durch Kastrotung der Rebellion pacificirt sein wird. Dann erst wird es an der Zeit sein, über *Reconstruction* zu sprechen, welches Thema vorläufig bloß vage Spekulation sein kann reiblicher Staatsmänner, oder Ausbängeschild feiler Demagogen, um politisches Capital zu machen.

Was uns Wenigen im Lande, die da sagten, eine Krankheit im Staat

ihne nur geheilt werden, wenn die Ursache derselben entfernt, und daß eine „Union wie sie war“ eine absolute Unmöglichkeit sei, beinahe a's Hochverrath zugeschrieben wurde, das hat jetzt im Laufe des Krieges selbst die freisinnigste republikanische Partei in Nr. 3 der Baltimoreer Beschlüsse ausgesprochen müßte n, wo es heißt:

„Da die Sklaverei die Ursache und jetzt die Hauptstütze der Rebellion ist und dieselbe überall gegen die Grundsätze einer republikanischen Regierung feindselig sein muß, (so? also jetzt erst ist Euch das Licht aufgegangen), so verlangt denn Gerechtigkeit und nationale Wohlfahrt deren gänzliche und vollständige Ausrottung vom Boden der Republik. Wir unterstützen und halten aufrecht die Decrete und Proclamationen, durch welche die Regierung (leider sehr spät) zu ihrer Selbstverleugung diesem riesigen Uebel den Todesstreich versetzt hat. Wir sind ferner zu Gunsten eines Amendments zu der Constitution, das durch das Volk zu bestätigen ist, um der Existenz der Sklaverei ein Ende zu machen.“

So? Nun, das ist doch, in der That, radical genug. Eine Plattform, auf welcher sich ein conservativer Candidat ausnimmt, wie ein Sancho Pansa auf einem staltlichen Reispferd. Doch Lincoln ist ja nicht mehr conservativ, denn die Verhältnisse haben ihn auf der blutigen Regelbahn bis zum Radicalismus vorgeschoben: ergo —

Am 9. sah ich en passant im Court-Haus-Square die Ratifications-Versammlung, wo die Einolniter bei Trommel und Pfeifen und unter Hurrahs ihr Amen sprachen.

Am 10. Spaziergang in Melm's Garten, der jetzt von Herrn C. Kadisch ganz vorzüglich arrangirt ist.

Am 11. des Nachts zu Racine, einer allerliebsten Stadt, angekommen. Vom

Erie See wehte ein kalter Wind herüber und ein geheizter Ofen im Hotel war mir bei Eintritt sehr willkommen. So wechselte hier das Klima: heute kalt, morgen heiß. So wechseln hier zu Lande die Grundzüge. Keine Stabilität, wenig Beriegenes — desto mehr Humbug und Corruption in einem Staate, wo das Geld Alles, der Mensch Nichts ist Just go ahead! und Ihr werdet Euch den Schädel zerbrechen, so gewiß als Flügel von Wachs an der Sonne zerschmelzen.

In Milwaukee — wo an der christlichen Metropolis fortwährend fleißig gearbeitet wird, um dem Namen eines modernen Athens zu entsprechen — einen Sonntag ad mensulam mit den heidnischen Schwelstern verkehrt und dabei, ausnahmsweise, im Tempel von St. Charles dem Gott Epicur geopfert. Das muß ich den Brüdern Ferkel mit Recht zugestehen, daß ihr Hotel der Gerechtigkeit zur Ehre und dem Publikum zum Besten, selbst vom Fackler gelobt und empfohlen werden muß, ob schon die Fadel beim heiligen Carl noch nie Eingang, noch nie Anklang gefunden. Der geistige Geschmack ist eben verschieden; eben so auch der Geschmack des Gaumens: Einer regalist sich an Austern und Schnecken, der Andere an Klößen und Spätzle und die höchste Gnade, so sich einst ein ungarischer Bauer von seinem König ausbat, war: Speck mit paprika (Nepihpfeffer), so lange er lebt in Ueberfluß. Chacun à son goût. Ich halte es mit dem St. Charles und dem Prescott House (New-York), bin jedoch so viel Stoiker, um bei Käse und Brod und Wasjer in Ermangelung anderer Speisen und Getränke eben so zufrieden zu sein, wie bei Rehbühnern, Trüffelpasteten Bräsebeutel und Tokajerwein. Auch der Gaumen hat sein Recht: doch die Vernunft muß das Präsidium führen über Gaumen und sonst'ge Organismen des thierischen Appetites, um Leib und Seele in Harmonie und Frieden zu erhalten. — Das pflegt man so in der gelehrten Sprache „Philosophie“ zu nennen und

nur der Philosoph ist reich, ist glücklich; Geld führt oft in's Verderben und der Dummkopf kann so wenig wie der Eiferhaste glücklich sein.

Einer Einladung von Herrn Weissberg nachzukommen, verließ ich Sonntag des Nachmittags meine stille Klausel und machte mich auf den Weg nach Ludemann's Gartenmischschafft, wo es, am Milwaukee Fluß gelegen, sehr hübsch sein soll. Ich spazierte durch eine jener Straßen, jetzt mit Gärten und palastähnlichen Häusern, an deren Stelle ich vor 24 Jahren über Baumstämme nach dem Michigan See hinausging, wo damals nur noch Järländer in Shanties hausten — ich freute mich über den „Marsch der Vernunft“, der sich mir da im grünen Schooß der Paläste durch große Kirchen kund gab — ich ging und ging und hoffte auf der Straßen-Eisenbahn einem Waggon zu begegnen, der mich dem gesteckten Ziele etwas schneller hibringt; doch ich habe den Terminus der Bahn erreicht und es kam kein Waggon. Ich ging denn noch eine gute Strecke und verfolgte den mir bezeichneten Weg von einer Meile nicht weiter, denn es war zu spät und zu weit für den Abend. Ich machte denn Rechtsrum und führte, immer Uncle Sam's Fahne folgend, so auf einem Dachgabel mir zuwinkte, bei Bielefeld ein. Ein geräumiger Saal mit Kränzen decorirt und mit den Portraits von Washington und Sigel verherlicht. Armer Sigel, Dein Bild an der Seite Washington's, Dein Bild in allen Tavernen, und dennoch die Zielscheibe des Nationalismus, der Dich promovirt, degradirt insultirt, ohne Dein Verdienst als General und Soldat verwischen zu können! Im Saale saßen einige Frauen und einige Männer und tranken Kaffe und tranken Bier, indeß ein Rudel Kinder auf und nieder liefen und frei und glücklich waren wie junge Ziegen. Am Klavier aber saß ein Mann und an seiner Seite stand ein Glas Lager auf dem Stuhl und in seinem Munde brannte eine Cigarre und der Mann spielte auf dem Klavier, das

sehr schlecht war und selbst unter dem Finger eines Meisters nicht besser geworden wäre und ich fremdes Menschenkind in Israel trank ebenfalls eine Tasse Kaffee und aß Kuchen, was Alles sehr gut war; aber die Musik, die Musik, die wirkte auf mich wie ein Instrument auf manche Hunde — ich heulte nicht, aber elite, daß ich hinaus kam, wo es still und ruhig war im anmuthigen Gau und ich schaute hinüber in die Ferne, wo noch andere Fahnen winkten; doch, an Einfamkeit gewöhnt, zog ich es vor, nach meiner Klausel zurückzukehren, wo mich Melpomene mit geistigem Lächeln begrüßte und ich dachte im Stillen, wie es möglich sei, allein zu sein und doch so recht innerlich ruhig, so glücklich!!

Am 14. nach Nayville. Der Leiter der Fadel weiß es aus früheren Circulären, daß in diesem Städtchen das freisinnige Element stark vertreten und ein Freimänner-Verein, nebst Schule, besteht. Der Verein ist, leider, von 38 auf 18 Mitglieder herabgeschmolzen; doch erfreut sich die Schule, unter Lehrer Stock, eines eif. eulichen Fortganges. Es sind da gegenwärtig 49 Schüler. Neben dem liberalen Element hat auch der Katholizismus Fortschritte gemacht und der b. u. t. e. Pfarre begünstigt selbst die Schule des Freimänner-Vereins. Nun, das ist eben ganz leicht zu erklären: die Schule ist keine freie Schule, wa gegen die bestehenden Religionen der Kinder Teismus und -Theismus gelehrt wird, sonzern eine Schule, wo von Religion gar Nichts gelehrt wird und so haben sich denn weder k. t. h. e. noch protestantisch-Eltern zu fürchten, daß ihren Kindern das „Gift der Vernunft“ eingeimpft wird.

Ich habe einen Altstecker nach dem katholischen Städtchen Thebes gemacht, das sechs Meilen von Nayville am Rod River sehr anmuthig gelegen ist. Es sind da drei Kaufläden, eine katholische Kirche, nebst Schule, und eine Freischule. Die Einwohnerzahl ist an 300.

Auf der Fahrt von Nayville, via Fort-

ricon, nach der Eisenbahn brach die Wagenfange. Der Kutscher nahm dann den Postlad auf die Schulter, ich nahm meine Reiseasche und so spazierten wir denn eine Meile nach Horricon. Herr Castanjen, der hiesige Buchhändler und Buchbinder, begleitete mich nach dem Depot, wo über eine kleine Weile der Zug ankam, der mich nach Watertown brachte. Hier im Buena Vista Haus des Herrn Gebhart, das Nichts zu wünschen übrig läßt, den Sonntag über lairt. Watertown hat ein zahlreiches deutsches Publikum, das in der Mehrheit der demokratischen Partei zugethan ist. Die Lage der Stadt, am Rod River, ist anmuthig. Das Mordethum hat hier noch keine Fortschritte gemacht. Bei einem Spaziergange des Sonntags Nachmittags kam ich drei Regelbahnen vorüber, wo die Bourgeoisie der Stadt ihren Gottesdienst gefeiert hat. Uebrigens soll man daraus nicht den Schluß ziehen, daß diese Sabotheschänder Ungläubige sind; er, nein, deren lebt es hier bloß ausnahmsweise; die große Mehrzahl ist sehr religiös — auf drei Blocks kommen fünf Kirchen.

Auf der Chicago und Northwestern Bahn, die sowohl in Hinsicht der Sälen wie der Waggens zu den besten des Landes gehört, fuhr ich nach Fond du Lac, DeKosh und Green Bay. Da ich eben von diesen drei Städtchen in Wisconsin nichts Besonderes zu erwähnen habe, so will ich die Lude mit der Bemerkung ausfüllen, daß ich den Teufelssee nicht ohne Danken verließ, da mir der Teufel am Hals einen Kuß gab, der so kurz war, daß er förmlich zu einem Carbunkel anschwoll, an dem vier Doctoren, von drei Stätten, ihre Kunst in Ausübung gebracht haben. Und seit zehn Tagen scheint mich das ganze Myriadenchor der Cicadon zu verfolgen, so saust und braust es in meinem rechten Ohre. Aber noch mehr saust und braust es mir im Gehirn, denn — ich habe Fremont's Schreiben gelesen, in dem er die Nomination als Präsident annimmt; doch die Clevelander Plattform in der Confiscationsfrage *ex parte* bekavouirt, *Et lacrimas,*

philosophus mansuetus. Es mögen die *Copperheads* Fremont rühmen, daß er von seinen extravaganten radikalen Ideen geheilt sei, daß er tüchtig gegen Lincoln loszöge; es mögen sich einige Radicale bemühen, dieser Conservatismus-Antipathie des Herrn Fremont die beste Seite abzugewinnen, sie mögen die allgemeine Confiscation als eine Maßregel „der Sache“ ansehen und sie bloß auf das Vermögen der Führer der Rebellion angewendet haben wollen — das Alles kümmert mich nicht — und ich sage bloß in Bezug auf Fremont's Annahmeschreiben: *non mi piace.**) Ob die *Claverei dead* oder *destroyed* ist — das sind Wortklaubereien: sie ist *destroyed* (zerstört), aber noch lange nicht *dead* (tot). Daß aber die Confiscation des Vermögens aller Rebellen, dessen wir *de jure* und *de facto* habhaft werden können, ein Act der „Sache“ sei, das läugne ich unbedingt und hätte solch eine Behauptung von Fremont am Allerwenigsten erwartet.†)

Sie wollen nicht durch eine allgemeine Confiscations-Theorie die Rebellen zum äußersten Widerstand entflammen und unversöhnlich machen? Wenn sie Das glauben, so kennen sie den Eckensourdaus nicht: er ist unversöhnlich und darin besteht seine Größe; — Sie aber haben sich durch Ihren diplomatischen *fauz pas* die Woods und Ballardighams veröhnt und darin haben Sie in meinen Augen um sieben Zoll kleiner geworden. Rein Radikalismus kann Sie eben so wenig zum Hüthen machen, als Herr Lincoln oder McClellan.

Dadurch verlieren Sie freilich Nichts; denn meine Stimme würde noch lange nicht hinreichen, Sie zum Präsidenten zu machen. Ich aber habe das Vergnügen verloren, für Sie zu stummen, auf daß ich mich wirklich, nach Ihrer Nomination,

*) Es gefällt mir nicht.

†) Die Strafe des Hochverrathes ist „Verlust des Kopfes und des Eigenthums.“

sehr gefreut. Sie werden so wenig je Präsident der Ver. Staaten, als ich Minister werden." Ich rechne nie, um einen Zweck durch Politik zu erreichen; Sie aber haben sich verrechnet. *The future will prove it.* Ich habe Sie zu sehr verehrt, um gegen Sie mit Schimpf zu Felde zu ziehen; doch hat mir Ihre Inconsequenz, die Sie vor meinem innern Richter nie durch „Privat-Audienzen und Gespräche“ zu rechtfertigen vermögen, ein Schweigen auferlegt, das durch meine Consequenz geboten wird. Bei „Principienfragen“ muß jede Accommodation aufhören und was *in se* wahr und recht, das duldet kein wenn und kein aber. Und somit basta.

Nun gehts wieder nach der Heimath zu. Am 20. an der Minnesota Bahnverbindung nach La Crosse und von da an Bord des Dampfers McClellan nach Fountain City gefahren. Als ich da ankam, stieg Herr Kohlmann von Dehler ein, um nach der großen Stadt Alma am Mississippi zu ziehen. Es war sehr heiß und der Herr College in eleganten Tuchhütern schwitzte unter der Last der Prämien in einer Blechbüchse, nach welcher ich ihn in einiger Entfernung für einen Benutzenen hielt. Ach, die alte Fadel in ewig jungem Gewande hat es noch immer nicht dahin gebracht, elegant geputzt zu erscheinen und ihre Leser mit einer Prämie regalisieren zu können. Nun aber darum Nichts für ungut. So lange meine Leser, besonders die Frauen, mir treu bleiben, so lange die Eisenbahn- und Dampfboot-Gesellschaften gegen Anzeigen freie Pässe geben und die Banker's Willius Bros und Dunbar und E. D. Edgerton zuweilen „*Four weeks after date*“ Docht liefern, wird fortgefahret, bis der Genius des Todes seine Fadel senkt und es heißen wird: *Drine* Stunde hat geschlagen. *En avant! March!*

Bei 105 Grad Fahrenheit in der Sonne, hat man keine Lust, mit den

Nymphen des Stromes und den Sybilden der Wälder zu coquetiren. Das Reisen im Sommer in den heißen Räumen eines Dampfbootes ist mir überhaupt sehr ennuyant; um so mehr, wenn man stundenlang auf Sandbänken festsetzt, wie es jetzt bei dem niedrigen Wasserstand der Fall war. „Nur durch Harmonie nach Innen und Außen kann sich die Blume des Genusses entfalten.“

In Fountain City machte ich die Acquisition eines schwarzen Neutoucaniers, mit dem classischen Namen: Milo. (*Cicero pro Milone*). Der Preis dafür ist: jährlich ein Exemplar der Fadel, so lange sie besteht an Brauer Eder, Milo's früherem Herrn. Ist das nicht ein nobler Tausch?

Von Redwing machte ich mit dem Klemmer Herrn Smith einen Ausflug von sechs Meilen nach der *Hay Creek*, zu einem Wiener, Herrn Sad. Die Weizenlaoten hier und überhaupt in Goodhue County standen ausgezeichnet. Ein prachtvolles, wellenförmiges Land, mit gutem Boden und reich an Holz. Die Farmer sind da meistens Deutsche, von denen mehre an der Niagara Eisenbrücke gearbeitet haben und arm nach Minnesota kamen. Jetzt haben sie eine Heimstätte und sind wohlhabend.

Der beabsichtigte Besuch, einige Meilen weiter, bei Farmer Baumhart, wurde uns vereitelt; denn — wir hatten den Weg nicht gefunden und als wir endlich auf der richtigen Spur waren, da war es zu spät, um noch weiter zu fahren.

Am 24. Juni in St. Paul angekommen. Am 2. Juli geht es, anstatt (dem früheren Plane gemäß nach Osten) nach Indiana, Ohio und Missouri. Nach Expedition des 3. H. firs, im Monat August, nach New York u. s. w.

Heute da und morgen dort;
Andre Menschen, anderer Ort.
Bald Verkauften und bald Pflügen
Golg' ich pflichtgetreu und ohne Klagen

Dem Geschick, das oft mich beugte,
Doch nicht brach, und immer zeigte
Sich in finst'rer Nacht ein Pfennungsstrahl,
Tröstend und verhöhnend überall.

Briefe an eine fromme Frau.

Für die Fadel aus dem Englischen übersezt von
Von E. Ludwig.

Gebiete Frau!

Es freut mich, daß Sie den Muth hatten, meine Briefe zu lesen, von denen ich mit Zuversicht erwarten durfte, daß eine intelligente Dame wie Sie, die den Glauben, wie ja so viele Andere, gleichsam mit der Muttermilch eingelesen hatte, und durch Gewohnheit den Irrthum als Wahrheit hianahm, von dieser leicht zu überzeugen sein wird, wenn sie nur nicht, einem Kinde gleich, die heilsame Medicin von sich stößt so ihr gereicht wird. Sie fürchteten und haßten mich, sagen Sie, nachdem Sie meine ersten Briefe gelesen. Es wundert mich Tiefgar nicht, da es ja Kinder und Erwachsene von Priestern und Laien, deren Dispensien, sehr oft vernehmen daß ein Freigeist ein Mensch, der ihrem Gängelband entwachsen, daß ein Ungläubiger kein guter Mensch sein könne, sogar ein gefährlicher Mensch sein müsse, da er nach dem Tode weder Belohnung noch Strafe besüchete. Auch sagen Sie, daß Sie sich unglücklich fühlten, nachdem Ihr Glaube durch das Lesen meiner Briefe erschüttert ward und Sie gleichsam auf dem stürzenden Ocean des Zweifels mit getrockneten Masten segeln mußten. Auch das habe ich vorausgesezt; denn ich kannte ja dieses zerrüttete Sichtungslückchühlen in Folge einer veranlaßten und freien Lectüre aus eigener Erfahrung. Nun aber segnen Sie mich der inneren Ruhe wegen, zu welcher Sie endlich durch rechtliches Forsuchen nach dem Möglichen und beschleunigtes Resigniren auf das Unmögliche gelangt sind. Daß Sie der Gedanke: „es giebt keinen Gott“ zittern machte, ist ganz natürlich; denn dieses

Wort *Wort* ist es ja, das uns, sobald wir nur laun können, am tiefsten eingepägt wird, um uns mit Ehrfurcht und mit Furcht zu erfüllen.

Sie wissen nun durch Lesen und durch Beobachten der menschlichen Handlungen, welche schwache Stütze Religion und Kirche für eine auf Naturgesetze und Vernunft gegründete Moral sind; Sie wissen nun, daß der passive Glaube an überirdische Dinge keine Garantie ist gegen die Gewalt der irdischen Affecte und Leidenschaften; Sie kennen die Grenzen zwischen Glauben und Wissen, den Unterschied zwischen Religion und Tugend und ich will schließlich nur noch untersuchen, ob die Religion denn wirklich — wie es die Priester so oft behaupten — unbedingt notwendig sei zur Aufrechterhaltung einer jeden Regierung.

Wenn wir geneigt wären unsere Augen zu schließen und uns den Worten der Priester zu überliefern, so müßten wir glauben, daß ihre Lehren notwendig sind zur öffentlichen Ruhe und zur Sicherheit des Staates; denn diese heiligen Führer sagen es in der That dem gläubigen Pöbel, daß Fürsten ohne Hilfe der Religion das Volk nicht regieren könnten. Ja, unsere geistlichen Piloten haben sich selbst den Thron und suchen den Regenten zu überreden, daß eine herrschende Religion nothwendig sei, um seinen Scepter zu stützen und dem Königthum Glanz und Ansehen zu verleihen; daß er sich also der Kirche fügen müsse; daß Könige zu allen Zeiten ihre Götter und Beschützer gewesen sind; daß der Monarch sich eben so der Kirche unterwerfen müsse, wie das Volk dem Throne; daß die Religion bei allen politischen Differenzen die Schlichterster sein müsse; daß die Feinde der Priester die Feinde aller Gewalt sind; daß jene, die das Fundament des Thrones untergraben, den Thron selbst stürzen werden!

Wir wollen sehen, ob es sich wirklich so verhalte; denn Behauptungen sind noch

lange kein Beweis und das *ipse dixit**) der Priester ist eben so wenig Gesetz für die Welt als es Proklamation der Könige sind. Nein; Eiferes ist der Denker der Kanzel, Letztere sind die Blätter des Thrones. Der Behälter des ehelichen Bürgers bietet Aidon die eiserne Stirne, ohne das Gleichgewicht zu verlieren.

Wir brauchen denn bloß die Augen zu öffnen und die Geschichte zu Rath zu ziehen, um uns von der Falschheit dieser Präntionen zu überzeugen und die mächtigen Dienste zu würdigen, welche an die christlichen Priester den Souverainen geleistet haben. Wir sehen seit Einführung der christlichen Religion, daß in allen Ländern, wo diese Religion Wurzel fage, stets zwei feindliche Gewalten sich rivalisirend entgegenstanden. Wir finden eine Regierung, einen Staat im Staate. Das heißt, wir finden die Kirche, eine Corporation von Priestern, stets in Opposition gegen die souveräne Macht; kraft ihrer angemessenen heiligen Mission und ihres heiligen Amtes sich bestrebend, allen Souverainen der Erde Weisheit zu dictiren.

Dies ist nicht nur der Fall mit der Hierarchie von Rom allein, die Bischöfe und Priester aller secedirenden Confessionen maßen sich diese Autorität an. Wir finden, daß der Clerus, mit silbergeliebten Titeln geschmückt, stets bemüht war, im Namen himmlischer und gefährlicher Privilegien den schuldigen Gehorsam gegen den Regenten für sich selbst zu gewinnen, wolle man nicht die Gunst des Allmächtigen verwerfen. Es ist nicht nur der Papst allein, der Buar Jesu Christi, dem das Volk diese entwürdigende Submission bezeugt hat, auch in protestantischen Ländern haben sich die Pfaffen bemüht, das Volk glauben zu machen, das Gesetz des Landes sei auf ihre Religion gegründet. Doch kümmert sich das englische Parlament nur noch sehr wenig um die heilige Schrift, eben so wenig wie die arabischen Fabeln von Tausend und Einer Nacht.

*) Er hat es selbst gesagt.

Diese heiligen Quacksalber präntiren kraft ihrer heiligen Mission den Monarchen zu dienen; obgleich diese heilige Sendung nichts Anderes ist als schamlos. Anmaßung; denn an Leuten, die mit der übigen Weisheit nach gemächlichem Leben, nach Pfründen, nach Ansehen und Macht streben, kann wahrhaftig nichts Heiliges sein; diese Herren verlangen jedoch, daß ihnen kraft ihrer Heiligkeit selbst Monarchen gehorchen sollen und die Geschichte ist nicht ohne Beispiele, wo wir sehen, daß die Priester, von ihren Emisarien und gläubigen Satelliten unterstützt, sich die lächerlichsten Präntionen erlauben, sich in Staatsangelegenheiten einmischen und die schlauesten Mittel erfinden, um Jene zu verfolgen, die ihre schändlichen Pläne durchschauen. Auch haben sie nicht selten den Staat in Kriege verwickelt; und durch das Geschrei: „der Staat, die Kirche ist in Gefahr!“ haben sie sich stets zu befestigen und bereichern gewußt.

Ja, Gebrüder, Dies sind die großen Dienste, welche die Religion schon sehr oft den Königen geleistet hat. Das Volk, blind durch Superstition, konnte in seinem Glauben nicht schwanken zwischen Gott und den Fürsten der Erde! Da die Priester die schreibaren Diogenen eines unsichtbaren Monarchen sind, müssen sie den größten Einfluß auf den Menschen üben. Unwissenheit hat Volk und Regenten gänzlich der Kontrolle der Priester unterworfen, und Regenten werden so lange Sklaven der Kirche sein, als das Volk sich dem Joche der Priester fügt. — Sagt uns denn nicht die Geschichte, dieser untrügliche Spiegel der Vergangenheit, daß die Völker stets durch die nichtwürdigen Streitigkeiten des Clerus entweit, daß Fürsten und Völker, die es wagten, sich diesen anmaßenden Tyrannen zu widersetzen, für Ketzer, Gotteslästerer und Feinde Gottes erklärt wurden, in daß sie die bizotesten Nationen und Fürsten, die sich der eifrigen Ruthe der Priester unterworfen hatten, als Günstlinge des Himmels hinstellten?!

Die Begünstigungen, welche die Fürsten Europa's dem Clerus zu gewähren gezwungen waren, hinderten sie, sich mit dem Wohl ihrer Unterthanen zu beschäftigen, die in manchen Fällen, als Sklaven ihrer Pfaffen, sich zuweilen selbst dem Gute widerlegten, das ihnen von Seiten der Regierung zugebracht war. Könige und Gouverneure, zu schwach, sich dem Strom der durch Priester verbreiteten Meinungen zu entziehen, sehen sich gezwungen, vor der Priesterschaft sich zu beugen, ihr zu huldigen und ihre Forderungen zu genehmigen. Sobald sie sich den Anmaßungen der Priester widersetzen wollten, stießen sie auf geheime Fellen, oder offene Opposition, je nachdem die heilige Gewalt sich entweder zu schwach fühlte, um offen zu handeln, oder stark genug, um das Tageslicht nicht scheuen zu müssen. Wollten Fürsten Behör finden bei ihren Priestern, so suchten diese stets sie feige zu machen und ihnen die Achtung des Volkes zu entziehen. Wir sahen oft die Hand des Vatermörders und des Rebellen, des Meuchelmörders und des Fanatikers mit dem Priesterlegen bewaffnet, um solche Regenten zu morden, welche die Priester der Regentenschaft unwürdig hielten; bloß darum, weil sie den Willen hatten, ihre Völker beglücken zu wollen. — Unter dem Vorwand Gott zu süßen, wurden Könige durch Priester gemordet. Kurz wir leben, daß zu allen Zeiten, in allen Ländern, den Priestern nichts zu schlecht war, um ihre Herrschaft zu besetzen. Wir finden durch sie Reiche zerstört, Throne vernichtet; Fürsten ihrer Rache hingepfercht; Unterthanen gegen ihren König aufgestachelt, der ihnen etwas mehr Freiheit geben wollte, als sie besaßen; und bilden wir in die Vergangenheit zurück, so zeigt es sich, daß Ambition, Habucht und Eitelkeit des Clerus die wahre Ursache, die eigentlichen Motive der meisten Streitigkeiten und Kriege waren, so die Erde mit Blut gedrängt

Jede Kirche strebt nach Herrschaft. In Frankreich hat die katholische Kirche die Protestanten vertrieben, in England wä-

hret der Protestant gegen Jene, die nicht seine religiöse Meinung theilen und nicht glauben können, daß drei Götter bloß Ein Gott und daß Einer drei verschiedene Gottheiten in sich enthalte. In Spanien ist die Religion der Hebel, der den Fortschritt des Volkes hemmt und wer kein Fanatiker ist, der ist ein Gegenstand der öffentlichen Rache. In Deutschland entzweien zwei große religiöse Fractionen Fürsten und Volk: die Katholiken lernen die Protestanten hassen und diese stellen Jene als Götzendiener hin. Jede Secte ist gegen die andere, und die Pfaffen allein sind schlau und der geistigen Entwicklung entgegen.*)

An beiden Seiten des Kreuzes, an der katholischen und akatholischen, nichts als Schisma und Streit; jede Secte ist orthodox in ihrer Meinung und beschuldigt die andere des Irrthums und des Betruges. Hindus, Muselmänner, Juden, Christen sind alle orthodox und im Besig des allein wahren Glaubens.

Nach der christlichen Lehre giebt es keine Rettung, keine Seligkeit im Himmel keine Erldung von der Hölle — ohne Christus. Die Hindus glauben nicht an Christum, sondern an Vishnu, einen Gott, den sie sich selbst fabricirt; als können die Hindus nicht in den Himmel kommen. Die Muselmänner glauben an Mahomed; aber Mahomed war nach der Lehre der Christen ein Betrüger; also können die Muselmänner nicht selig werden. Nach der protestantischen Lehre können Götzendiener nicht in den Himmel kommen; doch nach der Lehre der Katholiken beten Katholiken nicht in den Himmel kommen, welche heilige Stätte kein Götzendiener betreten darf. Nach dem katholischen Glauben hingegen giebt es außerhalb der katholischen Kirche

*) Was hier in unserer glorreichen Republik, gesteuert mit Hilfe der Präsidien und die Pfaffen verpesten die Vernunft schon im jüngsten Reime der Kinder.

und dem Papst kein Heil: also müssen die Protestanten, die nicht an den Papst glauben, alle verdammt sein. Nach der Lehre der Juden sind die Christen Betrüger und Christus ein Betrüger, und seine Nachfolger, Katholiken sowohl wie Protestanten, sind dem Teufel verfallen. Nach derselben Lehre mögen denn auch die Muselmänner zur Hölle fahren.

In welcher Religion kann man denn nun in der That selig werden? — Ich sage, eben so wohl in jeder, wie in keiner. Jede Religion beruht auf Irrthum und blindem Glauben und um einer Religion Eingang zu verschaffen, hat das Schwert weit mehr gethan als Ueberzeugung. — So hat Mahomed seinem Koran mit dem Säbel Geltung verschafft; so machte die römischen Kaiser nach Constantinian, die Nationen zu Christen und taufte sie zu Tausenden in den Fluthen der Donau. Der wahre Glaube war stets jener, dem Fürsten zugethan waren: die Ausgewählten stets Jene, die ihre Gegner vernichteten, und die Schwachen, nicht die Starken sind die Feinde Gottes. Schrecklich! — Die Fürsten dieser Erde sind unfehlbar; sie sind die Säulen der herrschenden Religionen, worin sich das Volk irgenken muß. Die Fürsten, durch Aberglauben geblendet, überlieferten sich den Priestern und glaubten dadurch das abergläubige Volk im Zaume zu halten. — Hohe Krieger, kaum Werth Menschen zu heißen, glaubten ihre Sünden durch Etzung von Klöster abwasche zu können. Durch Unwissenheit der Fürsten und des Volkes wurde die Kirche reich, der Müßiggänger gehei, sein Geket für notwendig gemacht; so sehr, daß es eine Zeit gab, wo die Kirche mächtiger als der Tyrann und der Kaiser der Knecht des Papstes war. Rom legte Fürsten in den Pann, erband die Unterthanen vom Gehorsam gegen ihre Regenten und erklärte Alle für Günstlinge des Himmels, die der Kirche gehorchen, und die Widerspenstigen für Kinder des Teufels. Und alles Das ist unere auf die Bibel gegründete Religion! —

Sie sehen denn, geehrte Frau, daß eine solche Religion den Fürsten eben so verderblich ist wie den Völkern. Indem ein Regent die freie Forchtung hemmt, opfert er des Volkes kostbarstes Gut einer herrschsüchtigen Priesterkaste hin: denn es giebt keinen Priester auf Erden, der sich nicht ebenbürtig mit einem Könige hält — der seine Heerde nicht mit demselben Despotismus beherrscht wie er zu Algier geübt wird.

Die Hauptpolitik der Priester ist, den Königen zu schmeicheln, damit sie König und Volk in Sklaverei erhalten mögen. So sind denn die Priester die bittersten Feinde Jener, die freien Ideen hegen; denn der freie Gedanke ist der Todengräber der Priesterherrschaft. Die Interessen der Priester sind stets den Interessen des Volkes entgegen und wohl dem Staat, in dem der Blinde den Blinden führt!

Ann, geehrte Frau, bitte ich Sie schließlich, meine Briefe an Sie noch ein Mal ruhig durchzulesen; Ihre Vernunft frei zu gebrauchen und ich bin überzeugt, daß Sie künftig in allen Verhältnissen des Lebens einen innern Frieden genießen werden, welchen keine Religion der Erde dem Sterblichen zu geben vermag.

Mit Hochachtung

Ihr ergebener Freund.

Skizze über Georg Forster.

Von J. M o l e s c o t t.

Forster's Darstellung der Natur ist überall dichterisch und wahr. Sie bleibt dies auch dann, wenn er die Geheimnisse zu verständlichen sucht, deren Schreiber selbst an den Stellen wo der Drang der Thatfachen am stärksten war, wohl verstanden, aber nicht zerrissen und noch viel weniger gehoben wurde. Wir wollen nicht müde werden uns an der frischen Quelle dieses Geistes zu laben und zu kräftigen.

Die Schilderung des Nordens von Amerika führt ihn zur Bezeichnung der Pflanzenwelt und von dieser kommt er zu Betrachtungen über Schöpfungsgeschichte. Lesen wir, um wieder zu lesen:

„Amerika, auch sogar dessen nördliche Hälfte, ist in Abicht seines Pflanzenreichthums (von Europa) gänzlich verschieden. Seine Wälder prangen mit Nadelhölzern, die mit den unsrigen nur eine entfernte Ähnlichkeit verrathen; unter den dortigen Laubbäumen haben viele bei uns nicht einmal eine verwandte Gattung; die Straucher, die Kräuter, die Blumen, die Farne, die Moose sind dem Beobachter, der nur europäische Pflanzen gesehen hat, völlig fremd und unbekannt. Mit Recht erklaunt unser Geist, mit Recht verliert er in stille Bewunderung bei diesem Anblick, der von einer uns unbegreiflichen, unser ganzes Fassungsvermögen weit übersteigenden Kraft und Wirksamkeit der Natur Zeugnis giebt, wodurch einst auf der Grundlage von harten, leblos zuammengestauten mineralischen Substanzen das Herr der organischen Wesen, mit unendlicher Fortpflanzungskraft begabt, hervorging. Es ward, was bis dahin noch nicht gewesen war, und diese Kraft des Werdens erfüllte den Erdball; denn wohin wir uns wenden, in jedem engen Bezirk erblicken wir Pflanzen und Thiere, die nur für ihn geschaffen, die nirgends außer ihm zu finden sind, und oft sogar an keinem andern Orte leben können.“

„Wie ein Sonnenstübchen entsteht, begreifen wir nicht; wir fassen es nicht, nach welchen Gesetzen die Elemente sich zu Weltkugeln ballten; es bleibt uns unergänzlich, wie Kalk und Thon und Eisen, überall so reichlich gesendet, aus der Verbindung ihrer Grundstoffe wurden, und wir erblicken mit heiligem Schauer den Abgrund zwischen zweien Welten, von denen eine uns verborgen ist, so oft wir uns das erste Werden der organischen Schöpfung verständlichen wollen. Nur diese einzige Vorstellung bleibt uns übrig: wie einst an 1000 Millionen Punkten zugleich eine solche Mischung der Elemente

entstand, wodurch die Formation der Mineralien möglich und wirklich ward, so kam ein Zeitpunkt, wo jene andern Kräfte, von denen die organische Bildung abhängt, überall in Wirksamkeit traten. Die Oberfläche der Erde bedeckte sich mit Kräutern, Kräutern und Bäumen und auch im Pflanzenreiche wurden gewisse Formen — nach menschlicher Weise zu reden — von der Natur leichter hervorgebracht; Tausende von diesen sprossen in verschiedenen Punkten des Erreichs auf, für eine, die ihr Entstehen einer bloß localen Modification verankte. Vereinzelt konnten wenigstens weder Thier- noch Pflanzenarten stehen; sonst wäre die organische Schöpfung im Augenblick ihres Werdens verschwunden. Den Zeugungskräften, der Unerforschlichkeit, dem Reichthume der Natur ist das einfache, erhabene Bild des Unbegreiflichen angemessen; „Die Erde lasse aufgehen Gras und Kraut, das sich beizeme nach seiner Art;“ — und weiter: „es erzeuge sich das Wasser mit lebenden und lebendigen Thieren!“

„Wenn nun in den Wäldern von Canada, im Schatten jener einheimischen Bäume, die jedem anderen Erdobst fremd sind, hin und wieder einige Pflanzen ausprossen, die auch im Norden von Europa angetroffen werden; was nöthigt aus, sie von den Wesen ihrer Art in unserm Welttheil abstammen zu lassen? Was hindert uns zu glauben, daß dieselbe unbekannte Energie, wodurch gerade diese Formen bei uns sich erzeugten, einst auch jenseits des atlantischen Meeres wirksam gewesen sei? Welch einen Vorzug haben die schwedischen und deutschen Helden vor den canadischen, daß, wenn auf beiden einerlei Pflanzen sich unter verschiedenenartigen eingemischt finden wir die amerikanischen von europäischen Samen herleiten sollten? Unstreutig ist es nicht schwerer sich zu denken, wie in Canada ein Wintergrün zwischen den Wurzeln der Weymouthskiefer oder der Eprostanne und durch dieselbe Kraft mit diesen, als wie es in Deutschland unter den gemeinen Kiefern und Meistannen und durch dieselbe Kraft mit diesen, zuerst hervorgehen

konnte. Wo die Natur es vermochte, den Erdknoten mit Millionen Weymouthskornern, Weiscedern, Spirentannen zu schmücken, konnte es ihr ein Reiches sein, zugleich andere Pflanzengestalten zu bilden, die, vermöge einer völligen Abhängigkeit der Umstände, auch in unserem Weithheil erblühten. Die schöpferische Grubelei, die in einem dunkeln Zeitalter aus Unkunde der im äußern Sinne gegebenen Welt, auf halb wahre einseitige Beobachtungen allgemeine Gesetze zu gründen sich erkühnte, hat mit dem Satze der Sparsamkeit in der Natur, dem man eine bloß relative Zulässigkeit wohl gönnen kann, die Verwirrung gestiftet, die wir hier bekennen. Wie die Natur von einer Seite hartnäckig und einfach genannt werden darf, so ist sie auch in einer andern Hinsicht verschwenderisch und von unendlicher Mannigfaltigkeit. Wer im Frühling einen Obstabum mit Blüten überschüttet sah, wovon unmöglich der zehnte Theil Frucht ansetzen kann, wird der noch an dem üppigen Ueberflusse zweifeln, den die Erde nicht zu achten scheint, um ihres Zweckes gewiß zu sein? Der Drang ist bewundernswürdig, womit sich alles Elementarische bestrebt, Gestalten anzunehmen; auch scheint es fast, daß, wie die Urstoffe zu höherem Leben gradirt sind, dieses Bedürfnis nur noch dringender werde. Ist dieses aber jetzt der Fall, da alle Formen bereits gebunden sind, — mit welcher unaufhaltsamen Gewalt mußten sie nicht diese Urstoffe aus einem Chaos an sich reißen, worin noch nichts organisch Gebildetes vorhanden war und worin sie zum ersten Male ihre Anziehungskräfte äußerten? Man möchte sich den Augenblick als den erhabensten in der Geschichte unseres Planeten denken, den Augenblick, da Form und Stoff sich plötzlich auf dem ganzen Erdenrund ergriffen und Millionen organischer Wesen seine Tiefen und seine Berggipfel mit der Götterfreude des jungen Lebens und der Spontaneität, wie auf ein ausgesprochenes Jaanwort, mit einem Mal erfüllten.“

Forsters Naturweisheit war von der Freude der Anschauung erfüllt. Die

Gesetze des Schaffens und Verbrennens wurren ihm gleich Erlebnisse, und jere Wahrheit fand in seiner dankkundigen Hand sozleich ihre körperliche Gestalt. Raum war die Thatsache, daß die Pflanzen ihre Hauptnahrung aus der Kohlen säure der Luft schöpfen, indem sie diese im Licht zerlegen und Sauerstoff aushauchen, bekannt, als er sie in eine Form zu kleiden wußte, welche sie für immer Jedem zu eigen macht, dessen Denken zugänglich ist für künstlerische Formen.

„Indeß das Thier,“ sagt Forster, „schon ausgebildete Körper verschlingt, sie zer mahmt, aus ihrem zusammengesetzten Saft sich ergänzt und ihre unreinen Ueberreste von sich stößt, saugen diese feinen Röhr- und Zellengebilde die einfachsten Elemente begierig aus der Luft. Aus Sonnenlicht und Aetherfeuer gewebt, wie sonst nur Dichter träumen durften, laßt unserm Blick das sanfte Grün der Wälder und Fluren; und seht! im unendlich zarten Geäder der Blumenkronen und der reisenden Früchte glüht der siebenfache Lichtstrahl und ziert die Pflanzenschöpfung mit seinem mannigfaltigen Farbenpiel!“

Er hatte eine vollkommene klare Vorstellung von jenem Kreislauf der Grundstoffe, welche der Thiere Leben von dem Wachsthum der Pflanzen und dieses von jenem abhängig macht. Mit deutlichen Worten hat er die Grundwahrheit ausgesprochen, die, wie das Herz in der Menschenbrust, den unbewußten Puls regiert, der alle Bewegung und alles Forschen in der Welt belebt. „In einem System, wo Alles wechselseitig anzieht und angezogen wird, kann Nichts verloren gehen,“ heißt es in seinem Blick in das Ganze der Natur; „die Menge des vorhandenen Stoffes bleibt immer dieselbe.“ Doch ist hienieden keine Gestalt, so wenig als der Mensch selbst, beständig. Unsterblichkeit gab die Natur keinem zusammengesetzten, zerbrechlichen Körper. Der Stoff, aus welchem sie bestehen, ist in beständiger Bewegung.“ „In der ganzen Anlage dieser Welt ist Alles auf Beweglichkeit, Veränderlichkeit,

nicht auf Dauer und Unzerstörbarkeit eingerichtet. Auf der Erde, in der Luft, im Wasser, überall giebt es lebendige Reime, welche sich die sichtbare Materie aneignen, sie in ihr eigenes Wesen verkehren, sich in neue Reime von gleicher Art fortpflanzen oder abzuweigen und dann andern zur Nahrung dienen. Eben die Materie ertheilt immerfort unter einer andern Gestalt. Das Thier, von Pflanzen genährt, die es in seine eigene Substanz verwandelt, stirbt hin, wird aufgelöst, und sein Stoff wird wieder begierig von Pflanzenwurzeln eingesogen; eben dieselben Grundstoffe sind mineralisch im Steine, vegetabilisch in der Pflanze, animalisch im Thiere. Die Anzahl dieser plastischen Kräfte ist der Menge des Grundstoffes angemessen; veränderlich zwar in jeder Gattung, im Ganzen genommen aber immer dieselbe.“ Unaufrichtig vererben die Grundkräfte ihre Wirksamkeit auf neue Reime, welche das ältere Geschlecht überall einsetzen und den ganzen Schmuck der Erde erneuern. Wie groß und prächtig ist nicht das Schauspiel dieses immerwährenden Circels!“ „Die Erde muß sich mit neuen Kräften schmücken, die veralternden, enkräfteten Körper müssen vollends verschwinden, und Ueberflus und Schönheit herrschen wieder wie zuvor.“

Die Lebenswärme seiner Anschauung ergiebt die schöne Gestalt, die Vielseitigkeit seiner Naturkenntnis führte zu dem tiefsten Verständniß allgemeiner Gesetze, wie die Blüte zur Frucht. Das eben ist Grund, warum man Forster immer lesen kann, weil er uns jederzeit über die Schranken einer augenblicklichen Beschäftigung auf einen weithin blickenden Standpunkt in der allumfassenden Natur zu heben weiß. Bald merket er, daß die Zahl der Thiergattungen auf dem Lande, wie im Meere, die Zahl der Pflanzengattungen übertrifft. Bald lehrt er uns, daß mit der Höhe der Entwicklung die Anzahl der verschiedenen Arten in einer Gattung abnehmen. Ein andermal weist er darauf hin, daß „es bei den kleinen Thieren mehr unter einander nahe verwandte Gattungen giebt. Der Ab-

Sie sehen denn, geehrte Frau, daß eine solche Religion den Fürsten eben so verderblich ist wie den Völkern. Indem ein Regent die freie Forchtung bemerkt, opfert er des Volkes löbliches Gut einer herrschsüchtigen Priesterkaste hin: denn es giebt keinen Priester auf Erden, der sich nicht ebenbürtig mit einem König hält — der seine Heerde nicht mit demselben Despotismus beherrscht wie er zu Algier geübt wird.

Die Hauptpolitik der Priester ist, den Königen zu schmeicheln, damit sie König und Volk in Sklaverei erhalten mögen. So sind denn die Priester die bittersten Feinde Jener, die freien Ideen hegen; denn der freie Gedanke ist der Todengräber der Priesterherrschaft. Die Interessen der Priester sind stracks den Interessen des Volkes entgegen und wohl dem Staat, in dem der Blinde den Blinden führt!

Ann, geehrte Frau, bitte ich Sie schließlich, meine Briefe an Sie noch ein Mal ruhig durchzulesen; Ihre Vernunft frei zu gebrauchen und ich bin überzeugt, daß Sie künftig in allen Verhältnissen des Lebens einen innern Frieden genießen werden, welchen keine Religion der Erde dem Sterblichen zu geben vermag.

Mit Hochachtung

Ihr ergebener Freund.

Skizze über Georg Forster.

Von J. M o l e s c h o t t.

Forster's Darstellung der Natur ist überall dichtersisch und wahr. Sie bleibt dies auch dann, wenn er die Geheimnisse zu verständlichen sucht, deren Schöpfung er selbst an den Stellen wo der Drang der Thatfachen am stärksten war, wohl verdünnt, aber nicht zerrissen und noch viel weniger gebeden wurde. Wir wollen nicht müde werden uns an der frischen Quelle dieses Geistes zu laben und zu kräftigen.

Die Schilderung des Nordens von Amerika führt ihn zur Bezeichnung der Pflanzenwelt und von dieser kommt er zu Betrachtungen über Schöpfungsgeschichte. Lesen wir, um wieder zu lesen:

„Amerika, auch sogar dessen nördliche Hälfte, ist in Abicht seines Pflanzenreichthums (von Europa) gänzlich verschieden. Seine Wälder prangen mit Nadelbäumen, die mit den unsrigen nur eine entfernte Ähnlichkeit verrathen; unter den dortigen Laubbäumen haben viele bei uns nicht einmal eine verwandte Gattung; die Straucher, die Kräuter, die Blumen, die Farne, die Moose sind dem Beobachter, der nur europäische Pflanzen gesehen hat, völlig fremd und unbekannt. Mit Recht erklaunt unser Geist, mit Recht verstaunt er in stille Bewunderung bei diesem Anblick, der von einer uns unbegreiflichen, unser ganzes Fassungsvermögen weit übersteigenden Kraft und Wirksamkeit der Natur Zeugniß giebt, wodurch einst auf der Grundlage von harten, leblos zusammengehäuften mineralischen Substanzen das Herr der organischen Wesen, mit unendlicher Fortpflanzungskraft begabt, hervorging. Es ward, was bis dahin noch nicht gemessen war, und diese Kraft des Werdens erfüllte den Erdball; denn wohin wir uns wenden, in jedem Augenblick erblicken wir Pflanzen und Thiere, die nur für ihn geschaffen, die nirgends außer ihm zu finden sind, und oft sogar an keinem andern Orte leben können.“

„Wie ein Sonnenstäubchen entstehe, begreifen wir nicht; wir fassen es nicht, nach welchen Gesetzen die Elemente sich zu Weltkugeln ballten; es bleibt uns unergänzlich, wie Kalk und Thon und Eisen, überall so reichlich gespendet, aus der Verbindung ihrer Grundstoffe wurden, und wir erblicken mit heiligem Schauer den Abgrund zwischen zweien Welten, von denen eine uns verborgen ist, so oft wir uns das erste Werden der organischen Schöpfung verständlichen wollen. Nur diese einzige Vorstellung bleibt uns übrig: wie einst an 1000 Millionen Punkten zugleich eine solche Mischung der Elemente

entstand, wodurch die Formation der Mineralien möglich und wirklich ward, so kam ein Zeitpunkt, wo jene anderen Kräfte, von denen die organische Bildung abhängt, überall in Wirksamkeit geriethen. Die Oberfläche der Erde bedeckte sich mit Kräutern, Kräutern und Bäumen und auch im Pflanzenreiche wurden gewisse Formen — nach menschlicher Weise zu reden — von der Natur leicht hervorgebracht; Tausende von diesen sprossen in verschiedenen Punkten der Erde auf, für eine, die ihr Entstehen einer bloß localen Modifikation verankert. Verringt konnten wenigstens weder Thiere noch Pflanzenarten leben; sonst wäre die organische Schöpfung im Augenblick ihres Werdens verschwunden. Den Zeugungsstrahlen, der Unerforschlichkeit, dem Reichthum der Natur ist das einfache, erhabene Bild des Unbegreiflichen angemessen; „Die Erde lasse aufgehen Gras und Kraut, das sich besame nach seiner Art;“ — und wieder: „es erzeuge sich das Wasser mit webenden und lebendigen Thieren!“

„Wenn nun in den Wäldern von Canaba, im Schatten jener einheimischen Bäume, die jedem anderen Erdoden fremd sind, hin und wieder einige Pflanzen aufsprossen, die auch im Norden von Europa angetroffen werden; was nöthigt uns, sie von den Wesen ihrer Art in unserm Weltheil abzustammen zu lassen? Was hindert uns zu glauben, daß dieselbe unbekannte Energie, wodurch gerade diese Formen bei uns sich erzeugten, einst auch jenseits des atlantischen Meeres wirksam gewesen sei? Welch einen Vorzug haben die schwedischen und deutschen Heiden vor den canadischen, daß, wenn auf beiden einetlei Pflanzen sich unter verschiedenenartigen eingemischt finden wir die amerindianischen von europäischen Samen herleiten sollten? Unstreitig ist es nicht schwerer sich zu denken, wie in Canada ein Wintergrün zwischen den Wurzeln der Weymouthskiefer oder der Eprostanne und durch dieselbe Kraft mit diesen, als wie es in Deutschland unter den gemeinen Kiefern und Meißannen und durch die selbe Kraft mit diesen, zu erst hervorgeht,

gewesen sein müssen, bevor sie durch die Vortrefflichkeit von Land und Klima und durch den Ueberfluß an guten Nahrungsmitteln gestärkt worden waren.

So gern er auch die Gutherzigkeit des Mittelstandes in dem unverseinerten Teiarrabn anerkennt, so leicht bemerkt er doch, daß es mit der scheinbaren und glänzenden Glückseligkeit der Hottente bloß darauf abgesehen sei, ihre Hoffnungen durch teure Versprechungen zu nähren und von einer Zeit zur andern aufzuhalten.

Die Frauen von Tahiti reitet er von der allgemeinen Beschuldigung des Mangels an Zucht und reiner Sitte mit der Thatsache, daß es eine beschränkte Anzahl war, die ihre Liebe feil bot und mit dem Hinweis auf die Abgründlichkeit, die darin liegen würde, wenn etwa O-Mat, ein durch die erste Cook'sche Reise nach Europa gekommenes Tahitier erzählen wollte, „in England wisse man nichts von Zucht und Ehrbarkeit, weil er dergleichen unter den gefälligen Nymphen in Covent-Garden, Drurylane und im Strande nicht angetroffen.“ So hält er die große Flotte, mit welcher der heldenmüthige Tobiak die Insel Elneo betrogen wollte, eines Vergleiches mit der Griechischen Heeresmacht vor Troja werth. Aber er übersteht es nicht, daß schon die Tahitier auf Matten von Tonga Tabu, welche sie selbst genau eben so verfertigten, einen weit größeren Werth legten, als auf das Nachwerk ihrer Hände, und Tahiti'sche Waare unter Tonga'schem Namen von den Matrosen theuer kauften. Auch keine Züge entgingen seinem Auge nicht, und sehr ergötlich erzählt er, wie eine Tahiti'sche Schöne den Matrosen, der um sie warb, als sie an ihm ein Auge vermißte, einem einäugigen Mädchen zuführte, das sich nach ihrer Meinung besser für ihn schickte als sie selbst. Oder kann man etwa besser in die gelährte einfache Unmittelbarkeit einer halbphilosophischen Welt versetzt werden, als wenn man Horster erzählen hört, wie Teiarrabn's Abnig Cook's Taschenuhr, nachdem ihm sorgfältig erzählt, wozu sie dienen, zu einer kleinen Sonne erwaunte?

Nach Tahiti werden einige andere Gesellschaftsinseln und die freundlichen Inseln besucht. Jene sind durch hohe Berge mit reichen Waldungen ausgezeichnet, welche beide auf den freundschaftlichen Inseln weniger entwickelt sind. Eine Menge von Unterschieden sind davon die natürliche Folge. Während Tahiti und Huahine Ueberfluß am reinsten Trialkwasser haben, müssen sich die Bewohner des zu den freundschaftlichen Inseln gehörigen Tonga-Tabu mit faulem Wasser aus sinkenden Pfügen oder gar mit Brod-wasser behelfen. Dort geräumige Häuser und beinahe unzählige, große Kanots, hier unbequeme Wohnungen und im Vergleich zu Tahiti dürftige Fahrzeuge. In geradem Verhältniß zum Ueberfluß an süßem Wasser steht die Reinlichkeit des Volks und die Fruchtbarkeit des Bodens. Die Tahitier sind das reinlichste Volk der Erde, die Tonganer leiden an häufigen Hautkrankheiten, die durch den auch in Tahiti üblichen Kauschpfeffer (*piper methasticum*) verschlimmert werden. Und weil eine dünne Erdschicht die Korallenfelsen der freundschaftlichen Eilande bedeckt, gedeiht der Brodbaum wenig und wo unendlich mehr Mühe auf den Ackerbau verwandt, unerachtet auch die Bewohner Huahine's ihre Maulbeerbäume fleißig wahren, den Boden sorgfältig jäten, mit zerbrochenen Korallen und Muscheln düngen und sogar durch tiefe Gräben um ihre Pflanzungen dem Wasser freien Abfluß verschaffen. Der Ackerbau aber macht die Tonganer kräftiger und schlanker als die Tahitier, und wenn auch gleich jene genüthigt sind, die Lebensmittel weit über zwecklose Zierrathen zu schätzen, so ist doch die Arbeitsamkeit, an welche sie die Bestellung des Feldes gewöhnte, die Quelle des Gewerbes wie der Kunst geworden.

Auf Tonga Tabu fand Horster die vortrefflichste Tischlerarbeit, mit Rochenhaut gehobelt, geglättet mit Korallen. Die Anfänge der Blödhaukunst und der Musik, in der sie es zu einem zweistimmigen Gesang und zum harmonischen Dreiklang gebracht hatten, waren denen auf Tahiti

bei weitem überlegen. Dafür ist die Sprache der Tahitier durch die vorherrschenden Selbstlauter sanftmüthiger und wohlklingender, und dieses weiche Selenorgan begleitet ein herzlicheres Gemüth. Horster spricht den Bewohnern Tonga-Tabu's mehr steife Höflichkeit, den Tahitiern mehr aufrichtige Herzgenossenschaft zu, wonach man denn die Namen der freundschaftlichen und der Gesellschaftsinseln vertauschen möchte.

Gestaltende Erfindungskraft läßt uns der treue Führer auch auf den gesellschaftlichen Inseln bewundern. Ein schönes Mädchen, das sich von ihrem Liebhaber aus Raietra nach Tahiti hatte entführen lassen, kehrte, von Sehnsucht nach Aeltern und Gespielen überwältigt, auf Cook's Schiff nach jener Insel zurück. Als sie jedoch in Huahine mit den Offizieren einem dramatischen Tanze beizuwohnen, mußte sie in dieser Aufführung ein Volksgericht erkennen, denn aus dem Siegreif ward ihre eigene Geschichte von den Tänzern gespielt, ihre Flucht aus Liebe lächerlich gemacht und zum Schluß ihr noch ein schimpflicher Empfang bei ihren Aeltern vorgespielt. Auf Raietra ward die Reisgesellschaft selbst die Zielscheibe eines schallhaft verspottenden Wärschens. — Orea, der sich viel vom Kapitain aus seinen Reiserlebnissen hatte erzählen lassen, konnte sich nicht dazu verstehen, an die unbedingte Wahrheit so vieler, für seine Begriffe fabelhafter Nachrichten zu glauben. Er warnte daher Cook vor der Insel Mirro-Mirro, welche von ungeheuren Riesen bewohnt wäre, die an Größe dem höchsten Mast und an Leibesumfang dem Obertheil der Schiffswinde gleich kämen. Denn wenn man diese Ungeheuer erzürne, so nähmen sie ihren Mann, um ihn wie einen Stein ins Meer zu schleudern, und sie wären wohl im Stande, durch die See heranzuwaden und das Schiff auf ihren Schultern ans Land zu tragen.

Solche Thatsachen sind wohl allein schon beweiskräftig genug gegen Rousseau'sche Träumereien von einer ungetrübten Einsamkeit und einer immer unbefangenen Un-

mittelbarkeit des reinen Naturmenschen. Allein es sollte nicht an Gelegenheit fehlen, hierfür deutlichere Beweise zu sammeln. Auf Tahiti waren es besonders die kleinen Gegenstände des Schmuds, Korallen und Federn, auf den freundschaflichen Inseln das nützliche Geräthe, Beile und Nägel, welche die Wünsche der Bewohner so mächtig erregten, daß sie zu bedrohendem Diebstahl verleitet wurden. — Daraus entstanden Mißthätigkeiten, in welchen die Gefahr von Mord und Todtschlag nicht immer glücklich vermieden werden konnte. Tonga-Tabu und Caluwe erzeugten ihrem Alleinheerscher eine slavistische Verehrung, so daß sich Foster „gewissermaßen darüber verwunderte, daß die Unterthanen so vergnügt und munter waren, da doch ihre politische Verfassung der Freiheit, jener allgemeinen Quelle der Glückseligkeit, eben nicht recht günstig zu sein schien.“ Und auf den Gesellschaftsinseln hatte die bevorzugte Klasse der Errioy's, die, um sich nicht schnell zu vermehren, keine Kinder haben durfte, dem ursprünglich erteilten Befehl der Ekelosigkeit aber auf die Dauer nicht gehorchen konnte, die Stimme der Natur so weit erklingt, daß der geheime Kindermord zu ihren Gewohnheiten gezählt, der freilich, wenn er ruckbar, von dem gewöhnlichen Volk mit dem Tode geahnet wurde. Wo aber Diebstahl, Krieg, Gewaltthätigkeit und Kindermord auftraten, da hat das Reich der natürlichen Unmittelbarkeit ein Ende.

Um desto lieber ruht man dabei aus, wenn dennoch Foster mit seinem unbefleckten Urtheil immer und immer wieder darauf zurückkommt, daß Gastsfreundschaft und Uneigennützigkeit unbewusste Tugenden jener Inselaner sind. Man hatte sich dazu verstanden mit anzusehen an dem Mahl auf Mataeva wofür der Tisch aus einer Menge grüner Blätter auf der Erde bestand, um sich über Mahine's Gemüthsärme zu erfreuen. Der, als die Resolution ihn seinem Wunsch gemäß, nachdem er bis zum 71. Grade Südbreite mitgefahren war, in Raietua, seiner Heimath, zurückließ, sprach

los, mit thränenreichem Blick, in der tiefsten Bewegung von der Schiffsgesellschaft Abschied nahm.

Mit so vielen neuen Eindrücken bereichert, durch frische Luft und gesunde Nahrung gestärkt, trat Foster mutbig die Reise gen Süden wieder an. Am 7. October 1773 verließ das Schiff Tonga-Tabu und am 20. desselben Monats besand es sich zum zweiten Male an Neuseeland's Küste.

Für die Fadel.

Streifzüge.

Von S. Ludwigh.

Juli 1864.

Das war ein sehr kurzes, doch angenehmes Intermezzo von acht Tagen zu St. Paul. Meine Nachbarinnen, Schwester *vis a vis* dem St. Joseph-Institut, dessen Püsterin, Mutter Stanislau, eine gebildete deutsche Dame ist, gaben eine Exhibition, ein Fest von musikalischen, dramatischen und del' amatorischen Vorstellungen der Schülerrinnen, an denen auch meine Cora, die ihr Augenlicht vollkommen wieder erblüht, Theilnehmerin war. Das noch vor Kurzem blinde Mädchen, dessen Blindheit manche meiner gläubigen Feinde als Strafe Gottes für meinen Unglauben ansahen, ist durch die Liebe desselben Got es ohne ärztliche Hülfe sehend geworden und lernt jetzt wieder und liest und macht die feinsten Entdeckungen. Ach, der Glaube! Was hat der Glaube mit dem eigentlichen Werth des Menschen zu thun? Nichts, gar nichts. Aus den Früchten soll Ihr sie erkennen. Glauben oder nicht glauben, was der Verstand nicht begreifen kann, hängt nicht vom Willen des Menschen ab. Ein guter Mensch, ein guter Nachbar ist mir stets willkommen, er möge an Jesum, oder an Mahomer, an Lama, Jehova oder Gott, oder an das Stoffliche der Natur glauben, das in sich und durch sich selbst

wirkt, ewig schafft und ewig kreißt; öffe Menschen, schlechte Nachbarn mögen mir ferne bleiben; gleichviel ob sie Gläubige oder Ungläubige sind. Ferner sei von mir Fanatismus in Religion oder in Politik! Es mag Jeder auf seine Fagon selig werden und dieser oder jener Partei sich anschließen, je nachdem es seine Ueberzeugung oder sein Vortheil erheißt; man gönne mir bloß das Recht auf eigenen Füßen zu stehen und die Freiheit der Presse und der Rede zu Gunsten der Vernunft zu benutzen; das ist Alles, was ich von den in feindliche Parzellen zerfallenen und sich gegenseitig hassenden und vertammenden Gabelstieren erwarte und in einer Republic zu erwarten berechtigt bin. Ich bekämpfe mit Wort und Schrift die Dogmen der katholischen sowohl wie jeder andern Religion, da ich weiß, daß diese der geistigen Freiheit des Menschen und seiner moralischen Selbstständigkeit hinderlich im Wege stehen und eine Kaste im Gefolge haben, von der die Freiheit keinen Vortheil zu erwarten hat.

Ich bekämpfe das Cölibat, als ein Verbrechen gegen die Natur, dem Priester und Nonnen verfallen, ehe sie noch im Stande sind, über die schweren und naturwidrigen Opfer ein Urtheil zu fällen, welche ihr Schwur erheißt; doch ehre ich den Menschen im Priester sowohl wie in der Nonne, so lange ihre Handlungen menschlich und rein sind von dem fanatischen; zwinge sie hereinzukommen! Die durch Fanatismus oder Mord besudelte Hand jedoch sei ferne von mir; sie möge die eines Pfaffen oder eines Laten sein! Wo sie es wagt, sich mir zu nahen, dort hören Liebe und freundlicher Verkehr auf und Zahn um Zahn, Auge um Auge rufe ich dann dem Kobold zu. Auch ich stand nicht immer auf diesem höheren Standpunkt der Humanität und überreiche ich jetzt einer Schwester eine Rose aus meinem Garten, oder converseire mit einem Bischof, mit einem Priester, so ist das kein Zeichen, daß ich auch nur eine Linie von meinem Terrain aufgegeben, meine innere Ansicht über Religion geändert habe, oder in principi-

oder Hinsicht mit meinen Gegnern ein Compromiß einzugehen geionnen bin. Erfahrung und Forschen haben mich belehrt, daß man durch Zwang nicht reformiren kann. Ich selbst war in meinen früheren politischen und theologischen Schriften oft zu persönlich, theils aus jugendlichem Eifer, theils hingezogen in die köstliche Diatribe persönlicher Schmähungen durch einzelne elende Pfaffen und grundsatzlose Parteiklepper, die wie Wölfe über ihre Gegner herfallen und jeden Menschen wie ein Schaaf zu zerreißen ein Recht zu haben glauben, der ihrem politischen Credo oder ihren Antrieben entgegen ist.

Den ersten Juli feierten wir in meinem kleinen Luchstum den fünfzehnten Geburtsstag Cora's in Gesellschaft von einigen jungen Herren und Damen. Vorträge am Clavier, Gesang mit Guitarbegleitung und Declamationen würzten den Abend, dessen ich noch lange mit Vergnügen gedenken werde. So sehr auch an Einsamkeit gewohnt, so oft auch und bitter von Menschen getäuscht, so sehr auch das Glück im eignen Innern suchend, liebe ich doch zuweilen Gesellschaft; Gesellschaft, aus welcher heftiges Ceremoniell sowohl wie brutale Rohheit verbannt sind, wo sich weder Meritance noch lächerliche Sufficance breit machen, wo kein Verdacht im Hintergrunde lauert, wo Jeter sich giebt wie er ist, wo die Conversation frei und leicht und Emulation bloß zur Erhöhung des allgemeinen Vergnügens sich geltend macht, wo man durch seine Blicke beleidigt, noch durch Worte, und bloß hört und spricht, um zu gefallen, zu belehren oder zu erheitern. Solche Gesellschaft würzt das Triviale des Geschäftslebens, erheitert den Geist und hat auf Leib und Seele einen wohlthätigen Einfluß. Nur solche Gesellschaft ist es, nach welcher ich mich sehne, um nicht ganz dem Egoismus zu verfallen, und um nicht, außerhalb von Klostermauern, das Leben eines asiatischen Mönches zu führen.

Am 2. Juli an Bord eines kleinen Dampfbootes, der mit Soldaten des 5.

Minn. Reg. beladen war, nach Redwing gefahren. Die jungen Veteranen haben sich sehr anständig benommen und nur Einige zeichneten sich, besonders an der Tafel, durch rohes Benehmen aus, das bei dieser Sorte Leuten stets mit dem Gelat: des *God-d* und *by Jesus* verherrlicht wird. Officiere sollten das Fluchen aus ihren Regimentern verpönnen. Das 5. Regiment hat sich in mehren Schlachten tapfer gehalten. Von den am Leben Gebliebenen haben sich nach abgelaufener Dienstzeit circa 250 gegen \$500 Bounty wieder engagiren lassen, um noch seiner für die Union zu kämpfen, deren Existenz noch immer sehr problematisch und einen Aufruf um „eine halbe Million Männer mehr“ zum categorischen Imperativ macht. Ihr habt das Schwert der Vernunft vorgezogen; es bleibt denn nichts Anderes übrig, als es so lange zu führen, bis der letzte Sklave frei und der letzte Rebelle besiegt sein wird. Wißt Ihr ein anderes Mittel, um Frieden zu erlangen und die Republik zu retten? Versucht es! — Mir ist kein anderes Mittel bekannt, und sollte ich mich täuschen und Ihr im Besitz des Arcanums für baldigen Frieden sein; so wäre es mir wirklich sehr lieb; denn nur ein barbarisch Herz kann Wohlgefallen am Kriege haben, bei dem nicht höhere Interessen die großen Opfer führen, so er stets im blutigen Gesolge haben muß.

Sonntag am 3. des Mittags wurde ich an der Landung von Redwing von Saltler Smith in Empfang genommen und wir fuhren in einem Buggy sechs Meilen nach der Hay Creek, um dort mein Versprechen durch einen Vortrag zu lösen. Es waren da im Schuttsaue an sechzig deutsche Farmer versammelt, unter denen auch einige Frauen, die da gekommen waren, um eine freie Rede zu hören.

Das Thema meines Vortrages war: „Die Bedeutung des vierten Juli in Bezug auf den Krieg.“ Das freie Wort fiel auf guten Boden. Die Wahrheit ist einfach ihrem Wesen nach und sie

bedarf der Schminke nicht, um in unverborgenen Gemüthern Anklang zu finden. Kommt der A baer seiner Pflicht nach, I dem das Recht auf seine Meinung einzuräumen, ohne zu verdammen, so werden auch Jene ihm williges Ohr leihen, deren Ansichten von den seintigen gänzlich verschieden sind und sich bewegen fühlen, über dieselben ernstlich nachzudenken. So standen auch dieses Mal mehr Methodisten vor den Fenstern des Schaules, hörten mit Zittern auf die Worte des ihnen so schrecklich geschilderten Ungläubigen und gingen ganz zufrieden heim, da sie nur Worte der Freiheit für Alle und Worte der Liebe vernahmen.

So wenig Inquisition und Scheiterhaufen es vermocht hatten, die Welt unter den alleinigmachenden Hut des Papstes zu bringen, so wenig man alle Uhren auf eine Secunde gleich gehen machen kann, eben so wenig vermag die Guillotine dem imaginären Gott der Welt das Haupt abzuschlagen, damit nicht ein anderer an seine Stelle wachse; ebenso wenig scheint je ein Millennium in Aussicht zu sein, wann Athemus Gemeingut der Massen sein wird. Alles, was wir mit besonderer Rücksicht anstreben sollen, ist: Gleichberechtigung der Meinung. — Die Republik hat allen Werth verloren, wenn man sich fürchten muß, seine religiöse oder politische Meinung frei auszusprechen und der Bürger zum Heuchler werden muß, um sich gegen Dummheit und Fanatismus zu schützen.

Am 4. Juli des Morgens machte ich mit Herrn Smith einen Spaziergang auf den Bluff von Redwing, um eine Augenweide zu haben an der pittoresken Lage des Städtchens. Mittags kam der Dampfer „Mankato“ herangeschwommen und fortging es zwischen grünen Ufern und felsigen Bluffs dem See zu (*Lake Pepin*). Vom *Sunfernselb* (*Maiden rock*), wo Circumnaviganten ein Pic-Nic am vierten Juli feierten, lönten uns Hurrahs zu. Und Das war dieses Jahr die einzige Spur, so mir von dieser einst so wichtigen Feiertag zu Gesicht kam. Der Tag der Re-

onstruction, welcher loyale Bürger und Freunde der Freiheit mit Bangen und mit Sehnsucht entgegensehen, dürfte — wenn wir ihn erleben — später mit noch mehr Glanz und Wichtigkeit gefeiert werden, als der Tag der Unabhängigkeitserklärung der jungen Republik, die, indem sie alle Menschen Freiheit proclamirte, den Frevel beging, einen Theil derselben in Sklaventeilen zu halten. Wohl waren es rohe, verthörte Neger, der Selbstregierung durchaus nicht fähig; doch das konnte das verlesene Prinzip von späterer Rache nicht reissen, und wir können jetzt bloß wünschen, daß im Sturm des Kampfes nicht mit der Errungenschaft der Freiheit der Farbigen die Republik selbst zu Grunde gehe. Bald wird es sich zeigen. Der Süden spielt *va Banque* — Napoleon, Maximilian und ihre Väter sehen als *pointeurs* am Pharosische und „eine halbe Million Soldaten mehr,“ die Vater Abraham noch in die Bank legen wird, dürfte wohl hinreichen, um die südliche Bank zu sprengen und die gekrönten *pointeurs* in ihren goldenen Erwartungen zu täuschen. Das Leben der Menschen ist ein Kampf der Interessen: auch Könige und Pfaffen sind Menschen; doch ihre Interessen sind den Interessen des Volkes stracks zuwider und ein Volk, das zu dumm ist, diese Wahrheit zu begreifen ist werth von Königen und von Pfaffen geschoren zu werden. *Cura ut valeas.* Wie das Volk, so die Regierung.

Das Weib war angenehm und kühl, als wir den See passirten. In Ermangelung an Gesellschaft, nach der ich mich sehnte, nahm ich zu meiner Reisebibliothek Zuflucht und las abwechselnd in Cäsar's Commentar über den Krieg in Gallien und in den *Beauties of Johnson and Sterne*. Jener zeigte mir den Menschen in seiner Bestialität und Zerstörungswuth; diese erquickten mich mit ihrem geistigen Thau und sagten mir, daß der Mensch doch immer noch etwas Menschliches an sich habe, das ihn nicht unbedingt unter das Thier herabsinken läßt. Cäsar ließ über den Rhein eine Brücke bauen, um mit seinen siegreichen Legionen die Ger-

manen und Briten zittern zu machen; Cäsar ist durch den Dolch des Brutus gefallen und Rom fiel durch das Schwergewicht seiner eigenen Corruption. Vergessens hält man den Nationen den Spiegel der Geschichte vor. Es geht so jere ihren eigenen Gang — und wenn nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen. — Amerika hat in kurzer Zeit große Fortschritte im Feld der Corruption gemacht; doch ist das Volk noch lange nicht so corrumpt wie es einst das römische Volk war, und so wage ich es denn noch immer, für die kranke Republik zu hoffen.

In meinen Papieren blättern, fand ich ein Gedichtchen, das Herr Carl Arndt bei oben erwähntem Geburtsfest declamirte und mir auf mein Ersuchen gegeben hat, um es in der Fadel zu publiciren. Es möge denn hier, als Episode und geistiger Streifzug ein Plätzchen finden:

Des Kriegers Weiberleben.

In stiller Kammer sitzen
Bei kühl'm Abendwind
Ein Weib, 'ne frische Blume;
Ein Bub, ein herzlich Kind.

Doch Schmerz zeugt auf der Stirne
Von übergroßer Noth
Seitdem des Gatten Hände
Nicht schaffen täglich Brod.

Schon lange blieben Briefe
Vom lieben Vater aus;
Der Krieg, er schuf die Räume
Zu einem Trauereis.

Doch horch! Es klingen Tritte
Die Geplanad heran.
Ein Freudenschrei — denn draußen
Steht sie den Gatten nah'n.

Tief eingehüllt im Mantel,
Perwittert das Gesicht —
Bekannt sie doch trotz dessen
Den lieben Gatten nicht.

Willkommen, o, willkommen!
Ach, Gott sei Lob und Preis,
Daß wir Dich wieder haben
In unserm lieben Kreis.

Begrüßt mir, meine Theuren!
Und eine Thräne rinnt
Herab von seiner Wange
Im Duld auf Weib und Kind.

Leg' ab den schweren Mantel,
Brauchst ihn ja jetzt nicht mehr.
„Hat Eil nicht, meine Liebe,
Die Wunden schmerzen sehr.“

Das Weib zerrt weg den Mantel
Von ihrem lieben Mann.
„Komm, wo sind Deine Hände,
Daß ich sie brüden kann.“

Der Mantel fällt zu Boden, —
Die Hände haben Ruh
Auf blutgebüngtem Felde,
Zwei Aermle auch dazu.

Das Weib erblickt den Krüppel
Mit namenlosem Schmerz.
Ein Schrei — sie stürzt zusammen,
Gebrochen war ihr Herz.

Man hat sie still begraben,
Und aus des Himmels Blau
Fällt auf die zarte Blume
Ein jährenreicher Thau.

Am 5. zu La Crosse lavirt und des Abends an Bord des Bar Eagle, eines großen und ausgezeichneten Bootes der *Northern Packet Line* nach Prairie du Chien gefahren. Wir sind da am nächsten Morgen angekommen, als eben der Eisenbahzug der Prairie du Chien Linie in Bereitschaft stand, um die Passagiere nach Milwaukee, Chicago und andern an dieser und an der Chicago und North Western Bahn gelegenen Städten zu bringen. Ich fuhr directe via Milton Junction nach Chicago, hatte hier eben noch so viel Zeit, um mich in einem Restaurant in der Erwartung einer guten Kalb-Cotelette zu täuschen, und fuhr des Nachts nach La Porte, im Staate Indiana.

Um Mitternacht klopfte ich an der Thür des Washington Hauses an und nach einem barschen *qui vive?* wurde mir aufgethan. Ich habe mich da am nächsten Morgen recht angenehm getänfelt, in-

dem seit meinem letzten Hiersein, durch Agitation des Herrn Seifenieders Albrecht, olim Oberstfeldpuger und Weichselroth-Regoliant in den Bädern von Mehabia, die Zahl der Abonnenten von vier auf elf gestiegen war. Und neben diesem unerwarteten Zuwachs im Reich der friedliebenden Demokraten hatte ich auch Ursache, mich stillschweigend über einen Schniger zu schämen, den ich das letzte Mal hier gemacht, ind. m. ich die kleinen Seen Mud, Stone, Pine und Clear Lake nach South Bend verlegt hatte. So ist es aber, wenn man zuweilen das Memorandum vernachlässigt und sich beim Schreiben zu sehr auf das Gedächtnis verläßt. Also La Porte ist die Pfote zu diesen allerhöchsten sündreichen Seen, von denen ich dieses Mal drei, den Mud, Stone und Pine, in Gesellschaft des Kaufmanns Rimpler theils befahren, theils gesehen habe. Wir mietheten für den äußerst geringen Preis von 15 Centis einen Kahn von einer recht hübschen deutschen Frau am Gestade des Mud Lake, führen auf diesem durch ein Labyrinth von Parasiten, allerlei Moosen, großen und kleinen Blättern, die auf langen Stengeln aus der Tiefe herausstehend, auf der Oberfläche des Wassers schwimmen, (ind. prächtvolle weiße*) und gelbe Lilien (erstere ganz der Magnolia ähnlich) ihre garten Blumenköpfe wie Sphindelnköpfe aus den dunkelgrünen Blättern hervorstrecken. Obgleich es nach Salomo nichts Neues unter der Sonne giebt, so war doch diese Fahrt in diesem vegetabilischen Sumpfsgebiet für mich etwas ganz Neues und höchst Interessantes. Und da gab es wieder Stoff genug, um Betrachtungen anzustellen über das sichtbare Werk der Schöpfung, deren Intelligenz und Zweckmäßigkeit unzertrennlich von den Stoffen ist. Der Mud Lake war vor der Civilisation das Paradies der Muskratten; jetzt giebt es deren nur noch wenige da.

Ein Bad im erpfaßbaren Wasser des Stone Lake hat bei 90 Grad Fahrenheit Erb- und Stelle gekostet. Wie glücklich doch im Sommer Enten, Gänse und

Schwäne in ihrem Elemente fühlen müßten! Auch der Mensch sollte sich im Sommer jeden Tag baden; doch für öffentliche Bäder geschieht hier zu Lande fast gar Nichts und Bannbäder, die auch nur Wenigen zu Gebote stehen, sind lange nicht Das, was Fluß- und Seebäder sind.

La Porte hat zwei deutsche Brauereien, eine große Bettstoffsabrik, von Meißner und Frankel, drei große Gerbereien, eine Dreschmaschinenfabrik der Gebrüder Kämetz und eine Wollensabrik. Gewiß viel für ein Landstöckchen von einigen tausend Einwohnern. Der Superintendent der Eisenbahn zwischen La Porte und Plymouth war so gefällig, mir eine Freisfarte zu geben, und so fuhr ich denn am 8. nach Plymouth, einer kleinen Stadt am Yellow River, welche ich früher nie besucht hatte. Der Yellow River (der gelbe Fluß) hat bloß den Namen eines Flusses und sollte bescheiden der gelbe Bach heißen, in dem der Dänenfr. sich König ist.

Mit Herrn Rimpler, Bruder des Obigen zu La Porte, machte ich einen Spaziergang durch einen schwartigen Park nach der Brauerei von Klinghammer u. Co. Es ist dies eine sehr ansehnliche Brauerei mit guten Kellern und großen Gebäulichkeiten, wozu 34 Acker Land gehören.

Von Plymouth fuhr ich nach Valparaiso, wo ziemlich viele Deutsche wohnen, die sich eher für die Hölle als für die Fadel gewinnen ließen. Der Maler Heinemann ist der Einzige, der hier Sinn für freie Schriften hat.

Am 9. des Morgens traf ich am Depot ein liebend Paar an großen Küsten sitzend, das geradenwegs von Mecklenburg-Schwerin via New-York nach Valparaiso kam, um zwei Meilen weiter von hier zu Brandwood sich niederzulassen. Der junge Mann war draußen Schneider, Dragoner und Kammerdiener eines hohen mecklenburgischen Staatsbeamten. Was kann Der in Amerika nicht Alles werden!

Schneider, Farmer, Kaufmann, Barbier, Doctor, Prediger, General-Major und was noch Alles, wenn ihm Fortuna geneigt ist und er ihre Günst zu würdigen versteht. Seine Frau war eine Brunette, von sehr vertriebenem Temperament. Eine junge Frau von Erfahrung und guter deutscher Schule. Promovirt hat sie höchst wahrscheinlich in einem Herrschaftshause; denn ich konnte mich an ihrer grünen Seite im Waggon leicht überzeugen, daß sie sehr viele Universitäts-Routinen besitzt. An der Zärtlichkeit gegen ihren lieben Gatten muß Mepphis eine diabolische Freude gehabt haben. „Ach, daß sie doch ewig grünend bliebe die goldne Zeit der jungen Liebe und kein Gewelt aufgepflanzt werde auf Hymen's heiliger Troe!“

Auch das Tremont House zu Valparaiso verdient erwähnt zu werden. Statt der Brannweinflasche stehen Luther, Calvin, Melancthon und Fuß in. *Phis* auf dem Tische des Saalstimmers — im Parlor hängt ein großes Bild, das „jüngste Gericht“ darstellend, ganz schrecklich anzuschauen; in jedem Schlafzimmer liegt eine Bibel und der *Ladies and Gentlemen's walk* ist mit Traktäten bestreut, damit die Religion bis in die geheimsten Räume des Hauses ertinge und verbreitet werden möge. Die Preise sind mäßig zu zwei Dollars per Tag; die Küche ist amerikanisch und anstatt der Servietten reinigen sich die Gäste mit einer englischen Kirchenzeitung.

Von Valparaiso fuhr ich nach Logansport. Da Gold jetzt gänzlich aus dem Verkehr verschwunden ist, hat sich hier vor kurzem eine Union Silver Band gebildet, unter Direction des Herrn Peling, damit man doch wenigstens bei Festen am Scheine des Silbers sich laben könne. Ist auch das edle Metal von Californien und Mexico aus der Union des Volkes in die Canäle der Volksregierung gestossen, um da zu stagniren, so hat das Volk doch den Genuß, aus silbernen Instrumenten sich *Hail Columbia* und *Yankee Doodle* vorblasen zu lassen, und wären

*) *Nymphaea alba*.

die Instrumente der *Dutch Band* blieb von deutschem Silber. In Deutschland aber ist eben auch nicht Alles Gold was glänzt.

Die Butterkäse gedeihen zu Logansport ganz vorzüglich und die alten Demokraten sind ganz entrüstet über die neue Partei der „radicalen Demokraten“, als ob es schwarzen Schnee oder eine Demokratie geben könne, sagen sie die nicht an und für sich radical wäre. Es geht, in der That, Nichts über Begriffsverwirrung und die allerlei Phrasen und schönen Worte, *sub quorum signo* die Freiheit setzen und Peter oder Paul Präsident werden soll. Ach, welches Chaos! Um den Zweck zu erreichen, wird der Staatsmann Demagog und selbst der consequente Denker, den kein Geld bestechen konnte, wird es endlich müde, consequent zu sein, und wirft sich, den inneren Groll verbeißend, der Partei in die Arme, schimpft wie ein Wiener Böckelweib, um der schweren Mühe entbunden zu sein, auf eigenen Beinen zu stehen. Willst Du ein Amt oder einen Job haben, so sage es ehrlich heraus und schliesse Dich einer Partei an, von der Du glaubst, sie werde siegen; willst Du aber als Reformator wirken und als solcher anerkannt und geachtet sein, so darfst Du keiner Partei, keinem Candidaten unbedingt das Wort sprechen, und mußt Dir die Bahn für gerechten Tadel und gerechtes Lob offen lassen: hast Du diese Bahn v. r. lassen, so hat es mit Deiner Ehrlichkeit ein Ende, bist Bedienter mit allen andern Deiner Collegen und Consequenz kann nicht mehr zu Deinen Tugenden gehören. Wer Ohren hat zu hören, der höre und wer keine hat, der strecke die Zunge heraus und schmedel! Ist man nicht geneigt, sich einer einfachen Wahrheit wegen von groben und arroganten Journalbengeln mit Knütteln lausen zu lassen, so muß man sich ihnen *sub rosa* verhänglich machen und ihnen eine Pri'e Niesewurz reichen und niesen sie in ihrem Sanetum, so ist Alles, was man zu sagen hat; „wohl bekommt' es!“

Es giebt nichts Verächtlicheres als wenn ein Dieb den Andern des Diebstahls beschuldigt und nichts Gemeineres, als wenn der Philosoph in das Horn der Sophisten bläst.

Am 10. nach Peru gefahren; im *Weakley House* in einem comforiablen Zimmer den größten Theil des Sabbaths mit den Musen verkehrt, einige Denkgossen besucht und ves Abends in einem Walde am Babash Fluß einen einsamen Spaziergang gemacht. Wie gerne hätte ich mich da gebadet; doch das Wasser war zu seicht und nirgends auf der Wanderung von einer halben Meile war eine Stelle zu finden, welche im „Pfui schäme Dich“ der Civilisation das Eigenblut hätte entbehrlich machen können.

Am Babash erinnerte ich mich an Vater Rapp, der einst an diesem Fluß sein Schwaben-Elborado gegründet hatte; wo jedoch zu jener Zeit das Fieber in so hohem Grade gewüthet, daß er Indiana verlassen mußte und Economy in Pennsylvania für seine „Freiwillige Saturn-Gesellschaft“ für die Heiligen des freiwilligen Eölibates wählte. Der Vater ist todt — die unnatürlichen Söhne und Töchter leben noch und zwar in sehr blühenden Verhältnissen. Der Communismus des passiven Gehorsams und des religiösen Wahnes gedeiht in mehren Colonien ganz vorzüglich: der Communismus der Vernunft und selbstständiger Tugend, wird in Ewigkeit ein frommer Wunsch bleiben. Wie doch Menschen und Völker geistig und physisch degeneriren im Laufe der Zeit! Diese Rappisten sind Abkömmlinge von jenen Schwaben, von denen Iulius Cäsar sagt, „daß sie weder von den Östern noch von den Feinden besiegt werden können; riesenhaft an Körperbau, reich an Tugend und höchst gewandt in Waffen.“

Wie ein belebtes Schattenbild durchstreifte ich den melancholischen Hain und mein Geist erhob sich auf den Fittigen der Phantasie, so weit hin über den Mississipp und ließ sich unter den zwei Eichen

zu St. Paul nieder, im Kreis von Weiß und Rintern. Für meine Freunde in Europa könnte ich eben so gut im Himmel sein als auf der Erde wandeln und bei meiner Familie lebe ich bloß als „transient boarder.“ Es hat so Sereer sein eigenes Schicksal und we: sich ihm willig fügt, der kommt am Besten weg.

Im Wald erklangen deutsche Lieder. — Wo ist des Deutschen Vaterland? Das Geschrei eines Pfanes auf einer Farm am Seeade erinnerte mich an die Pfauen im Hof meines Vaters. Der Frau ist ein hochmüthig Thier — ich war in meiner Jugend stolz wie der Pfau und — das Sprichwort: „Hochmuth kommt vor den Fall,“ hat sich auch an mir bewiesen. Ich hab' mich schwer vom Fall erhoben — der Verlust ist verschmerzt und — die Noth war eine gute Schule.

Von Peru, durch saturreiches Land, nach Indianapolis gefahren. Ich habe mich des Geschäftes wegen bloß einen Tag aufgehalten, wohnte im *Statehouse* Raume dem Empfang des 47. Indiana Regimentes bei, hörte ein Paar begeisterte Reden, soupirtte im Lafayette House bei einem alten Bekannten, dem braven Georg Depp, und fuhr am 12. nach Lawrenceburg. Ein Greis von 70 Jahren, von rheumatischen Schmerzen gefoltert, sprang da während meines Hierseins in den Canal. Zwei Knaben zogen ihn heraus. Er übergab ihnen seine Brieftasche mit der Bitte, sie seiner Frau zu geben und zu sagen, daß er gleich nach Hause kommen werde. Als die Jungen fort waren, sprang er wieder in das Wasser und seine Schmerzen hatten ihr Ende erreicht. — „Die Pforte ist offen,“ sagt Seneca. „Wem das Leben nicht gefällt, der mag es verlassen.“ Herr Schwabe, einem alten Bekannten aus Philadelphia, hat das Leben und der Whiskyhandel noch im 70. Lebensjahre sehr wohl gefallen; aber er mußte es doch verlassen und starb am Tage, als ich zu Lawrenceburg war. Die wird der gute Mann sich im Himmel langweilen, wenn es dort keinen Whiskyhandel geben sollte.

dem seit meinem letzten Hiersein, durch Agitation des Herrn Seisenleders Alsbrecht, olim Oberstfeldpuper und Weichselrohr-Regolant in den Wäldern von Mehadia, die Zahl der Abonnenten von vier auf elf gestiegen war. Und neben diesem unerwarteten Zuwachs im Reich der friedliebenden Demokraten hatte ich auch Ursache, mich stillschweigend über einen Schnitzer zu schämen, den ich das letzte Mal hier gemacht, indem ich die kleinen Seen Rudd, Stone, Pine und Clear Lake nach South Bend verlegt hatte. So ist es aber, wenn man zuweilen das Memorandum vernachlässigt und sich beim Schreiben zu sehr auf das Gedächtnis verläßt. Also La Porte ist wie Pforte zu diesen allerlei hübschen Seen, von denen ich dieses Mal drei, den Rudd, Stone und Pine, in Gesellschaft des Kaufmanns Rimpler theils befahren, theils gesehen habe. Wir mietheten für den äußerst geringen Preis von 15 Centis einen Kahn von einer recht hübschen deutschen Frau am Gestade des Rudd Lake, fuhren auf diesem durch ein Labyrinth von Parasiten, allerlei Moosen, großen und kleinen Blättern, die auf langen Stengeln aus der Tiefe herausschießend, auf der Oberfläche des Wassers schwimmen, (und prächtvolle weiße*) und gelbe Lilien (erstere ganz der Magnolia ähnlich) ihre gatten Stummelköpfe wie Ephybidenköpfchen aus den rundeisgrünen Blätterbüschen hervorstrecken. Obwohl es nach Salomo nichts Neues unter der Sonne giebt, so war doch diese Fahrt in diesem vegetabilischen Sumpfsgebiet für mich etwas ganz Neues und höchst Interessantes. Und da gab es wieder Stoff genug, um Betrachtungen anzustellen über das sichtbare Werk der Schöpfung, deren Intelligenz und Zweckmäßigkeit unzertrennlich von den Stoffen ist. Der Rudd Lake war vor der Civilisation das Paradies der Muskratten; jetzt giebt es deren nur noch wenige da.

Ein Bad im kristallklaren Wasser des Stone Lake hat bei 90 Grad Fahrenheit Erfrischend und Erquickend gewirkt. Wie glück ich im Sommer Gärten, Gänge und

*) *Nymphaea alba*.

Schwäne in ihrem Elemente fühlen müssen! Auch der Mensch sollte sich im Sommer jeden Tag baden; doch für öffentliche Bäder geschieht hier zu Lande fast gar Nichts und Bannbäder, die auch nur Wenigen zu Gebote stehen, sind lange nicht Das, was Fluß- und Seebäder sind.

La Porte hat zwei deutsche Brauereien, eine große Bleichfabrik, von Meißner und Frankel, drei große Gerbereien, eine Drechselmaschinenfabrik der Gebrüder Kämely und eine Wollenfabrik. Gewiß viel für ein Landstädtchen von einigen tausend Einwohnern. Der Superintendent der Eisenbahn zwischen La Porte und Plymouth war so gefällig, mir eine Freikarte zu geben, und so fuhr ich denn am 8. nach Plymouth, einer kleinen Stadt am Yellow River, welche ich früher nie besucht hatte. Der Yellow River (der gelbe Fluß) hat bloß den Namen eines Flusses und sollte bescheiden der gelbe Bach heißen, in dem der Dänenfr. König ist.

Mit Herrn Rimpler, Bruder des Obigen zu La Porte, machte ich einen Spaziergang durch einen schattigen Hain nächter Brauerei von Klinghammer u. Co. Es ist dies eine sehr ansehnliche Brauerei mit guten Kellern und großen Gebäulichkeiten, wozu 34 Acker Land gehören.

Von Plymouth fuhr ich nach Valparaiso, wo ziemlich viele Deutsche wohnen, die sich eher für die Hölle als für die Fadel gewirten liehen. Der Maler Heinemann ist der Einzige, der hier Sinn für freie Schriften hat.

Am 9. des Morgens traf ich am Depot ein liebend Paar an großen Küstern sitzend, das geradewegs von Mecklenburg-Schwerin via New-York nach Valparaiso kam, um zwei Meilen weiter von hier zu Brandtwood sich niederzulassen. Der junge Mann war draußen Schneider, Dragoner und Kammerdiener eines hohen mecklenburgischen Staatsbeamten. Was kann Der in Amerika nicht Alles werden!

Schneider, Farmer, Kaufmann, Barbier, Doctor, Prebiger, General-Major und was noch Alles, wenn ihm Fortuna geneigt ist und er ihre Günst zu würdigen versteht. Seine Frau war eine Brunette, von sehr verliebtem Temperament. Eine junge Frau von Erfahrung und guter deutscher Schule. Promovirt hat sie höchst wahrscheinlich in einem Herrschaftshause; denn ich konnte mich an ihrer grünen Seite im Wagon leicht überzeugen, daß sie sehr viele Unvorsichts-Routine besitzt. An der Zärtlichkeit gegen ihren lieben Gatten muß Meppisto eine diabolische Freude gehabt haben. „Ach, daß sie doch ewig grünend blühte die goldne Zeit der jungen Liebe und kein Gewehrschuss gepflanzt werde auf Symen's heiliger Erde!“

Auch das Tremont House zu Valparaiso verdient erwähnt zu werden. Anstatt der Branntweinflasche stehen Luther, Calvin, Melancthon und Hus in. *officie* auf dem Tische des Salzhimmels — im Parlor hängt ein großes Bild, das „jüngste Gericht“ darstellend, ganz schrecklich anzuschauen; in jedem Schlafzimmer liegt eine Bibel und der *Ladies and Gentlemen's walk* ist mit Traktäthen bestreut, damit die Religion bis in die geheimsten Räume des Hauses ertinge und verbreitet werden möge. Die Preise sind mäßig zu zwei Dollars per Tag; die Küche ist amerikanisch und anstatt der Servietten reinigen sich die Gäste mit einer englischen Kirchenzeitung.

Von Valparaiso fuhr ich nach Logansport. Da Gold jetzt gänzlich aus dem Verkehr verschwunden ist, hat sich hier vor Kurzem eine Union Silver Band gebildet, unter Direction des Herrn Petting, damit man doch wenigstens bei Festen am Scheine des Silbers sich laben könne. Ist auch das edle Metal von Californien und Mexico aus der Union des Volkes in die Canäle der Volkregierung gestossen, um da zu stagniren, so hat das Volk doch den Genuß, aus silbernen Instrumenten sich *Hail Columbia* und *Funkel Doodle* vorblasen zu lassen, und wären

cincinnati geht das Volksblatt für Lincoln, die Union für Fremont und der Volksfreund schwankt noch in der Erwartung zwischen McClellan, Fremont, Seymour oder einem Andern, den die Demokraten (die Nichtradicalen) nominiren werden. Bitte um Verzeihung, daß ich Herrn Fremont in diese nichtradicale Gesellschaft gebracht habe. Man mag es als Schreibfehler mir nachsehen, so wie man stets grädig war gegen die colossalsten Druckfehler der Fackel. Uebrigens geschehen gar ion verbare Dinge unier der Sonne und Allah ist groß! Der Humbug aber ist sein Prophet!

Ich hatte zu Cincinnati ein höchst angenehmes *vis-a-vis*, das Haus des Doctors Schneider. Gesang, Violin- und Clavier-Töne tönten in meine gemüthliche Klause herüber, die Lust war so kühl und mild, der volle Mond goß einen Zauber der Liebe aus über den pittoresken Gau der profaischen Portopolis: es war so friedlich, so heilig, daß ich durch Nepomene geschaukelt mich hinsetzte *ad mensuram* und ein zu Aurora begonnenes Gedicht: „Der Pflanze“, vollendete. Hier ist es:

Der Pflanze.

Ein historisches Zeitbild.

Am breiten Mississippi-Strande
Der zügellos, mit Hast
Dem Golf zuweit, erhob sich olim
Ein fürstlicher Palaß.
Umschattet von der Lebensbeiche,
Im Garten blühten da
Die schönsten Blumen, so man je im
Sonn'gen Süden sah.

Statuen schmück'en die Veranda,
In ihrer Mitte prangt
Das Bild von Washington, mit Rosen
Und Epheu zart umrankt.
Im Hintergrunde ragten
Am grünen Rasenflor
Die großen Zuckermagazine,
Die Cotton-Press hervor.

Dort eine weiße Hüttengruppe
Nicht ferne vom Palaß.
Erheb sich auf dem Zuckerselde
In eigenem Contrast:
Zweihundert Neger häuften
Im blühenden Revier;
Des stolzen Meisters Eigenthum
Wie jedes and're Thier.

Der Marshall war des Pflanzers Freute
Und sein Genuß die Jagd;
Indes die Damen in den Parlours
Die Langeweile plagt.
Von schönen Sklavinnen umgeben,
Schwarz, braun und blendend weiß,
Mit Pfauenfächern sanft gefächelt,
Erquickt mit süßem Eis.

Des Herzens innern Drang vermochte
Nichts auszufüllen, und
Ersatz für die ersehnten Freuden
Beut ein geliebter Hund.
Des Hauses Stolz und Pefnung
Besand in einem Sohn,
Gehätschelt and verzogen, als ob
Geboren für den Thron.

Jung Massa machte Reisen
Jenseits dem Ocean.
Hat er an Geist auch nicht gewonnen,
Gewann er doch an Wahn.
Der Glanz des Hofes und des Adels
Gefiel ihm gar so wohl;
Die Börse war stets wohl bespickt.
Im Kopfe blieb es hohl.

So kam er denn nach einem Jahre
Von seiner Tour zurück.
Und fand nun einzig und alleine
Bei Sklavinnen sein Glück.
Besonders eine Quatrone,
Des Pflanzers Lieblingskind,
Hat er für seine Lust erkoren
Im häuslichen Gesinde.

Brutal stets gegen seine Sklaven
War er im Harem mild,
Und lebte sorglos hin so wie
Im Jagdrevier das Wild.
Doch ach, des Schicksals Mächte griffen
Mit fürchterlicher Hand
In das Geschick der reichen Pflanze
Am Mississippi-Strand.

Seit Jahren lag der Leuzäeffest,
Der Freiheit stets zum Hohn,
Bis endlich springt die Sklavente
Durch Revolution.
Nach Herrschaft sehnte sich der Süden,
Dagegen agitirt
Der Norden, und die Kriegesfackel
Wird endlich angeschürt.

Der erste Schuß auf Sumpter kündigt
Dem Nord die Fehde an,
Um vor verdienten Fall zu bringen
Hochmuth, Verrath und Wahn.
Ein Menschenschlachten ohne Gleichen
In morderischem Krieg,
Als ob der Böse aus der Hölle
Herauf zur Erde stieg —

Um schwer, mit Cumeniden-Ruthen
Ein höchst verderbt Geschlecht
Zu zücht'gen für den schmutzigen Frevel
An Freiheit und an Recht.
Der Süden tief erfüllt mit Rache
Und Mordlust gen den Nord;
Der Nord blickt mit Verachtung
Auf dessen stolzes Wort.

Zerrissen sind die Bände; nimmer
Wird Nord und Süd versöhnt,
Der Freiheit und Verfassung
Mit bitterm Spott verhöhnt.
Das Chor der Cavaliere und das
Volk der Krämerzunft,
Sie Beide sprachen Hohn der Freiheit,
Dem Recht und der Vernunft.

Die Schuld kann Blut allein nur sühnen.
Mit Compromiß und Argument
Hat es im Sturm des blut'gen Krieges
Für immerhin ein End.
„Kanonen sind jetzt König“ und wo
Der beste Feldherr steht,
Dort siegt des Königs Recht, wenn auch
Die Freiheit untergeht.

Doch horch, welch wildes Schreien dringet
Dort vom Palaße her?
Der Himmel über der Plantage
Bleicht einem Feuermeer.
In lichterloben Flammen stehen
Die Hütten, der Palaß,
Die Magazine — sieh' die Sklaven
Entflieh'n in wilder Hast.

Freund S. alhier hat mit der Republik gebrochen und sehnt sich nach einem Kaiser. Dürfen ja bloß nach Mexico gehen und Ihr Ideal ist erreicht. Ach, das Ideal. Das Kaiserreich kann wohl das Ideal des freien Mannes nicht sein; wenn aber die Republik faul ist bis auf den Grund, dann ist es kein Wunder, wenn mancher freie Mann sich nach dem Königthum sehnt, um die geschändete Freiheit mit Ordnung und mit Grabesruhe zu vertauschen. Nein, Freund S., wir sind noch immer nicht schlecht genug, um die Segnungen der Republik zu verwirren. Wir sind gefallen, tief gefallen; doch noch glaube ich an das Auferstehungsfest der Freiheit. Sie sehen, daß ich trotz meines Unglaubens in Religion noch immer sehr gläubig bin im Punkt der Republik, obgleich ich aus eigenem Vortheil durchaus nicht Ursache habe, der Volkssouveränität über der Souveränität des Königs einen Vorzug zu geben. Der schlechteste König ist noch stets dankbarer gewesen gegen seine Freunde als die beste Republik gegen die ihrigen. Das Volk in einer Republik lobt keinen Freund des Volkes und nur der Demagog ist es, der Lohn von der siegenden Partei erwarten kann, welcher er gebietet hat. Also werden Parteimänner, Ihr großen und kleinen Geister, wenn Ihr auf Lohn der Republik rechnen wollt, mit Verlust des eigenen inneren Lohnes des Bewußtseins! — Ist es denn der Mühe Werth in einer Republik, wo der Dollar der höchste Gott, ein Bewußtsein zu haben, ein *point d'honneur*, Principientreue und Consequenz, wenn man sieht, daß diese *raras aves* überall Flaske machen und der Schurke triumphirt? Es beantwortete sich Jeder selbst diese Frage und handelte nach Belieben; ich habe bloß vor meiner eigenen Thür zu kehren und gebe mich mit fremdem Mist nicht ab, außer wenn es Menschenpflicht erheischt.

Von Lawrenceburg fuhr ich vier Meilen an Bord eines Dampfboots, Postona, nach Aurora. Eine sehr angenehme Fahrt, ein prächtvolles Panorama die Lage von Aurora am Ohio Strom!

Bei Frau Kestler in angenehmer Gesellschaft Mokka getrunken; bei Frau Goldberg soupirte, bei Schütze des Abends polifirt, bei Köbler pernoctirt und des Nachts sogar ein Carmen fabricirt. Es ist doch eine schöne Sache, wenn man mit 63 Jahren noch von Weibern und Mäusen begeistert werden kann!

Herrn Lehrer Funke traf ich zu Aurora; er war auf seiner „Reise durch das Weltall“ begriffen, auch nicht auf einem „Spaziergang im Bereich der Käfer,“ er machte bloß einen Ausflug von Louisville, um während der Ferien den Schulmeister über den Menschen zu vergessen — und am Band der Unabhängigkeit nach frischer Lust zu schnappen. Ich habe mit Stauden vernommen, daß unser gelehrter Funke in der Politik es noch nicht bis zum Glauben an die radicale Demokratie gebracht hat und — obgleich er kein Amt bekleidet, noch eines bekleiden will — den Vater Abraham, dem „Vorwärtsgeschobenen,“ über Daniel Fremont, dem „Rückwärtsgehenden,“ den Vorzug giebt. Na, der ist doch auf dem Holzweg! nämlich der Funke. Doch so ist es, wenn man sich immer mit den kleinen Sternen am Himmel und den Käfern auf der Erde abgiebt; da verwirrt aller Sinn für das wahrhaft Große im Feld der amerikanischen Politik und das einzig Wahre des radicalen Radikalismus!

Am 13. in Cincinnati angekommen und in Herrn Pfeiffer's ausgezeichnetem Privat-Hotel gewohnt. Ich war da so poetisch gestimmt, daß selbst die Prognose von einer Razzia der Rebellen nach dem Staate Maryland und das Geschrei: „Washington ist in Gefahr!“ mich nicht außer Fassung bringen konnte. Der bittere Kelch ging jedoch bald vorüber. — Washington steht noch fest und Lincoln sitzt noch fest — wird aber nicht bald ein anderer Präsident gewählt, so sagen die *Gezeiten* und *Cherichen* in der Politik, dann geht die Republik zu Grunde, und wir sind verloren. Ich aber sage, wenn die Existenz der Republik von einem

Präsidenten abhängt, der dem Conservatismus bei Amtsantritt einen Eid leisten muß und der selbst als oberster Feldherr keine Diktatur üben kann dann mag die *respublica* zur Hölle fahren, wo der Teufel herrscht und die Gefellen gehorchen. Das würde freilich für Manchen unserer gewählten und ehrlichen Führer eine erwünschte Fahrt sein, von der uns jedoch das Verhängniß noch bewahren wird. — Weiß aber auch gar nicht, was mir als Journalisten an dieser Republik gelegen sein kann, wo es keine Freiheit mehr giebt und Lincoln, der Tyrann, regiert, wie unsere Gold- und Kupferspekulanten in ihren Organen es uns alltäglich verkünden. Es giebt Leute, die Alles glauben, was sie lesen; ich gehöre nicht zu dieser Klasse und behaupte noch denselben Raum an der freien Presse und auf der Tribüne, den ich seit vielen Jahren hier zu Lande einnahm und brauche keinen Tyrannen zu fürchten, da ich noch nie den Verrath unterstützt habe und ihn auch nie unterstützen werde. Das Recht der Kritik des Himmels und der Erde ist uns im Sturme noch unverfehrt geblieben und wäre ich in Lincoln's Stuhl, ich würde alle Jene, die der Rebellion mit Wort und Schrift Vorschub leisteten, weit strenger behandeln als er; der Distractismus wäre bei mir an der Tagesordnung und wenn die Kerle sich heiser freisetzten über Tyrannei, deren Kreaturen sie eigentlich selbst sind. Sie mögen mit ihrem Gefreiß Himpel und Sperlinge fangen; doch nicht jeder Vogel setzt sich gedankenlos auf ihre Feintruhe.

Am Tag meiner Abreise sollte das 28. Ohio Regiment in der Turnhalle empfangen werden. Es waren eben zwei tüchtige deutsche Officiere in der Stadt: General Willig und Oberst Moor. Das deutsche und das deutsche Volk hat noch keinen von Beiden bis in den siebenten Himmel gehoben, um ihn dort Leibe zu weihen; doch das Verdienst fördert Ihnen einen Platz im Himmel der Heroen und wird sie vor Leibe bewahren.

Von den drei deutschen Blättern zu Cin-

Menschen wären. Da aber Dieses nicht der Fall ist, so wird auch dieser Krieg nur Wenigen als Schule der Weisheit dienen. Einzelne wird er reich, Viele arm machen; das Geld verdirbt vorwiegend die Meisten dieser Einzelnen und die Armuth der Vielen wird von dem Schiffe der Reichen und der Klugen (Smarten) in's Schlepptau genommen und — aus angeborener Denkschwäche und Ignoranz auf allerlei Weise ausgebeutet, damit ihnen Nichts übrig bleibe nach Arbeit und nach Sorge als — der Trost auf die Freuden des Himmels. Das war so der Gang der Welt seit Jahrtausenden und in diesem Kreise wird sich die entwicklungsfähige Menschheit noch sehr lange herumdrehen, bis endlich, nachdem sich Individuen und Völker die Hörner abgestoßen haben, ein Millennium eintritt, in dem Ignoranz, blinder Glaube, Rohheit und Corruption in der *Minorität* sein werden. Wollte man selbst Das nicht zugestehen, so müßte man dem Pessimismus sich aus Prinzip in die Arme werfen und alle Hoffnung auf politischen, socialen und geistigen Fortschritt aufgeben. Und in diesem Falle müßte man sich auch selbst aufgeben, und es wäre dann besser, die Erde thäte sich auf und verschlänge das stupide und verderbte Geschlecht der Jahhoos, um den Allmächtigen von der Schmach zu erlösen, es erschaffen zu haben. Wir wollen denn die Welt und den Menschen im besten Lichte betrachten und das Gute das Edle, das Wahre das Schöne im Weilschmerz nicht verkennen und den Stab nicht brechen über die Menschheit und uns selbst, den winzigen Theil.

Am 15. *P. M.* durch das höchst anmuthige Miami Thal nach Dayton gefahren. Des Abends bei vollem Mond collectirt und nächsten Morgen die Reise *via Belle Fountain* 150 Meilen nach Sandusky City fortgesetzt. Hier habe ich warme Anhänger und viele Abonnenten; der Aufenthalt daselbst ist mir demnach stets sehr angenehm. Ein Bad in der Sandusky Bay im Mondenschein, der sein Licht me-

lantholisch herabströmen ließ auf Johnson's Eiland, wo dreitausend Gefangenen trotz aller pittoresken Umgebung die Minuten zu Stunden, die Stunden zu Jahren werden; bei Bug ein Catawba Coiree, im Freien mit Schweinesfüßen und Jungen und Gesellschaft im Beetgarten des Herrn Mook — dies waren dieses Mal die angenehmsten Momente.

Am 19. hüfte ich auf einem Frachtzuge alle meine Sünden eines Jahres auf der Fahrt nach Cleveland ab. Hier zum letzten Male im Angier House, meinem alten Absteigquartier, gewohnt; denn — drei Dollars *per* Tag ist ein zu hoher Preis bei dem bis jetzt noch nicht erhöhten Preise der Fadel. Im Geschäftsleben ist gegenwärtig ein förmliches wechselseitiges Plünderungssystem eingeführt. Das importirte Waaren, von denen man viele sehr wohl entbehren könnte, wenn man Vernunft und Patriotismus besäße, im Preise steigen mußten, ist eine nothwendige Folge der Zölle, welche in Gold bezahlt werden müssen; daß man aber inländische Fabrikate jenen Waaren gemäß in die Höhe schraubt, oder daß man bei Ueberfluß an Produkten und Nahrungsmitteln, z. B. an *Be etablierten* den unverschämten Preis von 75 Cents für eine schlechte Mahlzeit von den Reisenden herankopft, das ist, gelinde gesagt, Schlechtigkeit, in Folge deren bei den allgemeinen Preiserhöhungen wohl am meisten Beamte und Arbeiter zu leiden haben. In Folge der hohen Papierpreise (wohl wegen Mangel an *Lumpen*), haben bereits auch die Zeitungsherausgeber den Preis ihrer Blätter erhöht und ich habe mich bestimmt, den Preis der Fadel für alle Abonnenten, die vor 1865 dieselbe bezogen haben, unverändert zu lassen, nämlich zu zwei Dollars *per* Jahrgang, halbjährlich oder auf ein Mal zu bezahlen, je nachdem ich Städte ein Mal im Jahre oder zweimal besuche, um zu collectiren; für den folgenden siebzehnten Jahrgang beziehen wollen, den Preis auf drei Dollars *per* Jahrgang zu erhöhen und zwar in unbedingter Vorauszahlung. Wem dieser

Preis zu hoch ist, der braucht eben nicht zu abonniren und wäre es mir nicht um das Verbreiten geistiger Aufklärung zu thun, so würde ich mich wahrhaftig mit der Zahl meiner Abonnenten begnügen, welche hinreichend ist, das Blatt aufrecht zu erhalten.

Während meines Aufenthalts zu Cleveland brach im Depot der Cleveland und Pittsburg Eisenbahn Compagnie Feuer aus, einen Schaden von \$25,000 verursachend. Für reiche Leute eine Kleinigkeit.

Von Cleveland *per* Eisenbahn nach Columbus und von da *per stage* nach Chillicothe gefahren. Diese letztere Fahrt durch das schöne Scioto Thal ist sehr angenehm und die Lage von Chillicothe reizend. In Circleville stiegen zwei weiße Damen aus und drei recht hübsche schwarze Mädchen stiegen ein, und hörte, Ihr wohlriechenden Cautaker und anticosmopolitischen Negerkasser, die Mädchen haben, in der That, nicht im Mindesten gestunken! Auch war ihr Benehmen so anständig wie das irgend einer gebildeten Lady unserer „glorreichen“ hoffähigen weißen Rasse. Nur Geruld, der Krieg mit seiner „militärischen Nothwendigkeit“ wird Euch noch in so mancher Hinsicht gescheit machen; befriedigt aber der liebe Gott im Himmel Eure „Friedensgelüste um jeden Preis,“ dann bestreut Eure Partei-Köpfe mit Asche und singt ein Requiem über die durch innern Verrath und Mangel an Aufopferungsfähigkeit hingemordete Republik! Was, höre ich, haben wir nicht bereits große Opfer gebracht? Allerdings. Noch immer hat Grant Richmond nicht nehmen können — eine andere halbe Million Menschen soll hingeschlachtet werden? So ist es. Das Leben eines Individuums ist nicht weniger werth als das Leben von einer halben Million Individuen. Ihr habt den Krieg hrrauf beschworen und wollt Ihr ihn zu einem ehrenvollen Ende bringen, wollen zwanzig Millionen Menschen sich nicht, zur ewigen Infamie in der Weltgeschichte, von fünf Millionen

befiegen lassen, wollt Ihr durch Zerstückelung der Union keinen politischen Selbstmord begehen, so müßt Ihr bereit sein; auch ohne Handgeld, außer den jetzt verlangten 500,000 Mann noch so viele in's Feld zu stellen, gleichviel, ob Lincoln wiedererwählt, McClellan oder irgend ein Anderer Präsident wird. Soll eine Trennung und Aufrechterhaltung der Sklaverei das Resultat der Menschenkläglichkeit sein? Es ist eine Schmach, auch nur daran zu denken. Deutschland hat dreißig Jahre lang geblutet elender religiöser Irrthümer wegen, Ihr seid im Kampfe für die Freiheit schon im vierten Jahre müde und verzagt und scheint bereit zu sein, das Kleinod, für das Ihr zu dumm oder zu schlecht zu sein scheint, für ein Einsengericht an die Rebellen zu verkaufen, die man bewundern muß, indeß man Euch nur verachten kann.

Am 22. fuhr ich nach Cincinnati und von da 340 Meilen, ohne Aufenthalt in sechzehn Stunden nach St. Louis. Das hiesige Courthaus ist endlich fertig und hat nach fünfundzwanzigjährigem Bauen, Repariren und Anbauen nun ein recht freundliches Ansehen. Missouri ist trotz aller Misere und aller radicalen Bestrebungen noch immer ein Skavenstaat, und die Guerillas hausen da wieder ganz fürchterlich. Daß die große Mehrzahl der Deutschen von St. Louis für Fremont geht, ist ganz natürlich; denn Herr Lincoln hat nicht nur Herrn Fremont, sondern auch den Staat Missouri sehr schlecht behandelt.

Für das Triviale des Collectirens fand ich im Hause des Herrn Eisigfabrikanten Selb's Entschädigung in angenehmer Gesellschaft bei Clavierspiel und Gesang.

Handel und Wandel sind in St. Louis sehr gut; an der belebten Levee lagen an hundert Dämpfer.

An Bord des Hawk-Eye State, von der Northern Line, fuhr ich nach Quincy, wo ich das Vergnügen hatte, im Hause

des Dr. Ritter zu wohnen, dessen Gattin, eine gebildete Dame, Tochter des bekannten Schriftstellers Kossmäpfer in Leipzig, kürzlich von einer Reise nach ihrer alten Heimath zurückgekehrt war.

Wir hatten 160 Invaliden an Bord — ein kläglicher Anblick! —

Der Hawk-Eye ist ein sehr gutes Boot; es machte im Juni 1861 die Reise von St. Louis nach St. Paul, 800 Meilen, in 3 Tagen, 6 Stunden und 20 Minuten.

Von Quincy ging es nach Springfield, Ill., und von da — indem der Zug zwischen hier und Decatur, wohin ich reisen sollte, aus den Schienen lief — nach Bloomington. Die hiesigen Deutschen bauen eben ein Schulhaus, in dem Herr Standau, *ci devant* Major im Hecker Regiment, als Lehrer fungirt.

Die Fahrt nach Peoria, bei 99 Grad im Schatten, war in dem mit Staub gefüllten Waggon höchst unangenehm. Große Plakate verkündeten hier eine demokratische Convention, bei welcher Ballantingham und andere ihm ähnliche ephemere politische Größen dem Publikum ihre friedliebende Weisheit ausstrahlen werden, mit der heiligen Versicherung, die Constitution aufrecht zu erhalten, nicht zu stehlen und die Republik zu retten. Ach, wir kennen die Pappenheimer und ihre Verheißungen. Die Corruption ist nicht sectionell hier zu Lande, sondern national. Leider, leider!

Auch Peoria hat eine gute deutsche Schule, an welcher gegenwärtig drei Lehrer angestellt sind. Es sollte während meines Hierseins ein Pic-nic des Arbeiter-Vereins statt finden; doch Regen vereitelte das Fest. An Unterhaltungsplätzen fehlt es zu Peoria nicht. Da ist Fleck's Garten mit Regelpbahn, Hartmann's Gartenwirthschaft mit Concerten und Streibich's Flora-Garten für das „vergnügungssüchtige“ Publikum.

Das Eisenbahn-Depot von Peoria gehört zu den schlechtesten im Lande. Die

Gesellschaft muß entweder sehr geizig oder sehr arm sein, um die Passagiere so schmerzlos zu maltraktiren.

In Gesellschaft des Lehrers Anker entschwanden mir angenehme Stunden. Herr Anker besitzt eine große Bibliothek und eine gewählte Naturalien-Sammlung.

Peiu war der letzte Geschäftsplatz, welchen ich bei dieser Tour zu berühren hatte; ich kam hier am 1. August an, wohnte bei Wohlwend, der ein gutes Haus hält, und reiste, ohne ferneren Aufenthalt, per Dampf, doch langsam genug, bei niederen Wasserstandes wegen, nach St. Paul. Nach einigen Wochen geht es nach dem Osten. Mir geht es wie den Himmelskörpern, die stets in Bewegung sind. Von Leihargie und Verjumpsen kann bei solchem Beruf wahrlich keine Rede sein. Wird Einem im Leben auch nicht Alles zur Last und zum Ekel, so wird doch endlich Alles gleichgültig; und die Veränderung ist doch wohl das beste Mittel, um „Leib und Seele“ in Harmonie zu halten. Kein Licht ohne Schatten, kein Leben ohne Plage, ohne Sorgen, ohne Schmerz. Wohl Dem, dessen Schmerzen Venusgürteln umschlingen und den Minerva's Schild gegen die Pfeile des Unglücks schlägt! Es hat so jedes Alter und jeder Stand seine Last zu tragen; der Eine mehr, der Andere weniger: ein Eldorado, von Engeln bewohnt, findest Du auf Erden nicht.

Engelant.

Das Augenpaar.

Von Henriette Kir.

Als ich so sinend einsam stand,
Das Auge dann zum Himmel wand,
Da trieb es mich so mächtig fort;
Ich eilte hin zum heil'gen Ort.

Die Glocken läuteten so traut,
Im Tempel stand 'ne schöne Braut,
Gekleidet fein in zartem Weiß;
Doch ihre Wangen glühte heiß.

Der Bräutigam umfängt mit Lust
Das Kind und drückt's an seine Brust.
Ich konnt' Gedank', Gefühl nicht einen,
Ich sah das Bild und mußte weinen.

Der Orgelton schlug zart an's Ohr,
Gesang erklang wie Geisterchor.
Ich wollte beten, fromm und mild;
Doch in dem Herzen stürmt' es wild.

Mit Weh blickt' ich zum Kreuze hin,
Beengt in meinem tiefsten Sinn.
Was ist mit Dir? frug ich mich still,
Das kann nicht sein des Herren Will!

O, hilf mir doch, Du großer Gott,
Dass ich nicht werd' der Frommen Spott!
O, löse Du die Zunge mir,
Ich will Dich preisen für und für.

Doch Alles, Alles war vergebens,
Verbittert war mein Born des Lebens;
So recht betrübt stand ich dann auf,
Ließ den Gefühlen ihren Lauf.

Und als ich aus der Kirche war,
Empfang mich hehr das Sternenpaar.
O, Himmel, ach, wie soll das enden,
Da diese Sterne mich so blenden?

Ich ging nun in mein Kämmerlein,
Um da recht gut und fromm zu sein;
Doch, ach, die Sterne folgten mir,
Ob ich verschlossen auch die Thür.

Nun ward mir Alles sonnenklar.
Mein Gott ist ja ein Augen-
paar,
Und wenn's im Innern toben will,
Wird mir durch jene Augen still.

Das Leben des Blutes.

Von Rudolph Virchow.

Es hat seit alten Zeiten zwei sich widerstrebende Parteien in der Medicin gegeben, welche die Lehre von der Krankheit, die Pathologie, je nach ihrer Ansicht von der Natur des Lebens verschieden ausbeuteten. Man hat sie die humoralpathologische und die solidarpathologische ge-

nannt, je nachdem sie das Leben in den Flüssigkeiten (*humores*) oder in den festen Theilen (*solida*) des Körpers suchen und dem entsprechend auch in der Krankheit bald den flüssigen, bald den festen Theilen des Leibes mehr Gewicht beilegen. Die humorale Theorie ist die älteste und sie hat sich zugleich der größten Verbreitung bis in unsere Zeit zu erfreuen gehabt. Es begreift sich aber leicht, daß unter den Flüssigkeiten des Körpers eine vor allen die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, das Blut nämlich, dieser „edelmste Saft“, dessen entscheidende Bedeutung für das Leben unter streitbaren Völkern durch die tägliche Erfahrung immer wieder in Erinnerung gebracht wird. Die alten Religions-Urkunden geben darüber hinlänglich Zeugniß.

„Des Leibes Leben,“ heißt es im 3. Buch Moses 17, 14, „ist in seinem Blut, so lange es lebet,“ und noch bestimmter steht im 5. Buch 12, 23: „das Blut ist die Seele, darum sollst du die Seele nicht mit dem Fleische essen.“ Es war dies noch eine sehr grob mechanische Anschauung, welche erst nach und nach gegen die andere eingetauscht wurde, die wir bis in die neueste Zeit verbreitet finden, daß nämlich nicht das Blut selbst die Seele sei, sondern daß nur die Seele im Blute ihren Sitz habe, und daß erst durch die Seele das Blut belebt werde.

Als mehr solidarpathologische Lehren aufkamen, als namentlich in der jüngsten Zeit das Nervensystem zu immer größerer Bedeutung in der Vorstellung der Gelehrten aufwuchs, schien es vorzüglicher zu sein, auch das Leben und die Seele in die festen Theile und unter diesen wieder in den edelsten unter ihnen, die Nervencentra zu verlegen. Für die Pathologie folgte daraus eine eigenthümliche Richtung, die sogenannte Neuropathologie, welche das Blut eben nur als einen für die Einwirkungen der Nerven besonders befähigten Saft ansah. Damit wurde aber für den Laien die Frage immer unzugänglicher, und der Streit über einen

so unmittelbar die nächsten Interessen jedes denkenden Mannes berührenden Gegenstand blieb fast ganz und gar innerhalb der Kreise der gelehrten Aerzte abgeschlossen.

Dieser Zustand muß wieder einmal aufhören. Der gebildete Mensch soll nicht bloß seinen eigenen Leib kennen, weil eine solche Kenntniß zur Bildung gehört, sondern vielmehr deshalb, weil zuletzt die Vorstellung, die man sich von sich selbst macht, die Grundlage für alles weitere Denken über den Menschen wird. Verlegt man das Leben in die Seele und löst man schließlich, wie es jetzt gewöhnlich geschieht, die Seele gänzlich vom Leibe ab, so daß der letztere nur einer der Gegenstände wird, auf den die Seele einwirkt, so wird der Leib etwas Niedriges, Gemeines, das so sehr als irgend möglich in den Hintergrund gedrängt werden muß, ja dessen Zerstörung erst die Freiheit der Psyche bedingt. Das Leben des Körpers ist aber dann nicht das wahre Leben, sondern nur ein fremdes, gewissermaßen ein Scheinleben, eine Täuschung, eine Maske.

Will man die Frage von dem Leben ganz und gar mit der Frage von der Seele zusammenwerfen, so genügt es nicht, von Thierseelen zu sprechen, sondern man muß auch die Pflanzenseele zulassen. Dies mag sehr poetisch sein, aber Niemand wird sich verhehlen, daß damit der ganze egoistische Gewinn verloren geht, den der spekulirende Mensch für sich zu machen gedenkt, und daß, um etwas von diesem Gewinn zu retten, innerhalb des seelischen Gebietes wieder ein ähnlicher Gegensatz zwischen höheren und niederen Seelen gemacht werden muß, wie ihn die Naturforschung, freilich in ganz anderer Weise, zwischen Leben und Seele macht, indem sie die Erscheinungen der Seele eben als die höchste Aeußerung des Lebens in den für diesen Zweck am vollkommensten organisirten Wesen betrachtet.

Nachdem wir wissen, daß alles pflanzliche und thierische Leben an die orga-

nische Zelle gebunden ist und die Vorgänge des Lebens Thätigkeiten der Zellen sind, welche in bald einfacherer, bald zusammengesetzter Weise den Leib des Lebendigen aufbauen, so bleibt uns kein anderer Schluß übrig, als daß jeder einzelne Theil für sich Leben hat. Das Leben des Ganzen ist dann eben die Summe des Lebens der Einzeltheile, und nur diejenigen Einzeltheile können hinwiederum als lebendige gelten, deren zellige Natur ermittelt werden kann. Dürfen wir in diesem Sinne von einem Leben des Blutes sprechen?

Es sind kaum hundert Jahre her, seit man entdeckte, daß das Blut kein bloßer Saft, auch kein bloßes Gemisch von Säften sei, wie das ganze Alterthum und Mittelalter angenommen haben. Unter dem Mikroskop sah zuerst ein italienischer Forscher, Marcello Malpighi, nicht bloß den Lauf des Blutes in den feinsten Gefäßen, sondern auch die Blutkörperchen. Allein die allgemeine Anschauung jener Zeit war der Deutung dieses Fundes nicht sehr günstig. Vielmehr machte sich mehr und mehr die Vorstellung geltend, daß fast alle Flüssigkeiten gewisse Körper enthalten und daß nicht bloß die verschiedensten menschlichen Säfte, sondern auch das gewöhnliche Wasser voll von besonderen, wie Manche meinten, belebten Körpern sei. Noch jetzt ist keine Annahme mehr verbreitet, als die, daß jeder Wassertropfen zahllose Wesen einschleße, daß wir bei jedem Trunk Heere von kleinsten Thieren verschlingen und es macht Manchem eine Art von grausamer Freude, zu denken, daß durch die ganze Natur ein infusorielles Alleben verbreitet sei. Auch dies sind Täuschungen. Reines Wasser ist auch mikroskopisch rein, und die meisten Säfte des thierischen Körpers, insbesondere die Ausscheidungs-Flüssigkeiten, enthalten entweder gar nicht, oder nur zufällig und unwesentlich körperlche Theile.

Mit dem Blut ist es nicht so. Es giebt kein Blut ohne Körperchen: erst durch seine Körperchen wird das Blut wirklich

Blut; nimmt man sie hinweg, so bleibt ein einfacher Saft, eine klare Flüssigkeit ohne Farbe zurück, eine Flüssigkeit, vergleichbar dem reinen Johr, den die alten Griechen als Blut der Götter betrachteten. Das Blut des Menschen und aller Wirbeltiere ist roth und diese Farbe, welche beständig ist, so lange das Blut noch erhalten bleibt, verdankt es der Anwesenheit kleiner Körperchen, der sogenannten Blutkörperchen. Freilich giebt es auch farblose oder, wie man auch wohl sagt, weiße Körperchen im Blut des Menschen, ja unter krankhaften Verhältnissen, zumal in der von mir unter dem Namen der Leukämie beschriebenen Krankheit, kann die Zahl der Farblosen sich so vermehren, daß man wenigstens sichtlich von einem „weißen Blute“ sprechen kann. Aber das ist auch nicht das rechte Blut; der Mensch kann auf die Dauer damit nicht bestehen.

Die rothen Blutkörperchen sind sehr kleine Gebilde. Sie stellen plattrunde, münzenförmige Scheiben dar, welche von jeder ihrer beiden Flächen her etwas eingedrückt sind und daher eine dünnere Mitte, einen dickeren Rand besigen. Es sind biconvexe Linsen von so geringer Dicke, daß ihr Flächendurchmesser fast fünf Mal mehr beträgt, als der Dicken durchmesser. Etwa 1500 solcher Linsen, auf einander gehäuft, würden den Raum einer Linie ausfüllen, während 300 bis 400 neben einander gelegt, dazu schon hinreichen würden. Nach den Zählungen, welche Bierordt und Welcker vorgenommen haben, würden in jedem Cubikmillimeter*) Blut des Mannes etwa 5, des Weibes 4½ Millionen, in dem gesammten Blute des Mannes beiläufig 60 Billionen solcher Körperchen enthalten sein. — Welch' eine Welt des Kleinen in einem einzigen Theile des menschlichen Lebens! Welch' staunenswerthe Schaar thätiger Gebilde! Billionen von Sternen erfüllen den Himmelsraum, aber Billionen von Welten liegen zwischen ihnen und

*) Ein Millimeter beträgt etwas weniger als $\frac{1}{2}$ Linie des rheinländischen Maßes.

schwächen ihr gegenseitiges Aufeinanderwirken; einsam wandelt jetzt fast jeder seine vorgezeichnete Bahn. So auch kreisen im Blute des Menschen Billionen von Körpern, aber ihre Entfernung von einander ist die allerkleinste. Denn die Flüssigkeit, in welcher sie schwimmen und welche sie von einander trennt, beträgt nicht zweimal so viel an Masse, als die Körperchen selbst ausmachen. Hier ist die „Wirkung in die Ferne“ fast aufgehoben; alle Bewirkung, sowohl der Blutkörperchen auf einander, als des Blutes auf andere Theile erfolgt in nächster Nähe fast in unmittelbarer Berührung. Hier kann daher die Contactwirkung (Katalyse), in den Vordergrund treten, und wie mächtig sie sein muß, das kann nicht zweifelhaft sein, wenn man die unfassbar große Zahl der wirkenden Einheiten ins Auge faßt.

Aber sind die Blutkörperchen die wirkenden und lebenden Einheiten des Blutes? Gerade in diesem Punkt unterscheidet sich unsere Auffassung am meisten sowohl von der alten, als von der neueren Lehre. Für die alte Auffassung lag ein gewichtiger Grund für die Ansicht von dem Leben des Blutes in der Kenntniß von der Bewegung desselben. Freilich ist es für uns, die wir die Lehre von dem Kreislauf des Blutes in uns aufschwemmen, sehr schwer, uns überhaupt ganz in die Gedanken der Alten über die Bewegung des Blutes hineinzuversetzen. Wir vergessen leicht, daß erst im Jahre 1628 der berühmte Leibarzt der spanischen Könige, William Harvey, den Nachweis von dem in sich zurückkehrenden Kreislaufe des Blutes lieferte und daß erst in unseren Tagen die deutschen Anatomen dargethan haben, daß auf seinem langen Wege das Blut überall in geschlossenen Röhren, in Gefäßen mit eigenen Wandungen enthalten ist. Wir wissen jetzt, daß das Herz der Mittelpunkt und das wirkende, das arbeitende Organ ist, welches, indem es immer neue Massen von Blut in die Pulsadern (Arterien) treibt, das übrige Blut in den Gefäßen fortzieht, bis es durch die feinsten Haarröhren (Capillare

ten) in die Blutadern (Venen) überströmt und durch diese dem Herzen wieder zufließt, um von Neuem in Arterien gedrückt zu werden. Für uns ist also diese ganze Bewegung des Blutes eine mechanische im größten Sinne des Wortes; sie ist nicht dem Blute eigenthümlich, sondern vielmehr ihm mitgetheilt. Das Blut ist leidend (passiv) und nur das Herz und zu einem sehr kleinen Theile die Gefäße sind thätig (activ). Steht das Herz still, so steht auch der Kreislauf.

Das Altenhum wußte nichts vom Kreislauf. Es kannte keine Haargefäße (Capillaren), welche eine offene Verbindung zwischen Schlag und Blutadern unterhalten; es wußte nicht, daß die Schlagadern Blut führen und daß jeder Puls eine neue, vom Herzen hereingetriebene Blutportion bezeichnet. Das Blut bewegte sich nach antiker Vorstellung nur in den Blutadern (Venen), während die Schlagadern Luft (*Pneuma*) führten und daher ihren Namen Arterien (Luftadern) empfingen. Die Bewegung des Blutes konnte daher nur in einem Hin- und Hergehen der Säule, in einem Hin- und Zurückfließen von einem Orte zum anderen bestehen, und da man geneigt war, jeder solchen Hinströmung einen besonderen, gerade für diesen Fall berechneten Zweck zuzuschreiben, so besam jede Bewegung unwillkürlich einen inneren Grund, eine innere Ursache, über deren Größe und Bedeutung die einzelnen Schulen sehr verschiedene Meinungen hatten.

Auch in unserer materiellen Zeit haben es Einzelne versucht, dem Blute eine gewisse Selbstständigkeit der Bewegung zu sichern. Vergeblich! Der Zustand, die Zusammensetzung des Blutes mag die Bewegung begünstigen oder erschweren; der Grund der Bewegung, die Kraft liegt außerhalb des Blutes selbst. Die Bewegung ist nicht das Leben des Blutes, sondern nur ein Mittel dazu; die Bewegung selbst ist eine That des lebenden Herzens, sie ist Muskelarbeit. Denn das Herz ist unser kräftigster Muskel.

So ist es geschehen, daß man immer mehr davon abgekomen ist, das Blut als einen belebten Theil zu betrachten. Selbst als man längst wußte, daß Körperchen darin enthalten sind, dachte man sich doch nur eine mechanisch bewegte Flüssigkeit, welche, wie ein Strom, die in ihn gelangenden Stoffe mit sich trage und sie hier und da wieder absetze. Man gewohnte sich, das Blut als den Mittelpunkt des Stoffwechsels anzusehen, dem die einzelnen Stoffe auf eben so grob-mechanische Weise zugebracht oder entzogen würden, wie es grob-mechanisch bewegt würde. Ja, das ist noch in diesem Augenblicke die Ansicht aller der Naturforscher, welche das Leben von dem grob-chemischen Gesichtspunkte aus ansehen.

Für uns, vom Standpunkte der cellularen Theorie des Lebens aus, giebt es allerdings auch ein wirkliches Leben des Blutes, eine innere lebendige Bewegung desselben im Gegensatz zu der bloß äußeren und mitgetheilten. Das Blut ist nicht bloß die strömende Masse der im Körper wechselnden Stoffe, nicht bloß die Straße des Verkehrs, sondern es enthält zugleich die thätigen Arbeiter, ohne welche der Verkehr unmöglich wäre. Diese Arbeiter sind Blutkörperchen. Obwohl sie unter harter Frohne stehen, obwohl sie gehen müssen, wohin sie gedrängt werden, und nicht gehen können, wohin sie wollen, ja, obwohl sie nicht einmal wollen können, so sind sie doch ihrem inneren Wesen gemäß thätig. Diese Thätigkeit ist ihre eigene und der Fortbestand derselben ist an den Fortbestand des Lebens gebunden.

Es mag genügen, dasjenige zu erwähnen, was uns gegenwärtig als das Hauptgeschäft der Blutkörperchen erscheint. — Das ist der Transport der Gase, das, was wir kurzweg in seinen Eucrfolgen unter dem Namen der Athmung (*Respiration*) zusammenfassen. Das Blut strömt vom Herzen und zwar von der rechten Kammer desselben in die Lungen und nimmt hier aus der eingeathmeten Luft Sauerstoff auf. Damit beladen kehrt es zur linken

Herzkammer zurück und von hier wird es gewaltsam in die Arterien getrieben, so gelangt es zu allen Theilen der Oberfläche und des Innern. Hier giebt es seinen Sauerstoff mehr oder weniger vollständig ab und nimmt dafür eine andere Gasart, Kohlenensäure auf. Damit beladen strömt es durch die Venen zur rechten Herzkammer zurück, um von Neuem in die Lungen getrieben zu werden. Für den Sauerstoff, den es hier aufnimmt, giebt es seine Kohlenensäure ab, die mit der ausgeathmeten Luft in die äußere Atmosphäre zurückkehrt.

Das ist der einfache, grobe Hergang, den alle Welt kennt. Aber nur zu selten denkt man daran, und selbst der Arzt erinnert sich dessen zuweilen schwer, daß die Blutkörperchen es sind, an deren Rathun das Alles geknüpft ist. Lassen Sie uns also einen Augenblick diese kleinen Gebilde, diese großen Wohlthäter des Lebens, diese fleißigen Arbeiter betrachten.

Jedes Blutkörperchen ist, wie jedes organische Element, ursprünglich eine Zelle. Als solche besteht es aus einem Kern, einer Haut (*Membran*) und einem zwischen Haut und Kern befindlichen Inhalt. Alle Wirbelthiere, mit Ausnahme der Säugethiere, behalten in ihren Blutkörperchen die Kerne; bei den Säugethieren und dem Menschen gehen diese später oder früher zu Grunde, und das kreisende Blutkörperchen ist nur ein flaches Bläschen, das innerhalb einer sehr elastischen Haut einen ziemlich dichten Inhalt umschließt. Die Haut ist es, welche dem ganzen Körperchen die Form erhält und den Inhalt zusammenhält, welche also den Bestand des Elementes für eine gewisse Zeit sichert; sie ist durchdringlich für gewisse Stoffe, aber sie setzt anderen Hindernisse entgegen: sie schützt also den Inhalt vor manchen verderblichen Einwirkungen, denen er sonst ausgegesetzt sein würde.

Aber das für den eigentlichen Zweck des Blutes Wichtigste ist doch der Inhalt. Es ist dies eine im Großen rothe Masse:

welche nicht nur dem Blut Farbe, sondern auch der Oberfläche des Körpers, insbesondere den Lippen, den Wangen Colorit giebt. Diese rothe Masse besteht außer allerlei andern Stoffen zu einem großen Theile aus dem eigentlichen Blutfarbstoff, Hämatin oder Blutroth genannt, und dieses ist der Stoff, welcher den Sauerstoff aufnimmt und den Gasaustausch vermittelt. So sind die Blutkörperchen, so lange sie den Blutfarbstoff zusammenhalten und derselbe seine natürliche Beschaffenheit bewahrt, die eigentlichen Athmer (Respiratoren) des Körpers. Bei der großen Arbeitsleistung der lebenden Elemente des Körpers fällt ihnen diese Verrichtung ganz ausschließlich zu.

Um sie aber verrichten zu können, müssen sie an den Ort gebracht werden, wo sie arbeiten können und das Arbeitsmaterial muß ihnen zur Hand sein. Das ist der Sinn des Blutkreislaufes. Nirgends sind die Bedingungen für eine schnelle Arbeit so günstig, wie in den Lungen. Bei jedem Einathmen stürzt die äußere Luft durch die größeren Luftwege (Mund oder Nase, Kehlkopf oder Luftröhre) in die Lungen ein und gelangt zuletzt in kleine Säcke, die Lungenbläschen. Hier ist es, wo das Blut, welches, mit Kohlenäure beladen, vom rechten Herzen vorwärts getrieben wird, in die nächste Nachbarschaft der Luft geführt wird. In der Wand der kleinen Lungenbläschen, nur unvollständig gedeckt durch ein ganz dünnes Zellenlager, verbreiten sich die feinsten Haarröhrchen in so großer Zahl, daß die Räume, welche zwischen ihnen übrig bleiben, kaum so viel betragen, als der Raum, welchen die mit Blut gefüllten Haargefäße selbst einnehmen. Die größte Masse von Blut kommt hier in die nächste mögliche Berührung mit der eingeathmeten Luft; die Kohlenäure entweicht aus dem Blute und tritt an die Luft, während zugleich das Blutroth in den Körperchen den Sauerstoff aus der Luft anzieht. Jeder Athemzug erneuert die Luft und süßt neue Mengen von Sauerstoff aus der äußeren Atmosphäre dem Blute zu.

Das ist die Lebensluft, welche der Mensch durch Nase und Mund einzieht, welche dem Scheinleben eingeblasen wird. Das ist der Lebensgeist, den das Alterthum mit der Seele zusammenwarf und den die griechische Sprache mit dem Athem (*Pneuma*) unter demselben Namen zusammenfaßt. Daher sagt man noch heute von den Sterbenden, sie „hauchten“ ihre Seele aus. Jeder Körpertheil, der seine Verrichtungen fortsetzen will, bedarf der Zufuhr von neuem Sauerstoff, oder, genauer gesagt, der Zufuhr von sauerstoffhaltigem arteriellem Blute, und gleichwie der ganze Mensch alsbald erstickt, wenn die Möglichkeit des Athmens abgeschnitten wird, so erstickt auch der einzelne lebende Theil, sobald er nicht mehr vom Blute den Sauerstoff empfängt, sobald er nicht mehr athmen kann.

Die plötzliche Vernichtung der Thätigkeit der edelsten Theile, der Mittelpunkte des Nervensystems bezeichnet man seit alter Zeit als Schlag (Apoplexie). Es ist bekannt, daß am häufigsten eine solche Unterbrechung der Gehirnthätigkeit durch die Zerreißen von Blutgefäßen und den Austritt des Blutes in die Hirnsubstanz erfolgt, wobei das Hirn theils zertrümmert, theils der Zufuhr von neuem arteriellem Blute beraubt wird. Aber ich habe gezeigt, daß es eine Art von Schlag giebt, welche sich von diesem „Schlagflusse“ oder „Blutschlage“ dadurch unterscheidet, daß plötzlich ein Mangel an Blut, eine Unterbrechung der Blutzufuhr stattfindet, indem feste Körper im Innern des Gefäßsystems gebildet werden und die Richtung der Gefäßröhren unterbrechen (embolische Apoplexie). Fast in demselben Augenblicke, wo das Gefäß verstopft worden ist, schwindet auch schon die Empfindung, der Wille, das Bewußtsein.

Ähnlich, wie mit dem Gehirn, ist es mit den Muskeln. Indem ein Muskel sich zusammenzieht, um den Arm oder das Bein oder sonst irgend einen Theil zu bewegen, so athmet er auch Sauerstoff. Wird die zuführende Arterie verstopft, so ist der Muskel gelähmt; dauert die Ver-

stopfung längere Zeit, so verfällt er in dieselbe Starre, welche wir nach dem Tode an den Muskeln eintreten sehen. Denn in der That stirbt der Mensch auch bei dem gewöhnlichen Tode nicht auf einmal: ein Theil nach dem andern verliert das Leben und die Lebendigenschaften, und erst, wenn das Nervensystem schon völlig todt ist, beginnt das Sterben der Muskeln. Jedoch selbst in der eigentlichen Todtenstarre ist das Muskelfleisch noch nicht ganz todt. Herr Brown-Sequard schnitt einem Hingerichteten den Arm ab, als derselbe starr geworden war, ließ sich dann schnell zu Ader und spritzte sein warmes Blut in die Adern des abgeschnittenen Armes: nach kurzer Zeit wurden die Muskeln wieder weich und reizbar, um später von Neuem zu sterben.

So wechselt Ohnmacht und Schemetod mit Kraft und Leben. Ist das nicht wirklich Lebensluft, die den Theilen zugesührt wird und so mächtige Wirkung an ihnen entfaltet? Vergessen wir dabei Zweierlei nicht. Alle Zufuhr von Lebensluft hilft nichts, wenn der Theil nicht lebt; keine Lebensluft macht einen wirklich todtten Theil oder Körper lebendig. Denn die bloße Aufnahme von Sauerstoff erzeugt kein Leben, keine Kraft, keine Verrichtung. Auch der todtte Theil nimmt von dem Sauerstoff auf, der ihm dargeboten wird, aber darum lebt er nicht; im Gegentheil er zerfällt sich, er fault, er wird wieder „Staub, von dem er genommen.“ Welcher Widerspruch! Dasselbe Gas, welches dem Lebenden neues Leben erzeugt, bringt dem Todten die Verwesung die Auflösung. Ist hier nicht eine Täuschung?

Ja der That, so ist es. Aber nicht die Erfahrung lügt, sondern die Deutung. Der Sauerstoff macht in beiden Fällen dasselbe, nicht das Leben, sondern die Zersetzung. Er bringt dem lebenden Theile nichts anderes, als dem todtten, nämlich sich selbst. Und indem er sich mit den Stoffen des lebenden oder todtten Theils verbindet, so ist er, in dem er so die vorher bestehenden

dungen auflöst und zersetzt, so wirkt er in jedem Falle zerstörend, und das Leben würde sich unter seiner Einwirkung nicht erhalten, wenn der organische Theil die durch die Sauerstoff-Verbindung (Oxydation) verbrauchten Stoffe nicht fort und fort durch neue ersetzt und die alten, verbrauchten schließlich, zum Theil als Kohlensäure, dem Blute zurückgäbe, damit sie aus dem Körper ausgeschieden und entseint würden. Ohne den Stoffwechsel würde der Sauerstoff also auch die lebenden organischen Theile zerstören, wie er die unorganischen zerstört.

Wir stoßen hier auf die bedeutungsvolle Thatsache, daß gerade diejenigen Vorgänge des Lebens, welche wir als die höchsten und edelsten betrachten, Nerven- und Muskelthätigkeit nur unter Zersetzung des organischen Stoffes, unter chemischer Veränderung des Zellinhaltes vor sich gehen. Unter einer jeden lebendigen Verrichtung zerstört sich der Körper in gewissen seiner Theile und ohne eine solche Zerstörung ist die Verrichtung unmöglich. So ist jede Function an mechanische Veränderung d. r. Substanz geknüpft. Aber diese Veränderungen können, so große Verluste sie auch bringen mögen, doch wieder ausgeglichen werden und sie haben zugleich eine sehr große Bedeutung für die Gesammtheit des Organismus.

Die Verbindung des Sauerstoffs mit organischen Körpern, die Oxydation des organischen Stoffes nennen wir Verbrennung. Ist der organische Stoff im besten Zustande der Vorbereitung, so geschieht die Verbrennung unter Freiwerden von Licht; wir sehen die Flamme. Geschieht die Verbrennung sehr langsam oder an sehr zerstreutem Stoff, so fühlen wir nur die Wärme. Das ist es, was im Körper stattfindet. Der Organismus heizt sich selbst, er hat Eigenwärme, und jede Verrichtung steigert dieselbe. Alle Theile des Leibes sind der Verbrennung zugänglich, aber nicht alle tragen in gleicher Weise dazu bei; manche sind starrer und beständiger, andere mehr wechselnd

und weniger widerstandsfähig. Aber alle bedürfen einer gewissen Wärme, um sich zu erhalten, und so deckt einer des anderen Bedürfnis. Und für alle bringen die kleinen Blutkörperchen den Sauerstoff herbei, aus dem die Verbrennung erfolgt mit dem die Heizung besorgt wird. So ist der Organismus ein großer Ofen, der sich von unsern gewöhnlichen Oefen, dadurch unterscheidet, daß er an Holz Ueberfluß, an Sauerstoff oft Mangel hat, während die gewöhnlichen Oefen an Sauerstoff Ueberfluß, an Holz oft Mangel haben.

Auch die Blutkörperchen selbst, diese fleißigen Arbeiter, werden endlich durch ihre Arbeit erschöpft und vernichtet. — Ihre Substanz zerfällt und aus den Zersetzungsstoffen des Blutroths gehen die Farbstoffe der Galle hervor, Stoffe, welche dem Körper nichts mehr nützen, und welche daher aus demselben entfernt werden. Woher bezieht nun das Blut seinen Ersatz an neuen Zellen? Ist es selbst fruchtbar genug, um sich aus sich selbst zu ergänzen? Bis jetzt ist es nicht gelungen, etwas der Art zu entdecken; vielmehr liegen die Quellen des Ersatzes außerhalb des Blutes selbst. Das Blut ist nicht da erzeugt, wo wir es finden; die Blutkörperchen sind Fremdlinge auf den Bahnen, auf denen sie umgetrieben werden, Auswanderer, die nirgend mehr eine Heimath finden, die auf der Wanderung ihren Untergang erleiden. Soll daher das Blut sich ergänzen, so bedarf es immer neuer Zufuhr von Blutkörperchen, und zwar in dem Maße mehr, als mehr Körperchen zerstört werden oder verloren gehen. Der Verlust selbst muß ein Anreiz zu neuer Bildung sein.

Und so ist es in der That. Nach den größten Verlusten kann sich unter sonst günstigen Verhältnissen das Blut in erstaunlich kurzer Zeit ergänzen. Aber von wo ergänzt es sich? Gewöhnlich stellt man sich vor, es geschehe dies aus der Nahrung. Gebe man jemand nur recht zu essen, lasse man ihn recht viel und gutes Fleisch genießen, so wird er

schon wieder Blut bekommen. Mag sein, aber das Fleisch allein thut es auch nicht. Mancher wird bei der besten Nahrung immer blasser und die Bleichsucht ist keineswegs eine Krankheit bloß der Armen und Hungernden. Auch diese über jene andere Substanz thut es nicht. Seltener man weiß, daß das Blutroth stets einen gewissen Gehalt an Eisen besitz, hat man mehr und mehr angefangen, die Blutarmuth mit Eisen zu behandeln, aber es will auch nicht immer nützen. Könnten sich die Blutkörperchen einfach aus ihren Bestandtheilen zusammensetzen gewissermassen aus ihrer Mutterlauge herauskristallisiren, so würde es wohl gehen, aber jede thierische Zelle braucht ihr Muttergebilde, von dem sie gezeugt wird.

Auch das Blut hat seine Muttergebilde. Es sind dies gewisse Drüsen, namentlich die Milz und die Lymphdrüsen, jene kleinen Organe, welche zerstreut an verschiedenen Stellen des Leibes, z. B. am Halse, in der Achselhöhle oder im Innern der großen Höhlen des Leibes gelagert sind. Hier entstehen immer neue Zellen und von da wandern sie mit der Lymphflüssigkeit dem Blute zu. Dieses ist daher in seinen Zuständen abhängig von der Lymphe und weiterhin von den lymphatischen Drüsen, und die Krankheiten dieser Drüsen haben schnellen Einfluß auf die Mischung unseres edelsten Saftes. In der gewöhnlichsten Drüsenkrankheit, den Struphele, verarmt das Blut in der Regel schnell an rothen Körperchen, und die sorgfältigste Pflege genügt manchmal nicht, um die Mutterorgane wieder so weit in guten Stand zu setzen, daß ein richtiges Mischungsverhältniß des Blutes gewonnen wird.

Das ist das Leben des Blutes: eine lange, wechselvolle Geschichte voller Leiden und Thaten, aber in jedem Augenblicke voll von Wichtigkeit für jeden einzelnen Theil, wie für das Ganze des menschlichen Leibes. An vielen Punkten des Körpers liegen die Muttergebilde, die Lymphdrüsen zerstreut, so daß eine Grup-

welche nicht nur dem Blut Farbe, sondern auch der Oberfläche des Körpers, insbesondere den Lippen, den Wangen Colorit giebt. Diese rothe Masse besteht außer allerlei anderen Stoffen zu einem großen Theile aus dem eigentlichen Blutfarbstoff, Hämatin oder Blutroth genannt, und dieses ist der Stoff, welcher den Sauerstoff aufnimmt und den Gasverkehr vermittelt. So sind die Blutkörperchen, so lange sie den Blutfarbstoff zusammenhalten und derselbe seine natürliche Beschaffenheit bewahrt, die eigentlichen Athmer (Respiratoren) des Körpers. Bei der großen Arbeitsleistung der lebenden Elemente des Körpers fällt ihnen diese Verrichtung ganz ausschließlich zu.

• Um sie aber verrichten zu können, müssen sie an den Ort gebracht werden, wo sie arbeiten können und das Arbeitsmaterial muß ihnen zur Hand sein. Das ist der Sinn des Blutkreislaufes. Nirgends sind die Bedingungen für eine schnelle Arbeit so günstig, wie in den Lungen. Bei jedem Einathmen strömt die äußere Luft durch die größeren Luftwege (Mund oder Nase, Kehlkopf oder Luftröhre) in die Lungen ein und gelangt zuletzt in kleine Säcke, die Lungenbläschen. Hier ist es, wo das Blut, welches, mit Kohlenensäure beladen, vom rechten Herzen vorwärts getrieben wird, in die nächste Nachbarschaft der Luft geführt wird. In der Wand der kleinen Lungenbläschen, nur unvollständig gedeckt durch ein ganz dünnes Zellenlager, verbreiten sich die feinsten Haarröhrchen in so großer Zahl, daß die Räume, welche zwischen ihnen übrig bleiben, kaum so viel betragen, als der Raum, welchen die mit Blut gefüllten Haargefäße selbst einnehmen. Die größte Masse von Blut kommt hier in die nächste mögliche Berührung mit der eingeathmeten Luft; die Kohlenensäure entweicht aus dem Blute und tritt an die Luft, während zugleich das Blutroth in den Körperchen den Sauerstoff aus der Luft anzieht. Jeder Athemzug erneuert die Luft und führt neue Mengen von Sauerstoff aus der äußeren Atmosphäre dem Blute zu.

Das ist die Lebensluft, welche der Mensch durch Nase und Mund einzieht, welche dem Scheintodten eingeblasen wird. Das ist der Lebensgeist, den das Alterthum mit der Seele zusammenwarf und den die griechische Sprache mit dem Athem (*Pneuma*) unter demselben Namen zusammensetzt. Daher sagt man noch heute von den Sterbenden, sie „hauchten“ ihre Seele aus. Jeder Körpertheil, der seine Verrichtungen fortsetzen will, bedarf der Zufuhr von neuem Sauerstoff, oder, genauer gesagt, der Zufuhr von sauerstoffhaltigem arteriellem Blute, und gleichwie der ganze Mensch alsbald erstickt, wenn die Möglichkeit des Athmens abgeschnitten wird, so erstickt auch der einzelne lebende Theil, sobald er nicht mehr vom Blute den Sauerstoff empfängt, sobald er nicht mehr athmen kann.

Die plötzliche Vernichtung der Thätigkeit der edelsten Theile, der Mittelpunkt des Nervensystems bezeichnet man seit alter Zeit als Schlag (Apoplexie). Es ist bekannt, daß am häufigsten eine solche Unterbrechung der Gehirnthätigkeit durch die Zerreißen von Blutgefäßen und den Austritt des Blutes in die Hirnsubstanz erfolgt, wobei das Hirn theils zertrümmert, theils der Zufuhr von neuem arteriellem Blute beraubt wird. Aber ich habe gezeigt, daß es eine Art von Schlag giebt, welche sich von diesem „Schlagflusse“ oder „Blutschläge“ dadurch unterscheidet, daß plötzlich ein Mangel an Blut, eine Unterbrechung der Blutzufuhr stattfindet, indem feste Körper im Inneren des Gefäßsystems gebildet werden und die Leitung der Gefäßröhren unterbrechen (embolische Apoplexie). Fast in demselben Augenblicke, wo das Gefäß verstopft worden ist, schwindet auch schon die Empfindung, der Wille, das Bewußtsein.

Ähnlich, wie mit dem Gehirn, ist es mit den Muskeln. Indem ein Muskel sich zusammenzieht, um den Arm oder das Bein oder sonst irgend einen Theil zu bewegen, so athmet er auch Sauerstoff. Wird die zuführende Arterie verstopft, so ist der Muskel gelähmt; dauert die Ver-

stopfung längere Zeit, so verfällt er in dieselbe Starre, welche wir nach dem Tode an den Muskeln eintreten sehen. Denn in der That stirbt der Mensch auch bei dem gewöhnlichen Tode nicht auf einmal: ein Theil nach dem andern verliert das Leben und die Lebendigenschaften, und erst, wenn das Nervensystem schon völlig todt ist, beginnt das Sterben der Muskeln. Jedoch selbst in der eigentlichen Todtenstarre ist das Muskelfleisch noch nicht ganz todt. Herr Brown-Sequard schnitt einem Hingerichteten den Arm ab, als derselbe starr geworden war, ließ sich dann schnell zu Ader und spritzte sein warmes Blut in die Ader des abgetrennten Armes: nach kurzer Zeit wurden die Muskeln wieder weich und reizbar, um später von Neuem zu sterben.

So wechselt Ohnmacht und Scheintod mit Kraft und Leben. Ist das nicht wirklich Lebensluft, die den Theilen zugeführt wird und so mächtige Wirkung an ihnen entfaltet? Vergessen wir dabei Zweierlei nicht. Alle Zufuhr von Lebensluft hilft nichts, wenn der Theil nicht lebt; keine Lebensluft macht einen wirklich todtten Theil oder Körper lebendig. Denn die bloße Aufnahme von Sauerstoff erzeugt kein Leben, keine Kraft, keine Verrichtung. Auch der todtte Theil nimmt von dem Sauerstoff auf, der ihm dargeboten wird, aber darum lebt er nicht; im Gegenheil er zerfällt sich, er fault, er wird wieder „Staub, von dem er genommen.“ Welcher Widerspruch! Dasselbe Gas, welches dem Lebenden neues Leben erzeugt, bringt dem Todten die Verwesung die Auflösung. Ist hier nicht eine Täuschung?

In der That, so ist es. Aber nicht die Erfahrung läßt, sondern die Deutung. Der Sauerstoff macht in beiden Fällen dasselbe, nicht das Leben, sondern die Zerfetzung. Er bringt dem lebenden Theile nichts anderes, als dem todtten, nämlich sich selbst. Und indem er sich mit den Stoffen des lebenden oder todtten Theils verbindet, rt, in dem er so die vorher bestehen

zu gehorchen; er thut was er thun will, nicht Das, was wir ihm zu thun gestatten. „Aristoteles irrt, indem er sagt, der Zorn sei nothwendig; doch müsse man ihn nicht als Führer, sondern als Soldat gebrauchen.“ Folgt er der Vernunft, wohin er durch sie geführt wird, so ist er kein Zorn mehr. Affecte sind eben so schlechte Minister als Führer; daher die Vernunft sie nicht als Gehülfen in Anspruch nehmen kann. Selbst Gladiatoren sind durch Kunstfertigkeit geschützt und werden besiegt im Zorn. Wozu soll denn auch der Zorn dienen? Er kann überall bloß schaden. Zürnt etwa der Jäger dem Wilde? Er erlegt das Wild, das ihm entgegenkömmt und verfolgt Jenes, so flieht. Er thut das ohne Zorn, mit Ueberlegung.

Durch was Anderes als durch Zaubern, Ueberlegen und Denken konnte Fabius die gelähmten Kräfte des Reiches stärken? Alles Dieses vermag man im Zorne nicht. Das Reich wäre rettungslos untergegangen, hätte sich Fabius anstatt durch Vernunft leiten, durch Zorn sich hinreißen lassen.

Zorn ist selbst im Kriege und in Schlachten von keinem Nutzen; indeß er zu Tollkühnheit hinreißt, rennt er selbst in's Verderben, das er dem Feinde zufügen will.

Der gute Mensch folgt unerschütterlich seinen Pflichten und thut Nichts, das seiner unwürdig ist. Kein Affect ist mehr rachsüchtig als der Zorn.

Es giebt keinen Sterblichen, der sich im Gewissen selbst freisprechen kann von allem Bösen. Es ist weit edler, den Sünder human zu behandeln und ihn auf den Weg der Tugend zurückzuführen, als ihn zu verdammen. Der Fehlende soll durch Ermahnung, gelinde und strenge, gebessert werden; nicht ohne Strafe, doch ohne Zorn.

Nichts ziemt dem Strafenden weniger als Zorn; da die Strafe um so sicherer wirken muß, wenn sie auf Ueberlegung

gegründet ist. Daher sagte Sokrates zu seinem Diener: „Ich würde Dich züchtigen, wenn ich nicht eben zornig wäre.“ Er verschob die Strafe, bis sein Zorn sich gelegt hatte.

Ich sehe in den Seelen der Menschen verschiedene Laster und bestrebe mich sie zu heilen: jede Krankheit erheischt ihre eigene Medicin. Diesen heilt Ruhe, Jenen Reizen, Diesen Schmerz, Jenen Armuth, Andere — Eisen. Ich kann streng sein, wenn ich strafe, doch strafe ich nie im Zorn.

Kein Vernünftiger straft, sagt Plato, weil gesündigt wurde, sondern damit man nicht wieder sündigt; das Vergangene kann nicht zurückgebracht werden, über die Zukunft kann man verfügen.

Die Todesstrafe soll, wenn sie zu billigen, öffentlich vollzogen werden, damit sie Andere vom Verbrechen zurückschrecke.

Wie ein geschwächter Körper die leiseste Berührung empfindet, so bemächtigt sich der Zorn am leichtesten des weiblichen Geschlechts und der Knaben.

Der Zorn bricht plötzlich los; er ist ein heftiger Affect. Der Weise zürnt über die Fehler oder Verbrechen Anderer nicht; weil er weiß, daß Niemand als Weiser geboren wird, sondern daß Weisheit gelernt sein muß. Es giebt viele Menschen, die dem Trunk ergeben sind, Andere der Wollust und Böllerei, Viele sind undankbar, getzig, hochmüthig u. s. w. Alle diese betrachte der Weise wie der Arzt als Kranke. Angewohnte Laster und Untugenden müssen allmählig bejeitigt werden, damit sie die damit Behafteten nicht endlich selbst besiegen. Es ist Nichts so schwer und drückend, das der menschliche Verstand nicht zu besiegen vermag, wenn er fest und ernstlich es will. Durch Disciplin können die heftigsten Leidenschaften und Affecte gemildert, wenn nicht unterbrückt werden. Was der Verstand will, das kann er erreichen. Manche fasten den Entschluß nie zu lassen und sie reussirten darin; Andere entsagten durch festes Wollen und strenge Selbst-

beherrschung geistigen Getränken, Andere der Venus, dem Spiele und sonstigen Leidenschaften.

Laster lassen sich am leichtesten im Keime erstickten; je älter sie werden, desto hartnäckiger sind sie.

Der Geist muß mit Strenge behandelt werden, damit er sich von Kleinigkeiten nicht afficiren lasse und das größte Uebel und Unglück leicht besiegen lerne.

Wollen wir über Andere ein gerechtes Urtheil fällen, müssen wir einsehen gelernt haben, daß Niemand ohne Fehler. Am strengsten und ungerechtesten urtheilt Jener, der da sagt: ich habe nie gefehlt, ich habe nie unrecht gethan. Ja, Du sagst so; doch daß es so ist, — daran zweifeln wir.

Fremde Fehler hat der Mensch im Auge; seine eigenen im Rücken.

Frage Dich, ehe Du verdammt und richtest: hast Du selbst Dasselbe oder Aehnliches gethan? Eine Pause ist das beste Mittel gegen den Zorn.

Man muß nicht Alles leicht glauben, was erzählt wird. Viele lügen, um zu beirren; Andere, weil sie selbst betrogen sind.

Spricht man von guten Menschen Böses, glaube es nicht; hörst Du Böses über schlechte Menschen, so wundere Dich nicht darüber.

Die menschliche Natur bringt falsche Freunde hervor, Undankbare, Diebe und Mörder; es wäre thöricht, über die Natur zu zürnen; doch ist es Pflicht, Lasterhafte zu heilen und das Unheilbare zu strafen oder zu vertilgen.

Die menschliche Gesellschaft kann bloß durch Harmonie und Ueberwachung aller Glieder gedeihen und glücklich sein.

Groß und edel ist Jener, der wie größere Thiere das Gebell der kleinen Hunde mit Ruhe hinnimmt.

Oft ist es vernünftiger und besser, Beleidigungen mit Stillschweigen zu übergehen, als sie zu rächen.

Man soll sich vor Zorn bewahren, gleichviel ob der Beleidiger ebenbürtig, überlegen oder schwächer. Ist er ebenbürtig, so ist der Kampf ein gewagter; ist er Dir überlegen, so ist es Thorheit, mit ihm anzuknüpfen; ist er schwächer als Du, so ist ein Kampf mit ihm entehrend.

Kleine Seelen kreischen am meisten; so wie Mäuse und Amelzen die Mäuler aufspreizen, wenn die Hand sie berührt.

Der Krieg ist das größte Uebel auf Erden; denn da wüthet der Zorn in ungehobelter Gewalt.

Ein großer Geist läßt sich durch Injurien nicht beleidigen; Zorn und Rache sind Untergebene der gereiften Vernunft.

Der Zwist nährt sich durch sich selbst. Es ist leichter sich eines Zankes zu enthalten, als sich dem Zank zu entziehen.

Gebe Acht auf Dich selbst, Damit Du weißt, was Dich am meisten angreift und beleidigt.

Der Eine wird durch Worte, der Andere durch unrechte Handlungen afficirt. Der Eine will seines Adels wegen geschmeichelt sein, der Andere seiner Schönheit wegen. Einer will als Elegant erschemen, ein Anderer als Gelehrter. Manche sind im Hause Tyrannen, außerhalb mild und schoarub. Der Eine hält es für Reich, gebeten zu sein, der Andere für Geringschätzung, wenn man nicht bittet.

Es ist heilsam, seine eigene Krankheit zu kennen und ihre Kräfte zu unterdrücken, ehe sie sich zu sehr verbreiten.

Willst Du Dich nicht ärgern, so sei nicht neugierig, was Andere von Dir sprechen. Es ist nicht gut, Alles zu sehen, Alles zu hören.

Der Zorn muß vielseitig in Schranken gehalten werden. Manches verschiebe, über Manches lache, und so Manches verzeihe!

Ausschub ist ein Hauptmittel gegen den Zorn. Thue Nichts im Zorn. Weil Dir im Zorn Alles erlaubt zu sein scheint.

Kannst Du den Zorn nicht besiegen, so wird er ganz gewiß Dich selbst besiegen.

Briefe an Gräfin Justine Esch. Sterlek.

Meißen, Mai 29. 1834.

Nur ein einziger Abend gewährte mir Vergnügen in Dresden. Das Wetter hat Alles verdorben. Nun, immer scheint die Sonne nicht; Dant ihr, der Himmlischen, daß sie dem Wanderer im Hochlande so günstig sich zeigt! Denken Sie sich, liebe Gräfin, ich sah die Bildergalerie von Dresden nicht. Den Maler Zünige, einen der Gefährten am Winterberge, hatte ich zur bestimmten Stunde nicht getroffen, und so kam ich auch nicht wieder. Ist das nicht grenzenlose Gleichgültigkeit? Ja, doch da muß ich mich denn schon mit Rom und Neapel trösten und auch Adorine, die Künstlerin, verliert dadurch nichts; denn sie weiß, das nichts Trodener für den Künstler, als mit dem Katalog einer Bildergalerie regaliert zu werden. Gemälde muß man sehen und fühlen, nicht beschreiben und lesen. Uebrigens haben an Ort und Stelle auch Kataloge ihren Werth!

Die Basteien um Dresden, in die lieblichsten Promenaden umgestaltet, sind besonders nahe zur Brücke, der malerischen Landschaft wegen, mit der Ansicht des Elbstromes und ihrer Schiffe, sehr anmuthig, und an heitern Abenden stets belebt durch die elegante Welt der Stadt. Hier schwärmte ich im bunten Gewühl in das Land der Träume hinüber, entzückt durch die Feier des Abends, süß gewiegt durch harmonische Töne, so meinem einsamen Bänkchen aus dem Kreise des Lebens entgegen wogten.

Obwohl die Bauart in Dresden im Allgemeinen sehr leicht, giebt es doch auch auf mehren imposanten Plätzen solide Paläste. Vorzüglichere Kirchen sind: die katholische Hofkirche, die Kreuzkirche, die Notre Dame und die zur heiligen Dreifaltigkeit. Mit dem Herzählen der öffentlichen Gebäude aller Art will ich Sie so wenig quälen als mit einer detaillirten Schilderung des grünen Gemölbes, womit mich der Führer daselbst mit einer

historischen Erade vom unbedeutendsten Mosaik-Tischen bis zum ovalen Dux und dem grünen Prillant regaliert hat.

Trotz des umwölkten Himmels ging ich hinaus in der anmuthigen Gegend von Dresden zu Moreau's Ruhstätte. Ein Brantibled mit Helm, Kreuz u. Schwerd geschmückt, zwischen drei grünen Eichen, verherrlicht die Stelle wo er fiel. Auf dem Stein liest man: „Moreau, der Held, fiel an der Seite Alexanders, den 27. August 1813.“

Die Kirchenmusik soll in Dresden, besonders bei solennen Festen, kaum ihres Gleichen in Europa haben. Diese nicht gehört zu haben könnte es mich anwandeln zu bebauern. Gut besetzt sind hier auch die deutschen und die italienischen Opern.

Der Zwinger schließt seltene Gegenstände der Natur und Kunst in sich, und die Porzellan-Sammlungen im sogenannten japanesischen Palais sind so wie die reiche Fabrikniederlage hier in Meißen, unüberseßlich. Welche zarte Manignifaltigkeit der Formen, welcher Farbenschmelz!!! Wie gerne hätte ich die schönste Vase für Adorinen gewählt; doch es mußte beim Wollen bleiben.

Leipzig, Juni 1. 1834.

„Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder,“ wurde von einem großen Gesche gesungen und von tausend und tausend kleinen Geistern nachgeleiert. — Theon, liebe Gräfin, fühle keinen Beruf einzukommen in den Ton-jenes individuellen Sages. Dreimal hat mir des Lebens Lenz geblüht, dreimal im Sturm abgeblüht — noch zittert in tiefer Brust der Liebe letzte Strahl — wird es der Letzte sein? Adorine, schon dreißig und dreißig Jahre alt und noch immer wagen es das glühende Herz und die rege Phantasie nicht, apokritisch zu behaupten: für ewig abgeblüht! Das Bild des Mai soll ja wohl für Liebe gelten? O, es ist das edelste, das zarteste Gefühl,

die Liebe; es ist des Sterblichen Seligkeit, an welche sich zunächst des Reisens Wonne reiht. — Entschwunden ist der Mai des mir, trotz eines Sturmes glücklichen Jahres '34. Es war ein seliger Mai! Nicht ein Wölkchen des Mishmuses faltete die Stirn, Wonne fühlte mit jedem Athemzuge das Herz seit ich Prag verließ; jedes Wort ist zu schwach, das Entzücken zu schildern, so mich besonders in den letzten Tagen bei den herrlichen Scenen der Natur befreit hatte.

Es ist heute der 1. Juni — also der Mai vorüber — die Wirklichkeit rüttelt hier wieder etwas unsanft. Das fatale Feld! Ich pflege mich doch immer zu verrechnen! In Leipzig mag wohl das Verrechnen zur Seltenheit gehören? — hier athmet Alles Handel, und wo der Handel blüht, dort ist an einem evangelischen Plage nach der Bibel gewiß das Rechenbuch das geachtete Meubel des Hauses. In den Kirchen giebt es hier meist Predigten, die Messen feiert man auf dem Markte — daß es sich dabei an Dunst und Weihrauch nicht fehlt, läßt sich wohl leicht errathen, da es bekannt, daß bei den Leipziger Messen meist Buchhändler ministriren. Buchhändler sind doch wichtige Menschen, sie sind die wahren Fadeln, die durch die magische Kraft des Rechenbuches angezündet, das Licht in alle Welt verbreiten; besonders aber wichtig sind Buchhändler für die armen Schriftsteller; wo giebt es einen bessern, ehrenwerthen Gönner für diese, als einen soliden Buchhändler! der so recht solide seine Werke honorirt und so den physischen und geistigen Werth des Autors mit Gold und Ruhmes Kränzen multiplicirt; aber auch recht fatale Menschen sind diese Buchhändler, wenn sie so recht hartberzig die Werke eines jungen Dichters, der noch keinen Namen hat, unausgepackt in die Kammer der Makulatur strecken, nach Jahren mit dem Frachtbriese retourneren und so die heiligen Hallen des begeisterten Musensohnes gleichsam in einen stagnirenden Krebssteich metamorphosiren. Nicht viel

besser, liebe Gräfin, geht es auch mir noch, trotz dessen, daß ich keinem so hartberzigen (wenigstens in Leipzig) Buchhändler in die Klauen fiel. Mein Commissionsnär, ein wahrer Biedermann, ließ sich die Versendung angelegen sein; allein der Erfolg für diesmal war so reich an Spesen aller Art, und so arm an Absatz, daß ich auf das reine Haben von 19, sage neunzehn Groschen, noch vierzig Thaler borgen mußte, um die klassische Geschäftsreise zurück in die Heimath antreten zu können. Wofür ich nicht minder, als für die auch sonst sehr ehrende Aufnahme, Herrn Wegand-Jasper laut meinen Dank zu sagen mich verpflichtet fühle.

Für meine Reise nach Belgrad hätte ich gerne einen Verleger haben mögen; da ich aber ein Feind des Suchens bin und Herr Jasper, der sein Geschäft einzuschränken vorschlagend den Verlag freundlich ablehnte, aber doch einmal ablehnte, so wollte ich keinen zweiten Antrag riskiren, um etwa noch einen Korb zu erhalten.

Ist das nicht zum besparat werden, liebe Gräfin? Ach, nein. Wie viel muß der junge Mann jetzt leisten, unermüdet streben, nicht nach augenblicklichem Gewinn jagen, bescheiden fortwirken, um in diesem Strome von Alles verschlingenden Pfennig- und Heller-Literatoren der Gegenwart, in der Sphäre der tüchtigsten, nur schwer zu erreichenden Schriftsteller einer jüngsten Vergangenheit bemerkt zu werden; also keine Hindernisse muß man scheuen, den schlummernden Geist zu immer größerer Thätigkeit wecken, um endlich die Frucht des Strebens und Wirkens reifen zu sehen.

Ach, es ist doch eine gar so dornige Bahn, diese Schrifsteller-Bahn; aber doch köstlich ist es, zu fühlen mit der Phantasie eines Dichters und Schmerz und Hindernisse mit Kraft eines Weisen zu besiegen. Ruhm? wohl eitel Ding im Munde Anderer; doch Andern Vergnü-

gen schaffen im Geiste, ist ja der Muse süßester Lohn. So wie die Bildungsstufen verschieden, will auch der Geist verschiedene Nahrung; zwischen dem Kopf eines schlichten Landmannes und dem eines Solon, oder Homeros Welch ein Unterschied! Das Geröhnliche zieht in Massen umher; Tausende von Abnehmern zählt Boffange's Pfennig-Magazin, indest Newton's Werke Jahre lang nicht bemerkt, nicht gelesen wurden. Nicht der Masse zu gefallen, soll des wahren Dichters Streben sein, der Beifall Weniger, der geistig Fühlenden, sei der höheren Muse Ziel. Vorgeifen muß der Dichter seinem Jahrhundert, um gleich dem Schatten des Abends zu wachsen in grauer Ferne der Jahrhunderte.

Ach, Adorine, groß ist Theon's Wille, rein und unerschütterlich sein Streben; aber wird er je den Namen Dichter verdienen? wird er den Gebildeten, den Besten seines Jahrhunderts gefallen und noch leben im Gedächtniß der ferneren Zukunft?

Nein! konkert die Stimme eines Recensenten durch Brodhausens Hallen — daß ich noch Beleidigung und Schmach so gerne verzeihe und doch schwer vergesse! Zum Troste aber des bescheidenen Strebens diene das Bewußtsein, daß die einseitige Stimme aus Brodhausens wirklich herrlichen Hallen nicht der Wiederhall der Besten des Jahrhunderts sei; denn streng richtet der geistige, zugleich gute Mensch, doch nie entwürdigt er sich durch gemeine Schmach, deren Griser nur ihn selbst bespritzt.

Was hat meine Erwartung in Leipzig übertroffen? Ob ein Monument an jener Stelle, wo der deutsche Boden von Frankreich's Dictator befreit wurde? ob Paläste und der Geschmaack anderer Bauten? ob das Theater? ob die Unversität? ob das bunte Treiben der weltberühmten Handelsstadt? Aufrechtig gestanden, liebe Gräfin, Nichts von all diesem hat meine hohe Meinung erreicht, so ich nach Leipzig gebracht.

Wie lange werden Sie in Leipzig verweilen? fragte mich Herr Buchhändler W. Drei Tage. — Nur? Leipzig muß man zur Zeit der Messe sehen, um einen Begriff von ihrem Verkehr zu haben, man muß hier länger sein, vertraut werden mit mehren Häusern, um den Geist, den Charakter der Stadt aufzufassen zu können. Herr W. mag allerdings Recht haben; da ich aber kein besonderer Freund von Messen bin — was nemlich das daraus entspringende subjective Vergnügen des contemplativen Zuschauers betrifft, um den Geist des Handels zu studiren, den ich übrigens als Politiker (der sich ja doch auch mit dem Dichter verträgt?) gehörig zu würdigen weiß, und da ich ferner am Geiste, so wie am Charakter im Einzelnen, um so weniger zweifle, da ich weiß, daß in einer Stadt, oder in einem Lande, wo viele Buchhandlungen und keine Klöster sind, auch im Allgemeinen die intensive Bildung, der moralische Charakter kräftigere Wurzeln faßt, so begnüge ich mich denn gerne mit drei Tagen in Leipzig um so mehr, da es mir desto eher vergönnt sein wird, den ersehnten Boden von Weimar zu betreten.

Leipzig, 2. Juni 1814.

Trop eines heftigen Sturmes, so plötzlich am nördlichen Horizonte einherzog, ging oder vielmehr lief ich doch hinaus vor die Stadt zum Hochgericht, wo Napoleon dem Helden das Geschick zurief: bis hierher und nicht weiter! Halb Europa schickte sein Eisen wider den Löwen und entscheidend war der Sieg der vereinten Heere wider ihn bei Leipzig. Mit den Trümmern seiner unüberwindlich scheinenden Macht eilte der Besiegte noch siegend im Grimme über den Rhein und betrat den deutschen Boden nicht wieder.

Was sind die Stürme der Wollen im Vergleich mit den Stürmen des Schicksals — dacht' ich am blutgetränkten Felde, wo einmal 130,000 Menschen für Cienen geschlachtet wurden — ließ den Regen über mich herabstürzen und ging von

dem Blutader geraden Weges in eine Vorlesung des Professors Steinader, wo es im Hörsale eben so leer war, wie es am Felde des Hochgerichts nach Napoleons Retirade gewesen sein mag! Auch eine juristische Vorlesung (vortreflich ist dieser Ausdruck gewählt) besuchte ich; mir scheint, der Herr Professor hieß Fleischer, wo es nicht minder leer war als bei Steinader, aber die wenigen Zuhörer notirten sich fleißig den Vortrag. — Müßte man nicht von Jedem das Beste glauben, bis man des Gegentheils überzeugt ist, so wäre ich in Versuchung gerathen zu meinen, die Herren Auskultanten seien darum so fleißig: *quia de divorcio agobatur*. Was man doch in der Ferne von einer deutschen Universität für eine Meinung hat! Obwohl in einigen Zweigen der Wissenschaften der reiferen Nation gemäß, freierer Vortrag ertönt als zu Wien und Pesth, wo noch der Druck des absoluten Systems hemmend eingreift, so haben sich doch auch in dieser Hinsicht meine Ansichten mächtig zum Vortheile lechterer geändert; erinnere ich mich aber erst an die Worte eines freimüthigen Madga zu Dedenburg, eines geistreichen Köny zu Saros Patak, eines ernsten Pittnis zu Steinamanger, denke ich mir einen humanen, gelehrten Scherblus zu Pesth, so beginnt die Parallele noch mächtiger zu wanken und ich fange an zu glauben, daß man sehen müsse und vergleichen, um vom Wahn geheilt zu werden, daß zu Hause Alles schlecht, im Auslande Alles unübertrefflich sei; nur bitte ich, hieraus im Allgemeinen ja nicht den Schluß zu ziehen, daß wir nicht in diesem dennoch sehr weit zurück seien.

Mit Vergnügen hörte ich einen Vortrag der Aesthetik von dem würdigen Professor Krug, welcher mir um so interessanter sein mußte, da ich den Geist des Lehrers schon aus seinen Schriften kannte und verehrte. Was soll man aber von der Bildung einer Jugend schließen, die nicht erdthet, solches Verdienst zu hñnen, was erst von jenem deutschen Jüngling, der sich erkühnt

einen Mann wie Krug banditenmäßig zu beschimpfen und mit dem Dolche zu bedrohen! — Ich las die im Druck erschienene würdevolle Antwort des Bedrohten, wodurch meine Verehrung für ihn, den Weisen, den höchsten Grad erreicht hat.

Aus der ästhetischen Vorlesung kommend, fiel mir in einem Gasthose *a la Pologne* ein nicht sonderlich ästhetischer Theaterzettel, „Euryanthe,“ in die Hände, dessen Schlußnachricht von drei bis vier Zeilen mir neuen Beweis gab, wie rein die deutsche Sprache und wie abhold Deutschland dem Nachäffen des Fremden sei. „Alle diejenigen — hieß es — welche, nachdem sie das Original-Billet bereits an den Billeteur abgegeben haben, das Schauspielhaus wieder verlassen wollen, erhalten vom Controlleur eine *Contra-marque*, die sie bei ihrer Rückkehr wieder abzugeben belieben.“ Solche Freiheit würde sich unsere Magyaren-Sprache freilich eben so wenig erlauben, als die Verwechslung des persönlichen Wörthens *ki* und *magy*; doch das sind Kleinigkeiten, an welche sich ein deutscher Magyar, einer in vieler Rücksicht noch etwas barbarischen Erde entsprossen, um so weniger stoßen darf, ohne bittere Züchtigung zu erfahren, da selbst Leipzig, der besondere Stappelpfad deutscher Gelehrsamkeit, gern in fremden Wörtern brillirt und die in sich freilich etwas harte Sprache mit französischem Schmelz *marquirt*. Doch mit Theater-Zetteln nimmt man es ja nirgeads so streng, in- desß das Theater selbst stets das Gepräge des Geschmacks, des Charakters der Nation trägt. In dieser Hinsicht ist es mir wohl leid, nicht länger in Leipzig zu verweilen, um bei irgend einem Lumpaccio vagabundo ähnlichen Kunstprodukte zwischen Leipzig und der Leopoldstadt, dem Olymp der modernen Musen, bescheiden die Parallele ziehen zu können.

Es ist doch eine Frechheit von einem Dichter, mit geborgten vierzig Thalern, könnte man sagen, so platt seine Meinung

herauszusagen; — doch, wer solch klugen Geistes wäre, die Freiheit des Menschen — so wie in England das Gewissen — nach dem Pfunde zu wiegen, den kann ich höchstens auf Seneca's Kernsprüche verweisen, damit er weise werde.

Neuerst anmuthig, liebe Gräfin, sind die Anlagen in Leipzig, welche die Stadt gleichsam mit einem Blumenkranze umschlingen. Hier wandelte ich fern vom Treiben der Massen in stiller Melancholie nach den Sternbildern der Freundschaft und der Liebe mich sehnd.

Ah, die sind Dir so ferne, unerreichbar sind sie Dir, verwirrt für immer, dachte ich eines Abends, wandelte planlos von Blumenbüten umwozt in der Dämmerung der Laubgänge dahin, und — stand, wie dem Leben entführt, an der Pforte eines Friedhofes. Ich trat ein zu den Hügeln der Todten, wo tausend und tausend Leichensteine und Monumente des Lebens flüchtiges Sein verkünden. Wie wohl war es mir da, Acorine, wie innig wohl, Bekannte, Bekannte des Geistes zu treffen, hier zwischen den Todten einer Stadt, wo kein Name, keine Erscheinung im Leben so lebendig, so süß zum Herzen sprach, als hier die Gräber eines Gellert, Spöhr, Bollwoser, Arndt, Plattner und Tschirner! Hier an der Urne der Berkärten erhob sich mein Geist aus dem Flor der Melancholie, ein Seufzer zog im Gedanken „es ist doch köstlich, im Andenken der Nachwelt, im Gedächtniß der Guten zu leben“ gen Himmel empor, neue Kraft zu Leben und Wirken durchströmte die Brust und gekürzt, heiter und froh verließ ich den heiligen Hain, um mich auch ferner thätig dem Leben zu weihn.

L u d v i g b.

Für die Fadel.

Wunder in der Insektenwelt.

Auf Spaziergängen bearbeitet.

Von

Carl Funke,

ord. Mitglied des entomol. Vereins zu Stetin,
Lehrer in Pommerville, P.

Dritter Spaziergang.

Ich war unsicher, ob Du meine Bestellung hierher erhalten haben würdest und also zweifelhaft, ob Du kommen, oder in die Kirche gegangen sein würdest. Laß uns nun vorwärts.

Ich sage Ihnen, ich mag gar nicht mehr in die Kirche, ich weiß jetzt in Ihrem Tempel ganz andere Belehrung zu suchen und zu finden und mir thun die vielen Tage leid, die ich früher seinem Besuche entzogen. Wenn ich aber auch sonst niemals ins Freie kam, so war mir doch nur der Käfer ein Ungestir. Jetzt ist das anders.

Wie es Dir ging, geht es Millionen Leuten; sie brauchen ihre Augen und Ohren nicht zum Beobachten.

Da gaukeln eine Menge Schmetterlinge um uns her, von denen ich Dir heute mancherlei zeigen und erzählen will.

Die Schmetterlinge nennt man auch Schuppenflügler (*lepidoptera*), weil die Flügel an sich wie die einer Fliege anzusehen, mit feinen gefärbten Schuppenchen, fast dürfte man es Federchen nennen, besetzt sind. Hier ist ein sogenannter Fuchs. Wische einmal etwas von seinen Flügeln ab und betrachte es durch diese Loupe.

Wenn man es so ansieht mit bloßem Auge, da sieht es wie schwarzer oder brauner Staub. O ja, jetzt sehe ich ganz etwas Anderes. Das ist merkwürdig.

Sechs Beine haben die Schmetterlinge auch, wie Du siehst. Da fast alle Schmetterlinge nichts genießen, oder doch nur Blumenhonig oder Pflanzensaft etc., so

haben sie einen langen Rüssel, den sie wie eine Feder aufrollen oder ausstrecken können. Da nimm die Loupe noch einmal und besieh Dir die großen Augen.

Ah, was sehe ich da. Da sind eine ungeheure Menge kleiner, ediger Täfelchen.

Ein jedes solches Täfelchen ist ein Auge, d. h. es gibt ein besonderrs Bild. Man hat solcher Facetten über 12,000 gezählt.

Das ist erstaunlich. Darum kann man sie auch so schwer fangen.

Ganz recht, die Schmetterlinge machen, wie die Käfer, eine vollkommene Verwandlung durch. Da die meisten Raupen von Pflanzen leben, so legt das Schmetterlingweibchen seine Eier an die Blätter der betreffenden Pflanzen, oder auch in ihre Nähe. Manche Eier sind ganz nackt an die Blätter oder Zweige angeklebt; bei anderen Arten sind sie überspannen oder auch mit einer ladartigen Substanz bedeckt. Das ist die ganze Sorge, die der Schmetterling für seine Nachkommenschaft trägt.

Aus diesen Eiern kommen nun die kleinen Räumchen. Manche Arten spinnen sich, wie man an den Apfelbäumen, den Brennnesseln und dgl. sehen kann, ein gemeinschaftliches Nest, das ihnen Schutz gewährt. Manche sind auch behaart, wie die Bärenraupen, manche haben nur hier und da einzelne Haarbüschel.

Viele der Raupen sind sehr schön gefärbt. Da sie so entsetzlich viel fressen, oft an einem Tage mehr als sie selbst schwer sind, so wachsen sie schnell; die harte Haut dehnt sich aber so weit nicht mit aus, und darum streifen sie nach mehreren Tagen das alte Kleid ab. Das wiederholt sich 3 — 4 Mal, bis sie die vollkommene Größe haben. Nach mehreren Tagen sieht man sie dann unruhig werden, sich drehen und wenden, oder unruhig umherlaufen, bis sie einen passenden Platz gefunden haben. Hier fangen nun einige an, ein seidenes Gehäuse sich zu spin-

men, andere hängen sich nur an einem feidenen Faden auf, wieder andere kriechen hinter Baumrinden oder in Mauer- rissen und verpuppen sich. Das Thier ist scheinbar gestorben, nachdem es sich selbst erst seinen Sarg gebaut hat. Berührt man sie aber, so bewegt sich die Puppe ein wenig und man sieht, daß Leben da ist. In dieser Puppe geht nun die Verwandlung der Raupe in den Schmetterling vor sich. Manche brauchen lange, manche kurze Zeit dazu. Ist aber die Zeit des Auskriechens gekommen, so sieht man die Puppe sich hin- und herdrehen, bis die Hülle zertrifft. Ist noch ein Gespinnst darüber, so gibt der darin gefangene Schmetterling einen scharfen, gewöhnlich braun aussehenden Saft von sich, womit er die zusammenge- leiteten Fäden aufweicht und dann durch- bricht er diese Hülle. Der nun heraus- geschlüpfte Schmetterling sieht aber noch aus wie eine Mißgeburt. Allein er hebt und streckt sich, bis die Schwin- gen ihn forttragen. Sie schwärmen nun lu- ftig umher, gaukeln von Blume zu Blume, so daß der Dichter sie selbst fliegende Blü- men genannt hat, und sind überall und nirgends. Es giebt aber auch solche, die faul und verdrossen, als schämten sie sich ihrer wenig schönen Schwingen, auf dem Plage ihrer Geburt bleiben, sich da bega- ten und sterben.

Wie kommt es denn, daß man dann und wann an einem warmen Wintertage Schmetterlinge fliegen sieht?

Die Schmetterlinge haben ein gar kur- zes Leben und sie leben nur bis bald nach der Begattung. Sind sie vielleicht spät im Jahre ausgekommen und können nichts Le- bes mehr finden und überrascht sie der Frost, so kriechen sie in Mauer- oder Baumrissen. Kommt nun ein warmer Wintertag, so lassen sie sich wohl ver- führen zu glauben, der Frühling sei da und kommen hervor. Sie sind nicht erst aus der Puppe geschlüpft, sie waren über- wintert.

Nun muß ich Dich aber auf ein Wun-

26

der aufmerksam machen, welches Dich eben so in Erstaunen setzen wird, wie es die Schmetterlingsammler ärgert. Du weißt, daß diese nicht so gerne Schmetter- linge fangen, als dieselben aus eingetra- genen Raupen oder Puppen in dazu ein- gerichteten Behältern erziehen. Nun wis- sen sie ziemlich genau, daß diese oder jene Puppe an diesem oder jenem Tage aus- kriechen muß. Kengstlich wird alle Au- genblicke durch das Guckloch gesehen. Jetzt fängt die Puppe an zu arbeiten, jetzt plagt die Hülle und herauskommt ein Schmet- terling, der — nicht doch — eine Fliege.

Nein, nein; das machen Sie mir nicht weiß. Aus einer Schmetterlings- puppe muß auch, wie Sie selbst gesagt, ein Schmetterling kommen, aber keine Fliege.

Habe ich Dir nicht vorher gesagt, Du würdest ob dieses Wunders staunen? — Doch, ich will es Dir erklären.

Es giebt eine Menge Arten Schlu- p- w e s p e n (*Iohneumon*); diese haben einen sehr feinen Legestock, damit boh- ren sie ein Loch in eine Raupe und legen ein Ei in dasselbe, und treiben dies so lange bis sie alle ihre Eier abgesetzt haben. Aus diesem Ei kommt im Bauche der Raupe eine Larve, welche sich nun von den Eingeweiden der Raupe nährt. Sie häutet sich aber wohl, die edleren Theile der Raupe zu verlegen. Manche Raupen sterben allerdings an dieser Au- s z e h- r u n g; die meisten aber verpuppen sich, werden aber in der Puppe vollends aufge- fressen. Endlich kommt anstatt des er- warteten schönen Schmetterlings ein Ioh- neumon zu Tage.

Kann denn dies wahr sein? Es ist zu merkwürdig!

Nun, Du kannst Dich in meinem Hause selbst davon überzeugen. Und heute wer- den wir es mehrmals sehen, wie ein Ioh- neumon operirt. Uebrigens ist dieses Thierchen und ein sehr großer Wohlthä- ter. Wenn in manchen Jahren die Rau-

pen recht überhand genommen haben, so würden wir voraussichtlich das nächste Jahr viel mehr Schmetterlinge und dem- nach dann auch millionenmal mehr Rau- pen haben. Dem ist jedoch nicht so. Ha- ben wir viel Raupen, so haben wir sicher- lich auch viele Iohneumoniden. Und diese räumen unter Jener Nachkommenschaft auf.

Die Raupen haben aber auch noch an- dere Feinde. Regen und Frost stehen obenan. Die insektenfressenden Vögel, Käfer (*calosoma*) und Käferlarven, so- wie Holzwespen, vertilgen eine unglaub- liche Menge. Ich habe einmal binnen drei Stunden 34 Raupen durch Holzwes- pen in zwei Löcher tragen sehen, worin die Brut derselben war.

Wäre dies aber auch nicht der Fall, so hätte unser Feld, Garten- und Waldbau ein Ende. Die Natur hat für jedes Gift sein Gegengift, obschon dies uns noch meist unbekannt ist. Ich glaube es war im vorletzten Jahr- hunderte, als man in Spanien einen all- gemeinen Vertilgungskrieg gegen die Sperlinge vollführte, weil sie in den Wei- zensfeldern freilich etwas zu arg gehaust hatten. Man brachte es fertig. Die Sperlinge waren verschwunden und man freute sich in den nächsten Jahren der köstlichsten Erndten. Keinesweges! — Nach wenigen Jahren war man gezwun- gen, von Seiten der Regierung Schiffe auszurüsten und fremde Sperlinge nach Spanien einzuführen, wenn man nicht Hungers sterben wollte. Diese Thatsache beweist, wie die Natur ihre Haushaltung zu führen weiß; der Mensch schüttet aber bei solchen Angelegenheiten häufig das Kind mit dem Bade aus.

Von den Schmetterlingen fliegen viele des Tages umher, man nennt sie Tag- falter (*papilio* [nes]). Man kennt sie sogleich daran, daß sie beim Eigen die Flügel aufwärts halten und an den Füh- lern ist vorn ein Kolben, wie Du an diesem Fuchs sehen kannst. Zu diesen gehören die so schädlichen Wei- ß l i n g e, auch die Schwalbenschwänze, Trauermäntel, Perl-

Mutterfalter u. Der größte Schmetterling ist der Priamus von der Insel Amböina (Ostindien); er misst mit ausgefalteten Flügeln 15 Zoll und diese glänzen wie grüne Seide.

Dann giebt es eine Menge Schmetterlinge, die nur in der Dämmerung umherfliegen, man nennt sie Abend- oder Dämmerungsfalter (*ephisna* [gaa]), auch Schwärmer. Beim Sigen halten sie die Flügel nieder, die Fühler sind spindelförmig. Ihre Raupen haben meist ein Horn auf dem vorletzten Bauchringe. Du hast davon schon das Abendpfaunauge, den Wolfemilchschwärmer und auch den Todientopf gesehen, der so heißt wegen seiner todentopfähnlichen Zeichnung auf seinem Bruststück und hast auch wohl noch andere gesehen.

Da, der Weinschwärmer ist mir mehrmals in's Zimmer geflogen.

Dann giebt es Schmetterlinge, die nur des Nachts fliegen, sie heißen Nachtfalter, Phalänen. Ihre Fühler sind gefiedert oder borstenförmig. Aus den Bärenraupen kommen Nachtschmetterlinge. Hüte Dich aber, diese Raupen mit bloßer Hand anzugreifen.

Warum? Weissen sie?

Das eben nicht; aber ihre Haare oder Borsten haben äußerst feine Spigen. Diese bohren sich in die Haut ein, brechen ab und es entsteht dann eine Entzündung. Wenn die Tagfalter eine nackte Puppe haben, so verpuppen sich die Dämmerungsfalter meistens in einem leichten Gespinnte; die Nachtfalter dagegen verpuppen sich in einem seidenartigen Gehäuse (*cocoon*).

Den Cocoon vom Tabakspanner hast Du mir selbst gebracht, kennst ihn also. Kennst Du auch den Seidenfalter (*bombyx mori*)?

Nat dem Namen nach.

In einigen Wochen kannst Du meine Art, ihn zu erziehen, sehen.

Der Seidenschmetterling ist in China bekannt. Unter Justinian brachten im 6. Jahrhunderte ein Paar Mönche Eier in Stockknöpfen mit nach Italien. Die Ausfuhr aus China war bei Todesstrafe verboten. Doch was hätten die Mönche nicht fertig gebracht! Hier war es ein Mal Gutes (wenn die Verbrängung unserer leinenen und schafswollenen Kleider durch Seide so genannt werden darf), denn alle Seidenwaaren mußten von China um fabelhaft hohe Preise bezogen werden.

Das Weibchen legt über 400 Eier, alle nebeneinander, die wie Hirselörner aussehen. Im Freien werden sie an die Rinde des Maulbeerbaumes gelegt; im Zimmer läßt man sie auf Zeug oder Papier legen und bewahrt sie in einem trockenen, temperirten Zimmer auf. Die Eier werden in verschiedenen Ländern zu verschiedenen Zeiten in die Wärme zum Ausbrüten gebracht. Es sind hiezu durchschnittlich 70 Grad Fahrenheit erforderlich. Nach etwa acht Tagen kommen die kleinen Nüppchen aus den Eiern. Damit sie nun gleich Nahrung haben, bringt man sie in eine Art Rinne mit flachem Boden, wozu man geschnittene Maulbeerblätter legt. Dies muß natürlich oft erneuert werden und die kleinen Nüppchen müssen sorgfältig gesichtet werden, daß sie nicht mit den Ueberbleibseln des Futters verloren gehen. Uebrigens ist diese Angelegenheit ziemlich zeitraubend. Ein anderer Uebelstand ist, daß durch die verwundeten Blätter und durch den steten Roth der Raupen Rässe und Unreinlichkeit entsteht, wodurch viele Raupen ganz zu Grunde gehen, noch mehr aber kränkeln und bei der Verpuppung kleinere Cocoons und zugleich von geringerer Qualität geben. Endlich wird bei dieser Behandlung eine große Menge Futter verendet, das oft recht geschätzt ist.

Ein alter Freund von mir und ich legten auch eine Maulbeerstrauch-Pflanzung an, um Versuche mit einer Seidenraupenzucht von etwa 50,000 Stück zu machen. Jetzt galt es, etwas zu ersinnen, wodurch

jene Nachteile vermieden wurden. Die Spielerei eines Knaben half uns auf die Spur.

Wir ließen eine Art Tisch verfertigen, nach Art der gewöhnlichen Subellen in den Volksschulen. Oben ein schmales horizontales Brett von 2½ Zoll breit, an beiden Seiten etwas abhängige Bretter, etwa fünf Zoll beim Fuß, unten noch ein überstehendes Leiste (Vorstöß) versehen. In das obere horizontale Brett wurden eine Menge Löcher, je zwei neben einander gehohlet von dem Umfange eines mäßigen Medicin-Glases. Eine Menge solcher Gläser wurde gekauft. Zu der Zeit als die Nüppchen auskamen, wurden zarte Zweige in die mit frischem Wasser gefüllten Gläser in je eines der zwei Löcher gesetzt. Die kleinen Dinger liefen schleunigst auf die zarten Blätter und die Verwüstung begann. Mit einem Blatte fertig, liefen sie selbst auf andere. Gegen Mittag waren beinahe alle Zeige abgenagt. Da wurde ein zweites Glas mit einem frischen Zweige in das Loch neben das erste gestellt, so daß sich die kleinen Zweige und Blätter und Blätterrippen Weider berührten. Und die kleinen Greffer halfen sich anz allein. In einer halben Stunde war die ganze Fütterung nicht nur besorgt, sondern auch die Reinigung. Der von den Raupen herabfallende Koth rollte auf den schrägen Brettern herunter bis an den Vorstoß, von wo er mit dem Borstendesen schnell entfernt war. So saßen die Raupen fortwährend trocken und reinlich und hatten immerwährend frisches Futter, wir selbst aber hatten wenig Zeitaufwand nöthig. Oft versorgte das ganze Geschäft ein neunjähriges Mädchen.

Schnell erkannten wir aber noch einen andern Vortheil unsers Erziehungs-Systems. Die Raupe hat ein Leben von ungefähr dreißig Tagen; in dieser Zeit häutet sie sich viermal, je nach vier, fünf oder sechs Tagen. Oft geschieht es, daß sie ihre veraltete Kleidung nicht abziehen können und man ihnen, wenn man nicht um die Raupen kommen will, mit einer Tay-

zette nachhelfen muß. Zwar tritt dieser Fall bei unserer Methode, die mein Freund K. in einer Broschüre veröffentlicht hat, seltener ein, als bei der vorhergehenden, kommt aber doch auch vor. Dann legt Einem das Thier aber händig und die Operation ist schnell gemacht.

Kommt nun die Zeit des Einspinnens so wird die ziemlich große Raupe unruhig, wirt auf zu fressen, dreht sich und dehnt sich mit ihrem Vorderkörper nach allen Seiten und sucht einen Platz, wo sie ihre erste Wiege bauen könne. Gewöhnlich legt man dürre Reisler daneben. Später haben wir hohle Papierduten massenweise auf und neben einander in der Front ihrer bisherigen Wohnplätze aufgeschichtet. Sie sind gern hineingegangen, und uns ist nicht das kleinste Fädchen Seide verloren gegangen, weil wir Alles mit dem Messer vom Papier abschaben konnten.]

Hat nun die Raupe ihren Platz gefunden, so klebt sie an den Wänden überall einen Faden an und spinnst so ein wirres Gespinnst um sich her. Ist d' es so fest, daß es das spätere Gewicht tragen kann, so fängt sie den eigentlichen Cocon von länglich eirunder Form an zu weben, natürlich von außen nach innen. Der äußerste Faden ist mit einer gummiartigen Substanz ziemlich fest aneinander geklebt, und so krümmt sie einen Faden von über 1000 Fuß Länge bis zu der Dicke starken Papiers über einander. In diesem twendig schön geglätteten Palaste verpuppt sich nun erst die Raupe.

Das ist prächtig; ich möchte es einmal sehen!

Nun, den größten Vortheil von unserer Erziehungsmethode hatten wir durch die Größe und Schwere unserer Cocons, weil, mit wenigen Ausnahmen, nur gesunde, große und kräftige Raupen auf diese Weise herangezogen worden waren. Du kannst noch mehre davon in meiner Sammlung sehen.

Wie werden nun aber diese Cocons zum Einspinnen und Weben fertig gemacht?

Da solltest Du eigentlich in eine Fader gehen, um Das zu sehen und zu hören, weil es mit meinen Wundern nichts zu thun hat; dennoch will ich es Dir mit wenigen Worten erklären.

Die Cocons, welche man nicht des Samens wegen austriecken lassen will, sammelt man und tödtet die darin befindlichen Puppen durch Wasserdämpfe. Die wirt um den Cocon hergesponnene Seide, unter dem Namen Floretseide bekannt, wird erst entfernt. Die Cocons werden dann in warmes Wasser gebracht, damit die leimige Substanz, der Schmutz zc. entfernt werden. Dann rührt man mit feinen Reuten darin herum und die Fäden hängen sich daran. Diese werden nun aufgekaspelt und dann nach der Feinheit 4, 6 — 8 Fäden zusammen gesponnen..

Ich las, daß in Italien und Frankreich viele Leute nur durch die Seidenzucht sich ernährten und daß in der Mark Brandenburg viele Schullehrer, von denen der Eine 14 Thaler, ein Paar neue Leberhosen und den Reihiltsch*), der Andere 20 Thaler und die Fährte über das Flüsschen, mit einem Worte, einen kaum benennenswerthen Gehalt hätten, sich durch die Seidenraupenzucht nach und nach sogar etwas Vermögen sammelten. Wie viel müssen Sie aber da Raupen erziehen?

Von etwa hundert männlichen und weiblichen Schmetterlingen erhält man ein Loth Eier. Ein Viertel davon sind nicht gut, und nur etwa 15 — 16,000 brauchbar. Diese bringen bei guter Pflege durchschnittlich 50 Pfund Cocons und geben ungefähr fünf Pfund gekaspelte Seide. Je nachdem nun der Preis derselben ist, bringt es geringeren oder größeren Gewinn.

Wer einige Acker Land hat und setzt darauf Maulbeersträucher, denzt von diesen ist das Futter am zartesten, kann sie durch Nichts höher werthen. In fünf bis sechs Wochen ist die ganze Arbeit mit der Raupenzucht gethan. Nur verlangt diese außer den schon angeführten Bedin-

*) Thatsächlich.

gungen noch große Ruhe. In Häusern, wo viel Geräusch ist, gedeihen sie nicht.

Es giebt doch so ungeheuer viel Raupen und Schmetterlinge, ist denn keines von Allen weiter zu Etwas gut?

Nicht, daß ich weiß. Man hat die Puppe einiger anderer Schmetterlinge zur Seidenweberei zu benutzen gesucht. Allein für diesen Zweck waren ihrer nicht genug und um sie zu züchten war die Seide zu grob.

Ein Wunder will ich Dir noch erzählen, vielleicht auch zeigen, da die Sonne doch schon unserem Stückchen Erde den letzten Kuß gibt und dieses sich nur eben des Abends ereignet.

Ich bin ganz aufmerksam.

An den Eichen, gewöhnlich nicht hoch über der Erde, lebt eine Raupe gemeinschaftlich in einem Gespinnst, in manchen Jahren in ungeheurer Zahl, still und zurückgezogen. Sind nicht gerade so auch die Wegelagerer? Am Abende geht diese Raupe ihren Geschäften nach, aber nicht wie es jeder einzelnen beliebt, sondern in wohlgeordnetem Zuge. Erst kommen sie einzeln, dann paarweise, dann zu drii u. s. f., eine Phalanx, bis Sie die Blätter des Baumes erreicht haben, wo sich nun jede ihrem Gesäße hingibt. In derselben Ordnung ziehen sie nach der Weibe auch wieder in ihre Wohnung ein.

Was thun sie aber, wenn sie mit den Blättern eines Baumes fertig sind, was wahrscheinlich nicht lange währt?

Dann lebt dieselbe Ordnung unter ihnen, indem sie von dem geplünderten und meist zu Grunde gerichteten Baume in schönster Reihe weiter ziehen bis an ein neues Magazin. Aber Freund, wer ruft sie zusammen zum Abmarsch? zum Heimmarsch? Wer giebt Befehl? wer richtet sie ein? Wodurch macht sich der Befehlshaber verständlich und geltend? — Da sind Wunder!

Ihres Gebahrens wegen nennt man diese Raupe die Processionsrau-

pe. Sie ist eine Bärenraupe, sieht bräunlich aus, ihre Haare aber sind durchaus nicht gefährlicher als die anderer Bärenraupen, obgleich man hier und da in „Naturgeschichten“ liest, sie seien giftig und tönnien, wenn eingeathmet, selbst gefährliche Krankheiten, oder auch Fieber erzeugen und dergleichen Fabeln.

Wer athmet sie denn ein? Und geht man mit diesen Thieren um, so weiß man sie schon so zu fassen, daß ihre abgebrochenen Borsten Einem nicht eine Entzündung an der Hand hervorbringen. Ist aber ein Tagewiech von einem Buben naseweit genug, das Thier zu quälen, so geschieht ihm ganz recht, wenn er eine kleine Lehre erhält. Die Natur braucht der müßigen Buben nicht, sie zu vertilgen. Gerade, wenn die Processions-Raupe in großer Zahl da ist, sind auch eine große Menge Schnemoniden da. Die Mutter Natur, wenn sie auch noch jung ist, weiß doch schon ihren Haushalt zu führen, daß Alles im Gleichgewichte bleibt. Doch nun wird es Zeit, und auf den Heimweg zu machen. Und da habe ich Gelegenheit, Dir noch von einer Art Schmetterlinge, den *Motten* (*tineas*) einiges Wunderbare zu erzählen. Bei ihnen machen nicht erst die Raupen für den Puppenzustand, sondern für sich selbst ein Gespinnst, in welchem sie geschützt leben. So klein und so schön diese Schmetterlinge sind, so schädlich werden sie dem Menschen.

Da ist unter Andern die *Apfelmotte*. Du findest in Äpfeln, Birnen, Pflaumen u. sehr häufig einen Wurm. Das ist die Raupe der Apfelmotte, die sich hier nährt. Die Motte legt ihre Eier an den Fruchtknoten und das ausgestrochene Räumchen frisst sich bald bis in das Innere hinein.

So ist auch der weiße *Kornwurm* nichts anderes als die Raupe der Kornmotte. Sie spinnt sich mehrere Körner zusammen und diese dienen nun eben so zum Schutz als auch zur Nahrung.

Kleider- und Pelzmotte sind ja bekannt genug.

Nun, werden wir nächsten Donnerstag wieder einen Ausflug machen? Das Leben und Treiben dieser Thiere ist gar zu interessant. Ich möchte gern noch mehr davon kennen lernen.

Sagte ich es Dir nicht? Thue erst einen Blick hinein, und Du kannst Dich gar nicht mehr wegwenden. Wenn das Wetter günstig ist, können wir da wohl wieder eine Wanderung antreten. Nun denn Adieu auf heute!

Leben Sie wohl!

Die Weiber.

Von Julius Weber.

Das passendste Studium für den Mann
(Menschen) ist das Weib.

Gott schuf den Menschen, ein Männlein und ein Fräulein; in der ganzen Körperwelt herrscht das Gesetz der Attraction, und so herrscht es auch zwischen Männlein und Fräulein. Adam begrüßte zwar seine Hälfte freundlich: „Es ist Fleisch von meinem Fleische;“ ob er es auch besser machte als die Wilden, und in der ersten Nacht, als sie aus dem Paradiese geworfen waren, der Eva gute Nacht gegeben? daran möchte ich zweifeln, ob sie ihm gleich entgegen konnte: „Adam, Du hättest geschweiger sein sollen!“ Die Gewalt und das Schwert, womit der Cherubim ihn vom Garten Eden abstellte, wandte er gegen das Weib und so kam die zweite Erbsünde zur Welt. So wurde das Weib der Naturvolker und der Barbaren ein Lastthier, im Orient ein Hausrath, wie etwa ein Kunstwerk und im Abendlande zur Magd, höchstens zum verdorbenen Kinde bei höhern Ständen. — Gott sah an Alles, was er gemacht, und sprach: „Es ist gut!“ bei der Erschaffung des Weibes aber sagte er — nichts; es war eine Art Nachdruck des Mannes, der aber schon als erbärmlicher Siemandel*)

erscheint, da er sagte: „Das Weib mir es gegeben!“

Die Thiere beobachten weit Gleichheit der Geschlechter als die Menschen; die ganze Vorwelt wußt kein Wissen von verschwiferten Seelen, wie heute die Morgenländer, Afrikaner, rikaner und Südeinsulaner; das ist bloß das Glied, das Mensch und zusammenbindet, und nebenbei für Kleidung und Kinder sorgt. Was fühlenden Mann gerade das Weib a interessantesten macht, die Schwange und Niederkunft, scheint die erste zur Entbedrigung gewesen zu sein, da wurde sie Sklavin und Hausthier, periodisches Blut sogar für Gift ga der Mann verwilderte als Jäger und der erste Tyrann. Indessen — die Genesis 2, 21. „Und er schloß die te zu mit Fleisch“ macht sehr wieder gut, und wenn der Teufel fand, Eva in Gestalt einer Schla versuchen, es ihr aber allein überliefter Adam zu versuchen, so ist dies ein großes Präjudiz — und es g wie noch heute.

Du armer Vater Adam, Du! Dein erster Schlaf war Deine letzte

Die Patriarchen scheinen bei Bildung der Weiber ihre Heerden zum ster genommen zu haben. Ervater raham, als er Engel traftrte, sagte Sara: „Eile, nenne drei Maß Se mehl und bade Kuchen,“ und w keine Rede, sie zur Tafel zu ziehen. ses ruft ein barsches: „Und er soll Herr sein!“ was noch heute in der ungsformel wiederhällt, und weit me *votum doivivum* besagen will, auch nur darüber gelacht, und nur nigen abgelegenen Gegenden Schw vom Herrn oder seligen Herrn, Manne) gesprochen wird. Moses I „Dein Wille soll Deinem Manne worfen sein,“ scheinen mir vielmeh Erinnerung an Widerspruch zu Machtsprüche macht man sich kein E ten zu umgehen und ist man gar z men gezwungen worden, so appellirt

*) Ein Sie (Weib-) Mann.

deso eher an Amor, der eine Fadel hat, und doch sitzt die Keuschheit auf einem Pulverschäpchen! Salomo ist noch unartiger als Moses, vielleicht verstimmt ihn die Räthsel der Königin von Arabien, und Gott weiß, was das für Räthsel gewesen sein mögen! Die Weiber scheinen etwas davon zu wissen geben noch heute Räthsel auf und sind dem Manne oft selbst Räthsel!

Apostel Paulus, wenn man ihm auch sein: „Das Weib soll schweigen in den Gemeinden“ verzeihen kann, fällt ganz mit der Thür in's Haus: „Ihr Weiber seid unterthan Euern Männern,“ und wahrlich, jene Dame hatte so Unrecht nicht, die hierbei ankam: „Du erzgrößer Paulus! Ist's nicht genug, daß mein Mann das Recht hat, mir eine neunmonatliche Krankheit aufzuhängen, die meine Schönheit entstellt und oft zum Tode führt; ist's nicht genug, daß mir schon die Natur eine zwölffmalige Krankheit im Jahr aufgeladen hat, und wenn sie mich auch dafür mit Blage und Gicht verschont, gibst du dem Manne ein Recht, mein orientalischer Herr, und mir die Pflicht, Untertan zu sein? Du grober Apostelknoll!“ — Paulus würde sich um solche Sophistereien wahrscheinlich wenig bekümmert haben, da selbst der sanfte Jesus auf Maria's Erinnerung: „Sie haben nicht Wein,“ der eigenen Mamma sagen konnte: „Weib was hab' ich mit Dir zu schaffen?“ — Das Weib ist körperlich schwächer als der Mann, das ist ihr Unglück. Nicht die Starken bedürfen des Arztes, sondern die Schwachen, und so war der Mann in der Schwachen mächtig!

Etwas galanter ist die Stelle (Deut. 12.), wo die Dirne, die auf dem Felde beschlafen wird, frei ausgeht, weil das Gesetz annimmt, „daß sie schrie, und war Niemand, der ihr half,“ daher man jetzt hübsch abgelagene Orte aussucht. Indessen zeigt der Umstand wieder die eingetretene Ungleichheit, daß eine Wöchnerin, die ein Mädchen gebar, zwei Wochen ungeruhet und 66 Tage zu Hause sein soll, während eine männliche Geburt so nur 7

Tage unrein macht und nur 33 Tage zu Hause hält; ein Mannsbild wird geschätzt 50 Sädel Silbers, ein Weibsbild nur 30 Sedel. Erzwat'er Jakob bleibt immer der galanteste Hebräer, nicht weil er Rachel am Brunnen half — sie war schön, und noch nicht seine Frau — sondern sieben Jahre um sie diente, und da der Schwiegervater die ältere Lea ihm in's Bett praktizirte, noch einmal sieben Jahre um Rachel! Rebecca war das Vorbild der Weiberlisten, sie gab zwei Böcklein für Wildpret aus und legte sogar ihre Felle um ihres Jakobchens Hände und Hals, damit ihn der blinde Isaak statt Esau's segne; Jakobchen lernte wieder von der Mama, wie die bunten Stäbchen beweisen, die er in die Trankrinne der Schafe Labans praktizirte. Solche Geschichtchen sprechen sie nicht wieder für Moses, Salomo, Paulus? Recht ungalant jagte Israel alle fremden Damen fort, und die von ihnen geboren waren; desto galanter aber neigte Ahasverus seinen Scepter gegen die schöne Esther, da sie zweimal in reizende Ohnmacht fiel.

Unter Egyptern, Griechen und Römern fanden die Sachen nicht besser. — Egyptianen durften nur mit bloßen Füßen ausgehen, damit sie desto lieber zu Hause blieben, und doch lesen wir wieder von einer Tochter Pharao's, die sich preisgeben mußte, um die Quadern zu einer Pyramide zusammenzubringen und von einem Pharao, dem das Orakel für seine Blindheit den Spetzel eines ganz reinen Weibes verordnete; nach tauzend vergeblichen Versuchen fand man endlich eine alte Bäuerin! Vater Homer leert:

— Ein blühendes Weib in den Kampffreie,
Klug in menschlicher Kunst, und geschätzt
— vier Rinder am Werthe.

Telemach sagt seiner Mutter:

Kufl zum Gemach, besorge du deine Weischäfte,
Spindel und Webestuhl, und gebiete den dienenden Weibern,

fleißig im Werke zu sein. Das Wort gebühret nur Männern,
Mir am meisten, denn mein ist in diesem Hause die Ohnmacht!

Und was sagte Penelope, die Mama!
Und sie erwog im Geist die verständige Rede des Sohnes,

und trollte sich. Am ärgsten machte es Simonides in seinen Jamben, der die Weiber mit Schweinen, Füchsen, Hunden und Affen vergleicht; Euripides macht es nicht viel besser, und doch ist Sophokles Antwort: „Warum schilderst du die Weiber so gut und Euripides so böse?“ schlimmer noch: „Ich male sie, wie sie sein sollen, Euripides aber wie sie sind!“ Mein lieber Demokrit aber ist noch der artigste, er heirathete ein ganz kleines Weibchen und sagte: „Unter den Uebeln muß man das kleinste wählen.“

Plato macht eine Ausnahme und will den Weibern gleiche Rechte und gleiche Erziehung, ja selbst Staatsämter ertheilt wissen a la Pippel; er spricht von Weibergemeinschaft sogar zur Beförderung der Vaterlandsliebe und Eintracht und setzt Zeiten zur Begattung fest zur Verhinderung von Ausschweifungen — Alles das gehörte in die platonische Republik; „Hunde,“ sagt er nicht sehr schmeichelhaft, „bewachen die Heerde und Diener die Stadt, und fragt man: ob sie Männchen oder Weibchen sind?“ Wegen seiner Weibergemeinschaft fand sich zu Rom seine Republik in den Händen aller Damen, und sie vergaßen darüber jene Vergleichung, und daß er den Göttern Dank sagte, ihn zum Manne und nicht zum Weibe erschaffen zu haben.

Plutarch spricht auch lobend von Weibern, und wenn sie auch keine glänzende Rolle spielten, und ein anderer Orleche die Frau für die Beste erklärte, von der man am wenigsten spreche, gleich dem Cäsar: „Sie muß nicht bios züchtig sein sondern es auch schreiben,“ so spielten dafür die Hetären glänzendere Rollen: Aspasia regierte die Griechen, Sokrates

und Pericles opferten in ihrem Hause den Grazien: Demosthenes vergaß über die Phryne die Rednerbühne, und Praxiteles modelte nach ihr seine Venus, sie erhielt Altäre, wie im verdorbenen Rom die Flora.

Metellus öffentliche Rede: „Wenn die Natur uns erlaubt hätte, unser Geschlecht ohne Weiber fortzupflanzen, so bräuchten wir diese beschwerlichen Gefährtinnen nicht; die Ehe ist ein dem Staate gewähltes Opfer,“ gewährt einen tiefen Blick in die Ansichten der ersten römischen Römer, bis sie Griechenland und Asien kennen lernten; die armen Weiber wägen schon das Leben, wenn sie ein Schlüßchen Wein zu sich nahmen, die Sklavinnen mögen ihnen schon manchen Verdruß gemacht haben, und die Achtung des Weibes ging endlich ganz verloren durch schändliche Männerliebe und Buhlerinnen, die allerdings mehr Bildung haben mochten, als das beschränkte Hausthier, das bloß als Form zu Kindern betrachtet wurde; daher wir auch nichts von seufzenden Liebhabern, von unglücklichen Ehemännern oder Selbstmördern aus Liebe bei den Alten lesen. Die Priesterinnen der öffentlichen Venus, wenn sie auch gleich schwerlich den Hetären von Paris, London, Venedig u. erster Klasse beizuzählen, begeisterten selbst Philosophen; Epikur philosophirte mit der Leontium; Diogenes und Aristipp schliefen bei der Laïs, wie Menander bei Glycerie; Aristoteles erzeugte mit der Hyperikis seinen Nicomachus; Erasus bewies öffentlich und praktisch in der Stoa mit der Hipparchia *Naturalia non sunt turpia*;*) Sokrates und Praxiteles begegneten sich bei Aspasia, wie St. Coremond und Conde bei der Ninon! Unter solchen Umständen scheint von keiner veredelten Liebe, dem höchsten Gut der Sterblichen, die Rede gewesen zu sein, höchstens von öffentlicher Achtung; denn bei Plaurus und Terentius genießt die Matrone stets Achtung, nicht so die Hetäre.

*) Natürliche Dinge sind nicht schimpflich.

Roms Welteroberung war die Epoche des Sittenverfalls; die Agrippinen, Fulvianen, Messalinen, Faustinen u. spielten Rollen, wie sie nie zu London und Paris, gespielt wurden; Nero's Popäa brauchte jeden Morgen zum Baden die Milch von fünfzig Eselinnen und ganz Rom feierte die Floralia (1. Mai) zum Andenken einer Hure Flora, die ihre Reichthümer dem Staat vermacht hatte! Ehescheidung war Spiel und Damen zählten ihre Jahre nicht mehr nach Consul's, sondern nach der Zahl ihrer Männer; der Venus waren ja Sperlinge, Tauben, Ziegen und Hasen heilig, der Daumen und die Zahl 6. Indessen brachten ja, auch noch im ernstern, unverdorbenen Rom Weiber den Coriolan, den ganz Rom nicht zu seiner Pflicht zurückbringen konnte, zurück, die Mutter Veturia und sein Weib Volturnia. Das Pantoffelholz schwimmt überall oben.

In der ganzen langen Römerzgeschichte gefällt den Damen nichts so wohl als Antonius, der in der Schlacht von Actium die Herrschaft der Welt aufgab, um den Purpursegeln seiner fliehenden Cleopatra nachzusetzen. Besser als diese Buhlerin aber war Cornelia, die Mutter der Gracchen, die, allen Luxus verachtend, auf ihre Kinder zeigte: „Sie sind mir Alles,“ und so auch Portia, Arria, Agrippina u., die junge Römerin, die ihren alten Vater im Gefängniß mit ihrer Milch säugte und die Damen, die zur Zeit des Brennus und Hannibal ihren Schand niederlegten auf den Altar des Vaterlandes. Madame de Sael antwortete, als die Rede von ihren Memoiren war: „Wie werden Sie aber von ihren Galanterien sprechen?“ „Oh, da zeige ich mich nur im Brustbilde.“

Alle rohen Völker haben erst dann die Stufe einer gewissen Humanität erreicht, wenn sie bei ihren Weibern, wahrscheinlich Erfinderinnen aller häuslichen Bequemlichkeiten, mehr suchen als Geschlechtsthat, wie die meisten Orientalen thun, die das Weib „das Feld des Mannes“ nennen und zu den freien Sitten des

Abendlandes den Kopf schütteln. „Wenn man die Butter an die Sonne bringt, muß sie nicht schmelzen?“ Mahomed soll die Weiber sogar aus dem Paradiese ausgeschlossen haben, so daß sie nur vor den Pforten sitzen; würden da die Moslem sich nicht stets vor den Pforten aufhalten? Er soll auch die Alten davon ausgeschlossen und ein graues darüber weinendes Mütterchen vollkommen damit getröstet haben, daß die Alten dort wieder jung würden. Mehr Rücksicht scheint mir das Sprüchwort der Tartaren zu verdienen; „Sind die Weiber nicht unterthan, so sind die Männer ihre Skaven; denn sie müssen entweder gehorchen oder befehlen.“ Die Slavischen Nationen sprechen noch heute nie von ihren Weibern ohne ein „mit Respekt zu sagen“ beizufügen, und in Rußland, so gut als in der Türkei, werden unter der Seelenzahl die Weiber nicht verstanden, als ob sie zu Swifts höherer Affengattung gehörten.

In England heißt Weib *woman* (Mannsweib*), wie das altdeutsche *Fröwe* (Frauen) und *Miss* erinnert wenigstens an Mißmuth, Mißgeschick, Mißgriff und Mißgeburt.

Nirgendwo aber ist das Weib mehr zu beklagen, als unter den Wilden Amerika's; es muß dem Mann auf seinen Jagd wie in Feldzügen folgen; der Mann trägt seine Waffen, das Weib alle andere Bedürfnisse, neben zwei bis drei Kindern; der Mann ruht am Abend, das Weib muß Thica bereiten, worin er sich befaßt und sie dann prügelt. Wird das Weib trotz allen Jammers alt, so sucht sich der wilde Kerl eine jüngere, und die alte wird von ihm und von ihren eigenen Kindern mißhandelt. So erzählte eine Wilde selbst einem Missionär, und schloß: „Sollten wir nicht aus Mutterliebe unsere Mädchen gleich bei der Geburt erstickn?“ — Gott! der Schwächere wird überall auch bei uns gezupft; er müßte nackt oder gepanzert gehen, und da stünde es noch

*) Diese Ableitung ist nicht die richtige, *wöes* heißen die Geburtschmerzen und bilden die Wurzel.

dahin. Alles, was sich das stärkere Geschlecht gegen das schwächere erlaubt, ist die bitterste Satire auf das erstere!

Die größte und früheste Ungerechtigkeit gegen das Geschlecht bleibe immer die Vielweiberei, die schon Vater Abraham mit Hagar übte, woraus nothwendig unordentliche Begierden, Bosheit und Neid, Rachsucht und Mangel aller Bildung folgen müssen; daher lieben alle Orientalianen das Christenthum. Man lese orientalische Reisebeschreibungen und wie es in den Harems zugeht, oder auch nur das alte Testament. Die Gesetze der Moslem verbinden die Männer, wie oft sie ihren Frauen des Monats beizuhocken sollen, was schon unedelikat ist nach unsern Sitten, und noch die gerichtliche Klage im Unterlassungsfalle? Moses drückte sich nicht bestimmt aus, die Rabbinen erklären ihn gemäßigter als Dr. Luther, einmal in der Woche, und Luther sagte: „die Woche zwiefel, macht 's Jahr hundert vier!“ Die natürliche Schwäche des Geschlechts, seine Lustgier, die ihm die Natur gleichsam aus guten Gründen gab, ihre periodische Krankheit, die der rohe Mensch nicht minder verächtlich auslegte, selbst die höhere Schlauchheit, die der Mann nicht durch Verstand zu besiegen wußte, folglich durch Gewalt unschädlicher zu machen suchte, sind die weiteren Ursachen der auffallenden Geringschätzung, die wir überall im frühesten Alterthum finden, und selbst ursprünglich zum Ebitate der Mönche führte, weil Weiber für unheilig angesehen wurden. Der heilige Hieronymus muß aber dennoch mit dem Geschlecht sehr vertraut gewesen sein, da er sagt: „Haltet euch nur an die Weiber, wenn ihr etwas durchsetzen wollt; denn sie saugen schnell ein, weil sie unwissend, sie sprengen leicht aus, weil leicht nnig, sie behalten lang, weil hartnäckig.“

Diese Geringschätzung können wir noch heute unter unserm Pöbel finden, der spröchwörtlich vom Weibe rebet wie von Kagen: Sie haben neun Leben, und können manchen Streich vertragen,“ und größer als der Türke ist, wenn er gleich in

seinem Serail wie ein Hahn erscheint unter den Hühnern und solche bewachen läßt, was der Hahn nicht thut, durch Kapauern. Wie grob ist nicht unser altes:

Weib, Eiel Ruß — darf ich es sagen? —
Thun nie was ungeschlagen.

und nur ein wenig bössicher das neuere: „Der Ofen und die Frau müssen dabeim bleiben;“ oder die nachstehende Kur:

Brummt mein Engel wie ein Bär,
Liese! sprich ich, mußst purgiren
Rufe dann den Bader her,
Lasse sie recht durchklystiren —

und was sollen wir zu dem Syllogismus der Russinnen sagen: „Mein Mann prügelt mich nicht mehr, ich bin ihm gleichgültig?“ Die Erfahrung lehrt indessen, daß Eheleute, die sich oft entzweien, gerade die meisten Kinder haben — was sich liebt, neckt sich, und wer weiß, ob Reisende die Weiberclaverei außer Europa nicht mit zu grellen Farben gemalt haben? Wilbinnen haben auch nicht die empfindsamen Seelen und zarten Nerven unserer Damen und Können, wie unsere Bauernweiber, schon einen Puff aushalten. Indessen sagt ein altes Sprüchwort: „Wer sein Weib schlägt, schlägt ihr drei Feiertage und sich drei Fasttage.“

Kommt her, all ihr Schönen und Nichtschönen! und streuet Blumen und bauet Altäre den Deutschen oder Celten, über die ihr vielleicht, wenn euch ein Franzose das Händchen leckte, das Näschen rümpfete — Deutsche waren es, die euch aus Egypten führten und euch frei machten, wie die Ehe euch noch frei macht, daher in englischer Gerichtssprache eine Ehefrau *femme covert* (*couverts**) heißt. Was das Christenthum begonnen hatte, steigerte die Galanterie der Ritterwelt bis zur höchsten Poesie; Ritter waren es, die sich wechselseitig euren hohen Werth mit dem Degen bewiesen und vom göt-

*) D. h. für die der Mann vor Gericht einsteht (sic vest.)

lichen Rechte des Mannes so wenig wußten, als vom götlichen Rechte des Königs; Ritter kämpften mit Riesen, Drachen und Windmühlen um Manneslohn, raubten, entführten und nothzuchtigten, glaubend, daß euch nicht anders beizukommen sei als mit Gewalt, worüber die heutige Welt — lacht. Die Ritter erhoben euch zu Götinnen und Jocalen, obgleich ein schönes Bildniß nach dem Leben, eine veredelte Menschheit, besser gewesen wäre und so entstand dann eine verkehrte Welt; die Klinge verdirbt sonst die Scheide, jetzt verdirbt die Scheide die Klinge!

Deutsche fanden in Weibern etwas Heiliges sogar, wie in ihrer Belleba und Aurinia, die Sibyllen der Arien, die Gottes Willen wissen, wie das Wort besagt. Indessen finden wir ja bei den Griechen und Römern Weiber auf dem heiligen Dreifuße und selbst bei wilden Völkern pflegt Arzneikunst, Magie und Religionseremonie in den Händen der Weiber zu sein. Deutsche Arunen thaten Nichts ohne Wahrsagergeist; Rune bedeutet auch geheime Buchstaben und hat sich in unsern Redensarten: einem etwas ins Ohr raunen und im Worte: alle Nunkunkel erhalten, so wie der Hang zum Meditastern, Kaffeesageweissagungen und Kartenschlagen. Die altdeutschen Gesetze verhängten doppelte Strafe oder Vergütung, wer das Geschlecht verlegte. Die Anerkennung der Weiber selbst als Regentinnen, die hohe Verehrung der heiligen Jungfrau, wovon das Evangelium kein Wörtchen weiß, scheint aus jenen alten Begriffen von besonderer Heiligkeit des Geschlechts hervorgegangen zu sein. Eva stürzte Männer ins Verderben, Maria brachte Weibern die Erlösung.

Wenn Tacitus keine bloße Satire geschrieben hat, so verdienten altdeutsche Weiber, schön, keusch, heimlich, selbst tapfer, alle Auszeichnung. Selten war der Fall, daß der Mann seine Frau mit abgeschnittenen Haaren und nackend durch den Flecken peitschte: denn damals, sagt Tacitus, lachte Niemand über Easser und

es hieß nicht die Zeit verderbe oder sei verdorben und auf eine spät eintretende und deshalb unerschöpfte Mannbarkeit der Jünglinge durften die Damen rechnen — die Hauptsache! Wie ganz anders bei kiederlichen Römern, wo die Verführung eines Ehemanns mit einer Unverschämtheit kein Ehebruch war, indem nur dem Manne *jus tori* zustand! Erst mit dem Christenthum entstand Gleichheit und nun entstanden einfacher, doppelter, versuchter, vollbrachter Ehebruch, gleichsam Ehebruch. Die Alten gaben Amor eine Fadel, diese führt er noch und die Keuschheit saß auch im Schooß der Kirche auf einem — Pulverfäßchen! Hüte dich!

Es ist die Frage: ob deutsche Gesetze, die Mitgaben, Erbschaften und Befugnisse unbeweglicher Güter dem Geschlecht entzogen, es nicht besser mit demselben gemeint haben, als das Römerrecht? Jene Sitte nöthigte Weiber, sich durch persöhnliche Verdienste und Vorzüge zu empfehlen und so beruhte vielleicht darauf die ihnen gezollte hohe Verehrung.

Wo Schönheit und Tugend die einzige Auszeichnung sind, kauft man gerne das Kleinod, und wir müssen es wieder so weit bringen, daß wir die Töchter vom Bräutigam bezahlen lassen, wie im Orient, wenn die Sachen besser stehen sollen. Selbst unsere Sprache ehrt das Weib mehr als andere Sprachen; Alles, was Stärke, Gewalt, Macht, Furchtbarkeit bezeichnet, ist *Der*; was mit Anmuth, Wohlthun, stiller Wirksamkeit und selbstbeschränkter Macht waltet, ist eine *Sie*, z. B. der Geist, die Seele, der Arm, die Hand, der Tag, die Nacht, der Sturm, die Lust, der Berg, die Höhe, der Wald, die Wiese, der Baum, die Blume, die Minne, die Liebe &c. Das schöne Wort *Frauen* kommt von *Freuen*, Frohmachen; nur die Sonne, der Mond ist eine Anomalie. Gelehrte Damen sollten bloß um Agricola's willen über den Adel der Frauen, der über das männliche Geschlecht hervortragt — Lateinisch lernen!

Die hohe deutsche Verehrung des Geschlechts dauerte, so lange wir unsere guten Sitten nicht umtauschten gegen die der südlichen Nation und der Franzosen. Griechen erhoben an ihren Saturnalien die Sklaven zu Herren; der gnädige Spas dauerte nur wenige Tage; aber Franzosen setzten Weiber auf Throne und huldigten ihnen das ganze Jahr hindurch auf Kosten ihrer Vernunft und Tugend! Der Deutsche hatte auch geliebt, aber mannhafter, ehrlicher; jetzt wurde er auf seine Grammatik aufmerksamer und fand daß die Frau denn doch von der Sonne, gleich dem Mond ihr Licht erhalte, und umherlaufe, wie der Mond, wenn die Sonne schlafen gegangen ist, die Sonne aber, nach neuerer Sitte, etwa einmal des Monats beim Monde schläft, und der einzige Unterschied zwischen beiden Gestirnen und Mann und Weib der ist, daß der Mond Hörner hat, die Frau aber solche dem Manne überläßt, woran abermals *der uub die* — schuld ist. — Man sollte Allen, die am unrechten Orte accentuiren, zurufen, was jene Parterrestimme einer Actrice zurief, die als Orsina sagte: „Also hat der Prinz mein Billet nicht einmal gelesen?“ „Einmal? warum nicht gar, tausendmal!“

König Franz I. hat viel zu verantworten; sein Vater Ludwig 12., den das Volk den Vater des Vaterlandes nannte, sagte von ihm: „dieser dicke Junge wird wieder Alles verderben,“ und wahrlich, er war schlimmer als der Juristenheilige Justinian, der die Ketten der Schauspielerin Theodora trug — er führte die Weiber bei Hofe ein. Der übergalante Brantome nennt einen Hof ohne Damen — einen Garten ohne Blumen, und Hof ohne Hof, so wie Malherbe nur zwei schöne Dinge hienieden kannte: Weiber und Rosen, und nur zwei gute Dinge: Weiber und Melonen. Diese Einführung bei Hofe war schlimmer als das ehemalige Heer feiler Dirnen im Gefolge des Hofes; denn nun kamen zur Kiederlichkeit noch — Damenintriguen, verdiente Männer stürzten, die wichtige-

sten Angelegenheiten wurden als Kleinigkeiten behandelt, Luxus vergeubete die Schätze des Staats, Weiber waren die Seele aller dieser Unordnungen, und was am Hofe geschah, geschah bald auch in der Stadt, und bald darauf auch in den Provinzen von Amtmännin, Pfarrerin und Schulheftin, endlich gab es mit der Erwachung der alten Literatur gar noch gelehrte, griechisch-römische Damen!

Maitressen standen jetzt an der Spitze des Staates, und Agnes Sorel eröffnete die Reihe, war jedoch noch die beste. — Unter Heinrich 4. war es schlimm, unendlich schlimmer noch aber unter Ludwig 14. und 15., die Nichts von der Größe Heinrichs 4. ahnten, als er seinen Sully mit seiner Gabriele zu verzeihen suchte, diese alle weiblichen Künste erschöpfte, der König aber sie durchschauend mit den Worten verließ: „Lieber zehn Maitressen verloren wie Sie, als einen Diener wie Sully.“ (Die Herrin befehlt aber dennoch zuletzt den Sieg). — Ludwig 16. der die Sclandale der Du Barry kannte, war wohl der allerruglanteste der Könige der Franzosen, und doch — herrschten Weiber; denn er war nicht der Mann, der seiner Antoinette sagen konnte, was Schwedens Karl 11. der seinen sagte: „Madame, wir haben Euch genommen, um Kinder zu zeugen, aber nicht um zu regieren.“ Bald herrschten jetzt Maitressen an den meisten Höfen, wie hätte sonst Pölnig *la galante Saxe* schreiben können? und wie der Fürst, so die Diener. Die Idee, daß Weiber der Mittelpunkt seien, um den sich Alles drehe, setzte sich fest in den leichten Köpfchen!

Weiber sind Franzosen das erste Bedürfnis, wie allen geistreichen Menschen, gerade weil sie — geistreich sind; französische Sitten verbreiten sich allwärts, und Damen setzten gar gerne Männer vom Geist denen nach, die ihren Geist gerade nicht — im Kopfe führten. In Frankreich sind sie einmal die Seele der Unterhaltung, und der Bediente der Madame Scarron, ehe sie Maintenon wurde,

sagte ihr einst bei Tische ins Ohr: Madame, es fehlt uns der Braten; noch eine Geschichte! Nach der höchstübler Schlacht fielen den Siegern vierunddreißig Wagen mit: — Damen in die Hände und an Höfen und in großen Städten betreten gar viele das Stußgehölz der Ninon: Gott mache mich zum ehrlichen Menschen, aber nie zur ehrlichen Frau. Galanterie ist keine unebene Sitte, nur darf sie nicht auf ernste Dinge übergehen, und wenn die Königin Polens zu Dresden sich vor die Archiwürde kniend, so hat sie sich's selbst zuzuschreiben, wenn sie Friedrich mit Grenadieren wegstreiben läßt; ging ja der durch Louise Degenfeld am berühmtesten gewordene Kurfürst von der Mark viel weiter und gab seiner Gemahlin, die sich an der Tafel Anspielungen erlaubte, eine Maulschelle, daß sie sich wegen Nasenschweißes hinweggeben mußte. Nur die Schwäche und Charakterlosigkeit des Mannes ist die Stärke des Weibes, und die Folge Einmischung in Dinge, die weit über den weiblichen Horizont hinausliegen — und Wirrwarr, worunter politischer Wirrwarr der gefährlichste ist. Wo der Teufel nicht hin will, schickt er ein altes Weib, sagt das Sprüchwort — (wir schickte er eine alte Tante, die man nicht gerne anrührte) — aber dennoch ist es nur halb wahr — der Teufel ist klüger und weiß, daß er weiter kommt mit — jungen Weibern!

Für die Fadel.

Trost.

Von C. Ludvigh.

Geschrieben zu Niagara am 10. Sept. 1864.

Wenn Nationen sich durch Krieg zerfleischen, sind Elend, Calamität und Schmerz dessen unvermeidliche Gefährten. Trauer durchzieht das Land, über welches der rasende Kriegsgott Mars seine Fadel schwingt. Der Tod rafft die Blüthe der Jugend dahin; zerrissen werden

die Bande der Freundschaft und der Liebe. Auch in diesem einst durch den Segen der Freiheit und des Friedens so rasch emporblühenden und einst so glücklichen Land wüthet der Krieg, der schlimmste aller Kriege, der Bürgerkrieg, und die vielen trauernden Familien, die vielen Väter, Mütter, Schwestern, Bräute, die vielen verkrüppelten Jünglinge und Männer, diese lebendigen Tropfen menschlicher Unvernunft, Leidenschaft und Rache flüstern dem stillen Beobachter der menschlichen Schicksale es leise zu: „es ist böse Zeit — die Menschen bedürfen des Trostes.“

Ich habe eine so lehrreiche Schule des Lebens durchgemacht; ich habe so viel von dem was mir ihruer war verloren, ich habe so viel gelitten, daß mich das Schicksal nicht mehr gänzlich niederzudrücken vermag, daß ich für Alles vorbereitet selbst keines Trostes von Außen bedarf; doch gerne Jenen Trost spende, deren Geist durch „ungeföhrtes Glück“ geschwächt ist, das plötzlich durch einen Verlust überrascht worden, über den sie weinen, jammern und zu verzweifeln scheinen.

Um glücklich zu sein, bedarf man sehr wenig im Leben. Es liegt das Glück in des Menschen eigener Brust. Um aber die Kunst glücklich zu sein, zu lernen, dazu gehört sehr viel: „eine Reihe von bitteren Erfahrungen, vielseitiger Verlust, ein tiefer Blick in das Leben, ein freier und von Vorurtheilen gereinigter Geist.“ „Nur durch das bittere Meer der Thränen gelangt der müde Wanderer in den Hafen der Ruhe.“ Ich habe Vater, Mutter und Schwester verloren und das geliebte Vaterland gab ich für ein Einsengericht der amerikanischen Freiheit dahin. Die Leidenschaft meiner Liebe im alten Vaterland blieb unerwidert und ich sehnte mich lange vergebens nach kauslichem Glück. Das große Vermögen des Vaters lag in Trümmern und ein gekaufter Sohn kam arm und verlassen nach dem fernen Land der Verheißung.

Als ob das Schicksal ermüdete mich länger zu necken und zu verfolgen, fand ich endlich alles Das verwirklicht, wornach das Herz so lange vergebens sich gesehnt. Freilich gab es auch da keine Rosen ohne Dornen; doch an die Wunden der Dornen längst gewöhnt, genoß ich einen innern Frieden, der durch Sorgen und Unglücksfälle zuweilen getrübt, aber nicht vernichtet werden konnte.

So bedarf ich denn wohl keines Trostes; es möge mich auch das Schlimmste treffen und ich besitze einen Schatz im Innern, den keine Motten fressen und von dem ich gerne Andern mittheile, die Neulinge im Leben und noch ungebeugt durch ein unerbittliches Geschick des Trostes bedürfen.

Am Niagara — mir ist er keine neue Erscheinung; ich habe ihn zu jeder Jahreszeit gesehen, im grünen Frühlingskleid, im Kriegürtel des heißen Sommers, im bunten Farbenschmelz des Herbstes und im eisigen Schmucke des Winters. Ich habe sie im Gefühle und im Geist genossen die majestätische Größe der Natur, habe sie allein und schweigend genossen, ohne je ein Verlangen zu hegen, solche Größe durch Farben oder durch Worte schildern zu wollen und dadurch — sie zu entweihen.

Gestern besuchte ich die Fülle in Gesellschaft meiner Gattin, die mich, nach einem sechsjährigen Gefängnis in den häuslichen Wänden von Minnesota, nach dem Osten begleitet, um in Philadelphia und Newyork ihre Verwandten und Freunde zu besuchen. Leidend wie sie eben, leider, bei ihrem ersten Besuche am Niagara war, hat auch sie dieses imposante Schauspiel der Natur im Gefühl und schweigend in sich selbst verloren genossen. Alles, was sie vor den Füllen sagte, war: „Es müßte ein schöner Tod im Niagara sein“ und es schien, als zöge sie eine magische Kraft hin nach dem stillen Ufer, wo ein Fehltritt genügt, um das Sein zu vollenden. Auf dem Rückwege im

wildromantischer Wäldchen des Citandes sprach sie: „Dafür giebt es keine Worte.“ Und wahrlich, diese lakonische Sprache bei so tiefem Eindruck sagt mehr als die begeisterte Sprache des Dichters zu sagen vermag.

Heute, am Sterbetag meiner guten, unvergesslichen Mutter, liegt meine Sara an einer Halskrankheit darnieder und anstatt des ihr zugeachteten Genusses am Canada-Ufer der Fälle, hat sie zu leiden.

Vor den Fenstern unsers Hotels, Hr. Behr's River House, einer wahren Irylle, aus deren mannigfaltigen Blumenfeldern Flora Honig nippt, intess Bacchus auf den traubengeschmückten Quirlanden sich wiegt, vor den Fenstern dieses Hotels rauscht der schäumende Fluß in seinem breiten Beet über Felsen dahin und die Tritonen singen ihr ewig monotonen Liebeslied; ich aber sitze da einsam und ruhig, den Geist im Geiste Seneca's nähernd, und als ich de consolatione (über Trost) las, da zog es mich hin zur Feder, um jenen Gefühls Ausdruck zu geben, die mich eben momentan besetzt hatten. Und so wollen wir denn, nach diesem Präludium, einen geistigen Streifzug machen im Gebiet des Weisen, und Blumen pflücken in seinem Hain und sie zu einem Kranze flechten zum Troste Jener, die leiden.

Der Verlust des Vaterlands, den viele beklagen, und den auch ich lange beklagt habe, möge den Reigen beginnen.

Um unter dem Drucke des Schicksals nicht zu erliegen, um das Elend zu mildern, hat man sich an die Abstraction des Christenthums, oder an die heidnische Göttin der Weisheit zu wenden; diese lehrt uns, mit dem Unglück uns vertraut zu machen, ehe es uns befallen.

Den Unvorbereiteten trifft der Schlag immer am schwersten, leicht erträgt ihn Jener, der ihm stets entgegen sieht. Auch die Ankunft des Feindes ist dem Feinde am gefährlichsten, wenn er plötzlich über-

fallen wird. Wer sich für den Krieg vorbereitet, der wird am besten im Stande sein, sich gegen gefährlichen Uebertall zu schützen.

Der Weise traut dem Unglück nie; auch dann nicht, wenn Alles am ruhigsten ist. Ehrenstellen, Geld, Ruhm und allem irdischen Glücker muß man immer solchen Platz einräumen, von wo man dieselben ohne innere Erschütterung wieder wegschaffen kann. Wer sich mit aller Liebe an Glücksgüter wie an ein ewiges Eigenthum hängt, der weint und jammert und ist trostlos bei dem Verlust. Wer im Glück nicht übermüthig und im Unglück nicht kleinmüthig wird, jedem Wechsel des Glückes die Stirne bietet, der ist ein würdiger Schüler der Weisheit. Betrachtet man das Leben, so findet man, daß die meisten Güter, nach welchen sich die Menschen sehnen, keinen wahren Werth besitzen, und daß Vieles durchaus nicht so schrecklich ist, als es gewöhnlich hingestellt wird. Das Urtheil der Menge kann kein Maßstab für den Weisen sein. Nach diesem Urton wollen wir denn auch das Exil betrachten und darüber Seneca's Worte vernehmen.

Exil ist Orts-Veränderung. Wir wollen also sehen, was die Veränderung des Ortes an und für sich Bitteres habe: „Es ist schmerzlich ohne Vaterland zu sein.“ Doch betrachte nur eine Menge von Menschen in einer großen Stadt und du wirst finden, daß die Meisten derselben kein Vaterland haben: sie strömen aus verschiedenen, aus den entferntesten Gegenden herbei. Den Eiznen hat der Ehrgeiz, den Andern die Nothwendigkeit des Amtes; Einen die Armuth, den Andern der Luxus getrieben. Manche kamen der Wissenschaften und Künste, Manche der Freundschaft und Andere des Vergnügens wegen. Der Eine brachte käufliche Formen, der Andere eine käufliche Eloquenz mit sich. Frage die Meisten, woher sie kommen und sie werden dir sagen, daß sie eben in die Stadt kamen doch nicht in ihre

Geburtsstadt. Verlaß große Städte und siehe nach öden Gegenden hin, gehe nach den unwirthbarsten Inseln und du wirst Leute finden, denen selbst diese Orte zum freiwilligen Asyl geworden. Es liegt im Menschen ein innerer Drang nach Veränderung des Ortes und des Wohnortes; denn unruhig ist des Menschen Geist. Die Gedanken überfliegen das Weltall, unflät stets am Neuen sich erfreuend, den Gestirnen ähnlich, die stets in Bewegung sind. Vergleiche den Lauf der Himmelskörper mit den Völkern und du wirst finden, daß sie fortwährend ihren Wohnort verändern. In der Barbarei findest du Griechenstädte, in Indien und Persien wohnt der Macedonier; Griechen zogen nach Gallien, Gallier nach Griechenland und die Pyrenäen vermochten es nicht, den Zug der Germanen zu hemmen. Dem menschlichen Geiste und dem leichten Sinn ist Nichts zu fremd und Nichts zu ferne. Weiber, Kinder und Greise wandern von einem Ort zum andern und verschieden sind die Ursachen und Beweggründe der Ortsveränderung. So war es einst, so ist es noch und der Nomadenstamm des Menschen tritt und in der Neuzeit nirgends so sichtbar entgegen als in Nordamerika, wo ein rastloses Volk, doch keine ruhige Nation zu sehen und vom Vaterland und Vaterlandsliebe kaum eine Spur zu finden ist.

Streng genommen giebt es kein Exil; denn wo der Mensch ist, dort ist ja seine Welt. Und bist du exilirt — genügt es dir mit M. Brutus nicht, daß es den Verbannten gestattet ist, ihre Tugenden mit in das Exil zu nehmen? Wesentlich ist es Wenig, was man mit dem Vaterland verliert; denn zwei Dinge folgen uns an das äußerste Ende der Welt: „die gemeinschaftliche Natur und die eigene Tugend, der eigene Werth.“ So ist es durch Gott selbst bestimmt; es mag dieser nun der Schöpfer der Welt sein, oder der ewige, allmächtige, schaffende Geist, die höchste Intelligenz, oder das Fatum und die nothwendige Reue unter sich zusammenhängender Ursachen.

Der Geist, der das All bewundert, dieser sublimen Theil des Alls ist uns stets eigen und bleibt mit uns so lange wir leben. Folgen wir denn mit Kraft und ohne Murren, wo immer die Nothwendigkeit und Verhältnisse uns hinführen müssen!

Wir finden kaum einen Flecken der Erde, der nicht geeignet wäre für den Menschen, Nur ein beschränkter Geist kann zu sehr am Irdischen hängen. Erhebe die Seele nach solchen Dingen, die überall dieselben sind, die überall im selben Lichte glänzen. Keine Verbannung ist unerträglich, wo man mit diesem Gesolge leben kann. Marcellus nach Mytilene verbannt, lebt da vergnügt und widmete sich den Wissenschaften mit derselben Liebe wie in der Heimath. Er war sogar glücklicher als Jener der ihn verbannt hat. Mag diesem der Ruhm nach Hispanien, nach Egypten, nach Afrika gefolgt sein, so begnügte sich Jener, von Brutus geliebt und gepriesen zu werden. Obschon ihm Armuth in das Exil gefolgt war, vermochte doch die Ortsveränderung Nichts an seiner Seele zu verändern. Armuth kann überhaupt nur Jener für ein Uebel halten, der durch Geiz oder Luxus vollends beherrscht wird. Ach, wie Wenig ist es, was der Mensch zum Leben bedarf! Der Körper hat wenig Bedürfnisse; er will sich gegen Kälte schützen, durch Speis und Trank gegen Hunger und Durst; Alles was über das hinausgeht, gehört zum Entbehrlichen. Es giebt Thoren, die essen, um sich zu erbrechen, und brechen, um wieder essen zu können, Thoren denen Erde, Luft und Meer Stoff liefern müssen, um ihrem Gaumen Genüge zu leisten. Der Tribut von drei Provinzen genügte Cäsar nicht für eine Mahlzeit! O, der Beklagtenwerthen, deren Gaumen bios durch Lederbissen gereizt werden kann, deren Werth sie noch mehr nach der Seltenheit und dem hohen Preise, als durch gute Zubereitung bestimmen. So verhält es sich mit jeder Begierde, nicht nur in Betreff der Nahrung und

des Geldes, mit jedem Verlangen, das nicht auf Bedürfnis, sondern auf Thorheit oder sogar auf Laster beruht. „Je mehr du ihm bewilligst, desto mehr willst du haben.“ Wer sich also in den Schranken der Natur erhaltet, der wird die Armut kaum empfinden; wer aber diese Schranken verläßt, der darbt selbst im Ueberfluß des Reichthums. Das Nothwendige ist leicht befriedigt, dem Ueberflüssigen genügen Throne und Reiche nicht.

Homer hatte einen Diener, Plato hatte drei, Zeno keinen; Zeno aber war der Gründer der stoischen Philosophie, der Weiseste der Weisen. Agrippa, der ein einträgliches Amt begleitet hatte, wurde durch gesammelte Beiträge beerdigt. Die Töchter des Scipio erhielten ihre Aussteuer aus dem öffentlichen Schatz, so ihnen ihr Vater kein Vermögen hinterließ. Die Größe solcher Charaktere vernehen freilich junge Gecken nicht zu würdigen, denn Geld das Höchste im Leben und die ohne den Reichthum ihrer Väter elende Creaturen wären. Glaubt Ihr denn, daß Geldbrogen, die ihren Töchtern eine Million als Heirathsgut geben, glücklicher sind, als jener Scipio war, durch den das römische Volk einen Tribut von Karthago bezog? — Gewis nicht.

Hast du dir erst Einen Stachel gegen das Schicksal eigen gemacht, so wirst du leicht gegen jedes Unglück eine geistige Waffe finden. Hast du Geiz und Habsucht besiegt, diese Pest der menschlichen Gesellschaft, so wird es dir nicht schwer fallen, den Hochmuth zu besiegen. Siehst du im letzten Tag keine Strafe, sondern ein Gesetz der Natur, verbanntst du aus deinem Herz die Furcht vor dem Tod, so wird keine Furcht über irgend Etwas in der Welt in deinem Busen Eingang finden. Bedenkst du, daß der sinnliche Trieb dem Menschen nicht des Vergnügens, sondern der Fortpflanzung wegen gegeben wurde, so wirst du ihn nicht mißbrauchen. Die Vernunft vermag es,

nicht nur einzelne, sondern alle Laster zu besiegen. Der Weise, der Alles in seinem Innern bewahrt, läßt sich durch keine falsche Meinung Anderer bestimmen.

Ein schmäblicher Tod ist mehr als Schande. Sokrates blieb Sokrates auch als er im Kerker war, und der Ort der Schande ward durch ihn gekehrt. Wer sich in seinem Innern nicht selbst verdammt, der kann von Andern nicht verdammt werden. Du trauerst über den Verlust eines geliebten Wesens; — ich vermag es keine Trauer zu würdigen, ich vermesse mich kaum, dich trösten zu wollen, denn ich kenne die Macht der Gefühle und weiß, daß nur die gekühlte Vernunft, nach bitteren Verlusten, das Gefühl zu beschwichtigen vermag. Aber bedenke, daß Alles was lebt nur von kurzer Dauer ist und daß Ein Moment gelebt in der Vollendung einem Jahrhundert gleichkommt!

Große Opfer können bios große Charaktere bringen und Beispiele großer Männer und großer Frauen sind am geeignetsten, nachgeahmt zu werden.

Nicht nur Individuen streben, ganze Nationen verschwinden vom Schauplatz der Erde. Wie eine Welle die andere trägt ein Geschlecht das andere und das Leben eines Individuums, so sehr auch ein fühlend Herz dessen Verlust fühlen und beklagen mag, ist im Leben der Geschlechter in gar keinem Anschlag zu bringen. Das mag wohl Cornelia gewußt haben, die große Römerin, die von zwölf Kindern nur zwei am Leben behielt. Willst du ihren Verlust nach Zahlen rechnen, so hat sie zehn verloren, betrachtest du den Werth des Verlustes, so bedenke, daß sie die Mutter der Gracchen war. Den Weinenden sprach die edle Mutter im Schmerz selbst Trost zu, indem sie sagte: „Klaget nicht das Schicksal an, das mir die Gracchen zu Söhnen gab!“ — „Utilia folgte ihrem Sohn Cotta in das Exil und kehrte nur mit ihm in das Vaterland zurück. Als er da starb, war sie gegen den Verlust eben so stark als sie es in der

Verbannung gewesen. Im Verbann-
ten offenbarte sich ihre Tugend, im Ver-
lornen ihre Vernunft. Solche Beispiele
sind der Nachahmung werth. Von solchen
Charakteren lasset uns lernen, wenn das
Unglück schwer auf uns lastet, und bei ih-
nen lasset uns Trost suchen, wenn wir ge-
beugt des Trostes bedürfen!

Für die Fadel.

St r e i f z ü g e .

Von E. Lubwig.

August. 1864.

Kein Licht ohne Schatten; keine Freu-
de ohne Schmerz — und wer den Gewinn
liebt, der muß sich auch den Verlust ge-
fallen lassen.

So habe ich denn auch im August wie-
der Freude gehabt und Schmerz. Ich ha-
be gewonnen und verloren, ich habe dem
Schicksal gedankt für den Gewinn und
mich über den Verlust erhoben, durch die
Kraft, welche man sich geistig erwirbt,
wenn man nach vielen Täuschungen und
bitteren Erfahrungen endlich gelernt hat
auf der Schaubühne des Lebens die Re-
alität des Lebens hinter den Coullissen
zu betrachten, wo die Schminke als
Schminke sich zeigt und alle Illusion auf-
hört. Und was habe ich denn verloren,
was gewonnen? Ich habe *Milo* ver-
loren, den herrlichen Neufundländer Cas-
taten aus Fountain City und Louis, den
Canarienvogel aus Sandusky.

Noch mehr, ich habe meinen vierzehn-
jährigen Sohn verloren, der durch böse
Buben verlockt des Lernens übererfüllt
wurde, seine sieben Sachen zusammen-
packte und ohne Abschied zu nehmen, in
des Vaters Abwesenheit auf Reisen gieng.
Das nenne ich amerikanische Unabhän-
gigkeit — Vater und Mutter verlassen,
um auf eigenen Beinen zu stehen. Sollte
ich ihn suchen und wo sollte man ihn
suchen? Wir hatten keine Spur von ihm
als die, daß einige Jungen sagten, er sei

mit einem Farmer, und Andere, er sei
mit einem Viehhändler fort. Nun, das
ist ja hier, wo der Dollar Alles in Allem,
Eins, ob Farmer, Viehtreiber, oder Ge-
neral-Major — nur möge er, nach mei-
nem Wunsch, in Amerika kein Reform-
er, kein Gelehrter, kein Drahtzieher und kein
Spitzbube werden. Gelernt hat er, dachte
ich mich tröstend, in der Schule bereits
genug, um ein reicher, also angesehen-
er Mann zu werden und ist auch *smart* ge-
nug, um sich jetzt schon selbst zu ernäh-
ren, was ich nach allen meinen Studien
in Europa nicht im Stande war. Ein
faktaler Trost und dennoch ein sehr ver-
nünftiger Trost hier zu Lande.

Nach vier Wochen frug mich auf der
Straße ein Amerikaner, ob ich wisse, wo
mein Sohn sei? Nein. Er ist bei mei-
nem Bruder, sechsundzwanzig Meilen von
St. Paul, der ihn sehr lieb hat und ihn
behalten will, wenn Sie Nichts dagegen
haben. Die Nachricht war eine sehr be-
ruhigende. Zieht er die Farm der Schule
vor, sprach ich, so mag er bei Ihrem Bruder
bleiben; besser, als daß er in der Stadt
in Gesellschaft böser Buben moralisch zu
Grunde geht. Der Mann war mit mei-
nem Bescheid zufrieden. Nun, so mag er
denn Fenstriegel spalten, um dereinst Prä-
sident zu werden! Der Mensch kann sei-
nem Schicksal nicht entgehen. Die Schule
vermag Vieles; aber noch mehr vermö-
gen natürliche Anlagen und günstige Ver-
hältnisse, in welche der Mensch im großen
Collegio des Lebens gesetzt wird. So
Mancher tritt in die Welt mit Allem ver-
sehen, was reiche Eltern und Universitäts-
bildung zu bieten vermögen; doch den
hoffnungsvollen Sohn lohnt kein Erfolg;
er bleibt auf der Rennbahn des Glückes
in jedem Wettkampf zurück, ind. *h* Andere
von armen Eltern entsprossen, mit sehr
spärlichem Schulunterricht den höchsten
Preis erringen. Dies sind unsere soge-
nannten *self-made men*; Männer, die
sich, im Civil und im Militair, durch eigen-
en Antrieb, durch Smartheit, durch Par-
teiunterthänigkeit, durch Servilität, durch
Schurkerey sogar, wenn es der Zweck so

erheischen sollte, und durch Glück selbst zu
dem machten, was sie sind. Ein Verdien-
das sich aus Stümpfen erhebt.

Also, Samuel, hilf dir selbst! rufe ich
meinem verlornen Sohn zu, mache Geld
auf ehrliche Weise, sei gut, und du wirst
glücklich sein! Auch ich habe meinen
Vater verlassen als sein einziger Sohn,
da er alt war und der Hüfe eines Sohnes
bedürftig war, die ihm später eine gute
Enkelin geleistet. Meine Beweggründe
waren freilich ganz anderer Art; aber ver-
loren war ich für meinen Vater ja doch,
und zwar, weit über dem Ocean, für im-
mer verloren. Das ist die Nemesis,
könnte ich mir nun im Stillen selbst zu-
rufen, könnte mir sogar Vorwürfe machen,
würde ich die Macht der Organisation so
den innern Drang des Menschen nicht
bei mir selbst und vielen Andern kennen
gelernt haben, und würde ich dem Fatum,
das Gläubige Gott nennen, widerstreben,
an das wir durch die Gesetze der Noth-
wendigkeit gekettet sind, trotz aller schönen
Theorien über Erziehung und freien
Willen.

So hätte ich denn den ersten Abschnitt
der Biographie meines Sohnes in *Wu-
l-
le* geliefert. Die Fortsetzung mag er
einst selbst der Welt liefern, falls er Fä-
higkeiten, interessanten Stoff und Beruf
dafür haben sollte. Geht er aber mit
tausend und tausend Millionen anderen
Johns spurlos unter im Strom der
Zeit; so haben er und die Welt wohl
Nichts verloren; denn das Beste,
das Schönste, das Größte dauert nur ei-
ne Weile, um von der finstern Nacht
der Ewigkeit verschlungen zu werden.

W e o n n e n — habe ich einen Beck-
sel von siebenundfünfzig Pfund Sterling,
dem noch ein anderer nachfolgen soll,
aus dem Erlös von Grundstücken, wel-
che theils mein Großvater, theils mein
Vater gegen erhobene Capitalien ver-
setzt hatten und nun nach verfloßener
Verfallzeit zurückgelöst und zu höherem
Preise, als die darauf hastende Summe
war, zu meinem und meiner Schwester

Gummen verkauft wurden. Wie gewöhnlich bei unserer verkehrten Civilisation Das was Einem schadet, dem Andern nützt, so hat auch unser heillosen Krieg mir genützt, indem ich für diese geringe Summe Gold sechshundert Dollars in Papier erhielt und somit wäre denn auch das Problem gelöst: wie man in St. Paul zu einem Haus kommt; indem ich nun im Stande bin die Bilanz zu bezahlen. *Hony soit qui mal y pense.*

Das dritte Heft der Fadel ist broschirt und wie so viele andere Hefte der Webgeborenen als Spätgeburt mit ihren Tugenden und Fehlern in alle Welt verfenbet. So sollen und so wollen wir denn wieder reisen, um für Wachs und Docht und Pech zu collectiren.

Reiche Leute reisen, um ihr Geld los zu werden. Berreiste selbst auch ein hübsches Stämmchen *pour le plaisir et l'ambition,* als ich jung war und — nach Wissen, nach Erfahrung, nach Vergnügen und nach Ruhm gelechzt habe. Nun ist es anders. Man reist, weil man Geld haben muß, um zu eristiren und weil das Geld am sichersten eingeht, wenn man selbst eincaßirt. Der Drang nach Wissen und Erfahrung ist ziemlich abgekühlt, der Ruhm hat für den gereiften Mann keinen Werth mehr; doch ist die Quelle des Vergnügens noch lange nicht verfliegt und so bin ich denn auch des Reisens — wo das Vergnügen im Hüllhorn der Veränderung liegt — noch immer nicht müde, so sehr ich es auch, bei freier Wahl, vorziehen würde, den kleinsten Kreis um mich zu ziehen und alle meine Zeit meinen Kindern und — meinem Garten zu widmen. Da nun aber dies nicht möglich ist, so folge ich ohne Murren meinem Beruf, suche die Welt, Glück und Vergnügen dort wo ich bin, und gehöre mit zu den Wenigen, die das Unmögliche nicht wollen und gelernt haben mit Wenig zufrieden und innerlich, im Bewußtsein treu erfüllter Pflicht, glücklich zu sein. Also, die Uhr schlägt drei Uhr. Auf,

Kutulin! Die Post geht um vier Uhr ab. Die Reisetasche ist gepackt, der Kaffee ist getrunken — und so leb' denn wieder wohl du stilles Haus und Ihr Eichen, durch deren Krone ein rauher Nord saust, den nahen Herbst verkündend. *Good by!* Weid die Kleinen nicht! Ich küßte sie im Schlafe und fort ging es hinab nach der Fort-Strasse, um dort Durban's vierspännigen Postwagen zu treffen. Es war am 27. August. Der Himmel war heiter und die Luft kalt genug für einen Oberrod. Die Gesellschaft war eine heterogene in geistiger und physischer Hinsicht und man konnte die versäumten Schlafstunden füglich nachholen, ohne an Zeit des Wachens zu verlieren.

In der katholisch-demokratischen Stadt Shakopee, am wasserarmen Minnesota-Fluß recht hübsch gelegen, restaurirte ich mich mit einer Omelette und machte einen Spaziergang von vier Meilen nach den am jenseitigen Ufer gelegenen Städtchen Chaska und Carver. Zwei allerliebste Plätze deutscher Betriebsamkeit, wo man einige wackere und intelligente Leute findet, die Verstand und Kraft genug haben, ein selbstständiges Urtheil zu fällen und auf eigenen Beinen zu stehen. In der Umgebung giebt es viele wohlbestellte deutsche Farmer.

Sonntag den 28. fuhr ich in Gesellschaft des Farmers Ch. Wilson und des Töpfers S. H. S. 15 Meilen nach der Farm des Hrn. Bachmann. Drei Biedermänner und edle Charaktere, die sich weder von Pfaffen der Kirche noch von Pfaffen des politischen Stumpfs ein X für ein U vormachen lassen. Es war dies, bei heiterem Himmel durch herrliche Wälder eine sehr angenehme Fahrt. Schreiner Bachmann, im Osten vielen als Turner und Sänger bekannt, wohnt in einem selbstgebauten Häuschen einsam, ein Pionier nordwestlicher Pionier und Träger deutscher, gemüthlichen Lebens. Als wir ankamen rüstete derselbe sich eben mit seiner Gattin, um nach Young-Amerika zu einem Gesangsreise zu fahren. Das war

und denn sehr willkommen und nach einem Lunch von Milch und Butterbrot traten wir alsbald in zwei Wagen die Luftfahrt an; Farmer Schrempf mit Familie in dem Einen und Bachmann und wir in dem Andern. Die Reise von circa zehn Meilen im dunkeln Schattenrevier der Urwälder war mir um so angenehmer, da mir die Gesellschaft der gebildeten Frau Bachmann zu Theil. Solche Momente neben die launigen Götter dem Sterblichen nur selten in den Dornenkranz des Lebens.

Young-Amerika, das Embryo einer Stadt liegt an einem kleinen See und zählt bios fünfzehn Familien. Wir stiegen bei den Gebrüdern Adermann ab; unternehmende junge Leute, die da ein Hotel mit einem großen Kaufladen vereinigen und in der Nähe Land eignen. Die Sägmühle wurde vor Kurzem von Bachmann und Schaller angekauft.

Wir hatten einen sehr vergnügten Abend. Es wurde gesungen, declamirt und getanzt. Gründer des Gesangsvereins, des westlichen Pionier-Chors, sind Bachmann und Schrempf.

Montag des Morgens ließen sich sämtliche Mitglieder des Vereins photographiren, um das Bild dem Arion-Verein in Newark zu senden. So sieht man denn deutschen Gesang und die Kunst der Photographie in Amerika bis an die äußerste Grenze der europäischen Civilisation verbreitet, der amerikanischen Bären und Indianer endlich für Lämmer werden weichen müssen.

Dieser Ausflug im Minnesota-Thal wird mir stets ein angenehmes Memento bleiben.

Auf dem Rückwege fiel mir ein Exemplar der „Geheimnisse von St. Louis“ in die Hände. Man machte mich auf folgende Stelle aufmerksam und meinte darin etwas Prophetisches zu sehen. Ich aber sage, Herr Bornstein, Verfasser des Wertes, der folgende Prophezieung einem

Jesuiten in den Mund legt, ist ein falscher Prophet. Die Worte des (singirten) Jesuiten sind übrigens interessant genug, um erwähnt und erwogen zu werden. Herr Börnstein (als Jesuit) sagt: „Diese stolze Union, diese übermüthige Republik, das Ayl aller Revolutionaire und Ungläubigen, fällt in Trümmer. Der Süden steht auf gegen den Norden; sie werden sich untereinander zerfleischen und der Sturz der Republik wird die Folge sein. Wir (die Jesuiten) haben ihm die Sklavenfrage hingeworfen und das Feuer angeschürt. Die Brüder sind thätig, sie mischen sich unter die Abolitionisten des Nordens und wirken unter den Agitatoren und Disunionisten des Südens. Der Congress vermag nichts mehr gegen die täglich größer werdende Rasse, die wir zwischen dem Norden und dem Süden rissen. Der Bruch wird unheilbar. Der Süden reißt sich los und dann sind wir Sieger. Ist der Süden losgerissen, so kann er sich allein nicht halten, er muß zu uns flüchten und durch unsere Vermittelung das Protectorat europäischer katholischer Mächte zu erlangen; er muß ein Bündniß mit Mexiko schließen, damit Einer den Andern schützt. England wird für die römisch-katholische Kirche wieder erobert sein, ehe drei Jahre vergehen. Mexiko wird sich mit dem losgerissenen Süden vereinigen und bald eine Monarchie werden. Den König werden wir geben und es wird ein Prinz aus altem legitimen Geblüt sein.“

Hat aber die Monarchie einen festen Fuß gefaßt im Süden, dann ist die Republik auch verloren im Norden und das anglogermanische Element muß dem römischen unterliegen. Das wird der Wunsch und die Hoffnung der Jesuiten und europäischen katholischen Mächte ist, kann wohl nicht in Zweifel gezogen werden; daß aber gerade die Jesuiten es werden, so die Sklavenfrage hingeworfen haben, um das Feuer anzuschüren, daran möchte ich wohl zweifeln. Die heterogenen Interessen der Sklavenstaaten und der nördlichen Fabrikstaaten, die unausbleibliche Agi-

tation der freien Staaten gegen das Institut der Sklaverei, die Sucht nach Herrschaft der Nemter, so nur durch erfolgreiche Opposition um jeden Preis erreicht werden kann, dies sind die Ursachen, deren unbedingte Folgen Haß, Trennung und Krieg sein mußten. Daß die römisch-katholische Partei stets der demokratischen Partei im Norden gehuldigt, und daß die demokratische Partei stets die Sklaverei als ein constitutionelles Institut vertheidigt hat, das ist nicht in Abrede zu stellen. Das Resultat der Agitatoren im Norden und der Disunionisten im Süden ist da — ein Krieg auf Leben und Tod, ein Krieg, so die Republik gefährdet, so aber nie Erfüllung der Propheleiung einer veretragten Monarchie auf den Trümmern der Republik zur Folge haben wird. Mag Merito einen katholischen Kaiser erhalten haben; in den Vereinigten Staaten giebt es kein merikanisches Volk. Der Süden hat sich losgerissen, wird sich aber nie und nimmer als losgerissene Macht halten können Anstatt ein ersehntes Bündniß mit Mexiko zu erreichen, ist es mehr als wahrscheinlich, daß die Tage eines Kaisers von Merito gezählt sind. So wenig England je wieder für die römische Kirche erobert werden kann, eben so wenig Hoffnung ist noch den Jesuiten gelassen, diese nun schwer bedrohte Republik in ein katholisches Kaiserreich verwandelt zu sehen. Ihr werdet es sehen! Das Volk wird durch Pfaffen in Dummheit erhalten; doch Intelligenz und religiöse Heuchelei haben weit mehr Adepten als die Dummheit und die Corruption im Allgemeinen ist noch nicht mächtig genug, um die Republik zu stürzen. Das ist so meine Ansicht, ohne auf Prophetenthum Anspruch machen zu wollen.

September, 1864.

Die Blätter werden gelb und fallen von den Bäumen; die jüngste Tochter des Herbstes, die schöne Auster, erstreckt noch das Auge neben der stolzen Dahlia und der dankbaren kleinen Verbena. Es ist

so ernst, so heimlich in der Natur, die unmäßig ihren Schmutz ablegt, um den langen Winterschlaf zu beginnen: Sieben Monate Winter — ist doch etwas zu viel, und die intensive Kälte von 30 bis 40 Grad Fahrenheit ist eine fast zu harte Strafe für den Genuß des herrlichen Sommers in Minnesota.

Ich sagte eines Tages scherzweise zu meiner Gattin, ob sie nicht Lust habe nach sechsjähriger Verbannung ihre Verwandten und Freunde im Osten einmal zu sehen? Und ein freudiges Ja, gewiß! hatte alsbald den Scherz in Ernst verwandelt. Der Koffer wurde denn gepackt, die kleinen Knaben wurden der Sorgfalt der erwachsenen Schwester und der Aufsicht des Philosophen Hager anempfohlen und fort ging es, fort nach dem fernen Osten.

Noch nicht lange ist es, daß ich mit meiner blinden Tochter unter ganz andern Umständen die Reise angetreten und dadurch ihre Genesung bewirkt habe. Das Schicksal scheint mich, den Bewunderer schöner Augen und den Lichtverbreiter in der Nacht religiöser Finsterniß, ganz besonders auserkoren zu haben, meine Geliebteste durch das Unglück der Blindheit zu prüfen. Auch jetzt sollte ich mich wieder an Bord jenes Unglückes so recht lebhaft erinnern, indem mir ein unbekannter Deutscher ein Mädchen zum Schutze empfahl, das auf Besuch in St. Paul war und nun nach den Ferien in das Blindeninstitut nach Janesville, im Staate Wisconsin, zurückkehren sollte. Auch auf mein Weib machte dieser Casus einen tiefen Eindruck und schien sie für eine Weile zu verstimmen.

Es war am 3. September als wir an Bord der „Dampfschale“ Albany vom Ostsee fort. Ohne die Dämme, welche Capitän Davidson, Inhaber der Dampfschiffahrt zwischen St. Paul und La Crosse, bei dem fatalen „Schwein's Auge“ (Pig's eye) und einigen andern Sandbänken bauen ließ, hätte die Schifffahrt diesen Herbst gänzlich aufhören müssen. Durch diese Dämme hat man jetzt zwei Fuß Wasser

fer gewonnen, wo es bloß achtzehn Zoll war. Die Kosten beliefen sich auf zwei tausend Dollars; eine Summe, die gute Linsen trägt.

Vom Bord des Bootes Albany hatten wir nach dem G. H. Gray überzusehen, wo uns die Freundlichkeit der Beamten für den Mangel an Comfort entschädigt hat. Um 9 Uhr des Abends hatten wir und die Passagiere, die von unten herauf kamen, abermal Boote zu wechseln, wo uns beim Tausche das beste Loos zufiel; denn das Boot, das uns aufnahm „*the Damsel was indeed, a neat Damsel.*“ Besonders auf die Damen machte die schmucke Dame einen sichtbar guten Eindruck; denn sie bot ihnen ja Comfort, so sie auf beiden früheren kleinen Böden schwer vermisst hatten. Fußsteppche, gepolsterte Schaukelstühle und reine Betten sind Gegenstände, welche unbedingt erforderlich sind, um eine amerikanische Dame in ihrer Behausung zufrieden zu stellen. Fehlt das Eine oder das Andere, so fehlt immer Etwas, das Veranlassung gibt zu Klagen. Also, Ihr Heiraths-Candidaten, bedenken das Herz sich zum Herzen gefunden, vergeßt diese Requisition zum irdischen Glück nicht, wenn Ihr die Braut nach Hause führt; denn das amerikanische Frauenherz ist ein gar seltsam Ding.

Am 4. ging uns der Nordster in der Person des Hrn. Ulrich auf, der von einer Geschäfts-Tour zurück nach La Crosse ging. Hier hatten wir von 4 P. M. bis um 9 Uhr zu laviren, um auf der Eisenbahn nach Milwaukee zu fahren. Die Bahn ist sehr gut, die Wagen sind bequem und die Scenerien auf einer Strecke von 195 Meilen anmuthig.

In Milwaukee blieb ich bloß einen Tag, um meiner Gattin Gelegenheit zu geben die Stadt zu besuchen, welche ihr auch sehr wohl gefiel. Die geschmackvollen Backsteinhäuser, von gelblicher Farbe, die hübschen Gärten, die herrlichen

Schattenbäume in den Straßen und das große Panorama des Michigan-Sees sind allerdings geeignet, um auf den Schönheitsinn guten Eindruck zu machen.

Zu unsrer großen Freude und Ueberraschung trafen wir in Milwaukee Hrn. Seig und Gattin aus St. Louis, die eine Vergnügungstreife hieher machten und hier eine Sommerresidenz zu kaufen gedenken.

Der freundliche General-Agent der Grand-Haven-Bahn gab, in Entgegnung einer Anzeige in der Fadel, nicht mir sondern auch meiner Ehehälfte eine Frelkarte, nach dem guten alten Spruch: Mann und Weib sind Ein Leib. Wenn sie nur auch immer Eine Seele wären und ein Wille! Der Mensch kann wohl hübsche Sprüche machen; doch kann er die Natur nicht zwingen etwas anders zu sein als Natur und diese Natur vermag es aber auch nicht, zwei Wesen in Ein homogenes, absolut gleich denkendes, gleich fühlendes, gleich wollendes Wesen zu verschmelzen. Wenn die Rabien des Willens nur nicht zu sehr divergiren, wenn nur einnige Seelenverwandtschaft, und Geistesharmonie im Ehestandshimmel vorhanden, so ist das an und für sich naturwidrige Institut der Ehe immer keine Sklaverei, sondern ein Band, das zwar bindet, zuweilen auch etwas hart drückt, doch nicht fesselt, um das Band der Liebe wie eine Kette des Kerlers zu fühlen.

Am 6 Uhr P. M. waren wir an Bord des eleganten und großen Seebämpfers Detroit. Die Wellen schlugen hoch und diese erste Secreteise meiner Gattin äußerte auch an ihr bald jene Wirkung, welche nur selten ein menschlicher Magen zu ertragen vermag. Die Fahrt auf dem See, achtzehn Meilen bis nach Grand-Haven, legten wir in acht Stunden zurück. Um 4 Uhr des Morgens stiegen wir von Grand Rapids aus. Eine rührige Stadt am Grand-River, mit bedeutender Wasserfracht. Es sind da Meubelfabriken, Maschinenwerkstätten und eine Wollenfabrik.

Im vorigen Jahre, so sagte man mir, wurde eine freie Schule gegründet, durch einen Verein, der sich von der lutherischen Kirche los sagte. Schisma hier und Schisma dort — Einheit ist ein schönes Wort. Es sind circa fünfzig Schüler und der Lehrer heißt De la Porte. Auch besteht zu Grand-Rapids ein Gesangsverein. Das katholische Christenthum ist vorherrschend und — Hrn. Christi's Brauerei liefert echten, seligmachenden Stoff, der in Blut verwandelt wird, wenn auch nicht wie geweihter Wein in transsubstantionellem Sinne.

Die Fahrt in dieser Gegend von Michigan ist ziemlich monoton und erhält etwas mehr Reiz von der hübsch situirten Stadt Pontiac bis nach Detroit, einer Entfernung von 26 Meilen.

Ich hatte dieses Mal in Detroit keine besondern Geschäfte und blieb da bloß ein Paar Tage, um meine Frau mit der Stadt und einigen deutschen Familien bekannt zu machen, die mir freundlich gesinnt sind. Von den bekannten Lebenden freundlich aufgenommen, veräußerten wir nicht, auch den Todten einen Besuch abzustatten, denn der Friedhof verdient gesehen zu werden. Ueberhaupt wird in den meisten amerikanischen Städten für Verschönerung der Friedhöfe, durch Bäume, Blumen und Monumente, sehr viel gethan und es scheint, als wolle man Das an den Todten gutmachen, was man aus Mangel an Liebe an den Lebenden so oft verschuldet.

Eine Kirche am Marktplatz wurde zu einem Theater umgewandelt, Athenäum genannt; keine große, doch recht niedliche Baue.

Herr Secreter, der berühmte Billardspieler, eignet hier einen Salon mit acht Tafeln. Es ist ein wahrer Genuss, den Mann spielen zu sehen. Die Anlagen und Fähigkeiten des Menschen sind verschieden und ohne Talent macht selbst Uebung keinen Meister. So ging es mir mit dem Billardspiel; habe es trotz aller Uebung in der Jugend nie über den Pfuscher gebracht.

Ferner verkündet die freudige Botschaft, daß Sherman Atlanta genommen hat. Für McClellan, den Präsidentschafts-Candidaten läßt die demokratische Partei 100 Kanonenschüsse abfeuern; den großen Sieg über die Rebellen hält man des Pulvers nicht werth.

Das Michigan-Journal geht für Lincoln und das Blatt: „Der radicale Demokrat“ agitirt für Fremont^{*)}. Sollte Fremont sich zurückziehen, was er allerdings längst hätte thun sollen, so bleiben die Fremont-Organen ohne Candidaten und werden sich wohl mit Lincoln begnügen, oder sich, wie wir selbst, vom Wahlkampf gänzlich zurückziehen müssen, was allerdings einzig und allein ehrenhaft sein kann. Zwei Uebel bleiben stets ein Uebel in concreto.

Auch ich mußte mich wieder ein Mal im Leben ehrenhaft zurückziehen, nicht nur vom Wahlkampfe, sondern auch von der beabsichtigten Reise nach East Saginaw, um nicht von zarten Frauenhänden geknüpft oder von berben Männeräussten gekent zu werden; denn, ach, der Zeiger, der kleine Zeiger in den Streifzügen, der den Ton eines rortigen Balles wahrheitsgetreu anzeigte, hat — wie ich in Detroit vernahm — böses Blut gemacht und mir bittere Feinde zugezogen. So leb' denn wohl, du rührige Stadt, in der ich so angenehme Stunden genoss und nicht ahnte, daß einige copirte „dumme Witz“ solche Wuth erregen würden. Verzeihet denn dem armen Sünder, Ihr zart fühlenden Frauen und Ihr züchtigen Herren! Er wird weder Euch, noch eure Stadt je wieder mit seiner Gegenwart entweihen und wünscht aufrichtig, daß Jene, die sich so schwer betroffen fühlten, in keine Salzsäule verwandelt werden mögen.

Am 9. des Morgens um sechs Uhr zu Niagara angekommen und in Herrn Weber's River-House Quartier genommen. Die poetische Lage des Hauses am brausenden

Niagara-Ström, die Grassteppe mit Blumen geschmückt, die fruchtbaren Pflanzbäume, die üppigen Weinlauben mit Trauben behangen; die niedlichen reinen Wohnzimmer und der ausgezeichnete Tisch machen den Aufenthalt daselbst dem Aesthetiker sowohl wie dem Feinschmecker zum Glorato. Mögen das Cataract- und das International-House an Dimension das River-House übertreffen, so fehlt ihnen großen, eleganten und steifen Räumen doch all das Gemüthliche und alle Poesie, ohne welche sich bloß der geistlose Shoddy-Aristokrat am Niagara wohl fühlen kann.

Ich habe die Fälle zu allen Jahreszeiten oft zu wiederholten Malen genossen; nun ward mir auch der Genuß zu Theil mich des Genusses meiner Gattin zu freuen, die früher noch nie hier war. Sogleich nach unserer Ankunft machten wir einen Morgenspaziergang über die Brücke hin durch das schattige Gehölz nach dem Falle auf der amerikanischen Seite. Der erste Eindruck auf meine Gesehrin war so tief, daß sie nach langem Schweigen einer Ohnmacht nahe leise sprach: „Für solche Größe giebt es keine Worte.“ Durch die Seekrankheit angegriffen, auf dem Morgenspaziergange sich erkältend, erschütterter in ihrem ganzen höchst nervösen Wesen überfiel sie eine gefährliche Halskrankheit mit Fieber und lag drei Tage schwer krank darnieder. Es ist so schön hier, selbst krank zu sein, sagte sie öfter und erhob sich im Fieberparoxysmus und wollte hinaus gehen in das schöne Wasser, wo es, wie sie lächelnd sprach, so herrlich sein müßte zu sterben.

Einige cephalische Pillen und fleißiges Gurgeln mit Essig, mit einem Zusatz von Salz und Pfeffer, waren die Arzneien, so ich ihr gereicht habe. Am vierten Tage war sie frisch und gesund und genoss den Reiz der Fälle nun um so mehr in vollen Zügen. In Gesellschaft von Fräulein Behr fuhren wir in einer der Kutschen — deren Eigner die Fremden an den Fällen gleich hungrigen Moosen überfallen —

sion-Bridge) hinüber nach dem Canada-Ufer, wo wir uns, durch freundliches Wetter begünstigt, am Total-Eindruck der irdumschlungenen Fälle ergötzen; deren imposante Größe weder Dichter noch Maler darzustellen vermögen, ohne an der Wirklichkeit der Natur eine Sünde zu begehen. Wenn auch nicht schneller, so geht doch Alles besser, wenn man geht, wie einst auch der geniale Seume sagte, und so verließen denn auch wir nach einigen Stunden den Wagen, gingen am amerikanischen Ufer spazieren und waren selig, wie eben ein armer Sterblicher, an die rauhe Erdscholle gefesselt, momentan selig zu sein vermag.

Am 12. des Morgens, zwanzig Meilen, nach Buffalo gefahren. Durch Herrn John Weber's Theilnahme hat die Fadel, so hier durch zahlreiche Kirchenlichter, nur schwer durchzubringen vermag, mehre neue Abonnenten erhalten. Wenn man mit den Eindrücken der Niagarafälle nach Buffalo kommt, sehnt man sich gewiss nicht, hier lange zu verweilen und so schön und so lebhaft auch die Stadt an und für sich ist, gewährt sie doch an sonstigen Reizen der Lage und Scenerien durchaus Nichts, das Geist und Gemüth besonders in Anspruch nehmen könnte. Wir fuhren denn sogleich weiter nach Rochester. Hier gab es wieder interessante Momente in angenehmer Gesellschaft der Wittwe Klein und auf Spaziergängen nach dem anmuthigen Kirchhof, nach der großen Baumschule von Ellwanger und Barry und nach den untern Genessee-Fall. Dieser Fall, entbehrt er auch die Majestät von Niagara, ist sehr pittoresk und verdient gesehen zu werden. Man wird da weder durch Staunen hingerissen, noch durch erhebene Größe betäubt; doch fühlt man so innig wohl im stillen Anschauen der Cascade und der malerischen, seltsamen Scenerien, wenn man andres Sinn hat für das Schöne und nicht zu Jenen gehört, denen das Schöne und Große nicht genügt, nachdem sie das Schönste und Größte gesehen und genossen.

Via Syracuse, eine sehr schön gelegene

*) Hat, leider, aufgehört zu erscheinen.

ne durch reichhaltige Salzquellen begünstigte Stadt am Onondago-See, und via Rom nach Troy gefahren. Welch' große Namen! Syrakus, Rom, Troya — *fuimus Trojas* — dort, tausende von Meilen, im alten Syrakus habe ich einst begeistert aus der *Arethuse* getrunken, dort im alten Rom sah ich den Papst: heilige Quellen für Dichter giebt es in Amerika keine; Elemente für ein heiliges Papstthum giebt es genug; für einen trojanischen Krieg aber haben Jeff. Davis und Consorten gesorgt und auf den Ruinen zerstörter Städte auf dem classischen Boden von *Secessia* wird man bald ausrufen können: *Fuit Num!* *Fuit servitus!* „*Sic semper Tyrannis!*“*) Vier Millionen Menschen sollen und werden ihre Freiheit erlangen. Menschen — zischt die gefühllose Kupferschlange, Menschen sind es nicht, es sind bloß Schwarze, um die über eine Million Weiße gepöbert werden in diesem heillosen Abolitionskrieg. Also der Afrikaner kein Mensch, weil er schwarz ist — in der That, Ihr habt den Kosmos vortrefflich auswendig gelernt, und seid würdig, in *Secessia* als Professoren der Naturwissenschaften zu fungiren. Eine Million Menschen hingeopfert, um vier Millionen Menschen die Freiheit zu geben — ja, so ist es, in der That, und ist das Opfer zu groß? Ich sage nein. Mögen auch die meisten der Sklaven das Erdenglück bloß nach Befriedigung der physischen Bedürfnisse beurtheilen und glücklich sein, wie das wohlgenährte Pferd, wenn es die Peitsche des Treibers nicht empfindet, so giebt es doch Tausende unter ihnen, die den Werth der Freiheit kennen und namenlos unglücklich sich fühlen im entehrenden Joch der Sklaverei — die Freiheit eines solchen zum Selbstbewußtsein erwachten Negers, Mulatten oder Quarterons ist mit tausend Menschenleben nicht zu theuer erkauft; denn der Tod vernichtet in einer Sekunde, indes die

Sklaventeile jede Sekunde tollert, das Herz zerfleischt und das Blut tropfenweis aus den Atern preßt. Die Freiheit von einer Million Menschenleben erkauft wäre denn kein zu hoher Preis. Für einen solchen Preis zu kämpfen und zu sterben ist ehrenvoller, als nutzlos ein hohes Alter erreichen und als durchgerutschte Hase, wie *Danton* sagt, in die Gaderobe geworfen und von den Motten gefressen zu werden. Doch nur Wenige schwingen sich im Geist aus dem Begriffe der Individualität zur Totalität der Menschheit empor. Nur Wenige durchschauen das Schaffen und Zerflören in der physischen und geistigen Welt; nur Wenige sind fähig, durch eine Idee sich begeistern zu lassen und für das allgemeine Wohl ein Opfer zu bringen. Daher so viele Klagen, so viele verkehrte Urtheile, so viele Bervünschungen auch über den gegenwärtigen Krieg, welcher, wie sie sagen, bloß geführt wird, um die Schwarzen frei zu machen. Ach, Ihr thut gewiss den Leuten zu viele Ehre an, deren eignes Verdienst an der Sklavenbefreiung unter Null steht, da sie ja bloß vom Strome der Nothwendigkeit fortgerissen in ein Stadium getrieben worden, das sie weder vorausgesehen, noch je gewünscht hatten.

Mag die französische Revolution auch das Gräßlichste alles Gräßlichen sein, was je von civilisirten Menschen in Scene gesetzt worden war, so liegt doch jenen blutigen Ereignissen die große Idee der Freiheit und des Humanismus zu Grunde und unter den großen Schurken giebt es auch große Männer der That und Helden des Geistes. Da konnte z. B. ein *St. Just*, nach vieler Meinung ein großer Schurke, doch jedenfalls ein führender Denker, sagen: Die Natur folgt ruhig und unwillkürlich ihren Gesetzen; der Mensch wird vernichtet, wo er mit ihnen in Conflict kömmt. Eine Seuche, ein vulkanischer Ausbruch, eine Ueberschwemmung begraben Tausende. Was ist das Resultat? Eine im großen Ganzen kaum bemerkbare Veränderung der physischen Natur. Soll nun eine Idee nicht eben so

gut wie ein Gesetz der Physik das vernichten dürfen, was sich ihr widersetzt? Soll überhaupt ein Ereigniß, das die ganze moralische Natur der Menschheit verändert, nicht durch Blut gehen dürfen? Was liegt daran, ob die Menschen an einer Seuche, oder an einer Revolution sterben. Es mag Jeder Vorzüge, doch darf Keiner Vorrechte haben, weder ein Einzelner, noch eine geringere oder größere Klasse von Individuen. Der 14. Juli, der 10. August, der 31. Mai sind Interpunktionszeichen dieses auf die Wirklichkeit angewandten Satzes. — Die Revolution gleich den Töchtern des *Pellias*; sie zerstörten die Menschheit, um sie zu verjüngen. Wie aus den Wellen der Sündfluth wird sich die Menschheit aus dem Blutgefäß mit urkräftigen Gliedern erheben, als wäre sie zum ersten Mal geschaffen.

Eine fürchterliche, und doch wahre Philosophie; Argumente der *Robespierre*, *Desmoulins*, *Danton*, *Legendre* und Anderer die personificirt worden in dem Anblick von tausend und tausend Elenden, von bluttriefenden Köpfen, von Henkerknechten und von *Gulloinen*.

Solche Philosophie, solche Sprache findet man freilich nicht in den modernen Proklamationen unseres *Abel Lincoln* und *Jeff. Davis*. Wir sind aber auch fromme Christen; wir machen nicht Revolution für Menschenrechte; wir führen, im Namen Gottes, Krieg, systematischen Krieg: dort für Unabhängigkeit und Sklaverei, hier für Union „mit oder ohne“ Sklaverei. Wir haben keinen Convent, keinen Nationalauschuß, kein Revolutions-Tribunal, keine *Gulloine*. Wir lassen die Rebellen auf die Bibel den Eid der Treue schwören und schicken sie zu den verirrenden Brüdern zurück, um bald wieder gegen uns zu kämpfen; wir erlösen Verräther, dulden sie, wenn sie des Criles müde zurückkehren in unsere Mitte und lassen uns von ihnen *Tyrannen* schimpfen, die *Constitution* und Recht mit Füßen treten. Un-

*) Es gab ein Troya. Es gab Sklaverei. — So seht den Tyrannen!

tere Civilisation ist um ein Jahrhundert vorangeschritten, wir verabscheuen die Guillotine und verehren den Moritator, und wissen, als rechtgläubige Christen, daß Spitzkugeln und zwanzigjährige Kanonen denselben Erfolg haben in der Scala des systematischen Mordes, ohne uns, der Grausamkeit wegen, den Haß der Kirche und ihrer heiligen Diener zuzuziehen.

Am 16. verließen wir Hille's ausgezeichnetes Hotel am Depot zu Troy und fuhren hinüber nach der Capitolstadt Albany. Eine große und schöne Stadt am Hudson, von sehr vielen Deutschen bewohnt. Seitdem der vormalige Agent der Fadel, seligen Andenkens Herr Wächter, die Fadel im Dfen, als Ehnopfer der Demokratie verbrannte, und seitdem ich den letzten Abonnenten freiständige Bevölkerung, einen lutherischen Prediger, freiwillig geirichten, um die Stadt von der Schmach der Kezerei zu befreien, ist Albany für mich bloß ein „Durchgangsposten“ geworden und so hatte ich denn auch jetzt nichts Anders hier zu thun, als mich an Bord des Steamers zu begeben, der uns nach Newyork bringen sollte. Es war der St. John. Ein Heiliger, den die Lumpensammler und Fischweber zu Paris oder Lyon zur Zeit der Revolution summarisch vernichtet haben würd.; denn er ist ein Aristokrat, der ein Schnupstuch hat und dem Luxus fröhnt. In der That ein großes, prachtvolles Boot mit ionischen Säulen, Statuen, Candelabern, großen Spiegeln und eleganten Räumen. Es sind da 152 State Rooms, 2 Club-Rooms, jedes mit 12 Zimmern, außerdem die Betten der untern Kajüte, drei Etagen hoch. Die Länge des heiligen Johannes ist 418 Fuß. Unkretig die längste Heilige in der christlichen Welt. Meine Sara, die Personification des ephesischen Schönen, der weibliche Typus luxuriösen Ameublements, fühlte sich ta ganz selig. „Let me see the Niagara and enjoy the St. John!“ sagte sie, und ich bedauerte, nicht Millionair zu sein, um

eine Reise mit ihr nach den Orinoko-Fällen zu machen und um uns, nachdem wir das Schönste der Welt gesehen, am Himalaya einen Tempel zu bauen, wo Bildhauerei und Malerei den Triumph feiern und gebirgige Musik uns mit den Schattenseiten des Lebens versöhne, als da sind: Kopfweh und Migräne, Zahnweh und sonstige Wehen; so durch Comfort etwa beschwichigt, doch durch keinen Luxus der Welt in angenehme Empfindungen metamorphosirt werden können. Die Fahrpreise auf dem Hudson sind sehr billig. Ein Dollar und fünfzig Cents von Albany nach Newyork. Für ein State-Room mit zwei Betten zwei Dollars und für eine Mahlzeit 75 Cents. Von La Crosse nach St. Paul, eine kleinere Entfernung, kostet es acht Dollars, ohne Eleganz, ohne Comfort, mit dem einzigen Vorzug: Stundenlang auf Sandbänken liegen zu bleiben und Betrachtungen anzustellen über die Gesetze der Harmonie in der physischen sowohl wie in der geistigen Welt.

Ein Musik-Corps, mit rothen Hosen und blauen Oberröcken uniformirt, spielte an Bord bei hellem Mondschein das Star Spangled Banner, das Hail Columbia und den Yankee-Dooble. Ja, wir haben jetzt aus voller Kehle zu dudeln und zu jodeln um die Republik zu „säen;“ denn die Rebellen sechten mit der Wuth eines angeschossenen Ebers und Columbia hat „helt“, seitdem man nach der Melodie der Monroedoxtrin in Mexiko singt: Gott erhalte Maximiliano primo, Imperatore! und Louis Napoleon intonirt: „der Teufel hol' die Republik!“

In den luxuriösen Salons bewegten sich über 600 Passagiere, meist elegante Herren und Damen. An der Speisetafel aber konnte man sagen: *tant de luxe pour une omelette!*)

Es war eine herrliche Mondnacht. Der colossale Palast schwebte auf der tiefen

*) So viel Luxus einer Omelette wegen!

Fluth des Hudson still und melanchollisch hinab und die Gebirge, photographischen Bildern ähnlich, lagen im Schooße der schlummernden Natur wie ein schwerer Traum. Der Hudson ist unkretig der schönste Strom von Amerika. Diese imposanten Gebirgshäupter, diese pittoresken Hügelungen; diese freundlichen Städte an beiden Ufern, diese Villas und mannigfaltigen Sommerresidenzen unserer modernen Raubritter, dieser breite, mit Steamern und Segeln bewegte Strom, kann nur mit dem Rhein verglichen werden, um ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Auch unser oberer Mississippi ist groß und erhaben; doch noch weit weniger kultivirt seine Ufer, wilder seine Conturen und monotoner.

Es war Sonntag als wir in Newyork ankamen. Die Geschäftslokale geschlossen, die Straßen boe und leer. Wir consignirten unser Gepäd an einen Express-Wagen und trrottirten *per pedes* circa zwei Meilen nach der Perry-Straße, wo ich bei meinem Laubsmann Dr. Kelemen, einem alten Bekannten, meine Ehkästle interimäler deponirt habe, indes ich mit ein Zimmer nahm in Vogel's Hotel. Und warum nicht wieder bei Diez, im Prescot-House? Weil vier Dollars per Tag ein zu hoher Preis für den Fadel. Uebrigens stehen die Aktien nicht so ganz schlecht, daß ich mir auch den Genuß der Diez'schen Restauration hätte versagen müssen. Prachtvolle Blumenvasen vor Delmonico in der fünften Avenue vertodeten mich, auch dieses Heiligthum Epikars, zu betreten und — 40 Cents für eine Tasse Kaffee zu bezahlen. Wie in Paris und sonstigen Großstädten läßt es sich auch in Newyork theuer und wohlfeil leben und obkchon in der Schule Epikars zur äußersten Linken gehbrend, versehe ich es doch auch, wenn nothwendig, mich pflichtgemäß, in ökonomischer Hinsicht, in die äußerste Linke der Stoa zu fügen. Käs und Brod sind die besten Bissen für Gefunde. — Und das: „immer Rebbhühner“ — wird am Ende eben so gleichgültig, wie immer Kludselisch mit Gankle.

Im Hause des Doctors trafen wir interessante und geistreiche Gesellschaft. Da war ein junger Kaufmann, mit seiner Frau, einer schönen Dame und ausgezeichneten Klavierspielerin, die er sich vor Kurzem als seine Braut von Bremen geholt hatte. Ferner Herr Schreiner, aus Un-arn, vormalig Bürgermeister zu Arad und Polizei-Chef während des ungarischen Befreiungskampfes; jetzt im Exil Professor der Musik und modernen Sprachen. *Sio fata tulere.**)

Eine Erzählung aus jener Zeit der Verheißungen mag hier als Epiloge dem Leser willkommen sein.

Die Schwarzenberg-Uhlanen, als sie von Debreczin aufgedrungen waren, hatten die Absicht die Marosch bei Maflo zu passieren. Das Volk stellte sich diesem Marschplan entgegen, aus Verdacht, Dieselben seien der ungarischen Sache nicht geneigt. Ein Aviso, das ein Geistlicher eines deutschen Dorfes zum Chef der Polizei (Schreiner) brachte, veranlaßte ihn sogleich eine Generalversammlung einzuberufen; indem die Uhlanen den Weg nach Arad eingeschlagen hatten. Man traf alle mögliche Vorkehrungsmaßregeln und wurde an den Commandanten der Truppen ein offizielles Schreiben abgesandt, in welchem ihm der Beschluß der Versammlung, daß den Uhlanen der Einmarsch zu Arad nicht gestattet werde, mitgeteilt ward. Obiger Chef wurde beordert, das Schreiben zu überliefern, bei welcher Gelegenheit Derselbe mündlich aufmerksam machte, daß dieser Beschluß mit Gewalt aufrecht erhalten wird, und daher man sich ihm fügen solle, um unnützes Blutvergießen zu verhindern. Auf dieses erwiderte der Commandant: „Ich bin da mit sechshundert Pifsen und werde mir den Weg zu bahnen wissen.“ Sagen Sie das Ihrer Versammlung! —

Zurückgekehrt mit der Antwort des Commandanten, wurde Alles zu den Waffen gerufen. Ein Parlamentair aus der

Festung von Arad erschien bei dem Polizei-Chef und drohte, die Stadt zu bombardiren, falls die Ungarn sich in einer Stunde nicht zurückziehen würden.

Auf dieses wurde eine Deputation nach der Festung geschickt, um zu Gunsten der Stadt Vorstellungen zu machen. In der Festung frug der Oberst: Wessen ist die Unterschrift des an mich geschickten Briefes? Einer der Deputirten erwiderte: „Es ist die Meinige, ich bin ein Diener der Bürgerschaft, und als solcher habe und mußte ich unterschreiben.“ Was, rief der Oberst: „auch ich bin ein Wiener und doch dem Kaiser treu.“ Nicht ein Wiener, ein Diener sagte ich, Herr Oberst.

Meine Geschäfte in der Weltstadt sind in wenigen Tagen abgemacht, was freilich bloß meine Schuld ist; denn ich habe sie nebst ihrer großen Schwester Philadelphia weder selbst ausgebeutet, noch durch Agenten ausbeuten lassen; die deutsch-amerikanische Journalistik aber gedeiht nur in einem höherem Maasstabe durch — Ausbeuten. Ach, dieser schmählichen Beute, die stupide Leute reich, und mittelmäßige Talente zu „Senatoren und Ministern macht!“ Also Beute, Ihr lieben Leute, Beute um jeden Preis, besonders um den des Charakters, damit etwas Rechtes in der Republik aus Euch werde! —

Das Vergnügen ist mir in New-York erste Bedingung und Entschädigung für das Triviale des Collectirens, oder bildlich gesprochen des Lumpenkammelns; denn Banknoten und Greenbacks sind ja das edle Fabrikat aus Lumpen.

In Gesellschaft der gebildeten Familie Blas, die früher in Cleveland wohnte, entschwanden mir wieder recht angenehme Stunden; die deutsche Oper, mit Forbes, sorgte für geistigen Genuß, der Centralpark, den ich in Gesellschaft von Damen besuchte, überraschte mich und übertraf meine Erwartung. Der Park ist noch lange

nicht vollendet und dürfte wohl nach zehn oder fünfzehn Jahren der großartigste Corso der Welt werden, in dem die Natur mit der Kunst in entzückende Harmonie gebracht wird.

Bei einem Besuch der Landmann'schen Gartenwirthschaft wurde eben von der katheolischen Gemeinde der zweiten Straßens-Kirche ein Plenic gefeiert, bei dem wohl an zweltausend Menschen sich betheiligt haben mögen. Ein deutsches Kirchweibfest in der That. Dieses Drängen und Treiben! Diese Lagerbiereconsumtion! Dieser schlagende Beweis des geistigen Fortschrittes in Folge des Ergens einer freien Presse! Diese gemüthlich geistlose Herde, begleitet von ihren Hirten, den Priestern, die ich an einem der Viertische an der Seite der Honoratioren vergnügt sitzen traf! Ach, konnte mir den Humor nicht verlagern, den Einnen Latein anzusprechen und mich ihm als den F Adler zu präsentiren. Er war ein Preßburger; also ein Landsmann. Der Geburt nach homogen, dem Geist und dem Beruf nach heterogen — das ist eben nichts Seltenes im Leben. Das Volk will betrogen sein; ist zu schwach sein eigener Priester zu sein, um den Weg in den Himmel zu finden. Es ist denn ganz natürlich, daß es seine geistlichen Führer verehrt und honorirt, die Achtung und Honorar verlieren würden, wenn sie es versuchen wollten, ihnen statt der heiligen Lügen und verführten Irrthümer die einfache Wahrheit der Natur zu predigen. Also man gebe den Schafen, was der Schafe ist und denke: „die Wolle ist des Schafens werth.“ Es ist eine ganz vergebene Mühe, die Borarttheile durch Schimpfen auf Pfaffen beseitigen zu wollen: so lange die Religion, sie möge eine heidnische, jüdische, — oder christliche sein, das Alpha bildet bei der Erziehung und das Omega die ganze Entwicklungperiode der Jugend hindurch, so lange wird es Bonzen, Rabbinen, Priester und Pfaffen geben.

Gullivortirt erst die Dummheit; dann wird es keine Pfaffen geben! —

*) So hat es das Fatum gebracht.

Ich machte Promenaden den Broadway auf und nieder; ich passirte die fünfte Avenue und sah Paläste von Kaufmanns-Fürsten und von Landpiraten der modernen Civilisation; ich gieng nach den Avenues A. und B. 1. und 2. und mehreren andern Straßen "über den Rhein", und sah da Hunderte von Kindern, roh, schmutzig und zerlumpt; große Backstein-Häuser, jedes von mehreren Familien bewohnt, große Kirchen, besonders alleinstehende, und in den Straßen von Deutschen bewohnt schwebten als Pendel der Demokratie colossale Lappen mit den Portraits von McClellan und Pendleton. Des Volkes Stimme, heißt es, ist Gottes Stimme und die unterste Schichte des Volkes ist eben demokratisch, unbekümmert um die Principien, welche der Partei zu Grunde liegen. Würde der liebe Gott, als guter Demokrat, über die Wahl verfügen und die Burgen Newjork und St. Paul der Maßstab der Staaten sein, so müßte Mc. Clellan Präsident werden, und das von Vielen gefürchtete Experiment wäre am Ende so übel nicht, um Krethi und Plethi a posteriori zu überzeugen, daß der Süden nur unter der Bedingung der Trennung, Frieden haben und daß er nie und nimmer mit uns in einer Union leben will und denke ich an Savannah, so geht es mir gerade so, und sage, was ich bei Ausbruch des Krieges in der St. Louiser Turner Halle zum Entsetzen der sich w a r z republikanischen Drahtzieher gesagt habe: "Ich möchte lieber in der Hölle wohnen als in einer Union, wie sie war." Ein Leuten in den demokratischen Quartieren ist Mac Clellan der Messias, der das Reich Gottes bringen soll, welches ist der Frieden, und den ehrlichen Abraham, der unsere Sphären, die Rothhäute zu Nochioland auf Dunkel Sam's Kosten gnädig füttert, nennen sie einen Bluthund. Der Name Lincoln und schwarzer Republikaner ist in diesen Quartieren verhaßt wie der Teufel.

Ah, der Central Park mit seinen herrlichen Grotten, Brücken, Teichen, Aueen,

Schwänen, Geiern, Merino-Böden, Adlern, Büßen großer Männer, Codfisch- und Stockfisch-Aristokraten bildet einen seltsamen Contrast mit den Troibern, Lumpensammlern, Kneipwirthen, Kleinhändlern und braven armen Handwerkern, daß man fast in Versuchung kömmt zu glauben, der Glaube an die heilige Dreifaltigkeit sei weit weniger mysteriös als der heilige Glaube an das Dogma der Gleichheit und Brudertliebe.

Hier kann man auch jene Klasse finden, die zur Erdzeit in der Revolution ausgerufen: Er hat ein Schnupstuch, er ist ein Aristokrat, an die Laterne mit ihm! und die bei Kravallen die größten Virtuosen sind im Plündern.

Indes wir Sheridan's Siege im Ehenanooah-Thal über den Rebellen-Generalen Carey feiern, herrscht unter den Kaufleuten ein fürchterlicher Schrecken in Folge des plötzlichen Fallens im Golde. Das nahe Ende des Krieges muß auch ein Fallen der Preise nach sich ziehen; aber ist denn das Ende wirklich schon so nahe? Man erlaube mir zu zweifeln. Das Gold ist gefallen und das Gold wird wieder steigen und der Bankrott kann, früher oder später, unmöglich verhindert werden, ob L. oder M. Präsident wird. Wie die Saiten nur bis zu einer gewissen Höhe gespannt werden können, ohne zu springen, so ist es auch mit dem Credit der Individuen und der Staaten. Unsere Saiten der Finanzen werden in Folge des Krieges bald jene Höhe erreicht haben, wo das Sprengen keine Macht der Erde wird verhindern können.

Auch Hr. Fremont's Acten als Präsidenschafts-Candidat sind auf Null herabgesunken. Er zog sich freiwillig zurück; wozu hielt kein großer Entschluß notwendig war; denn außer Missouri hätte er wohl keinen Staat bekommen. So wäre denn dadurch die Plattform der radikalen Demokratie eine *tabula rasa*; darum aber bleiben ihre Grundzüge frei

und wahr und müssen später noch zur Geltung kommen.

Meine Frau gefällt sich in Newyork so gut, daß sie keine Lust hat, zurück zu kehren. Nun, ich wünsche, daß sie ihre Fertigkeiten im Osten angenehm zubringen möge. Die Zukunft deckt ein dichter Schleier.

Von Newyork reidte ich allein nach Newhaven, Norwich, Boston und Hartford.

Die Deutschen in Newhaven sind im Begriff, eine freie Schule zu gründen. Der Verein besteht aus fünfzig Mitgliedern; der Bauplatz wurde bereits angekauft. Möge das rühmliche Unternehmen gedeihen und gute Früchte tragen am Baume der Intelligenz und der Tugend!

Durch Frau. Feldmann hat die Fackel in Newhaven einige neue Abonnenten erhalten. Wie die Menschen sich auf der Erde zerstreuen! Herr Feldmann ist ein Bruder des Dichters Feldmann, in dessen Gesellschaft ich 1835 von Trieste nach Griechenland reidte, und der gegenwärtig als Schriftsteller in Wien lebt. Er schrieb für die Bühne mehrere gute Piecen und hat sich über dem Niveau der Revolution zu halten gewußt.

In Norwich angekommen vermischte ich in meinem frühern Absteigquartier den freundlichen Empfang der Hausfrau, den ich mir in Springfield werde holen müssen, wo Herr Burbach ein Hotel übernommen hat.

Das schöne Norwich! Ich habe mich da an den Brüsten der bergbekränzten Schönen auf einsamen Promenaden in den breiten herrlichen Straßen, mit großen Aueen und prachtvollen Raub-Residenzen, wieder recht voll gefogen.

Die Reise nach Boston, so wie überhaupt in den Neuenglandstaaten, ist sehr angenehm. Viele blühende Landstädte und große Fabriken schmücken das pittoreske Land von Connecticut und Mas-

sachuffete. Die Bahnen sind gut, die Waggons bequem und nirgends Spuren von Brutalität und Rohheit, denen man so häufig auf westlichen Bahnen begegnet. Ich kann weiter den Temperenz-Sumbug, noch den Nationalismus billigen, Extravaganzen, denen ganz besonders in den Neuenglandstaaten gebührend wird; wenn ich aber bedenke, wie hier zu Lande das Trinken in habituelles Saufen ausartet und wie man eine gewisse Classe von Eingewanderten als Stimmgewölbe zu benutzen pflegt, zum Segen der Sklaverei und der Kirche, so muß ich seufzen und jagen, daß Mäßigkeit eine bloß die Folge von Trunkenheit und der Nationalismus die Folge hyperarchischer Bestrebungen sind. Schade, daß Beide selbst zum Uebel geworden sind, anstatt ein anderes Uebel zu heilen. Mäßigkeit ist Tugend, gänzliche Enthaltensamkeit ist Törfheit. Einen Normalunterricht, wenn auch nicht höhere Intelligenz, von einem stimmfähigen Bürger zu verlangen, ist vernünftig; das Stimmrecht auf Geburt basiren, ist unvernünftig und ungerecht zugleich. Am vernünftigsten aber und am gerechtesten wäre es, den indirecten Einfluß des heiligen Vaters zu Rom auf die inneren Angelegenheiten dieser Republik durch ein angemessenes Naturalisationsgesetz zu beseitigen. —

Am 26. October in Boston angekommen. Als ich eines Abends eben zu Bett gehen wollte, wird geklopft und ich folgte alsbald einer Einladung zu den Gebrüdern Hinkle, wo auch Dr. Geist anwesend war. Da hieß es nach Horaz: *nunc bibendum est.**) Und was wir tranken war nicht Fusel, es war echter Tokajer Wein. Von der Weincultur in Ungarn kam das Gespräch auf den Weinbau zu Egg Harbor, wo erwähnte Herren auch selbst Land eignen und Wein pflanzen. Dieses Egg Harbor, worüber ich schon so viel *pro* und *contra* gehört und gelesen, wollte ich schon oft besuchen, ohne bis jetzt noch hingekommen zu sein. Da nun

*) Setzt laffet uns trinken.

meine Frau nur mit Widerwillen nach St. Paul zurückkehren würde, des langen und strengen Winters wegen, so faßte ich hier nun den festen Entschluß, diese deutsche Schöpfung im Staate Jersey zu besuchen, und im Fall es mir gefallen sollte, mich dort anzukaufen, wozu die Lage zwischen New York und Philadelphia mich am wesentlichsten bewegen könnte. Also ein dreimaliges Hoch mit Tokajer Blut auf Egg Harbor! — Und — auf eine neue Hoffnung! Der Mensch ist doch ein unruhiges Geschöpf, fast nie zufrieden lasst er immer nach Veränderung, hofft und hofft und pflanzt seinen Anker noch am Grabe auf. Und das — wird dann wohl seine letzte Täuschung sein.

Bei meiner Ankunft in Boston haben eben die Einweihung der Turnhalle stattgefunden. Der Verein, sagte man mir, zählt hundert Mitglieder.

Die Bekanntschaft mit einem gebildeten jungen Deutschen, Hrn. Sommer Stiefeln des berühmten Optikers Vogtländer gewährte mir einige sehr angenehme Stunden, welche derselbe nicht nur geistig, sondern durch ein ausgezeichnetes Nachtessen in Blanc's Restaurant Parisien von Hiet Beauharnais, Bordeaux und Charcuterie auch physisch gewürzt hat.

In Clifford's Atelier, wo sich Herr Sommer meine alte Maske photographiren ließ, war ich Zeuge einer höchst interessanten Ohnmacht. Eine junge Dame, wurde im Moment der Sitzung tobend blaß und neigte sich in einer reizenden Stellung auf die Schulter einer Freundin. Was mag wohl Psyche veranlassen haben zu dieser Nervenaufrregung? Die Freude über das eigene Bild, oder der Eindruck des jungen Künstlers auf ihr Herz? Das Letztere ist wohl das Wahrscheinlichste.

Bin auch schon zwei Mal im Leben ohnmächtig geworden; ein Mal nach einem Sturz vom Pferd bei der Operation eines verrenkten Fußes durch einen magyrischen Bauer-Magnetiseur und das

andere Mal durch die Vertiefung des Verdauens eines Schnittes im Finger. So können denn auch verschiedene Ursachen einen und denselben Erfolg haben? Oder läßt sich vielmehr der Erfolg „die Ohnmacht“ auf Eine Ursache zurückführen? Ganz gewiß: die beim Photograpiren der Dame herrschende fixe Idee, der Sturz vom Pferd, der Schnitt in den Finger sind Ursache; Ueberreiz des Nervensystems ist Ursache, also immer nur: dieselbe Ursache, dieselbe Wirkung.

Wenn das Sterben so angenehm ist wie das Ohnmächtig werden, so möchte ich jede Stunde ein Mal sterben. Welche Todesart wohl die glücklichste, oder gar die angenehmste sein mag? Ich habe schon öfter gehört: die des Gehens wertens. Mag sein; danke jedoch für diesen letzten Reiz auf der Reise von der Erde nach dem Himmel.

Also auch Pfister der Wiener Feldkaplan der Kula ist nicht mehr; er, der gemüthliche Penzionist, der vollkommenste Typus eines österreichischen, katolischen Prieners! Ich vernahm die Kunde seines Todes zu Boston im Apollo-Garten, in Gesellschaft von Dr. Birnbaum und Gersdorf. Wenn ein gesunder Verstand (*mens sana*) nur in einem gesunden Körper wohnen kann, so mußte Pfister's Verstand höchst gesund gewesen sein; denn seinem gesunden rüßigen Corpus waren vierzehn Pfund Kalbfleisch zu einer Mahlzeit bios eine Bagatelle. Er ruhe in Frieden!

Ich drehte das Kaleidostrop und, siehe da, die schöne Frau von Norwich begrüßte mich im United States Hotel zu Springfield. Und das war keine optische Täuschung; aber immer nur eine der Erscheinungen, welche in der optischen Röhre der Streifzüge bald als regelmäßige Figuren, bald in Unordnung durcheinander sich präsentiren. Ich bin oft durch Springfield gereiset, habe mich jedoch da nie um Akontemien beworben. Daß Hrn. Burdach wurde nun auch der Fackel Eingang ver-

schafft, und dem schrecklichen Unglücken eine Gasse geöffnet. Springfield ist eine schöne und rührige Jankeestadt am Connecticut-Fluß. Es wohnen da an tausend Deutsche, worunter mehre wohlhabende Geschäftsleute. Deutsche Hotels sind zwei: das Erwähnte und das von Becherer. Es besteht hier ein Turn- und Gesangverein, Fortzing-Männerchor, mit guten Kräften; eine freie Schule unter Leitung des Lehrers B u d. Zu den bedeutendsten deutschen Geschäften gehören das Meuble-Geschäft des Hrn. Fropß (aus Tepliz in Böhmen) und das Kleider-Geschäft von Herrn F o t h.

Die Waffenwerkstätten (Armory) der Ver. Staaten daselbst umfassen ein Areal von fünfzig Ader Land. Es sind da einige zwanzig Gebäude, in denen drei tausend Menschen arbeiten, um durch ihre mörderischen Fabrikate den rebellischen Süden zu bändigen. Es ist für den Moralphilosophen nicht ganz leicht zu entscheiden, was für die Menschen entehrender sei, durch Sklaven Feld und Haus bestellen zu lassen, oder Waffen zu schmieden zur *en gros* Vertheilung der Menschen. Doch, was kümmern sich die Völker um Moralphilosophie; sie sind ein Produkt der Natur, die selbst nicht nach moralischen, sondern nach physischen Gesetzen schafft, um zu zerstören und mordet, um neues Leben zu schaffen. Und warum dann all das Leben und Sterben, das Schaffen und Zerstören intelligenter Wesen? Um eine Weile zu genießen und zu leiden, und aufzuhören zu sein, zurückzukehren in das Nichts? Und Alles das soll durch den Willen einer höchsten Intelligenz vor sich gehen, die man Gott nennt! Wie soll ich das: höchste Intelligenz begreifen? Wie soll ich mir Gott vorstellen? Ist er Geist, oder Materie? Was ist ein Geist? Ist er wie der Geruch der Blume die Aeußerung der Materie? Ach, ich stoße an eiserne Schranken, und vermag es nicht, auf der Schaubühne des Lebens

mit ihren Myriaden Schauspielern und Decorationen, diesem betnen Gott, dessen Existenz du mir zu beweisen suchst, hinter die Coullissen zu schauen. Es springt ein Dampfkessel und tödtet was ihm nahe ist — es schlägt der Blitz in die Kirche und tödtet die Betenden in ihrer Andacht; — es tobt der Ocean und verschlingt das stolze Schiff mit Jenen, die sich seiner Laune anvertrauten — Herodes läßt unschuldige Kinder tödten — Moses mordet auf Jhova's Befehl — Caligula wünscht der Menschheit Einen Nacken, um ihn mit Einem Streich herabzuschlagen der Räuber lauert auf Beute und mordet, um nicht verrathen zu werden — ein Thier verfolgt und verschlingt das andere und der Mensch, der Mensch führt Krieg gegen sein eigenes Geschlecht und hat den Mord *en masse* zur Tugend erhoben und in Systeme gebracht. Und alles Das durch die höchste Intelligenz! Alle diese Widersprüche, zwischen Vernunft und Unvernunft, Tugend und Laster unter der Regide Gottes! Laßt mich ungeschoren mit eurer Theologie, mit eurer Metaphysik; sie zeigen mir überall nur Götter, die der Mensch in seiner subjectiven Wesenheit nach sich selbst gemacht hat, um sie anzubeten, oder durch sie seine eitle Gelehrsamkeit und Phrasendrescherei zur Schau zu stellen. Nun so glaubt denn immerhin an Gott; schmiedet Waffen gegen eure Feinde, anstatt sie zu lieben, oder ihnen zu verzeihen, sie durch Vernunftgründe zu versöhnen; nur bildet euch nicht zu viel ein auf eure Civilisation, auf euer Christenthum und blickt nicht mit Bedauern, mit Verachtung oder gar mit Verdammung auf Jene herab, die nicht glauben, wie Ihr glaubt, die beiseiden zweifeln, wo Ihr anmaßend behauptet!

October, 1864.

Von Springfield fuhr ich nach Hartford. Die große Colt'sche Gewehrfabrik fand ich da größtentheils durch Feuer zer-

stört. Die Wittwe D r e h m hat sehr kurzem ein hübsches und comfortables Hotel eröffnet. In einem deutschen demokratischen Biersalon traf, oder besser gesagt, stieß ich mit einem deutschen Doctor — einem Bierbummler und Renommisten erster Classe — zusammen, der mich in seiner Haarbeutelbegeisterung mit dem Titel eines „politischen Lumpen“ beehrte, bloß darum, weil ich sagte, daß ich kein Parteilmann sei, daß ich an Wiederherstellung einer Union von freien Staaten glaube, und daß trotz aller Corruption das Volk noch immer nicht genug verbummt und demoralisirt sei, um *a la Mexico* auf den Trümmern der Republik eine Monarchie errichten zu können. Wenn im Bier ebenso wie im Wein Wahrheit liegt, so konnte man deutlich es vernehmen, daß der vor kurzem aus Deutschland eingewanderte Herr Doctor *medicinae* das amerikanische Volk eben so sehr haßt wie die Republik und Alle, die zu Gunsten der Republik schreiben oder sprechen. Der Herr Wirth, ein sehr guter Demokrat, würdigte mich keines freundlichen Wortes, nickte dem „guten Kunden des Hauses“ Beifall zu, bezahlte den Jahrgang der Fadel und gab sie auf; das elende Blatt, dessen Herausgeber, der politische Lump, nicht Vernunft genug besitzt, um Demokrat zu sein und Demokrat zu bleiben, gleichviel, welche Grundsätze die Demagogen der Partei dem Volke geben mögen, um unter dem Namen der Demokratie die der Sklaverei und dem Papste zu dienen. Doch darum Nichts für ungut. Jene geistreiche Conversation soll mir eine Lehre für die Zukunft sein: mich in Aneipen nie mit Dummern in ein politisches Gespräch einzulassen. O, das Delirium, das Delirium des Saufens ist ein eben so großes Unglück, wie das Delirium der Politik und des religiösen Wahnsinns!

Als ich mit „Grimm und Graub“ von Hartford zog hinaus, war es sehr lebhaft in der Hauptstraße, wo eben die Feuerleute in ihrer schmutzen rothen Uniform

versammelt waren, um in Procession durch die Stadt zu ziehen.

Ueber New-London fuhr ich nach New-York zurück, besuchte meine Gattin und machte einen Ausflug nach Newark und Orange. Dort überlieferte ich das Bild der Sängere von Young-Amerika an den Arion-Verein, und hier einen Brief an G. Herrmann, durch den nun auch in diesem Städtchen die Fadel Leser erhielt. Orange, im Staat New-Jersey, ist ein allerliebster Platz, mit Newark durch eine Strageneisenbahn verbunden. Der Waggon war so vollgefüllt, daß ich eine junge Frau auf ein Bein und ein Kind auf das andere zu placiren hatte. Orange zählt bereits 6000 Einwohner und kann durch den Eisenbahnverkehr ebenso wie Newark als eine Vorstadt von New-York betrachtet werden. General McClellan, Präsi- dentschafts-Candidat der demokratischen Partei, wohnt gegenwärtig in der Nähe von Orange auf einer Anhöhe im Hause eines Schwiegervaters. Der Staat New-Jersey ist ihm gewiß, obschon in der Regel niemand in seinem Vaterland als Prospekt gilt. So freig und miserabel auch die Plattform seiner Partei ist, auf die er sich mit einem Janusgesicht stellen soll, so würde ich doch nichts von der Zukunft krähen, falls er erwählt werden sollte, da ich ihn für keinen Verräther halte und glaube, daß er an der Spitze des Janus- gotts, der jetzt noch an eine Union glaubt, wie sie war, und an einen Frieden mit den Rebellen ohne Trennung, den Krieg in kürzerer Zeit, auch ohne Dornitz, zu Ende bringen würde, als Lincoln; doch Abraham wird ohne Zweifel wieder gewählt werden, und ich wünsche bloß, daß er künftig sich des Titels eines Tyrannen, den ihm seine politischen Gegner beilegen, durch Energie und schonungslose Strenge gegen die Verräther auch würdig bezeigen möge. Im Bürgerkrieg hat die Bruderschaft aufgehört, da gilt das Kosaische: Aug um Auge, Zahn um Zahn. Atlanta, Savannah, Charleston lassen das Loos Karthago's theilen und

sind die Festungswerke von Richmond wirk- lich unüberwindlich, so sind es doch die Bewohner nicht — durch Hunger. Der Krieg ist noch lange nicht aus; doch überlegen an Aimeen der freien Staaten muß der Süden unter- jocht, ja unterjocht werden, um der Freiheit einen dauernden Frieden zu erringen. Aber einig muß der Norden sein und wer jetzt noch zu Gunsten der Sklaverei gegen die freie Republik ist, mit dem heiße es nicht: an die Katene! sondern — wenn nach strengen Beweisen schuldig befunden — auf den Galgen! Ein Krieg, der bereits hunderttausend Leben als Opfer gekostet und eine gefährliche Finanz- Crisis zur Folge haben muß, kann nicht durch Compromisse auf der Basis „des Alten“ beendigt werden, ohne den Fluch der Nachkommen auf Jene zu laden, die zu dumm, oder zu schlecht waren, die Ursache nicht zu vernichten, welche den Krieg zur Folge hatte; ein solcher Krieg kann nur dann ein Segen der Völker sein, wenn er mit gänzlicher Vernichtung der Sklaverei und mit Reconstruction einer Union von freien Staaten endet.“ Amen. So geschhehes!

Auf dem Rückweg übernachtete ich in Newark zum Wäckerbund bei Diller, wo ich Gelegenheit hatte, mit mehreren Mitgliedern des Arion-Gesangvereins Bekanntschaft zu machen; tüchtige, freisinnige junge Leute.

Am 5. Oktober fuhr ich mit meiner Gattin von New-York nach Philadelphia, ihrer Geburtsstadt; die Stadt der Bräuberliebe, wo ich im Jahr 1837 als Redakteur der Alten und Neuen Welt, bei Wesselsbüsch, in der Brod-Strasse das erste Stück amerikanisches Brod ver- dienete; wo ich auf Freiessfüßen ging und selbig war; wo ich an der Seite des jetzigen Herausgebers der Freien Presse, Fr. W. Thomas, den Wahrheitsfor- scher mit blutigen Fingern gesetzt habe, um ihn mit der 13. Nummer in Einer Woche mit meinem ersten Kind, Oscar,

zu Grabe zu tragen. Die Stadt, wo ich zum ersten Mal in der Juliana-Kirche der freien Gemeinde des Hrn. P. G. S. G. als Kanzelredner versuchte und, ohne durchzufallen, über das Thema: Gott, Welt, Unsterblichkeit sprach. Von Gott und Unsterblichkeit wußte ich damals so wenig als ich jetzt weiß; die Welt ist in statu quo geblieben und ich bin, obschon älter und an Erfahrung reicher, noch immer dasselbe winzige Atom im All, das ich im Embryo war. Wie man diese Welt und das Leben doch so ganz anders betrachtet, wenn man sie durch die Brillen des Aletis beschaut! Wie groß, wie wünschenswerth erscheint dem Jüngling so Vieles, was der gereifte Mann, der Greis für klein und für gleichgültig hält!

Philadelphia ist eine große, höchst reinliche, an der Schuykill gelegene Stadt; eine Stadt, deren deutsche Bevölkerung allein der einer Großstadt Deutschlands gleichkommt. Und doch erscheint Philadel- phia bloß als großes, elegantes Dorf, wenn man von New-York's Broadway nach der Chesnut-Strasse kommt.

Placate verkünden während meines Hierseins eine republikanische Massenver- sammlung, zu welcher das Publikum ein- geladen wird, die Reden des Hrn. Carl Schurz, des Dr. Schütz und Anderer zu hören. Da ich mich als Redner — für Vorbeeren gleichgültig und für Partei- schmäbungen zu empfindlich geworden — vom Stump zurückgezogen habe, doch noch immer gerne Theil nehme an der Politik der Republik im Allgemeinen und da ich mich auch noch zum Publikum zählen zu dürfen glaube, so ging ich denn ebenfalls hin nach der Musikal-Fund-Hall in der Locuststrasse.

Die fatalen Locusten! Sie bringen mir den Teufels-See in's Gedächtniß, wo ich das Vergnügen des Geistes mit dem Angedenken eines Halsgeschwürs bezahlen mußte, an dem drei große Ärzte ihre Kunst versuchten. Fast reute mich der Vorfall, nach der Versammlung zu ga-

hen; denn die Locuststraße hatte für mich einen ominösen Klang. Es war ein finsterner Abend; ich mußte oftmals nach der Straße und nach der Halle fragen und die Meisten, die ich, in der fatalen Straße angelangt, gefragt habe, waren so schwarz, daß ich bloß aus ihrer Stimme er vernahmen konnte, daß sie Menschen — oder wie ein Demokrat und confederativer Republikaner sagen würde, — daß sie Neger waren. Endlich, nach einem Marsch von einer Meile stand Madveres an der Pforte der schwarzrepublikanischen Versammlung, und anstatt Entree zu verlangen, überreichte man ihm und Macern eine gedruckte Rede von Carl Schurz. Die Halle war mit circa vierhundert Zuhörern zur Hälfte gefüllt. Ich setzte mich auf eine Bank, welche unbesetzt blieb, und so sehr mich die Schwärme der Locusten am Teufelssee inkommodierten, so unbesätigt blieb ich da auf meinem isolierten Posten; von Mehren wohl belugt, doch von Keinem angesprochen. Da war denn keine Gefahr, wie weiland in der Turnhalle zu St. Louis bei Ausbruch des Krieges, aufgefordert zu werden eine Rede zu reden, welche, wenn verlangt, mich hier in dasselbe Dilemma bei den Drahtziehern gebracht haben würde als jene in St. Louis. Wie man doch zum Kokoko werden kann, wenn man sich zurückzieht vom Treiben des öffentlichen Lebens! Der in den dreißiger und vierziger Jahren vielbekannte Redakteur der Union und Neuen Welt, der Nationalisten-Redner, der in Newyork wöchentlich ein Auditorium von mehr als tausend Zuhörern hatte, sitzt jetzt im Jahr unseres Herrn Jesus Christus 1864 ungekannt und ungenannt in einer politischen Versammlung von Philadelphia und hört ruhig zu, wie dem Redner donnernder Beifall zugestimmt wird. Dr. Schütz weiß auch in der That den Nagel auf den Kopf zu treffen, er kennt den Michel und das Vol und verdient den Namen eines Volksredners in vollem Maße. Die Rede war, als Panegyrik, wirklich ausgezeichnet. Die begeisterten Tyrannen gegen Königthum, Pfaffenhum und Sklaverei wurden natürlich am lautesten

beifallt. „Friede mit den Rebellen nur dann, wenn der letzte Sklave frei wird.“ (Ich mischte mein stilles Bravo in den Beifall ein.) Man zerreiße eine Constitution, die solche Früchte bringt wie der jetzige Krieg. (Beifall.) Ich aber sage: wir haben einst zu dieser Constitution geschworen; also: man zerreiße sie nicht, sondern verbessere sie nach dem Geiste der Zeit. „Die Aristokratie des Südens wurde eine fluchtwürdige genannt.“ (Beifall.) Habe Nichts dagegen; frage jedoch: sind Fabriks-Aristokratie, die Stockfisch-Aristokratie, die allermodernste Chordy-Aristokratie weniger fluchtwürdig, wenn der Fuch dahin gedeutet werden soll, daß sie sich inögesammt vom Schweiß der Arbeiter und vom Beiruge mästen und groß ziehen? — Die Friedensbestrebungen der Opposition mit Anerkennung der jüdischen Conföderation wurde gezeffelt und mit Recht der Platforn von Baltimore der Vorzug gegeben. Herr Lincoln aber kam bei dem Vertrag am schlimmsten weg; er wurde wegen der Ehrlichkeit wegen gelobt, noch als Staatsmann gepriesen; bloß entschuldigt — so, daß er in der Glorie des begeisterten Abends bloß als personifischer Abklatsch eines notwendigen Uebels figurirte. Aumer, guter Lincoln, Dich hat Gott zum großen Mann gemacht und die Menschen werden dich in der Geschichte als den Bestreiter von vier Millionen Sklaven preisen. Ach, wie verschieden doch die Wege sind, ein großer Mann zu werden! Wie gerne und wie irthümlich mag oft die Handlungen des Menschen nach dem Erfolg beurtheilt, ohne Motive und Verhältnisse in Betracht zu ziehen!“

Die Rede des Dr. Schütz hat zwei Stunden ausgefüllt; so, daß dem Generalen Schurz Nichts übrig blieb zur Ergänzung und Derselbe bloß ein Danisagungsvoctum in Vorschlag brachte. — Ob er jedoch auch selbst, oder Andere noch gesprochen haben, weiß ich nicht; denn ich bin kein Freund von langem Stehen und ging den weiten Weg nach Hause.

So? Ach, wo bin ich denn eigentlich zu Hause? Ueberall und nirgends. Als ich vor vielen Jahren mit Erato einen Bund der Liebe schloß, da flüsterte ein Genius mir zu: „Du hast der Erde entsagt — du magst mit mir im Olymp wohnen, auf Erden sollst du keine bleibende Stätte haben.“ Und so geschah es. Des Jüngling's Stolz und Ideale, das Traumleben einer dichterischen Seligkeit waren in der Monarchie der Heimath nicht geeignet, dem „Sonderling“ eine Heimstätte zu erwerben und die möglichst strenge Principienreue und Consequenz des Mannes sind Eigenschaften in dieser Republik der Sklavenzucht und Geseßgertei a tout prix, welche ihm wohl den Genuß des Olymps oder des Himmels sichern mögen, aber nie einen bleibenden Platz auf Erden.

Am Tage nach der Versammlung, als ich auf der Collectionstour mich den Pflichten der Erde weidete, da wurde an einem Fenster geklopft und ich hineingerufen: „Ich möchte für Ihre Fadel abonniren, hiez es, und ich, von Staunen ergriffen, daß es in Philadelphie einen Menschen giebt, der aus eigenem Antrieb nach der Fadel brgeht, griff denn nach der Tasche und zeichnete den seltenen Namen des seltenen Mannes „Rehrwieder“ in die Liste. Ein junger Fresco-Mahler, dessen Vater, ebenfalls Künstler, 74 Jahre alt ist und noch recht gute historische Bilder in Delil liefert. Das jüngste Werk des greisen Malers ist der Sabinen-Raub. Das war keine Begebenheit, das war ein Ereigniß, welches von tausend und tausend Philistern umgeben ein Stück Himmel darreicht, um für die Erde zu entschädigen. Ach, dieser Philister, dieser Pfaffenfresser, dieser Communisten, Freigemeindler und Socialisten, Raisonneur, Ungläubigen u. Rationalisten, von denen aus circa vier Millionen etwa viertausend Schöneman Poll's Blätter für freies eligiöses Leben, Heizing's Pionier und die Fadel lesen!

„Ich war ein freier Bursche einst —
war das nicht dummi?“

Es lebe das Philistertum!“

Ich habe mir durch diesen Reim beinahe selbst das Urtheil gesprochen; denn die größte Demonstration der republikanischen Partei — die seit 1844, als die Nativisten den Culminationspunkt des Fremdenhasses erreicht hatten, stattgefunden — ging mir unbeachtet vorüber. Es soll zwei Stunden genommen haben, um die ganze Länge der Procession zu sehen. Wie der Mensch sich doch verändert! Vor zwanzig Jahren konnten mich solche Demonstrationen eines freien Volkes zu Thränen rühren; jetzt konnte mich Hufegetürr, Musik und Hurrahrufen nicht einmal bewegen, das Bett zu verlassen, um den Zug vorbeizusehen zu sehen. Wie doch Erfahrung und Alter den Menschen gleichgültig und sabel machen.

Ich habe in Philadelphia einen Sonntag zugebracht. Auch die Physiognomie dieser großen Stadt am christlichen Sabbath ist sabel, sehr sabel. Keine Spur von Freude zu sehen, keine Heiterkeit, keine Vergnügungen der Handwerker, die sechs Tage arbeiten, um Sonntags als Erholung sich in der Kirche zu langweilen; indes ihre Herren Pastoren sechs Tage spazieren gehen und am siebenten ihre Eloquenz verkaufen. — Hätte Schumann Pott's freisinnigen Vortrag besuchen können; doch das religiöse Thema, das ich ja selbst seit einigen zwanzig Jahren drehorgelmäßig herableire, ist mir völlig zum Edel geworden und werde das dogmatische Gebiet bald ganz verlassen und die Fortsetzung der herkulischen Arbeit, die Menschen aufzulären, anderen, jüngeren Reformern überlassen. Der Autoritätsglaube ist gar zu süß, gar zu bequem, gar zu gemüthlich, daß es beinahe Frevel ist, die alten verzogenen Kinder darin zu führen. Man müßte mit den kleinen Kindern beginnen — aber, aber — die werden, mit Ausnahmen, schon bei der Geburt von der heiligen Kirche in Beschlag genommen und durch ihre Diener geistig einmüthet. Daher die Reform so schwierig, der Fortschritt so lang-

sam; aber dennoch im großen Ganzen, mit der Vergangenheit verglichen, sicher und nicht zu unterdrücken.

Ich habe, durch Herrn Henry Kelly, einen Cousin meiner Gemahlin, die V. r. Staaten Schiffwerfte (Navy Yard) besucht, wo Derselbe seit vielen Jahren als Schiffbauer arbeitet. So schwer man die Menschen überzeugen kann, daß man von Gott oder Göttern Nichts wissen kann und die Unsterblichkeit eine nie zu lösende Sphynx ist; so langsam der geistige Fortschritt in religiöser Hinsicht, so staunenswerth sind Erfindungen und Verbesserungen auf dem Gebiete der Technik, besonders in der Kriegswissenschaft.

Des Morgens um ein Viertel vor Eleven wird in der Navy Yard mit einer Glocke den Arbeitern das Zeichen zur Arbeit gegeben. Es sind gegenwärtig drei tausend Arbeiter da beschäftigt. Ich sah hier zwei Monitors, den Tunris und den Tonawanda. Jedes dieser möderischen Böte hat vier 15zöllige Kanonen an seinem eisernen Bord. Letzteres ist 350 Fuß lang, 12 Fuß tief, mit einer Maschine von achthundert Pferdekraft, mit circa 300 Seeleuten bemant. Von diesen schwimmenden Ungeheuern sind bloß die eisernen Thürme, (turrets) über dem Wasserspiegel zu sehen. Es sind da gegenwärtig zwei große Kriegsschiffe an Bord. Das Widdergeschiff Albemarle liegt hier in Reparatur. Neben diesem das Kanonenboot Saffacus, dieses Jahr in der Schiffswerfte zu Washington gebaut. Der große Monitor, Schakamoran, der eben im Bau, ist 20 Fuß tief und 275 Fuß lang.

Wie oft wurde in frühern Jahren des Friedens in Zeitungen geklagt, daß wir keine Marine haben. Nun seht Ihr endlich so glücklich Euch, wenn nothwendig, mit England oder mit Frankreich messen zu können. Bei Ausbruch des Krieges fand Lincoln eine leere Schatzkammer, eine Armee von circa zwölftausend Mann, von welchen die besten Offiziere der Re-

bellion sich angeschlossen hatten, und eine kaum nennenswerthe Flotte! Jetzt kann die Republik den vereinten Mächten Europa's die Stirne bieten, wenn — Nord und West einig sind und die Malcontenten der Opposition aufhören, von einem faulen Frieden mit Rebellen zu faszeln: „Stegen oder sterben“ ist das Motto der heidenmüthigen und stolzen Rebellen. „Freiheit oder Tod sollte das Leitzelschrei ihrer Gegner sein.“

Im Angesicht der Navy Yard lag eben eine italienische Fregatte aus Genua. Der Ocean trennt entfernte Welttheile; der Dampf verbindet sie. Dampf und electromagnetische Kraft sind die großen Potenzen der Neuzeit die da unfehlbar sagen dürfen: „Es findet kein Rückschritt mehr statt.“

Von der Marine ging ich nach Herrn Martin Landenberger's großen Strumpfwaaren-Fabrik. Ich erwähne diesen Besuch, um einen Beitrag zur menschlichen Charakteristik zu liefern. Herr Landenberger streckte mir 1853 zum Drucke meines Drama's: Kossuth, oder: der Fall von Ungarn, hundert Dollars in Gold vor. Nach mehr als einem Jahr war es mir möglich vierzig Dollars auf Abschlag zu bezahlen. Von der Freisinnigkeit des Gläubigers nicht weniger überzeugt, als von seinem Wohlstand, schickte ich ihm als früheren Abonnenten die Fadel fortwährend zu und publicirte, ohne dazu aufgefordert, die Anzeige seines Geschäftes. Anstatt Kapital oder Zinsen je verlangt zu haben, erhielt ich vor zwei Jahren ein hübsches Geschenk aus seiner Fabrik für meine Töchter und nachdem wir nun schmerzweise abgerechnet, und ein Quitt herauskam, präsentirte er mir für meine Frau und drei Töchter elegante Wollenjaden und Shawls. Das ist ein Seitenstück zu Hrn. W. Willens in Baltimore, dessen Borschüsse auf beliebige Zeit es mir möglich machten, zu jener Zeit die Fadel ununterbrochen herauszugeben. Solche Gläubiger sind allen Dichtern und armen Journalisten zu empfeh-

len, bei denen fünfzig Thaler Vorschuß für sie selbst einen großen Werth haben und dem Publikum stets lohnende Zinsen tragen.

Nun soll es nach dem Eierhafen, das heißt nach Egg Harbor City gehen, um dort das Land von Schmulz's großen Verheißungen zu sehen.

Am 7. October um zwei Uhr Nachmittags setzte ich mich von der Disego-Straße aus in Bewegung, trottirte eine halbe Stunde durch die Front-Straße, mit Molasses-Käse und stockfisch-aristokratischem Dufte saturirt, zur Fabre, Ecke der Vine-Straße; passirte — *Washington's crossing* im Geranken — den breiten Strom Delaware und fuhr, für 1 Doll. 35 Cts., um halb nach Vier vom Depot ab, einundvierzig Meilen nach der deutschen aufblühenden Handels-, Fabrik- und Hafenstadt Egg Harbor City, gelegen — wie ich aus einem Pamphlet des Contractoren Herrn Louis Bullinger ersehen — in der schönsten deutschen Anstiedelung der Gloucester Landgut und Stadtgesellschaft, im Staate New-Jersey. Die Bahn, Camden- und Atlantic-Rail-Road, ist gut, die Waggon's bequem und in der Sommer-Saison von Tausenden befahren, die des Staubes in den Großstädten überdrüssig, Geld genug haben, um zu Atlantic City, 12 Meilen von Egg Harbor City, den porenverstopfenden Staub im Salzwasser des Oceans abzuwaschen und im Sande der Seestadt, „ohne Garten und ohne Schatten“ zu luftwandeln. In den Ufern des Oceans sind, wie bekannt, überall Sandhügel aufgehäuft. Der Staat Jersey am Ocean gelegen hat denn auch größtentheils einen sandigen Boden, in welchem jedoch alle Sorten von Getraide, Gemüse, Reben und Kernobstsorten, bei gehöriger Düngung, gezogen werden können. Besonders günstig sind da Boden und Klima für Pbirfige, welche an Aroma alle übrigen der Union übertreffen.

Im Waggon wurde viel deutsch ge-

sprochen. Fünfzehn Meilen von Philadelphia ist die Gegend fleißig cultivirt und wer ein Freund von Flächen ist, der wird sie mit den Kornfeldern, Gemüses- und Obstgärten sogar hübsch finden. Nun aber, von der Station Langcoming an, kömmt man in eine wüste Region von Fichten, Tannen, verkrüppelten Eichen und wildem Gesträuch, aus denen hier und da eine Farm hervorsticht. Auf der kurzen Strecke der Fahrt passirten wir Waterford, Winslow, Hamilton, Daconta und Ellwood, hübsche kleine Städtchen (*villages*). In Ellwood erscheint sogar eine Zeitung, ein *McClellan-Organ*, *The Democrat and Register* herausgegeben von D. A. Douglas. Unterwegs sprach mich ein Herr bei meinem Namen an und siehe da, es war der Herausgeber erwähnten Blattes, der in Newark Zegerlehrling war, als ich dort *gi levant* zwei Jahre als Sprachlehrer gelebt habe; wenn der Mann ein so gutes Jucidium als Gedächtniß hat, so kann die Sklaverei durch Souveränität der Sklavenstaaten garantirt, und so eine „Union wie sie war.“ einen wackeren Verteidiger an ihm finden.

Bei Waterford erinnerte ich mich an das am mexicanischen Golf gelegene Indianola in Texas; nur daß dort Cactusse und Myrten aus dem sandigen Boden hervorschießen und hier ärmliche Fichten. Bei Winslow kann man sich ein Stück Lüneburger Halbe repräsentiren.

Es war dunkel als wir zu Egg Harbor ankamen. Die Stadt liegt unmittelbar an der Eisenbahn. Das kleine Depot, ohne alle Bequemlichkeit, zeigt, daß der Verkehr hier noch nicht sehr bedeutend ist. Diejem gegenüber stehen das New York Hotel, Louis Bullinger's geschmackvolles Haus mit einer jungen Gartenanlage, und ein Paar andere hübsche Wohnhäuser. Ueber Alle ragt eine große und stolze Baute, der Vollendung nahe, emporgestimmt für eine polytechnische Schule. Die Fronthäuser haben mich in der A-

benbeleuchtung sehr freundlich überrascht. Ich stieg im New York Hotel ab, wo es nach der eben geschlossenen Agricultur-Ausstellung in der Schenkstube recht lebhaft herging. Da man kein Fremdenbuch führt, hatte ich Gelegenheit, unbekannt hier zu verweilen, ohne Besuche zu machen. Nach dem Nachtessen, das sehr gut war, gieng ich in das Theater, nahe vom Hotel gelegen. Man gab, wie gewöhnlich, eine Posse.

Das fahle Licht des Mondes zeigte mir auf dem Wege dahin und auf einer weiteren Nachwandlung einige breite Avenues mit jungen Bäumen in Reihen bepflanzt. Avenues, welche nach fünfzig oder mehr Jahren, wenn etwa Egg Harbor das Glück haben sollte, eine Handels- und Fabrikstadt zu werden, den Omnibussen mehr Raum bieten werden als der Broadway, oder die Chesnutstraße in ihrer Nachbarstadt. Die Bauart von Egg Harbor ist die gewöhnliche amerikanische, theils von Backsteinen, theils von Brettern, weiß oder braun mit Dehlfarbe angestrichen.

Die Militär-Halle, wo sich das Theater befindet, ist hübsch und geräumig, die Bühne klein und die Vorstellungen den Piecen angemessen. Die Bänke waren mit einem nicht fashionablen, doch sehr anständigen Publikum von ca. 150 Personen besetzt. Die amerikanisch-demokratisch-deutsche Sitte, im Theater zu rauchen und Bier zu verzapfen, ist auch hier eingeführt. Zum Rauchen haben es die deutschen Frauen, Gott sei Dank, auf dem Wege der Emancipation auch in Egg Harbor noch nicht gebracht.

Es wurde, *more consveto*, um die Bühne zur Bildungsschule zu machen, eine Posse gegeben, von welcher ich einen Akt mit ansah. Emma Fellmann, vom Baltimorer Turnertheater, spielte recht brav und hat eine sehr hübsche jugendliche Bühnenfigur. Aber das Klavier, das fürchterliche Klavier u. die noch fürchterlichere Fidel als Orchester—

das war eine etwas zu große Folter für mein Trommelfell, wofür mir weder Fräulein Emma, noch das gute Lagerbier hinlänglichen Ersatz leisten konnten.

Nach dem Theater Ball; während dessen ich auf meinem spiritanischen Lager von allerlei irdischen und überirdischen Dingen träumte, die keine Seele interessieren; also auch nicht verdienen erwähnt zu werden. Früh des Morgens noch vor dem Frühstück machte ich mich auf die Beine, um eine größere Tour zu machen und zu sehen, ob ich einen Platz finden kann, um mich da anzusiedeln.

Durch die Liverpool Avenue, hundert Fuß breit, trotzte ich fürbaß; ein Zettel an einem alten Framehaus bewog mich, nach dem Preis zu fragen: Zwölfhundert Dollars, hieß es: Haus nebst zwei Lotten (Bauplätzen). Zuviel für alte Waare, dachte ich, und ging eine viertel Meile in der Richtung von Pracht's Farm in's Freie hinaus. Da traf ich einen Mann mit Einfriedung von Bauplätzen beschäftigt. Wem gehören diese Lotten? frug ich: „Herrn Doktor Schmöle in Philadelphia.“ Wie groß sind sie? „37 Front und 150 tief.“ Der Preis? 38 Dollars und 50 Cents. Sehr billig, in der That. Lieberhaupt sind die Preise im Allgemeinen sehr billig gestellt und den Käufern werden durch Ratenzahlungen große Vortheile geboten.

Zwischen wildem Gebüsch wendete ich mich auf einem Fahrwege rechts hinüber nach der Pennsylvania Avenue. Hier bemerkte ich zwei Lotten mit Reben bepflanzt. Wenn ich mich recht besinne, heißt der Eigenthümer Glodenbrind. Ein sehr gefälliger Mann, der mich in seinen Weingarten führte und mit der Schaufel den Boden aufwarf, um zu zeigen, wie der sandige Boden durch Muscheln und Sumpferde mit dem besten Erfolg gedüngt werden kann. Dieses Düngen, sagt er, habe ihm viel Geld und Mühe gekostet, jetzt lohnt es sich aber auch durch reichen Ertrag von Trauben. Die Trauben, die

ich vom Stock weg gepflückt, waren ausgezeichnet, und so läßt es sich denn erwarten, daß man hier guten Wein produciren werde. Sein Nachbar hatte ein Fäßchen Most, den er mir kosten ließ, um mich von der Qualität des Egg Harbor Weines zu überzeugen. Herr Glockenkriek war der Einzige, der mich nach meinem Namen frug und so mußte ich denn das Incognito brechen, indem ich sagte: mein Name ist Samuel. Also, Herr Samuel dankte für den freundlichen Empfang und kehrte zurück zum Frühstück.

Die breiten Straßen und die großen Namen derselben zeigen, daß der Gründer von Egg Harbor mit sehr sanguinischen Hoffnungen zu Werke ging. Mögen sie erfüllt werden! Eins ist übrigens gewiß, daß alle auf Speculationen, unter leichtesten Begingnissen gegründeten deutschen Städte es bis jetzt nie über gemüthliche deutsche Dörfer gebracht haben. Etwa wird Egg Harbor der günstigen Lage wegen zwischen New-York und Philadelphia eine Ausnahme machen, was aber unbedingt nur dann der Fall sein kann, wenn Kapitalisten sich da niederlassen, denn ohne Kapital keine Fabriken, kein Handel. Bis jetzt fehlt der Nervus und die Stadt hat es auf dem groß ausgelegten Terrain noch nicht über 2000 Seelen gebracht. Doch sind bereits vier Kirchen da und eine fünfte ist im Bau. Die herrlichen Avenues, in denen ich bei einer dritten Wanderung in einer Stunde ca. zehn Menschen begegnete, kamen mir vor wie ein modernes Popeji, das man aus den Sandfeldern des atlantischen Oceans herausgrub. Auch spazierte eine magere Kuh in der Agassiz Avenue auf und nieder, die mit derselben naturhistorischen Niedergeschlagenheit Gras zu suchen schien, wie Ahasveros einen bleibenden Bohnsitz. Hier giebt es keine Wiesen; daher es auch hier der Kühe und Pferde nur sehr wenige giebt und woher es sich mir erklärt hat, warum nur einige Häuser einen Stall haben. Milch und Butter kommen von Philadelphia. Es woh-

nen hier sehr intelligente und gebildete Familien, von denen ich einige schon vormals in Baltimore gekannt; aber ich habe Niemanden besucht, im bitteren Gefühl der getäuschten Erwartung.

Mag der Boden auch durch rationelle Behandlung die edelsten Trauben und Pflirsige hervorbringen, mögen auch die schönsten Rosen und Dahlien blühen; Kohl und Rüben und sonstige Gemüse üppig gedeihen; Alles Vortheile, die vielen Ansiedlern genügen: meinem Geschmack, meiner Weise, mich heimisch zu fühlen, kann Das nicht genügen und das mag man eben mir und nicht Egg Harbor zur Schuld anrechnen. Eine Gegend „wo man meilenweit Nichts sieht, als Eichengebüsch, Fichten, Ebern und Sumpfland, wo kein Berg, kein Hügel zu sehen, wo keine blumige Wiese das Aug entzückt, wo kein Schattenbaum gegen die heiße Sommerhitze Schutz bietet; wo keine Singvögel den Lenz verherrlichen, wo kein Bach fließt und keine Quelle rieselt; wo die aus dem Ocean gestiegene Tellus noch nicht im Stande ist üppige Vegetation zu schaffen; wo man unwillkürlich an Sahara oder Linsburg erinnert wird, dort kann für den kein freiwilliges Asyl sein, der im prosaischen Leben Amerika's noch nicht alle Poesie verloren hat. Nein, so schwer ist des Dichters Fluch noch immer nicht, um ihn nach einer sandigen Ebene zu verbannen. In St. Paul oder New-Ulm entschädigt doch für den langen Winter ein herrlicher Sommer, eine pittoreske Umgebung. Was soll mich zu Egg Harbor entschädigen für das Entbehren aller Reize der Natur? Das gemüthliche deutsche Leben? Es ist mir viel zu monoton. Die Trauben und Pflirsige, die ich erst pflanzen müßte? Bin zu alt dazu. Die Nähe von Newyork oder Philadelphia? Da zieh ich lieber so gleich dahin. Die hunderttausend Menschen, die in der Sommersaison Egg Harbor vorbeie nach Atlantic City fahren? Ach, was können diese meinem Geiste, oder meinem Herzen bieten! Al-

so, lieber Dr. Geiſt, lieber Herr Hinde, mag Ihr Lieblingsplatz Egg Harbor Alles bieten, was Tausenden von Menschen genügt, mir bietet es gerade Das nicht, was Hauptbedingung ist um mich zu einer freiwilligen Ortsveränderung zu bewegen. Da es aber der poetischen Naturen nur sehr wenige giebt, so kann Egg Harbor immer noch mit der Zeit eine große Stadt werden, mit Fabriken und mit Handel. Rom ward nicht Einem Jahr gebaut. Auch dort scheint in poetischer und pittoresker Hinsicht der Blick auf der Umgebung zu ruhen und dennoch war Rom die Stadt der römischen Césaren und ist jetzt die Residenz der Päpste.

In Egg Harbor erscheint eine deutsche Zeitung, meist den Interessen der Gesellschaft gewidmet. Der Turnverein zählt zwanzig Mitglieder.

Gerne wäre ich hier über Sonntag geblieben; da ich aber den Museen keinen Comfort bieten konnte, eilte ich nach Atlantic City und von dort zurück nach Philadelphia.

Atlantic City ist eine Stadt von Hotels und Boardinghäusern, in denen in den Sommermonaten Lurus und Faszion ihre Altiäre aufschlagen, indes sie den Rest des Jahres über menschenleer und geschlossen sind. Am Depot eignet Herr Schausler ein großes Gasthaus, das gut geführt wird.

Auch hier sind die parallel laufenden Straßen circa hundert Fuß breit. Die Bauart sämtlicher Häuser ist leicht. Zur Verschönerung durch Gärten ist Nichts geschehen. Wenige Cederngruppen ist Alles, was die Erde hier hervorzubringen im Stande war. In der Sommer-saison bewegen sich da 15 bis 16,000 Menschen. Jetzt wohnen an 400 Personen hier, von den 168 stimmbfähige Bürger. Für den Gottesdienst der Badegäste ist durch drei Kirchen gesorgt,

eine Katholische, eine Presbyterianer und eine Methodistentirche.

„Wir verdienen hier in zwei Monaten mehr, sagte ein Deutscher, als unsere Nachbarn in der Strafcolonne von Egg Harbor im ganzen Jahr.“ Nun. Geld machen ist ja auch der Hauptzweck der Geschäftsleute, besonders in einem Badeorte und was in Egg Harbor noch nicht ist, das kann ja noch werden.

Ich bestieg den 176 Fuß hohen Leuchthurm, auf welchen eine Wendeltreppe von Gußeisen hinaufführt. Wild wogend schäumte der Ocean und wogend schlug mein Herz hinüber in momentaner Sehnsucht nach — dem lieben Vaterland. Auf einige Meilen hin am Ufer sind Schneelavinen ähnlich weiße Sandberge aufgehäuft und weiter hin erstreckt sich ein großes Sumpfbiet, an dessen Saume die Vegetation mit Eichengestrüpp beginnt. Ein wildes und erhabenes Bild, aller Reize bar, ohne ein Gefühl der Wonne zu erregen.

Auf dem Rückwege überfiel mich im Waggon ein Fieberfrost, um mich mit der hier endemischen Krankheit „Jersey Chill“ bekannt zu machen.

Am 11. October fuhr ich nach Baltimore und ließ meine Frau auf beliebigen Besuch bei ihren Verwandten zurück.

Baltimore ist nicht mehr die Rowdy-Stadt, welche sie früher war und Maryland ist kein Sklavenstaat mehr. Die neue Constitution des Staates ging mit einer Majorität von 375 Stimmen durch. Die Entscheidung hing wie Damokles' Schwert über den Freunden der Freiheit, bis endlich die Stimmen von allen Counties einlamen und das Soldaten-Votum den Ausschlag gab. Die Stadt hat sich am Besten gezeigt: von 11,730 Stimmen fielen 7,572 für die neue Verfassung eines freien Staates Missouri und Kentucky mögen sich ein Beispiel nehmen an Maryland — my Maryland! —

Die Entwicklung des geistigen Lebens der Deutschen in Baltimore zeigte sich mir auf erfreuliche Weise durch den Bau eines großen Schulgebäudes des tüchtigen und unternehmenden Lehrers, Hrn. Knapp und durch eine großartige Baute, welche der Concordia-Verein ausführen läßt. Knapp's German-Englisch-Institute, im Center der Stadt gelegen, wird aus zehn geräumigen Schulzimmern bestehen. Zwei Räume sind für Mädchen, ein Saal ist für Prüfungen bestimmt. Im Hofe sind die Apparate für Turnübungen. Das Gebäude mit Grund kostet 20,000 Dollars. Das Gebäude der Concordia ist 70 Fuß Front und 167 Fuß tief, mit zwei Sälen. Die Front ist aus Gußeisen. Dieser Verein besteht schon seit vielen Jahren, repräsentirt die Intelligenz der Stadt und thut sehr Viel für geselliges Vergnügen.

Durch Bekanntschaft mit dem Stewart Hrn. Schulz habe ich das Hospital besucht, für Rebellen bestimmt. Apotheker und Stewart sind Deutsche, beide sehr intelligente und freisinnige junge Männer. Es sind gegenwärtig 500 Kranke da. Auf meinem Wege dahin sah ich einen Transport von tausend „Crabs“ als Gefangene nach Point Look out durchmarschieren. Ein herrlicher Platz für Gefangene. Look out, how you may get out! Es ist wirklich ein kläglicher Anblick, diese armen Teufel zu sehen, von denen so Mancher, jetzt zerlumpt, schöne Tage von Aranjuez im sonnigen Süden gesehen und genossen haben mag!

Die herannahende Präficientenwahl ist neben dem Kriegs-Bulletins jetzt Hauptgegenstand der Zeitungen und der Gespräche. In den Waggons wurde man fast bei jeder Fahrt angegangen, die Stimme für L. oder M. abzugeben. Ich habe, trotz alledem, sieben Mal für Lincoln gestimmt, mit Vorbehalt, aus Consequenz bei der wirklichen Abstimmung am 12. November gar nicht zu stimmen. Lincoln hat jedes Mal eine große Mehrheit erhalten und ich zweifle nicht im Geringsten, daß er auch ohne mich im weißen

Von Altoona einen Absteher nach Hollidayburg gemacht. Ich habe dort einige aufrichtige, alte Freunde, bei denen ich gerne wenigstens einen Tag verweilt hätte; doch es zog mich unwiderstehlich heimwärts, da ich seit drei Wochen keine Briefe erhalten.

Die Fahrt über die Alleghenies machte ich bei Tag. Unser Zug, mit einigen zwanzig Karren im Schlepptan, zog brausend durch die Gebirge hin, einer Riesenschlange gleich bald an Abgründen sich hinwindend, bald zwischen hohen durchgebrosenen Felsstränden, bald durch langer Tunnel's schaurige Nacht.

Von Altoona nach Johnstown, Pa., sind 37 Meilen. Zwanzig Meilen diesseits hielten wir vor Crescent, wo ein großes Hotel steht, das in der Sommersaison stark frequentirt wird, um da die frische Bergluft zu genießen.

Johnstown's habe ich schon öfter auf meinen Jügen erwähnt. Es hat eine wildromantische Lage. Von Prospect Hill hat man eine herrliche Aussicht auf das bergbekränzte Thal.

Bei Herrn Luckhart wurden mir einige genußreiche Momente zu Theil, gespendet durch seine vierzehnjährige Tochter, die Chopin's Concertstücke und Thalberg's *Don Juan* mit der Präcision eines Künstlers vortrug.

Nicht nur in Minnesota hat man zuweilen im Oktober Frost, auch hier war es am 19. kalt und in den Bergen fiel zwei Zoll tiefer Schnee.

Von Johnstown setzte ich die interessante Gebirgsreise nach Pittsburg fort. Hier und in Birmingham nahm das Collekturen alle meine Zeit in Anspruch. Anstatt, dem vorgeschlagenen Plan gemäß, von hier direct nach St. Paul zu reisen, hatte ich mich, der Finanzen wegen, nach einer andern Richtung hin zu bestimmen. Ich ging denn per Eisenbahn nach Wheeling,

Wa. und von da auf dem Ohio an Bord des Expresbootes nach Marietta, einem früher noch nie berührten Plage. Duster, doch ruhig, wie meine innere Welt, lagen die schmutzberaubten Hügel von Virginien und Ohio vor den Blicken. Das Publikum an Bord war ein ziemlich rauhes, das am glühenden Ofen, mit orientalem Schweigen, im Kreise saß. Der Capt. Parson und der Clerik Anschütz verdienen ihrer Freundlichkeit wegen, die auf Böden zur Ausnahme gehört, erwähnt zu werden. Es war Nacht, als wir zu Marietta ankamen. Ich ging in das nahe National-Hotel, das mit Dehlppekulantien und sonstigen Leuten so überfüllt war, daß ein Bett, auf dem Porlor-Flur aufgeschlagen, als Gnadenakt betrachtet werden konnte.

Des Morgens siedelte ich nach der „Deutschen Heimath“ über. Das Städtchen, das Kletste im Nordwesten, mit 300 deutschen Familien, ist sehr annuthig gelegen. In der Nähe sind uner-schöpfliche Quellen von Petroleum, ein Oehl, das in neuerer Zeit Kerzen und Campfin aus den meisten Häusern verdrängt hat und das so manchen armen Teufel zum reichen Mann macht.

In Gesellschaft des Hrn. Corey, vormals an der Zeitschrift: „Locomotive“ zu Philadelphia theilhaft, macht ich einen Spaziergang nach einem Indianer-Hügel (*mound, tumulus*), in der Form jener, wie man sie häufig im Orient trifft und auch jekem ähnlich, den ich auf dem Schlachtfelde von Marathon gesehen. Der von Menschenhänden gebaute Hügel zu Marietta scheint eher zur Verteidigung gegen feindliche Stämme, als zu einer Grabstätte geblent zu haben. Auf dem Hügel prangen einige häßliche Eichen, so vom Alter des Werkes Zeugen. In der Nähe sind auch noch Spuren von indianischen Schanzgräben. Der Kirchhof in unmittelbarer Nähe des Indianer-Mound enthält die Ueberreste und Denksteine von einigen denkwürdigen Personen. Hier

liegt Comptodore Abraham Whipple, der im 85ten Lebensalter starb. Jonathan Meigs, General-Postmeister, der im Jahr 1825 mit Tod abging. Unter den Lebenden traf ich einen Zeugen meiner Leiden zu Savannah, Hrn. Schramm. „Eh! ist die Erinnerung der Vergangenheit.“ — Marietta hat ein Collegium, eine deutsche Apotheke, zwei deutsche Aerzte, eine deutsche Schule. Schwade, daß diese romanisch-situirte Stadt zwei gefährliche Nachbarn hat, den Ohio und den Muskingum, welche bei hohem Wasser einen großen Theil derselben überschwemmen.

Am 14. kam ich nach Parkersburg, am virginischen Ufer des Ohio gelegen. Vor mehren Jahren fiel mir nahe dieser Stadt eine Uhr, ein Andenken von meinem Vater, nebst goldner Kette in den Strom, wo sie wohl noch begraben liegt. Da nach einem zweistündigen Aufenthalt ein Dämpfer ankam, der den Strom hinab ging, eilte ich, die Kiste mit sieben Abonnenten vermehrt — ungeru fort, da ich hier recht intelligente Deutsche traf, bei denen ich mit Vergnügen einen Tag verweilt hätte.

Ich fuhr von da 140 Meilen, bei sehr günstigem Wetter, nach Fronton, wo ich im Fronton House, das gut geführt wird, sehr freundliche Aufnahme fand.

Nach zwei Jahren traf ich hier, leiber, zwei meiner besten Freunde nicht zu Hause. Die Nacht hindurch auf unserer Fahrt wurden Häßer eingeloben und am Morgen hielt uns der Nebel zurück. Eine langsame und langweilige Reise, um so langweiliger, wenn man nach bald zwei monatlicher Abwesenheit sich nach dem Hafen der Heimath sehnt. Vor meinem Zimmer stand eine Kiste mit der Aufschrift: *Glass with care.* (Glas mit Sorgfalt.) Doch der Lodiengeruch, der den Poren der Kiste entwich, ließ auf den wahren Inhalt, auf eine Leiche, schließen. So schreibt denn der Mensch selbst noch auf Leichen eine Lüge!

Es hat geschelt. Man drängt und postirt sich an die Tafel — Aller Augen sind

nach Oben gerichtet, ob die Damen bereits alle ihre Sitze eingenommen — endlich setzt man sich und füllt die ealvanischen Lampen mit allerlei thierischen und vegetabilischen Stoffen. Ueber Quantität hat man auf Reisen in Amerika nicht zu klagen, doch häufig über Qualität.

Vor Cayenne trafen wie ein Dampfboot mit Soldaten gefüllt; sie sind da, um einer bedrohten Razzia der Rebellen zu wegnen. Wie es die Ruinen mehrerer Häuser bezeugen, haben diese galanten Herren den Bewohnern von Cayenne schon früher einen Besuch abgestattet. Pomoy passiert, wo der Guerillaführer Morjan gefangen genommen wurde. Wenn er jetzt weder im Himmel, noch in der Hölle ist, so ist er doch, Gott Lob, nicht sehr unter den Lebenden, um sie zu plündern.

Nach Portsmouth, 30 Meilen, fuhr ich an Bord des „Telegraph“, eines ausgezeichneten Bootes. In Portsmouth machte ich einen Morgenspaziergang von anderthalb Meilen nach Wälty's Farm und Weinberg. Ein herrliches Thal, das Thal des Scioto!

Nach Cincinnati ging es an Bord eines sehr guten Bootes. Der Capitain, deutscher Abkunft, heißt Kobwida. Dieses Boot, Bostona, macht regelmäßig drei Fahrten zwischen Cincinnati und Portsmouth.

Am 29. um 2 Uhr des Morgens landeten wir an der Levee von Cincinnati. Wie gerne hätte ich da meine Freunde besucht! Doch da eben des Morgens um 1 Uhr der Zug nach Indianapolis abging, und Eile Noth that, fuhr ich mit dem Morgen-Express nach Indianapolis und von da, nach einem Aufenthalt von wenigen Stunden nach Chicago. Von hier nach *Prairie du Chien*; nahm da das Boot nach La Crosse und fuhr, nach kurzem Lawiren, auf dem niedrigen Mississippi nach St. Paul. Auf dieser höchst ungewöhnlichen Fahrt, wo man in dieser

Saison der Kälte wegen in der Cajüte festfrieren muß, wo auch nicht Ein Mensch an Bord der schwimmenden Ruffschalen war, der mich angezogen hätte, wo dem überfüllten Raume wegen kein Comfort zu finden, auf dieser Fahrt waren es die „Frauen der französischen Revolution“ — von Michelet — die mich vor dem Seelenkerker der Langeweile schützten. Mit diesen Frauen gedenke ich auch meine Leser im nächsten Jahrgang der Fadel bekannt zu machen. Eine höchst interessante Lectüre, die auch bei Wiederholung Genuß gewährt. —

November, 1864.

Endlich am 3. November hatten wir die Stadt St. Paul mit ihren Bluffs und pittoresken Scenerien vor uns. Es war ein prachtvoller Morgen. Keine Wolke trübte den Himmel und die Strahlen der Sonne waren so mild, daß man die Cajüte verlassen konnte, um das schöne Bild zu genießen. Ich war sehr heiter gestimmt und sang an einem isolirten Posten mein altes ungarisches Lied, aus dem sich einst ein ganzer Roman entspann: „*Csere bogar, kis madar*“ und anstatt *Lina* rief mir das Echo zu: *Sara*.

Schon sehe ich das idyllische kleine Haus unter den Eichen — wie werde ich die Kinder antreffen? und, siehe da, als bald laufen mir die Jungen entgegen, freudig den Vater begrüßend. Auch *Sara* traf ich wieder zu Hause, nachdem er auf der Farm zur Einsicht gekommen, daß es doch besser sei, in die Schule zu gehen, nun ein fleißiger und braver Schüler geworden. Aber, aber, diese Freude wurde bald verbittert, als ich erfuhr, daß mein *Philosoph* Hofer, dem ich die Kinder anvertraut hatte, zum *Philosof* entartet, die Fadel und mich im Stiche ließ und — Soldat wurde. Anstatt das 4. Heft bald nach meiner Zurückkunft zu expediren, mußte der Satz mit dem 3. Bogen begonnen werden, so, daß es sechs Wochen erheischt;

um das Heft zu vollenden. Solche Unregelmäßigkeit können nur Leser verzeihen, ohne zu kündigen, die, mit der Fadel seit Jahren gleichsam verwachsen, des Fadelers Freunde sind. Entschuldigung kann da nicht helfen; noch werde ich durch höchst wahrscheinliche Verlegung des Geschäftes nach einer großen Stadt es dahin zu bringen suchen, daß ich nicht wieder durch Eizger döpirt, oder betrogen in eine so höchst unangenehme Lage versetzt werde, und ein ähnlicher Fall der Verspätung nicht wieder eintreten möge. „Ihr könnt mich beugen — brechen kann mich bloß der Tod!“

Von einer Seite gedrückt, erhebt das Schicksal gewöhnlich seine Günstlinge von der andern Seite wieder. Leiden, Unterdrückung und Feindstücke machen den Starken nur noch stärker in der Schule des Lebens, indeß der Schwächling unrettbar untergeht. Sorgen und Aerger über dieses heilbare, momentane Misere wurden durch die Freude über Briefe aus Ungarn von meinem Neffen, C. v. Kütteleu seiner Schwester Emilie von Meszko, zu Temesvár, balancirt und zu dieser Freude gesellte sich noch der Empfang eines ungarischen Werkes, durch den Verfasser, Dr. Kömer, Professor am Hochgymnasium zu Raab, der sich meiner seit dem Jahr 1826 erinnert und nun schreibt, daß er damals mir auf meiner Reise, bei dem Besuch des großen Benedictiner-Klosters, Mons Pannoniae, wo er Clericus war, als Führer assistirt habe. Solche Erinnerung, solche Auszeichnung, von Seiten eines Priesters ist, gewiß, des öffentlichen Dankes werth.

Um meinen Lesern zu zeigen, was man in Ungarn gegenwärtig von Amerika hält, will ich meinen Neffen sprechen lassen, der ein wissenschaftlich gebildeter Mann ist und in seinem Schreiben folgendermaßen sich äußert:

„Glauben ist nicht wissen. Wer bloß glaubt, irrt sich im Laufe der Zeit fortwährend und muß sich corrigiren. — Mich

interessirt eigentlich gar nicht was die Menschen allenthalben Alles glauben — ob Cäsarenthum, constitutionelle Gaudelien, oder *repubblica*, überall finden sich *dressours* und *dressées*); daher gar nicht der Mühe werth, eine Aenderung anzustreben, da nichts Besseres nachzukommen pflegt, und gemeintlich blos Dasjenige für besser geglaubt wird, was man eben nicht hat, und was andere haben; rabel aber das eigene Ich in den Vordergrund drängt. Die Welt ist lediglich ein Theater und wo man eben ist, dort hat man den Anblick des Stückes, welches zur Aufführung gelangt und sich von Scene zu Scene abwickelt *durante curriculo vitae*!). Die Reisen haben auch nur das Interessante, sich auch einmal ein anderes Welttheaterstück anzusehen und je mehr die Eisenbahnen sich vermehren und ihre Netze vergrößern, desto kurzweiliger wird es werden hienieden. Vorigen Sommer (1863) sah ich mir mit meinem Weibe Beatrice ein so ein anderes Theaterstück — in Beneidig an, badeten im Meere am Eubo, um den Unterschied vom Ungarischen, Deutschen und Italienischen zu sehen. Wir sahen, hörten und das Ding geschah, so daß wir nun neugierig sind, wie das Welttheater wohl zu Paris, London auszu sehen mag und vielleicht kommt noch dazu — sammt Constantinopel und Cairo. Bis nach America, den neuesten Meistern der Maschenschlachten, den Niggerverabscheuern und Rothhäuteausrottern und *soi disant* Freiheits-Enthusiasten *par excellence* — den Restaurateuren *alla grosso*, gegen welche die ungarischen Komitats-Restaurationen wahre Lappalien sind — möchte ich mich nicht wagen; denn ich halte mit Christus: liebe deine Nächsten wie dich selbst, nicht nur mit der Zunge, sondern in Wahrheit. — Lieber studire ich die Mappen und Aufsätze von Dr. A. Petermann's geographischen Mittheilungen über die Reisen durch die Gebiete der Biber-Colonien, Strauße und Ränguruß, Cro-

*) Ich heiße sie Humberger und Be-humberger.

**) Während der Lebenszeit.

cotille und Gorilla, Dr. Kane's Reise zum Nordpol u. dgl.

Ad vocem nigger — fällt mir ein, daß ich vor der hiesigen Sündfluth (1848) als *Temeser Comitat Vicefiscal* einen Neger von der Küste Guinea *ex offio* zu vertheidigen hatte, der in eines hiesigen Gutbesizers Hause (Manassy's) zur *parade* und *par noblesse* Bedientendienste leistete und von seinem weißen Dienstherrn zum Strohblatte dienend, einmal dem Kutscher ein Küchenmesser nachwarf und seartig tödtete. — Mir glückte es, den armen Africaner mit seinem heißen Blute, der sich auswies, durch Vertretung Gibraltars seine Freiheit erlangt zu haben — von der Todesstrafe zu retten; indeß ward er unter die Comitatssträfingestetzt, verfiel dem Banater Fieber, sah dabei beinahe weiß aus und — starb am Fieber — vielleicht im Glauben an die Ungerechtigkeits seiner Mitmenschen, oder an der Sehnsucht nach Freiheit, wie er sie verstand."

Ja, lieber Carl, die Welt ist ein Theater, auf welchem sich weit mehr Dilettanten, Puschler und Coullissenreißer bewegen als Künstler. Um alle diese Dummheiten und Erbärmlichkeiten mit deinem Auge zu betrachten, muß man sich eine tüchtige Portion Philosophie erworben haben und Egoist sein. Gäbe es keine Enthusiasten, die da glauben, die Welt reformiren zu können, deren Ambition oder Menschenliebe sie bewegt, gegen ihren Vortheil, Vorurtheile zu bekämpfen, so wäre das Welttheater ein noch viel erbärmlicheres: freilich, eine saure Arbeit, aus gläubigen Ignoranten vernünftige Menschen zu machen, welche endlich den Enthusiasten etwas nützlich macht; der jedoch darum nie den Glauben, ja die Gewißheit des Fortschritts verliert. Deinem Urtheil über Amerika stimme ich vollkommen bei und kannst Du mir eine Brücke bauen über den Ocean, welche mich zu Euch bringt, so will ich Dir als Lohn das Leben und Streben Deines Vaters in Amerika:

„Atheniens, der Fadel, niederschreiben; zum Nutzen und Vergnügen von zwei Welttheilen.“

Von Junen und von Aufen festig angeregt, hatte für mich am 12. November selbst die Wahl keinen Reiz. Ich stumpte nicht; ich stimmte nicht und Einreden wurde, wie es mit höchster Wahrscheinlichkeit vorauszu sehen war, dennoch auch ohne mich wieder erwählt und zwar mit einer eclatanten Mehrheit. Das Gold ist noch immer im Schwanken; doch das Kupfer ist unter Null herabgesunken und das Vernünftige, was jetzt gethan werden sollte, ist: die Ausöhnung der radikalsten Demokraten und der Kriegsdemokraten mit den Republikanern, um mit vereinter Kraft die Rebellion zu unterdrücken und mit Beseitigung der Ursache derselben der schwer geprüften und schwer gezüchtigten Republik den erschnitten Frieden wieder zu geben. *Fiat!* Es geschehe!

Die Zerstörung der Bastille durch eine Frau.

Von Jules Michelet.

Das erste Auftreten der Frauen in der Laufbahn des Selbstenmuths (außerhalb des Bereiches der Familie) geschah, wie sich erwarten ließ, aus einem Antriebe von Mitleid.

So war es zu allen Zeiten. Das aber, was ausschließlich und eigentlich dem großen Jahrhundert der Menschlichkeit angehört, das, was in dieser Zeit der Opferfreudigkeit sich als neu und urspürlich kundgab, war die erstaunenswerthe Ausdauer in einem beispiellos schwierigen gefahrvollen und hinsichtlich des Gelingens, unwahrscheinlichen Unternehmen, eine unerschrodene Humanität, die, jeder Gefahr trotzend, jedes Hinderniß besiegte und selbst die Zeit bezähmte.

Und das Alles für ein Wesen, das zu andern Zeiten vielleicht keinen interessir-

as war eine etwas zu große Folter für ein Trommelfell, wofür mir weder Fräulein Emma, noch das gute Lagerbier inländischen Erfas leisten konnten.

Nach dem Theater Ball; während dessen ich auf meinem spiritanischen Lager von allerlei irdischen und überirdischen Dingen träumte, die keine Seele interessieren; also auch nicht verdienen erwähnt zu werden. Früh des Morgens noch vor dem Frühstück machte ich mich auf die Reise, um eine größere Tour zu machen und zu sehen, ob ich einen Platz finden kann, um mich da anzusiedeln.

Durch die Liverpool Avenue, hundert Fuß breit, trotzte ich süßbaß; ein Zettel in einem alten Framehaus bewog mich, nach dem Preis zu fragen: Zwölfhundert Dollars, hieß es: Haus nebst zwei Lotten (Bauplätzen). Zuviel für alte Waare, dachte ich, und ging eine viertel Meile in der Richtung von Prach's Farm in's Freie hinaus. Da traf ich einen Mann mit Einfriedung von Bauplätzen beschäftigt. Wem gehören diese Lotten? frug ich: „Herrn Doktor Schmöle in Philadelphia.“ Wie groß sind sie? „37 Front und 150 tief.“ Der Preis? 38 Dollars und 50 Cents. Sehr billig, in der That. Ueberhaupt sind die Preise im Allgemeinen sehr billig gestellt und den Käufern werden durch Ratenzahlungen große Vortheile geboten.

Zwischen wildem Gebüsch wendete ich mich auf einem Fahrwege rechts hinüber nach der Pennsylvania Avenue. Hier besaß ich zwei Lotten mit Rebepflanzung. Wenn ich mich recht besinne, heißt der Eigentümer Glockenbrind. Ein sehr fröhlicher Mann, der mich in seinen Weinbergen führte und mit der Schaufel den Boden aufwarf, um zu zeigen, wie der wilde Boden durch Muscheln und Kumpferde mit dem besten Erfolg gedüngt werden kann. Dieses Düngen, sagt er, gebe ihm viel Geld und Mühe gekostet, ist lohnt es sich aber auch durch reichen Ertrag von Trauben. Die Trauben, die

ich vom Stock weg gepflückt, waren ausgezeichnet, und so läßt es sich denn erwarten, daß man hier guten Wein produciren werde. Sein Nachbar hatte ein Fäßchen Most, den er mir kosten ließ, um mich von der Qualität des Egg Harbor Weines zu überzeugen. Herr Glockenbrink war der Einzige, der mich nach meinem Namen frug und so mußte ich denn das Incognito brechen, indem ich sagte: mein Name ist Samuel. Also, Herr Samuel dankte für den freundlichen Empfang und kehrte zurück zum Frühstück.

Die breiten Straßen und die großen Namen derselben zeigen, daß der Gründer von Egg Harbor mit sehr sanguinischen Hoffnungen zu Werke ging. Mögen sie erfüllt werden! Eins ist übrigens gewiß, daß alle auf Speculationen, unter leichtem Begünstigen gegründeten deutschen Städte es bis jetzt nie über gemüthliche deutsche Dörfer gebracht haben. Etwa wird Egg Harbor der günstigen Lage wegen zwischen New-York und Philadelphia eine Ausnahme machen, was aber unbedingt nur dann der Fall sein kann, wenn Kapitalisten sich da niederlassen, denn ohne Kapital keine Fabriken, kein Handel. Bis jetzt fehlt der Nervus und die Stadt hat es auf dem groß ausgelegten Terrain noch nicht über 2000 Seelen gebracht. Doch sind bereits vier Kirchen da und eine fünfte ist im Bau. Die herrlichen Avenues, in denen ich bei einer dritten Wanderung in einer Stunde ca. zehn Menschen begegnete, kamen mir vor wie ein modernes Pompeji, das man aus den Sandfeldern des atlantischen Oceans herausgrub. Auch spazierte eine magere Kuh in der Aggassiz Avenue auf und nieder, die mit derselben naturhistorischen Niedergeschlagenheit Gras zu suchen schlen, wie Uhasveros einen bleibenden Wohnsitz. Hier giebt es keine Wiesen; daher es auch hier der Kühe und Pferde nur sehr wenige giebt und woher es sich mir erklärt hat, warum nur einige Häuser einen Stall haben. Milch und Butter kommen von Philadelphia. Es wohnen

hier sehr intelligente und gebildete Familien, von denen ich einige schon vormals in Baltimore gekannt; aber ich habe Niemanden besucht, im bitteren Gefühl der getäuschten Erwartung.

Mag der Boden auch durch rationelle Behandlung die edelsten Trauben und Pflirsige hervorbringen, mögen auch die schönsten Rosen und Dahlien blühen; Kohl und Rüben und sonstige Gemüse üppig gedeihen; Alles Vortheile, die vielen Ansiedlern genügen: meinem Geschmack, meiner Weise, mich heimisch zu fühlen, kann Das nicht genügen und das mag man eben mir und nicht Egg Harbor zur Schuld anrechnen. Eine Gegend „wo man meilenweit Nichts sieht, als Eichengebüsch, Fichten, Ebern und Sumpfland, wo kein Berg, kein Hügel zu sehen, wo keine blumige Wiese das Auge entzückt, wo kein Schattenbaum gegen die heiße Sommerhitze Schutz bietet; wo keine Singvögel den Lenz verherrlichen, wo kein Bach fließt und keine Quelle rieselt; wo die aus dem Ocean gestiegene Tellus noch nicht im Stande ist üppige Vegetation zu schaffen; wo man unwillkürlich an Sahara oder Lüneburg erinnert wird, dort kann für den kein freiwilliges Asyl sein, der im profaischen Leben Amerika's noch nicht alle Poesie verloren hat. Nein, so schwer ist des Dichters Fluch noch immer nicht, um ihn nach einer sandigen Ebene zu verbannen. In St. Paul oder New-Ulm entschädigt doch für den langen Winter ein herrlicher Sommer, eine pittoreske Umgebung. Was soll mich zu Egg Harbor entschädigen für das Entbehren aller Reize der Natur? Das gemüthliche deutsche Leben? Es ist mir viel zu monoton. Die Trauben und Pflirsige, die ich erst pflanzen müßte? Bin zu alt dazu. Die Nähe von Newyork oder Philadelphia? Da zieh ich lieber sogleich dahin. Die hunderttausend Menschen, die in der Sommersaison Egg Harbor vorbeie nach Atlantic City fahren? Ach, was können diese meinem Geiste, oder meinem Herzen bieten! Al-

che plaidiren und den Schutz dieser sogenannten Großen anfechten zu dürfen.

Die Polizei schaudert und ist empört. Madame Legros läuft Gefahr, von Augenblick zu Augenblick aufgegriffen, eingekerkert zu werden und zu verschwinden für immer. Das sagt ihr täglich alle Welt. Doch was liegt daran? Endlich läßt der Polizei-Lieutenant sie rufen. Er droht... sie aber blieb standhaft, fest, unbeweglich. Si e ist's, die ihn zittern macht!

Glücklicherweise weiß sie sich den Schutz der Madame Duchesne, der Kammerfrau der Prinzessinnen, zu verschaffen. Sie geht nach Versailles... zu Fuß... im strengsten Winter... im siebenten Monate ihrer Schwangerschaft. Ihre Beschützerin ist abwesend... sie läuft ihr nach, verstaucht sich den Fuß, setzt aber dessenungeachtet ihren Weg fort. Und endlich findet sie Madame Duchesne. Auch Madame Duchesne weint und weint sehr viel. Aber ach! was kann sie thun? Eine Kammerfrau gegen zwei oder drei Minister! Sie hält die Bittschrift in der Hand. Ein Abbe vom Hofe, Zeuge dieser Scene, entsezt sie ihr mit den Worten: Was kümmern Sie dieser elende Narr? Hüten Sie sich, sich in Dinge zu mischen, die Sie nichts angehen.

Und ein ähnliches Wort genügt, um selbst das Mitleid der Königin, der man davon erzählt, mit Einem Male abzukühlen und erstarren zu machen. Sie hatte eine Thräne im Auge. Die Häftlinge sahen diese Thräne. Sie scherzten und... Alles war vergessen.

Zu jener Zeit gab es in ganz Frankreich keinen bessern Menschen, als der König. Man beschloß, sich an ihn zu wenden. Der Cardinal von Rohan (ein Straßenjunge, aber — Alles in Allem! — mitleidig*) sprach dreimal mit Ludwig XVI. Aber dreimal erhielt er abschlägliche Antwort.

*) *Un polisson, mais, apres tout, charitable, so lautet das Original!*

Der König war zu gut, um nicht Alles zu glauben, was Herr v. Sartines ihn glauben zu machen für gut und rathsam hielt. Sartines war zwar nicht mehr Polizeilieutenant; doch war dies kein Grund, ihn den Feinden gegenüber, die ihn gestürzt hatten, durch Mißtrauen noch tiefer zu kränken. Uebrigens — Sartines ganz bei Seite! — muß erwähnt werden, daß Ludwig XVI., trotz all' seiner Herzengüte, eine gewisse, wir möchten sagen, ihm angeborne Vorliebe für die Bastille hegte. Er wollte ihr nicht Unrecht thun. Es lag ihm an ihrem Rufe.

Deswegenachtet war der König sehr menschlich. Er hatte die unterirdischen Kerker im Chatelet, das Gefängniß zu Vincennes abgeschafft und dafür die Force creée, ein Gefängniß für die Schuldgefangenen, um diese von den Spitzbuben zu trennen.

Aber die Bastille, die Bastille! Das war ein alter, im Dienste seiner erlauchten, von Gott gesalbten Vorfahren ergrauter, treu bewährter Diener, der nicht dulden wollte, daß irgend Jemand der alten Monarchie ein Haar an ihrem Zopfe krümmte. Die Bastille war ein Mysterium des Schreckens, oder, wie Tacitus gesagt, ein *instrumentum regni**).

Als sein Bruder, der Graf von Artois und die Königin, ihm eines Abends Beaumarchais' Figaro vorlasen, um ihn zu bewegen, die Aufführung dieses Lustspiels zu gestatten, warf er statt aller Antwort bloß die Bemerkung hin:

— Sonach müßte man also auch die Bastille abschaffen?

Als im Juli 1789 in Paris die Revolution ausbrach, schien es, als ob der König ziemlich unbeforgt, selber da-

*) Herr v. Sartines pflegte sie „ultima regis ratio“ zu nennen. Ein spottfüchtiger Septembriseur hatte in „ultima regis ratio“ umgetauft.

ran Theil nehmen wollte. Erst als man ihm sagte, daß der Pariser Gemeinderath die Niederreißung der Bastille beschlossen habe, traf ihn dieser Befehl wie ein Donnerschlag.

— Ah, ah! rief er aus. Das ist denn doch zu stark!

Alles, was seine Bastille committirte, war ihm unangenehm. Und so geschah es, daß die Bittschrift, welche der mitleidige Polisson ihm im Namen Latude's überreicht hatte, zurückgewiesen ward.

Jetzt aber, beströmten ihn hochgelehrte Frauen.

Er las und prüfte aufs Sorgfältigste alle auf diese Angelegenheit bezüglichen Papiere; aber er hatte deren keine, andern, als jene, welche ihm von seiner Polizei; von denjenigen Leuten vorgelegt worden waren, die ein Interesse dabei hatten, das Opfer ihrer himmelschreienden Ungerechtigkeiten bis zu seinem Tode in festem Verwahrsam zu halten. Endlich erklärte er bestimmt: Latude sei den Gestalt gefährlich, daß er sich nicht entschließen konnte, ihm jemals die Freiheit wiederzugeben.

Jemals! Jeder Andere wäre dabei stehen geblieben. Madame Legros aber beharrte bei ihrem Vorhage.

Eh bien, sagte sie! Das, was mir nicht möglich geworden ist mit Hilfe des Königs, wird mir vielleicht ohne dessen Hilfe gelingen. —

Sie wird von den ewig unzufriedenen, ewig Schmollenden Cordes empfangen, empfangen von dem jungen Herzog von Orleans, von dessen gefühlvoller Gemahlin, der Tochter des guten Brühlvere; empfangen von einigen Philosophen und Menschenfreunden, vom Herrn Riquis de Gondorcei, dem beständigen Secretär der Akademie der Wissenschaften,

vdie Dupaty, von Biskette, dem Daasi-
Ebdame Voltaire's u. f. w.

Die öffentliche Meinung beginnt zu
mühen. Die Huth der Erbitterung ist
im Steigen. Reder hatte Herrn v. Sor-
tines fortgesetzt. Gleich darauf folgte
diesem sein Freund und Nachfolger Le-
noir. Bald wird sich die Nassbaur be-
lohn sehen. Latude beharrt zu leben
und Madame Legros beharrt darauf, ihn
zu befreien.

1783 gelangt Orteatt, der Mann der
Mühen, der sie um jeden Preis volks-
thümlich machen will, ans Staatsruder.
Er erlaubt der Akademie, den Tugend-
preis der Madame Legros zu zuerkennen,
sie damit zu krönen, aber mit der son-
derbaren Bedingung, daß der Grund die-
ser Krönung, das Motiv des zuerkann-
ten Preises, nicht erwähnt werden dürfe.

Ein Jahr später entreiht man Ludwig
XVI. die Befreiung Latude's. Und
einige Wochen später erscheint der son-
derbare, bizarre Befehl, der dem Inten-
danten befiehlt, Keinen mehr, auf An-
suchen seiner Familie, einzulassen, so-
bald nicht hinreichend motivir-
ter Grund dazu vorhanden sei u.
f. w.

Auf diese Weise entschleierte man die
ganze Tiefe des widernatürlichen Abgrun-
des gefesselter Willkühr, in welchen Frank-
reich immer mehr und mehr hineingerat-
hen war. Zwar wußte es schon genug
davon; die Regierung aber gestand noch
mehr!

Madame Legros erlebte nicht die Zer-
störung der Bastille. Sie starb kurze
Zeit vorher. Aber nichts desto weniger
ist sie es, welcher der Ruhm gebührt,
sie zerstört zu haben. Sie war es ge-
wesen, welche die Einbildungskraft des
Volkes mit Schreck und Haß gegen das
Besängniß der Willkührherrschaft, gegen
den Reiter des „bon plaisir“, gegen die
Bastille, in welcher so viele Märtyrer des

Glaubens und Gehaltens gefangen sa-
ßen, erfüllt hatte. Die schwache Hand
einer armen, alleinstehenden Frau zerbrach
in Wahrheit den stolzen Zwinger jahrhun-
dertlanger Tyrannei.

Georg Büchner's Biographie.

Georg Büchner wurde am 17. Oktober
1813, am Schlachttage ohnweil Darm-
stadt, wo sein Vater Arzt war, als erstes
Kind der Familie geboren. Der Vater
wurde bald in eine höhere Stellung nach
Darmstadt berufen, und Büchner er-
hielt auf dem dortigen Gymnasium seine
Schulbildung. Ein frühreifer Geist ließ
ihn hier bereits unter den Besten erschei-
nen, und als er im Herbst des Jahres
1831, in einem Alter von 18 Jahren, das
Gymnasium verließ, hielt er auf dem in
Darmstadt üblichen Redeactus eine Rede,
welche die Vertheidigung des Selb-
mords Cato's zum Gegenstande
hatte. In einer könnigen Sprache abge-
faßt, ist sie ein Beweis für seine damals
schon von politischem Enthusiasmus beseel-
te Geistesrichtung und befindet sich unter
einer Reihe von Jugendarbeiten, die noch
vorliegen und meist lyrischen Inhalts sind.
In späterem Alter machte er niemals mehr
Gedichte.

Der Wunsch des Vaters und eigne
Neigung bestimmten ihn für das Studium
der Medicin und der damit verwand-
ten Naturwissenschaften. Als
Studienort wurde, ebenfalls auf den
Wunsch des Vaters und als Ausnahme
von der Regel, Straßburg gewählt,
wohin sich Büchner im Herbst 1831 be-
gab. Mit der französischen Sprache ge-
nau vertraut, besuchte er die in dieser
Sprache vorgetragenen Vorlesungen über
Chemie, Physik, Zoologie, Anatomie, Phy-
siologie, *materia medica* u. f. w. — Zu-
gleich trieb er mit Vorliebe neuere Sprach-
studien, namentlich Italienisch.

An die Familie des Straßburger Mär-
ters Jägle; bei dem er Wohnung und
Kost hatte, wurde er sehr bald durch sei-
ne Liebe zu dessen einziger Tochter Mi-
na aufs Engste gefesselt. Theils dieß,
theils das rege Treiben der großen, le-
bendigen Stadt, verbunden mit häufigen
Besuchen des „Münster“, theils die sehr
freundliche Aufnahme bei mehreren Straß-
burger Verwandten, ließen ihm seinen Auf-
enthalt in Straßburg sehr angenehm er-
scheinen, und seine Briefe aus jener Zeit
bekunden die heiterste Stimmung. Zu-
gleich spiegelt sich in denselben häufig
das Bild der damals in Folge der Ju-
lirevolution noch tief aufgeregten Zeit;
der abgedruckte Briefauszug vom Ok-
tober 1831 beschreibt den Empfang des
aus dem polnischen Befreiungskampfe
zurückkehrenden Generals Romarino
in Straßburg, desselben, der im vorigen
Jahre in Piemont durch kriegsrechtli-
chen Spruch den Tod erlitt; häufig auch
erwähnen die Briefe des Besuchs euro-
pätischer Flüchtlinge.

Sein Glück zu Hause und eine ge-
wisse Scheu vor geräuschvollen Vergnü-
gungen ließen Büchner nur selten Ge-
sellschaften, Bälle und dergleichen be-
suchen; dagegen machte er, den eine inni-
ge Liebe zur Natur beseelte, häufige Fuß-
reisen in die naheliegenden Gebirge:
Schwarzwald, Vogesen und weiter bis
zum Jura. Der Briefauszug, vom 8.
Juli 1833 beschreibt eine solche Tour.
Unter seinen Straßburger Freunden
nennen wir Laub, den berühmten Pro-
fessor der Anatomie, sowie Professor
Reuß, den bekannten Orientalisten;
mit ersterem machten ihn seine Studien,
mit letzterem verwandtschaftliche Verhält-
nisse bekannt. —

Nach einem kurzen Ferienaufenthalt
in Darmstadt im Herbst 1832 kehrte
Büchner nach Straßburg zurück, um sei-
ne früheren Studien mit Eifer fortzu-
setzen. Bei einem Besuche des Mü-
nster, dessen Bauart einen Gegenstand
seiner Lieblingsstudien bildete, und das

er immer bis in die höchste Spitze, die sogenannte Kuppel, zu erklimmen pflegte, wäre er, indem er sich rasch nach einem ihm entfallenen Fernglaste bückte, beinahe ein Opfer seiner Unvorsichtigkeit geworden. — Daß Büchner, wie mehrfach erzählt wurde, damals schon handelnd in der Politik aufgetreten und namentlich vom Frankfurter Attentat (April 1833) nicht fremd gewesen sei, ist durchaus falsch; er erfuhr den Vorfall erst durch Briefe von Hause, und spricht sich in dem mitgetheilten Briefauszuge vom 5. April 1833 darüber aus: — Er schreibt ferner einmal: „Wegen mir könnt Ihr ganz ruhig sein; ich werde nicht nach Freiburg gehen, und eben so wenig wie im vorigen Jahre an einer Versammlung Theil nehmen.“ Und ein andermal, indem er auf seinen bevorstehenden Gießener Aufenthalt hinweist, und im Anschluß an das Brieffragment vom Juni 1833: „Ihr könnt voraussehen, daß ich mich in die Gießener Winkelpolitik und revolutionären Kinderstreiche nicht einlassen werde.“

Diese Voraussicht betrog ihn. Die Gesetze seiner Heimath riefen ihn, nach einem zweijährigen Aufenthalte in Straßburg, nach der Landesuniversität Gießen, wo er seine medicinischen Studien fortsetzte. — Gießen war damals der Mittelpunkt eines Theils der geheimen revolutionären Bestrebungen in den süddeutschen Staaten, die sich nach dem Mißlingen des Frankfurter Attentats mehr ein Wirken zur politischen Aufklärung und Aufregung der unteren Volksklassen zum Ziele gesetzt hatten. Die leitende Triebfeder in Oberhessen war der drei Stunden von Gießen entfernt wohnende, bekannte Pfarrer Weidig in Buzbach, ein Mann von eben so viel politischem Wissen, als energischer Thätigkeit.

Um Büchner in dieses Treiben, das er übersah und als unter den damaligen Verhältnissen bedeutungslos und ohne Nachhall bereits früher erkannt hatte,

hineinzuziehen, bedurfte es eigenthümlicher Anregungen. Die ihm beinahe unerträglich scheinende Trennung von seiner Braut erzeugte in ihm während der ganzen Dauer seines Gießener Aufenthaltes eine trübe und zerrissene Gemüthsstimmung, die sich in seinen Briefen häufig ausspricht und den sonst lebensfrohen jungen Mann sagen läßt: „Ich habe Anlagen zur Schwermuth.“ Dazu das unfreundliche Gießen, das er stets mit Straßburg verglich und nicht genug tadeln konnte! Diese Stimmung wurde genährt durch seine wissenschaftlichen Beschäftigungen. Je mehr sich Büchner's Studium dem eigentlich praktischen Felde der Medicin näherte, desto mehr fand sich sein mehr zur Speculation, als zur Beobachtung neigender Geist davon zurückgestoßen. Er spöttelte und wand sich zum Studium der Grundlagen des menschlichen Wissens, zur Geschichte und zur Philosophie, um die Lösung derjenigen Räthsel zu finden, welche in einem Alter von zwanzig Jahren jeden strebenden Geist beschäftigen und bei den am Tiefsten Eindringenden auch den nachhaltigsten Eeelen Schmerz zu erzeugen im Stande sind. Das Studium der neueren Geschichte ließ ihn die Schmach des Vaterlandes tief empfinden; dazu seine glühende Liebe zur Freiheit, — sein Ekel vor der Verderbtheit der herrschenden Klasse, — die durch die Auflösung des hessischen Landtags von 1833 noch gesteigerte Aufregung um ihn her — und man wird sein nunmehriges Auftreten erklärlich finden. Seine Aeußerung: „die Leute gehen in's Feuer, wenn's von einer brennenden Punschbowle kommt.“ (Brief vom 1. November 1833) beweist, wie wenig Vertrauen er in die Kraft der Bewegung setzte, — aber er stürzte sich in die Politik, wie in einen Ausweg aus geistigen Nöthen und Schmerzen. Wir bemerken nebenbei, daß die damalige hessische Kammer-Opposition Büchner's Beifall nicht besaß und oft der Gegenstand seiner Spöttereien wurde. Namentlich äußerte er oft seinen beson-

deren Widerwillen gegen deren damaligen Führer, Heinrich v. Gagern.

So wurde die erste Hälfte des Jahres 1834 zu einem der bedeutungsvollsten Zeitabschnitte in Büchner's Leben. Es war zu derselben Zeit, wo ein neues, geistiges Leben das gebildete Deutschland zu durchzuden begann; wo Wienbarg das „Junge Deutschland“ stiftete (zu dem Büchner später in nähere Beziehung gebracht wurde), und wo durch eine Revolution der Geister eine neue Ordnung in die politischen, religiösen und gesellschaftlichen Verhältnisse von Europa gebracht werden sollte. Während man in Deutschland die Emancipation des Fleisches predigte, versuchten die praktischeren Republikaner Frankreichs einen Aufstand in Paris (13. April 1834), der blutig niedergeschlagen wurde. Diese Dinge konnten nicht ohne die stärkste Rückwirkung auf die Gemüther, und namentlich auf die studirende Jugend Deutschlands bleiben, um so mehr, als man damals noch gewohnt war, die Universitäten als den Angelpunkt anzusehen, um den sich das geistige Leben der Nation drehen sollte; und da nun alle Wege zu einer öffentlichen Discussion und Behandlung des politischen und socialen Fortschritts verschlossen waren, so ergoß sich die Bewegung in die unterirdischen Gänge. Ich übergehe die Geschichte der geheimen politischen Bewegungen, die diesem Jahre vorausgegangen sind, die in Folge der Bundestagsbeschlüsse des Jahres 1832 ihren ersten Anfang genommen hatten, ihre Entstehung theilweise dem Feste auf der Frankfurter Mainlust (Herbst 1832) verdankten, sich von da bis zum Frankfurter Attentat fortzogen und theilweise in den Mitte 1833 begonnenen Untersuchungen in Hessen ihre Auflösung fanden. Im Jahre 1834 hatte man auch die in Folge der Frankfurter Vorfälle Verhafteten wieder freigegeben, und dieselben nahmen sogleich den lebhaftesten Antheil an den nun folgenden Bestrebun-

Wie oben bereits angedeutet, wollte man jetzt auf die Masse der Bevölkerung wirken, u. suchte diesen Zweck durch Flugschriften zu erreichen. Weidig stand in Oberhessen an der Spitze und betrieb seine Agitationen in Verbindung mit dem in Frankfurt a. M. existirenden „Männerbund“, der nach „Nölnner“ mit der Schweiz und Frankreich communicirte und ebenfalls revolutionäre Schriften verbreitete. Beide Hessen, Württemberg und Baden waren unter den süddeutschen Staaten am stärksten theilhaftig.

In Gießen sah das Jahr 1834 zwei geheime Gesellschaften entstehen, eine Burschenschaft und eine andere rein politische, an der Studenten und Bürger Theil nahmen, und die sich namentlich das Verbreiten von Flugschriften zum Zwecke gesetzt hatte. Diese Verbindung wurde hauptsächlich durch Bückner gestiftet und erhielt von ihm den Namen „Gesellschaft der Menschenrechte.“ Unter ihren Haupttheilnehmern nennen wir: Klemm, Winnigerode, A. Becker, Trapp, Schütz und Andern.

„Nölnner“ (Altenmäßige Darlegung des Processes gegen J. C. Weidig etc., Darmstadt, 1844) erzählt über die Entstehung jener Gesellschaft: „Die Ansichten und Grundsätze, welche Bückner während eines zweijährigen Aufenthaltes zu Straßburg angenommen zu haben scheint, erfreuten sich des Beifalles der Andern und veranlaßten deren Zusammentreten in jene Verbindung, welche sich zum Zwecke setzte, Flugschriften zu verbreiten u. Gleichgestante an andern Orten zu ähnlichen Vereinen zu bestimmen. Die Mitglieder hatten bei Einzelnen von ihnen Zusammenkünfte, in welchen über den politischen Zustand Deutschlands, über die Mittel zu dessen Veränderung, über den nächsten Zweck einer Revolution, sodann im Speziellen über die eigne Thätigkeit und über die Ausdehnung der Gesellschaft gesprochen wurde, welche eine Zeitlang auch den ihr von Bückner beigelegten Namen „Gesellschaft der Menschenrechte“ führte, so-

wie sich Schütz auch mit dem Entwurf einer Constitution für sie beschäftigt haben soll.“ — Die Idee, die Gesellschaft abweichend von den andern, eine Gesellschaft der Menschenrechte zu nennen, mag Bückner aus dem damals schon sehr eifrig von ihm betriebenen Studium der französischen Revolution geschöpft haben. Aus dieser Gesellschaft und aus der Feder Bückner's ging die schärfste der damals erschienenen Flugschriften, der „.....sche Landbote“ hervor, auf die wir zurückkommen werden, und die verbreitet wurde, nachdem Weidig bereits früher fünf Nummern des „Leuchters und Beleuchters für Hessen“ in die Welt gesandt hatte.

Unverbrochen wurde diese revolutionäre Thätigkeit Bückner's durch eine plötzliche und heimliche Reise desselben nach Straßburg am Ende des Monats März, wohin ihn Sehnsucht und Angst um seine plötzlich erkrankte Braut getrieben hatten. Von Straßburg schrieb er an seine Eltern und entdeckte ihnen das bisher verheimlichte Verhältniß, wobei er seine Gemüthsstimmung in Gießen so beschreibt: „Ich war im Aeußeren ruhig, doch war ich in tiefe Schwermuth verfallen; dabei engten mich die politischen Verhältnisse ein, ich schämte mich, ein Knecht mit Knechten zu sein, einem vermoderten Fürstengeschlecht und einem kriechenden Staatsdiener-Aristokratismus zu Gefallen. Ich kamme nach Gießen in die niedrigsten Verhältnisse, Kummer und Widerwillen machen mich krank.“ — Die Einwilligung der brüderseitigen Eltern in die Verbindung erfolgte, und Bückner kehrte ins elterliche Haus nach Darmstadt zurück, um die Osterferien da zuzubringen. Diese Ferienzeit benutzte er, um in Darmstadt eine Zweiggesellschaft der „Gesellschaft der Menschenrechte“ zu gründen. Sie bestand meist aus jungen Bürgersöhnen und erhielt später durch Bückner ihre Instruktionen von Gießen, ohne die höhern Leiter der geheimen Gesellschaften zu kennen.

Nach Gießen zurückgekehrt ging Bückner auf dem betretenen Wege weiter, und namentlich waren es jetzt der Dank und die Verbreitung der oben genannten Flugchrift, die ihn beschäftigten. Zu gleicher Zeit bemühte sich Weidig, in dem er Verbindungen zwischen den damals noch vereinzelt Bestrebungen herstellte, der Bewegung mehr Einheit und Kraft zu geben. Bückner's Schrift wurde ihm in Manuscript durch Becker gebracht; er billigte sie in ihren Haupttheilen, änderte Einiges daran, setzte Andern hinzu, gab ihr den Namen: „.....scher Landbote“, und beschloß den Druck derselben; worauf im Anfange des Monats Juni 1834 Bückner mit Schütz nach Offenbach reiste, um dieselbe der geheimen Presse zu übergeben. Bückner war über die Veränderungen, die Weidig vorgenommen hatte, sehr aufgebracht, wollte die Schrift nicht mehr als die seinige anerkennen und sagte, daß Weidig ihm gerade das, worauf er das meiste Gewicht gelegt, durchgestrichen habe. Ueberhaupt vertrauete er sich mit Weidig schlecht; einer seiner Freunde und Mitschuldtigen sagte vor dem Untersuchungsrichter über dieses Verhältniß aus (Nölnner etc.):

„Weidig war in Allem der Gegensatz zu Bückner; er (Weidig) hatte den Grundsat, daß man auch den kleinsten revolutionären Funken sammeln müsse, wenn es dereinst brechen sollte; er war unter den Republikanern republikanisch und unter den Constitutionellen constitutionell. — Bückner war sehr unzufrieden mit dieser Bemerkung Weidig's und sagte, es sei keine Kunst, ein ehrlicher Mann zu sein, wenn man täglich Suppe, Gemüse und Fleisch zu essen habe. Indessen konnte Weidig der Flugchrift seinen Beifall nicht versagen und meinte, sie müsse vortreffliche Dienste thun, wenn sie verändert werde. Dies zu thun, behielt er sie zurück und gab ihr die Gestalt, in der sie im Druck erschienen ist. Sie unterscheidet sich von dem Original namentlich dadurch, daß an die Stelle der Reichen die Vor-

n e h e n gefest sind, und daß das, was gegen die sogenannte liberale Partei gesagt war, weggelassen worden ist. Das ursprüngliche Manuscript hätte man eher als eine Predigt gegen den Mammon betrachten können, nicht so das letzte. Die biblischen Stellen, sowie überhaupt der Schluß sind von Weidig."

Und an einer andern Stelle:

"Ich erinnere mich, daß Büchner einst Streit mit Weidig über Wa h l e n s u s hatte. Büchner meinte, in einer gerechten Republik, wie in den meisten nordamerikanischen Staaten, müsse Jeder ohne Rücksicht auf Vermögens-Verhältnisse eine Stimme haben und behauptete, daß Weidig, welcher glaubte, daß dann eine Vöbelherrschaft, wie in Frankreich, entstehen werde, die Verhältnisse des deutschen Volkes und unserer Zeit verkenne. Büchner äußerte sich einst in Gegenwart eines Freundes sehr heftig über diesen Aristokratismus des Weidig, wie er es kannte."

Am 3. Juli veranstaltete Weidig auf der Badenburg bei Gießen zum Zweck einer näheren Vereinerung und Besprechung eine Zusammenkunft Gleichgesinnter aus weiteren Kreisen, an der übrigens fast nur G i e ß e n e r und M a r b u r g e r sich beteiligten. „Vor dieser Besprechung meinte Büchner,“ (so sagt der Nämliche bei „Nöllner“ aus), daß man Gesellschaften errichten müsse; Weidig glaubte, daß es schon genüge, wenn man die verschiedenen Patrioten der verschiedenen Gegenden mit einander bekannt mache und durch sie Flugchriften verbreiten lasse. Büchner hoffte auf der Badenburg seine Ansichten bei den M a r b u r g e r n durchzusetzen. Ich weiß nicht, wie weit ihm dies gelungen ist. Als ich ihn später über die Sache sprach, sagte er mir, daß auch die Marburger Leute seien welche sich durch die französische Revolution, wie Kinder durch ein Nimmennährchen, hätten erschrecken lassen, daß sie in jedem Dorf ein Paris mit einer Guillotine zu sehen fürchteten u. s. w. Es muß demnach auf

dieser Versammlung die Rede davon gewesen sein, in welchem G e s t e die Flugchriften abgefaßt werden müssen, und Büchner, welcher glaubte, daß man sich an die niederen Volksklassen wenden müsse, und der auf die öffentliche Tugend der sogenannten ehrbaren Bürger nicht viel hielt, muß auf der Badenburg seine Absichten nicht gebilligt gesehen haben, weil er über die Marburger sich so ungehalten äußerte."

In demselben Monat Juli ging der „Landbote“ aus der Presse hervor und wurde im Auftrage Weidig's durch die Mitglieder der geheimen Gesellschaften verbreitet. Die Hauptstellen aus diesem merkwürdigen Altstüde, dem eigentlich mehr sociale, als politische Tendenz zu Grunde liegt, haben wir in der Sammlung mitgetheilt. — Nöllner hat noch einige andere Aussagen desselben Mitschuldigen, von dem die obigen Angaben herühren, über Büchner und seine Flugchrift veröffentlicht; dieselben sind für den Charakter der damaligen Bewegung sowohl, als auch für Büchner's politische Ansichten u. Richtung zu bezeichnend, als daß wir sie mit Stillschweigen übergehen könnten. „Den Landboten betreffend,“ erzählt derselbe, „sei es mir erlaubt, den Verfasser desselben, Georg Büchner, in seinen eigenen Worten, deren ich mich noch ziemlich genau erinnere, hier für mich reden zu lassen. — Die Versuche, welche man bis jetzt gemacht hat, die Verhältnisse Deutschland's umzustossen, sagte er, beruhen auf einer durchaus knabenhaften Berechnung, indem man, wenn es wirklich zu einem Kampfe, auf den man doch gefaßt sein mußte, gekommen wäre, den deutschen Regierungen und ihren zahlreichen Armeen Nichts hätte entgegenstellen können, als eine handvoll undisciplinirte Liberale. Soll jemals die Revolution auf eine durchgreifende Art ausgeführt werden, so kann und darf das bloß durch die große Masse des Volkes geschehen, durch deren Ueberzahl und Gewicht die Soldaten gleichsam erdrückt werden müssen. Es handelt sich also darum,

diese große Masse zu gewinnen, was vorband nur durch Flugchriften geschehen kann.

„Die früheren, zu diesem Zweck erschienenen Flugchriften entsprachen demselben nicht, es war darin die Rede vom Wiener Congreß, Pressefreiheit, Bundesverbänden und dergl., lauter Dinge, um welche sich die D a u e r n (denn an diese, meine Büchner, müsse man sich vorzüglich wenden) nicht kümmern, so lange sie noch mit ihrer materiellen Noth beschäftigt sind; denn diese Leute haben aus sehr nahe liegenden Ursachen durchaus keinen Sinn für die Ehre und Freiheit ihrer Nation, keinen Begriff von den Rechten des Menschen u. s. w., sie sind gegen all das gleichgültig, und in dieser Gleichgültigkeit allein beruht ihre angebliche Treue gegen die Fürsten und ihre Theilnahmslosigkeit an dem liberalen Treiben der Zeit; gleichwohl scheinen sie unzufrieden zu sein, und sie haben Ursachen dazu, weil man den dürftigen Gewinn, welchen sie aus ihrer sauren Arbeit ziehen, und der ihnen zur Verbesserung ihrer Lage so nothwendig wäre, als Steuer von ihnen in Anspruch nimmt. So ist es gekommen, daß man bei aller partiellischen Vorliebe für sie doch sagen muß, daß sie eine ziemlich niederträchtige Gesinnung angenommen haben, und daß sie, es ist traurig genug, fast an keiner Stelle mehr zugänglich sind, als gerade am G e l d s a c k; dies muß man benützen, wenn man sie aus ihrer Erniedrigung hervorziehen will; man muß ihnen vorrechnen, welche Lasten sie tragen, während Andere den Vortheil davon beziehen; daß die Geseze, welche über ihr Leben und Eigenthum verfügen, in den Händen des Arelts, der Reichen und der Staatsdiener sich befinden, u. s. w. Dieses Mittel muß man benutzen, so lange es noch Zeit ist. Sollte es den Fürsten einfallen, den materiellen Zustand des Volkes zu verbessern, sollten sie ihren Hofstaat, die kostspieligen, lebenden Heere vermindern, den künstlichen u. beschwigen theuren Organismus der Staats-

maschine auf einfachere Principien zurückführen, dann ist die Sache der Revolution, wenn sich der Himmel nicht erdarmt, in Deutschland auf immer verloren. Seht die Deskreter, sie sind wohlgenährt und zufriedener! Fürst Metternich, der geschickteste unter Allen, hat allen revolutionären Geist für immer in ihrem eigenen Fetz erstickt. So sind die eigenen Worte des Büchner's gewesen.

Die Flugschrift hatte hiernach den Zweck, die materiellen Interessen des Volkes mit denen der Revolution zu vereinigen, als den einzig möglichen Weg, die letztere zu bewerkstelligen. — Solche Mittel, die Revolution herbeizuführen, hielt Büchner für ebenso erlaubt und ehrbar, als alle anderen. Wenigstens sagte er oft, der materielle Druck, unter dem ein großer Theil Deutschlands liege, sei eben so traurig und schimpflich, als der geistige, und es sei in seinen Augen, bei weitem nicht so betrübt, daß dieser oder jener Liberale seine Gedanken nicht drucken lassen dürfte, als daß viele tausend Familien nicht im Stande wären, ihre Kartoffeln zu schmelzen u. s. w.

„Ob ich mich gleich hier meistens der Worte Büchner's bedient habe, so dürfte es doch schwer sein, sich einen Begriff von der Lebhaftigkeit, mit welcher er seine Meinungen vortrug, zu machen.

„Büchner imponirte Allen von uns, ohne daß sie es vielleicht sich selber gestehen mochten, sowohl durch die Neuheit seiner Ideen, als durch den Scharfsinn, mit welchem er sie vortrug.“

In einer anderen Stelle:

„Büchner, der bei seinem mehrjährigen Aufenthalt in Frankreich das deutsche Volk wenig kannte, wollte, wie er mir oft gesagt hat, sich durch diese Flugschrift überzeugen, in wie weit das deutsche Volk geneigt

sei, an einer Revolution Antheil zu nehmen. Er sah indessen ein, daß das gemeine Volk eine Auseinandersetzung seiner Verhältnisse zum deutschen Bund nicht verleben und einem Aufrufe, seine angeborenen Rechte zu erkämpfen, kein Gehör geben werde; im Gegentheil glaubte er, daß es nur dann bewogen werden könne, seine gegenwärtige Lage zu verändern, wenn man ihm seine nahe liegenden Interessen vor Augen lege. Dieß hat Büchner in der Flugschrift gethan. Er hatte dabei durchaus keinen ausschließlichen Haß gegen die großherzoglich hessische Regierung; er meinte im Gegentheil, daß sie eine der besten sei. Er haßte weder die Fürsten, noch die Staatsdiener, sondern nur das monarchische Princip, welches er für die Ursache alles Elendes hielt. — Mit seiner Flugschrift wollte er vor der Hand nur die Stimmung des Volkes und der deutschen Revolutionäre erforschen. Als er später hörte, daß die Bauern die meisten gefundenen Flugschriften auf die Postel abgeliefert hätten, als er vernahm, daß sich auch die Patrioten gegen seine Flugschrift ausgesprochen, gab er alle seine politischen Hoffnungen in Bezug auf ein Unterswerden auf. Er glaubte nicht, daß durch die constitutionelle landständische Opposition ein wahrhaft freier Zustand in Deutschland herbeigeführt werden könne. Sollte es diesen Leuten gelingen, sagte er oft, die deutschen Regierungen zu stürzen und eine allgemeine Monarchie oder auch Republik einzuführen, so bekommen wir hier einen Geldaristokratismus, wie in Frankreich, und lieber soll es bleiben, wie es jetzt ist.“

Jordan sprach sich mißbilligend über den „Landboten“ aus.

„Dieser Büchner,“ — so erklärte weiter noch der Dtlge im Wrtbdr, — „war ein Freund, der mich lange Zeit zum einzigen Vertrauten seiner theuersten Angelegenheiten machte, von welchen er weder seiner Familie, noch einen seiner anderen Freunde Etwas gesagt hatte. Ein solches

Vertrauen mußte ihm, mein Herz gewinnen; seine liebenswürdige Persönlichkeit, seine ausgezeichneten Fähigkeiten, von welchen ich hier freilich keinen Begriff geben kann, mußten mich unbedingt für ihn einnehmen bis zur Verblendung. Die Grundlage seines Patriotismus war wirklich das reinste Mitleid und ein edler Sinn für alles Schöne und Große. Wenn er sprach und seine Stimme sich erhob, dann glänzte sein Auge, — ich glaubte es sonst nicht anders — wie die Wahrheit. Ich habe die von ihm verfaßte Flugschrift abgeschrieben. Was hätte ich nicht für ihn gethan? wovon hätte er mich nicht überzeugt?“ —

Ferner schreibt D e d e r noch in einem Brief an G u g l o w: „Ich habe den Büchner bei Weidig eingeführt. Er vertrug sich nicht gut mit ihm in *politico*. Dessen mehr entzückt war er von seiner Frau, einem überaus herrlichen Geschöpf. Er verlor sein natürliches Angestum, wenn sie dazu kam, und ward zahm, wie ein Hirsch, wenn er Musik hört.“

Die abgedruckten Briefauszüge ergänzen Dasjenige, was die angeführten Druckstellen an dem Bilde von Büchner's politischem Charakter unvollendet lassen, und überheben mich der Verpflichtung, zu demselben Etwas aus besonderer Kenntnis zuzufügen.

Während nun so die Mitglieder der geheimen Gesellschaften den „Landboten“ möglichst im Lande zu verbreiten suchten, indem sie die Exemplare durch die Fenster warfen oder Nachts zwischen die Klüben schoben, trat ein Ereigniß ein, das unsern Revolutionären einen bedeutenden Schlag versetzte, und der Hauptanstoß zu den nun folgenden ausgedehnten Untersuchungen und Verhaftungen wurde. Nachdem S. S. u. N. n. t. g. e. r. a. d. e. (zwei Mitglieder der „Gesellschaft der Menschenrechte“) den Auftrag erhalten hatten, einen Theil der Exemplare des „Landboten“ aus der Druckeret in Offenbach abzuholen, wur-

de der Letztere am 1. August 1834 in Folge einer an das Ministerium in Darmstadt geschickten Denunciation an einem Thore Gießens verhaftet, als er zu Wangen eine Anzahl von ungefähr einhundert und fünfzig jener Flugblätter bei sich hatte, um sie nach Gießen zu bringen.*)

Sogleich nach Empfang dieser Nachricht: eilte Büchner von Gießen weg, und kam in der Nacht vom 1. auf den 2. August zu Weidig nach Dugbach; er setzte auf dessen Ansichten sogleich seine Reise zu Fuß weiter fort nach Frankfurt und Offenbach, um die dortigen Theilhaber zu warnen. Der Brief, d. d. Frankfurt, 3. Aug. 1834, erzählt diese Reise. Während seiner Abwesenheit von Gießen ließ der Universitätsrichter *Deorgi*, der Verdacht geschöpft haben mußte, Hausfuchung bei Büchner halten, diese Papiere mit Beschlagnahme besetzen und das Uebrige versiegeln, jedoch die Siegel wieder abnehmen, als Büchner unerwartet schon am 4. August wieder zurückkam. Die Briefe vom 5. u. 8. August 1834, besprechen diese Vorfälle ausführlich. Das Zurückbehalt'n der fran-

zösischen Briefe geschah, weil man Verbindungen mit Frankreich witterte, — um so mehr, als Büchner bei derselben Reise zufällig in Frankfurt einen Straßburger Freund, Namens *Bödel*, getroffen hatte. (*Bödel* wurde bei seiner Weiterreise in Mainz angehalten und verhört, aber sogleich wieder entlassen.) Die Untersuchung muß damals keine weiteren Indicien gegen Büchner ergeben haben; denn man ließ ihn fortan in Ruhe. Doch erzeugte der Vorfall in ihm eine sehr gesteigerte Erbitterung. — Seine und seiner Freunde revolutionäre Thätigkeit blieb natürlich in der nächstfolgenden Zeit etwas gekümmert.

Den Winter 1834 auf 1835 brachte Büchner auf Wunsch seines Vaters im elterlichen Haus in Daamstadt zu. Im September 1834 hatte er das Vergnügen, seine Braut, welche in Darmstadt einen Besuch abstattete, für einige Zeit zu sehen. — Unter Anleitung seines Vaters hielt er während dieses Winters *Vorlesungen* über Anatomie für junge Leute, die sich für das Studium vorbereiteten. Außer diesen streng-wissenschaftlichen Arbeiten waren es, wie früher, Geschichte, Philosophie und Literatur, die ihn beschäftigten. *Shakespeare* war sein Ideal, und eine gewisse Nachahmung desselben in der dramatischen Diction ist bei ihm nicht zu erkennen. Nächst *Shakespeare* schlug *Byron* die meisten verwandten Saiten in seinem Geiste an. Unter den deutschen Schriftstellern behauptete eine Zeilang *Tied* den ersten Platz; es hatte zu jener Zeit die sogenannte *romantische Schule*, deren Haupt *Tied* war, großen Anhang unter der deutschen Jugend, und so auch bei Büchner und seinen nächsten Freunden gefunden. Während der Anwesenheit seiner Braut in Darmstadt las er mit derselben *Tied's* „Aufstand in den Cevennen.“

Seine politische Thätigkeit konnte natürlich in diesem Winter nicht die Ausdehnung von früher haben; doch blieb er fortwährend in Verbindung mit *Ge-*

sen, und stand der im vorhergegangenen Frühjahr in Darmstadt von ihm gegründeten „Gesellschaft der Menschenrechte“ vor, die bald bedeutend stärker aufblühte, als ihre Gießener Muttergesellschaft. Man versammelte sich bald im Freien, bald in einem abgelegenen Hause, und bewahrte große Vorsicht vor Entdeckung. Die Mitglieder übten sich sehr eifrig in den Waffen und hatten bedeutende Schießvorräthe verborgen. Als Führer ragten noch *Rievergelter*, *Kahlert*, *Koch* hervor. (*Erstere* lebt jetzt als Wirth in Amerika; *Kahlert* kämpfte den Freiheitskampf von Lerod mit und starb kurz darauf; beide waren noch vor Büchner flüchtig geworden. *Koch* starb im Gefängniß. Die meisten Mitglieder der Gesellschaft saßen später längere Zeit in Darmstadt in Untersuchungshaft und wurden durch die heftige Amnestie vom Jahre 1839 befreit.) Büchner verfaßte für die Gesellschaft nach dem Muster der französischen eine Erklärung der Menschenrechte, die mit ihren Ausführungen damals als Programm der vorgeschrittensten Fraktion der revolutionären Partei gelten konnte. Diese Schriftstücke wurden während der Periode der Untersuchungen mit anderen Papieren verbrannt. Büchner besaß auch hier denselben überwiegenden Einfluß auf seine politischen Freunde wie in Gießen; er war die Seele des Ganzen, und nach seiner Flucht im März 1835 löste sich die Gesellschaft von selbst auf, nachdem sie ein Jahr bestanden hatte.

Dieser Winter sah Büchner's erste literarische Schöpfung, das Drama: „*Dantons Tod*“ entstehen. Sein revolutionärer Instinct und seine geistige Verwandtschaft mit den großen und außergewöhnlichen Männern und Thoren der französischen Revolution, gegenüber der politischen Dürre, die ihn umgab, hatten ihn immer tiefer in das Studium jenes geschichtlichen Dramas hineingezogen; die große Bibliothek in Darmstadt lieferte ihm die nöthigen Materialien zur Erwerbung von Detail-

*) *Karl Minnigerode*, ein 20-jähriger, talentvoller Jüngling. *Stud. jur.* in Gießen, wurde in Folge 3jähriger Kerkerleiden im Jahre 1837 wahnsinnig, verbunden mit schweren körperlichen Leiden. Nachdem man ihn endlich gegen *Cautlon* freigelassen hatte, und nachdem sein Verhörrecenz-Gesuch gegen den nach dem einstimmigen Ausspruche der Aerzte damals an *Skafersbach's* in n leidenden Untersuchungs-Richter *Seorgi* von den obersten Gerichten verworfen worden war, beruhete die Untersuchung gegen ihn am 3. April 1839 auf Verfügung des Großherzogs auf sich. Er wurde später wieder hergestellt und ging nach Amerika. — *Minnigerode's* Name erscheint oft in Büchner's Briefen, u. sein Schicksal schmerzte ihn um so tiefer, als er eine gewisse Mitschuld an seinem gräßlichen Unglücke zu tragen glaubte.

kenntnissen, und namentlich waren es die Memoiren von Barrere, die er eifrig studirte. Der merkwürdige Charakter und Thatenlauf dieses Mannes, den er eine Rolle in seinem „Danton“ spielen läßt, und der als der Einzige von Allen mißhandelnd alle Phasen der Revolution durchlief, ohne von ihr Verschlingungen zu werden, zogen ihn besonders an. Barrere's geheime Genüsse, seine menschlichen Empfindungen, gegenüber der öffentlichen „Tugend“ Robespierre's, gegen den er im Wohlfahrtsausschuß die Tugendmiene zog, gehören zu den bedeutungsvollsten Zügen jener Epoche. — So wirkte in dem schöpferischen Geiste Büchner's die Idee und das innere Bedürfniß zur Produktion seines dramatischen Gemäls; er wählte diejenige Periode der Revolution, die zum Markstein zwischen Auf- und Niedergang derselben geworden ist. Nur wie eine Verzweifelte und von Gewissensbissen Gepeinigte hegte sie sich nach Danton's Tod noch für einige Augenblicke zur höchsten Ertafe, um dann erschöpft niederzusinken, nachdem sie alle ihre Erzeuger und Nöhner in ihren Armen erstickt hatte.

Büchner's Arbeiten geschah im Verborgenen und war mannigfach geklärt: während an seinem Arbeitstische die anatomischen Tafeln und Schriften obenauf lagen, zog er furchtsam unter denselben die Papierbogen hervor, auf denen er seine Gedanken mit einer gewissen geistigen Hast niederwarf.

Die politischen Untersuchungen in Hessen nahmen unterdeß, gestützt auf neue Entdeckungen, einen eifrigen Fortgang, namentlich wegen der Flugschriften, und rückten Büchner immer näher. Fast jede Woche hörte man von neuen Verhaftungen. Nachdem Büchner zweimal, in Friedberg und Offenbach, verhört, jedoch immer wieder entlassen worden war, wuchs der Verdacht gegen ihn, und die Straße, in der er wohnte, war täglich an beiden Enden durch Polizisten bewacht. Die fortwährende Angst vor Verhaftung, ver-

bunden mit der angestrengtesten Arbeit an „Danton,“ hatten ihn in der letzten Zeit seines Darmstädter Aufenthalts in eine unbeschreibliche geistige Aufregung versetzt; er sprach selten, oft wenig und zeigte immer eine verführte und stiere Miene. Man muß auf diesen Zustand, während dessen der größte Theil von „Danton“ geschrieben wurde, aufmerksam gemacht sein, um für manches Subjektive in dem Drama eine Erklärung zu finden. Büchner schrieb später darüber an Guskow: „Für Danton sind die Darmstädterischen Polizeidiener meine Musen gewesen.“ Endlich entschloß er sich zur Flucht, nachdem er einige Tage vorher das Manuscript seines „Danton“ an Guskow nach Frankfurt a. M. gesandt hatte. Er wartete die Antwort Guskow's nicht ab, und das von dem Verleger bezahlte Honorar kam erst in Darmstadt an, als er bereits über die Grenze war. Er nahm seinen Weg durch Würtemberg und Baden und wurde überall von den Anhängern der geheimen Gesellschaften weitergefördert. Sein erster Brief aus Weisenburg, über der französischen Grenze, vom 9. März 1835, befindet sich unter den abgedruckten Briefauszügen.

Ueber das Schicksal seines Manuscripts in Frankfurt und über das dadurch rasch entstandene Verhältniß zu dem berühmten Kritiker Guskow lassen wir am Besten den Leseren selbst reden. Guskow hat zuerst in der Zeitschrift „Telegraph“ und später in seinen gesammelten Schriften unter dem Abschnitt „Öffentliche Charaktere“ eine Biographie und Charakteristik Georg Büchner's geliefert, der wir die bezügliche Stelle entlehnen:

„In den letzten Tagen des Febr. 1835, dieses für die Geschichte unsrer neueren schönen Literatur so stürmischen Jahres, war es, als ich einen Kreis von Kunstgenossen und Wahrheitsfreunden bei mir sah. Kurz vor Versammlung der Erwarteten erhielt ich aus Darmstadt ein Manuscript mit einem Briefe, dessen wunderlicher und ängstlicher Inhalt mich reizte,

in ersterem zu blättern. Der Brief lautete:

Mein Herr!

„Vielleicht hat es Ihnen die Beobachtung, vielleicht, im unglücklicheren Fall, die eigene Erfahrung schon gesagt, daß es einen Grad von Elend gibt, welcher jede Rücksicht vergessen und jedes Gefühl verstummen macht. Es gibt zwar Leute, welche behaupten, man solle sich in einem solchen Falle lieber zur Welt hinausbringen, aber ich könnte die Widerlegung in einem seit Kurzem erblindeten Hauptmann vor der Gasse aufgreifen, welcher erklärt, er würde sich todschießen, wenn er nicht gezwungen sei, seiner Familie durch sein Leben seine Besoldung zu erhalten. Das ist entsetzlich. Sie werden wohl einsehen, daß es ähnliche Verhältnisse geben kann, die Einen verhindern, seinen Leib zum Nothanker zu machen, um ihn von dem Brack dieser Welt in das Wasser zu werfen, und werden sich also nicht wundern, wie ich Ihre Thüre aufreiß, in Ihr Zimmer trete, Ihnen ein Manuscript auf die Brust lege und ein Almosen abfordere. Ich bitte Sie nämlich, das Manuscript so schnell wie möglich zu durchlesen, es, im Fall Ihnen Ihr Gewissen als Kritiker dieß erlauben sollte, dem Herrn Sauerländer zu empfehlen und sogleich zu antworten.

Ueber das Werk selbst kann ich Ihnen nichts weiter sagen, als daß unglückliche Verhältnisse mich zwangen, es in höchstens fünf Wochen zu schreiben. Ich sage dieß, um Ihr Urtheil über den Verfasser, nicht über das Drama an und für sich zu motiviren. Was ich daraus machen soll, weiß ich selbst nicht, nur das weiß ich, daß ich alle Ursache habe, der Geschichte gegenüber roth zu werden; doch tröste ich mich mit dem Gedanken, daß Shakespeare, ausgenommen, alle Dichter vor ihr und der Natur wie Schultnaben dastehen.

Ich wiederhole meine Bitte um

er immer bis in die höchste Spitze, die sogenannte Kuppel, zu erklimmen pflegte, wäre er, indem er sich rasch nach einem ihm entfallenen Fernglobe bückte, beinahe ein Opfer seiner Unvorsichtigkeit geworden. — Daß Büchner, wie mehrfach erzählt wurde, damals schon handelnd in der Politik aufgetreten und namentlich vom Frankfurter Attentat (April 1833) nicht fremd gewesen sei, ist durchaus falsch; er erfuhr den Vorfall erst durch Briefe von Hause, und spricht sich in dem mitgetheilten Briefauszuge vom 5. April 1833 darüber aus: — Er schreibt ferner einmal: „Wegen mir könnt Ihr ganz ruhig sein; ich werde nicht nach Freiburg gehen, und eben so wenig wie im vorigen Jahre an einer Versammlung Theil nehmen.“ Und ein andermal, indem er auf seinen bevorstehenden Gießener Aufenthalt hinweist, und im Anschluß an das Brieffragment vom Juni 1833: „Ihr könnt voraussetzen, daß ich mich in die Gießener Winkelpolitik und revolutionären Kinderstreiche nicht einlassen werde.“

Diese Voraussetzungen betrug ihn. Die Gesetze seiner Heimath riefen ihn, nach einem zweijährigen Aufenthalte in Straßburg, nach der Landesuniversität Gießen, wo er seine medicinischen Studien fortsetzte. — Gießen war damals der Mittelpunkt eines Theils der geheimen revolutionären Bestrebungen in den süddeutschen Staaten, die sich nach dem Mißlingen des Frankfurter Attentats mehr ein Wirken zur politischen Aufklärung und Aufregung der unteren Volksklassen zum Ziele gesetzt hatten. Die leitende Triebfeder in Oberhessen war der drei Stunden von Gießen entfernt wohnende, bekannte Pfarrer Weidig in Duzbach, ein Mann von eben so viel politischem Wissen, als energischer Thätigkeit.

Um Büchner in dieses Treiben, das er übersah und als unter den damaligen Verhältnissen bedeutungslos und ohne Nachhall bereits früher erkannt hatte,

hineinzuziehen, bedurfte es eigenthümlicher Anregungen. Die ihm beinahe unerträglich scheinende Trennung von seiner Braut erzeugte in ihm während der ganzen Dauer seines Gießener Aufenthaltes eine trübe und zerrissene Gemüthsstimmung, die sich in seinen Briefen häufig ausdrückt und den sonst lebensfrohen jungen Mann sagen läßt: „Ich habe Anlagen zur Schwermuth.“ Dazu das unfreundliche Giesen, das er stets mit Straßburg verglich und nicht genug tadeln konnte! Diese Stimmung wurde genährt durch seine wissenschaftlichen Beschäftigungen. Je mehr sich Büchner's Studium dem eigentlich praktischen Felde der Medicin näherte, desto mehr fand sich sein mehr zur Speculation, als zur Beobachtung neigender Geist davon zurückgestoßen. Er spöttelte und wand sich zum Studium der Grundlagen des menschlichen Wissens, zur Geschichte und zur Philosophie, um die Lösung derjenigen Räthsel zu finden, welche in einem Alter von zwanzig Jahren jeden strebenden Geist beschäftigen und bei den am Tiefsten Eindringenden auch den nachhaltigsten Eeulenschmerz zu erzeugen im Stande sind. Das Studium der neueren Geschichte ließ ihn die Schmach des Vaterlandes tief empfinden; dazu seine glühende Liebe zur Freiheit, — sein Ekel vor der Verberbtheit der herrschenden Klasse, — die durch die Auflösung des hessischen Landtags von 1833 noch gesteigerte Aufregung um ihn her — und man wird sein nunmehriges Aufsitzen erklärlich finden. Seine Aeußerung: „die Leute gehen in's Feuer, wenn's von einer brennenden Punschbottle kommt.“ (Brief vom 1. November 1833) beweist, wie wenig Vertrauen er in die Kraft der Bewegung setzte, — aber er stürzte sich in die Politik, wie in einen Ausweg aus geistigen Nöthen und Schmerzen. Wir bemerken nebenbei, daß die damalige hessische Kammer-Opposition Büchner's Beifall nicht besaß und oft der Gegenstand seiner Spöttereien wurde. Namentlich äußerte er oft seinen beson-

deren Widerwillen gegen deren damaligen Führer, Heinrich v. Sager.

So wurde die erste Hälfte des Jahres 1834 zu einem der bedeutungsvollsten Zeitabschnitte in Büchner's Leben. Es war zu derselben Zeit, wo ein neues geistiges Leben das gebildete Deutschland zu durchzuden begann; wo Wien, b a r g das „J u n g e D e u t s c h l a n d“ stiftete (zu dem Büchner später in nähere Beziehung gebracht wurde), und wo durch eine Revolution der Geister eine neue Ordnung in die politischen, religiösen und gesellschaftlichen Verhältnisse von Europa gebracht werden sollte. Während man in Deutschland die Emancipation des Fleisches prebte, versuchten die praktischeren Republikaner Frankreichs einen Aufstand in Paris (13. April 1834), der blutig niedergeschlagen wurde. Diese Dinge konnten nicht ohne die stärkste Rückwirkung auf die Gemüther, und namentlich auf die studierende Jugend Deutschlands bleiben, um so mehr, als man damals noch gewohnt war, die Universitäten als den Angelpunkt anzusehen, um den sich das geistige Leben der Nation drehen sollte; und da nun alle Wege zu einer öffentlichen Discussion und Behandlung des politischen und socialen Fortschritts verschlossen waren, so ergoß sich die Bewegung in die unterirdischen Gänge. Ich übergebe die Geschichte der geheimen politischen Bewegungen, die diesem Jahre vorausgegangen sind, die in Folge der Bundestagsbeschlüsse des Jahres 1832 ihren ersten Anfang genommen hatten, ihre Entstehung theilweise dem Feste auf der Frankfurter Mainluft (Herbst 1832) verdankten, sich von da bis zum Frankfurter Attentat fortzogen und theilweise in den Mitte 1833 begonnenen Untersuchungen in Hessen ihre Auflösung fanden. Im Jahre 1834 hatte man auch die in Folge der Frankfurter Vorfälle Verhafteten wieder freigegeben, und dieselben nahmen sogleich den lebhaftesten Antheil an den nun folgenden Bestrebungen.

Wie oben bereits angedeutet, wollte man jetzt auf die Masse der Bevölkerung wirken, u. suchte diesen Zweck durch Flugschriften zu erreichen. Weidig stand in Oberhessen an der Spitze und betrieb seine Agitationen in Verbindung mit dem in Frankfurt a. M. existirenden „Männerbund“, der nach „Männer“ mit der Schweiz und Frankreich communicirte und ebenfalls revolutionäre Schriften verbreitete. Beide Hessen, Würtemberg und Baden waren unter den Süddeutschen Staaten am stärksten theilhaftig.

In Gießen sah das Jahr 1834 zwei geheime Gesellschaften entstehen, eine Burschenschaft und eine andere rein politische, an der Studenten und Bürger Theil nahmen, und die sich namentlich das Verbreiten von Flugschriften zum Zwecke gesetzt hatte. Diese Verbindung wurde hauptsächlich durch Bückner gestiftet und erhielt von ihm den Namen „Gesellschaft der Menschenrechte.“ Unter ihren Haupttheilnehmern nennen wir: Klemm, Rittmgerode, A. Becker, Trapp, Schick und Andern.

„Männer“ (Altenmäßige Darlegung des Processes gegen: c. Weidig u., Darmstadt, 1844) erzählt über die Entstehung jener Gesellschaft: „Die Ansichten und Grundsätze, welche Bückner während eines zweijährigen Aufenthaltes zu Straßburg angenommen zu haben scheint, erfreuten sich des Beifalles der Andern und veranlaßten deren Zusammentreten in jene Verbindung, welche sich zum Zwecke setzte, Flugschriften zu verbreiten u. Gleichgestimmte an andern Orten zu ähnlichen Vereinen zu bestimmen. Die Mitglieder hatten bei Einzelnen von ihnen Zusammenkünfte, in welchen über den politischen Zustand Deutschlands, über die Mittel zu dessen Veränderung, über den nächsten Zweck einer Revolution, sodann im Speziellen über die eigne Thätigkeit und über die Ausdehnung der Gesellschaft gesprochen wurde, welche eine Zeitlang auch den ihr von Bückner beigelegten Namen „Gesellschaft der Menschenrechte“ führte, so-

wie sich Schick auch mit dem Entwurf einer Constitution für sie beschäftigt haben soll.“ — Die Idee, die Gesellschaft abweichend von den andern, eine Gesellschaft der Menschenrechte zu nennen, mag Bückner aus dem damals schon sehr rührig von ihm betriebenen Studium der französischen Revolution geschöpft haben. Aus dieser Gesellschaft und aus der Feder Bückner's ging die schärfste der damals erschienenen Flugschriften, der „.....sche Landbote“ hervor, auf die wir zurückkommen werden, und die verbreitet wurde, nachdem Weidig bereits früher fünf Nummern des „Leuchters und Beleuchters für Hessen“ in die Welt gesandt hatte.

Unterbrochen wurde diese revolutionäre Thätigkeit Bückner's durch eine plötzliche und heimliche Reise desselben nach Straßburg am Ende des Monats März, wohin ihn Sehnsucht und Angst um seine plötzlich erkrankte Braut getrieben hatten. Von Straßburg schrieb er an seine Eltern und entdeckte ihnen das bisher verheimlichte Verhältniß, wobei er seine Gemüthsstimmung in Gießen so beschreibt: „Ich war im Außerordentlichen ruhig, doch war ich in tiefe Schwermuth verfallen; dabei engten mich die politischen Verhältnisse ein, ich schämte mich, ein Knecht mit Knechten zu sein, einem vermoberten Fürstengeschlecht und einem friedenden Staatsdiener-Aristokratismus zu Gefallen. Ich komme nach Gießen in die niedrigsten Verhältnisse, Kummer und Widerwillen machen mich krank.“ — Die Einwilligung der beiderseitigen Eltern in die Verbindung erfolgte, und Bückner kehrte ins elterliche Haus nach Darmstadt zurück, um die Osterferien da zuzubringen. Diese Ferienzeit benutzte er, um in Darmstadt eine Zweiggesellschaft der „Gesellschaft der Menschenrechte“ zu gründen. Sie bestand meist aus jungen Bürgerknechten und erhielt später durch Bückner ihre Instruktionen von Gießen, ohne die höchsten Leiter der geheimen Gesellschaften zu kennen.

Nach Gießen zurückgekehrt ging Bückner auf dem betretenen Wege weiter und namentlich waren es jetzt der Dank und die Verbreitung der oben genannten Flugchrift, die ihn beschäftigten. Zu gleicher Zeit bemühte sich Weidig, indem er Verbindungen zwischen den damals noch vereinzelt Bestrebungen herstellte, der Bewegung mehr Einheit und Kraft zu geben. Bückner's Schrift wurde ihm in Manuscript durch Becker gebracht; er billigte sie in ihren Haupttheilen, änderte Einiges daran, setzte Andern hinzu, gab ihr den Namen: „.....'cher Landbote“, und beschloß den Druck derselben; worauf im Anfange des Monats Juni 1834 Bückner mit Schick nach Offenbach reiste, um dieselbe der geheimen Presse zu übergeben. Bückner war über die Veränderungen, die Weidig vorgenommen hatte, sehr aufgebracht, wollte die Schrift nicht mehr als die seinige anerkennen und sagte, daß Weidig ihm gerade das, worauf er das meiste Gewicht gelegt, durchgestrichen habe. Ueberhaupt vertrug er sich mit Weidig schlecht; einer seiner Freunde und Mitschultrigen sagte vor dem Untersuchungsrichter über dieses Verhältniß aus (Männer u.):

„Weidig war in Allem der Gegensatz zu Bückner; er (Weidig) hatte den Grundsatz, daß man auch den kleinsten revolutionären Funken sammeln müsse, wenn es dereinst brechen solle; er war unter den Republikanern republikantisch und unter den Constitutionellen constitutionell. — Bückner war sehr unzufrieden mit dieser Bemerkung Weidig's und sagte, es sei keine Kunst, ein ehrlicher Mann zu sein, wenn man täglich Suppe, Gemüse und Fleisch zu essen habe. Indessen konnte Weidig der Flugchrift seinen Beifall nicht verlagern und meinte, sie müsse vortheilhafte Dienste thun, wenn sie verändert werde. Dies zu thun, behielt er sie zurück und gab ihr die Gestalt, in der sie im Druck erschienen ist. Sie unterscheidet sich von dem Original namentlich dadurch, daß an die Stelle der Reichen die Bor-

n e h m e n gefest sind, und daß das, was gegen die sogenannte liberale Partei gesagt war, weggelassen worden ist. Das ursprüngliche Manuscript hätte man eher als eine Predigt gegen den Mamon betrachten können, nicht so das letzte. Die biblischen Stellen, sowie überhaupt der Schluß sind von Weidig."

Und an einer andern Stelle:

"Ich erinnere mich, daß Büchner einst Streit mit Weidig über W a h l e n s u s hatte. Büchner meinte, in einer gerechten Republik, wie in den meisten nordamerikanischen Staaten, müsse Jeder ohne Rücksicht auf Vermögens-Verhältnisse eine Stimme haben und behauptete, daß Weidig, welcher glaubte, daß dann eine Vöbelherrschaft, wie in Frankreich, entstehen werde, die Verhältnisse des heutigen Volkes und unserer Zeit verkenne. Büchner äußerte sich einst in Gegenwart eines Freundes sehr heftig über diesen Aristokratismus des Weidig, wie er es kannte."

Am 3. Juli veranstaltete Weidig auf der Badenburg bei Gießen zum Zweck einer näheren Vereinerung und Besprechung eine Zusammenkunft Gleichgesinnter aus weiteren Kreisen, an der übrigens fast nur G i e ß e n e r und M a r b u r g e r sich beteiligten. „Vor dieser Besprechung meinte Büchner,“ (so sagt der Nämliche bei „Nöllner“ aus), daß man Gesellschaften errichten müsse; Weidig glaubte, daß es schon genüge, wenn man die verschiedenen Patrioten der verschiedenen Gegenden mit einander bekannt mache und durch sie Flugchriften verbreiten lasse. Büchner hoffte auf der Badenburg seine Ansichten bei den Marburgern durchzusetzen. Ich weiß nicht, wie weit ihm dies gelungen ist. Als ich ihn später über die Sache sprach, sagte er mir, daß auch die Marburger Leute seien welche sich durch die französische Revolution, wie Kinder durch ein Ammenmärchen, hätten erschrecken lassen, daß sie in jedem Dorf ein Paris mit einer Guillotine zu sehen fürchteten u. s. w. Es muß demnach auf

dieser Versammlung die Rede davon gewesen sein, in welchem Geiste die Flugchriften abgefaßt werden müssen, und Büchner, welcher glaubte, daß man sich an die niederen Volksklassen wenden müsse, und der auf die öffentliche Tugend der sogenannten ehrbaren Bürger nicht viel hielt, muß auf der Badenburg seine Absichten nicht gebilligt gesehen haben, weil er über die Marburger sich so ungehalten äußerte."

In demselben Monat Juli ging der „Landbote“ aus der Presse hervor und wurde im Auftrage Weidig's durch die Mitglieder der geheimen Gesellschaften verbreitet. Die Hauptstellen aus diesem merkwürdigen Altrunfede, dem eigentlich mehr sociale, als politische Tendenz zu Grunde liegt, haben wir in der Sammlung mitgeteilt. — Nöllner hat noch einige andere Aussagen desselben Mitschuldigen, von dem die obigen Angaben herühren, über Büchner und seine Flugchrift veröffentlicht; dieselben sind für den Charakter der damaligen Bewegung sowohl, als auch für Büchner's politische Ansichten u. Richtung zu bezeichnend, als daß wir sie mit Stillschweigen übergehen könnten. „Den Landboten betreffend,“ erzählt derselbe, „sei es mir erlaubt, den Verfasser desselben, Georg Büchner, in seinen eigenen Worten, deren ich mich noch ziemlich genau erinnere, hier für mich reden zu lassen. — Die Versuche, welche man bis jetzt gemacht hat, die Verhältnisse Deutschland's umzustossen, sagte er, beruhen auf einer durchaus knabenhaften Berechnung, indem man, wenn es wirklich zu einem Kampfe, auf den man doch gefaßt sein mußte, gekommen wäre, den deutschen Regierungen und ihren zahlreichen Armeen Nichts hätte entgegenstellen können, als eine handvoll undisciplinirte Liberale. Soll jemals die Revolution auf eine durchgreifende Art ausgeführt werden, so kann und darf das bloß durch die große Masse des Volkes geschehen, durch deren Ueberzahl und Gewicht die Soldaten gleichsam erdrückt werden müssen. Es handelt sich also darum,

diese große Masse zu gewinnen, was vorerhand nur durch Flugchriften geschehen kann.

„Die früheren, zu diesem Zweck erschienenen Flugchriften entsprachen demselben nicht, es war darin die Rede vom Wiener Congreß, Pressfreiheit, Bundesvorparlamenten und dergl., lauter Dinge, um welche sich die D a u e r n (denn an diese, meinte Büchner, müsse man sich vorzüglich wenden) nicht kümmern, so lange sie noch mit ihrer materiellen Noth beschäftigt sind; denn diese Leute haben aus sehr nahe liegenden Ursachen durchaus keinen Sinn für die Ehre und Freiheit ihrer Nation, keinen Begriff von den Rechten des Menschlichen u. s. w., sie sind gegen all das gleichgültig, und in dieser Gleichgültigkeit allein beruht ihre angebliche Treue gegen die Fürsten und ihre Theilnahmslosigkeit an dem liberalen Treiben der Zeit; gleichwohl scheinen sie unzufrieden zu sein, und sie haben Ursachen dazu, weil man den dürftigen Gewinn, welchen sie aus ihrer sauren Arbeit ziehen, und der ihnen zur Verbesserung ihrer Lage so nothwendig wäre, als Steuer von ihnen in Anspruch nimmt. So ist es gekommen, daß man bei aller partiellischen Vorliebe für sie doch sagen muß, daß sie eine ziemlich niederträchtige Gesinnung angenommen haben, und daß sie, es ist traurig genug, fast an keiner Stelle mehr zugänglich sind, als gerade am Geldsack; dies muß man benützen, wenn man sie aus ihrer Erniedrigung hervorziehen will; man muß ihnen vorrechnen, welche Lasten sie tragen, während Andere den Vortheil davon beziehen; daß die Gesetze, welche über ihr Leben und Eigenthum verfügen, in den Händen des Arel, der Reichen und der Staatsdiener sich befinden, u. s. w. Dieses Mittel muß man benutzen, so lange es noch Zeit ist. Sollte es den Fürsten einfallen, den materiellen Zustand des Volkes zu verbessern, sollten sie ihren Hofstaat, die kostspieligen, lebenden Heere vermindern, den künstlichen u. deswegen theuren Organismus der Staats-

im Gefängniß und im langweiligsten unter der Sonne, ich habe eine Abhandlung geschrieben in die Länge, Breite und Tiefe. Tag und Nacht über der edelsten Geschichte, ich begreife nicht, wo ich die Geduld hergenommen. Ich habe nämlich die fixe Idee, im nächsten Semester zu Zürich einen Cours über die Entwicklung der deutschen Philosophie seit Cartesius zu lesen; dazu muß ich mein Diplom haben, und die Leute scheinen gar nicht geneigt, meinem lieben Sohne Danton den Doktorhut aufzusetzen.

Was war da zu machen?

Sie sind in Frankfurt und unangekommen!

Es ist mir leid und doch wieder lieb, daß Sie noch nicht im Reßbüchel (Straßburger Gasthaus) angelopft haben. Ueber den Stand der modernen Literatur in Deutschland weiß ich so gut als Nichts; nur einige versprengte Broschüren, die, ich weiß nicht wie, über den Rhein gekommen, fielen mir in die Hände.

Es zeigt sich in dem Kampfe gegen Sie eine gründliche Niederträchtigkeit, eine recht gesunde Niederträchtigkeit, ich begreife gar nicht, wie wir noch so natürlich sein können! Und Menzel's Hohn über die politischen Narren in den deutschen Festungen — und das Wen Lernen! mein Gott, ich könnte Ihnen übrigens erbauliche Geschichten erzählen.

Es hat mich im Tiefsten empört; meine armen Freunde! Glauben Sie nicht, daß Menzel nächstens eine Professur in München erhält?

Uebrigens, um aufrichtig zu sein, Sie und Ihre Freunde scheinen mir nicht grade den klügsten Weg gegangen zu sein. Die Gesellschaft mittheilt der Idee, von der gebildeten Klasse aus reformiren? Unmöglich! Unsere

Zeit ist rein materiell; wären Sie je directer politisch zu Werke gegangen, so wären Sie bald auf den Punkt gekommen, wo die Reform von selbst ausgeht hätte. Sie werden nie über den Riß zwischen der gebildeten und ungebildeten Gesellschaft hinauskommen.

Ich habe mich überzeugt, die gebildete und wohlhabende Minorität, so viel Concessionen sie auch von der Gewalt für sich begehrt, wird nie ihr spitzes Verhältniß zur großen Klasse aufgeben wollen. Und die große Klasse selbst? Für die gibt es nur zwei Hebel, materielles Grew und religiöser Fanatismus. Jede Partei, welche diese Hebel anzusetzen versteht, wird siegen. Unsere Zeit braucht Eisen und Brod — und dann ein Kreuz oder sonst so was. Ich glaube, man muß in socialen Dingen von einem absoluten Rechtsgrundsatz ausgehen, die Bildung eines neuen geistigen Lebens im Volke suchen, und die abgelebte moderne Gesellschaft zum Teufel gehen lassen. Zu was soll ein Ding, wie diese, zwischen Himmel und Erde herumlaufen? Das ganze Leben derselben besteht nur in Versuchen, sich die entsetzliche Langeweile zu verreiben. Sie mag aussterben, das ist das einzig Neue, was sie noch erleben kann.

Sie erhalten hierbel ein Bändchen Gedichte von unserem Freunde Stüber. Die Sagen sind schön, aber ich bin kein Verehrer der Manier *a la* Schwab und Uhland und der Partei, die immer rückwärts ins Mittelalter greift, weil sie in der Gegenwart keinen Platz ausfüllen kann. Doch ist mir das Büchlein lieb; sollten Sie nichts Günstiges darüber zu sagen wissen, so bitte ich Sie, lieber zu schweigen. Ich habe mich ganz hier in das Land hineingelebt; die Vogesen sind ein Gebirg, das ich liebe, wie eine Mutter, ich kenne jede Bergspitze und jedes Thal, und die alten Sagen sind so originell und heimlich, und die beiden Stüber sind alte Freunde, mit denen ich zum ersten Mal das Gebirg durchstrief. Adolph

hat unstreitig Talent, auch wird Ihnen sein Name durch den Musenalmanach bekannt sein. August steht ihm nach, doch ist er gewandt in der Sprache.

Die Sache ist nicht ohne Bedeutung für das Elfaß, sie ist einer von den seltenen Versuchen, die noch manche Elfaßler machen, um die deutsche Nationalität Frankreich gegenüber zu wahren, und wenigstens das geistige Band zwischen ihnen und dem Vaterlande nicht reißen zu lassen. Es wäre traurig, wenn das Münster einmal ganz auf fremden Boden stände. Die Absicht, welche zum Theil das Büchlein erstehen ließ, würde sehr gefördert werden, wenn das Unternehmen in Deutschland Anerkennung fände, und von der Seite empfehle ich es Ihnen besonders.

Ich werde ganz dumm in dem Studium der Philosophie; ich lerne die Armseligkeit des menschlichen Geistes wieder von einer neuen Seite kennen. Meinetswegen! Wenn man sich nur einbilden könnte, die Löcher in unsern Hosen seien Palastfenster, so könnte man schon wie ein König leben; so aber frickt man erbärmlich.“ —

Das Lustspiel „Leonce und Lena“, das zweite Stück der Sammlung, ist in demselben Sommer entstanden. Die Gotta'sche Buchhandlung hatte bis zum 1. Juli 1836 einen Preis auf das beste Lustspiel ausgesetzt, und Büchner wollte mit seiner Arbeit concurriren. Seine Trägheit im Abschreiben des Conceptis ließ ihn leider die Zeit versäumen; er schickte das Manuscript zwei Tage zu spät, und erhielt es uneröffnet zurück. Außerdem muß er in derselben Zeit noch ein zweites Drama vollendet haben, das nicht mehr vorhanden ist; wenigstens schreibt er im September 1836, nachdem er von zwei fertigen Dramen schon in früheren Briefen gesprochen: „Ich habe meine zwei Dramen noch nicht aus den Händen gegeben, ich bin noch mit Manchen unzufrieden und will nicht, daß es mir geht, wie das erste

Mal. Das sind Arbeiten, mit denen man nicht zu einer bestimmten Zeit fertig werden kann, wie der Schneider mit seinem Kleid."

Unterdessen war die Abhandlung über das Nervensystem der Fische nach Zürich geschickt, und auf Grund derselben das Doktor-Diplom der philosophischen Fakultät sogleich an Büchner ausgefertigt worden. Zugleich wurde er eingeladen, eine Probevorlesung in Zürich zu halten, um, wenn diese gefiele, das Recht des Doctrens zu erhalten.

Am 18. Oktober 1836 reiste Büchner nach Zürich, vorbereitet auf zwei Lehrcurse, einen über vergleichende Anatomie, den anderen über Philosophie. Dem letzteren gab seine eigne Neigung den Vortzug, doch da Professor Bobrik bereits philosophische Vorlesungen angefüllt hatte, so sparte er, um Collisionen zu vermeiden, diesen Plan für das folgende Sommersemester auf und entschloß sich zur vergleichenden Anatomie. Büchner's Probevorlesung, aus deren Eingang wir einen kurzen Abriss in der Sammlung gegeben haben, wurde vor einem sehr zahlreichen Publikum gehalten und erzielte den allgemeinsten Beifall. Der berühmte Oken, Professor in Zürich war entzückt davon, und sowohl er, als Arnold, Professor der Anatomie, wurden sehr für Büchner eingenommen, nachdem sie bereits früher das günstigste Urtheil über die Abhandlung gefüllt hatten. Arnold stellte ihm seine Bibliothek zur Verfügung; und Oken, nachdem der Zürcher Erziehungsrat Büchner zum Privatdozenten ernannt hatte, empfahl die Vorlesungen desselben vom Rathgeber herab und schickte seinen eignen Sohn in dieselben. Dadurch wurde Büchner mit Oken und dessen Familie bald sehr befreundet, und lernte in seinem Haus im Verlaufe des Winters mehrere der bedeutendsten Männer jener Zeit kennen. Schönlein, der damals noch in Zürich docirte, erkundigte sich bald nach Büchner, lud denselben ein, und stellte ihm seine werthvollen Präparate zur Verfü-

gung. Ueberhaupt wurde der junge Gelehrte von allen Seiten auf das Zuversichtlichste aufgenommen, und man hatte sogar im Zürcher Erziehungsrathe die Absicht, sich bald für ihn eine Professur der vergleichenden Anatomie zu creiren. Seine Vorlesung beschäftigte ihn vollauf, da es damals in Zürich beinahe völlig an vergleichend anatomischen Präparaten fehlte, und er dieselben fast alle selbst anfertigen mußte. Er schreibt an seinen Bruder: „Ich sitze am Tage mit dem Scalpell u. die Nacht mit den Büchern.“

Von früheren politischen Leidensgenossen fand er in Zürich außer Schulz, Trapp, Geilfuß und Braubach. Mit Dr. Wilhelm Schulz und dessen Frau, die ihn mit der aufopferndsten Sorgfalt auf seinem Krankenlager gepflegt hat, war er namentlich aufs Innigste befreundet; ebenso mit Professor Sell und dem damaligen Tagatzungsgesandten Dr. Zehnder, bei dem er wohnte.

Die Briefe aus der Zeit des Zürcher Aufenthaltes sind meist heiter und voll Zufriedenheit. Häufig fragt er in derselben nach den Darmstädter Gefangenen (Minnigerode, Rüdler, Glabach und Andere), deren Untersuchungen damals mit besonderer Strenge geführt wurden, und immer wirft die Erinnerung an seine unglücklichen Freunde, die leiden müssen, während er freist, einen düstern Schatten in seine sonst fröhliche Stimmung.

Was Büchner's literarisch-productive Thätigkeit in Zürich angeht, so ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen, ob hier etwas Neues entstanden oder nur früher Angefangenes weiter geführt worden ist. Kurz vor Beginn der tödtlichen Krankheit schrieb er an seine Braut, er würde „in längstens acht Tagen Leonce und Lena mit noch zwei andern Dramen erscheinen lassen.“ Diese Briefstelle ist räthselhaft, wie die früher schon angeführte. In dem Nachlasse fand sich außer Leonce u. Lena und einem ziemlich weit gediehenen Fragment eines bürgerlichen Tragenspiels ohne

Titel, Nichts von dramatischen Sachen vor. Das dritte Drama, dessen Büchner Erwähnung thut, kann nur dasselbe sein, das schon in dem angeführten Straßburger Briefe vorkommt, und von dem keine Spur aufgefunden werden konnte. Es handelte, wie aus mündlichen Mittheilungen des Dichters an seine Braut hervorzugehen scheint, von dem Florentiner Pietro Arctino.

Es ist bemerkenswerth, daß Büchner während der Fieberdelirien seiner Krankheit sich vergebens anstrenge, von etwas Mittheilung zu machen, das ihm Sorge zu machen schien. Der Tod schloß seine Zunge.*) Als man unter seinen Papieren das Drama nicht fand, vermuthete man, daß jene Anstrengung zu reden sich auf dasselbe bezogen haben möchte, und ließ das Zimmer nochmals genau durchsuchen, ohne etwas zu finden.

Was das erwähnte Trauerspielfragment anlangt, so ist dasselbe zum größten Theile mit blasser Tinte geschrieben und durchaus unleserlich; die einzelnen Scenen, die entziffert werden konnten, sind durch das Ausfallende so wenig unter einander in Zusammenhang zu bringen, daß nichts davon in der Sammlung mitgetheilt werden konnte.

Mit Anfang des Jahres 1837 scheint Büchner's Stimmung trüber geworden zu sein, wohl nur durch das Unangenehme der längeren Trennung von seiner Braut, da mit seinen sonstigen Angelegenheiten Alles nach Wunsch ging. Aus den in den letzten Wochen vor seinem Tode an seine Braut geschriebenen Briefen heben wir die folgenden Stellen aus:

Vom 13. Januar 1837: „Mein Lieb Kind! . . . Ich zähle die Wochen bis zu Ostern an den Fingern. Es wird immer über. So im Anfange ging's:

*) Auf diesen Moment beziehen sich einige, sonst unverständliche, Verse in Herwegh's Gedicht an Büchner.

neue Umgebungen — aber jetzt, da ich an Alles gewöhnt bin, Alles mit Regelmäßigkeit vor sich geht, man vergift sich nicht mehr. Das Beste ist, meine Phantasie ist thätig, und die mechanische Beschäftigung des Präparirens läßt ihr Raum. Ich sehe dich immer so halb durch zwischen Ffischschwänzen, Froschzehen &c. Ist das nicht rührender, als die Geschichte von Abkhard, wie sich ihm Heloise immer zwischen die Rippen und das Gebet drängt? O, ich werde jeden Tag portischer, alle meine Gedanken schwimmen in Spiritus. Gott sei Dank, ich träume wieder viel Nachts, mein Schlaf ist nicht mehr so schwer.“

Vom 20. Januar: „Ich habe mich verändert und im Bett gelegen. Aber jetzt ist's besser. Wenn man so ein wenig unwohl ist, hat man ein so groß Gefallen nach Gesundheit; aber das Mühlrad dreht sich als fort ohne Rast und Ruh. . . . Heute und gestern gönne ich mir jedoch ein wenig Ruhe und lese nicht; Morgen geht's wieder im alten Trab, du glaubst nicht, wie regelmäßig und ordentlich. Ich gebe fast so richtig, wie eine Schwarzwälder-Uhr. Doch ist's gut: auf all das aufgeregte, geistige Leben Ruhe, und dabei die Freude am Schaffen meiner poetischen Produkte. Der arme Shakespeare war Schreiber den Tag über und mußte Nachts dichten, und ich, der ich nicht werth bin, ihm die Schuhriemen zu lösen, hab's weit besser. — Lernst Du bis Ostern die Volkslieder singen, wenn's Dich nicht angreift? Man hört hier keine Stimme; das Volk singt nicht, und Du weißt, wie ich die Frauengstammer lieb habe, die in einer Soiree ober einem Concerte einige Töne tobschreien oder winseln. Ich komme dem Volk und dem Mittelalter immer näher, jeden Tag wird mir's heller — und gelb. Du singst die Lieder? Ich bekomme halb das Helmweh, wenn ich mir eine Melodie summe. Jeden Abend sitz' ich eine oder zwei Stunden im Casino; Du kennst meine Vorliebe für schöne Gelehrte und Menschen um mich.“

Vom 27. Januar: „Mein lieb Kind! Du bist voll zärtlicher Besorgniß und willst krank werden vor Angst; ich glaube gar, Du stirbst — aber ich habe keine Lust zum Sterben und bin gesund wie je. Ich glaube, die Furcht vor der Pflege hier hat mich gesund gemacht; in Straßburg wäre es ganz angenehm gewesen, und ich hätte mich mit dem größten Schagen in's Bett gelegt, vierzehn Tage lang St. Guillaume No. 66, links eine Treppe hoch, in einem etwas überzweigen Zimmer, mit grüner Tapete! Hät' ich dort umsonst gellingelt? Es ist mir heut einigermassen innerlich wohl, ich zehre noch von gestern, die Sonne war groß und warm am reinsten Himmel — und dazu hab' ich meine Laterne gelöscht und einen edlen Menschen an die Brust gedrückt, nämlich einen kleinen Wirth, der aussieht, wie ein betrunkenes Kaninchen, und mir in seinem prächtigen Hause vor der Stadt ein großes elegantes Zimmer vermietet hat. Edler Mensch! Das Haus steht nicht weit vom See, vor meinen Fenstern die Wasserfläche und von allen Seiten die Alpen, wie sonnenglänzendes Gewölk. — Du kommst bald? mit dem Jugendmuth ist's fort, ich bekomme sonst graue Haare, ich muß mich bald wieder an Deiner inneren Glückseligkeit stärken und Deiner göttlichen Unbefangtheit und Deinem lieben Leichtfinn und all Deinen bösen Eigenschaften, böses Mädchen. *Adio piccola mia!* —

Die neue Wohnung am See bei dem kleinen Wirth sollte Büchner nicht mehr beziehen. Am 2. Februar klagte er das erste Unwohlsein, das sich rasch zu einer heftigen Krankheit ausbildete. Dr. Zehnder und Schönlein leisteten die ärztliche Behandlung. Seine Freunde Wilhelm Draubach und Schmid, sowie die Frau von Schulz, pflegten ihn mit aufopfernder Sorgfalt und mit der Liebe, die er bei allen ihm näher Stehenden für sich erweckt hatte. Schulz selbst erzählt die letzten Lebensaugenblicke des Dichters in

seinem damals in der Züricher Zeitung erschienenen Nekrolog folgendermaßen:

„Keiner von Büchner's Freunden hatte diesen Tag noch vor wenigen Wochen nahe geglaubt. Außer einigen leichten Unpäßlichkeiten war er während seines Aufenthalts in Zürich stets gesund geblieben. Sein Aeußeres schien mit seinem Innern in Harmonie zu stehen, und die breit gewölbte Stirne schien noch lange seinem umfassenden Geiste eine sichere Stätte zu sein. Doch mochte er selbst ein Vorgefühl seines nahen Endes haben. Wenigstens vergleicht er in einem hinterlassenen Tagebuche den Zustand seiner Seele mit einem Herbstabend und schließt mit den Worten: „Ich fühle keinen Ekel, keinen Ueberdruß; aber ich bin müde, sehr müde. Der Herr schenke mir Ruhe!“

Am 2. Februar mußte er sich zu Bette legen, das er von jetzt an nur für wenige Augenblicke verließ. Trotz der Sorgfalt der Aerzte und der Pflege seiner Freunde machte die Krankheit unaufhaltsame Fortschritte, und bildete sich bald zum heftigen Nervenfieber aus. Am zwölften Tage gingen die Delirien an. Der Gegenstand seiner Phantasieen waren seine Braut, seine Eltern und Geschwistern, deren er mit der rührendsten Anhänglichkeit gedachte, und das Schicksal seiner politischen Jugendgenossen, die seit Jahren in den Kerker seiner Heimath schmachten. Wie vor seiner Krankheit, so sprach er auch jetzt in bittern aber wahren Worten, die in dem Munde eines Sterbenden ein doppeltes Gewicht haben, über jene Schmach unserer Tage sich aus, über die verwerfliche Behandlung der politischen Schlachtopfer, die nach gesetzlichen Formen und mit dem Anscheine der Milde in Jahre längerer Unterjuchungshaft gehalten werden, bis ihr Geist zum Wahnsinne getrieben und ihr Körper zu Tode gequält ist. „In jener französischen Revolution,“ so rief er aus, „die wegen ihrer Grausamkeit so verrufen ist, war man mild er als jetzt

Man schlug seinen Gegnern die Köpfe ab. Gut! Aber man ließ sie nicht Jahre lang hinschmachten und hinsterven.“ Später jedoch, als ihm der Tod näher gerückt war, schien er sich bereits von allen irdischen Banden losgerissen zu haben; und mit gehobener Sprache, deren Worte die erhabensten Stellen der Bibel ins Gedächtniß riefen, ergoß sich seine Seele in religiöse Phantasien.

Auf die erste Nachricht von seiner Krankheit eilte seine Verlobte an das Krankenbett ihres Bräutigams. Die Nähe der Geliebten leuchtete freundlich in seine Träume hinein, und seine sichtbar freundliche Bewegung weckte einen letzten Schimmer der Hoffnung bei denen, die ihm nahe standen. Aber es war nur ein kurzes Aufflackern des verglimmenden Lebens! Von Landeuten und Freunden umgeben, starb er am 19. Februar, Nachmittags gegen 4 Uhr, und seine treue Braut schloß ihm das gebrochene Auge. Sein Verschcheiden war schmerzlos und sanft, denn der Segen der Liebe ruhte auf ihm!“ —

Derwegh singt von ihm in einem größeren Gedichte, das zu seinen schönsten gezählt werden muß:

„— Es bricht die müde Brust in Staub!
Und mit ihr wieder eine Freiheitsstütze;
Kuß's stille Herz fällt die gelähmte Hand,
Daß sie im Tod noch vor der Welt es schütze!

Und die so reich vor seinem Geiste stand,
Er darf die Zukunft nicht zur Blüthe treiben,
Und seine Träume müssen Träume bleiben,

Ein unvollendet Lied sinkt er in's Grab,
Der Verse schönsten nimmt er mit hin-
ab.“ —

Büchner's Krankheit und Tod erregten die lebhafteste Theilnahme an dem Orte, wo er erst seit wenigen Monaten gelebt hatte. Die ausgezeichnetsten Bewohner der Stadt, die beiden Bürgermeister an

der Spitze, folgten seiner Bahre. — Große Hoffnungen und das Lebensglück eines edlen Mädchens wurden mit ihm zu Grabe getragen. „Mein Leben,“ schrieb damals seine Braut, „gleich einem schwülen Sommertage! Morgens heitere angenehme Luft — in etlichen Stunden Sturm und Gewitter, zerfalkte Blumen, zerschlagene Pflanzen. Meine Ansprüche auf Lebensglück, auf eine heitere Zukunft zu Grabe getragen, Alles, Alles verloren — —“

Am 15. Februar 1837 wurde Ludwig Büchner zu Paris, am 21. Febr. Georg Büchner zu Zürich beerdigt. Zwei Tage später, am 23. Febr., erlitt sein unglücklicher Glaubensgenosse, Pfarrer Weidig, in den Darmstädter Kerker seinen schauervollen und immer noch in die Geheimnisse eines fürchterlichen Augenblickes begrabenen Tod. Keiner von den Dreien sollte die Sonne haben, die Zeit zu sehen, an deren Herbeiführung sie die Kräfte ihres Lebens gesetzt hatten; aber auch der Schmerz wurde ihnen erspart, die Wiedervernichtung alles dessen zu erleben, was diese Zeit als Groß und Wahr für ewig errungen zu haben glaubte! —

Büchner zählte 23½ Jahr, als ihn der Tod ereilte, und das, was dieser kräftige Geist in so jungen Jahren bereits geleistet hatte, mag zeigen, was er geleistet haben würde, wenn ein bitteres Geschick milder gegen ihn gewesen wäre. Büchner war groß, schlank, von schönen und einnehmenden Gesichtszügen; das lodern-
de Feuer seines Geistes wurde gedämpft durch eine gewisse Milde und Sanftmuth seines Wesens, die oft selbst zum Melancholischen hinneigte. Wer ihn nach „Danton“ und seinem politischen Auftreten beurtheilt und ihn für einen wilden, das Maas überschreitenden Charakter hält, irrt sich sehr. Die innige Harmonie seiner Seelenkräfte ließ keine derselben auf Kosten der anderen sich verdrängen, und ein tiefes, weiches Gemüth spricht sich fast in jeder Zeile seiner Briefe aus. „Er

hatte die Rede und den Gedanken,“ sagt Gutzkow, „stets in gleicher Gewalt, und wußte mit einer, an jungen Gelehrten so seltenen Besonnenheit seine Ideen abzurunden und zu krystallisiren.“ — Sein inniges, fast schwärmerisches Zusammenleben mit der Natur, deren Geheimnisse zu ergründen sein Studium war, und die er mit dem doppelten Auge des Dichters und Forschers betrachtete, spricht nicht minder für die Reichheit seiner Seele. Tagelang streifte er in den schönen Gebirgen des Elsaß umher, gleich seinem „Lenz,“ u. schien gleich ihm mit seiner Umgebung zu verwachsen, sich in sie aufzulösen.

„Du hast ein Auge der Natur genommen,
Das ihr in ihre tiefste Seele sah“

singt Derwegh. In Lenz's Leben und Sein fühlte er verwandte Seelenzustände und das Fragment ist halb und halb des Dichters eigenes Porträt. Sonderbar und auffallend ist dabei die schwermüthige und zerrissene Gemüthsstimmung, in die er sich mit einer gewissen Lust am Wehe hineinzuwühlen schien; immer spielt seine Phantasie, wie auch schon früher in „Danton,“ am Liebsten mit Tod und Verwerfung, mit der raschen Vergänglichkeit des Irdischen.

Diese gemüthliche und tiefstimmige Seite seines Charakters, verbunden mit seinem Hass gegen die sogenannte idealistische Richtung in der Literatur, hatte in ihm eine große Vorliebe für Voltaire, namentlich mehr schmerzlichen Inhalts, erzeugt; er sammelte sie, wo er konnte, und das Trauerspiel-Fragment, dessen wir Erwähnung thaten, enthält deren fast auf jeder Seite. Lenz läßt er darüber ausführlich reden. Dieselbe Stelle im „Lenz“ gibt zugleich eine Darlegung seiner Ansichten über die Grundregeln der Aesthetik und deren Beziehungen zur Wirklichkeit und zum Leben; seine darin ausgesprochene Hinneigung zum Natürlichen, seine Meinung, daß die Kraft nur der Geschichte und der Natur die eine, sie aber nicht in et Reu solle, sein. Das gegen den Idealismus und

die Ursache und Erklärung für Manches in seinen literarischen Erzeugnissen, was vielleicht weiter als zulässig von dem idealen Standpunkte der Kunst entfernt. Seine Ansichten waren die richtigen; nur ließ ihn die Verkehrtheit und Falschheit der extrem-idealistischen Richtung manchmal etwas zu sehr auf die entgegengesetzte Seite.

In der Gesellschaft war Büchner munter, nie zurückweichend, nur scharf und eine hermissliche Satyre entwickelnd, wo seine Besinnung oder hohlypfige Anmaßung an ihn herantraten. Sein treffender Witz, seine launigen Einfälle, die, wenn er in guter Stimmung war, in sprudelnder Fülle einander drängten, belebten die Unterhaltung, und machten ihn zum angenehmen Gesellschafter.

Was seinen politischen Charakter anbelangt, so war Büchner noch mehr Socialist, als Republikaner; sein tiefes Mitleid für die Leiden des Volkes und sein richtiger Scharfblick hatten ihn damals schon erkennen lassen, daß es sich bei den Stürmen der Zukunft nicht um eine Reform der Gesetzgebung, sondern um eine solche der Gesellschaft handle. Während er die moralische Verderbtheit der höheren Klassen völlig durchblickte, erkannte er zugleich vorurtheillos die Schwäche der geheime revolutionären Kräfte, und beurtheilte damals schon völlig richtig die Unfähigkeit und den lächerlichen Doctrinismus derjenigen Partei, die sich die „Liberalen“ schelten ließ; seine Streitigkeiten mit Weitling, seine Briefe und Beslege dafür. Seine Schrift: „der Arbeiter,“ ist, wie sein Mitschuldiger hat Verfahr richtig bemerkt; mehr eine Predigt für die Armen und gegen die Reichen, als eine politische Flugschrift. In „Danton“ läßt er den Proletarier ausrufen: „Unser Leben ist der Mord und die Arbeit; wir hängen sechzig Jahre lang am Strick und zappeln; aber wir werden uns losschneiden!“ — Büchner hätte niemals, hätte er das Jahr 1848

erlebt, auf Seite derjenigen gestanden haben, die durch lächerlichen Eigendünkel und kindische Furcht die Freiheit verathen haben, die man in ihren Händen für gesichert hielt.

Die Philosophie betrieb Büchner nicht wie ein Gelehrter, sondern wie Einer, der von dem Baume der Wissenschaft die Früchte des Lebens pflücken will. „Büchner würde,“ sagt Gutzkow, „wie Schiller, seine Dichterkraft durch die Philosophie geregelt und in der Philosophie mit der Freiheitsfadel des Dichters die dunkelsten Gedankenregionen gelichtet haben. Alle diese Hoffnungen knickte der Sturm. Zu dem Troste, der aus diesem Charakter sprach, lachte der Tod. Der Friedensbogen, der sich über diese gährende Kampfes- und Lebenslust zog, war die Sense des Schnitters, von welcher so früh er gemahnt zu werden, und schmerzlich und fast mit einem gerechten Scheine die Unbill des Schicksals anlagern läßt.“

Als Büchner gestorben war, versprach Gutzkow in öffentlichen Ankündigungen die Herausgabe seines Nachlasses, und ließ eine Bitte an Büchner's Freunde zur Abgabe von Notizen über Leben und Charakter desselben ergehen, die aber nicht von allen Seiten genügend beantwortet wurde. Eigenthümliche Verhältnisse, die hier nicht erörtert werden können, und die bedeutenden Schwierigkeiten, welche die damals bestehende Censur der Herausgabe in den Weg zu legen schien, machten, daß das Unternehmen liegen blieb. Heute, wo die Zeit so Vieles aus dem Wege geräumt und einen versöhnlichen Schleier über Anderes geworfen hat, hielten wir es für unsere Pflicht, sowohl gegen das Publikum, als gegen die Manen des Verstorbenen, diese Lücke auszufüllen. Das Drama „Danton“ wurde nach dem Manuscript vervollständigt und corrigirt. In den Briefauszügen wurde beinahe nur das gegeben, was zur Kenntniß der politischen Bewegungen jener Zeit und des Antheils, den Büchner daran hatte, wichtig erschien. Die Briefe an seine

Braut, die mehr künstlerischen und poetischen Werth besitzen, konnten leider nur zum kleinsten Theile benutzt werden. Die wenigen gegebenen Auszüge rühren aus der Zeit des ersten Aufenthaltes in Gießen her, und die ihnen eigne unmotivirte Färbung der Trauer und inneren Zerkahrenheit muß aus den damaligen Lebensverhältnissen des Dichters erklärt werden. Eine heftige Krankheit ließ ihn die erste Trennung von seiner Braut doppelt schmerzlich empfinden, und es war dieselbe Zeit, in der er sich, getrieben von innerer Raslosigkeit, mit Macht in die revolutionären Umtriebe stürzte. — Von dem „Landboten“ konnten wir nur den kleinsten Theil wiedergeben; Vieles darin bezog sich auf ehemalige specielle Landesverhältnisse, Anderes würde noch heutzutage Staatsverbrechen involviren. Die gegebenen Stellen mögen zur Beurtheilung des Ganzen hinreichen, dessen Hauptwerth ein historischer ist. —

Nothige sie herein zu kommen.

Von F r e r e t.

Den Lesern der frühern Jahrgänge der Fadel ist der Name F r e r e t nicht unbekannt. Wir wollen den sechzehnten Jahrgang mit seinen Ansichten über das Christenthum schließen, um abermals zu zeigen; daß dieses gepriesene System in seinen Folgen noch schrecklicher war als das eines Mahomed. Ob es Früchte des Christenthums oder Mißbrauch der Religion sind, das ist ziemlich gleichgültig — den Baum, sagte ja Christus selbst, erkennt man an seinen Früchten. Also — der Cardinal von Peron gesteht, daß die erkern Väter der Kirche mit den Bischöfen des letztern Jahrhunderts in Absicht des Betragens gegen die Regier nicht einig gewesen sind. Die Kirche wendet die Regeln der Klugheit zur Erhaltung der Religion, auf eine sehr verschiedene Weise nach Verschiedenheit

der Zeit und Umstände an. Als sie sich, z. B. noch unter den ersten heidnischen Kaisern befand, so behaupteten die Christen, man müsse Niemanden des Glaubens wegen verfolgen; zu Religion könne man Niemanden zwingen. So bald sie Herren des Reichs, und die Kaiser katholisch wurden; so griff die Kirche auf einmal zur Gewalt, und bemühte sich, die große Anzahl von Ketzern mit Strafen und zeitlichen Züchtigungen auszurotten. Die Väter hielten sich dann nicht mehr an die deutlichen Worte des Tertullians, daß der Zwang keine Religionshandlung sei, daß man aber Apostaten und Keger, wenn sie sich auch außer dem Schooß der Kirche befänden, so bald sie denselben geschworen haben, mit dem weltlichen Arm und durch zeitliche Strafen zur Bekehrung zwingen könne.

Augustin erklärt sich dahin, daß er sonst zwar anderer Meinung gewesen, durch die Gründe seiner klügeren und erfahreneren Mitbrüder aber anders gesinnt geworden sei, und sich nun auf den Ausspruch des Evangelii berufe: nöthige sie herein zu kommen. Im Anfang enthielten sich die Theologen aller Todesstrafe und verurtheilten die Keger zu einer Geldbuße von 10 Pfd. Gold, als aber nachher Unglaube und Kegeri weiter um sich griffen, so nahm man zum mosaischen Gesetz seine Zuflucht, welches denen, die falsche Götter anbeten, die Strafe des Todes zu erkennt, und so nahm man den Ketzern nicht nur ihre Güter, sondern auch ihr Leben.

Diese Regel bestimmte den Calvin, daß er den Serwet verbrennen ließ. In England müssen die Arianer sterben. Ob dies nun gleich durch die weltliche Obrigkeit geschieht, so ist es doch nicht eher erfolgt, als seitdem die Kirche der Obrigkeit gleichsam befohlen hat, das Schwert zu ziehen *ad nutum sacerdotis*.*)

*) Auf den Wink des Priesters.

Diese traurigen Grundsätze haben das Ungeheuer, die Inquisition erzeugt.

Bis zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts befanden sich die Souveräne alle im Besitz des Rechts, Gesetze und Verordnungen zur Unterdrückung der Kegerien zu machen und auch in der Ausübung derselben. Allein gegen das Jahr 1200 erfuhr Pabst Innocentius III., daß in Frankreich die Anzahl der Keger ungemein zunehme. Die Hauptkegeri war der Unglaube an den Pabst. Die Quelle dieser ihm so nachtheiligen Uebel war zu offenbar und zu gefährlich, als daß sie ihm unbekannt bleiben konnte. Die weltlichen Herren waren zu schläfrig die Keger zu bestrafen und die Bischöfe, die die meiste Gewalt hatten, boten auch nicht sehr die Hand dazu, weil sie sich noch vor der weltlichen Macht etwas fürchteten. Der Pabst sah also wohl, daß man nicht mit Ernst am Werke Gottes arbeitete, und hielt daher mit dem Abt eines Zisterzienser Klosters und mit dem spanischen Mönche Dominikus einen Rath, wie dem Uebel gesteuert werden könnte. Dieses Triumvirat hielt fürs rathsamste den saumseligen Laien das Recht der Verfolgung aus den Händen zu nehmen, und es den Geistlichen zu überliefern. Man bestellte also Inquisitoren. Dominikus ward zum Chef ernannt und der von ihm gestiftete Mönchsorden hat sich nachher diesem Geschäfte allezeit sehr getreu unterzogen.

Nicht lange darauf stiftete man das Inquisitionsgericht und brachte also die Verfolgung in ein ordentliches System. Man baute Häuser, worin man den Inquisitoren heimliche Wohnungen anwies, und Gefängnisse für die armen Leute die das Unglück hatten ihnen in die Hände zu fallen. Man vergaß auch nicht den Henker und derer, welche die Tortur verrichteten. Endlich fanden sich noch fromme Leute, die unterm Namen als Bediente des heiligen Officii sich eine Ehre daraus machten, Häfcher, Trabanten und Espionen ihrer heiligen Herren zu sein.

Die Jurisdiction dieses Tribunals erstreckte sich nicht allein über die Unterthanen der Fürsten, sondern über den Fürsten selbst. Die Habsucht, die Ungerechtigkeit und Grausamkeit dieses geistlichen Gerichts sind eben so unumschränkt als seine Macht. Der Anfang der Inquisition wird damit gemacht, daß man dem Angeklagten seine Kleider wegnimmt und dann von seinem Vermögen Nachrichten einzieht. Um ihn treuherzig zu machen, verspricht man ihm feierlich alles wieder zu geben, so bald er unschuldig befunden würde; allein es ist nicht die Art der Inquisitoren Wort zu halten, wenn der Angeklagte reich ist. Kann man nicht so viel als man wünscht von Inquisiten erforschen, so bedient man sich erst der Territion und dann der Tortur.

Oft muß der Gefangene viele Monate sitzen, ohne daß man ihm etwas von der Ursache seines Gefängnisses sagt, und anstatt es ihm bekannt zu machen, fragt ihn das Gericht selbst nach der Ursache seiner Gefangenschaft. Weil die Gefangenen die Ursache oft nicht wissen und die Inquisitoren auch weiter keine haben, als etwa das Vermögen des Inquisiten, so beschwören sie ihn bei der Barmherzigkeit Jesu Christi ein vollständiges Bekenntnis aller seiner bisher begangenen Sünden und Verbrechen abzulegen, mit der Versicherung, daß Das das einzige Mittel sei, ihnen Freiheit und Leben zu erhalten. Wenn alle diese geistliche Ränke nicht anschlagen wollen, so nimmt man zu Drohungen und Martern seine Zuflucht; sind diese auch ohne Erfolg, so sagt man ihnen etwas von dem, wessen sie angeklagt worden, um mehr von ihnen zu erfahren. Ihre Ankläger hören sie niemals nennen, daher oft ganz Unschuldige die grausamen Marter erdulden und selbst mit dem Tode belegt werden.

Bei diesem Tribunal ist jedermann ein gültiger Zeuge, wenn er auch gleich ehrlos und des Meineides öfters überführt ist. Männer sind Jengen wider

ihre Weiber, und Weiber Zeugen wider ihre Männer, Eltern wider ihre Kinder, und Kinder wider ihre Eltern. Wollen sie nicht in Güte, so werden sie dazu gezwungen. Um Kinder zu reizen, verspricht ihnen das Gericht oft einen Theil des Vermögens der Eltern, wenn deren Reuerel bezeugt wird. So feuert dies höllische Gericht oft zum Mordmord an, so hat es die Kinder in Sold ihre Eltern ums Leben zu bringen. Die schwärzesten Verbrechen verändern ihre Natur und sind Gott angenehm und verdienstliche Werke, so bald sie zum Besten der Diener Gottes begangen werden.

Die verübten Grausamkeiten dieses Tribunals sind eben so erschreckend als fürchterlich. Viele hat man sorgfältig der Kenntniß der Welt entzogen. Aber man würde doch Folianten schreiben müssen, wenn man nur die bekannt gewordenen anzeigen wollte. Man hat einige Schriften von denen, welche glücklicher Weise den Händen dieser blutigeren Tiger entgangen sind. Ich will also nur etwas anführen für diejenigen, welche z. B. Landoorcks Geschichte der Inquisition nicht gelesen haben, um sich eine Idee von dieser geistlichen Bosheit machen zu können.

Sobald ein Angeklagter in Verhaft genommen ist, so wirft man ihn in ein finsternes Loch, worin er bisweilen Jahre lang und zwar gewöhnlich allein sitzen muß. Man giebt ihm kein Buch, auch nicht einmal ein Andachtsbuch, um ja nichts beizutragen seine Strafen zu lindern. Er muß sich ganz still verhalten, darf weder laut beten noch husten und kann er das Beste nicht lassen, so hat der Kerkermeister das Recht ihn so lange schlagen zu lassen bis er seinen Geist aufgibt.

Obgleich ein solches Gefängniß einen Menschen leicht verrückt machen kann, oder ihn zum Selbstmord verleiten, wie Delon von sich gesteht, der zu Goa im Inquisitions-Gefängniß gefesselt hat, so ist doch dies nur ein kleiner Theil der Leiden,

welche diejenigen ausstehen müssen, die den Händen der Inquisitoren überliefert werden. Diese Ungeheuer belegten die unglücklichen Schlachtopfer ihrer Wuth mit den unerhörtesten Martern. Ihr Zweck ist die Gefangenen zu zwingen sich selbst oder andere anzuklagen und oft klagen sie auch fälschlich sich und andere an.

Beim Inquisitions-Prozeß in Flandern wider die Weiber, welche der Hererei und eines verbotenen Umgangs mit dem Teufel beschuldigt wurden, leugneten sie im ersten Verhör einstimmig alles ab, so bald sie aber auf die Tortur kamen, so gestanden sie alles. Sie gestanden, daß der Teufel sich fleischlich mit ihnen vermischt hätte. Nachher, wenn sie zum Richtplatz geführt wurden, versicherten sie, und man konnte es ihnen im Ernst glauben, bloß durch Marter zu solchem Geständniß gezwungen worden zu sein, welches aber nicht verhinderte sie lebendig zu verbrennen.

Die Inquisitoren unterlassen nichts, was die armen Angeklagten erschrecken kann. Der Ort der Tortur ist ein dunkles unterirdisches Zimmer, mit schwarzem Tuch ausgeschlagen und mit Lichtern erleuchtet. So bald der Inquisit hereingelührt worden, erscheint ein schwarz angekleideter Gerichtsdienner, der dem Teufel ähnlich sieht, und dem Gefangenen das Werkzeug der Qual vorhält. Die Angeklagten, sie mögen Männer, Weiber oder Mädchen sein, werden ohne alle Schaam ganz nackt ausgezogen, worauf ihnen ein Gürtel gegeben wird, um ihre Schaam zu bedecken.

Die Tortur-Instrumente sind von verschiedener Art, viele können für Werkzeuge der Hölle geachtet werden. Eine besteht darin, daß man dem Angeklagten die Hände auf den Rücken bindet, ihm große Klöße an den Füßen befestigt, und sodann mit Hülfe eines Klobens am Kopfe in die Höhe zieht. Er muß hierauf eine ziemliche Zeit in der Luft schweben, um seine Glieder und Gelenke auszurenken. Dann läßt man ihn plötzlich herunter fallen, jedoch nur so weit, daß er ja nicht die Erde

berühren kann. Durch diesen plötzlichen Fall werden alle seine Knochen verrenkt. Diese Prozedur wird zwei bis dreimal wiederholt, und nach Piazza's Versicherung, der selbst ein Inquisitionsrichter gewesen, werden diese unglücklichen Menschen während ihres Schwabens in Luft noch auf das grausamste geschlagen.

Eine andere Qualmethode ist folgende. Man setzt dem Unglücklichen ein Beden mit glühenden Kohlen unter die Fußsohlen. Ehe es aber geschieht, werden sie mit Speck getrieben, damit die Hitze desto empfindlicher ist. Doch um mich nicht zu lange bei einem die ganze Menschheit so sehr entzündenden Gegenstand aufzuhalten, will ich nur noch eine Art der geistlichen Tortur anführen. Man hat einen hölzernen Trog, der so lang ist, daß ein Mensch darin liegen kann. Auf dem Boden dieses Trogs sind eiserne Spizen, worauf man den Gefangenen bergestalt auf den Rücken legt, daß seine Füße viel höher als der Kopf zu liegen kommen. In dieser Lage werden seine Füße und Arme mit einem feinen Bindfaden zusammengebunden, den man ihm so weit einschneidet, daß er bis auf die Knochen dringen muß. Das ist der Anfang der Qual. Dann stopft man in Mund und Nasenhöhle dünnes Zeug, worauf man von einer ziemlichen Höhe an einem Faden, Wasser auf den Mund des Unglücklichen träufelt, welches das Zeug in seinen Hals so tief hineinsäßt, daß ihm das Athemholen fast unmöglich wird und er in letzten Zügen zu liegen scheint. Wenn man es ihm aus dem Munde nimmt, um auf die Fragstücke zu antworten; so ist es gewöhnlich mit Blut angefüllt. Diejenigen, welche diese Tortur ausgestanden haben, sagen, daß es eben so sei, als wenn jemanden die Eingeweide aus dem Munde giengen. Die Wiederholung dieser Tortur ist ein vielfältiger Tod.

Das sind die höllischen Erfindungen der Priester des Westes der Darmherzigkeit und Güte. In Wahrheit, die

Mal. Das sind Arbeiten, mit denen man nicht zu einer bestimmten Zeit fertig werden kann, wie der Schneider mit seinem Kleid."

Unterdessen war die Abhandlung über das Nervensystem der Fische nach Zürich geschickt, und auf Grund derselben das Doktor-Diplom der philosophischen Fakultät sogleich an Büchner ausgefertigt worden. Zugleich wurde er eingeladen, eine Probevorlesung in Zürich zu halten, um, wenn diese gefiele, das Recht des Doctrens zu erhalten.

Am 18. Oktober 1836 reiste Büchner nach Zürich, vorbereitet auf zwei Lehrcurse, einen über vergleichende Anatomie, den anderen über Philosophie. Dem letzteren gab seine eigne Neigung den Vorrang, doch da Professor Bobrik beerrits philosophische Vorlesungen angeündigt hatte, so sparte er, um Collisionen zu vermeiden, diesen Plan für das folgende Sommersemester auf und entschloß sich zur vergleichenden Anatomie. Büchner's Probevorlesung, aus deren Eingang wir einen kurzen Abriss in der Sammlung gegeben haben, wurde vor einem sehr zahlreichen Publikum gehalten und erntete den allgemeinsten Beifall. Der berühmte Oken, Professor in Zürich war entzückt davon, und sowohl er, als Arnolb, Professor der Anatomie, wurden sehr für Büchner eingenommen, nachdem sie bereits früher das günstigste Urtheil über die Abhandlung gefüllt hatten. Arnolb stellte ihm seine Bibliothek zur Verfügung; und Oken, nachdem der Zürcher Erziehungsrat Büchner zum Privatdocenten ernannt hatte, empfahl die Vorlesungen desselben vom Rathgeber herab und schickte seinen eignen Sohn in dieselben. Dadurch wurde Büchner mit Oken und dessen Familie bald sehr befreundet, und lernte in seinem Haus im Verlaufe des Winters mehrere der bedeutendsten Männer jener Zeit kennen. Schönlein, der damals noch in Zürich docirte, erkundigte sich bald nach Büchner, lud denselben ein, und stellte ihm seine werthvollen Präparate zur Verfü-

gung. Ueberhaupt wurde der junge Gelehrte von allen Seiten auf das Zuberkommendste aufgenommen, und man hatte sogar im Zürcher Erziehungsrathe die Absicht, sehr bald für ihn eine Professur der vergleichenden Anatomie zu creiren. Seine Vorlesung beschäftigte ihn vollauf, da es damals in Zürich beinahe völlig an vergleichend anatomischen Präparaten fehlte, und er dieselben fast alle selbst anfertigen mußte. Er schreibt an seinen Bruder: „Ich sitze am Tage mit dem Scalpell u. die Nacht mit den Büchern.“

Von früheren politischen Leidensgenossen fand er in Zürich außer Schulz, Trapp, Weisfuß und Draubach. Mit Dr. Wilhelm Schulz und dessen Frau, die ihn mit der aufopferndsten Sorgfalt auf seinem Krankenlager gepflegt hat, war er namenlich aufs Innigste befreundet; ebenso mit Professor Sell und dem damaligen Tagsatzungsgefangenen Dr. Zehnder, bei dem er wohnte.

Die Briefe aus der Zeit des Zürcher Aufenthaltes sind meist heiter und voll Zufriedenheit. Häufig fragt er in derselben nach den Darmstädter Gefangenen (Minnigerode, Rüdler, Glabach und Andere), deren Untersuchungen damals mit besonderer Strenge geführt wurden, und immer wirft die Erinnerung an seine unglücklichen Freunde, die leiden müssen, während er freist, einen düstern Schatten in seine sonst fröhliche Stimmung.

Was Büchner's literarisch-productive Thätigkeit in Zürich angeht, so ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen, ob hier etwas Neues entstanden oder nur früher Angefangenes weiter geführt worden ist. Kurz vor Beginn der tödtlichen Krankheit schrieb er an seine Braut, er würde „in längstens acht Tagen Leonce und Lena mit noch zwei andern Dramen erscheinen lassen.“ Diese Briefstelle ist räthselhaft, wie die früher schon angeführte. In dem Nachlasse fand sich außer Leonce u. Lena und einem ziemlich weit gediehenen Fragment eines bürgerlichen Tragenspiels ohne

Titel. Nichts von dramatischen Sachen vor. Das dritte Drama, dessen Büchner Erwähnung thut, kann nur dasselbe sein, das schon in dem angeführten Straßburger Briefe vorkommt, und von dem keine Spur aufgefunden werden konnte. Es handelte, wie aus mündlichen Mittheilungen des Dichters an seine Braut hervorzugehen scheint, von dem Florentiner Pietro Aretino.

Es ist bemerkenswerth, daß Büchner während der Fieberdelirien seiner Krankheit sich vergebens anstrenzte, von etwas Mittheilung zu machen, das ihm Sorge zu machen schien. Der Tod schloß seine Jugend.*) Als man unter seinen Papieren das Drama nicht fand, vermutete man, daß jene Anstrengung zu reden sich auf dasselbe bezogen haben möchte, und ließ das Zimmer nochmals genau durchsuchen, ohne etwas zu finden.

Was das erwähnte Trauerspielfragment anlangt, so ist dasselbe zum größten Theile mit blasser Tinte geschrieben und durchaus unleserlich; die einzelnen Scenen, die entziffert werden konnten, sind durch das Ausfallende so wenig unter einander in Zusammenhang zu bringen, daß nichts davon in der Sammlung mitgetheilt werden konnte.

Mit Anfang des Jahres 1837 scheint Büchner's Stimmung trüber geworden zu sein, wohl nur durch das Unangenehme der längeren Trennung von seiner Braut, da mit seinen sonstigen Angelegenheiten Alles nach Wunsch ging. Aus den in den letzten Wochen vor seinem Tode an seine Braut geschriebenen Briefen heben wir die folgenden Stellen aus:

Vom 13. Januar 1837: „Mein lieb Kind! . . . Ich zähle die Wochen bis zu Ostern an den Fingern. Es wird immer über. So im Anfange ging's:

*) Auf diesen Moment beziehen sich einige, sonst unverständliche, Verse in Herwegh's Gedicht an Büchner.

Indem es sagt: man puzt den Hund den Bart. Dieses geschieht dadurch, daß man ihnen mit einem brennenden Besen so lange ins Gesicht herumfährt, bis er verbrannt ist. Dann steckt man die Bündel Holz an, wotaus der Scheiterhaufen besteht. Weil man aber sehr dafür sorgt, daß die Flamme nicht höher, als bis an die Kniee brenne, so werden die Unglücklichen mehr gebraten als verbrannt, und diese Marter läßt man oft über zwei Stunden dauern. Der verstorbene König von Portugal war selbst einmal Augenzeuge dieser Barbarei. Er stand mit seinen Brüdern an einem Fenster so nahe am Scheiterhaufen, daß er die poetische Rede eines dieser Unglücklichen, den man am langsamen Feuer bratete, hören konnte. Da dieser den König erblickte, bat er ihn um die einzige Gnade, mehr Holz ansetzen zu lassen, um seine Marter zu enden. Allein der König unterstand sich nicht mehr diese Gnade zu ertheilen. Ein Augenzeuge dieser Scene sagt, daß, nachdem sein Rücken und der ganze Hintertheil seines Leibes schon verbrannt gewesen, sich plötzlich, als er noch geredet, sein Magen geöffnet habe. Das ist die Liebe und Barmherzigkeit der Christen, das sind die Früchte des Christenthums!!!

Nicht Früchte des Christenthums, sondern des Mißbrauchs der Religion, könnte man einwenden; es sei bekannt, daß die allernützlichsten Dinge gemißbraucht und schädlich werden können, und das hat auch die Religion betroffen. Vergebens Einwendung?

In den Grundfägen der Religion selbst und in den Begriffen, welche sich die Menschen von ihrem Gott gemacht haben, muß man die Quellen der Ausschweiflichkeiten und Bosheiten als notwendige Folgen der Religion aufsuchen.

Bei einem Auto da Fe, die man in Spanien feiert, war die Königin, eine französische Prinzessin, gegenwärtig. Man verbrannte ein jüdisches Mädchen von außerordentlicher Schönheit und in einem

Alter von noch nicht siebenzehn Jahren. Diese arme Unglückliche wandte sich an die Königin, um ihrer Strafe bald ein Ende machen zu lassen. „Große Königin,“ sagte sie, „wird Ihre Gegenwart nicht meine Pein lindern? Betrachten Sie meine Jugend; bedenken Sie, daß ich meiner Religion wegen verurtheilt worden, die ich mit der Muttermilch eingelesen habe.“ Die Königin lehrte die Augen ab, und weinte über das traurige Schicksal dieses Mädchens; aber sie wagte es nicht eine Fürbitte einzulegen, noch irgend ein Wort zu ihrem Besten zu sagen.

Philipp III. konnte sich nicht enthalten, da er einen von der Inquisition verdammten Juden fröhlich zu seinem Scheiterhaufen gehen gesehen hatte, zu sagen, daß, dieser Unglückliche von der Wahrheit seiner Religion vollkommen überzeugt sein mußte. Die Inquisitoren, die sich über diese Aeußerung sehr ärgerten, forderten eine feierliche Ersegung der Beteidigung. Man ließ also dem König aus der Ader, und das gestoffene Blut ließ man durch Henkers Hand verbrennen.

Nur erst seit einigen Jahren haben die Engländer die Ungerechtigkeit eingesehen, wenn man Irrgläubige mit dem Tod bestrafte, und die *Arte de haeretico comburendo* ist unter Carl II. abgeschafft worden. Desgleichen grausamen Gesinnungen gemäß hat man, zur Schande des Christenthums sei es gesagt, öffentlich gelehrt, man brauche den Kettern keinen Glauben zu halten. Eine Meinung, die selbst Clemens VIII. annahm, der doch als Pabst betrachtet, immer noch rechtschaffen genug dachte. Der unmenschliche Schluß des Concilliums zu Konstanz, daß man das den Kettern versprochene sichere Geleit nicht zu halten nöthig habe, ist eine Folge dieser verderblichen Lehre.

Der Biograph des S. Wilhelms, Erzbischofs von Bourges, schildert z. B. den Sieg der Katholiken über die Albigenser und lobt jene, daß sie weder Alter, noch Geschlecht gespart, daß sie die Kinder in den Armen der Mütter ermordet, und sich

weder an Klöster noch Kirchen, wöhin diese Unglücklichen sich flüchteten gelehrt hatten.

Hiezu kann man noch rechnen, was sich unter der Regierung der Maria in England zutrug. Eine Mutter sollte mit ihren beiden Töchtern verbrannt werden. Eine von diesen war schwanger, und ihrer Niederkunft nahe. Das Feuer und der Schmerz beschleunigen dieselbe. Einer der Umherstehenden, der Gefühl der Menschlichkeit hatte, zog das Kind aus dem Feuer. Andere aber warfen es von neuem hinein.

Der katholischen Religion hat man die Bartholomäusnacht, — und das abscheuliche Blutbad in Irland zu danken. Cap-samoon, der einzige Zeit nach diesen letzteren schrieb, erwähnte in seinem zu Frankfurt gedruckten Werke, seine Landsleute, alle Ketzer und ihre Vertheidiger zu tödten. Er freuet sich sogar, und wünscht ihnen ganz Glück, daß sie in 4 Jahren (1641 bis 1645) mehr als 150,000 auf die Schlachtbank geliefert hatten. — Das Blutbad in den Thälern von Piemont übertrifft alle Beschreibung, und man kann folgende Schilderung des Lagers gewiß nicht ohne Thränen lesen: die kleinen Kinder, heißt es, riß man von den Brüsten ihrer zärtlichen Mütter, nahm sie bei den Hüften und schleuderte sie gegen Mauern und Felsen. Ihr Geheiß stiebt an den Klippen, und ihren Körper warf man auf den Schwand der. Oft riß man ihnen die Beine aus, und warf sie auf den Weg. Kranke und Alte, Männer und Weiber ohne Unterschied wurden in ihren eignen Häusern verbrannt, oder in Gruben gehauen, oder ganz nackt mit dem Kopf zwischen den Füßen, in Form eines Zirkels knaule zusammengebunden, und auf diese Art von den Felsenspitzen herabgeworfen, oder die steilsten Berge herunter gerollt. Armen geschändeten Mädchen und Frauen stopfte man den Leib voll Kieselsteine oder Pulver, das man anzündete. Andern that man Pulver in den Mund und in die Ohren, und zündete es mit Feuer an, man zerspalte ihre Kinndaken, und sprengte

auf diese Art ihr Gehirn aus dem Kopfe. Andere unglückliche Mädchen oder Frauen wurden lebendig gespießt, und nackt auf die Heerstraßen ausgestellt. Noch andere wurden verstümmelt, ihre unbarmherzigen Henker rissen ihnen die Brüste ab und fraßen sie auf.

Männepersonen wurden lebendig in Stücke zerrissen; man schnitt ihnen das männliche Glied ab, und steckte es zwischen die Zähne ihres abgehauenen Hauptes. Andere wurden lebendig geschunden; hier sah der trostlose Vater sein Kind von diesen Tyrannen geschunden; Soldaten warfen es gegen die Felsen, und schlugen sich mit den zerschmetterten Gliedern. Dort erblickte ein Ehemann seine Frau, die man in seiner Gegenwart entehrte. Die Mutter sah ihre Tochter nothdürftigen, und ihr hernach den Leib aufschneiden, und denselben mit Steinen oder Pulver anfüllen. Schwängern Weibern wurde der Eris aufgehauen und die Frucht mit der Heilbarbe herausgehoben.

Balle sagt daher ganz richtig, „daß die Unmenslichkeiten, die das Christenthum begangen habe, um entweder den Bösenbiens über den Haufen zu werfen, oder die Kezerei auszurotten, über alle Beschreibung wären, daß die Geschichte und die schreckvollsten und die abscheulichsten Beispiele liefere, daß selbst der Barmherzige bei solchen Anblicken zittern müsse.“

— Ein weichgeschaffener Mensch wird dergleichen Nachrichten nicht ohne dem größten Unwillen lesen können; er wird das Andenken ihrer verfluchen, die an einem solchen Unglück Schuld sind; anstatt Blumen auf ihr Grab zu werfen, anstatt aus dem Juvenal gute Wünsche ihnen nachzurufen, wird er aus dem Tibull Verwünschungsformeln suchen, mit denen er ihr Gedächtniß begleitet.“

Kurz die Intoleranz der Christen gieng so weit, daß sogar philosophische Meinungen bei Lebensstrafe verboten wurden. Hier ist ein von unsren Zeiten eben nicht so sehr entferntes Beispiel. Wilson, Biskant und Claves kuferten im Jahre 1642

gewisse Meinungen, welche denen des Aristoteles widersprachen. Die Fakultät in Paris verdamnte sie, und zeigte diese Gelehrten dem Parlamente an, welches ein besonderes Urtheil fällte, das man beim Herrn *de Laury* findet. Es wurde nämlich in demselben befohlen, „daß die Theses, worin sich dergleichen Sätze befinden würden, zerrissen werden, daß ferner den gedachten Herren durch einen königlichen Gerichtsklebsien befohlen werden sollte, in 24 Stunden Paris zu verlassen. Es ward ihnen untersagt, auf irgend einer Universität die Philosophie zu lehren, und allen übrigen Einwohnern aus allen Ständen bei Lebensstrafen verboten, über die gedachten Sätze zu controvertiren, oder sie zu verkaufen. Eben so ist es untersagt, irgend etwas gegen die alten Lehrer, das heißt, gegen den Aristoteles zu sagen.“

Man müßte jedoch die ganze Kirchengeschichte durchgehen, um das Verderben der Kirche in seinem ganzen Umfange zu schildern, und dann würde man Stolz, Grausamkeit und Sittenverderb bis auf den höchsten Grad gestiegen erblicken. Die für ihre Sache noch so sehr eingenommenen christlichen Geschichtschreiber müssen dies eingestehen; es sind aber zu ausgemachte Begebenheiten, daß es Zeitverderb sein würde, sie einzeln zu erzählen. Die Kirche von Rom, die ein gutes Beispiel geben sollte, war der Mittelpunkt aller Unordnung.

Akwin sagte schon zu seiner Zeit, daß zu Rom weder Furcht vor Gott, noch Menschenliebe, noch Zucht und Ehrlichkeit herrschte, daß viel mehr die unerhörtesten Laster ihren Sitz daselbst aufgeschlagen hätten. Vom Höchsten bis zum Niedrigsten herab giebt es keine gesunde Pflanze; das Oberhaupt der Welt ist jetzt zum Haupte des Lasters geworden.

Der gute Pabst Abrian der sechste gesteht geradezu, „daß auf dem heiligen Stuhl seit mehreren Jahren Mißbrauch in geistlichen Dingen, Excesse in den Mandaten hergehen und Alles in Schlechtigkeit verwandelt sei.“ Picus von Mirandola geht noch weiter: „In der Kirche Gottes,

so brüdt er sich aus, fand sich weder Scham noch Ehr, weder Bescheidenheit, noch ehrbares Wesen. Gottesfurcht hatte sich in Aberglaube verwandelt, das Laster ward geehrt, der Tugend Hohn gesprochen; Kirchen und Klöster waren öffentliche Derier zur Ausschweifung, wo man sich die unerhörtesten Sünden und Gottlosigkeiten ohne alle Scham erlaubte. Priester und Bischöfe wußten nicht einmal mehr das Gebet, so sie vor dem Crucifix ablegen mußten, und ergaben sich ganz ungeschert der Simonie.“

Um aber augenscheinlich darzuthun, daß das Christenthum die Sitten gewiß nicht verfeinert habe, will ich aus dem berühmten Werke des Bartholomäus de las Casas ein Beispiel anführen, welches zwar Grausamkeiten und Schreden erregt, aber für meine Sache zu wichtig, als daß ich es mit Stillschweigen übergehen könnte.

Nachdem er den sanften, wohlwollenden, und biegsamen Charakter der Indianer geschildert hatte; so giebt er folgende Darstellung der gegen sie begangenen Grausamkeiten.

Zu diesen Kammern kamen die Spanier gleich gierigen Löwen, hungrigen Wölfen, und reißenden Tigern. Seit 40 Jahren beschäftigten sie sich mit nichts anders, als sie zu quälen und Grausamkeiten auszuüben. Von 3 Millionen Menschen blieben in Hispaniola nur 200. Mehr als 10 weit größere Königreiche, als Spanien, Portugall und Arragonien inbegriffen, zweimal mehr Länder, als der Weg von Sevilla bis nach Jerusalem haben die Spanier entvölkert. Nach einer genauen und richtigen Berechnung haben die Spanier mehr als 14 Millionen Menschen auf die Schlachtbank geliefert. Schwängern Weibern rissen sie den Leib auf und nahmen die Frucht heraus. Sie stellten Betten an, wer jemanden mit einem Dieb spalten oder erstechen, oder am geschicktesten den Kopf vor die Füße legen, oder am schleunigsten die Eingeweide durchbohren würde. Die Säuglinge riefen sie von den Brüsten der Mütter, kleuberten sie mit dem Kopf an

die Felsen. Andere warfen sie in den Fluß, tauchten sie unter, und, wenn sie wieder in die Höhe kamen, brachen sie in freudenvollen Gesänge hierüber aus. Sie verfertigten lange u. kurze Galgen, so daß der Ster-

bende mit seinen Füßen die Erde berührte. An jedem ließen sie 13 zur Ehre Jesu Christi und der 12 Apostel aufhängen, hernach legten sie Feuer unten an und verbrannten alle, die daran hiengen, lebendig. Dieß sind

einige von den Früchten des Christlichen: „Nöthige sie herein zu kommen.“

E n d e.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite.		Seite.
Die Kometen. Von Carl Funke	3	Psychologische Skizzen. Von Dr. Erdmann	140
Briefe an Gräfin Csaky Sterley. Von S. Lubvigh	9	Reise durch das Weltall. Von C. Funke	155
Die Gottes-Idee. Von L. Büchner	8	Humbigger u. Behumbigte. Von S. Lubvigh	158
Briefe an eine fromme Frau. Aus dem Englischen	20	Streifzüge. Von S. Lubvigh	160
In München. Von Lola Montez	25	Briefe an eine fromme Frau	173
Streifzüge. Von S. Lubvigh	48	Georg Forster. Von J. Meloschott	176
Georg Forster. Nach Moleschott	74	Streifzüge. Von S. Lubvigh	180
Der Begriff von Ehre und Schande. Von S. Lubvigh	81	Das Augenpaar. Von Henriette Mir	189
Fritz. Von Dr. Moschizler	84	Das Leben des Blutes. Von R. Virchow	190
Briefe an eine fromme Frau	96	Sätze über den Jörn. Von S. Lubvigh, Aus dem Lateinischen	195
Glaube u. Wissen. Von S. Lubvigh	99	Briefe an Gräfin Csaky Sterley. Von S. Lubvigh	197
Ruf an die Todten. Von Stein	100	Wunder in der Insektenwelt. Von Carl Funke	200
Die zwei feindlichen Brüder. Von Emil Martgraf	101	Die Weiber. Von Julius Weber	204
Die mechanische Auffassung des Lebens. Von Rudolf Virchow	101	Trost. Von S. Lubvigh	209
Streifzüge. Von S. Lubvigh	108	Streifzüge. Von S. Lubvigh	212
Wunder in der Insektenwelt. Von Carl Funke	120	Die Zerstörung der Bastille. Von Jules Michelet	232
In München. Von Lola Montez	127	Georg Büchner's Biographie	235
Wunder der Insektenwelt. Von C. Funke	134	Zwinge sie herein zu kommen. Von Freret	240
Briefe an Gräfin Csaky Sterley. Von S. Lubvigh	137		

1948

[The remainder of the page contains extremely faint and illegible text, likely bleed-through from the reverse side of the document.]

Die Fackel.

Literaturblatt

zur

Förderung geistiger Freiheit.

Redigirt und herausgegeben

von

Samuel Ludvig.

Sebenzehnter Jahrgang.

St. Paul, Minn., 1865.

THE
197128
ACU...
T. DEN... 1945

...

DANTON'S TOD.

Ein Drama.

Von Georg Büchner.

Personen.

Georg Danton
Legendre
Camille Desmoulins
Gerrault-Scehelles
Lacroix
Phillippeau
Madre d'Eglantine
Rocher
Thomas Payne.
Robespierre
St. Just.
Barrere
Cottet d'Arbois
Stüand Berenues.
Chaumette, Procurator des Gemeineralts.

Deputirte.

Mitglieder des Wohl-
fabrik-Kommisses.

Dillon, ein General.
Bonquet Linville, öffentlicher Ankünder-
Gerrmann: } Präsidenten des Revolutions-
Dumas. } Tribunals.
Paris, ein Freund Danton's.
Simon, Souffeur.
Lafitte.
Julie, Danton's Gattin.
Lucile, Gattin des Camille Desmoulins.
Rosalie }
Abelarde } Grisetten.
Marion }
Männer und Weiber aus dem Volke, Griset-
ten, Deputirte, Souffeur u. s. w.

1957-1958

1959-1960

1961-1962

1963-1964

1965-1966

1967-1968

1969-1970

1971-1972

Die Fackel.

Literaturblatt

zur

Förderung geistiger Freiheit.

Redigirt und herausgegeben

von

Samuel Ludvig.

Sebenzebnter Jahrgang.

St. Paul, Minn., 1865.

82128
ASTORIA, OREGON
THE DENVER POST

DANTON'S TOD.

Ein Drama.

Von Georg Büchner.

Personen.

Georg Danton
Legendre
Camille Desmoulins
Gervais-Gesellen
Lacroix
Philippean
Sabre d'Eglantine
Rocher
Thomas Payne.
Robespierre
St. Just
Barrere
Collot d'Herbois
Ständ Vorleser.
Chaumette, Prokurator des Gemeineralthe.

Deputirte.

Mitglieder des Wohl-
fabrik-Ausschusses.

Dillon, ein General.
Bonquier Linville, öffentlicher Ankünder-
Herrmann, } Präsidenten des Revolutions-
Damas. } Tribunal.
Paris, ein Freund Danton's.
Simon, Souffeur.
Lafitte.
Julie, Danton's Gattin.
Lucile, Gattin des Camille Desmoulins.
Rosalie }
Abelade } Grisseten.
Maxim }
Männer und Weiber aus dem Volke, Grisseten, Deputirte, Senker u. s. w.

Erster Act.

Herauld Sechelles, einige Damen (am Spieltische), Danton, Julie, seine Gattin (etwas weiter weg. Danton auf einem Schemel zu den Füßen Julien's.)

Danton. Sieh die hübsche Dame, wie artig sie die Karten dreht! Ja wahrhaftig, sie versteht's; man sagt, sie halte ihrem Manne immer das Coeur und andern Leuten das Carreau hin. Ihr könntet Einen noch in die Lüge verliebt machen.

Julie. Glaubst du an mich?

Danton. Was weiß ich! Wir wissen wenig von einander. Wir sind Dickhäuter, wir strecken die Hände nach einander aus, aber es ist vergebliche Mühe, wir reiben nur das grobe Leder an einander ab, — wir sind sehr einsam.

Julie. Du kennst mich, Danton.

Danton. Ja, was man so kennen heißt. Du hast dunkle Augen und lockiges Haar und einen feinen Teint, und sagst immer zu mir: lieber Georg! Aber (er deutet ihr auf Stirn und Augen) da, da, was liegt hinter dem? Geh', wir haben grobe Sinne. Einander kennen? Wir müßten uns die Schädeldecken aufbrechen und die Gedanken einander aus den Hirnfasern zerren. —

Eine Dame (zu Herauld.) Was haben Sie nur mit Ihren Fingern vor?

Herauld. Nichts.

Dame. Schlagen Sie den Daumen nicht so ein, es ist nicht zum Ansehen.

Herauld. Seh'n Sie nur, das Ding hat eine ganz eigne Physiognomie. —

Danton. Nein, Julie, ich liebe dich wie das Grab.

Julie (sich abwendend.) Oh!

Danton. Die Leute sagen, im Grabe sei Ruhe, und Grab und Ruhe seien eins. Wenn das ist, lieg' ich in deinem Schooße schon unter der Erde. Du süßes Grab, deine Lippen sind Todtenglocken, deine Stimme ist mein Grabgeläute, deine Brust mein Grabhügel und dein Herz mein Sarg. —

Dame. Verloren!

Herauld. Das war ein verliebtes Abenteuer, es kostet Geld, wie alle andern.

Dame. Dann haben Sie Ihre Liebeserklärungen, wie ein Laubstümmer, mit den Fingern gemacht.

Herauld. Ei, warum nicht? Man will sogar behaupten, gerade die würden am leichtesten verstanden. Ich zettelte eine Leidenschaft mit einer Kartenkönigin an, meine Finger waren in Spinnen verwandelt. Prinzen, Sie, Madame, waren die Fee; aber es ging schlecht, die Dame lag immer in den Wochen, jeden Augenblick bekam sie einen Buben. Ich würde meine Tochter vergleichen nicht spielen lassen, die Herren und Damen fallen so seltsam durcheinander, und die Buben kommen gleich hinten nach.

(Camille, Desmoulin und Philippeau treten ein.)

Herauld. Philippeau, wozu trübe Augen! Hast du dir ein Loch in die rote Mühe gerissen? Hat der heilige Jakob ein böses Gesicht gemacht? Hat es während des Guillotinirens geregnet? Oder hast du einen schlechten Platz dabei bekommen und nichts sehen können?

Camille. Du parodirst den Sokrates. Weißt du auch, was der Obdillche den Alcides fragte, als er ihn eines Tages finster u. niedergeschlagen fand: „Hast du deinen Schild auf dem Schlachtfelde verloren, bist du im Wetlauf oder im Schwerdtkampfe besiegt worden? Hat ein Mörder besser gesungen oder besser die Cithre geschlagen?“ Welche klassischen Republikaner! Nimm einmal unsere Guillotinenromantik dagegen!

Philippeau. Heute sind wieder zwanzig Opfer gefallen. Wir waren im Irrthume, man hat die Hebertisten nur aufs Schaffot geschickt, weil sie nicht systematisch genug verfahren, vielleicht auch weil die Decemviren sich verloren glaubten, wenn es nur eine Woche Männer gegeben hätte, die man mehr fürchtete, als sie.

Herauld. Sie möchten uns zu Antebisulianern machen. St. Just sah' es nicht ungern, wenn wir wieder auf allen Rieren kriechen, damit uns der Advokat von Arras nach der Mechanik des Genfer Uhrmachers Fallhüchsen, Schulbänk und einen Herrgott erfände.

Philippeau. Sie würden sich nicht scheuen, zu dem Behuf an Marat's Rechnung noch einige Nullen zu hängen. Wie lange sollen wir noch schmutzig und blutig sein, wie neugeborne Kinder, die Guillotine zur Wiege haben und mit Klippen spielen? Wir müssen vorwärts: Der Gnadenausschuß muß durchgesägt, die angestoffenen Deputirten müssen wieder aufgenommen werden.

Herauld. Die Revolution ist in das Stadium der Reorganisation gelangt. — Die Revolution muß aufhören, und die Republik muß anfangen. — In unserer Staatsgrundsätzen muß das Recht an die

Stelle der Pflicht, das Wohlbefinden an die der Tugend und die Nothwehr an die der Strafe treten. Jeder muß sich geltend machen und seinen Naturtrieb durchsetzen können. Er mag vernünftig oder unvernünftig, gebildet oder ungebildet, gut oder böse sein, das geht den Staat nichts an. Wir Alle sind Narren, und Keiner hat das Recht, einem Andern seine eigenthümliche Narrheit aufzubringen und ihm ein Gesetz daraus zu machen. — Jeder muß in seiner Art genießen können, jedoch so, daß Keiner auf Unkosten eines Andern genießen oder ihn in seinem eigenthümlichen Genuß stören darf.

Camille. Die Staatsform muß ein durchsichtiges Gewand sein, das sich nicht an den Leib des Volkes schmiegt. Jedes Schwellen der Aern, jedes Spannen der Muskeln, jedes Zucken der Sehnen muß sich darin ausdrücken. Die Gestalt mag nun schön oder häßlich sein, sie hat einmal das Recht, zu sein wie sie ist, wir sind nicht berechtigt, ihr ein Maßlein nach Beiseben zuzuschneiden. — Wir werden den Leuten, welche über die nackten Schultern der allerliebsten Sündlerin Frankreich den Nonnenschleier werfen wollen, auf die Finger schlagen. — Wir wollen nackte Götter, Bachantinnen, olympische Spiele und melodische Lippen; ach, die gliederlösende, böse Liebe! Wir wollen den Römern nicht verwehren, sich in die Erde zu setzen und Rüben zu kochen, aber sie sollen uns keine Gladiatorenspiele mehr geben wollen. — Der göttliche Epicur und Venus müssen statt der Hellenen Marat und Challer die Thürsteher der Republik werden. — Danton! du wirst den Angriff im Convent machen.

Danton. Ich werde, du wirst, er wird. Wenn wir bis dahin noch leben, sagen die alten Weiber. Nach einer Stunde werden sechzig Minuten verfließen sein. Nicht wahr, mein Junge?

Camille. Was soll das hier? das versteht sich von selbst.

Danton. O, es versteht sich Al-

les von selbst. Wer soll denn aber alle die schönen Dinge ins Werk setzen?

Philippeau. Wir und die ehrlichen Leute.

Danton. Das „und“ dazwischen ist ein langes Wort, es hält uns ein wenig weit auseinander, die Sirede ist lang, die Ehrlichkeit verliert den Athem, eh wir zusammen kommen. Und wenn auch! — den ehrlichen Leuten kann man Geld leihen, man kann bei ihnen Gervatter stehen und seine Töchter an sie verheirathen, aber das ist Alles!

Camille. Wenn du das weißt, warum hast du den Kampf begonnen?

Danton. Die Leute waren mir zuwider. Ich konnte dergleichen gespreizte Ratone nie ansehen, ohne ihnen einen Tritt zu geben. Mein Naturell ist einmal so. (Er erhebt sich.)

Julia. Du gehst?

Danton (zu Julie.) Ich muß fort, sie reiben mich mit ihrer Politik noch auf. — (Im Hinausgehen.) Zwischen Thür und Angel will ich euch prophezeien: die Statue der Freiheit ist noch nicht gegossen, der Ofen glüht, wir Alle können uns noch die Finger dabei verbrennen. (Ab.)

Camille. Laßt ihn! Glaubt ihr, er könne die Finger davon lassen, wenn es zum Handeln kommt?

Herauld. Ja, aber bloß zum Zeitvertreib, wie man Schach spielt.

Eine Gasse.

Souffeur Simon. Sein Weib.

Simon (schlägt das Weib). Du Ruppelpelz, du ruzliche Sublimatpille, du wurmfichiger Sündenapfel!

Weib. Zu Hilfe! Hilfe!

(Es kommen Leute gelaufen.)

Reißt sie auseinander, reißt sie auseinander!

Simon. Nein, laßt mich, Römer! Zerschellen will ich dich Geripp! Du Bestallin!

Weib. Ich eine Bestallin? Das will ich sehen, ich?

Simon. So reiß ich von den Schultern dein Gewand, Nacht in die Sonne schleudr' ich dann dein Aas, In jeder Runzel deines Leibes nisset Unzucht. (Sie werden getrennt.)

Erster Bürger. Was giebt's?

Simon. Wo ist die Jungfrau? Sprich! Nein, so kann ich nicht sagen. Das Mädchen! nein, auch das nicht; die Frau, das Weib! Auch das, auch das nicht! Nur noch Ein Name; o, der ersicht mich! Ich habe keinen Athem dafür.

Zweiter Bürger. Das ist gu'sonst würde der Name nach Wein riechen.

Simon. Alter Birginnus, verhälle dein lahles Haupt, — der Rabe Schande sitzt darauf, und hadt nach deinen Augen. Gebt mir ein Messer, Römer! (Er sticht um.)

Weib. Ach, er ist sonst ein braver Mann, er kann nur nicht viel vertragen; der Wein stellt ihm gleich ein Bein.

Zweiter Bürger. Dann geht er mit dreien.

Weib. Nein, er fällt.

Zweiter Bürger. Richtig, erst geht er mit dreien, und dann fällt er auf das dritte, bis das dritte selbst wieder fällt.

Simon. Du bist die Vampyrjungge, die mein wärmstes Herzblut trinkt.

Weib. Laßt ihn nur, das ist so die Zeit worin er immer gerührt wird; es wird sich schon geben.

Erster Bürger. Was giebt's denn?

Weib. Seht ihr: ich sah da so auf dem Stein in der Sonne, und wärmte mich; — seht ihr, denn wir haben kein Holz, seht ihr —

Zweiter Bürger. So nimm deines Mannes Nase.

Weib. Und meine Tochter war da

hinunter gegangen um die Ecke — sie ist ein braves Mädchen und ernährt ihre Eltern.

Simon. Ha, sie bekennt.

Weib. Du Judas, hättest du ein Paar Hosen hinaufzuziehen, wenn die jungen Herren nicht gegen sie — artig wären? Du Weinsäß, willst du verdursten, wenn das Brännlein zu laufen aufhört? He! — Wir arbeiten mit allen Gliedern, warum denn nicht auch damit; ihre Mutter hat geschafft, wie sie zur Welt kam, und es hat ihr weh gethan; kann sie für ihre Mutter nicht auch schaffen, he? Und thut's ihr auch weh dabei, he? Du Dummkopf!

Simon. Ha, Lucretia! ein Messer; gebt mir ein Messer, Römer! Ha, Appianus Claudius!

Erster Bürger. Ja, ein Messer, aber nicht für das arme Kind! Was thut es? Nichts! Ihr Hunger bettelt. Ein Messer für die Leute, die das Fleisch unserer Weiber und Töchter kaufen! Weh über die, so mit den Töchtern des Volkes buhlen! Ihr habt Kollern im Leib, und sie haben Magendrücken, ihr habt Löcher in den Jaden, und sie haben warme Röcke, ihr habt Schwielen in den Fäusten, und sie haben Sammhände. Ergo ihr arbeitet und sie thun nichts, ergo ihr habt's erworben und sie haben's gestohlen, ergo: wenn ihr von eurem gestohlenen Eigenthum ein Paar Heller wieder haben wollt, müßt ihr buhlen und betteln, ergo: sie sind Spitzbuben, und man muß sie tobtöschlagen.

Dritter Bürger. Sie haben kein Blut in den Adern, als das sie uns ausgefogen haben. Sie haben uns gesagt: schlägt die Aristokraten todt, das sind Böse! Wir haben die Aristokraten an die Laterne gehenkt. Sie haben gesagt: das Veto frist euer Brod! wir haben das Veto tobtöschlagen. Sie haben gesagt: die Girondisten hungern euch aus; wir haben die Girondisten guillotiniert. Aber sie haben die Todten ausgezogen, und wir laufen wie zuvor auf nackten Beinen und rieren. Wir wollen ihnen die Haut von

den Schenkeln ziehen und uns Hosen daraus machen, wir wollen ihnen das Fett auslassen und unsere Suppen damit schmelzen. Fort! Tobtöschlagen wer kein Loch im Rocke hat!

Erster Bürger. Tobtöschlagen, wer lesen oder schreiben kann!

Zweiter Bürger. Tobtöschlagen, wer auswärt's geht!

Alle schreien: Tobtöschlagen, tobtöschlagen!

(Einige schleppen einen jungen Menschen herbei.)

Einige Stimmen. Er hat ein Schnupstuch! ein Aristokrat! an die Laterne! an die Laterne!

Zweiter Bürger. Was? er schneuzt sich die Nase nicht mit den Fingern? An die Laterne!

(Eine Laterne wird heruntergelassen.)

Junger Mensch. Ach, meine Herren!

Einige singen:

Die da liegen in der Erden,
Von den Würm gefressen werden;
Besser hangen in der Luft,
Als verkauft in der Brust!

Junger Mensch. Erbarmen!

Dritter Bürger. Nur ein Spielen mit einer Haut-Lode um den Hals! Es ist nur ein Augenblick! Wir sind barmherziger, als ihr. Unser Leben ist der Mord durch Arbeit; wir hängen sechzig Jahre lang am Strick und zappeln, aber wir werden uns losschneiden. — An die Laterne.

Junger Mensch. Meinetwegen, ihr werdet beschweigen nicht heller sehen.

Die Umstehenden. Bravo! Bravo!

Einige Stimmen. Laßt ihn laufen! (Er entwischt.)

(Robespierre tritt auf, begleitet von Weibern und Ohnehosen.)

Robespierre. Was gibt's da, Bürger?

Dritter Bürger. Was wird's

geben? Die Paar Tropfen Blut vom August und September haben dem Volke die Baden nicht roth gemacht. Die Guillotine ist zu langsam. Wir brauchen einen Plazregen.

Erster Bürger. Unsere Weiber und Kinder schreien nach Brod, wir wollen sie mit Aristokratenfleisch füttern. He! tobtöschlagen, wer kein Loch im Rocke hat!

Alle. Tobtöschlagen! Tobtöschlagen!

Robespierre. Im Namen des Gesetzes!

Erster Bürger. Was ist das Gesetz?

Robespierre. Der Wille des Volkes.

Erster Bürger. Wir sind vom Volk, und wir wollen, daß kein Gesetz sei; ergo: im Namen des Gesetzes gibt's kein Gesetz mehr, ergo: tobtöschlagen!

Einige Stimmen. Hört den Aristides, hört den Unsterblichen!

Ein Weib. Hört den Messias, der gesandt ist, zu wählen und zu richten; er wird die Bösen mit der Schärfe des Schwerdtes schlagen. Seine Augen sind die Augen der Wohl, und seine Hände sind die Hände des Gerichts.

Robespierre. Armes, tugendhaftes Volk! Du thust deine Pflicht, du opferst deine Feinde. Volk! du bist groß, Du offenbarst dich unter Blitzstrahlen und Donnerschlägen. Aber, Volk, deine Streiche dürfen deinen eignen Leib nicht verwunden; du mordest dich selbst in deinem Grimm. Du kannst nur durch deine eigne Kraft fallen, das wissen deine Feinde. Deine Gesetzgeber wachen, sie werden deine Hände führen, ihre Augen sind untrügbar, deine Hände sind unentrinnbar. Kommt mit zu den Jacobinern. Eure Brüder werden euch ihre Arme öffnen, wir werden ein Blutgericht über unsere Feinde halten.

Viele Stimmen. Zu den Jacobinern! Es lebt Robespierre. (Alle ab.)

Stelle der Pflicht, das Wohlbefinden an die der Tugend und die Nothwehr an die der Strafe treten. Jeder muß sich geltend machen und seinen Naturtrieb durchsetzen können. Er mag vernünftig oder unvernünftig, gebildet oder ungebildet, gut oder böse sein, das geht den Staat nichts an. Wir Alle sind Narren, und Keiner hat das Recht, einem Andern seine eigenthümliche Narrheit aufzubringen und ihm ein Gesetz daraus zu machen. — Jeder muß in seiner Art genießen können, jedoch so, daß Keiner auf Unkosten eines Andern genossen oder ihn in seinem eigenthümlichen Genuß stören darf.

Camille. Die Staatsform muß ein durchsichtiges Gewand sein, das sich nicht an den Leib des Volkes schmiegt. Jedes Schwellen der Adern, jedes Spannen der Muskeln, jedes Zucken der Sehnen muß sich darin ausdrücken. Die Gestalt mag nun schön oder häßlich sein, sie hat einmal das Recht, zu sein wie sie ist, wir sind nicht berechtigt, ihr ein Abklein nach Belieben zuzuschneiden. — Wir werden den Leuten, welche über die nackten Schultern der allerliebsten Sünden in Frankreich den Nonnenschleier werfen wollen, auf die Finger schlagen. — Wir wollen nackte Götter, Bachantinnen, olympische Spiele und melodische Lippen; ach, die gliederlösende, böse Liebe! Wir wollen den Römern nicht verwehren, sich in die Erde zu setzen und Rüben zu kochen, aber sie sollen uns keine Gladiatorenspiele mehr geben wollen. — Der göttliche Epicur und Venus müssen statt der Heiligen Marat und Epictet die Thürsteher der Republik werden. — Danton! du wirst den Angriff im Convent machen.

Danton. Ich werde, du wirst, er wird. Wenn wir bis dahin noch leben, sagen die alten Weiber. Nach einer Stunde werden sechzig Minuten verfließen sein. Nicht wahr, mein Junge?

Camille. Was soll das hier? das versteht sich von selbst.

Danton. O, es versteht sich Al-

les von selbst. Wer soll denn aber alle die schönen Dinge ins Werk setzen?

Philippeau. Wir und die ehrlichen Leute.

Danton. Das „und“ dazwischen ist ein langes Wort, es hält uns ein wenig weit auseinander, die Strecke ist lang, die Ehrlichkeit verliert den Athem, eh wir zusammen kommen. Und wenn auch! — den ehrlichen Leuten kann man Geld leihen, man kann bei ihnen Gewalt erheben und seine Töchter an sie verheirathen, aber das ist Alles!

Camille. Wenn du das weißt, warum hast du den Kampf begonnen?

Danton. Die Leute waren mir zuwider. Ich konnte dergleichen gespreizte Ratone nie ansehen, ohne ihnen einen Tritt zu geben. Mein Naturell ist einmal so. (Er erhebt sich.)

Julia. Du gehst?

Danton (zu Julie.) Ich muß fort, sie reiben mich mit ihrer Polttail noch auf. — (Im Hinausgehen.) Zwischen Thür und Angel will ich euch prophezeien: die Statue der Freiheit ist noch nicht gegossen, der Ofen glüht, wir Alle können uns noch die Finger dabei verbrennen. (Ab.)

Camille. Laßt ihn! Glaubt ihr, er könne die Finger davon lassen, wenn es zum Handeln kommt?

Herauld. Ja, aber bloß zum Zeitvertreib, wie man Schach spielt.

Eine Gasse.

Sousfeur Simon. Sein Weib.

Simon (schlägt das Weib). Du Kuppelpetz, du ruzliche Sublimatpille, du wurmfischiger Sündenapfel!

Weib. Zu Hilfe! Hilfe!

(Es kommen Leute gelaufen.)

Reißt sie auseinander, reißt sie auseinander!

Simon. Nein, laßt mich, Römer! Zerfellen will ich dieß Geripp! Du Bestallin!

Weib. Ich eine Bestallin? Das will ich sehen, ich!

Simon. So reiß ich von den Schultern dein Gewand, Nacht in die Sonne schleudr' ich dann dein Nas, In jeder Kugel deines Leibes nistet Unzucht. (Sie werden getrennt.)

Erster Bürger. Was giebt's?

Simon. Wo ist die Jungfrau? Sprich! Nein, so kann ich nicht sagen. Das Mädchen! nein, auch das nicht; die Frau, das Weib! Auch das, auch das nicht! Nur noch ein Name; o, der ersicht mich! Ich habe keinen Athem dafür.

Zweiter Bürger. Das ist gut, sonst würde der Name nach Wein riechen.

Simon. Alter Birginius, verbülle dein kahles Haupt, — der Rabe Schande sitzt darauf, und hadt nach deinen Augen. Gebt mir ein Messer, Römer! (Er sinkt um.)

Weib. Ach, er ist sonst ein braver Mann, er kann nur nicht viel vertragen; der Wein stellt ihm gleich ein Bein.

Zweiter Bürger. Dann geht er mit dreien.

Weib. Nein, er fällt.

Zweiter Bürger. Richtig, erst geht er mit dreien, und dann fällt er auf das dritte, bis das dritte selbst wieder fällt.

Simon. Du bist die Damppraun-ge, die mein wärmstes Herzblut trinkt.

Weib. Laßt ihn nur, das ist so die Zeit worin er immer gerührt wird; es wird sich schon geben.

Erster Bürger. Was giebt's denn?

Weib. Seht ihr: ich sah da so auf dem Stein in der Sonne, und wärmte mich; — seht ihr, denn wir haben kein Holz, seht ihr —

Zweiter Bürger. So nimm deines Mannes Nase.

Weib. Und meine Tochter war da

Despot seine thierähnlichen Unterthanen durch den Schrecken, er hat Recht als Despot. Zerschmettert durch den Schrecken die Feinde der Freiheit, und ihr habt als Stifter der Republik nicht minder Recht. Die Revolutionsregierung ist der Despotismus der Freiheit gegen die Tyrannei. Erbarmen mit den Royalisten! rufen gewisse Leute. Erbarmen mit Obsewichtern? Nein! Erbarmen für die Unschuld, Erbarmen für die Schwäche, Erbarmen für die Unglücklichen, Erbarmen für die Menschheit! Nur dem friedlichen Bürger gebührt der Schutz der Gesellschaft! In einer Republik sind nur Republikaner — Bürger; Royalisten und Fremde sind Feinde. Die Unterdrücker der Menschheit bestrafen, ist Gnade, ihnen verzeihen, ist Barbarei. Alle Aeußerungen einer falschen Empfindsamkeit scheinen mir Seufzer, welche nach England oder Deßreich fliegen. — Aber, nicht zufrieden, den Arm des Volkes zu entwaffnen, sucht man noch die heiligsten Quellen seiner Kraft durch das Laster zu vergiften. Dies ist der feinste, gefährlichste u. abscheulichste Angriff auf die Freiheit. Das Laster ist das Ratszeichen des Aristokratismus. In einer Republik ist es nicht nur ein moralisches, sondern auch ein politisches Verbrechen; der Lasterhafte ist der politische Feind der Freiheit, er ist ihr um so gefährlicher, je größer die Dienste sind, die er ihr scheinbar erwiesen. Der gefährlichste Bürger ist derjenige, welcher leichter ein Duzend rothe Mügen verbraucht, als eine gute Handlung vollbringt. Ihr werdet mich leicht verstehen, wenn ihr an Leute denkt, welche sonst in Dachstuben lebten und jetzt in Carossen fahren, und mit ehemaligen Marquisinnen und Baronessen Unzucht treiben. Wir dürfen wohl fragen, ist das Volk gepöndet, oder sind die Goldhände der Könige gedrückt worden, wenn wir Gesetzgeber des Volkes mit allen Takteln und allem Luxus der ehemaligen Pfingst-Parade machen, wenn wir diese Marquise und Grafen reiche Weiber betrahen, äpptge Gastmähler geben, spie-

len, Diener halten und kostbare Kleider tragen sehen? — Wir dürfen wohl staunen, wenn wir sie Einfälle haben, schbngeistern und so Etwas von gutem Tone bekommen hören. Man hat vor Kurzem auf eine unverschämte Weise den Tactus parodirt, ich könnte mit dem Sallust antworten und den Catilina travestiren; doch ich denke, ich habe keine Striche mehr nöthig, die Porträts sind fertig. — Keinen Verwag, keinen Wafsenstillstand mit den Menschen, welche nur auf Ausplünderung des Volkes bedacht waren, welche diese Ausplünderung ungestraft zu vollbringen hofften, für welche die Republik eine Spekulation und die Revolution ein Handwerk war! In Schreden gesetzt u. durch den reißenden Strom der Beispiele, suchen sie ganz leise die Gerechtigkeit abzukühlen. Man sollte glauben, jeder sage zu sich selbst: wir sind nicht tugendhaft genug, um so schredlich zu sein. Philosophische Gesetzgeber! erbarmt euch unserer Schwäche; ich wage euch nicht zu sagen, daß ich lasterhaft bin; ich sage euch also: seid nicht grausam. Beruhige dich, tugendhaftes Volk; beruhigt euch, ihr Patrioten, sagt euern Brüdern zu Lyon: das Schwert des Gesetzes roste nicht in den Händen, denen ihr es anvertraut habt. Wir werden der Republik ein großes Beispiel geben. (Allgemeiner Beifall.)

Viele Stimmen, Es lebe die Republik! Es lebe Robespierre!
Präsident. Die Sitzung ist aufgehoben.

Eine Gasse.

Lacroix. Legendre.

Lacroix. Was hast du gemacht, Legendre? Weist du auch, wem du mit deinen Büsten den Kopf herunterwirfst?

Legendre. Einigen Stupern und eleganten Weibern, das ist Alles.

Lacroix. Du bist ein Selbstmörder, ein Schatten, der sein Original und somit sich selbst ermordet.

Legendre. Ich begreife nicht.

Lacroix. Ich dachte: Sollot hätte deutlich gesprochen.

Legendre. Was macht das? Er war wieder betrunken.

Lacroix. Narren, Kinder und — nun? — Betrunkene sagen die Wahrheit. Wen glaubst du denn, daß Robespierre mit dem Catilina gemeint habe?

Legendre. Nun?

Lacroix. Die Sache ist einfach. Man hat die Aibeisten und Ultrarevolutionärs aufs Schaffot geschickt; aber dem Volk ist nicht geholfen, es läuft noch barfuß in den Gassen und will sich aus Aristokraten - Leder Schuße machen. Da Guillotinen-Thermometer darf nicht fallen; noch wenige Grade, und der Wohlfahrts - Ausschuss kann sich sein Bett auf dem Revolutionsplatz suchen.

Legendre. Was haben damit meine Büsten zu schaffen?

Lacroix. Stehst du es noch nicht? Du hast die Contre - Revolution officiell bekannt gemacht, du hast die Decrees zur Energie gezwungen, du hast ihnen die Hand geführt. Das Volk ist ein Minotaurus, der wöchentlich seine Leichen haben muß, wenn er sie nicht auffressen soll.

Legendre. Wo ist Danton?

Lacroix. Was weiß ich! Er sucht eben die mexicische Venus stückweise bei allen Griseiten im Palais-Royal zusammen; er macht Mosaik, wie er sagt. Der Himmel weiß, bei welchem Glied er gerade ist. Es ist ein Jammer, daß die Natur die Schönheit, wie Medea ihren Bruder, zerstückt und sie so in Fragmenten in die Körper gesenkt hat. — Gehn wir ins Palais-Royal! (Beide ab.)

Ein Zimmer.

Danton. Marion.

Marion. Nein, laß mich! So zu deinen Füßen. Ich will dir erzählen!
Danton. Du kannst deine Lippen besser gebrauchen.

Marion. Mein, laß mich einmal so. Meine Mutter war eine kluge Frau; sie sagte mir immer, die Keuschheit sei eine schöne Tugend. Wenn Leute ins Haus kamen, und von manchen Dingen zu sprechen anfingen, hieß sie mich aus dem Zimmer gehen; fragte ich, was die Leute gewollt hätten, so sagte sie: ich sollte mich schämen; gab sie mir ein Buch zu lesen, so mußte ich fast immer einige Seiten überschlagen. Aber die Bibel las ich nach Belieben, da war Alles heilig; aber es war etwas darin, was ich nicht begriff. Ich mochte auch Niemand fragen, ich brütete über mir selbst. Da kam der Frühling, es ging überall etwas um mich vor, woran ich keinen Theil hatte. Ich gerieth in eine eigne Atmosphäre, sie erklickte mich fast. Ich betrachtete meine Glieder, es war mir manchmal, als wäre ich doppelt u. verschmolze dann wieder in Eins. Ein junger Mensch kam zu der Zeit ins Haus: er war hübsch und sprach oft tolles Zeug, ich wußte nicht mehr, was er wollte, aber ich mußte lachen. Meine Mutter hieß ihn öfters kommen, das war uns beiden recht. Endlich sahen wir nicht ein, warum wir nicht eben so gut auf — sonst eine Art uns miteinander, unterhalten, als bloß auf zwei Stühlen neben einander sitzen dürfen. Ich sah nicht ab, warum man mir das Geringere gewähren und das Größere entziehen wollte. Wir thaten's heimlich, und das ging so fort. Aber ich wurde wie ein Meer, das Alles verschlang und sich tiefer und tiefer wühlte. Es war für mich nur Ein Gegensatz da, alle Männer verschmolzen in Einen Leib. Meine Natur war einmal so, wer kann da brüder hinaus? Endlich merk' er's. Er kam eines Morgens und küßte mich, als wollte er mich erkunden; seine Arme schürkten sich um meinen Hals, ich war in unsäglicher Angst. Da ließ er mich los, und lachte und sagte: er hätte fast einen dummen Streich gemacht, ich sollte mein Kleid nur behalten und es betrachten, es würde sich schon von selbst abtragen, er wollte mir den Spaß nicht

vor der Zeit verderben, es wäre doch das Einzige, was ich hätte. Dann ging er, ich wußte wieder nicht, was er wollte. Den Abend saß ich am Fenster, ich bin sehr reizbar und hänge mit Allem um mich nur durch eine Empfindung zusammen; ich verank in die Wellen der Abendröthe. Da kam ein Haufe die Straße herab, die Kinder liefen voraus, die Weiber sahen aus den Fenstern. Ich sah hinunter, sie trugen ihn in einem Korbe vorbei, der Mond schien auf seine bleiche Stirn, seine Locken waren feucht, er hatte sich erkauft. Ich mußte weinen. Das war der einzige Bruch in meinem Wesen. Die anderen Leute haben Sonn- und Werktage, sie arbeiten sechs Tage u. beten am siebenten, sie sind jedes Jahr auf ihren Geburtstag einmal gerührt und denken auf Neujahr einmal nach. Ich begreife nichts davon; ich bin immer nur Eins, ein ununterbrochenes Sehnen und Fassen, eine Gluth, ein Strom. Meine Mutter ist vor Gram gestorben; die Leute weisen mit Fingern auf mich, das ist dumm. Es läuft auf eins hinaus, an was man seine Freude hat, an Reliquien oder an Lebendigen, an Blumen oder Kinderspielsachen; es ist das nämliche Gefühl; wer am meisten genießt, betet am meisten.

Danton. Warum kann ich deine Schönheit nicht ganz in mich fassen, sie nicht ganz umschließen?

Marion. Danton, deine Lippen haben Augen.

Danton. Ich möchte ein Theil des Aethers sein, um dich in meiner Gluth zu haben, um mich auf jeder Welle deines schönen Leibes zu brechen.

Lacroix, Abelaide, Rosalie treten ein.

Lacroix (bleibt in der Thüre stehen). Ich muß lachen, ich muß lachen.

Danton. Nun?

Lacroix. Die Gasse fällt mir ein.

Danton. Und?

Lacroix. Auf der Gasse waren

Hunde, eine Dogge und ein Bologneser Schooßhündlein, die quälten sich.

Danton. Was soll das?

Lacroix. Das fiel mir nun gerade so ein, und da muß' ich lachen. Es sah erbaulich aus! Die Mädel guckten aus den Fenstern; man sollte vorsichtig sein und sie nicht einmal in der Sonne sitzen lassen. Die unmoralischen Mädel erwecken ihnen sonst allerhand erbauliche Gedanken. Legendre und ich sind fast durch alle Zellen gelaufen, die Männlein von der Offenbarung durch Fleisch hingen und an den Rockschößen und wollten den Segen. Legendre gibt Einer die Disciplin, aber er wird einen Monat dafür zu fasten belamen. Da bringe ich zwei von ihnen.

Marion Guten Tag, Demoiselle Abelaide, guten Tag, Demoiselle Rosalie.

Rosalie. Wir hatten schon lange nicht das Vergnügen.

Marion. Es war mir recht leid.

Abelaide. Ach Gott, wir sind Tag und Nacht beschäftigt.

Danton (zu Rosalie). Ei, Kleine, du hast geschweidige Hüften bekommen.

Rosalie. Ach ja, man vervollkommnet sich täglich.

Lacroix. Was ist der Unterschied zwischen dem antiken und einem modernen Adonis?

Danton. Und Abelaide ist süßsam-interessant geworden; eine pikante Abwechslung. Ihr Gesicht sieht aus wie ein Feigenblatt, das sie sich vor den ganzen Leib hält. So ein Feigenbaum an einer so gangbaren Straße gibt einen erquicklichen Schatten.

Lacroix. So höre doch; ein moderner Adonis wird nicht von einem Eber, sondern von Säuen zerrissen; er bekommt seine Wunde nicht am Schenkel, sondern in den Lenden, und aus seinem Blute sprossen nicht Rosen hervor. —

Danton. O laß das; Fräulein Rosalie ist ein restaurierter Torso, woran

nur die Hüften u. Füße antik sind. Sie ist eine Magnetnadel; was der Pol-Kopf abstößt, zieht der Pol-Fuß an.

Lacroix. Zwei barmherzige Schwestern; jede dient in einem Spital, d. h. in ihrem eignen Körper.

Rosalie. Schützen Sie sich, unsere Ohren roth zu machen.

Abelaide. Sie sollen mehr Leidenschaft haben. (Abelaide und Rosalie ab.)

Danton. Gute Nacht, ihr hübschen Kinder!

Lacroix. Gute Nacht, ihr Metallgruben.

Danton. Sie dauern mich, sie kommen um ihr Nachessen.

Lacroix. Höre, Danton, ich komme von den Jacobinern.

Danton. Nichts weiter?

Lacroix. Die Eponer verlasen eine Proclamation; sie meinten, es bliebe ihnen nichts übrig, als sich in die Toga zu wickeln. Jeder machte ein Gesicht, als wollte er zu seinem Nachbar sagen: *Paes-tis*, es schmerzt nicht! — Legendre rief: man wolle Challer's und Marat's Büsten verschlagen. Ich glaube, er will sich das Gesicht wieder roth machen; er ist ganz aus der *terreur* herausgekommen, die Kinder zupfen ihn auf der Gasse am Rod.

Danton. Und Robespierre.

Lacroix. Fingerte auf der Tribüne und sagte: die Tugend muß durch den Schwaden herrschen. Die Phrase machte mir Halsweh.

Danton. Sie hobelt Bretter für die Guillotine.

Lacroix. Und Collet schrie wie besessen, man müsse die Masken abreißen.

Danton. Da werden die Gesichter mitgehen.

(Paris tritt ein.)

Lacroix. Was gib's Fabricius?

Paris. Von den Jacobinern weg ging ich zu Robespierre; ich verlangte eine Erklärung. Er suchte eine Miene zu machen wie Brutus, der seine Söhne

opfert. Er sprach im Allgemeinen von den Pflichten; sagte: der Freiheit gegenüber kenne er keine Rücksicht, er würde Alles opfern, sich, seinen Bruder, seine Freunde.

Danton. Das war deutlich; man braucht nur die Scala herumzulehren, so steht er unten, und hält seinen Freunden die Leiter. Wir sind Legendre Dant' schuldig, er hat sie sprechen gemacht.

Lacroix. Die Hebertisten sind noch nicht todt, das Volk ist materiell elend, das ist ein furchtbarer Hebel. Die Schaafe des Blutes darf nicht steigen, wenn sie dem Wohlfahrts-Ausschuß nicht zur Laterne werden soll; er hat Ballast nöthig, er braucht einen schweren Kopf.

Danton. Ich weiß wohl, — die Revolution ist wie Saturn, sie frisst ihre eigenen Kindern. (Nach einigem Besinnen.) Doch, sie werden's nicht wagen.

Lacroix. Danton, du bist ein tochter Heiliger; aber die Revolution kennt keine Reliquien, sie hat die Gebeine aller Könige auf die Gasse und alle Bildsäulen von den Kirchen geworfen. Glaubst du, man würde dich als Monument stehen lassen?

Danton. Mein Name! das Volk!

Lacroix. Dein Name! du bist ein Gemäßigter; ich bin einer, Camille, Philippeau, Derault. Für das Volk sind Schwäche und Mäßigung elend; es schlägt die Nachzügler todt. Die Schneider von der Sektion der rothen Mütze werden die ganze römische Geschichte in ihrer Nabel fühlen, wenn der Mann des September ihnen gegenüber ein Gemäßigter ist.

Danton. Sehr wahr, und außerdem, Danton, sind wir lasterhaft, wie Robespierre sagt, d. h. wir genteffen; und das Volk ist tugendhaft, d. h. es genteft nicht, weil ihm die Arbeit die Genußorgane stumpf macht; es besäuft sich nicht, weil es kein Geld hat, und es schwelgt nicht aus, weil es nach Käse und Hering aus dem Halse riecht, und die Mädel davor einen Ekel haben.

Danton. Es haßt die Gentleffenen, wie ein Eunuch die Männer.

Lacroix. Man nennt uns Spitzbuben und (sich zu den Ohren Danton's neigend) es ist, wenn uns gesagt, so halbwegs was Wahres daran, Robespierre u. das Volk werden tugendhaft sein. Et Just wird einen Roman schreiben, und Barrere wird eine Carmagnole schreiben und dem Convent das Blutmäntelchen umhängen und — ich sehe Alles.

Danton. Du träumst. Sie hatten nie Muth ohne mich, sie werden keinen gegen mich haben; die Revolution ist noch nicht fertig, sie thutten mich noch nöthig haben, sie werden mich im Arsenal aufheben.

Lacroix. Wir müssen handeln.

Danton. Das wird sich finden.

Lacroix. Es wird sich finden, wenn wir verloren sind.

Marion (zu Danton). Deine Lippen sind kalt geworden, deine Worte haben deine Rüsse erkältet.

Danton (zu Marion). So viel Zeit zu verlieren! das war der Mähe werth! (zu Lacroix) Morgen geh' ich zu Robespierre, ich werde ihn ärgern, da kann er nicht schweigen. Morgen also. Gute Nacht, meine Freunde, gute Nacht, ich danke euch.

Lacroix. Pacht euch, meine guten Freunde, pacht euch! Gute Nacht, Danton, der *mons Venere* wird dein tarpeischer Fels.

Ein Zimmer.

Robespierre. Danton.
Paris.

Robespierre. Ich sage dir, wer mir in den Arm fällt, wenn ich das Schwert ziehe, ist mein Feind, — seine Absicht thut nichts zur Sache; wer mich verhindert, mich zu vertheidigen, thut mich so gut, als wenn er mich angriffe.

Danton. Wo die Nothwehr aufhört, fängt der Mord an; ich sehe keinen Grund, der uns länger zum Tödtens zwänge.

Robespierre. Die sociale Revolution ist noch nicht fertig; wer eine Revolution zur Hälfte vollendet, gräbt sich selbst sein Grab. Die gute Gesellschaft ist noch nicht todt, die gesunde Volkskraft muß sich an die Stelle dieser nach allen Richtungen abgekümmerten Klasse setzen. Das Laster muß bestraft werden, die Tugend muß durch den Schwert herrschen.

Danton. Ich verstehe das Wort Strafe nicht. — Mit deiner Tugend, Robespierre! — Du hast kein Geld genommen, du hast keine Schulden gemacht, du hast immer einen anständigen Rod getragen und dich nie betrunken. Robespierre, du bist empörend rechtschaffen. Ich würde mich schämen, dreißig Jahre lang mit der nämlichen Moralphysiognomie zwischen Himmel und Erde herumzulaufen, bloß um des elenden Vergnügens willen, Andere schlechter zu finden, als mich. — Ist denn nichts in dir, was dir nicht manchmal ganz leise, heimlich sagte: du lägst, du lägst!

Robespierre. Mein Gewissen ist rein.

Danton. Das Gewissen ist ein Spiegel, vor dem ein Affe sich quält; jeder pudt sich, wie er kann und geht auf seine eigne Art auf seinen Spieß dabei aus. Das ist der Mühe werth, sich darüber in den Haaren zu liegen. Jeder mag sich wehren, wenn ein Anderer ihm den Spieß verdirbt. Hast du das Recht, aus der Guillotine einen Waschwasser für die unreine Wäsche anderer Leute und aus ihren abgeschlagenen Köpfen Flecklügen für ihre schmutzigen Kleider zu machen, weil du immer einen andern gebürsteten Rod trägt? Ja, du kannst dich wehren, wenn sie dir darauf packen oder Löcher hineinreißen; aber was geht's dich an, so lange sie dich in Ruhe lassen? Wenn sie sich nicht geriren, so herum zu gehen, hast du deswegen das Recht, sie ins Grabloch zu perren? Bist du der Polizeisoldat des Himmels? und — kannst du es nicht eben so gut mit ansehen, als dein lieber Herrgott, so halte dir dein Schnupstuch vor die Augen.

Robespierre. Du läugnest die Tugend? —

Danton. Und das Laster. Es gibt nur Epicurärer, und zwar grobe und feine; Christus war der feinste; das ist der einzige Unterschied, den ich zwischen den Menschen herausbringen kann. Jeder handelt seiner Natur gemäß, v. b., er thut, was ihm wohl thut. — Nicht wahr, Unbesesslicher, es ist grausam, dir die Absätze so von den Schuhen zu treten?

Robespierre. Danton, das Laster ist zu gewissen Zeiten Hochverrath.

Danton. Du darfst es nicht proscibiren, uns Himmelswillen nicht, das wäre undankbar, du bist ihm zu viel schuldig, durch den Contrast nämlich. — Uebrigens, um bei deinen Begriffen zu bleiben, unsere Streiche müssen der Republik nützlich sein, man darf die Unschuldigen nicht mit den Schuldigen treffen.

Robespierre. Wer sagt dir denn, daß ein Unschuldiger getroffen worden sei?

Danton. Hörst du, Fabricius? Es starb kein Unschuldiger! (Er geht; im Hinausgehen zu Paris): Wir dürfen keinen Augenblick verlieren, wir müssen uns zeigen! (Danton und Paris ab.)

Robespierre (allein). Geh' nur! Er will die Rosse der Revolution am Zügel halten, wie ein Kutscher seine dressirten Gänse; sie werden Kraft genug haben, ihn zum Revolutionsplatz zu schleifen. — Wir die Absätze von den Schuhen treten! — Um bei deinen Begriffen zu bleiben! — Halt! Halt! Ist's das eigentlich? — Sie werden sagen: seine gigantische Gestalt hätte zu viel Schatten auf mich geworfen, ich hätte ihn deswegen aus der Sonne gehen heißen. — Und wenn sie Recht hätten? — Ist's denn so nothwendig? Ja, ja, die Republik! Er muß weg! — Es ist lächerlich, wie meine Gedanken einander brauffichtigen. — Er muß weg. Wer

in einer Masse, die vorwärts brängt, stehen bleibt, leistet so gut Widerstand, als trägt er ihr entgegen, er wird zertreten. — Wir werden das Schiff der Revolution nicht auf den seichten Berechnungen und den Schlammhäufen dieser Leute stranden lassen, wir müssen die Hand abhauen, die es zu halten wagt, und wenn er es mit den Zähnen packt! — Weg mit einer Gesellschaft die der todtten Aristokratie die Kleider ausgezogen und ihren Ausfall geerbt hat. — Keine Tugend! die Tugend ein Absatz meiner Schuhe! Bei meinen Begriffen! — Wie das immer wieder kommt. — Warum kann ich den Gedanken nicht loswerden? Er deutet mit blutigem Finger immer da, da hin! Ich mag so viel Kapfen darum wickeln, als ich will, das Blut schlägt immer durch. — (Nach einer Pause:) Ich weiß nicht, was in mir das Andere befügt. (Tritt ans Fenster.) Die Nacht schnarcht über der Erde und wälzt sich im wässern Traum. Gedanken, Wünsche, kaum geahnt, wirt und gestaltlos, die schre vor des Tages Licht sich verkrochen, empfangen jetzt Form und Gewand und stellen sich in das Rille Haus des Traumes. Sie öffnen die Thüren, sie sehen aus den Fenstern, sie werden halbwegs Fleisch, die Glieder strecken sich im Schlaf, die Lippen murmeln — Und ist nicht unser Wachen ein hellerer Traum, sind wir nicht Nachtwandler. Ist nicht unser Handeln, wie das im Traum, — nur deutlicher, bestimmter, durchgeführt? Wer will uns darum scheiten? In einer Stunde verrichtet der Geist mehr Thaten des Gedankens, als der träge Organismus unseres Leibes in Jahren nachzutun vermag. Die Sünde ist im Gedanken. Ob der Gedanke That wird, ob ihn der Körper nachspielt, das ist Zufall.

(St. Just tritt ein.)

Robespierre. He, wer da im Finstern? He, Licht, Licht!

St. Just. Kennst du meine Stimme?

Robespierre. Ah, du St. Just! (Eine Dienerin bringt Licht.)

St. Just. Warst du allein?
Robespierre. Eben ging Danton weg.

St. Just. Ich traf ihn unterwegs im Palais-Royal. Er machte seine revolutionäre Stirn u. sprach in Epigrammen, er buzte sich mit den Ohnehosen, die Oriflotten liefen hinter seinen Worten drein, und die Leute blieben stehen und zückelten sich in die Ohren, was er gesagt hatte. Wir werden den Vortheil des Angriffes verlieren. Wißt du noch länger zaudern? Wir werden ohne dich handeln. Wir sind entschlossen.

Robespierre. Was wollt ihr thun?

St. Just. Wir berufen den Gesetzgebungs-, den Sicherheits- und den Wohlfahrts-Ausschuß zu feierlicher Sitzung.

Robespierre. Viel Umstände.

St. Just. Wir müssen die große Leiche mit Anstand begraben, wie Priester, nicht wie Mörder; wir dürfen sie nicht verstümmeln, alle ihre Glieder müssen mit hinunter.

Robespierre. Sprich deutlicher.

St. Just. Wir müssen ihn in seiner Waffenrüstung beisetzen, und seine Pferde und Esclaven auf seinem Grabhügel schlachten: Lacroix —

Robespierre. Ein ausgemachteter Spießbube, gewesener Advokatenschreiber, gegenwärtig Generallieutenant von Frankreich. Weiter!

St. Just. Heraut-Bechelles —

Robespierre. Ein schöner Kopf!

St. Just. Er war der schön gemalte Anfangsbuchstabe der Constitutionsacte, wir haben dergleichen Herrath nicht mehr nöthig, er wird ausgewischt. — Philippeau, Camille! —

Robespierre. Auch den?

St. Just. (überreicht ihm ein Papier). Das dacht' ich. Da lies!

Robespierre. Aha, der alte Franziskaner! Sonst nichts? Er ist ein Kind, er hat über euch gelacht.

St. Just. Hier, hier! (Er zeigt ihm eine Stelle.)

Robespierre (liest). „Dieser Blutmessias Robespierre auf seinem Kalvarienberge zwischen den beiden Schächern Couthon und Collet, auf dem er opfert und nicht geopfert wird. Die Guillotinen-Beschworenen sehen wie Maria und Magdalena unten. St. Just. liegt ihm wie Johannes am Herzen und macht den Convent mit den apokalyptischen Offenbarungen des Meisters bekannt; er trägt seinen Kopf wie eine Moustanz.“

St. Just. Ich will ihn den seinigen wie St. Denis tragen machen.

Robespierre (liest weiter). „Sollte man glauben, daß der laubere Grad des Messias das Reichenhomb Frankreich ist, und daß seine dünnen, auf der Tribüne herumzuckenden Finger Guillotinenmesser sind? — Und du, Barrere, der du gesagt hast: auf dem Revolutionsplatze werde Münze geschlagen! Doch ich will den alten Sack nicht aufwählen, er ist eine Wittwe, die schon ein halbes Duzend Männer hatte, und die sie begraben half. Wer kann was dafür? Das ist so seine Waise, er sieht den Leuten ein halbes Jahr vor dem Tode das hippokratische Gesicht an. Wer mag sich auch zu Leichen setzen und den Gestank riechen?“ — Also auch du, Camille? — Weg mit ihnen! Rasch! nur die Todten kommen nicht wieder. Daß du die Anklage bereit?

St. Just. Es macht sich leicht. Du hast die Anklage bei den Jakobinern gemacht.

Robespierre. Ich wollte schreiden.

St. Just. Ich brauche nur durchzuführen, die Falscher geben das Ei und die Fremden den Apfel ab. — Sie sterben an der Mäßigkeit, ich gebe dir mein Wort.

Robespierre. Denn rasch, morgen! Keinen langen Todeskampf! Ich bin empfindlich seit einigen Tagen. Nur rasch! (St. Just ab.)

Robespierre. Ja wahr, Blut,

messias, der opfert u. nicht geopfert wird. Er hat sie mit seinem Blut erlöst, und ich erlöse sie mit ihrem eigenen. Er hat sie sündigen gemacht, und ich nehme die Sünde auf mich. Er hatte die Wollust des Schmerzes, und ich habe die Qual des Senters. — Wer hat sich mehr verläugnet? Ich oder er? — Und doch ist was von Rache in dem Gedanken. — Was sehen wir nur immer nach dem Eichen? Wahrlich, des Menschen Sohn wird in uns Allen gekemmt. wir ringen Alle im Gethemane-Garten im blutigen Schweiß, aber es erlöset Keiner den Andern mit seinen Wunden. Mein Camille! — Sie gehen Alle von mir — es ist Alles wüth und leer — ich bin allein.

Zweiter Akt.

Ein Zimmer.

Danton, Lacroix, Philippeau, Paris, Camille Desmoulins.

Camille. Rasch, Danton, wir haben keine Zeit zu verlieren.

Danton (schreit sich an). Aber die Zeit verliert uns. — Das ist sehr langweilig, immer das Heint zu juchsen und dann die Posten darüber zu stehen, und des Abends ins Bett und Morgens wieder heraus zu kriechen, und einen Fuß immer so vor den andern zu setzen, da ist gar kein Absehen, wie es anders werden soll. Das ist sehr traurig, und daß Millionen es wieder so machen werden, und daß wir noch obenreich aus zwei Hälften bestehen, die beide das Nämliche thun, so daß Alles doppelt geschieht, — das ist sehr traurig.

Camille. Du sprichst in einem ganz kindischen Tone.

Lacroix. Du stürzest dich durch dein Jögern ins Verderben, du reisest alle deine Freunde mit dir. Benachrichtige die Freiglinge, daß es Zeit ist, sich um dich

zu versammeln, fordere sowohl die nam Berge auf. Schreie über die Tyrannei der Decemviren, sprich von Dolchen, rufe Brutus an, dann wirst du die Tribüne erschrecken und selbst die um dich sammeln, die man als Mitschuldige Hebert's bedroht. Du mußt dich deinem Zorn überlassen. Kost uns wenigstens nicht entzweifeln und erhebrigt, wie der schändliche Hebert sterben.

Danton. Du hast ein schlechtes Gedächtniß, du nannest mich einen todtten Heiligen. Du hattest mehr Recht, als du glaubst. Ich war bei den ecstigen, sie waren ehrfürchtvoll, aber wie Leichenbitter. Ich bin eine Reliquie, und Reliquien wirft man auf die Gasse; du hast Recht.

Lacroix. Warum hast du es dazu kommen lassen?

Danton. Dazu? Ja wahrhaftig, es war mir zuletzt langweilig, immer im nämlichen Rode herumzulaufen, und die nämlichen Hatten zu zirkeln! Das ist erbärmlich. So ein armseliges Instru- ment zu sein, auf dem eine Saite immer nur ein u n Ton angibt! — Das ist nicht zum Wackeln. Ich wollte mir's bequem machen. Ich hab' es erreicht; die Revolution setzt mich in Ruhe, aber auf andere Weise, als ich dachte. Uebrigens auf was sich kügen? — Unsere Meyen könnten sich noch mit den Guillotinen u Heischweßern aufnehmen; sonst weiß ich nichts. Es läßt sich an den Fingern herzählen: Die Jakobiner haben erklärt, daß die Tugend an der Tagesordnung sei. Die Cordeliers nennen mich Hebert's Henter, der Gemeinderath thut Duse. Der Convent — das wäre noch ein Mittel! aber es gäbe einen 31. Mat, sie würden nicht gutwillig weichen. Robespierre ist das Dogma der Revolution, es darf nicht ausgestrichen werden. Es ginge auch nicht. Wir haben nicht die Revolution, die Revolution hat uns gemacht. — Und — wenn es ginge — ich will lieber guillotiniert werden, als guillotiniert lassen. Ich habe es satt; wozu sollen wir Menschen mit einander kämpfen? Wir sollten uns neben einan-

der setzen und Ruhe haben. Es wurde ein Fehler gemacht, als wir geschaffen wurden; es fehlt uns etwas, ich habe keinen Namen dafür, aber wir werden es uns einander nicht aus den Eingeweiden herauswählen, was sollen wir uns darum die Leiber aufsprechen? Weht, wir sind elende Alchymisten.

Camille. Pathetischer gesagt, würde es heißen: wie lange soll die Menschheit in ewigem Hunger ihre eigenen Glieder fressen? Oder, wie lange sollen wir Schiffbrüchige auf einem Brack in un- löslichem Durst einander das Blut aus den Adern saugen? Oder, wie lange sollen wir Algebräisten im Fleisch beim Suchen nach dem unbekanntem, ewig verweigerien X unsere Rechnungen mit zerfesten Gliedern schreiben?

Danton. Du bist ein starkes Echo.

Camille. Nicht wahr? — ein Pistolen- schuß schallt gleich wie ein Donnerschlag. Desto besser für dich, du solltest mich immer bei dir haben.

Philippéau. Und Frankreich bleibt seinen Hentern?

Danton. Was liegt daran? Die Leute befinden sich ganz wohl dabei! Sie haben Unghäl; kann man mehr verlangen, um gerührt, edel, tugendhaft oder wichtig zu sein, oder um überhaupt keine Lang- weile zu haben? — Ob sie nun an der Guillotine oder am Fieber oder am Alter sterben! Es ist noch vorzuziehen, sie treten mit gelenkten Glieder bluten die Cou- lissen und können im Abgehen noch hübsch gestikuliren und die Zuschauer klatschen hören. Das ist ganz artig und paßt für uns, wir stehen i m m e r auf dem Thea- ter, wenn wir auch zuletzt im Ernst erscho- chen werden. Es ist recht gut, daß die Le- benszeit ein wenig reduziert wird, der Noth war zu lang, unsere Glieder konnten ihn nicht ausfüllen. Das Leben wird ein Epigramm, das geht an; wer hat auch Athem und Geist genug für ein Epos in fünfzig oder sechzig Gesängen? 's ist Zeit, daß man das bißchen Essen nicht mehr aus Zubern, sondern aus Liqueurgläs- chen trinkt, so bekömmet man doch das

Maul voll; sonst konnte man kaum ein- ge Tropfen in dem plumpen Gefäß zu- sammenrinnen machen. Endlich — — ich müßte schreien, das ist mir der Nähe zu viel, das Leben ist nicht der Arbeit werth, die man sich macht, es zu erhalten.

Paris. So flieh, Danton!

Danton. Nimmt man Vaterland an den Schuhsohlen mit? — und endlich — und das ist die Hauptsache: sie wer- den's nicht wagen. (Zu Camille)... Komm, mein Junge, ich sage dir: sie werden's nicht wagen. Adieu, Adieu!

(Danton und Camille ab.)

Philippéau. Da geht er hin.

Lacroix. Und glaubt kein Wort von dem, was er gesagt hat. Nichts als Faulheit! Er will sich lieber guillotini- ren lassen, als eine Rede halten.

Paris. Was thun?

Lacroix. Heim gehen und als Luc- retia auf einen anständigen Fall studiren.

Eine Wronenabe.

Spaziergänger.

Ein Bürger. Meine gute Ja- queline, ich wollte sagen Corn — wollt ich: Cor — —

Simon. Cornelia, Bürger, Cor- nelia.

Bürger. Meine gute Cornelia hat mich mit einem Knäblein erfreut.

Simon. Hat der Republik einen Sohn geboren.

Bürger. Der Republik? Das lautet zu allgemein; man könnte sagen —

Simon. Das ist's gerade, das Ein- zelne muß sich dem Allgemeinen —

Bürger. Ach, das sagt meine Frau auch.

Bänkelsänger (singt).

Was doch ist, was doch ist

Aller Männer Freud' und Lust?

Bürger. Ach mit dem Namen, da komme ich gar nicht ins Reine.

Simon. Lauf ihn: Pise, Marat.
Bäufelänger.

Unter Kummer, unter Sorgen
Sich bemühen vom frühen Morgen,
Bis der Tag vorüber ist.

Bürger. Ich hätte gern drei; es
ist doch was mit der Zahl Drei, und dann
was Nützliches und was Rechtliches; jetzt
hab' ich's: Pflug, Robespierre. Und
dann das dritte?

Simon. Pide.

Bürger. Ich dank' Euch, Nachbar;
Pise, Pflug, Robespierre, das sind hübsche
Namen, das macht sich schön.

Simon. Ich sage dir, die Brust
deiner Cornelia wird wie das Euter der
römischen Wölfin — nein, das geht nicht,
Romulus war ein Tyrann, das geht nicht.
(Gehn vorbei.)

Ein Bettler (singt). „Eine Hand
voll Erde und ein wenig Moos!“ Liebe
Herren, schöne Damen!

Erster Herr. Kerl, arbeite, du
siehst ganz wohlgenährt aus.

Zweiter Herr. Dal (Er gibt
ihm Geld.) Er hat eine Hand wie Sam-
met. Das ist unverschämt.

Bettler. Mein Herr, wo habt Ihr
Euren Rod her?

Zweiter Herr. Arbeit, Arbeit!
du könntest den nämlichen haben; ich will
dir Arbeit geben, komm' zu mir, ich woh-
ne —

Bettler. Herr, warum habt Ihr
gearbeitet?

Zweiter Herr. Narr, um den
Rod zu haben.

Bettler. Ihr habt Euch gequält,
um einen Genuß zu haben, denn so ein
Rod ist ein Genuß, ein Lumpen thut's
auch.

Zweiter Herr. Freilich, sonst
geht's nicht.

Bettler. Daß ich ein Narr wäre.
Das hebt einander. Die Sonne scheint
warm an das Erd und das geht ganz leicht.
(Singt): „Eine Hand voll Erde und ein
wenig Moos — —“

Rosalie (zu Abelaiden). Mach, fort,
da kommen Soldaten.

Bettler. „Ist auf dieser Erde ein
mein letztes Loos!“ Meine Herren, mei-
ne Damen!

Soldat. Halt! wo hinaus, meine
Kinder? (Zu Rosalie.) Wie alt bist du?

Rosalie. So alt wie mein kleiner
Finger.

Soldat. Du bist sehr spitz.

Rosalie. Und du sehr stumpf.

Soldat. So will ich mich an dir
wegen. (Er singt.)

Christinteln, lieb' Christinteln mein,
Thut dir der Schaden weh,
Schaden weh, Schaden weh, Schaden
weh!

Rosalie (singt):

Ach nein, ihr Herrn Soldaten,
Ich hätt' es gerne meh',
Gerne meh', gerne meh', gerne meh'!

Danton und Camille treten auf.

Danton. Geht das nicht lustig? —
Ich wüßte was in der Atmosphäre, es ist,
als bräte die Sonne Unzucht aus.
(Gehn vorbei.)

Junger Herr. Ach, Madame, der
Ton einer Glode, das Abendlicht an den
Bäumen, das Blinken eines Sternes —

Madame. Der Duft einer Blume,
die natürlichen Freuden, dieser reine Ge-
nuß der Natur! (Zu ihrer Tochter.) Sieh,
Eugenie — nur die Tugend hat Augen
dafür.

Eugenie (küßt ihrer Mutter die
Hand). Ach, Mama! Ich sehe nur Sie.

Madame. Gutes Kind!

Junger Herr (zischelt Eugenie
ins Ohr). Sehen Sie dort die hübsche
Dame mit dem alten Herrn?

Eugenie. Ich kenne sie.

Junger Herr. Man sagt, ihr Fri-
seur habe sie *a l'enfant* frisiert.

Eugenie (lacht). Böse Zunge.

Junger Herr. Der alte Herr geht
neben ihr, er sieht das Knöpfchen schwel-
len und führt es in die Sonne spazieren,

und meint, er set der Gewitterregen, der
es habe wachsen machen.

Eugenie. Wie unanständig! Ich
hätte Lust, roth zu werden.

Junger Herr. Das könnte mich
blaß machen.

Danton (zu Camille). Muße mir
nur nichts Ernsthaftes zu. Ich begreife
nicht, warum die Leute nicht auf der Gasse
stehen bleiben und einander ins Gesicht
lachen. Ich meine, sie müßten zu den
Fenster und aus den Gräbern herausla-
chen, und der Himmel müsse bersten, und
die Erde müsse sich wälzen vor Lachen.
[Gehn ab.]

Erster Herr. Ich versichere Sie,
eine außerordentliche Entdeckung. Alle
technischen Künste bekommen dadurch eine
andere Physiognomie. Die Menschheit
eilt mit Riesenschritten ihrer hohen Be-
stimmung entgegen.

Zweiter Herr. Haben Sie das
neue Stück gesehen? Ein babylonischer
Thurm, ein Gewirr von Gemälden, Trepp-
chen, Gängen, und das Alles so leicht und
kühn in die Luft gesprengt. Man schwin-
delt bei jedem Trit. Ein bizarrer Kopf.
[Er bleibt verlegen stehen.]

Erster Herr. Was haben Sie
denn?

Zweiter Herr. Ach nichts! Ihre
Hand, Herr! die Pflüge, so! Ich danke
Ihnen, kaum kann ich vorbei; das konnte
gefährlich werden.

Erster Herr. Sie fürchteten doch
nicht!

Zweiter Herr. Ja, die Erde ist
eine dünne Kruste, ich meine immer, ich
könnte durchfallen, wo so ein Loch ist. —
Man muß mit Vorsicht auftreten, man
könnte durchbrechen. Aber gehen Sie ins
Theater, ich rathe es Ihnen.

Ein Zimmer.

Danton. Camille. Lucile.

Camille. Ich sage Euch, wenn sie
nicht Alles in hölzernen Copien bekom-

nen, verzeitt in Theatern, Concerten u. Kunst-Ausstellungen, so haben sie weder Augen noch Ohren dafür. Schnitzt Er eine Marionette, wo man den Strick vereinhängen sieht, an dem sie gezerrt wird, und deren Gelenke bei jedem Schritt in kniffligen Samba trachen, — wach' ein Charakter, welche Consequenz! — Nimmst Einer ein Gefühlich, eine Sentenz, einen Begriff, und zieht ihm Rock und Hose an, macht ihm Hände und Füße, färbt ihm das Gesicht, und läßt das Ding sich drei Akte hindurch herumquälen, bis es sich zuletzt verheiratet oder todt schießt — ein Ideal! — Fiedelt einer eine Oper, welche das Schweben u. Senken im menschlichen Leben wiedergibt, wie eine Thonpfefte mit Wasser die Nachtigall — die Kunst! — Setzt die Leute aus dem Theater auf die Gasse — die erbärmliche Wirklichkeit! — Sie vergessen ihren Herrgott über seinen schlechten Copisten. Von der Schöpfung, die glühend, brausend und leuchtend in ihnen sich jeden Augenblick neu gebiert, hören und sehen sie nichts. Sie gehen ins Theater, lesen Gedichte u. Romane, schneiden den Fragen darin die Gesichter nach und sagen zu Gottes Geschöpfen: wie gewöhnlich! — Die Griechen wußten, was sie sagten, wenn sie erzählten, Pygmalion's Statue sei lebendig geworden, habe aber keine Kinder bekommen.

Danton. Und die Künstler gehn mit der Natur um, wie David, der im September die Gemordeten, wie sie aus der Force auf die Gasse geworfen wurden, kaltblütig zeichnete und sagte: ich erschäufte die letzten Zudungen des Lebens in diesen Obseruierern. [Danton wird herausgerufen.]

Camille. Was sagst du, Lucile?

Lucile. Nichts, ich sehr dich so gern sprechen.

Camille. Hörst mich auch?

Lucile. Ei freilich.

Camille. Habe ich recht? Weißt du auch, was ich gesagt habe?

Lucile. Nein, wahrhaftig nicht. [Danton kommt zurück.]

Camille. Was hast du?

Danton. Der Wohlfahrts - Ausschuß hat meine Verhaftung beschlossen. Man hat mich gewarnt und mir einen Zufluchtort angeboten. Sie wollen meinen Kopf; meinewegen. Ich bin der Hudeleien überdrüssig. Mögen sie ihn nehmen, was liegt daran? Ich werde mit Muth zu sterben wissen; das ist leichter, als zu leben.

Camille. Danton, noch ist es Zeit.

Danton. Unmöglich — aber ich hätte nicht gedacht —

Camille. Deine Trägheit!

Danton. Ich bin nicht träg, aber müde; meine Eohlen brennen mich.

Camille. Wo gehst du hin?

Danton. Ja, wer das wüßte!

Camille. Im Ernst, wohin?

Danton. Spazieren, mein Junge, spazieren. [Er geht.]

Lucile. Ach, Camille!

Camille. Sei ruhig, lieb Kind.

Lucile. Wenn ich denke, daß sie dies Haupt! — Mein Camille, das ist Narrheit, gelt, ich bin wahnsinnig?

Camille. Sei ruhig, Danton und ich sind nicht Eins.

Lucile. Die Erde ist weit, und es sind viel Dinge darauf, — warum denn grade das eine? Wer sollte mir's nehmen? Das wäre arg. Was wollten sie auch damit anfangen?

Camille. Ich wiederhole dir: du kannst ruhig sein. Gestern sprach ich mit Robespierre; er war freundlich. Wir sind ein wenig gespannt, das ist wahr; verschiedene Ansichten, sonst nichts!

Lucile. Such' ihn auf.

Camille. Wir saßen auf einer Schulbank. Er war immer finster und eidsam. Ich allein suchte ihn auf und machte ihn zuweilen lachen. Er hat mir immer große Anhänglichkeit gezeigt. Ich gehe.

Lucile. So schnell, mein Freund? Geh! Komm! Nur das [sie küßt ihn] und das! Geh! Geh! [Camille ab.]

— Das ist eine böse Zeit. Es geht einmal so. Wer kann da drüber hinaus? Man muß sich fassen [singt.]

Ach scheiden, ach scheiden, ach scheiden, Wer hat sich das Scheiden erdacht?

Wie kommt mir grade das in den Kopf? Das ist nicht gut, daß es den Weg von selbst findet. — Wie er hinaus ist, war mir's, als könnte er nicht mehr umkehren, und müsse immer weiter weg von mir, immer weiter. — Wie das Zimmer so leer ist; die Fenster stehen offen, als hätte ein Todter darin gelegen. Ich halt' es da oben nicht aus. [Sie geht.]

Freies Feld.

Danton. Ich mag nicht weiter. Ich mag in dieser Stille mit dem Gepolander meiner Tritte und dem Keuchen meines Athems nicht Lärmen machen. [Er setzt sich nieder, nach einer Pause.] Man hat mir von einer Krankheit erzählt, die einem das Gedächtniß verlieren mache. Der Tod soll etwas davon haben. Dann kommt mir manchmal die Hoffnung, daß er vielleicht noch kräftiger wirke und einem Alles verlieren mache. — Wenn das wäre! — Dann lief' ich wie ein Christ, um einen Feind, das heißt mein Gedächtniß, zu retten. — Der Ort soll sicher sein, ja für mein Gedächtniß, aber nicht für mich; mir gibt das Grab mehr Sicherheit, es schafft mir wenigstens Vergessen. Es tödtet mein Gedächtniß. Dort aber lebt mein Gedächtniß und tödtet mich. Ich oder es? Die Antwort ist leicht. [Er erhebt sich und lehrt um.] — Ich kollektire mit dem Tod, es ist ganz angenehm, so aus der Ferne mit dem Lognet mit ihm zu liebäugeln. — Eigentlich muß ich über die ganze Geschichte lachen. Es ist ein Gefühl des Bleibens in mir, was mir sagt: morgen und übermorgen und weiter hinaus ist Alles wie eben. Das ist ein leerer Lärm, man will mich schrecken; sie werden's nicht wagen! [Ab.]

Ein Zimmer.

[Es ist Nacht.]

Danton [am Fenster]. Will denn das nie aufhören? Wird das Licht nie ausglühen und der Schall nie modern? Will's denn nie still und dunkel werden, daß wir uns die garstigen Sünden einander nicht mehr anhören und ansehen? — September! —

Julie [ruft von innen]. Danton! Danton!

Danton. He?

Julie [tritt ein]. Was rufst du?

Danton. Rief ich?

Julie. Du sprachst von geistigen Sünden und dann schlüfst du: September!

Danton. Ich, ich? Nein, ich sprach nicht, das dacht' ich kaum, das waren nur ganz leise, heimliche Gedanken.

Julie. Du zitterst, Danton.

Danton. Und soll ich nicht zittern, wenn so die Wände plaudern? Wenn mein Leib so zerschellt ist, daß meine Gedanken unstät, umirrend mit den Lippen der Steine reden? Das ist seltsam.

Julie. Georg, mein Georg!

Danton. Ja, Julie, das ist seltsam. Ich möchte nicht mehr denken, wenn das gleich spricht. Es gibt Gedanken, Julie, für die es keine Ohren geben sollte. Das ist nicht gut, daß sie bei der Geburt gleich schreien, wie Kinder; das ist nicht gut.

Julie. Gott erhalte dir deine Sinne, Georg! Georg, erkennst du mich?

Danton. Ei warum nicht! Du bist ein Mensch und dann eine Frau und endlich meine Frau, und die Erde hat fünf Welttheile, Europa, Asien, Afrika, Amerika, Australien, und zwei mal zwei macht vier. Ich bin bei Sinnen, siehst du? — Schrie's nicht September? Sagtest du nicht so was?

Julie. Ja, Danton, durch alle Zimmer hört' ich's.

Danton. Wie ich ans Fenster kam — [er sieht hinaus] die Stadt ruhig, alle Lichter aus.

Julie. Ein Kind schrie in der Nähe.

Danton. Wie ich ans Fenster kam — durch alle Gassen schrie und zeter't es: September!

Julie. Du träumtest Danton; fass dich.

Danton. Träumtest? ja, ich träumte; doch das war anders, ich will dir es gleich sagen, mein armer Kopf ist schwach, gleich! so, jetzt hab' ich's. Unter mir flüchte die Erdflugel in ihrem Schwung; ich hatte sie wie ein wildes Ross gepackt, mit riesigen Gliedern wühl't ich in ihren Mähnen und preß't ich ihre Rippen, das Haupt abwärts gewandt, die Haare flatternd über den Abgrund; so ward ich geschleift. Da schrie ich in der Angst und ich erwachte. Ich trat ans Fenster — und da hört' ich's, Julie. — Was das Wort nur will? Warum gerade das? Was hab' ich damit zu schaffen? Was streckt es nach mir die blutigen Hände? Ich hab' es nicht geschlagen. — O hilf mir, Julie, mein Sinn ist stumpf. War's nicht im September, Julie?

Julie. Die Könige waren noch vierzig Stunden von Paris.

Danton. Die Festungen gefallen, die Aristokraten in der Stadt.

Julie. Die Republik war verloren.

Danton. Ja, verloren. Wir konnten den Feind nicht im Rücken fassen, wir wären Narren gewesen, zwei Feinde auf einem Brett; wir oder sie, der Stärkere stößt den Schwächeren hinunter, ist das nicht billig?

Julie. Ja, Ja.

Danton. Wir schlugen sie, das war kein Mord, das war Krieg nach innen.

Julie. Du hast das Vaterland gerettet.

Danton. Ja, das hab' ich, das war Nothwehr, wir mußten. Der Mann am Kreuze hat sich's bequem gemacht: es muß ja Aergerniß kommen, doch wehe dem, durch welchen Aergerniß

nich kommt! — Es muß; das war die Noth! — Wer will der Hand fluchen, auf die der Fluch des Noth gefallen! — Wer hat das Noth gesprochen, wer? Was ist das, was in uns liegt, steht und mordet? — Puppen sind wir, von unbekanntem Gewalten am Draht gezogen: nichts, nichts wir selbst, — die Schwerter, mit denen Geister kämpfen! — man sieht mir die Hände nicht, wie im Märchen. — Jetzt bin ich ruhig.

Julie. Ganz ruhig, lieb Herz?

Danton. Ja, Julie, komm zu Bette.

Straße vor Danton's Hause.

Simon. Bürgersoldaten.

Simon. Wie weit ist's in der Nacht?

Erster Bürger. Was in der Nacht?

Simon. Wie weit ist die Nacht?

Erster Bürger. So weit als zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang.

Simon. Schuft, wieviel Uhr?

Erster Bürger. Sieh' auf dein Zifferblatt... ..

Simon. Wir müssen hinauf! Fort, Bürger! Wir haften mit unseren Rippen dafür. Lobt oder lebendig! Er hat gewaltige Glieder. Ich werde vorangehen, Bürger. Der Freiheit eine Gasse! — Sorgt für mein Weib! Eine Ehrenkrone werde ich ihr hinterlassen. — Nur vorwärts, Bürger, ihr werdet euch um das Vaterland verdient machen.

Zweiter Bürger. Ich wollte, das Vaterland machte sich um uns verdient. Ueber all den Böchern, die wir in anderer Leute Körper machen, ist noch kein einziges in unseren Hosentaschen zugegangen.

Erster Bürger. Willst du, daß dir dein Hosentaschen zugeht? Ha, ha, ha!

Die Andern. Ha, ha, ha!

Simon. Fort, fort! [Sie dringen in Danton's Haus.]

jetzt in Theatern, Concerten u. Vorstellungen, so haben sie weder Ehren dafür. Schnipt die Marionette, wo man den Stricken sieht, an dem sie gezerrt wird, an Gelenke bei jedem Schritt in den Bäumen frachen, — welsch' ein, welche Consequenz! — Nimmt die Gefühlschen, eine Sentenz, einen und zieht ihm Rock und Hosen an, an Hände und Füße, färbt ihm die Haut, und läßt das Ding sich drei Wochen herumquälen, bis es sich betrübt oder todt schießt — ein — Fiedelt einer eine Oper, welsch' Schweben u. Senken im menschlichen wieder gibt, wie eine Thonwaße Wasser die Nachtigall — die — Setzt die Leute aus dem Theater auf die Gasse — die erbärmliche Wirklichkeit — Sie vergessen ihren Herrgott in schlechten Copisten. Von der Seite die glühend, brausend und in ihnen sich jeden Augenblick zu hören und sehen sie nichts. In ins Theater, lesen Gedichte u. schneiden den Fragen darin die nach und sagen zu Gottes Beweise wie gewöhnlich! — Die Griechen, was sie sagten, wenn sie die Pygmalion's Statue sei lebendig, habe aber keine Kinder bekom-

ton. Und die Künstler gehn Natur um, wie David, der im Alter die Gemorbeten, wie sie aus der auf die Gasse geworfen wurden, geknechtete und sagte: ich erhalte die besten Zukungen des Lebens in den Beweistern. [Danton wird gerufen.]

Lucille. Was sagst du, Lucille?
Lucille. Nichts, ich sehe dich so schön.

Lucille. Hörst mich auch?

Lucille. Ei freilich.

Lucille. Habe ich recht? Weißt du was ich gesagt habe?

Lucille. Nein, wahrhaftig nicht. [Danton kommt zurück.]

Camille. Was hast du?

Danton. Der Wohlfahrts - Ausschuss hat meine Verhaftung beschlossen. Man hat mich gewarnt und mir einen Zufluchtsort angeboten. Sie wollen meinen Kopf; meinetwegen. Ich bin der Hureleien überdrüssig. Mögen sie ihn nehmen, was liegt daran? Ich werde mit Muth zu sterben wissen; das ist leichter, als zu leben.

Camille. Danton, noch ist es Zeit.

Danton. Unmöglich — aber ich hätte nicht gedacht —

Camille. Deine Trägheit!

Danton. Ich bin nicht träg, aber müde; meine Söhne brennen mich.

Camille. Wo gehst du hin?

Danton. Ja, wer das wüßte!

Camille. Im Ernst, wohin?

Danton. Spazieren, mein Junge, spazieren. [Er geht.]

Lucille. Ach, Camille!

Camille. Sei ruhig, lieb Kind.

Lucille. Wenn ich denke, daß sie dies Haupt! — Mein Camille, das ist Narrheit, gelt, ich bin wahnsinnig?

Camille. Sei ruhig, Danton und ich sind nicht Eins.

Lucille. Die Erde ist weit, und es sind viel Dinge darauf, — warum denn gerade das eine? Wer sollte mir's nehmen? Das wäre arg. Was wollten sie auch damit anfangen?

Camille. Ich wiederhole dir: du kannst ruhig sein. Gestern sprach ich mit Robespierre; er war freundlich. Wir sind ein wenig gespannt, das ist wahr; verschiedene Ansichten, sonst nichts!

Lucille. Such' ihn auf.

Camille. Wir sahen auf einer Schulbank. Er war immer finster und eidsam. Ich allein suchte ihn auf und machte ihn zuweilen lachen. Er hat mir immer große Anhänglichkeit gezeigt. Ich gehe.

Lucille. So schnell, mein Freund? Geh! Komm! Nur das [sie küßt ihn] und das! Geh! Geh! [Camille ab.]

— Das ist eine böse Zeit. Es geht einmal so. Wer kann da drüber hinaus? Man muß sich fassen [singt.]

Ach scheiden, ach scheiden, ach scheiden, Wer hat sich das Scheiden ertacht?

Wie kommt mir grade das in den Kopf? Das ist nicht gut, daß es den Weg von selbst findet. — Wie er hinaus ist, war mir's, als könnte er nicht mehr umkehren, und müßte immer weiter weg von mir, immer weiter. — Wie das Zimmer so leer ist; die Fenster stehen offen, als hätte ein Todter darin gelegen. Ich halt' es da oben nicht aus. [Sie geht.]

Freies Feld.

Danton. Ich mag nicht weiter. Ich mag in dieser Stille mit dem Gepolter meiner Tritte und dem Keuchen meines Athems nicht Lärmen machen. [Er setzt sich nieder, nach einer Pause.] Man hat mir von einer Krankheit erzählt, die einem das Gedächtniß verlieren mache. Der Tod soll etwas davon haben. Dann kommt mir manchmal die Hoffnung, daß er vielleicht noch kräftiger wirke und einem Alles verlieren mache. — Wenn das wäre! — Dann lief' ich wie ein Christ, um einen Feind, das heißt mein Gedächtniß, zu retten. — Der Ort soll sicher sein, ja für mein Gedächtniß, aber nicht für mich; mir gibt das Grab mehr Sicherheit, es schafft mir wenigstens Vergessen. Es tödtet mein Gedächtniß. Dort aber lebt mein Gedächtniß und tödtet mich. Ich oder es? Die Antwort ist leicht. [Er erhebt sich und lehrt um.] — Ich kollektire mit dem Tod, es ist ganz angenehm, so aus der Ferne mit dem Lorgnet mit ihm zu liebäugeln. — Eigentlich muß ich über die ganze Geschichte lachen. Es ist ein Gefühl des Bleibens in mir, was mir sagt: morgen und übermorgen und weiter hinaus ist Alles wie eben. Das ist ein leerer Lärm, man will mich schrecken; sie werden's nicht wagen! [Ab.]

sammlung einige empfindliche Ohren zu geben, die das Wort: Blut nicht wohl vertragen können. Einige allgemeine Betrachtungen mögen sie überzeugen, daß wir nicht grausamer sind, als die Natur und als die Zeit. Die Natur folgt ruhig und unwiderstehlich ihren Gesetzen; der Mensch wird vernichtet, wo er mit ihnen in Conflict kommt. Eine Aenderung in den Bestandtheilen der Luft, ein Ausfließen des teufelischen Feuers, ein Schwanken in dem Gleichgewicht einer Wassermasse und eine Seuche, ein vulkanischer Ausbruch, eine Ueberschwemmung begraben Tausende. — Was ist das Resultat? Eine unbedeutende, im großen Ganzen kaum bemerkbare Veränderung der physischen Natur, die fast spurlos vorüber gegangen sein würde, wenn nicht Leiden auf ihrem Wege lägen. — Ich frage nun: soll die geistige Natur in ihren Revolutionen mehr Rücksicht nehmen, als die physische? Soll eine Idee nicht eben so gut wie ein Gesetz der Physik vernichtet dürfen, was sich ihr widersetzt? Soll überhaupt ein Ereigniß, das die ganze Gestalt der menschlichen Natur, das heißt der Menschheit, umändert, nicht durch Blut geben dürfen? Der Weltgeist bedient sich in der geistigen Sphäre unserer Arme eben so, wie er in der physischen Vulkan, und Wasserfluthen gebraucht. Was liegt daran, ob sie nun an einer Seuche oder an der Revolution sterben? — Die Schritte der Menschheit sind langsam, man kann sie nur nach Jahrhunderten zählen, hinter jedem erheben sich die Gräber von Generationen. Das Gelangen zu den einfachsten Erfindungen und Grundsätzen hat Millionen das Leben gekostet, die auf dem Wege starben. Ist es denn nicht einfach, daß zu einer Zeit, wo der Gang der Geschäfte rascher ist, auch mehr Menschen außer Athem kommen? — Wir schließen schnell und einfach: da Alle unter gleichen Verhältnissen geschaffen worden, so sind Alle gleich, die Unterschiede abgerechnet, welche die Natur selbst gemacht hat. — Es darf daher Jeder Vorzüge und darf daher Keiner Verrechte haben, weder im Einzelnen, noch eine geringere oder größere

Klasse von Individuen. Jedes Glied dieses in der Wirklichkeit angewandten Sages hat seine Menschen geübt. Der 14. Juli, der 10. August, der 31. Mai sind seine Interpunktionszeichen. Er hatte vier Jahre Zeit nöthig, um in der Körperwelt durchgeführt zu werden, und unter gewöhnlichen Umständen hätte er ein Jahrhundert dazu gebraucht, und wäre mit Generationen interpunktirt worden. Ist es da so zu verwundern, daß der Strom der Revolution bei jedem Abflaß, bei jeder neuen Krümmung seine Leichen apstößt? — Wir werden unserm Sage noch einige Schlüsse hinzuzufügen haben; sollen einige hundert Leichen uns verbinden, sie zu machen? — Moses führt sein Volk durch das rothe Meer und in die Wüste, bis die alte verdorbene Generation sich aufgerieben hatte, ehe er den neuen Staat gründete. Gesetzgeber! Wir haben weder das rothe Meer, noch die Wüste, aber wir haben den Krieg und die Guillotine. Die Revolution ist wie die Tochter des Pekas; sie zerstört die Menschheit, um sie zu verjüngen. Die Menschheit wird aus dem Blutgefäß, wie die Erde aus den Wellen der Sündfluth, mit urkräftigen Gliedern sich erheben, als wäre sie zum ersten Mal geschaffen. (Langer, anhaltender Beifall. Einige Mitglieder erheben sich im Enthusiasmus.)

St. Just. Alle geheimen Feinde der Tyrannei, welche in Europa und auf dem ganzen Erdkreise den Dolch des Brutus unter ihren Gewändern tragen, fordern wir auf diesen erhabenen Augenblick mit uns zu theilen. (Die Juchzer und die Deputirten stimmen die Marzellaise an.)

Das Luxemburg.

Ein Saal mit Gefangenen.

Chaumette, Payne, Mercier, Herault de Sechelles und andere Deputirte.)

Chaumette (spricht Payne am Kerkel.) Hören Sie, Payne, Sie könnten doch

so sein! Vorhin überkam es mich so, ich habe heute Kopfschmerz, beissen Sie mir ein wenig mit Ihren Schlüssen, es ist mir ganz unheimlich zu Muth.

Payne. So komm, Philosoph Anaxagoras, ich will dich katechisiren. — Es gibt keinen Gott, denn: entweder hat Gott die Welt geschaffen, oder nicht. Hat er sie nicht geschaffen, so hat die Welt ihren Grund in sich und es gibt keinen Gott, da Gott nur dadurch Gott wird, daß er den Grund alles Seins enthält. Man kann aber Gott die Welt nicht geschaffen haben; denn entweder ist die Schöpfung ewig wie Gott, oder sie hat einen Anfang. Ist letzteres der Fall, so muß Gott sie zu einem bestimmten Zeitpunkt geschaffen haben. Gott muß also, nachdem er eine Ewigkeit geruht, einmal thätig geworden sein, muß also einmal eine Veränderung in sich erlitten haben, die den Begriff Zeit auf ihn anzuwenden läßt, was beides gegen das Wesen Gottes kränket. Gott kann also die Welt nicht geschaffen haben. Da wir nun aber sehr deutlich wissen, daß die Welt oder das was wir wenigstens vorhanden ist, und daß sie dem Vorbergehenden nach also auch ihren Grund in sich oder in etwas haben muß, das nicht Gott ist, so kann es keinen Gott geben. *Quod erat demonstrandum.*

Chaumette. Ei wahrhaftig, das gibt mir wieder Licht, ich danke, ich danke Mercier. Halten Sie, Payne Wenn aber die Schöpfung nun ewig ist.

Payne. Dann ist sie schon keine Schöpfung mehr, dann ist sie Eines mit Gott oder ein Attribut desselben, wie Spinoza sagt, dann ist Gott in Allem, in Ihnen, Wertheller, im Philosophen Anaxagoras und in mir. Das wäre so übel nicht, aber Sie müssen mir zugestehen, daß es gerade nicht viel um die himmlische Majestät ist, wenn der liebe Herrgott in jedem von uns Zahnweh kriegen, lebendig begraben werden, oder wenigstens die sehr unangenehmen Vorstellungen davon haben kann.

Mercier. Aber eine Ursache muß doch da sein.

P a y n e. Wer leugnet das? Aber wer sagt Ihnen denn, daß diese Ursache das sei, was wir uns als Gott, das heißt als das Vollkommenste denken? Halten Sie die Welt für vollkommen?

M e r c i e r. Nein.

P a y n e. Wie wollen Sie denn aus einer unvollkommenen Wirkung auf eine vollkommene Ursache schließen! — Voltaire wagte es eben so wenig, es mit Gott, als mit den Königen zu verderben, deswegen that er es. Wer einmal nichts hat, als Verstand, und ihn nicht einmal consequent zu gebrauchen weiß oder wagt, ist ein Stümper.

M e r c i e r. Ich frage dagegen, kann eine vollkommene Ursache eine vollkommene Wirkung haben, das heißt, kann etwas Vollkommenes was Vollkommenes schaffen? — Ist das nicht unmöglich, weil das Geschaffene doch nie seinen Grund in sich haben kann, was doch, wie Sie sagten, zur Vollkommenheit gehört?

C h a u m e t t e. Schweigen Sie! Schweigen Sie!

P a y n e. Beruhige dich, Philosoph. Sie haben Recht; aber, muß denn Gott einmal schaffen, kann er nur was Unvollkommenes schaffen, so läßt er es geschweibter ganz bleiben. Ist's nicht sehr menschlich, uns Gott nur als schaffend denken zu können? Weil wir uns immer rühren und schütteln müssen, um uns nur immer sagen zu können: wir sind! müssen wir Gott auch dies elende Bedürfnis andichten? — Müssen wir, wenn sich unser Geist in das Wesen einer harmonisch in sich ruhenden, ewigen Seligkeit versenkt, gleich annehmen, sie müsse den Finger ausstrecken und über Tisch Brodmannchen kneten, — aus überschwänglichem Liebesbedürfnis, wie wir uns ganz gehemmnisvoll in die Ohren sagen? Müssen wir das Alles, bloß um uns zu Götteröhnen zu machen? Ich nehme mit einem geringeren Vater vorlieb, wenigstens werde ich ihm nicht nachsagen können, daß er mich unter seinem Stauden, in Schweinställen oder auf den Galceren habe erziehen lassen. — Schaff

das Unvollkommene weg; dann allein könnt ihr Gott demonstrieren. Spinoza hat es versucht. Man kann das Böse leugnen, aber nicht den Schmerz, nur der Verstand kann Gott beweisen, das Gefühl empört sich dagegen. — Merke dir es, Anaxagoras, warum leide ich? Das ist der Fels des Atheismus. Das leiseste Zucken des Schmerzes, und regt es sich nur in einem Atom, macht einen Riß in der Schöpfung von oben bis unten.

M e r c i e r. Und die Moral?

P a y n e. Erst beweist ihr Gott aus der Moral und dann die Moral aus Gott. Was wollt ihr denn mit eurer Moral? Ich weiß nicht, ob es an und für sich was Böses oder was Gutes gibt, und habe deswegen doch nicht nöthig, meine Handlungsweise zu ändern. Ich handle meiner Natur gemäß; was ihr angemessen, ist für mich gut und ich thue es, und was ihr zuwider, ist für mich böse, und ich thue es nicht und ich vertheidige mich dagegen, wenn es mir in den Weg kommt. Sie können, wie man so sagt, tugendhaft bleiben und sich gegen das sogenannte Laster wehren, ohne deswegen Ihren Gegner verachten zu müssen, was ein gar trauriges Gefühl ist.

C h a u m e t t e. Wahr sehr wahr!

H e r a u l t. O Philosoph Anaxagoras, man könnte aber auch sagen: damit Gott Alles sei, müsse er auch sein eignes Gegentheil sein, das heißt vollkommen u. unvollkommen, böse und gut, fertig und lebendig; das Resultat freilich würde gleich Null sein, es würde sich gegenseitig heben, wir kämen zu Nichts. — Freue dich, du kommst glücklich durch, du kannst ganz ruhig in Madame Momoro das Meisterstück der Natur anbeten.

C h a u m e t t e. Ich danke Ihnen verbindlich, meine Herren. (Ab.)

P a y n e. Er traut noch nicht, er wird sich zu guter Letzt noch die Delung geben, die Füße nach Messa zu legen, und sich beschneiden lassen, um ja keinen Weg zu verfehlen.

(Danton, Lacroix, Camille, Philippeau werden herbeigeführt.)

H e r a u l t (läuft auf Danton zu und umarmt ihn). Guten Morgen! Gute Nacht! — sollte ich sagen. Ich kann nicht fragen, wie hast du geschlafen? Wie wirst du schlafen?

D a n t o n. Nun gut, man muß lachend zu Zeit gehn.

M e r c i e r (zu Payne). Diese Dogge mit Taubenflügeln! Er ist der böse Genius der Revolution, er wagte sich an seine Mutter, aber sie war stärker als er.

P a y n e. Sein Leben und sein Tod sind ein gleich großes Unglück.

L a c r o i x (zu Danton). Ich dachte nicht, daß sie so schnell kommen würden.

D a n t o n. Ich wußt es, man hätte mich gewarnt.

L a c r o i x. Und du hast nichts gesagt?

D a n t o n. Zu was? Ein Schlagfluß ist der beste Tod; wolltest du zuvor krank sein? Und — ich dachte nicht, daß sie es wagen würden. (Zu Herauld.) Es ist besser, sich in die Erde legen, als sich Leichhörner auf ihr laufen; ich habe sie lieber zum Rissen, als zum Schmelzen.

H e r a u l t. Wir werden wenigstens nicht mit Schwielen an den Fingern der hübschen Dame Verwесung die Wangen streicheln.

C a m i l l e (zu Danton). Gib dir nur keine Mühe, du magst die Zunge noch so weit zum Hals herabhängen, du kannst dir damit doch nicht den Todessehweiß von der Stirne ledern. O Lucile! das ist ein großer Jammer.

(Die Gefangenen drängen sich um die neu Angelkommenen.)

D a n t o n (zu Payne). Was Sie für das Wohl Ihres Landes gethan, habe ich für das meinige versucht. Ich war weniger glücklich, man schickt mich aufs Schaffot; meinemwegen, ich werde nicht stolpern.

M e r c i e r (zu Danton). Das Blut der Zwei und zwanzig ersäuft dich.

Ein Gefangener (zu Danton). Die Macht des Volkes und die Macht der Herrschaft sind eins.

Ein Anderer (zu Camille). Nun, Generalprokurator der Vaterne, deine Verbesserung der Straßenbeleuchtung hat in Frankreich nicht besser gemacht.

Ein Anderer. Laßt ihn! das sind die Lippen, welche das Wort Erbarmen gesprochen. (Er umarmt Camille, mehrere Gefangene folgen seinem Beispiel.)

Philippeau. Wir sind Priester die mit Sterbenden gebetet haben, wir sind angeekelt worden und sterben an der nämlichen Seuche.

Einige Stimmen. Der Streich, der Euch trifft, tödtet uns Alle.

Camille. Meine Herren, ich beklage sehr, daß unsere Anstrengungen so fruchtlos waren; ich gehe aufs Schaffot, weil mir die Augen über das Loos einiger Unglücklichen naß geworden.

Ein Zimmer.

Fouquier-Tinville. Hermann.

Fouquier. Alles bereit?

Hermann. Es wird schwer halten; wäre Danton nicht darunter, so glange es leicht.

Fouquier. Er muß vortanzen.

Hermann. Er wird die Geschwornen erschrecken, er ist die Vogelscheuche der Revolution.

Fouquier. Die Geschwornen müssen wollen.

Hermann. Ein Mittel wähl' ich aber es wird die gesetzliche Form verlegen.

Fouquier. Nur zu.

Hermann. Wir lösen nicht, sondern suchen die Handfesseln aus.

Fouquier. Das muß gehen. — Das wird ein gutes Dedensfeuer geben.

Es sind ihrer Neunzehn. Sie sind geschickt zusammengewürfelt. Die vier Fälscher, dann einige Banquiers und Fremde. Das ist ein pilantes Gericht. Das Volk braucht vergleichen. Also zuverlässige Leute! Wer zum Beispiel?

Hermann. Zerai, er ist taub und hört daher nichts von all' dem, was die Angeklagten vorbringen. Danton mag sich den Hals bei ihm rauch schreien.

Fouquier. Sehr gut; weiter!

Hermann. Bilante und Lamiere, der eine sitzt immer in der Triastube, und der andere schläft immer. Beide öffnen den Mund nur, um das Wort: schuldig zu sagen. — Girard hat den Grundsat, es dürfe Keiner entwisphen, der einmal vor das Tribunal gestellt sei. Renaudin —

Fouquier. Auch der? Er dalt einmal einigen Pfaffen durch.

Hermann. Sei ruhig, vor einigen Tagen kommt er zu mir und verlangt, man solle allen Verurtheilten vor der Hinrichtung zur Aber lassen, um sie ein wenig matt zu machen; ihre trotzig Haltung ärgere ihn.

Fouquier. Ah, sehr gut. Also ich verlasse mich drauf!

Hermann. Laß mich nur machen.

Das Engewurg.

Ein Corridor.

Lacroix, Danton, Mercier und andere Gefangene auf- und abgehend.

Lacroix (zu einem Gefangenen). Wie, so viel Unglückliche in einem so elenden Zustande?

Der Gefangene. Haben Ihnen die Guillotinen-Karren nie gesagt, daß Paris eine Schlachtbank ist?

Mercier. Nicht wahr, Lacroix? Die Gleichheit schwingt ihre Sichel über allen Häuptern, die Lava der Revolution fließt, die Guillotine republikanisch! Da

Laßt die Gallien, und die Römer reiben sich die Hände; aber sie hören das Reden der Djer nicht. Geht einmal Euren Phrasen nach, bis zu dem Punkte, wo sie verkörpert werden. Blickt um Euch, daß Alles habt Ihr gesprochen, es ist eine mündliche Uebersetzung Eurer Worte. Diese Glenden, ihre Fenster und die Guillotine sind Eure lebendig gewordenen Reden. Ihr baut Euer System, wie Bonaparte seine Pyramiden, aus Menschenköpfen.

Danton. Du hast Recht! — Man arbeitet heut zu Tag Alles in Menschenfleisch. Das ist der Fluch unserer Zeit. Mein Leib wird jetzt auch verbraucht. — Es ist gerade ein Jahr, daß ich das Revolutions-Tribunal schuf. Ich blute Gott und die Menschen dafür um Verzeihung, ich wollte neuen Septembermorden zuvor kommen, ich hoffte, Unschuldige zu retten, aber dieser langsame Mord mit seinen Formalitäten ist gräßlicher und eben so unvermeidlich. Meine Herren, ich hoffe, Sie Alle diesen Ort verlassen zu machen.

Mercier. O, herausgehen werden wir.

Danton. Ich bin jetzt bei Ihnen; der Himmel weiß, wie das enden soll.

Das Revolutions-Tribunal.

Hermann (zu Danton). Ihr Name, Bürger.

Danton. Die Revolution nennt meinen Namen. Meine Wohnung ist bald im Nichts und mein Name im Pantheon der Geschichte.

Hermann. Danton, der Convent beschuldigt Sie, mit Mirabeau, mit Dumouriez, mit Orleans, mit den Girondisten, mit den Fremden und der Faction Ludwig's XVII. konspirirt zu haben.

Danton. Meine Stimme, die ich so oft für die Sache des Volkes erdhnen ließ, wird ohne Mühe die Verläumdung zurückweisen. Die Glenden, welche mich anklagen, mögen hier erscheinen, und ich werde sie mit Schande bedecken. Die

Ausgänge mögen sich hierher begeben, ich werde nur vor Ihnen antworten. Ich habe sie als Kläger und als Zeugen nötig. Sie mögen sich zeigen. — Uebrigens, was liegt mir an Euch und Eurem Urtheil? Ich habe es Euch schon gesagt: das Nichts wird bald mein Ahs! sein; — das Leben ist mir zur Last, man mag mir es entreißen, ich sehne mich darnach, es abzuschüteln.

Hermann. Danton, die Kühnheit ist dem Verbrecher, die Ruhe der Unschuld eigen.

Danton. Privatkühnheit ist ohne Zweifel zu tadeln, aber jene Nationalkühnheit, die ich so oft gezeigt, mit welcher ich so oft für die Freiheit gekämpft habe, ist die verdienstvollste aller Tugenden. — Sie ist meine Kühnheit, sie ist es, der ich mich hier zum Besten der Republik gegen meine erbärmlichen Ankläger bediene. Kann ich mich fassen, wenn ich mich auf eine so niedrige Weise verläumdelt sehe? Von einem Revolutionär, wie ich, darf man keine kalte Verteidigung erwarten. Männer meines Schlages sind in Revolutionen unschätzbar, auf ihrer Stirne schwebt das Gentle der Freiheit. (Zeichen von Beifall unter den Zuhörern.) — Mich klagt man an, mit Mirabeau, mit Dumouriez, mit Orleans konspirirt, zu den Füßen elender Despoten gesessen zu haben; mich fordert man auf, vor der unentrinnbaren Gerechtigkeit zu antworten! — Du elender St. Just wirst der Nachwelt für diese Lästerung verantwortlich sein!

Hermann. Ich fordere Sie auf, mit Ruhe zu antworten; gedenken Sie Marat's, er trat mit Ehrfurcht vor seine Richter.

Danton. Sie haben die Hände an mein ganzes Leben gelegt, so mag es sich denn aufrichten und Ihnen entgegenstellen; unter dem Gewicht jeder meiner Handlungen werde ich sie begraben. — Ich bin nicht stolz darauf. Das Schicksal führt uns die Arme, aber nur gewaltige Naturen sind seine Organe. — Ich habe auf dem Maratfelde dem Königthum den Krieg erklärt, ich habe es am 10. August geschla-

gen, ich habe es am 21. Januar getödtet und den Königen einen Königskopf als Erbdehandschuh hingeworfen. (Wiederholte Zeichen von Beifall. — Er nimmt die Anklage-Akte.) — Wenn ich einen Blick auf diese Schandschrift werfe, fühle ich mein ganzes Wesen beben. Wer sind denn die, welche Danton nöthigen mußten, sich an jenem denkwürdigen Tage (am 10. August) zu zeigen? Wer sind denn die privilegierten Wesen, von denen er seine Energie borgte? — Meine Ankläger mögen erscheinen! Ich bin ganz bei Sinnen, wenn ich es verlange. Ich werde die platten Schurken entlarven und sie in das Nichts zurückschleudern, aus dem sie nie hätten hervortreten sollen.

Hermann (schreit). Hören Sie die Klingel nicht?

Danton. Die Stimme eines Menschen, welcher seine Ehre und sein Leben verteidigt muß keine Schelle überschreiten. — Ich habe im September die junge Brut der Revolution mit den zerstückten Leibern der Aristokraten geätzt. Meine Stimme hat aus dem Golde der Aristokraten und Reichen dem Volke Waffen geschmiedet. Meine Stimme war der Drakon, welcher die Satelliten des Despotismus unter Bogen von Bajonetten begrub. (Lauter Beifall.)

Hermann. Danton, Ihre Stimme ist erschöpft. Sie sind zu heftig bewegt. Sie werden das Nächste mal Ihre Verteidigung beschließen. Sie haben Ruhe nötig. — Die Sitzung ist aufgehoben.

Danton. Jetzt kennt Ihr Danton, noch wenige Stunden — und er wird in den Armen des Rubines einschlimmern.

Das Luxemburg.

Ein Kerker.

Dillon, Laflotte, ein Gefangenwärter.

Dillon. Kerl, leuchte mir mit deiner Nase nicht so ins Gesicht. Ha, ha, ha.

Laflotte. Halte den Mund zu, deine Mondschel hat einen Hof. Ha, ha, ha, ha!

Wärter. Ha, ha, ha! Glaube Ihr, Herr, daß Ihr bei Ihrem Schein lesen könntet?

(Zeigt auf einen Zettel, den er in der Hand hält.)

Dillon. Gib her.

Wärter. Herr, meine Mondschel hat Ebbe bei mir gemacht.

Laflotte. Deine Hosen sehen aus, als ob Fluß wäre.

Wärter. Nein, sie ziehen Wasser. (Zu Dillon.) Sie hat sich vor Eurer Sonne vertrocknet, Herr; Ihr müßt mir das geben, das sie wieder feurig macht, wenn Ihr dabei lesen wollt.

Dillon. Da Kerl! Pack' dich. (Er gibt ihm Geld. Wärter ab — Liest.) Danton hat das Tribunal erschreckt, die Geschwornen schwanken, die Zuhörer murrten. Der Juratung war außerordentlich. Das Volk drängte sich um den Juratungspalast und stand bis zu den Wänden. Eine Hand voll Geld, ein Arm erblich, — hm! hm! (Er geht auf und ab, und schenkt sich von Zeit zu Zeit aus einer Flasche ein.) — Hät' ich nur den Fuß auf der Gasse. Ich werde mich nicht so schlachten lassen. Ja, nur den Fuß auf der Gasse!

Laflotte. Und auf dem Karren, das ist ein.

Dillon. Meinst du! Da liegen noch ein Paar Schritte dazwischen, lang genug, um sie mit den Zeichen der Desjournen zu messen. — Es ist endlich Zeit, daß die rechtschaffenen Leute das Haupt erheben.

Laflotte (für sich). Desto besser, um so leichter ist es zu treffen. Nur zu, Altrr, noch einige Gläser und ich werde flott.

Dillon. Die Schurken, die Narren, sie werden sich zuletzt noch selbst quillottinieren. [Er läuft auf und ab.]

Laflotte [bei Seite.] Man könnte das Leben ordentlich wieder lieb haben,

wie sein Kind, wenn man sich's selbst gegeben. Das kommt grade nicht oft vor, daß man so mit dem Zufall Blutdante treiben und sein eigener Vater werden kann. Vater und Kind zugleich. Ein baglicher Oedipus!

Dillon. Man füttert das Volk nicht mit Leichen; Danton's und Camille's Weber mögen Assignaten unter das Volk werfen, das ist besser als Köpfe.

Laflotte [bei Seite]. Ich würde mir hintenoch die Augen nicht ausreißen; ich könnte sie nöthig haben, um den guten General zu beweinen.

Dillon. Die Hand an Danton! — Wer ist noch sicher? Die Furcht wird sie vereinigen.

Laflotte [bei Seite]. Er ist doch verloren. Was ist's denn, wenn ich auf eine Leiche trete, um aus dem Grabe zu flattern?

Dillon. Nur den Fuß auf der Gasse! Ich werde Leute genug finden; alte Soldaten, Girondisten, Ex-Neckige, wir erbrechen die Gefängnisse, wir müssen uns mit den Gefangenen verständigen.

Laflotte [bei Seite]. Nun freilich, es riecht ein wenig nach Schurerei. Was thut's? Ich hätte Lust, auch das zu versuchen; ich war bisher zu einseitig. Man bekommt Gewissensbisse, das ist doch eine Abwechslung; es ist nicht so unangenehm, seinen eigenen Gestank zu riechen. — Die Aussicht auf die Guillotine ist mir langweilig geworden; so lange auf die Sache zu warten! Ich habe sie im Geiste schon zwanzigmal durchprobiert. Es ist auch gar nichts Pikantes mehr darin, es ist ganz gemein geworden.

Dillon. Man muß Danton's Frau ein Büllet zukommen lassen.

Laflotte [bei Seite]. Und dann — ich fürchte den Tod nicht, aber den Schmerz. — Es könnte wehe thun, wer steht mir dafür? Man sagt zwar, es sei nur ein Augenblick; aber der Schmerz hat ein feineres Zeitmaß, er zerlegt eine Tertie. Nein! Der Schmerz ist die ein-

zige Sünde, und das Leiden ist das einzige Laster; ich werde tugendhaft bleiben.

Dillon. Höre, Laflotte, wo ist der Kerl hingekommen? Ich habe Geld, das muß geben; wir müssen das Eisen schmieden, mein Plan ist fertig.

Laflotte. Gleich, Gleich! Ich kenne den Schließer, ich werde mit ihm sprechen, du kannst auf mich zählen, General, wir werden aus dem Loch kommen [für sich im Hinausgehen], um in ein anderes zu gehen, ich in das weiteste, die Welt, — er in das engste, das Grab.

Der Wohlfahrts-Ausschuß.

St. Just, Barrere, Collot, d'Herbois, Villaud, Barennes.

Barrere. Was schreibt Fouquier?

St. Just. Das zweite Verhör ist vorbei. Die Gefangenen verlangen das Erscheinen mehrerer Mitglieder des Convents und des Wohlfahrts-Ausschusses, sie appelliren an das Volk wegen Verweigerung der Zeugen. Die Bewegung der Gemüther soll unbeschreiblich sein. — Danton parodirte den Jupiter und schüttelte die Loden.

Collot. Um so leichter wird ihn Samson packen.

Barrere. Wir dürfen uns nicht zeigen, die Fischweiber und die Lumpensammler könnten uns weniger imposant finden.

Villaud. Das Volk hat einen Instinct, sich treten zu lassen, und wäre es nur mit Blicken; vergleichen insolente Physiognomien gefallen ihm. Solche Mienen sind ärger, als ein adeliges Wappen; der seine Aristokratie aus der Menschenverachtung sitzt auf ihnen, es sollte sie jeder einschlagen helfen, ren es verdrischt einen Blick von oben herunter zu erhalten.

Barrere. Er ist wie der hörnerne Siegfried, das Blut der Septembriker's

hat ihn unverwundbar gemacht. Was sagt Robespierre?

St. Just. Er thut, als ob er etwas zu sagen hätte. Die Geschwornen müssen sich für hinlänglich unterrichtet erklären und die Debatten schließen.

Barrere. Unmöglich, das geht nicht.

St. Just. Sie müssen weg, um jeden Preis, und sollen wir sie mit den eignen Händen erwürgen. Was! Danton soll uns das Wort nicht umsonst gelehrt haben. Die Revolution wird über ihre Leichen nicht kaspern, aber bleibt Danton am Leben, so wird er sie am Gewand fassen und er hat etwas in seiner Gestalt, als ob er die Freiheit nicht züchtigen könnte. [St. Just wird hervorgehoben.]

[Der Schließer tritt ein.]

Schließer. In St. Pelagie liegen Gefangene am Sterben, sie verlangen einen Arzt.

Villaud. Das ist unnöthig, so viel Mühe weniger für den Scharfrichter.

Schließer. Es sind schwangere Weiber dabel.

Villaud. Deßo besser, da brauchen ihre Kinder keinen Sarg.

Barrere. Die Schwindsucht eines Aristokraten spart dem Revolutions-Tribunal eine Sitzung. Jede Arznei wäre contrerevolutionär.

Collot [nimmt ein Papier]. Eine Bittschrift! ein Weibename!

Barrere. Wohl eint von denen, die gezwungen sein möchten, zwischen dem Guillotinenbreit und dem Brett eines Jacobiners zu wählen. Die wir Lustre nach dem Verlust ihrer Ehre sterben, aber etwas später als die Weibchen — im Kindbett oder aus Mangel an Schwäche. — Es mag nicht so unangenehm sein, einen Tarquinus aus der Landgendrepublik einer Jungfrau zu treiben.

Collot. Sie ist zu alt, Madame, verlangt den Tod, sie weiß sich auszuwickeln, das Gefängniß liegt auf ihr

Wie ein Sargdeckel. Sie ist erst seit vier Wochen: Die Antwort ist leicht. [Er schreibt und liest.] „Bürgerin es ist noch nicht lange genug, daß du den Tod wünschest.“

Barrere. Gut gesagt. Aber Collet, es ist nicht gut, daß die Guillotine zu lachen anfängt; die Leute haben sonst keine Furcht mehr davor, man muß sich nicht so familiar machen.

(St. Just kommt zurück.)

St. Just. Eben erhalte ich eine Denunciation. Man conspirirt in den Gefängnissen; ein junger Mensch, Namens Laflotte, hat Alles entdeckt. Er saß mit Dillon im nämlichen Zimmer. Dillon hat getrunken und geplaudert.

Barrere. Er schneidet sich mit seiner Boutelle den Hals ab; das ist schon mehr vorgekommen.

St. Just. Danton's und Camille's Weiber sollen Geld unter das Volk streuen. Dillon soll ausbrechen; man will die Gefangenen befreien, der Convent soll gesprengt werden.

Barrere. Das sind Märchen.

St. Just. Wir werden sie aber mit dem Märchen in Schlaf erzählen. Die Anzeige habe ich in Händen, dazu die Rechte der Angeklagten, das Murren des Volkes, die Bestürzung der Geschworenen; ich werde einen Bericht machen.

Barrere. Ja, geh, St. Just, und spinne deine Perioden, worin jedes Komma ein Säbelhieb und jeder Punkt ein abgeschlagener Kopf ist.

St. Just. Der Convent muß befreiten, das Tribunal solle ohne Unterbrechung den Proceß fortführen, und dürfe jeden Angeklagten, welcher die dem Gericht schuldige Achtung verleihe oder sich durch Unvorsichtigkeit veranlasse, von den Deckeln ausschleusen.

Barrere. Du hast einen revolutionären Instinct, das lautet ganz geschickt und wird doch seine Wirkung thun. Sie können nicht Schweigen, Danton muß schreien.

St. Just. Ich zähle auf eure Unterstützung. Es gibt Leute im Convent, die eben so krank sind wie Danton, und welche die nämliche Kur fürchten. Sie haben wieder Muth bekommen, sie werden über Verlegung der Formen schreien.

Barrere (ihn unterbrechend.) Ich werde ihnen sagen: Zu Rom wurde der Consul, welcher die Verschwörung des Catilina entdeckte und die Verbrecher auf der Stelle mit dem Tode bestrafte, der verlegten Hebräerlichkeit angeklagt. Wer waren seine Ankläger?

Collet (mit Pathos.) Geh! St. Just, die Lava der Revolution fließt. Die Freiheit wird die Schwächlinge, welche ihren mächtigen Schooß befruchten wollten in ihren Umarmungen erstickten, die Majestät des Volkes wird ihnen, wie Jupiter der Semele, unter Donner und Blitz erscheinen und sie zu Asche glühen. Geh! St. Just, wir werden dir helfen, der Donnerkeil muß die Häupter der Feiglinge zerschleudern.

(St. Just ab.)

Barrere. Hast du das Wort Kur gehört? Sie werden noch aus der Guillotine ein Specifium machen. Sie kämpfen nicht mit den Moderirten, sie kämpfen mit dem Laster.

Billaud. Bis jetzt geht unser Weg zusammen.

Barrere. Robespierre will aus der Revolution einen Hörsaal für Moral machen und die Guillotine als Katheder gebrauchen.

Billaud. Oder als Bestenmel.

Collet. Auf dem er aber alsdann nicht stehen, sondern liegen soll.

Barrere. Das wird leicht gehen, Die Welt müßte auf dem Kopf stehen, wenn die sogenannten Spitzbuben von den sogenannten rechtlichen Leuten gehängt werden sollten.

Collet (zu Barrere.) Wenn kommst du wieder nach Eligny?

Barrere. Wenn der Arzt nicht mehr zu mir kommt.

Collet. Nicht wahr, über dem Ort

steht ein Stern, dessen versengende Strahlen deinen Rücken verdorren machen?

Billaud. Was machen die lieblichen Finger der reizenden Demaly?

Barrere (zuckt die Achseln). Ist! davon darf der Tugendverein nichts wissen.

Billaud. Er ist ein impotenter Masonet. [Billaud und Collet ab.]

Barrere [allein]. Die Ungeheuer! — „Es ist noch nicht lange genug, daß du den Tod wünschest!“ Diese Worte hätten die Zunge wüßten verdorren machen, die sie gesprochen. — Und ich? — Als die Septembriker in die Gefängnisse drangen; fast ein Gefangener sein Messer, er drängt sich unter die Mörder, er stößt es in die Brust eines Priesters, er ist gerettet! — Wer kann was dawider haben? — Ob ich nun unter die Mörder drange, oder mich in den Wohlthat-Ausschuß lege, ob ich ein Guillotinen- oder ein Taschenmesser nehme? Es ist der nämliche Fall, nur mit etwas verwickelteren Umständen, die Grundverhältnisse sind sich gleich. — Und durst' er Einen morden, durst' er auch Zwei, auch Drei, auch noch mehr? wo hört das auf? da kommen die Gerstentörner, machen zwei einen Haufen, drei, vier, wie viel dann? Komm, mein Gewissen, komm, mein Hütnchen, komm, da ist Futter. — Doch — war ich auch Gefangener? Verdächtig war ich, das läuft auf Eins hinaus, der Tod war mir gewiß. [Ab.]

Die Concergerie.

Lacroix, Danton, Philippeau, Camille.

Lacroix. Du hast gut geschrieben, Danton; hättest du dich früher so um dein Leben-gequält, es wäre jetzt anders. Nicht wahr, wenn der Tod Einen so unerschämmt nahe kommt und es aus dem Halse flinkt und immer jubringlicher wird?

Camille. Wenn er noch seinen

Raub unter Ringen und Kampf aus den heißen Gliedern riß! aber so in allen Formalitäten, wie bei der Hochzeit mit einem alten Weibe, wie die Paktien aufgesetzt, wie die Zeugen gerufen, wie das Amen gesagt, und wie dann die Bettdecke gehoben wird und es langsam hereintritt mit seinen kalten Gliedern!

Danton. Wär' es ein Kampf, daß die Arme und Zähne einander packen! aber es ist mir, als wäre ich in ein Mühlwerk gefallen, und die Glieder würden mir langsam systematisch von der kalten physischen Gewalt abgedreht. So mechanisch getödtet zu werden!

Camille. Und dann da liegen, allein, kalt, steif in dem feuchten Dunst der Fäulniß! Vielleicht, daß Einem der Tod das Leben langsam aus den Fibern martert, mit Bewußtsein vielleicht, sich wegzufaulen!

Philippeau. Seid ruhig, meine Freunde. Wir sind wie die Herbstzeitlose, welche erst nach dem Winter Samen trägt. Von Blumen, die verfaulen werden, unterschreiben wir uns nur dadurch, daß wir über dem Versuch ein wenig sinken. Ist das so arg?

Danton. Eine erbauliche Aussicht! Von einem Mißhaufen auf den andern. Nicht wahr, die göttliche Klassen-theorie? Von Prima nach Secunda, von Secunda nach Tertia und so weiter? Ich habe die Schulbänke satt, ich habe mir Geschäftswiesen wie ein Affe darauf gefressen.

Philippeau. Was willst du denn?

Danton. Ruhe.

Philippeau. Die ist in Gott.

Danton. Im Nichts: Versenke dich in was Ruhigers, als in das Nichts, und wenn die hübsche Ruhe Gott ist, ist nicht das Nichts Gott? Aber ich bin ein Aßeißer; der verfluchte Satz! Etwas kann nicht zu Nichts werden! und ich bin Etwas, das ist der Jammer! — Die Schöpfung hat sich so breit gemacht, da ist nichts leer. Alles voll Gewimmels. Das Nichts hat sich ermordet, die Schöpfung

ist seine Wunde, wir sind seine Blutstropfen, die Welt ist das Grab, worin es fault. — Das lautet verrückt, es ist aber doch was Wahres daran.

Camille. Die Welt ist der ewige Jude, das Nichts ist der Tod, aber er ist unmöglich. Du nicht sterben können, nicht sterben können! wie es im Liebe heißt.

Danton. Wir sind Alle lebendig begraben, und wie Könige in drei- oder vierfachen Särgen beigesetzt, unter dem Himmel, in unseren Häusern, in unseren Rüden und Hemden. — Wir tragen fünfzig Jahre lang am Sargdeckel. Ja, wer an Vernichtung glauben könnte! dem wäre geholfen. — Da ist keine Hoffnung im Tod; er ist nur eine einfachere, das Leben eine verwickeltere, organisirte Fäulniß, — das ist der ganze Unterschied! — Aber ich bin grad' einmal an diese Art des Faulens gewöhnt, der Teufel weiß, wie ich mit einer andern zurecht komme. — O Julie! Wenn ich allein ginge! — Wenn sie mich einsam ließe! — Und wenn ich ganz zerfiel, mich ganz auflöste — ich wäre eine Handvoll gemarterten Staubes, jedes meiner Atome könnte nur Ruhe finden bei ihr. — Ich kann nicht sterben, nein, ich kann nicht sterben. Wir müssen schreien, sie müssen mir jeden Lebendstropfen aus den Gliedern reißen.

Ein Zimmer.

Fouquier, Amar, Bouland.

Fouquier. Ich weiß nicht mehr, was ich antworten soll; sie fordern eine Commission.

Amar. Wir haben die Schurken, da hast du, was du verlangst. [Er überreicht Fouquier ein Papier.]

Bouland. Das wird sie zufrieden stellen.

Fouquier. Wahrhaftig, das hatten wir nöthig.

Amar. Nun rasch, daß wir uns die Sache vom Hals bekommen.

Das Revolutions-Tribunal.

Danton. Die Republik ist in Gefahr, und er hat keine Instruktion! Wir appelliren an das Volk, meine Stimme ist noch stark genug, um den Dezevirn die Leichenrede zu halten. — Ich wiederhole es, wir verlangen eine Commission, wir haben wichtige Entdeckungen zu machen, Ich werde mich in die Citadelle der Vernunft zurückziehen, ich werde mit der Kanone der Wahrheit hervorbrechen und meine Feinde zermalmen. [Zeichen des Befalls.]

Fouquier, Amar und Bouland treten ein.

Fouquier. Ruhe, im Namen der Republik, Achtung dem Gesetze! Der Convent beschließt: — In Betracht, daß in den Gefängnissen sich Spuren von Meutereien zeigen, in Betracht, daß Danton's und Camille's Weiber Geld unter das Volk werfen und daß der General Dillon ausbrechen und sich an die Spitze der Empörer stellen soll, um die Angeklagten zu befreien; in Betracht endlich, daß diese selbst unruhige Auftritte herbei zu führen sich bemüht und das Tribunal zu beleidigen versucht haben; wird das Tribunal ermächtigt, die Untersuchung ohne Unterbrechung fortzusetzen und jeden Angeklagten, der die dem Gesetze schuldige Ehrfurcht außer Augen setzen sollte, von den Debatten auszuschließen.

Danton. Ich frage die Anwesenden, ob wir dem Tribunal, dem Volk, oder dem National-Convent Hohn gesprochen haben?

Viele Stimmen. Nein! Nein!

Camille. Die Glenden, sie wollen meine Lucile mordet!

Danton. Einem Tages wird man die Wahrheit erkennen. Ich sehe großes Unglück über Frankreich hereinbrechen. Das ist die Dicitatur; sie hat ihren Schleier zerrissen, sie trägt die Stirne hoch, sie schreiet über unsere Leiden. [Auf Amar und Bouland deutend.] Seht da die seligen Würder, seht da die Raben des Völk,

fahrts-Ausschusses! Ich klage Robespierre. St. Just und ihre Penker des Hochverraths an. Sie wollen die Republik im Blut erstickn. Die Gleise der Guillotinen-Karren sind die Heerstraßen, in welchen die Fremden in das Herz des Vaterlandes dringen sollen. — Wie lange sollen die Fußstapfen der Freiheit Gräber sein? — Ihr wollt Brod und sie werfen euch Köpfe hin. Ihr dürft und sie machen euch das Blut von den Stufen der Guillotine lecken. (Heftige Bewegung unter den Zuhörern, Geschrei des Beifalls, viele Stimmen: es lebe Danton, nieder mit den Decemviren! — Die Gefangenen werden mit Gewalt hinausgeführt.)

Platz vor dem Justiz-Palaste.

Ein Volkshaufe.

Einige Stimmen. Nieder mit den Decemviren! Es lebe Danton!

Erster Bürger. Ja, das ist wahr, Köpfe statt Brod, Blut statt Wein!

Einige Weiber. Die Guillotine ist eine schlechte Mühle u. Samson ein schlechter Bäderknecht; wir wollen Brod, Brod!

Zweiter Bürger. Euer Brod — das hat Danton gefressen! Sein Kopf wird euch Allen Brod geben; er hatte Recht.

Erster Bürger. Danton war unter uns am 10. August, Danton war unter uns im September. Wo waren die Leute, die ihn angeklagt haben?

Zweiter Bürger. Und Lafayette war mit euch in Versailles und war doch ein Verräther.

Erster Bürger. Wer sagt, daß Danton ein Verräther sei?

Zweiter Bürger. Robespierre.

Erster Bürger. Und Robespierre ist ein Verräther.

Zweiter Bürger. Wer sagt das?

Erster Bürger. Danton.

Zweiter Bürger. Danton hat schöne Kleider, Danton hat ein schönes Haus, Danton hat eine schöne Frau, er badet sich in Burgunder, ist das Wildpret von silbernen Tellern. — Danton war arm, wie ihr. Woher hat er Alles? — Das Veto hat es ihm gekauft, damit er ihm die Krone rette. — Der Herzog von Orleans hat es ihm geschenkt, damit er ihm die Krone stehle. — Der Fremde hat es ihm gegeben, damit er euch Alle verrathe. Was hat Robespierre? Der tugendhafte Robespierre! Ihr kennt ihn Alle.

Alle. Es lebe Robespierre! Nieder mit Danton! Nieder mit dem Verräther!

Dritter Akt.

Eine Straße.

Dumas. Ein Bürger.

Bürger. Wie kann man nach einem solchen Verhör so viel Unschuldige zum Tode verurtheilen?

Dumas. Das ist in der That außerordentlich, aber die Revolutionen haben einen Sinn, der anderen Menschen fehlt, und dieser Sinn, trägt sie nie.

Bürger. Das ist der Sinn des Tiegers. — Du hast ein Weib.

Dumas. Ich werde bald eins gehabt haben.

Bürger. So ist es denn wahr?

Dumas. Das Revolutions-Tribunal wird unsere Ehecheidung aussprechen; die Guillotine wird uns von Tisch und Bett trennen.

Bürger. Du bist ein Ungeheuer!

Dumas. Schwachkopf! du bewunderst Brutus.

Bürger. Von ganzer Seele.

Dumas. Muß man denn gerade

römischer Consul sein und sein Haupt mit der Toga verhüllen können, um sein Liebestes dem Vaterlande zu opfern? Ich werde mir die Augen mit dem Ärmel meines rothen Fracks abwischen; das ist der ganze Unterschied. — Geh', du begreiffst mich nicht. (Sie gehen ab.)

Ein Zimmer.

Julie, ein Knabe.

Julie. Es ist aus. Sie zittern vor ihm. Sie tödten ihn aus Furcht. Geh'! ich habe ihn zum letzten Mal gesehen; sag' ihm, ich könne ihn nicht so sehen. (Sie gibt ihm eine Locke.) Da, bring' ihm das, — und sag' ihm, er würde nicht allein gehn. Er versteht mich schon, und dann schnell zurück, ich will seine Blicke aus deinen Augen lesen.

Die Conciertgerie.

Lacroix, Herault auf einem Bett. Danton, Camille auf einem andern.

Lacroix. Die Haare wachsen Einem so und die Nägel, man muß sich wirklich schämen.

Herault. Nehmen Sie sich ein wenig in Acht, Sie nieseln mir das ganze Gesicht voll Sand.

Lacroix. Und treten Sie mir nicht so auf die Füße, Bester, ich habe Hühneraugen.

Herault. Sie leiden noch an Ungezieser.

Lacroix. Ach, wenn ich nur einmal die Würmer ganz los wäre.

Herault. Nun, schlafen Sie wohl, wir müssen sehen, wie wir mit einander zurecht kommen, wir haben wenig Raum. — Kratzen Sie mich nicht mit Ihren Nägeln im Schlaf! — So! zerren Sie nicht so am Betintuch, es ist kalt da unten. —

Kraub unter Ringen und Kampf aus den heißen Gliedern riß! aber so in allen Formalitäten, wie bei der Hochzeit mit einem alten Weibe, wie die Patien aufgesetzt, wie die Zeugen gerufen, wie das Amen gesagt, und wie dann die Bettrede gehoben wird und es langsam beieinkriecht mit seinen kalten Gliedern!

Danton. Wär' es ein Kampf, daß die Arme und Zähne einander packen! aber es ist mir, als wäre ich in ein Mühlwerk gefallen, und die Glieder würden mir langsam systematisch von der kalten physischen Gewalt abgedreht. So mechanisch getödtet zu werden!

Camille. Und dann da liegen, allein, kalt, steif in dem feuchten Dunst der Fäulniß! Vielleicht, daß Einem der Tod das Leben langsam aus den Fibern martert, mit Bewußtsein vielleicht, sich wegzufaulen!

Philippeau. Seid ruhig, meine Freunde. Wir sind wie die Herbstzeitlose, welche erst nach dem Winter Samen trägt. Von Blumen, die verfaulen werden, unterscheiden wir uns nur dadurch, daß wir über dem Versuch ein wenig sinken. Ist das so arg?

Danton. Eine erbauliche Aussicht! Von einem Misthaufen auf den andern. Nicht wahr, die göttliche Klassentheorie? Von Prima nach Secunda, von Secunda nach Tertia und so weiter? Ich habe die Schulbänke satt, ich habe mir Gefäßschwimmeln wie ein Affe darauf gekiffen.

Philippeau. Was willst du denn?

Danton. Ruhe.

Philippeau. Die ist in Gott.

Danton. Im Nichts: Versenke dich in was Ruhigeres, als in das Nichts, und wenn die hübsche Ruhe Gott ist, ist nicht das Nichts Gott? Aber ich bin ein Atheist; der verfluchte Satz! Etwas kann nicht zu Nichts werden! und ich bin Etwas, das ist der Jammer! — Die Schöpfung hat sich so breit gemacht, da ist nichts leer. Alles voll Gewimmels. Das Nichts hat sich ermordet, die Schöpfung

ist seine Wunde, wir sind seine Blutstropfen, die Welt ist das Grab, worin es fault. — Das lautet verrückt, es ist aber doch was Wahres daran.

Camille. Die Welt ist der ewige Jude, das Nichts ist der Tod, aber er ist unmöglich. O! nicht sterben können, nicht sterben können! wie es im Liebe heißt.

Danton. Wir sind Alle lebendig begraben, und wie Könige in drei- oder vierfachen Särgen beigelegt, unter dem Himmel, in unseren Häusern, in unseren Höfen und Herden. — Wir fragen fünfzig Jahre lang am Sargdeckel. Ja, wer an Vernichtung glauben könnte! dem wäre geholfen: — Da ist keine Hoffnung im Tod; er ist nur eine einfachere, das Leben eine verwickeltere, organisierte Fäulniß, — das ist der ganze Unterschied! — Aber ich bin grad' einmal an diese Art des Faulens gewöhnt, der Teufel weiß, wie ich mit einer andern zurecht komme. — D'Julie! Wenn ich allein ginge! — Wenn sie mich einsam ließe! — Und wenn ich ganz zerfiel, mich ganz auflöste — ich wäre eine Handvoll gemarterten Staubes, jedes meiner Atome könnte nur Ruhe finden bei ihr. — Ich kann nicht sterben, nein, ich kann nicht sterben. Wir müssen schreiben, sie müssen mir jeden Lebendtropfen aus den Gliedern reißen.

Ein Zimmer.

Fouquier, Amar, Bouland.

Fouquier. Ich weiß nicht mehr, was ich antworten soll; sie fordern eine Commission.

Amar. Wir haben die Schurken, da hast du, was du verlangst. [Er überreicht Fouquier ein Papier.]

Bouland. Das wird sie zufrieden stellen.

Fouquier. Wahrhaftig, das hatten wir nöthig.

Amar. Nun rath, daß wir und sie die Sache vom Hals bekommen.

Das Revolutions-Tribunal.

Danton. Die Republik ist in Gefahr, und er hat keine Instruktion? Wir appelliren an das Volk, meine Stimme ist noch stark genug, um den Dejemviren die Leichenrede zu halten. — Ich wiederhole es, wir verlangen eine Commission, wir haben wichtige Entdeckungen zu machen, Ich werde mich in die Citadelle der Vernunft zurückziehen, ich werde mit der Krone der Wahrheit hervorbretchen und meine Feinde zermalmen. [Zeichen des Befalls.]

Fouquier, Amar und Bouland treten ein.

Fouquier. Ruhe, im Namen der Republik, Achtung dem Gesetze! Der Convent beschließt: — In Betracht, daß in den Gefängnissen sich Spuren von Meutereien zeigen, in Betracht, daß Danton's und Camille's Weiber Geld unter das Volk werfen und daß der General Dillon ausbrechen und sich an die Spitze der Empörer stellen soll, um die Angeklagten zu befreien; in Betracht endlich, daß diese selbst unruhige Auftritte herbeiführen sich bemüht und das Tribunal zu beleidigen versucht haben, wird das Tribunal ermächtigt, die Untersuchung ohne Unterbrechung fortzusetzen und jeden Angeklagten, der die dem Gesetze schuldige Ehrfurcht außer Augen setzen sollte, von den Debatten auszuschließen.

Danton. Ich frage die Anwesenden, ob wir dem Tribunal, dem Volk, oder dem National-Convention Hohn gesprochen haben?

Viele Stimmen. Nein! Nein!

Camille. Die Glenden, sie wollen meine Lucile morden!

Danton. Einest Tages wird man die Wahrheit erkennen. Ich sehe große Unglück über Frankreich hereinbrechen. Das ist die Dicitatur; sie hat ihren Schleier zerissen, sie trägt die Stirne hoch, sie schreiet über unsere Leichen. [Auf Amar und Bouland deutend.] Seht da die schergen Mörder, seht da die Raben des Volk.

Erster Fuhrmann. Was nennst du dein Stroh? — (Auf die Fenster der gefangenen deutend): Das ist Wurmfäulnis.

Zweiter Fuhrmann. Meine Säber sind auch Würmer, und die wollen ich ihr Theil davon. O, es geht schlecht mit unserem Meister, und doch sind wir die besten Fuhrleute.

Erster Fuhrmann. Wie das?

Dritter Fuhrmann. Wer ist der beste Fuhrmann?

Erster Fuhrmann. Der am weitesten und am schnellsten fährt.

Zweiter Fuhrmann. Nun, er fährt weiter, als der aus der Welt ist, und wer fährt schneller, als der's in der Viertelstunde thut? — Genau gemessen ist's eine Viertelstunde von da bis zum Revolutionsplatz.

Schlichter. Rasch, ihr Schlingel! über das Thor; Platz da, ihr Mädel! (Sie fahren vor.)

Zweiter Fuhrmann (zu den Leitern). Was gafft ihr?

Ein Weib. Wir warten auf alte Zeiten.

Zweiter Fuhrmann. Meint er, mein Karren wär' ein Winkelhaus? Er ist ein aufständiger Karren, er hat den König und alle vornehmen Herren aus Paris zur Tafel gefahren.

Lucile (tritt auf. Sie setzt sich auf einen Stein unter die Fenster der Gefangenen.) Camille, Camille! (Camille scheint am Fenster.) — Höre, Camille, er machst mich lachen mit dem langen Steinrock und der eisernen Maske vor dem Gesicht, kannst du dich nicht bücken? Wo ist deine Arme? — Ich will dich loden, der Vogel [singt]:

Es stehen zwei Sternlein an dem Himmel,

Scheinen heller als der Mond,
Der ein' scheint vor Feindsiebchens Fenster,

Der andre vor die Kammerthür.

Comme, komm, mein Freund! leise di

Treppe herauf, sie schlafen Alle. Der Mond hilft mir schon lange warten. Aber du kannst nicht zum Thore herein, das ist eine unleidliche Tracht. Das ist zu arg für den Spaß, mach' ein Ende. Du rührst dich auch gar nicht, warum sprichst du nicht? Du machst mir Angst. — Höre! die Leute sagen du müßtest sterben, und machen dazu so ernstbaste Gesichter. — Sterben! ich muß lachen über die Gesichter. Sterben! Was ist das für ein Wort? Sag' mir es, Camille. Sterben! Ich will nachdenken. Da, da ist's. Ich will ihm nachlaufen, komm, süßer Freund, hilf mir sanzen komm! komm! (Sie läuft weg.)

Camille (ruft) Lucile! Lucile!

Die Conciertgerte.

Danton an einem Fenster, welches in das nächste Zimmer geht,

Camille, Philippeau, Lacroix, Peralut.

Danton. Du bist jetzt ruhig, Fabre.

Eine Stimme (von innen). Am Sterben.

Danton. Weißt du auch, was wir jetzt machen werden?

Stimme. Nun?

Danton. Was du dein ganzes Leben hindurch gemacht hast — *des vers.*

Camille (für sich). Der Wahnsinn saß hinter ihren Augen. Es sind schon mehr Leute wahnsinnig geworden, das ist der Lauf der Welt. Was können wir dazu? Wir waschen unsere Hände. Es ist auch besser so.

Danton. Ich lasse Alles in einer schrecklichen Verwirrung. Keiner versteht das Regieren. Es könnte vielleicht noch gehn, wenn ich Robespierre meine Weiber und Couthon meine Waden hinterlasse.

Lacroix. Wir hätten die Freiheit zur Dirne gemacht!

Danton. Die Tempelherrn citiren ihren Vörder, Philipp den Schönen, vor das Tribunal der Unterwelt, und es verging kein Jahr, als er dort erschien; ich lasse meinen Mörderinnen sechs Minuten Frist, ich ziehe sie mit mir.

Camille (für sich). Der Himmel verheiß' ihr zu einer behaglichen firen Idee. Die allgemeinen firen Ideen, welche man die gesunde Vernunft tauft, sind unerträglich langweilig. Der glückliche Mensch war der, welcher sich einbilden konnte, daß er Gott Vater, Sohn und heiliger Geist sei.

Lacroix. Die Stel werden schreien; es lebe die Republik, wenn wir vorbeigehen.

Danton. Was liegt daran? Die Sündfluth der Revolution mag unsere Leichen ablegen, wo sie will, mit unsern fossilen Knochen wird man noch immer allen Königen die Schädel einschlagen können.

Peralut. Ja, wenn sich gerade ein Samson für unsere Annbader findet.

Danton. Sie sind Kainbrüder.

Lacroix. Nichts beweist mehr, daß Robespierre ein Nero ist, als der Umstand, daß er gegen Camille nie freundlicher war, als zwei Tage vor dessen Verhaftung. Ist es nicht so, Camille?

Camille. Meinetwegen, was geht das mich an? — (Für sich.) — Was sie aus dem Wahnsinn ein reizendes Ding gemacht hat. Warum muß ich jetzt fort? Wir hätten zusammen mit ihm gelacht; es gewiegt und geküßt.

Danton. Wenn einmal die Geschichte ihre Gräße öfnet, kann der Despotismus noch immer an dem Duf unserer Leiden erstickten.

Peralut. Das sind Phrasen für die Nachwelt; nicht wahr, Danton, und geben sie eigentlich nichts an.

Camille. Er zieht ein Gesicht, als sollte er versteinern und von der Nachwelt als Antike ausgegraben werden. — Das verlobt sich auch der Mä-

he, Mäulchen zu machen und Noth aufzulegen und mit einem guten Accent zu sprechen; wir sollten einmal die Masken abnehmen, wir sähen dann, wie in einem Zimmer mit Spiegeln, überall nur den einen uralten, zohlosen, unverwüßlichen Schafskopf, nichts mehr, nichts weniger. Die Unterschiede sind so groß nicht, wir Alle sind Schwurken und Engel, Dummköpfe und Genie's, und zwar das Alles in Einem; die vier Dinge finden Platz genug in dem nämlichen Körper, sie sind nicht so breit, als man sich einbildet. Schlafen, Verdauen, — das treiben Alle; die übrigen Dinge sind nur Variationen aus verschiedenen Tonarten über das nämliche Thema. Da braucht man sich auf die Beine zu stellen und Gesichter zu schneiden, da braucht man sich vor einander zu geniren! Wir haben uns Alle am nämlichen Tische krank gegessen und haben Leibgrimmen, was haltet ihr euch die Servietten vor das Gesicht? Schreit nur und greint, wie es euch ankommt. Schneidet nur keine so tugendhaften und so wüßigen und so heroischen und so genialen Grimassen, wir kennen uns ja einander, spart euch die Mühe.

Herault. Ja, Camille, wir wollen uns bei einander setzen und schreien; nichts dummer, als die Lippen zusammen zu pressen, wenn Einem was weh thut. — Griechen und Götter schreien, Römer und Stölker machten die heroische Frage.

Danton. Die einen waren so gut Epikuräer, wie die andern. Sie machten sich ein ganz behagliches Selbstgefühl zurecht. Es ist nicht so übel, seine Loggia zu drapiren und sich umzusehen, ob man einen langen Schatten wirft. Was sollen wir uns zerren? Ob wir uns nun Lorbeerblätter, Rosenkränze oder Weinlaub vorbinden oder uns nackt tragen?

Philippa u. Meine Freunde, man braucht gerade nicht hoch über der Erde zu stehen, um von all dem wirren Schwanken und Flimmern nichts mehr zu sehen und die Augen nur von ein-

gen großen, göttlichen Linien erfüllt zu haben. Es gibt ein Ohr, für welches das Ineinanderschreien und der Zeter, die uns betäuben, ein Strom von Harmonien sind.

Danton. Aber wir sind die armen Musikanen und unsere Körper die Instrumente. Sind denn die häßlichen Töne, welche auf ihnen heraufgepuscht werden, nur da, um höher und höher bringend und endlich leise verhallend wie ein wollüstiger Hauch in himmlischen Ohren zu sterben?

Herault. Sind wir die Ferkel, die man für fürstliche Tafeln mit Ruthen todts peitscht, damit ihr Fleisch schmackhafter werde?

Danton. Sind wir Kinder, die in den glühenden Molochsarmen dieser Welt gebraten und mit Lichtstrahlen gesigelt werden, damit die Götter sich über ihr Lachen freuen?

Camille. Ist denn der Aether mit seinen Goldaugen eine Schüssel mit Goldkarpfen, die am Tische der seligen Götter steht; und die seligen Götter lachen ewig und die Fische sterben ewig und die Götter erfreuen sich ewig am Farbenspiel des Totenkampfes?

Danton. Die Welt ist das Chaos. Das Nichts ist der zu gebärende Weltgott.

(Der Schließer tritt ein.)

Schließer. Meine Herren, Sie können abfahren, die Wagen halten vor der Thür.

Philippa u. Gute Nacht, meine Freunde, legen wir ruhig die große Decke über uns, unter welcher alle Herzen ausglühen und alle Augen zusallen. (Sie umarmen einander.)

Herault (nimmt Camille's Arm) Freue dich, Camille, wir bekommen eine schöne Nacht. Die Wolken hängen am stillen Abendhimmel wie ein ausglühender Olymp mit verbleichenden, versinkenden Göttergestalten. (Sie gehen ab.)

Ein Zimmer.

Julie. Das Volk lief in den Fen, jetzt ist Alles still. Keinen Blick möcht' ich ihn warten lassen. (zieht eine Phiole hervor.) Kommt der Priester, dessen Amen uns zu geben macht. (Sie tritt ans Fenster) Es ist so hübsch, Abschied zu nehmen habe die Thüre nur noch hinter mich ziehen. (Sie trinkt.) — Man immer so stehen. — Die Sonne unter, der Erde Züge waren so schön ihrem Lichte, doch jetzt ist ihr Geßill und ernst, wie einer Sterbend Wie schön das Abendlicht ihr um und Wangen spielt. — Stets bleich bleicher wird sie, wie eine Leiche tr abwärts in der Fluß des Aethers denn kein Arm sie bei den goldenen fassen und aus dem Strom sie und begraben? — Ich gehe leise rüße sie nicht, daß kein Hauch, kränzer sie aus dem Schummer we Schlafe, schlafe. (Sie stü

Der Revolutions-Platz

(Die Wagen kommen angefahren und ten vor der Guillotine. Männe Weiber singen und tanzen die Canole. Die Gefangenen stimmen Marschallse an.)

Ein Weib mit Kindern. Platz! Die Kinder schreien, sie Hunger. Ich muß sie zusehen und daß sie still sind. Platz!

Ein Weib. Höre, Danton kannst jetzt mit den Würmern buhl Eine Andere. Herault, an nen hübschen Paaren laß ich mir et rüde machen.

Herault. Ich habe nicht B genug für einen so abgeholzten De Camille. Versuchte Heren werdet noch schreien: ihr Verge sal uns!

Ein Weib. Der Berg ist an

über Ihr. seib ihn vielmehr herunter gefallen.

Danton (zu Camille.) Stuhlg, mein Junge, du hast dich heiser geschrien.

Camille (gibt dem Fuhrmann Geld). Da, alter Charon, dein Karren ist ein guter Präsentirteller. — Meine Herren, ich will mich zuerst serviren. Das ist ein klassisches Gastmahl, wir liegen auf unseren Plätzen und verschütten etwas Blut als Libation. Adieu, Danton. (Er bestreift das Blutgerüst, die Gefangenen folgen ihm, einer nach dem andern. Danton steigt zuletzt hinauf.)

Lacroix (zu dem Volke). Ihr idd- tet uns an dem Tage, wo ihr den Verstand verloren habt; ihr werdet sie an dem iddten, wo ihr ihn wiederbekommt.

Einige Stimmen. Das war schon einmal da; wie langweilig!

Lacroix. Die Tyrannen werden über unsern Gräbern den Hals brechen.

Herauld (zu Danton). Er hält seine Leiche für ein Mißbeet der Freiheit.

Philippeau (auf dem Schaffot). Ich vergebe Euch; ich wünsche, Eure Todesstunde sei nicht bitterer, als die meinige.

Herauld. Dacht' ich's doch, er muß sich noch einmal in den Busen greifen und den Leuten da unten zeigen, daß er reine Wäsche hat.

Fabra. Lebe wohl, Danton. Ich sterbe doppelt.

Danton. Adieu, mein Freund. Die Guillotine ist der beste Arzt.

Herauld (will Danton umarmen). Ach Danton, ich bringe nicht einmal einen Spas heraus. Da ist's Zeit.

[Ein Henker stößt ihn zurück.]

Danton (zum Henker). Willst du grausamer sein, als der Tod? Kannst du verhindern, daß unsere Köpfe sich auf dem Boden des Korbes küssen?

Eine Strafe.

Lucile. Es ist doch was wie Ernst daran. Ich will einmal nachdenken. Ich frage an, so was zu begreifen. Sterben — Sterben —! — Es darf ja Alles leben, Alles, die kleine Mücke da, der Vogel. Warum denn er nicht? Der Strom des Lebens müßte stocken, wenn nur der eine Tropfen verschüttet würde. Die Erde müßte eine Wunde bekommen von dem Streich. — Es regt sich Alles, die Uhren gehen, die Glocken schlagen, die Leute laufen, das Wasser rinnt, und so Alles wieder bis da! dahin! — Nein, es darf nicht geschehen, nein, ich will mich auf den Boden setzen und schreien, daß erschrocken Alles stockt, sich nichts mehr regt. [Sie setzt sich nieder, verhüllt sich die Augen und stößt einen Schrei aus. Nach einer Pause erhebt sie sich.] Das hilft nichts, das ist noch Alles wie sonst, die Häuser, die Gasse, der Wind geht, die Wolken ziehen. Wir müssen's wohl leiden.

[Einige Weiber kommen die Gasse herunter.]

Erstes Weib. Ein hübscher Mann, der Herauld;

Zweites Weib. Wie er beim Konstitutionsfeste so im Triumphbogen stand, da dacht' ich so, der muß sich gut auf der Guillotine ausnehmen, dacht' ich. Das war so eine Ahnung.

Drittes Weib. Ja, man muß die Leute in allen Verhältnissen sehen; es ist recht gut, daß das Sterben so öffentlich wird. [Sie gehen vorbei.]

Lucile. Mein Camille! Wo soll ich dich jetzt suchen?

Der Revolutions-Mas.

Zwei Henker an der Guillotine beschäftigt.

Erster Henker [steht auf der Guillotine und singt]:

Wenn ich nach Hause geh',
Scheint der Mond so schön.

Zweiter Henker. He, holla! Bist bald fertig?

Erster Henker. Gleich, gleich! [Singt]:

Scheint in meines Vaters Fenster.

Kerl, wo bleibst so lang! — So! die Ja' de der! [Sie gehen singend ab.]

Wenn ich nach Hause geh',
Scheint der Mond so schön.

Lucile [tritt auf und setzt sich auf die Stufen der Guillotine]. Ich frage mich auf deinen Schooß, du stiller Todesengel. [Sie singt]:

Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Hat Gewalt vom höchsten Gott.

Du liebe Wiege, die du meinen Camille in Schlaf gekullt, ihn unter deinen Rosen ersticht hast. Du Todtenglocke, die du ihn mit deiner süßen Zunge zu Grabe sangst. [Sie singt]:

Viel hunderttausend sind ungezählt,
Was nur unter die Sichel fällt.

[Eine Patrouille tritt auf.]

Ein Bürger. He, wer da?

Lucile [kinnend und wie einen Entschluß fassend, plötzlich]: Es lebe der König!

Bürger. Im Namen der Republik! [Sie wird von der Wache umringt und weggeführt.]

Psychologische Skizzen.

Von Dr. Erdmann.

Nationalität. Naturell. Temperament-Anlage. Genie.

An die Racenunterschiede schließen sich auch andere an, bei denen, weil sie wirklich nur im kleineren Maasstabe ganz Analoges zeigen, wie jene, der gewöhnliche Sprachgebrauch oft dasselbe Wort braucht. Wer hat es nicht gehört, daß

Mit diesem oder jenem Punkte Itali-
 nische Race jeder? was eigentlich heißen
 soll: italienische Nationalität. Natio-
 nalität ist im Verhältniß zu einem
 Lande, d. h. zu einem sich absondernden
 Theil eines Welttheils, ganz d. h. e, was
 die Race im Verhältniß zum Welttheil
 war. Je mehr ein Land vom andern
 abgetrennt ist, und je mehr es dabei
 einen ganz eigenbürtigen Charakter hat,
 um desto mehr wird auch eine Bewö-
 lkerung an demselben partikulären, und dieses
 von Natur in einem Lande Gleich-
 eichen ist das, was die Nationalität
 eines Volkes ausmacht. Magerkeit in der
 körperlichen Beschaffenheit, beschränkt sie
 sich nicht auf diese, sondern dringt tie-
 fer. Wir können hier das Wort Ge-
 nius anwenden, da ja Magerkeit sogar vom
 herrschenden Krankheitsgeiste sprechen
 und darn sagen, daß die Nationalität
 darin besteht, daß der Genius eines Lan-
 des auch in seinen Bewohnern sich gel-
 tend macht, ganz wie sich in dem Afri-
 kaner der afrikanische Genius zeigt. Na-
 tionalität ist: von Natur gelegte Gemein-
 samkeit des Empfindens und Denkens;
 darum ist es begreiflich, daß gerade das,
 wodurch Empfindungen und Gedanken
 gemeinsam werden, die Sprache, als
 Hauptmerkmal der Nationalität ange-
 sehen wird. Was die Länder am meisten
 schiedet, die Gebirge, wiewohl daher oft
 Zwischewege zu sein. Es ist nur die
 Anziehung zu regierende Verdienst des großen
 Schöpfers einer wissenschaftlichen Geogra-
 phie, auf der einen Zusammenhang zwi-
 schen Landesbeschaffenheit und historischer
 Bestimmung eines Volkes aufmerk-
 sam gemacht zu haben, und hinterher kann eine
 wissenschaftliche oder gar philosophische Be-
 handlung der Geschichte diese geographi-
 sche Basis nicht mehr außer Augen las-
 sen. Die Engländer wären nicht, wie
 sie sind, wenn sie kein Inselvolk, die
 Spanier nicht, was sie sind, wenn ihre
 Halbinsel nicht durch ein Gebirge vom
 Nachbarlande ganz getrennt würde; die
 Deutschen wären nicht innerlich allen
 ausländischen Einflüssen Preis gegeben,
 wenn sie nicht ein offenes Land bewohn-

ten, daß in der Mitte von den verschie-
 denen Nationalitäten liegt, und in dem
 sie sich treffen, sei es nun, um sich zu
 schlagen, sei es, um freundlich mit ein-
 ander zu verkehren. Diese Gewalt der
 Natur von Landesbeschaffenheit über den
 Menschen, wodurch sie seine eigene nicht
 zu überwindende Natur wird, geht bis
 in die höchsten Lebensäußerungen hinauf.
 Es ist kein Zufall, wenn die Niederlän-
 der auf ihre Küchenschirme und Pfei-
 sen, auf ihre Bauerntänze und Musik-
 tanzgruppen ein solches Gewicht legen,
 daß sie dieselben in ihren Genüssen
 verewigen. Alles dies haben sie dem
 Meere abgetrotzt, es ist eine Trophäe
 ihres Sieges über die Natur und wenn
 sie ruhig tanzen, obgleich das Meer hö-
 her steht als sie, so ist dies in der That
 ihre Großthat, die der Verewigung eben
 so weith ist, wie der Gegenstand eines
 andern historischen Gemäldes. Der Hol-
 länder kann nicht anders, als läche fest-
 halten an dem Kleinsten, denn nur durch
 diese Fähigkeit existirt er. Er aber ist
 zugleich der schlagendste Beweis, daß
 Landesbeschaffenheit u. Nationalität nicht
 nur in diesem Verhältniß gedacht wer-
 den muß, daß Eines allein die Ursache
 des Andern ist. Weil Holland so ist,
 so ist der Holländer so. Aber auch um-
 gekehrt: weil der Holländer so ist, des-
 wegen ist auch Holland so, ohne ihn wä-
 re es Meerestgrund. Mehr oder min-
 der ist dies auch bei andern Nationen
 nachzuweisen. Die Robheit der Deut-
 schen ist mit der Rauheit ihres Klimas,
 diese mit jener geschwunden. Jetzt ist
 es eine organische Wechselwirkung, in der
 Beides zu einander steht. Daß ein sol-
 cher Parallelismus da ist, dies ist für
 unsern Standpunkt die Hauptsache, wie
 das Wesen der Racen für uns wichtiger
 war, als ihre Entstehung. — Aber auch
 innerhalb eines und desselben Landes
 wird es wieder neue Abtrennungen ge-
 ben, und die Bevölkerung dieser einzel-
 nen Theile [Provinzen] wird abermals,
 je mehr sie von einander abgesondert
 sind, um so mehr einen ganz besondern
 innerlichen sowohl als äußerlichen Ty-

pus haben, der sich nicht nur in dem
 Dialekt, sondern in der ganzen Denk-
 und Empfindungsweise zeigen wird, wel-
 che von Natur bei dem Schiefer anders
 ist, als bei dem Würtemberger. Dies
 kommt daher, daß ein bestimmter Geist
 — das Wort so genommen, wie wir von
 dem Geist des Friedens sprechen, der in
 einem Thale wohnt — an dieses Land
 gebunden ist, dem sich der dort Einbe-
 mische nicht entziehen kann. Die For-
 mation des Landes steht in demselben
 Verhältniß zu diesem [Provinzial-] Gei-
 ste, wie die Physiognomie eines Menschen
 zu seiner innern Gemüthsstimmung, sie
 sind untrennbar, und man kann nicht
 von einer einseitigen Wirkung sprechen,
 wie ja auch der Horn die Stirn runzeln
 läßt, umgekehrt aber durch Stirnrunzeln
 man sich erheben kann. Länder und
 Provinzen sind von Natur, durch nat-
 ürliche Grenzen abge sonderte Erb-
 parcellen. Es gibt aber auch solche,
 die es künstlich wurden, wie z. B.
 Städte. Die Eisten, die zu einer sol-
 chen zusammentreten, werden natürlich
 nicht einen gemeinschaftlichen Typus ha-
 ben, nun wird aber, durch allmählig sich
 ausbildende Gewohnheiten und gleich-
 mäßige Lebensweise sich bei den folgen-
 den Generationen ein solcher Typus aus-
 bilden, der diesen theils angeboren, theils
 in der frühesten Kindheit beigebracht
 wird und ihnen das ist, was wir bis-
 her stets Naturell genannt haben. So
 hat sich, namentlich, früher, wo sie sich
 mehr von einander absonderten, in freien
 Reichstädten ein solcher Typus ausge-
 bildet. Der Venetianer war von Natur
 anders als der Genueser; Sinnesweise
 und Ausdruck derselben, Dialekt, war
 verschieden, und diese Verschiedenheit ließ
 bis in die höchsten, geistigen Erscheinun-
 gen hinauf sich verfolgen. Auch noch
 heut zu Tage hat dies nicht aufgehört,
 und der Genueser und das Berliner Kind,
 der Wiener und der Pariser haben in
 ihrem ganzen Wesen gewisse Grundzüge,
 welche nicht zu verleugnen sind, und die
 das Naturell des Londoners, Berliner
 u. s. w. bilden, das ihm zukommt, eben

ralischer Ungesundheit zum eigensinnigen Festhalten der eigenen Ansicht, zur krankhaften Anhäufung des Besizes führt. Nach den beiden Organen, in welchen sich die Funktion der Irritabilität bethätigt, dem Blut und den Muskeln, erzeugt ihr Vorwiegen ein zweifaches Naturell. Das eine, das s. g. sanguinische, zeigt bei blühendem Ansehen, rascher Respiration und eben so schneller Absonderung eine rasche Empfänglichkeit für Reize, bei Krankheiten Neigung zu entzündlichen Erscheinungen. Die Sinesart ist heiter; schnell ergriffen, ist der Sanguiniker im Stande, in Alles leicht einzugehen, eine Leichtfertigkeit, die, ohne allen sittlichen Halt, zur Leichtfertigkeit wird, bei stilllichem Ernst dagegen den liebenswürdigsten Gesellschafter gibt. Das andere Naturell, welches hierher zu stellen ist, zeigt der Choliker mit seiner robusten Constitution, seiner starken und ruhigen Respiration, seiner kräftigen Assimilation, seiner im Ganzen rauerhaften Gesundheit, deren Unterbrechungen leicht einen congestiven, oft apoplektischen, Charakter annehmen. Erregbar wie der Sanguiniker, wird er durch jede Erregung zur Reaktion veranlaßt, u. geht kräftig ans Werk. Geschickt zum mächtigen Wirken, hat er sich zu bewachen, daß nicht seine Thätigkeit zerstörend, sein Eifer zum maßlosen Zorn werde. Tritt endlich die Sensibilität oder die Funktion des höhern Nervensystems sehr in den Vordergrund, so gibt dies ein Naturell, was wir das sensible oder noch besser das sentimentale nennen könnten, wenn nicht, da bisher die Namen der Alten beibehalten wurden, die Symmetrie den Namen melancholisch forderte. Eine gewisse Zartheit des Baues, blasse Farbe, schnelle, manchmal unstete Bewegungen, in Krankheitsfällen ein schlechender Charakter derselben, dies sind die sogleich auffallenden Eigenschaften, mit welchen dann Hand in Hand geht ein gewisses In-sich-versunken-sein, wodurch auch bei äußern Reizen nicht sowohl Reaktion als Vertiefen in sich selbst zu erfolgen pflegt; bei gesunder Entwicklung

gibt dies, was man die Tiefe des Sinnes und der Gedanken nennt, bei krankhafter kann es zu misanthropischem Abgewandtsein von der Welt führen.

Ich habe diese verschiedenen, von Natur gegebenen Beschaffenheiten des äußeren und innerlichen Lebens nur ganz kurz charakterisirt, um möglichst schnell dazu überzugehen, was ihre Eigenthümlichkeit am meisten ins Licht setzt, zur Vergleichung derselben. Nicht zu einer solchen, wie sie sehr gewöhnlich ist, wo man die Frage beantworten will, welches Temperament den Vorzug vor dem andern habe, denn diese Frage hat für mich ebenso wenig einen Sinn, als für Sie die haben wird: ob die Musikstücke aus Dur oder Moll die schönern sind. Eben darum kann ich auch nicht zugeben, daß eines dieser Naturelle gefährlicher sei, als das andere, keines ist gefährlich, oder alle, so wie es gefährlich ist, an der Menschennatur Theil zu haben, aus der mancher Teufel hervorgegangen ist. Das Temperament macht Niemanden unsittlich, sondern wo Verderbtheit und Unsittlichkeit des Gemüths Statt findet, da wird die Form derselben durch das Temperament bestimmt, diese Form aber ist gleichgültig. Das phlegmatische Temperament macht darum den Menschen nicht geizig, das sanguinische nicht zum Verschwender, zu beiden wird der Mensch nicht durch Natur, sondern durch seine eigene Schuld, die ihn zu einem unvernünftigen Verhältnis zu Habe und Gut bringt. Hat er durch seinen Willen sich für die Unvernunft entschieden, dann will ich nicht leugnen, daß in der Regel der Phlegmatiker unvernünftig zusammenhalten, der Sanguiniker unvernünftig ausgeben wird; das Eine ist so schlimm wie das Andere, und nur der Umstand, daß von der Unvernunft des Verschwenders viele Menschen Genuß haben, — während vom Geizhals höchstens nach dem Tode der lachende Erbe profitirt, — nur dieser hat die Leute im Chorus rufen lassen, daß die Verschwendung besser sei. Es verhält sich wie im Körperlichen. Soll gestanden sein, so

wird wahrscheinlich die phlegmatische Constitution mehr Wassersüchtige darbieten. Einen Lob für den bessern erklären, ist — Geschmacksache. Eben darum ist es auch eine Verleumdung, wenn man zur Erfüllung der allerhöchsten Interessen des Menschen dem einen Temperamente mehr Fähigkeit zuschreiben wollte, als dem andern. Kant hat mit Recht sich gegen die erklärt, welche behaupten: der Choliker sei in der Regel orthodox, der Sanguiniker dagegen skeptiker u. s. w. Daß kein Temperament die Intensität der religiösen Gesinnung ausschließt, dies zeigt die Erfahrung. Der Choliker Moses war nicht weniger religiös als der entschiedene Sanguiniker Luther, Muhammed, dieser entschiedene Melancholicus, nicht weniger als der, nach seinen Schriften zu urtheilen, reine Typus des Phlegmatikers Confucius. Das Phlegma Kant's, die cholische Natur Fichte's, die Sanguiniker Baader u. Steffens, sie beweisen, daß das Temperament nicht den Philosophen macht. Vom Glauben und der Wissenschaft, von der Moralität und Rechtlichkeit gilt das Wort, daß uns das nicht vom Fleisch und Blut gesagt wird; Naturell aber, Constitution, Temperament, wie man es nennen mag, sind die konstante Beschaffenheit von Fleisch u. Blut. Also nicht ein Abwägen ihrer Vorzüge soll mein Vergleichen der verschiedenen eben genannten Naturelle sein, sondern es soll nur ihre unterscheidenden Merkmale hervortreten lassen. Da stellen sich die vier unter einander in dieses Verhältnis, daß immer zwei auf einem gemeinschaftlichen Boden stehen, eben deswegen aber sich am allermeisten abstoßen [wie ja der diametrale Gegensatz immer auf gleichem Niveau steht], während, obgleich das andere Paar eigentlich mehr von ihnen unterschieden, hier eher ein Zusammengehen möglich ist. Der Phlegmatiker nämlich und der Choliker haben beide dieses Gemeinschaftliche, daß ihre Thätigkeit, mag sie nun in ihnen, mag sie durch einen Reiz von Außen entstehen, auf die Sache gerichtet ist, bei dem Ersten, um sie sich anzueignen, bei dem Andern, um sie zu bearbeiten und gegen sie zu reagieren.

Sie können sich aber ebendaram selten verstehen, der Eine erscheint dem Andern als Indolenter, tiefer ist jenem zu passionirt. Jener scheint sich Alles gefallen zu lassen, bei diesem scheint's, als ließe Alles Gefahr, zerstört zu werden. Es liegt aber auf der Hand, daß, wenn sich's einmal um thätigen Beistand handelt, man sich kaum an Bessere wenden kann, als an die Phlegmatiker und Choliker, während der, welchem daran liegt, daß mit ihm geweint werde, hier selten seine Rechnung finden wird. Dies viel mehr bei den beiden andern oben Erwähnten. Der Sanguiniker nämlich und der Melancholiker sind sich darin gleich, daß Alles von ihnen aufs Subject bezogen wird, von dem Einen, um es, von dem Andern, um sich selbst zu genießen. Darum erscheint jener dem Melancholikus als ein genussüchtiger Flatterhaffer, dieser jenem als ein sich selbst quälender Hypochonder. Sie feinden sich an, weil etwas Verwandtes in ihnen sich findet. Wollen Sie einen Kummer, bei dem es keine Abhilfe gibt, um ihn zu lindern, in das Herz eines Andern ausschütten, gehen Sie zum Melancholiker: er hat zu oft über das Elend reflektirt, als daß seine Worte nicht gleichgestimmte Saiten Ihres Herzens treffen sollten. Wollen Sie für irgend Etwas, was Sie interessiert, einen theilnehmenden Zuhörer, der Sanguiniker ist bereit, ihn abzugeben, er wird mit Ihnen lachen, er wird mit Ihnen klagen, denn er versteht augenblicklich sich ganz in Ihre Lage, genießt mit Ihnen alle Schmerzen u. Freuden Ihrer Situation. Dies ist oft viel mehr als Hilfe finden. Diese zu leisten, wird er weniger im Stande sein, weil er unter der Zeit gar Manchen gefunden haben wird, mit dem er weinen und lachen mußte. Ich habe oben schon gesagt, unter den Sanguinikern werde man oft die Gesellschafter finden. Sie sind's deswegen, weil sie sich nicht — pedantisch — in die Sache vertiefen, nicht dociren, sondern die Eindrücke aussprechen, die sie empfangen, und die Empfindungen aller Andern verstehen. Dies ist es eben, was

sie den Melancholikern so unbegreiflich und widerwärtig macht, weil diese aus den eigenen Empfindungen nicht heraus können. Abgesehen von allem Uebrigen war es schon der Contrast der Temperamente, welcher Philine Aurelien verhaßt machen mußte. Nennen wir, des kürzern Ausdrucks wegen, das erste Paar, welches ich charakterisirte, das thätige, das zweite das genießende Naturell, so ist es begreiflich, warum Jadvicinen, deren Naturell verschiedenen Classen angehört, sich besser vertragen werden. Ihre Richtungen kreuzen sich nicht, darum können sie parallel gehen. Daher die Erfahrung, daß der Phlegmatiker gern mit dem Sanguiniker zusammen ist und dieser mit jenem. Einer unterhält den Andern und wird von ihm nicht gestört, weil keiner dem Andern in sein Handwerk pfuscht. Ganz ebenso verhält sich dies wiederum mit dem Choliker und Melancholiker. Am allermeisten beihätigt sich dies, wo zwei Individuen sich zum steten Zusammenleben entschließen, in der Ehe. Es ist bekannt, daß Gleichheit des Temperaments ein gefährlicher Prüffstein für das Glück derselben ist. Es läßt sich aber sogar bestimmen, welche Combinationen die besten sind. Da die ganze Stellung des Mannes ihm die Praxis zuweist, so wird als das normalste Verhältniß angesehen werden müssen, wo der Phlegmatikus ein munteres sanguinisches Weib wählt, oder der Choliker eine zarte, sensible Natur. Da aber die Natur nicht so grausam war, daß sie die Sanguiniker und Melancholiker zum Elibat verdammt, so wird auch für diese gesorgt sein müssen. Werden Sie sich jetzt noch wundern über die Erfahrung, die Sie gewiß oft gemacht haben, daß stille poetische Naturen sich mit Frauen verbanden, deren praktische Thätigkeit, deren energisches Eingreifen in alle Lebensverhältnisse fast die Grenzen der Weiblichkeit überschreitet?

Ehe ich diesen Gegenstand verlasse, sei mir noch eine Bemerkung erlaubt. Da auch ich, ganz wie die Alten, das Wesen der Temperamente in das Vorwiegen ei-

ner Seite des Lebens setze, so scheint es, als müsse ich auch, wie sie, die Gesundheit oder die normale Entwicklung in die Abwesenheit jeder Einseitigkeit, also die Temperamentslosigkeit setzen. Ich habe schon zugegeben, daß die Einseitigkeit bis zum Extrem steigen und dann krankhaft werden kann, was, beiläufig gesagt, der Grund ist, warum manche Psychologen, indem sie nur jene Extreme ins Auge fassen, aus dem Phlegmatiker einen Ni, aus dem Melancholiker einen fürs Irrenhaus reifen Menschenhaffer machten. Von diesem Extrem abwärts zum Centrum hin werden sich die Formen des mehr oder minder ausgeprägten Temperaments finden. Es wäre darum sehr wohl denkbar, daß es Individuen gäbe, in welchen die Einseitigkeit nicht nur so gering wäre, daß sie sich dem Auge des Psychologen entzöge — solcher gibt es sehr viele —, sondern sogar völlig verschwände. Die, welchen überhaupt das juste milieu der Ausdruck aller Herrlichkeit ist, werden in diesen Individuen offenbar das Ideal des Menschen sehen. Wir, der, wie Sie wissen, vom juste milieu nicht viel hält, erlauben Sie bis auf bessere Erfahrungen die Ansicht festzusetzen, daß die, in welchen kein besonderes Temperament sich zeigt, zu sehr an die Alltagsnaturen streifen.

Das menschliche Individuum hat außer seinem allgemein menschlichen, ferner außer seinem besondern Naturell, welches ihm als Glied einer bestimmten Erdsparcellen zukam, sein individuelles Naturell, durch welches es dieses eine ist, und sich von aller Welt unterscheidet; da es aber andererseits zur Welt gehört und mit ihr verbunden ist, ein solches von einem Andern Unterschieden- u. mit ihm Verbundensein aber das gibt, was wir Verhältniß nennen, so ist kein Mensch zu denken ohne sein ganz bestimmtes Verhältniß zur Welt. Obgleich nun der Mensch im Stande ist, sein Verhältniß zur Welt durch eigene Thätigkeit selbst zu bestimmen, so ist diese Fähigkeit doch in gewisse Grenzen eingeschlossen. Nicht

rallischer Ungesundheit zum eigensinnigen Festhalten der eigenen Ansicht, zur krankhaften Anhäufung des Besigtes führt. Nach den beiden Organen, in welchen sich die Funktion der Irritabilität betheiliget, dem Blut und den Muskeln, erzeugt ihr Vorwiegen ein zweifaches Naturell. Das eine, das s. g. sanguinische, zeigt bei blühendem Ansehen, rascher Respiration und eben so schneller Absonderung eine rasche Empfänglichkeit für Reize, bei Krankheiten Neigung zu entzündlichen Erscheinungen. Die Sinesart ist heiter; schnell ergriffen, ist der Sanguiniker im Stande, in Alles leicht einzugehen, eine Leichtigkeit, die, ohne allen sittlichen Halt, zur Leichtfertigkeit wird, bei stillchem Ernst dagegen den liebenswürdigsten Gesellschafter gibt. Das andere Naturell, welches hierher zu stellen ist, zeigt der Choliker mit seiner robusten Constitution, seiner starken und ruhigen Respiration, seiner kräftigen Assimilation, seiner im Ganzen rauerhaften Gesundheit, deren Unterbrechungen leicht einen congestiven, oft apoplektischen, Charakter annehmen. Erregbar wie der Sanguiniker, wird er durch jede Erregung zur Reaktion veranlaßt, u. geht kräftig ans Werk. Geschickt zum mächtigen Wirken, hat er sich zu bewachen, daß nicht seine Thätigkeit zerflörend, sein Eifer zum maßlosen Zorn werde. Tritt endlich die Sensibilität oder die Funktion des höhern Nervensystems sehr in den Vordergrund, so gibt dies ein Naturell, was wir das sensible oder noch besser das sentimentale nennen könnten, wenn nicht, da bisher die Namen der Alten beibehalten wurden, die Symmetrie den Namen melancholische forderte. Eine gewisse Zartheit des Baues, blassere Farbe, schnelle, manchmal unsfete Bewegungen, in Krankheitsfällen ein schlechender Charakter derselben, dies sind die sogleich auffallenden Eigenschaften, mit welchen dann Hand in Hand geht ein gewisses In-sich-versunken-sein, woburch auch bei äußern Reizen nicht sowohl Reaktion als Vertiefen in sich selbst zu erfolgen pflegt; bei gesunder Entwicklung

gibt dies, was man die Tiefe des Sinnes und der Gedanken nennt, bei krankhafter kann es zu misanthropischem Abgewandtsein von der Welt führen.

Ich habe diese verschiedenen, von Natur gegebenen Beschaffenheiten des äußeren und innerlichen Lebens nur ganz kurz charakterisirt, um möglichst schnell dazu überzugehen, was ihre Eigenthümlichkeit am meisten ins Licht setzt, zur Vergleichung derselben. Nicht zu einer solchen, wie sie sehr gewöhnlich ist, wo man die Frage beantworten will, welches Temperament den Vorzug vor dem andern habe, denn diese Frage hat für mich ebenso wenig einen Sinn, als für Sie die haben wird: ob die Musikhüde aus Dur oder Moll die schönern sind. Eben darum kann ich auch nicht zugeben, daß eines dieser Naturelle gefährlicher sei, als das andere, keines ist gefährlich, oder alle, so wie es gefährlich ist, an der Menschennatur Theil zu haben, aus der mancher Teufel hervorgegangen ist. Das Temperament macht Niemanden unfittlich, sondern wo Verderbtheit und Unfittlichkeit des Gemüths Statt findet, da wird die Form derselben durch das Temperament bestimmt, diese Form aber ist gleichgültig. Das phlegmatische Temperament macht darum den Menschen nicht geizig, das sanguinische nicht zum Verschwender, zu beiden wird der Mensch nicht durch Natur, sondern durch seine eigene Schuld, die ihn zu einem unvernünftigen Verhältnis zu Habe und Gut bringt. Hat er durch seinen Willen sich für die Unvernunft entschieden, dann will ich nicht leugnen, daß in der Regel der Phlegmatiker unvernünftig zusammenhalten, der Sanguiniker unvernünftig ausgeben wird; das Eine ist so schlimm wie das Andere, und nur der Umstand, daß von der Unvernunft des Verschwenders viele Menschen Genuß haben, — während vom Geizhals höchstens nach dem Tode der lachende Erbe profitirt, — nur dieser hat die Leute im Chorus rufen lassen, daß die Verschwendung besser sei. Es verhält sich wie im Körperlichen. Soll gefordert sein, so

wird wahrscheinlich die phlegmatische Constitution mehr Wassersüchtige darbieten. Einen Tod für den bessern erklären, ist — Geschwadsache. Eben darum ist es auch eine Verlehrtheit, wenn man zur Erfüllung der allerhöchsten Interessen des Menschen dem einen Temperamente mehr Fähigkeit zuschreiben wollte, als dem andern. Kant hat mit Recht sich gegen die erklärt, welche behaupten: der Choliker sei in der Regel orthodox, der Sanguiniker dagegen skeptiker u. s. w. Daß kein Temperament die Intenität der religiösen Gesinnung ausschließt, dies zeigt die Erfahrung. Der Choliker Moses war nicht weniger religiös als der entschiedene Sanguiniker Luther, Muhammed, dieser entschiedene Melancholicus, nicht weniger als der, nach seinen Schriften zu urtheilen, reine Typus des Phlegmatikers Confucius. Das Phlegma Kant's, die cholertische Natur Fichte's, die Sanguiniker Baader u. Steffens, sie beweisen, daß das Temperament nicht den Philosophen macht. Vom Glauben und der Wissenschaft, von der Moralität und Rechtfertigkeit gilt das Wort, daß uns das nicht vom Fleisch und Blut gesagt wird; Naturell aber, Constitution, Temperament, wie man es nennen mag, sind die konstante Beschaffenheit von Fleisch u. Blut. Also nicht ein Abwägen ihrer Vorzüge soll mein Vergleichen der verschiedenen eben genannten Naturelle sein, sondern es soll nur ihre unterscheidenden Merkmale hervortreten lassen. Da stellen sich die vier unter einander in dieses Verhältnis, daß immer zwei auf einem gemeinschaftlichen Boden stehen, eben deswegen aber sich am allermeisten abstoßen [wie ja der diametrale Gegensatz immer auf gleichem Niveau steht], während, obgleich das andere Paar eigentlich mehr von ihnen unterschieden, hier eher ein Zusammengehören möglich ist. Der Phlegmatiker nämlich und der Choliker haben beide dieses Gemeinschaftliche, daß ihre Thätigkeit, mag sie nun in ihnen, mag sie durch einen Reiz von Außen entstehen, auf die Sache gerichtet ist, bei dem Ersten, um sie sich anzueignen, bei dem Andern, um sie zu bearbeiten und gegen sie zu reagiren.

erzreißt ein junges Mädchen in den Falten eine Trommel, schlägt Generalmarsch und reißt alle Weiber des ganzen Stadtviertels mit sich fort.

So etwas kann nur in Frankreich geschehen. Die Frauen, welche tapfere Soldaten erzeugen, sind selber brav. Das Land der Jeanne d'Arc, der Jeanne de Montfort und der Jeanne Dohette hat hunderte solcher Heldinnen aufzuweisen. Eine dieser Heldinnen, an der Erklärung der Bastille theilnehmend, zog später in den Krieg und ward Artillerie-Capitain: ihr Mann war Soldat. — Am 18. Juli, als der König nach Paris kam, sah man viele Frauen, die sich bewaffnet hatten. — Sie waren die Vorhut der Revolution. Wer kann darüber wohl erstaunt sein? Waren sie es doch, die am meisten geduldet, die am meisten gelitten hatten!

Große Leiden, großes Elend macht erbittert. Dieses Elend trifft zuerst die Schwachen . . . die Frauen mehr als die Männer. Diese da gehen, kommen, suchen dreist und finden Hilfe, wenn auch nur für einen Tag. Die Frauen, die armen, hilflosen Frauen aber leben, wenigstens großentheils, eingesperrt; sie spinnen oder nähen und sind nicht im Stande in Tagen der Noth, wo Alles fehlt, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Trauriger Gedanke zu denken, daß das Weib, das bestimmt ist, mit einem andern Wesen, zu Zweien, zu leben, viel häufiger allein ist und verlassen als der Mann. Er findet überall Gesellschaft, schafft sich überall neue Verbindungen. Sie aber ist nichts ohne ihre Familie. Und die Familie beugt sie nieder: die ganze Schwere derselben ruht auf ihr. Sie bleibt im kalten nackten Zimmer mit den Kindern, welche weinen, weil sie Hunger haben oberl auf sind, und mit den Kindern, die nicht mehr weinen, weil sie im Sterben liegen. Aber das, was mehr als Alles das Herz der Mutter zerreißt, ist die Ungerechtigkeit des Kindes. Gewohnt, in der Mutter die allgemeine Vorsehung zu erblicken, die immer und überall hilft, zürnt dieses Kind, hart und grausam, mit seiner Mut-

ter über Alles, was ihm fehlt. Es schreit und hört nicht auf zu schreien und fügt dadurch dem tiefem Schmerz des Mutterherzens einen neuen, noch viel größern, noch mehr peinigenden Schmerz hinzu, weil sie ihm nicht zu helfen vermag.

Da habt Ihr die arme Mutter! Aber außer diesen Müttern wie viel arme, alleinstehende Mädchen, traurige Geschöpfe ohne Familie ohne Schutz, ohne Beistand; Mädchen, die, zu häßlich, oder tugendhaft, weder Freund noch Geliebten haben und keine Freude des Lebens kennen. Das kleine Handwerk, das sie erlernt haben, kann sie nicht ernähren. Was thun, damit es besser werden soll? Sie steigen in ihr Dachstuhl hinauf und barren, bis ihnen die Vorsehung einen rettenden Engel sendet. Nicht selten findet man sie todt . . . es ist die Nachbarin, die nur durch Zufall dies bemerkt!

Diese Unglücklichen haben nicht einmal Kraft genug, um sich laut zu beklagen, um ihre Lage zu schildern und gegen ihr trauriges Loos Verwahrung einzulegen. Diejenigen, welche handeln und sich dagegen auflehnen in Zeiten der größten Noth, dies sind die Starken, die das Elend noch nicht ganz und gar erschöpft und aufgerieben hat. Diese sind mehr arm als nothleidend. Die Unerfrorenen, die sich kann zuerst nach vorwärts drängen, sind jene großherzigen Frauen, die wenig für sich selbst, aber desto mehr für die andern, ihre Unglückschwestern leiden. Das Mitleid, albern und stumpfsinnig bei den Männern, weniger empfindlich für die Noth Anderer, ist bei den Frauen ein sehr lebhaftes, heftiges und bisweilen wahrhaft heldenmüthiges Gefühl, das sie oft unüberwindlich zu den kühnsten Thaten mit sich fortreißt.

Am 5. Oktober gab es eine Menge solcher unglücklichen Geschöpfe, die seit länger als vier und zwanzig Stunden nichts gegessen hatten. Dies schmerzliche Schauspiel betäubte Jeden; Niemand aber that etwas für sie. Jeder schloß sich ein und beklagte die Härte der Zeit, die niederdrückende Noth.

Sonntags, am 4., rennt gegen Abend eine müdige Frau, die die allgemeine Noth nicht länger ruhig mitanzusehen vermag, vom Quartier Saint-Denis nach dem Palais-Royal; sie bricht sich Bahn durch die lärmende Menge, welche perorirt, und setzt es durch, daß man ihr Gehör schenkt. Es war eine Frau von sechs- unddreißig Jahren, sorgfältig gekleidet, anständig, aber stark und kühn. Sie verlangt, daß das Volk nach Versailles ziehe, sie wolle sich an dessen Spitze stellen. Man wipelt darüber: sie aber gibt, entrüstet darüber, einem dieser Spötter eine Ohrfeige, und Jeder sagt sich: sie habe ein Recht dazu gehabt.

Am andern Morgen ist es dieselbe Frau, die den Uebrigen voranzieht, einen Degen in der Hand. Sie ist's, die am Stadthause eine Kanone nimmt, sich darauf zu Pferde setzt und, mit brennender Lunte, nach Versailles zieht.

Zu den gleichzeitig mit dem *ancien régime* zu Grunde gegangenen Handwerken gehörte die Holzschneiderei. Man hatte in dieser Gattung viel gearbeitet, sowohl für Kirchen, als für die Wohnungen der Reichen. Viele Frauen lebten von dieser Kunst. Die Eine unter ihnen, Madeleine Chabry, die aus Mangel an Bestellungen ihr Handwerk, das sie nicht mehr ernähren konnte, aufgegeben, hatte sich im Palais-Royal Viertel unter dem Namen Louison als Straßhändlerin etablirt. Sie war erst siebenzehn Jahre alt, schön, pliant und geistreich. Dreißt dürft Ihr wetten, daß es nicht der Hunger war, die diese da nach Versailles hinstog. Ihr gutes Herz, ihr männlicher Muth folgte der allgemein gewordenen Begeisterung. Die Frauen setzten sie an ihre Spitze und erloren die Jugend und Schönheit zu ihrer Rednerin.

Aber außer ihr gab es noch viele darunter, die, nicht von Hunger getrieben, sich diesem Zuge angeschlossen hatten. Man sah darunter Krämerinnen, Portierfrauen, öffentliche Mädchen, gefühvoll und mitleidig, wie diese armen Geschöpfe gewöhnlich sind. Auch besand sich darunter eine

beträchtliche Anzahl von Fischweibern und andern Frauen der Halle. Diese Letztern waren stark royalistisch, aber um so mehr wünschten gerade sie, den König in Paris zu haben.

Kurze Zeit zuvor — wir wissen nicht, bei welcher Veranlassung — waren diese *Dames de la halle* in Versailles gewesen, um den König zu sehen; sie hatten mit ihm gesprochen — eine Vertraulichkeit, die Manchen lächeln macht, die aber kesseneungeachtet rührend ist und besser, als manches Andere, den Geist jener Zeit charakterisirt.

— Armer Mann! sagten sie, den König betrachtend. Guter Mann! Guter Vater!

Der Königin gegenüber viel ernsthafter, sagten sie: — Schütten Sie vor uns Ihr Herz aus! Verbergen wir uns nichts! Sagen wir Alles, was wir uns zu sagen haben, frank und frei!

Diese Frauen der Märkte sind nicht diejenigen, die am meisten leiden. Ihr Handel mit dem, was nothwendig ist zum Leben, erleidet weniger Schwankungen. Aber sie sehen das Elend besser als Andere und fühlen es. Immer auf freiem Plage, entgeht ihnen nicht, wie uns, die wir in unsern Zimmern leben, das traurige Schauspiel der Noth. Niemand hat mehr Mitgefühl für das Unglück, als diese rauhen, oft sogar rohen Weiber der Halle. Unter groben Formen, harten Worten verbirgt sich häufig unter ihnen ein feinfühlerndes Herz, unendlich reich an Güte und Mitleid. Wir haben die Picarden, die Marktwelber von Amiens, arme Gemüthsändlerinnen, den Vater von vier Kindern, der guillotiniert werden sollte, retten gesehen: es war am Tage der Krönung Karls X. Sie verließen ihren Handel, ihre Familie, zogen nach Rheims, brachten den König zum Weinen, entrißen ihm die Begnadigung des Verurtheilten, machten auf dem Rückwege unter sich eine reichliche Collette und schickten den begnadigten Verbrecher, reich beschenkt, zu seiner Frau, zu seinen Kindern heim.

Am 5. Oktober hörten sie, um sieben Uhr, die Trommel rühren und vermochten nicht diesem Rufe zu widerstehen. Ein junges Mädchen hatte einem Generalmarsch geschlagen. Und bald darauf waren alle Hallen verwaist und die Weiber derselben mitgezogen.

— Wir holen, sagten sie, den Bäcker und die Bäckerin, und werden tabel das Vergnügen haben, unser Liebes Mütterchen*) zu hören.

Einerseits setzten sich die Hallen, andererseits die Vorstadt Saint-Antoine in Bewegung. Unterwegs rissen die Weiber Alles, was ihnen begegnete, mit sich fort. Jenen, die nicht mit ihnen ziehen wollten, damit drohend, ihnen die Haare abzuschneiden. — Sie erreichten das Stadthaus und begegneten einem Bäcker, den das Volk ins Gefängniß schleppt, weil er bei einem Brote mit zwei Pfund siebzehn Loth zu wenig hat. Obgleich der Mann, nach eigener Aussage, strafbar war, wollte die Nationalgarde ihn dennoch entlassen lassen. Sie füllte das Bajonnet gegen vier bis fünfhundert Frauen, die sich bereits versammelt hatten. Auf der Mitte des Platzes hielt die Cavallerie der Nationalgarde. Die Frauen ließen sich nicht einschüchtern. Sie bombardirten Infanterie und Cavallerie mit Steinwürfen: diese hatten nicht den Muth, auf sie zu schießen. Die Frauen erstürmen das Rathhaus und drängen in alle Bureaux ein. Viele unter ihnen waren elegant gekleidet. Einige sogar hatten zur Feier dieses Tages ein weißes Kleid angelegt. Neugierig fragten sie die bestürzten Beamten, was in jedem dieser Säle aufbewahrt wäre und was darin zu sehen sei; sie ersuchten die Herren, jene Schüchternen, welche sie nur mit Gewalt mit sich hiebergeschleppt, und worunter Einige hochschwanger, Andere — vielleicht nur aus Furcht — bleich und traurig waren, freundlich bei sich aufzunehmen.

*) So hieß Mirabeau, damals der Abgott der Pariser Fischweiber.

Andere Frauen wieder — ausgehungert und wild — schrieten nach Brot und Waffen. Die Männer hier waren Feiglinge. Die Frauen wollten ihnen zeigen, was Muth heiße, was Muth vermag. Alle diese Leute des Rathhauses waren gut zum Hängen! Die Weiber begannen damit, deren Papiere u. Schreibereien zu verbrennen. Sie wären vielleicht noch weiter gegangen und hätten das ganze Rathhaus angesteckt, hätte nicht einer unter all' diesen Männern den Muth gehabt, sie davon zurückzuhalten: es war ein Mann von hohem Wuchs, in schwarzer Kleidung und mit einer Miene, die noch viel ernster u. trauriger als die Farbe seines Anzugs war. Anfangs wollten sie ihn tödten, glaubend, daß er Einer vom Magistrate und mithin ein Verräther sei! Er aber antwortete ruhig und gelassen:

— Ich bin kein Verräther, wohl aber Huissier meines Standes und einer der Sieger der Erstürmung der Bastille.

— Dein Name? Dein Name? schrieen Alle!

— Stanislas Maillard! erwiderte der gelassene Huissier.

Und Niemand wagte es, ihn anzutasten.

Seit Tagesanbruch hatte er in der Sanct-Antons-Vorstadt wirksam vorgearbeitet. Die Freiwilligen der Bastille unter Hulin's Befehle standen auf dem Plage unter den Waffen. Die Arbeiter, welche die Feste niederrießten, glaubten, man schickte jene gegen sie. Maillard trat zwischen sie, um sie über ihren Irrthum aufzuklären. — Hier, am Stadthause, war er glücklich genug, eine Brandstiftung zu verhindern. Die Frauen hatten sich gegenseitig versprochen, keine Männer eintreten zu lassen: sie hatten an der großen Thüre ihre bewaffneten Schildwachen aufgestellt. Gegen elf Uhr griffen die Männer den kleinen Eingang an, der auf die Arcade Saint-Jean hinausführt. Bewaffnet mit Hebeln, Hämmern, Beilen und Pickeln erstürmten sie den Eingang, erstürmten sie die Waffen-Magazine. Unter ihnen

befindet sich ein Gardist, der am Morgen die Sturmgeschloßhülle läuten wollen und der dabei ertappt worden war. Er sei, sagte er, nur wie durch ein Wunder entkommen. Die Moderirten, eben so mühsam wie die Andern, würden ihn gehängt haben, wenn die Weiber ihn nicht gerettet hätten. Er zeigte seinen entblößten Hals, auf dem noch die Spuren des Strides, mit dem man ihn hängen gewollt, zu sehen waren. Als Repressalle ergriff man einen Mann vom Stadthause, um ihn zu hängen. Es war der brave Abbe Lefevre, der am 14. Juli Pulver und Patronen unter das Volk vertheilt hatte. Frauen und Männer, die sich als Frauen verkleidet hatten, hingen ihn wirklich an den kleinen Glockenthurm; eine unter ihnen zerschütt den Strid: der Abbe fiel, nicht todt, sondern bloß betäubt, fünf und zwanzig Fuß tief in einen Saal und war gerettet.

Weder Bailly noch Lafayette ließ sich sehen. Maillard sucht dessen General-Adjutanten auf und sagt: es gäbe nur ein Mittel, das Alles zu enden: dies Mittel sei: daß er, Maillard, die Frauen nach Versailles führe. Während ihres Zuges dorthin habe man Zeit, die nothwendigen Streitkräfte zu sammeln. Er steigt hinab, schlägt die Trommel und verschafft sich Gehör. Dies kalte, tragische Gesicht des großen schwarzen Mannes wirkt Wunder auf dem Greve-Platz. Die Frauen, die mit den Kanonen des Stadthauses sich bereits in Bewegung setzen, erwählen Maillard zu ihrem Führer. Mit acht bis zehn Trommelschlägern stellt er sich an die Spitze des von Minute zu Minute massenhafter anwachsenden Zuges: ihm folgen sieben- bis achtausend Frauen, einige hundert bewaffnete Männer und am Ende, als Nachhut, eine Compagnie der Freiwilligen von der Bastille.

An den Tuilerien angelangt, will Maillard den Quai entlang weiterziehen. Die Frauen aber wollen triumphirend durch den Pavillon de l'horloge, durch Palast u. Garten ziehen. Maillard, die Frauen beobachtend, erinnert sie daran, daß dies

das Haus des Königs, der Garten des Königs sei. Beide, ohne Genehmigung, durchkreifen, hieße den König verletzen. Artig nähert er sich dem Schweizer und erklärt, daß diese Damen hier durchgehen wollten, ohne das Geringste zu verderben. Der Gardist zieht seinen Degen und stürzt auf Maillard, der jetzt ein Gleiches thut. Gleichzeitig schlägt eine Portiere mit ihrem Stocke nach dem Schweizer: dieser fällt; ein Mann setzt ihm das Bajonnet auf die Brust. Maillard hält ihn zurück, entwaffnet beide Männer und zieht mit Bajonnet und Degen weiter.

Die Morgenstunde rückte vorwärts, der Hunger vermehrte sich. In Chaillot, in Anteuil u. in Sevres war es nicht leicht, die armen ausgehungerten Teufel abzuhalten, Nahrungsmittel zu stehlen. Maillard duldete es nicht. Der Zug kam nicht weiter, als bis nach Sevres: es gab nichts, nicht einmal etwas zu kaufen. Alle Thüren waren geschlossen, bis auf die eines Kranken, der zurückgeblieben war. Maillard ließ sich von ihm einige Schoppen Weines geben, die er ihm bezahlte. Dann wählte er sieben Männer aus und beauftragte sie, sämmtliche Bäder von Sevres mit allem Brote, was sich bei ihnen vorfände, herbeizuschleppen. — Alles in Allem fanden sie acht Brote . . . zwei und dreißig Pfund für achtausend ausgehungerte Mägen. Man theilte das Wenige und schleppte sich mühsam weiter. Die Erschöpfung nöthigte die Mehrzahl der Frauen, ihre Waffen wegzuerstren. Maillard machte ihnen begreiflich, wie nothwendig es sei, unterwaffnet vor dem König und der Nationalversammlung zu erscheinen, um sie zu rühren und zu erweichen. Die mitgeschleppten Kanonen wurden am Ende des Zuges versteckt. Der weise Huissier wollte einen Austritt ohne Scandal. Sein Eintritt in Versailles gab er, um die friedliche Absicht des Zuges an den Tag zu legen, den Weibern das Signal, die Nationalhymne „Vive Henri IV.“ anzustimmen.

Die Leute von Versailles, entzückt darüber, schrien aus voller Kehle: Es leben

unsere Pariserinnen! Die fremden Zuschauer sahen in dieser Menge, die gekommen war, die Hilfe des Königs anzurufen, durchaus nichts Verhängliches. Ein der Revolution abholdes Mann, der Gensfer Dumont, der im Palais des Petites Ecuries dinirte und aus dem Fenster zusah, sagte sich:

— Und dieses ganze Volk verlangt nichts weiter als Brot?

Die Nationalversammlung hatte an diesem Tage eine sehr stürmische Sitzung gehabt. Der König, der weder die Declaration der Menschenrechte, noch die Beschlüsse des 4. August sanctioniren wollte, erklärte, man könne constituirende Gesetze nur in ihrem ganzen Zusammenhange beurtheilen; nichts dahnemiger wolle er in Anbetracht der deumüthigsten Verhältnisse u. unter dem ausüblichen Vorbehalt, daß die ausübende Gewalt wieder alle ihre alte Kraft zurückerlange, beipflichten.

— Nehmt Ihr den Brief des Königs an, sagte Robespierre, dann habt Ihr keine Constitution mehr, ja nicht einmal ein Recht mehr, eine solche zu haben.

Dupont, Gregoire, andere Deputirte, sprechen in demselben Sinne. Petion erinnert an die Digie der Gardes du Corps. Einer der Abgeordneten, der selbst darunter gerient hat, verlangt zur Wahrung ihrer angegriffenen Ehre, daß man eine Anklage formulire und die Schuldigen darunter gesehlich verfolge.

— Ich wecke anklagen, erwidert Mirabeau, und die Strafbareren näher bezeichnen, aber dann erst, wenn die Versammlung erklärt, daß die Person des Königs die einzig unantastbare ist. Das hieß geradezu die Königin anklagen. Die ganze Nationalversammlung wich davor zurück; der Antrag ward zurückgezogen.

Mirabeau selbst war nicht ohne Unruhe über seine Ausflüchte. Er nähert sich dem Präsidenten u. sagt zu ihm mit leiser Stimme:

— Mounier, Paris rückt gegen uns heran. Glaubst mir oder glaubst mir nicht; vierzigtausend Menschen sind im Anzuge. Werdet unwohl, geht aufs Schloß und bringt ihnen diese Kunde: es ist kein Augenblick mehr zu verlieren.

— Paris rückt gegen uns? fragt Mounier trocken (er glaubte, daß Mirabeau einer der Urheber dieses Schrittes sei). Nun wohl! Desho besser! Um so eher werden wir Republik!

Die Nationalversammlung beschließt, daß man zum König schide und ihn auffordere, die Erklärung der Rechte einfach und ohne Vorbehalt anzunehmen. Um drei Uhr verkündigt Target, daß eine Volksmenge von Paris im Anzuge sei.

Alle Welt wußte dies bereits. Nur der König wußte es nicht. Er war am Morgen, wie gewöhnlich, auf die Jagd gegangen. Er durczzog das Gehölz von Meudon. Man suchte ihn. Unterdessen ließ man Generalmarsch schlagen: die Gardes du Corps setzten sich auf dem Waffenplatze zu Pferde und lehnten mit dem Rücken ans Schloßgitter: In ihrer Rechten, in der Nähe der Avenue von Sceaux, stellten sich das Regiment Flandern, weiter unten die Dragoner, und hinter dem Gitter die Schweizer auf.

Unterdessen erreicht Maillard die Nationalversammlung. Der ganze Zug verlangt ungestüm Einlaß. Er hat die größte Mühe, die Frauen zu überzeugen, daß es besser sei, nur Einige von ihnen eintreten zu lassen. Fünzig von derselben nehmen an der Schranke Platz; worunter eine Frau, die am Ende einer Stange eine bauchische Trommel trug und in der Mitte dieser Gruppe der lange, riesenhafte Guiffier in seinem schwarzen, abgerissenen Kleide, einen Degen in der Hand.

Neben Maillard der dem Strich entgangene Gardist Mit Ungeßüm verlangt er das Wort. Er erzählt der Versammlung, daß er heute Morgen, als bei den Bäckern kein Brot zu finden war, die Sturmglode habe läuten wollen und

daß er dafür beinahe' gehängt worden wäre, wenn diese ehrenwerthen Damen, die ihn hieher begleitet, ihn nicht gerettet hätten. Wir sind gekommen, fuhr er fort, um Brot und die Bestrafung der königlichen Garden zu verlangen, welche die Nationalcocarde beschimpft haben. Wir da sind gute Patrioten. Und als solche haben wir unterwegs alle schwarzen Cocarden abgerissen. Ich werde das Vergnügen haben, eine derselben vor den Augen der Versammlung zu zerreißen.

Und das that er denn auch. Dann sagte er ernsten Tones hinzu:

— Es ist Zeit, daß Jeder die dreifarbigte Cocarde aufstecke.

Tagegen erhob sich mehrseitiges, mißbilligendes Gemurmel.

— Sind wir ja doch Alle Brüder! rief der lange, unheimliche Guiffier.

Maillard machte damit eine Anspielung auf das, was Abends zuvor der Gemeinderath von Paris erklärt hatte, daß, nachdem man die dreifarbigte Cocarde als Zeichen der Brüderschaft angenommen, jeder brave Bürger, jeder Freund des Vaterlands verpflichtet sei, nur dieses und kein anderes Abzeichen zu tragen.

Die ungeduldigen Weiber schrien nach Brot. Maillard schildert die schreckenerregende Lage der Hauptstadt. Er erzählt, daß die Getreidezufuhren theils von andern Städten, theils von den Kriestrafen abgeschnitten werden. Sie wollen uns verhungern lassen! ruft er aus. Ein Müller hat zweihundert Livres und das Versprechen erhalten, wöchentlich eine gleiche Summe zu bekommen, wenn er sich verpflichte, nicht zu mahlen. Gleiches hatte im Schooße der Nationalversammlung selbst der Bischof Gregoire erzählt.

— Kennt uns diese elenden Verräther! ruft die Versammlung.

Und die Weiber rufen wie aus einem Munde:

— Es ist der Erzbischof von Paris!

Jetzt ergreift Maximilien Robespierre das Wort. Er unterstützt die Aussage Maillard's, beruft sich auf Gregoire und erklärt, daß Letzterer ohne Zweifel im Stande sei, darüber nähere Auskunft zu erteilen.

Anderer Mitglieder der Versammlung versuchen durch Drohungen, wieder Andere durch Liebesungen die nach Brot schreienden Weiber zu beruhigen. Ein Abgeordneter der Geistlichkeit, Abbe oder Prälat, läßt sich herab, seine Hand einem dieser Weiber zum Kusse hinzureichen. Das Weib stoßt sie empört zurück mit den Worten: Ich bin nicht dazu gemacht, die Pfote eines Hundes zu küssen. Ein anderer Deputirter, ein mit dem Ludwigskreuz geschmückter Offizier, von Maillard sagen hörend: daß das größte Hinderniß der Constitution die Geistlichkeit sei, ließ sich von seinem Zorne hinreißen, auszurufen, daß derlei beleidigende Aeußerungen exemplarische Bestrafung verdienen. Maillard läßt sich dadurch nicht einschüchtern. Robespierre unterstützt Maillard und beruhigt die Frauen. Die, welche draußen voll Ungebuld hatten fürchten für ihren Redner. Es hat sich unter ihnen das Gerücht verbreitet, man habe ihn umgebracht. Er geht hinaus und zeigt sich einen Augenblick.

Und achtausend Stimmen schreien: Es lebe unser Anführer! Es lebe Maillard!

Dieser zurückkehrend in den Schooße der Nationalversammlung, verlangt von ihr, die königlichen Garden aufzufordern, die der Nationalcocarde zugefügte Beschimpfung dadurch gut zu machen, daß auch sie dieselbe annehmen. Viele Deputirte legen Widerspruch dagegen ein. Maillard besteht in wenig gewählten Ausdrücken auf seiner Forderung. Der Prästident Mounier erinnert ihn an die Achtung, an die Ehrfurcht, die er der Versammlung schuldig sei, unpassend hinzuzusetzen, daß Niemand sie daran verhindern, Bürger zu sein!

— Präsident erwidert Maillard, Bürger ist ein Titel, auf den Jeder unter Euch stolz sein darf, u. wenn Einer unter Euch wäre, der sich dieses Namens schäme, so verdiene er deshalb von der Versammlung ausgeschlossen zu werden.

Einige Deputirte schaudern . . . Andern klatschen Beifall.

— Ja, riefen diese, wir Alle sind Bürger!

In demselben Augenblicke überbrachte man von Seiten der königlichen Garden eine dreifarbige Cocarde.

Die Frauen schrien: Es lebe der König! Es leben die Herren Garbisten!

Maillard, weniger schnell und leicht befrühdigt, beharrt auf der Nothwendigkeit, daß das aufgestellt Regiment Flandern Befehl erhalte, heimzukehren.

Mounier verspricht auch dies und erklärt, um das Volk zu beruhigen, daß weder die Versammlung, noch der König irgend etwas vernachlässigt habe, um der herrschenden Noth vorzubeugen. Man werde bemüht sein, neue Hilfsquellen aufzusuchen; sie sollten jetzt getrost und ruhig nach Paris zurückziehen.

Maillard aber rührt sich nicht. Mein, sagt er, das genügt nicht!

Hierauf machte einer der Deputirten den Vorschlag, zum König zu gehen, um ihm selbst die unglückliche Lage von Paris vorzustellen und ans Herz zu legen. Dieser Vorschlag ward augenblicklich angenommen. Die Weiber, die sich von diesem Schritte viel versprochen, fielen den Deputirten um den Hals und umarmten den Präsidenten, wie sehr sich dieser auch dagegen sträubte.

— Wo steht denn aber unser Mirabeau? fragten die Weiber! Wir möchten ihn gern einmal sehen, unsern Grafen von Mirabeau!

Mounier, umringt, geküßt, ja fast erstickt, setzt sich mit der im Schooße der Versammlung gewählten Deputation und der ihn begleitenden Frauenmenge, die fast darauf besteht, ihm zu folgen, traurig und

niebargeschlagen in Bewegung nach dem Schlosse.

— Wir watenen bis an die Knöchel in Straßenkoth, erzählt Mounier; es goß in Strömen; wir durchzogen einen dicht zusammengebrängten, schlecht gekleideten, seltsam bewaffneten, lärmenden Menschenhaudel.

Die königlichen Garden parouillirten im schnellsten Galopp vorüber. Diese Garden, Mounier, die Deputirten und deren auffallende Begleitung gewahrend, glaubten in der Letztern, allem Anschein nach, die Anführer des Aufstandes zu erblicken und wollten diese dichten Massen auseinanderjagen, indem sie mitten durch sie hindurchritten. Die unantastbaren Deputirten entwischten so gut sie es vermochten und retteten sich durch den Schmutz so gut es ging. Man denke sich die Wuth der Weiber, die sich einbildeten, daß in Begleitung der Deputation sie sicher sein würden, respectirt zu werden, selbst von den Garden des Königs.

Zwei Frauen unter ihnen wurden verwundet, ja sogar, nach Aussage einiger Zeugen, durch Säbelhiebe. Und doch hatte das Volk bis jetzt noch gar nichts gethan. Es stand von drei bis acht Uhr Abends, geduldig, unbeweglich, das Geschrei und Hohngelächter abgerechnet, das sich hören ließ, so oft die verhassten Uniformen der königlichen Leibwache vorüberzogen. Ein Kind nur warf mit Steinen.

Endlich hatte man den König gefunden. Er war, ohne sich sehr zu spüren, von Meubon heimgekehrt. Mounier, begleitet von zwölf Frauen, wird empfangen. Er schildert dem Könige die ungeheure Noth der guten Stadt Paris und stellt seinen Ministern das Gesuch der Nationalversammlung, die reine, einfache, unbedingte Annahme der Erklärung der Menschenrechte und der übrigen Artikel der Verfassung, vor. Unterdessen hört der König mit herablassender Güte die Klagen der Frauen an. Die junge Louise Chabry, die beauftragt war, im Namen Aller das Wort zu ergreifen, fühlte sich in Gegenwart des Königs so ergriffen und

bewegt, daß sie nichts Anderes als die Worte: Brot, Brot! hervorzustammeln vermochte und dann ohnmächtig zu Boden fiel. Der König, tief gerührt, ließ ihr alle mögliche Hilfe angeheihen, so daß sie, beim Weggehen, sich durch Dankbarkeit angetrieben fühlte, seine Hand zu küssen. Ludwig umarmte sie wie ein Vater.

Als Republikanerin war sie gekommen, und als Royalistin war sie von ihm weggegangen. Ja, sie hatte sogar gewagt: Es lebe der König! zu rufen. Die, welche auf dem Plage vor dem Schlosse harrten, waren außer sich über diesen Schrei und meinten, sie sei bestochen, dafür bezahlt worden. Die Arme lehrte alle ihre Taschen um, um Jeden zu überzeugen, daß sie kein Geld erhalten und daß man ihr Unrecht thue. Die Andern aber, neidisch auf die frühlingfische Schönheit der jungen, abtrünnigen Blumenhändlerin, warfen ihre schmutzigen Strumpfbänder um den blendendweißen Hals, um die Verrätherin, die sich erdreistet hatte, *vo le roi* zu rufen, weißentbraunt zu erwürgen. Nur durch Wunder ward sie gerettet. Sie flog ins Schloß zurück und erhielt vom Könige als Sicherheitskarte ihrer patriotischen Gefinnung einen schriftlichen Befehl, Getreide kommen zu lassen und jedes Hinderniß zur Verpflegung der guten Stadt Paris sofort zu beseitigen.

Auf das dringende Gesuch des Präsidenten Mounier hatte Ludwig ruhig geantwortet: . . .

— Kommen Sie gegen neun Uhr wieder!

Aber trotz dieser Antwort war Mounier im Schlosse, vor der Thür des Staatsraths geblieben, auf Antwort dringend, von Stunde zu Stunde anklopfend, bis zehn Uhr Abends. Noch immer war kein Beschluß gefaßt!

Der Minister in Paris, Herr v. Saint-Priest, hatte diese Neuigkeit erst sehr spät erfahren, (ein Beweis, daß der Zug nach Versailles unvorhergesehen und nicht im Voraus abgekartet war). Er schlug vor, daß die Königin nach Rambouillet fahre,

der König aber bleibe und dem Andrängen des Volkes Widerstand leiste. Die Abreise der Königin allein wäre hinreichend gewesen, das Volk zu beruhigen und auseinander zu bringen, ohne, wie Herr v. Saint-Priest zu rathen gewagt hatte, nöthigenfalls Gewalt zu brauchen. Nader wollte, daß der König nach Paris gehe und sich ganz und gar dem Volke vertraue, das hieß, daß er aufrichtig, wahr, sich der Revolution in die Arme werfe. Ludwig, unentschlossen wie gewöhnlich, vertagte den Staatsrath, um sich zuvor mit der Königin zu beraten.

Wohl wollte sie abreisen, aber nur mit ihm, um einen so unentschlossenen Menschen sich nicht selbst zu überlassen. Des Königs Name war seine Waffe, nun den Bürgerkrieg anzufachen. Gegen sieben Uhr vernimmt Herr v. Saint-Priest, daß Lafayette, gedrängt, fortgerissen von der Nationalgarde, gleichfalls nach Versailles ziehe.

Man muß auf der Stelle abreisen, sagt er. Man wirf den König, an der Spitze seiner Truppen, ohne Schwierigkeit durchziehen lassen.

Aber es war unmöglich, den König zu bewegen. Er glaubte (damals wohl mit Unrecht!), daß die Nationalversammlung, sei er einmal abgereist, den Herzog von Orleans als König ausrufen werde. Schon darum wollte er nicht fliehen. Mit großen Schritten maß er das Zimmer und wiederholte, nachdenkend, von Zeit zu Zeit: Ein flüchtiger König! Nein, nein, das geht nicht, das kann nicht sein! Die viel entschlosseneren Königin aber bestand darauf. Ihr Wille siegte, und sofort ward Befehl dazu gegeben. Schon aber war es zu spät.

Ein Pariser Soldat, der, wider seinen Willen, von den Frauen zu ihrem Oberhaupt gewählt worden war, und der, auf dem Wege nach Versailles, sich immer mehr und mehr erasirt hatte, war jetzt elfriger als alle Andern. Er hatte es gewagt durch die königlichen Garden, die den Eingang des Schlosses

besezt hielten, hindurchzuschlüpfen. Er findet das Gitter geschlossen, ruft den Portier, verlangt, daß dieser öffne, und dreht mit dem Bajonnet. Ein Leutenant der Garde und zwei andere ziehen ihre Degen und sprengen auf ihn los, um ihm den Laufpaß zu geben. Er flieht, erreicht eine Barade, stößt an eine Tonne an, fällt und schreit um Hilfe. Der Gardes-Offizier erreicht ihn in dem Augenblicke, wo die Versailler Nationalgarde nicht länger an sich halten können. Einer darunter, ein Weinbändler, springt aus der Reihe heraus, zielt auf ihn und trifft: er hatte ihm den Arm zerhewittert, mit dem er seinen Säbel hielt.

D'Estaing, der Commandant der Versailler Nationalgarde, der sich im Schlosse befand, glaubte es für seine Schuldigkeit zu halten, den König begleiten zu müssen. Obrist-Lieutenant von Leroindre blieb auf dem Plage und beehrte von der Municipalität Ordre, die sie nicht gab. Er fürchtete mit Recht, die ausgehungerte Menge werde plündernd durch die Stadt ziehen. Er eilte aufs Stadthaus, verlangte Nahrungsmittel für sie, konnte aber nichts verlangen als etwas Reis, was für die Masse nicht ausreihend war. Ueberall ließ er suchen und so gelang es ihm wenigstens so viel zu thun, als in seinen Kräften lag. — Gleichzeitig wandte er sich ans Regiment Flandern und fragte Offiziere und Soldaten, ob sie schießen würden. Diese aber waren bereits durch andere Macht gewonnen. Frauen hatten sich in deren Reihen geworfen und sie gebeten und beschworen, dem Volke kein Leid zuzufügen. Unter den Frauen erschien Eine, die wir noch öfters wiedersehen werden, Eine, die nicht, wie die andern, durch den Roth gewatet war, Eine, die später als die Uebrigen gekommen zu sein schien. Dies war die schöne Theroigne de Mericourt*), eine Lütticherin,

*) Der ursprüngliche Name dieser Revolutionsheldin war Anne Josephe Lambertine Lermagne. Sie adoptirte den Namen ihres Geburtsortes

lebhaft, lähn, leidenschaftlich wie so viele andere Frauen von Lüttich, welche die Revolutionen des fünfzehnten Jahrhunderts mitgemacht und sich tapfer gegen Karl den Kühnen geschlagen hatten. Eigenthümlich, fremdbartig, pikant in ihrem rothen Ueberrode und mit ihrem Amazonen-Hute, den Säbel an der Seite, sprach sie das Französische mit einem fremdbartigen Accent, aber mit hinreißender Beredtsamkeit. Man lachte, gab aber dennoch nach. Stürmisch, reizend, fürchterlich besaß dies verführerische Weib die Gabe, jedes Hinderniß siegreich zu beseitigen.

Theroigne hatte diesem armen Regimente Flandern den Kopf verdreht, es für sich gewonnen und es dergestalt entwaffnet, daß es seine Patronen brüderlich theilte mit den Versailler Nationalgarden.

Leztern ließ D'Estaing sagen, sie sollten sich sofort zurückziehen. Einige gingen, Andere blieben und erklärten, sie würden dann erst gehen, wenn sich die königliche Garde würde zurückgezogen haben. Die Garden erhalten Befehl, aufzubrechen. Es ist acht Uhr und Stockfester. Das Volk drängt und verfolgt die abziehenden Garden mit Hohngelächter. Mit dem Säbel in der Hand müssen sie sich Bahn brechen. Diejenigen am Ende des Zuges, härter gedrängt als die Uebrigen, lassen Pistolenschäfte fallen; drei Nationalgarden werden davon verwundet. Ihre Kameraden erwidern diese Schüsse... Die Leibgarde bedient sich ihrer Musketen.

Ein Lieutenant von Versailles erklärt einem Gardisten der Artillerie, daß, wenn er kein Pulver gebe, er ihm eine Kugel durchs Gehirn jagen werde. Diese Drohung bestimmt den Artilleristen, eine Lon-

des Mericourt und nannte sich, als sie nach Paris kam, Theroigne de Mericourt. Das Dorf heißt jetzt Marcourt u. liegt im Luxemburg'schen. Sie wird also mit Unrecht von Michelet sowohl, als von Lafayette, Lütticherin genannt.

ne Pulver herzugeben. Und damit wurden gleich darauf die Kanonen geladen, die der Rampe gegenüber aufgepflanzt standen, so, daß diese Kanonen den Truppen, welche das Schloß bedeckten, und den Gardes des Königs, die nach dem Plage zurückkehren, in die Flanken fielen.

Auf der andern Seite des Schlosses hatten die Krute von Versailles dieselbe Festigkeit u. Entschlossenheit gezeigt. Fünf Wagen zeigten sich am Gitter, um hinaus zu fahren. Es ist die Königin, sagte man, die nach Trianon fährt. Der Schwelger officier . . . der Nationalgardist schließt.

— Es ist Gefahr vorhanden für Ihre Majestät, sagt der Commandant, sich in diesem Augenblicke aus dem Schlosse zu entfernen. Die Wagen werden unter Escorte zurückgeführt. Es gab keinen Ausweg mehr. Der König war ein Gefangener.

Der Regen fiel in Strömen. Die Menge suchte Schutz, wo sie konnte. Die Linien zerbrachen das Gitter des großen Markplatzes, worin das Regiment Flandern lag, und mischten sich unter die Soldaten. Die Andern, ungefähr viertausend, waren in der Nationalversammlung zurückgeblieben. Die Männer verhielten sich ziemlich ruhig; für die Frauen aber war dieser Zustand der Unthätigkeit unerträglich: sie sprachen, schrien und riefen sich bla und her. Maitland allein war im Stande, diese aufgeregte Masse zum Schweigen zu bringen, dadurch, daß er, den Lauf der Debatte unterbrechend, die Nationalversammlung haranguirte, ihrer Pflicht eingedenk zu sein und Alles zu thun, was die Nation von ihr erwartete.

Das, was neue Unruhe erweckte, war, daß die Gardes du Corps die Dragoner holten, die sich an den Thoren der Versammlung aufgestellt hatten, um sie zu fragen, ob sie ihnen beistehen wollten, die Kanonen zu nehmen, die das Schloß bedrohten. Man warf sich wie wüthende Tiger entgegen und verzagte sie.

Um acht Uhr ein neuer Versuch. Man überbringt eine königliche Botschaft, wo, ohne die Erklärung der Rechte zu erwähnen, auf vage Art die freie Circulation des Getreides zugesichert wird. Es ist wahrscheinlich, daß in jenem Augenblicke die Idee der Flucht vorherrschend war. Ohne den Präsidenten der Versammlung, an der Thür des Staatsraths harrend, einer Antwort zu würdigen, schickte man diese Botschaft geradezu in die Versammlung, um die ungeduldige Menge zu beschäftigen.

Eine sonderbare Erscheinung hatte den Schrecken des Hofes vermehrt. Ein junger, schlechthabender, ganz entstellter Mann tritt ein. Man erkant . . . es ist der Herzog von Richelieu, der in dieser Verkleidung sich mitten unter das Volk, mitten unter den neuen Menschenstrom, der sich von Paris nach Versailles herangewälzt, hineingemischt hatte. Auf halbem Wege war er athemlos vorangeilt, um die königliche Familie von diesem neuen Zuge in Kenntniß zu setzen: er hatte schreckliche Dinge, wüthende Drohungen, haarsträubende Flüche gehört. Dies Alles erzählend, war er dabei so bleich geworden, daß auch Alle, die ihn hörten, aus Angst erbleichten.

Der Muth des Königs fing an zu sinken: er fühlte die Königin in Gefahr. Welch barten Kampf es seiner Ueberzeugung kostete, die legislativen Philosopheme der Nationalversammlung gutzuheißen, dennoch entschloß er sich, um zehn Uhr Nachts die Erklärung der Menschenrechte zu unterzeichnen.

Endlich konnte sich Mounier entfernen. Er beehrte sich, vor Anfanst dieses großen Heeres von Paris, dessen Absicht er nicht kannte, in den Schooß der Versammlung, auf seinen Präsidentenstuhl zurückzukehren. Er tritt ein, findet aber keine Versammlung mehr. Sie hatte ihre Sitzung aufgehoben. Die Masse, immer lärmender, wilder, begehrlicher, hatte verlangt, daß die Preise des Brotes und die des Fleisches er-

mäßigt werden. Mounier findet an seinem Plage, auf dem Präsidentenstuhle eine große dicke Frau, die die Klingel hält und nur mit Widerstreben ihm den von ihr usurpirten Platz etaräumt. — Er ertheilt Befehl, die Deputirten zu versammeln, und verkündet dem Volke, der König habe so eben die constitutionellen Artikel angenommen. Die Frauen, die ihn umdrängen, verlangen Abschrift davon.

— Aber werden sie uns auch Nutzen bringen? fragen sie den Präsidenten. Werden sie den Armen von Paris Brot verschaffen?

Anderer wieder schreien: Uns hungert! Wir haben heute noch nichts gegessen!

Mounier sagt, man werde zu den Bäckern nach Brot schicken. Und bald darauf langen von allen Seiten Lebensmittel an. Und Alle im Saale fallen darüber wie hungrige Wölfe her.

Die Frauen schwagen, während sie essen, mit Mounier.

— Aber, liebster Präsident, sagt eine der bereits Halbgefättigten, wie hat es Euch einfallen können, dies abscheuliche Veto zu vertheidigen? Hütel Euch wohl vor der Laterne!

Mounier antwortet ihnen mit imponirender Festigkeit:

— Ihr seid nicht im Stande, dies zu beurtheilen. Man hat Euch darüber gestäuscht. Was mich betrifft, so will ich lieber mein Leben aufs Spiel setzen, als Verräther an meinem Gewissen werden!

Diese Antwort erhält ihren ganzen Beifall. Und seit diesem Augenblicke behandeln sie ihn alle mit mehr Freundschaft. Der Lärm aber wird immer stärker. Mirabeau allein wäre im Stande gewesen, diesen Tumult zu beherrschen. Er aber bekümmerte sich nicht darum. Wohl war er an diesem Abende unruhig. Nach der Kuslage mehrerer Zeugen hatte er sich, mit einem großen Sä-

der König aber bleibe und dem Andrängen des Volkes Widerstand leiste. Die Abreise der Königin allein wäre hinreichend gewesen, das Volk zu beruhigen und aneinander zu bringen, ohne, wie Herr v. Saint-Priest zu raten gewagt hatte, nöthigenfalls Gewalt zu brauchen. Weder wollte, daß der König nach Paris gehe und sich ganz und gar dem Volke vertraue, das hieß, daß er aufrichtig wahr, sich der Revolution in die Arme werfe. Ludwig, unerschlossen wie gewöhnlich, vertagte den Staatsrath, um sich zuvor mit der Königin zu beraten.

Wohl wollte sie abreisen, aber nur mit ihm, um einen so unerschlossenen Menschen sich nicht selbst zu überlassen. Des Königs Name war seine Waffe, um den Bürgerkrieg anzufachen. Gegen sieben Uhr vernimmt Herr v. Saint-Priest, daß Lafayette, gedrängt, fortgerissen von der Nationalgarde, gleichfalls nach Versailles ziehe.

Man muß auf der Stelle abreisen, sagt er. Man wirft den König, an der Spitze seiner Truppen, ohne Schwierigkeit durchziehen lassen.

Aber es war unmöglich, den König dazu zu bewegen. Er glaubte (damals wohl mit Unrecht!), daß die Nationalversammlung, sei er einmal abgereist, den Herzog von Orleans als König ausrufen werde. Schon darum wollte er nicht fliehen. Mit großen Schritten maß er das Zimmer und wiederholte, nachdenkend, von Zeit zu Zeit: Ein flüchtiger König! Nein, nein, das geht nicht, das kann nicht sein! Die viel entschlosseneren Königin aber bestand darauf. Ihr Wille siegte, und sofort ward Befehl dazu gegeben. Schon aber war es zu spät.

Ein Pariser Colbat, der, wider seinen Willen, von den Frauen zu ihrem Oberhaupt gewählt worden war, und der, auf dem Wege nach Versailles, sich immer mehr und mehr exaltirt hatte, war jetzt eifriger als alle Andern. Er hatte es gewagt durch die königlichen Gardien, die den Eingang des Schlosses

befestigt hielten, hindurchzuschlüpfen. Er findet das Gitter geschlossen, ruft den Portier, verlangt, daß dieser öffne, und droht mit dem Bajonnet. Ein Lieutenant der Garde und zwei andere ziehen ihre Degen und sprengen auf ihn los, um ihm den Laufpaß zu geben. Er flieht, erreicht eine Barade, stößt an eine Tonne an, fällt und schreit um Hilfe. Der Garde-Offizier erreicht ihn in dem Augenblicke, wo die Versailler Nationalgardien nicht länger an sich halten können. Einer darunter, ein Weinhändler, springt aus der Reihe heraus, zielt auf ihn und trifft: er hatte ihm den Arm zerschmettert, mit dem er seinen Säbel hielt.

D'Estaing, der Commandant der Versailler Nationalgarde, der sich im Schlosse befand, glaubte es für seine Schuldigkeit zu halten, den König begleiten zu müssen. Obrist-Lieutenant von Recointre blieb auf dem Plage und beehrte von der Municipalität Ordre, die sie nicht gab. Er fürchtete mit Recht, die ausgehungerte Menge werde plündernd durch die Stadt ziehen. Er eilte aufs Stadthaus, verlangte Nahrungsmittel für sie, konnte aber nichts verlangen als etwas Reis, was für die Masse nicht ausreihend war. Ueberall ließ er suchen und so gelang es ihm wenigstens so viel zu thun, als in seinen Kräften lag. — Gleichzeitig wandte er sich ans Regiment Flandern und fragte Offiziere und Soldaten, ob sie schießen würden. Diese aber waren bereits durch andere Macht gewonnen. Frauen hatten sich in deren Reihen geworfen und sie gebeten und beschworen, dem Volke kein Leid zuzufügen. Unter den Frauen erschien Eine, die wir noch öfters wiedersehen werden, Eine, die nicht, wie die andern, durch den Roth gewatet war. Eine, die später als die Uebrigen gekommen zu sein schien. Dies war die schöne Theroigne de Mericourt*, eine Lütticherin,

*) Der ursprüngliche Name dieser Revolutionsheldin war Anne Josephe Lambertine Terwagne. Sie adoptirte den Namen ihres Geburtsdors

lebhaft, kühn, leidenschaftlich wie so viele andere Frauen von Lüttich, welche die Revolutionen des fünfzehnten Jahrhunderts mitgemacht und sich tapfer gegen Karl den Kühnen geschlagen hatten. Eigenhülich, fremdartig, pikant in ihrem rothen Ueberrocke und mit ihrem Amazonen-Hute, den Säbel an der Seite, sprach sie das Französische mit einem fremdartigen Accent, aber mit hinreichender Beredsamkeit. Man lachte, gab aber dennoch nach. Stürmisch, reizend, fürchterlich besaß dies verführerische Weib die Gabe, jedes Hinderniß siegreich zu beseligen.

Theroigne hatte diesem armen Regimenter Flandern den Kopf verdreht, es für sich gewonnen und es vergeblich entworfen, daß es seine Patronen brüderlich theilte mit den Versailler Nationalgardien.

Leptern ließ D'Estaing sagen, sie sollten sich sofort zurückziehen. Einige gingen, Andere blieben und erklärten, sie würden dann erst gehen, wenn sich die königliche Garde würde zurückgezogen haben. Die Gardien erhalten Befehl, aufzubrechen. Es ist acht Uhr und hochsteher. Das Volk drängt und verfolgt die abziehenden Gardien mit Hohngeächzen. Mit dem Säbel in der Hand müssen sie sich Bahn brechen. Diejenigen am Ende des Zuges, härter gedrängt als die Uebrigen, lassen Pistolenschüsse fallen; drei Nationalgardien werden davon verwundet. Ihre Kameraden erwidern die Schüsse... Die Leibgarde bedient sich ihrer Musketen.

Ein Lieutenant von Versailles erlaubte einem Gardisten der Artillerie, daß, wenn er kein Pulver gebe, er ihm eine Kugel durchs Gehirn jagen werde. Diese Drohung bestimmt den Artilleristen, eine Lor-

ses Mericourt und nannte sich, als sie nach Paris kam, Theroigne de Mericourt. Das Dorf heißt jetzt Marcourt u. liegt im Arrondissement von Arras. Sie wird also mit Unrecht von Michelet sowohl, als von L. Martine, Lütticherin genannt.

kürliche Zuneimen, das bei jeder Gelegenheit jederzeit wahrzunehmen ist, erlaubte nicht, sich dem Gedanken hinzugeben, daß der zweite Zug eben so friedlich vorüberziehen werde. Es ist wahr, daß diese zweite Expedition unter den Augen der Pariser Nationalgarde und fast wie im Einverständnisse mit ihr vorgegangen war. Nichtsdestoweniger aber befanden sich Männer darunter, eingeschlossen, selbstständig aufzutreten. Mehrere darunter waren wühende Fanatiker, gekommen mit der Absicht, die Königin zu tödten.

Gegen sechs Uhr Morgens erklärten diese Leute von Paris und Versailles (Erstere gerade die Erbittertesten!) trotz der Gegenwehr der Gardien, welche fünf Männer aus dem Volke getödtet hatten, die königlichen Gemächter, nachdem dieses Volk seinerseits sieben Schweizer Barrikaden erwürgt hatte.

Die Königin, in höchster Gefahr, entkam dieser nur dadurch, daß sie sich ins Zimmer des Königs flüchtete. Sie ward gerettet durch Lafayette, der noch zu rechter Zeit mit seinen Gardisten herbeigekommen war.

Als halb darauf Ludwig XVI. auf dem Balcon erschien, schrie ihm die Menge entgegen:

— Fort mit dem Könige nach Paris!

Auch die Königin ward gezwungen, sich zu zeigen. An ihrer Seite erschien Lafayette, der, theilnehmend an ihrer Befahr, ihr die Hand küßte. Das Volk, überaus gerührt, sah in diesem Augenblicke nur Frau und Mutter in ihr und schloß Beifall.

Sonderbar, die Politiker, namentlich jene, welche den Herzog von Orleans zum General-Statthalter ausrufen wollten, fürchteten nichts so sehr als die Ueberhebung des Königs nach Paris. Sie glaubten (und zwar nicht mit Unrecht), daß dies für Ludwig XVI. eine Schwäche sei, von Neuem populär zu werden. Wenn die Königin (getödtet

entflohen) ihm nicht nachgefolgt wäre, dann würden die Pariser höchst wahrscheinlich sich mit dem Könige vollständig ausgesöhnt und ihn von Neuem liebgewonnen haben, denn immer hatten sie eine gewisse Schwäche, eine ausgesprochene Neigung für den dicken Herrn, der keineswegs schlecht und böspäst war, und der bei seiner Wohlbeleibtheit eine Miene väterlicher, glückseliger Gemüthigkeit besaß, die ganz geeignet war, sich den Beifall der großen Masse zu gewinnen. Wir haben gehört, daß die Frauen der Halle ihn ein „gutes Väterchen“ genannt. Und so dachte das ganze Volk!

Der König hatte die ganze Nationalversammlung nach dem Schlosse beschieden. Doch kaum vierzig folgten diesem Rufe. Die Meisten, unentschlossen, blieben im Sitzungssaale. Das Volk, das die Tribünen füllte, riß ihnen Furcht ein. Bei dem ersten Wort, das gesagt wird, hinzugehen, um das Schloß zu besetzen, stieß es einen Schrei wilder Freude aus.

Da erhob sich Mirabeau. Gewohnt, mit solchen Worten seinen Gehorsam des Volkswillens zu bemänteln, rief er aus:

— Die Freiheit der Nationalversammlung wäre bloßgestellt, ließe sie sich herab, im Palaste der Könige die brennenden Fragen des Volkes zu berathen. Es verträge sich nicht mit ihrer Würde, den Ort ihrer Sitzungen zu verlassen. Es genüge, eine Deputation hinzuschicken. — Der junge Barnave unterstützte dessen Antrag. Der Präsident Mounier widersetzte sich, doch vergebens!

Endlich erfährt man, daß der König einwillige, nach Paris zu gehen. Auf Mirabeau's Antrag beschließt die Versammlung, daß sie für die gegenwärtige Session unzertrennlich von der Person des Königs sei.

Mittag rückt heran. Es geht auf Eins. Der König muß abreisen, muß Versailles verlassen. Gute Nacht, alte Monarchie!

Hundert Deputirte, eine ganze Armee,

ein ganzes Volk umringen den König. Er entfernt sich aus dem Schlosse seiner Ahnen, um es niemals wiederzusehen.

Die Menge setzt sich in Bewegung. Sie zieht nach Paris, vor und hinter und neben dem Wagen des Königs. Männer, Weiber ziehen, wie es geht, zu Fuße, zu Pferde, in Mietswagen und auf Karren, die man findet, ja selbst auf den Rufen der diesen Zug begleitenden Kanonen. Die Frauen tragen auf Piken große Laibe erdenteten Brotes; Andere schwingen Pappelsweige, schon gebleicht vom Herbst. Alle waren sehr lustig, ja sogar ausgelassen und, nach ihrer Weise liebenswürdig; einige schlechte Witze abgerechnet, die sie sich in Bezug auf die Königin erlaubten.

Madame Beto, meinte Eine dieser Pappelschwingerinnen, könnte eben so gut zu Fuße gehen, als Unser Eimer!

Andere wieder schrien:

Wir bringen den Bäcker und die Bäckerin!

Alle aber dachten, sie brauchten nun nicht mehr Hungers zu sterben, wenn sie den König bei sich in Paris hätten. All diese Weiber waren noch Royalistinnen und außerordentlich erfreut, ihr „Liebes Väterchen“ in gute Hände zu bringen. Er besitzt zwar nicht viel Kopf, meinten sie; er hat zwar nicht sein Wort gehalten; daran ist aber kein Anderer, als die Königin schuld. Aber, einmal in Paris, wird es nicht an Frauen fehlen, die der Oesterreicherin die Augen öffnen und sie besser berathen werden; als das parfümirte Hofgesindel von Versailles.

Dies Alles, bunt durcheinander, lustig, traurig, ausgelassen heiter und wehmüthig, niedergeschlagen. Alles hoffte; nur der Himmel war nicht dabei. Das Wetter hatte dies Fest nur wenig begünstigt. Es regnete in Strömen ohne Unterlaß. Es ging langsam durch den Schmutz. Mehrere knallten von Zeit zu Zeit, um sich aufzuheltern und ihre Waffen zu entladen, ihre Büchsen los.

Der königliche Wagen, eskortirt, La

Capette am Kutschenschlage, rückte langsam wie ein Sarg vor. Die Königin war ungemein unruhig. War es sicher, daß sie lebendig nach Paris komme? Sie befragte darüber Lafayette und dieser befragte Moreau de Méry, der in den glorreichen Tagen der Erstürmung der Bastille Vorsitzender im Stadthause war und besser als jeder Andere den Terrain kannte. Dieser gab die vielsagende Antwort:

— Ich zweifle, daß die Königin allein die Tuileries erreicht. Aber einmal am Stadthause, wird sie wohl noch hinkommen!

Endlich ist der König in Paris. An dem einzigen Orte, wo er immer hätte sein sollen, am Herzen von Frankreich. Möge er sich dessen würdig zeigen!

Der Aufstand vom 6. Oktober, notwendig, natürlich und gesetzlich, wenn es einen solchen jemals gegeben hat, unverabredet, unvorhergesehen und wahrhaft volksthümlich, gehört vorzugsweise den Frauen, wie Jener des 14. Juli den Männern an. Die Männer haben die Bastille, die Frauen haben den König genommen.

Der 1. Oktober ward durch die Frauen von Versailles verborben, der 6. Oktober wurde durch die Frauen von Paris gut gemacht.

Römische Geschichte.

Von Dr. Wilhelm.

Untergang der republikanischen Verfassung.

M. Antonius und die Verschworenen.

Unablässig, wie Wellenschläge der Unendlichkeit, rollen die Zeitperioden über. Sie tragen in ihrem Schooße die Thaten der Menschen, ihre Freuden und ihre Schmerzen. Aber in der scheinbar

ungeregelten Bewegung, welche die menschlichen Schicksale bedingt, offenbart sich dem aufmerksamen Beobachter ein festes, unabänderliches Gesetz; es ist das der Ausgleichung, oder richtiger der Vergeltung. Manchmal sucht man es wohl vergeblich zu erkennen, wenn der überwältigende Strom der Begebenheiten den Blick durch die rasche Folge der äußern Erscheinungen gefesselt hält; allein noch öfter kommt es klar und bestimmt zur Anschauung, gleich den Gesetzen, welche den Kreislauf der irdischen Natur und der Welten im unermesslichen Raume zu Grunde liegen. So tritt es uns namentlich in den Folgen entgegen, die Cäsar's Tod über die Verschworenen und über das römische Reich brachte.

Noch ahnte man die Gräuelt u. Schrecknisse nicht, die aus dem vergossenen Blute, gleich Rachegeistern, hervorsteigen sollten. Aber wie sich die Nachricht von Haus zu Haus, von Quartier zu Quartier verbreitete, fühlten sich alle Bürger, reiche wie arme, von langer Furcht bewegt. Denn der Mann, der nach langen, erschütternden Stürmen Ruhe und Sicherheit gebracht, war todt, erschlagen durch Mörderhände! Was hat man zu erwarten? wer bürgt für Leben u. Eigenthum? Begnügten sich die Thäter mit dem einen Opfer, oder forderten sie mehr und immer mehr, wie vorher Marius und Sulla gethan hatten? Man schloß eilends die Kaufläden, die Werkstätten, die Wohnungen. Wer nichts zu verlieren hatte, eilte auf die Straße, nach dem Forum; die Neugierde, Sicheres zu erfahren, trieb Andere herauß. Bald sah man eine Schaar von sechzig Senatoren in feierlicher Haltung von der Curie des Pompejus nach dem Forum ziehen. Vor ihnen her wurde der *Pileus* (Hut), das Zeichen der Freiheit, getragen; sie selbst schwingen die blutigen Dolche, womit sie die That vollbracht hatten, und riefen das römische Volk zur Freiheit auf. Niemand antwortete; stumm und starr blickte die Menge auf das seltsame Schauspiel und auf, die Gladiatoren-Banden, die mit Waffen den Aufzug begleiteten. Als die

Verschworenen den geringen Erfolg ihres Aufzuges, die Theilnahmlosigkeit, hin und wieder auch die drohende Haltung der Menge wahrnahmen, zogen sie beschleunigten Schrittes weiter und suchten vorerst Sicherheit auf dem Capitol, das sie mit ihren Fehtern besetzten. Noch andere Männer von republikanischer Gesinnung, unter ihnen auch Cicero, begaben sich gleichfalls dahin, um zu berathen, was zu thun sei. Im Gefühle seiner reinen Absichten und kühner, als seine Hoffnungen, wagte Brutus am folgenden Tag noch einmal vor die Menge zu treten und gegen Cäsar's Streben nach tyrannischer Herrschaft Klage zu erheben. Da kein Zeichen des Beifalles erfolgte, so zog er sich alsbald wieder zurück. Man beschloß den Senat zu versammeln; aber weil weder Tribunen noch Consuln zugegen waren, denen gesetzlich das Recht der Berufung zukam, glaubte man sich verpflichtet, den M. Antonius dazu aufzufordern, indem derselbe mit Cäsar das Consulat für dieses Jahr bekleidete.

M. Antonius, bisher der ergebene Genosse u. kriegerische Gehülfe des Dictators u. durch seine Mutter Julia mit ihm verwandt, war mit seinem Meister dem Tode geweiht, aber durch die Fürsprache des Brutus erhalten worden, weil nur der Tod des Gewaltberrschers, nicht auch der seiner Helfer gerechtfertigt schien. Von früher Jugend an hatte er sich in Wohlthun und Ausschweifungen herumgetrieben. Er besaß nicht die geistige Kraft wie Sulla und Cäsar, seine zügellosen Leidenschaften zu beherrschen, wenn eine große Aufgabe vorlag. Doch war er von der Natur mit nicht gewöhnlichen Talenten ausgestattet, die er auf dem Felde der Politik wie der Waffen geltend zu machen wußte. Nach Cäsar's Tode hatte er sich, für seinen Kopf besorgt, in seine Wohnung zurückgezogen; die Einladung der Männer auf dem Capitol zeigte ihm ihre schwankende Lage u. gab ihm den Muth, für sein eigenes Interesse offen in die Schranken zu treten. Calpurnia, die Wittve Cäsar's, war mit dem Privatthum ihres erschlagenen Gatten (25 Millionen Denare) zu ihm in sein

wohlverschanztes Haus geflüchtet. Für den Schutz, den er ihr gewährte, machte er sich mit dem Gelde bezahlt. Hierzu fügte er noch den Inhalt der Staatskasse, der 175 Millionen Denare (40 Millionen Thlr.) betrug, weil er wohl wußte, daß man mit Gold Schwerter und Kronen einhandeln konnte. Gestützt auf diese Mittel, kündigte er auf den 17. März eine Sitzung des Senates an.

Der Tag brach an, aber in der Stadt hatte Alles ein unheimliches Ansehen; denn durch die Volkshaufen, die mißtrauisch und voll banger Erwartung hin- und herwogten, drängten sich bewaffnete Veteranen, ergrimmt über die Ermordung ihres Feldherrn, zum Theil durch reichliche Geldspenden des Antonius für seine Sache gewonnen. Auch wußte man, daß jenseits der Tiber mehrere Legionen lagerten, die M. Aemilius Lepidus, der Reiteroberst Cäsar's, in die ihm bestimmte Provinz Gallia Narbonensis führen sollte. Deswegen wagten die Verschworenen nicht, das Capitol zu verlassen; die übrigen Senatoren aber fanden sich im Tempel der Lulus ein, wohin die Sitzung verlegt war. Antonius erschien; er ließ sich auf dem curulischen Stuhle nieder und buldete es, daß sein Gegner Dolabella, ein junger Wüßling, dem Cäsar für den Fall seiner Abwesenheit das Consulat übertragen hatte, neben ihm Platz nahm. Die Verhandlungen waren lebhaft; man stritt, ob der Dictator eine rechtmäßige Obrigkeit oder ein Tyrann gewesen sei. Endlich nahm Antonius das Wort. Er wies darauf hin, wie man die Ermordung des Staatsoberhauptes nicht für rechtmäßig erklären könne, ohne zugleich alle seine Anordnungen und damit die gegenwärtige Staatsverfassung umzustossen, wodurch nicht nur die Interessen von Tausenden gefährdet, sondern auch die tapfern Legionen zur höchsten Wuth entflammt würden. Er stellte daher den Antrag, man solle die Verfügungen des gefallenen Dictators, als zu Recht bestehend, anerkennen, übrigens, was geschehen sei, vergeben und vergessen. Dieses Wort war dem alten, vorsichtigen

Cicero recht aus der Seele geredet. In seiner politischen Kurzsichtigkeit verkannte er den Stand der Dinge und den Charakter der handelnden Personen so sehr, daß er an eine allgemeine Versöhnung und an den Wiederaufbau eines freien Staates ehrlich glaubte. In wohlgefügter Rede sprach er diese vergessene Meinung aus und hoffte durch das Wort Amnestie jedes Hinderniß der Eintung und Freiheit beseitigt zu haben. Darauf traf er noch am Abend vor das Volk, um ihm die Beschlüsse des Senates und Sicherheit, Friede und glückliche Tage zu verkündigen, wofür ihn ein allgemeiner Beifall und Jubel belohnte. Die Freude schien gerechtfertigt; denn auch die Parteihäupter feierten ein Versöhnungsfest. Die Verschworenen nämlich, denen die Gegner ihre Söhne als Unterpfänder für ihre Sicherheit übergaben, stiegen von dem Capitol herab und Brutus lag beim festlichen Mahle mit Lepidus, Cassius mit Antonius zu Tische. Der Tag, der drohend begonnen hatte, endigte in Eintracht und Frieden. Der gläubige Festredner aber rieb sich behaglich die Hände; denn er meinte, das Alles sei sein Werk und werde Bestand und Dauer haben.

Hätte freilich Cicero in den Seelen der handelnden Personen lesen können, so würde er ganz andere Dinge darin entdeckt haben. Vornehmlich dachte Antonius nicht entfernt daran, die Entzün- dungen des alten Redners wahr zu machen. Er durfte nur mit äußerster Vorsicht zu Werke gehen, da er nicht nur die Republikaner, sondern auch seine Gefährten im Dienste Cäsar's zu Gegnern hatte, indem letztere wohl ihre Nacken unter das gewaltige Genie des Dictators gebeugt hatten, nicht aber Willens waren, einem Andern dienstbar zu sein. Selbst auf den äußerst beschränkten Lepidus konnte er sich nicht stützen; denn der ungeschlachte Mensch machte seine Wichtigkeit auf brutale Weise geltend und ließ es ihn fühlen, daß er, als Befehlshaber von Legionen, das letzte Wort zu sprechen habe. Antonius gönnte ihm

diese Freude, während er selbst seine hochstrebenden Entwürfe weiter verfolgte. In seinem Besitze waren das Geld und die Papiere, namentlich das Testament Cäsar's; Beides verwendete er für seine Zwecke; er ließ sogar noch gar viele Clauseln, als Verfügungen des Dictators, beifügen und zwar durch Faberius, den Schreiber desselben, der die Hand seines Herrn täuschend nachzuahmen verstand. Zunächst war ihm daran gelegen, den Senat einzuschüchtern und fügsam zu machen. Dazu fand sich Gelegenheit bei Bestattung der Leiche des Ermordeten. Auf dem Forum, wo der Körper aufgestellt war, hielt er die Trauerrede. Anfangs rühmte er, wie üblich, die Thaten und Verdienste des großen Mannes, die ihm zuerkannten Ehren, die Wohlthaten, die er dem Volke erwiesen, dem er sogar in seinem Testament seine Gärten und ein Geschenk von 75 Drachmen (etwa 20 Thlr.) für jeden Bürger zugedacht habe. Dann entfaltete er das blutige, von Dolchschößen zerrissene Gewand. Während der nun folgenden Leichengänge erhob sich, wie durch einen Zauber, der erschlagene Held mit seinen 23 Wunden und vom Tod erstellten Zügen. Es war nur ein WachsBild, aber so künstlich geformt, daß Viele getäuscht, Alle gerührt und von Zorn gegen die Mörder erfüllt wurden.

Die Volksmasse türmte auf dem Forum selbst den Holzstöß auf, der die Ueberreste ihres Wohltäters verzehren sollte, und warf in die lodernnden Flammen Prachtgewänder, Schmuck, Waffen und was irgend zum Opfer geeignet schien. Dann stürmte die Menge fort mit Feuerbränden nach den Häusern der Verschworenen, um sie niederzubrennen.

Unter diesen Umständen hielten es die Letzteren für gerathen, die Hauptstadt zu verlassen; auch Cicero und andere namhafte Senatoren dachten an ihre Sicherheit und zogen sich auf ihre Landgüter zurück, wo sie fleißig zusammenkamen, rathschlagten, Klage führten, aber nicht wagten, für ihre Sache mit Entschlossenheit zu handeln. Lesso thätiger war

Antonius. Er umgab sich mit einer Leibwache von Veteranen, die seinen weitem Verfügungen Eingang verschafften. Mit Hilfe des oben genannten Schreibers Faberius brachte er Wunderdinge zum Vorschein, die, was ihm besonders am Herzen lag, viel Geld eintrugen. So erlangten die Sicilier das römische Bürgerrecht, die Kreter Steuerfreiheit, der König Dejotarus das Reich Kleinarmenien: Alles nach den Anordnungen Cäsar's, aber für ungeheure Summen; die den Säckel des Testamentsvollstreckers füllten.

Mit dem eingeschüchternen Senate suchte der seine Politiker fortwährend in gutem Einvernehmen zu bleiben, und es gelang ihm auch, die gläubigen Leute über seine Absichten soweit zu täuschen, daß sie ihm die Provinz Macedonien mit den für den parthischen Feldzug gesammelten Legionen zutheilten, obgleich nach Cäsar's Verfügung dieser wichtige Posten dem Brutus zufam. Schon früher, im April und Mai, bereiste er, als Commissär der Landanweisung für Veteranen, Autilianen. Da war er so freudig mit fremdem Elantheum und mit dem Gelde, das er in Massen angehauft hatte, daß er die zerstreuten Kriegskrieger ganz für sich gewann. Hausenweise begleiteten ihn die wehrhaften Männer in die Hauptstadt, wo er mit seinen Plänen offener hervortrat. Er beehrte in einer Sitzung des Senats am 5. Juni die Statthalterschaft des diesseitigen Galliens. Decimus Brutus hatte diese Provinz bereits in Besitz genommen; sie war die Pforte, durch welche einst Cäsar nach Rom vorgerückt war; daher lag die Absicht des schlanken Politikers unverhüllt am Tage, und trotz der überall drohenden Veteranen laut der Antrag entschiedenen Widerspruch. Antonius machte sich darum wenig Kummer; er brachte die Sache vor die Tribus, wo die blinkenden Schwerter und der Räder von Versprechungen bessere Wirkung thaten. Der Vorschlag wurde genehmigt. Der Feldzug des Tages wußte aber, daß mit Worten

wenig geschehen war, wenn die Mittel der Gewalt fehlten. Er eilte daher mit Julia, seiner gleich ehrfurchtigen Gattin, nach Brundisium, wo inzwischen vier macedonische Legionen, Kernvölker Cäsar's, gelandet waren. Er ließ dieselben ausdrücken und verlangte, als ihr Feldherr, den Kriegsgeld. Er versprach ihnen, um sich ihrer Treue zu versichern, für jeden Mann 100 Denare (gegen 25 Thl.), ein Geschenk, das fast seine Mittel überstieg, da er die zusammengebrachten Schätze verschleudert hatte. Die Waffenleute antworteten mit Hohnschlägen, denn eine solche Gabe schien ihnen kaum für einen Trostnecht genügend. Erbittert über den Troß befahl Antonius, die lautesten Schreier und Meuterer zu ergreifen und sogleich zu enthaupten, wodurch allerdings für den Augenblick alle Widerspenstigkeit niedergeschlagen wurde. Nachdem er hierauf andere Befehlshaber ernannt hatte, rückte er mit einer der macedonischen Legionen und einer eignen, *Alaudas* (Lerchen) genannt, auf der Straße von Rom vor, während die drei übrigen dem adriatischen Meere entlang marschirten.

Im November betrat der kluge Mann mit einer prätorischen Cohorte das Reichthum der Stadt und berief alsbald den Senat; allein bevor er die Berathung einleiten konnte, ward ihm der Abfall mehrerer Legionen gemeldet. Er mußte eilen, den Ueberrest des Kriegsvolks gegen Dec. Brutus zu führen, um nicht wehrlos seinen Feinden gegenüber zu stehen. Er erkannte zu spät, daß er seinen Meister in der Politik gefunden habe, und dieser war ein früher schon genannter Neffe Cäsar's, ein Jüngling von neunzehn Jahren, der kaum der Beachtung werth schien, der in der Folge so berühmte gewordene Octavian.

G. Octavius, später G. Jul. Cäsar Octavianus genannt (geb. 63 v. Chr.), rühmte sich, der Enkel einer jüngeren Schwester des großen Dictators zu sein. Nach dem frühen Tode seines Vaters wuchs er unter der Leitung seiner Mutter Attia und seiner

Großmutter auf. Doch scheint ihm Cäsar frühe sein Wohlwollen zugewendet zu haben; denn er übertrug ihm schon in seinem sechzehnten Jahre das Pontifical und suchte seine schwächliche Gesundheit zu stärken, indem er ihn zu kriegerischen Unternehmungen heranzog. Indessen ward der Jüngling durch Krankheit von dem afrikanischen Feldzuge fern gehalten, und in Spanien traf er gleichfalls erst nach der Schlacht bei Munda ein. Dagegen sollte er im parthischen Kriege den Lorbeerkranz des Sieges um sein jugendliches Haupt winden, deswegen war er mit den Legionen nach Apollonia in Aegypten gegangen. Hier traf ihn, wie ein Donnerschlag, die Nachricht von dem Tode seines Großonkels. Der Ehrgeiz, die stolzen Erwartungen, die Cäsar's Vorliebe in seiner Brust erweckt hatte, schienen jetzt überhört Knabenträume, die keine weitere Beachtung verdienten. Aber sie erhielten bald wieder Bedeutung, als die weitere Nachricht anlangte, der Dictator habe ihn für den Fall seines Absterbens adoptirt und zum Haupterben eingesetzt. Das Kriegsvolk wollte ihm sogleich nach Italien folgen; doch klug, wie sonst nur die gereifte Erfahrung des Alters macht, lehnte er vorläufig einen Kriegszug gegen die Vaterstadt ab und beschloß, im Vertrauen auf sein gutes Glück, mit geringer Begleitung den Schauplatz politischer Kämpfe zu betreten. Denn wer einmal den Feuertrunk der Macht und Herrschaft gekostet hat, der kann sich nicht mehr in die engen Kreise beschränkter Hauptthätigkeit bequemen, den treibt die entsehlte Begierde vorwärts zu kühnem, unverwelktem Wagen, bis das Ziel erreicht oder das Leben selbst verglüht ist. Daher achtete Octavian nicht der Warnung seines ihm abräthenden Stiefvaters, vielmehr wagte er sich hinaus auf den stürmischen Ocean.

Der junge Mann landete und reiste langsam, um die Stimmung der Bevölkerung und der überall zerstreuten Veteranen kennen zu lernen. Zu Anfang des Monats Mai erreichte er Rom, wo

ihn der Tribun Lucius Antonius dem Volke als den Erben Cäsar's vorstellte. Einige Wochen nachher traf M. Antonius von seiner campanischen Reise ein. Er sah Scheel auf den neuen Anstimmung, der ihm, wenn auch nicht gefährlich, doch immerhin unbequem schien. Als derselbe Rechnung über sein Erbtheil verlangte, hielt er ihn mit Vertröstungen hin und meinte dann, er habe wenig Baarschaft, wohl aber viele Schulden an die Bürgerschaft und das Kriegsvolk geerbt. Da mit Gewalt nichts auszurichten war, so veräußerte der Jüngling einen Theil seiner Güter und bezahlte die Legate, was ihm reichlich Zinsen trug. Denn er gewann dadurch Günst und Anhang vornehmlich unter den Veteranen. Hierzu kam seine Geschmeidigkeit im Umgange, seine Kunst Jedem gefällig zu sein, seine eignen Abwärtigen geschickt zu verbergen und in die des Andern einzugehen. Viele Optimaten schenkten ihm deshalb ihr ganzes Vertrauen; ja, der ehrfame Cicero glaubte keif und fest, in dem lenksamen und doch gewandten Jüngling ein gefügiges Werkzeug gegen Antonius gefunden zu haben.

Als Antonius die macedonischen Legionen mit 100 Denaren abfinden wollte, hatten ihnen Octavian's Agenten schon den stinnsachen Preis geboten; daher das Hohngelächter, die Meuterei und endlich der Abfall. Der Jüngling stand jetzt ohne Amt und Auftrag an der Spitze einer kriegerischen Macht; der Senat genehmigte sein Verfahren und nahm die dargebotene Hülfe an. Cicero, der schon im Vertrauen auf den jugendlichen Bundesgenossen am 2. September die erste seiner vierzehn Reden gegen Antonius gehalten hatte, war nach dem Abzuge des gewalthatigen Mannes die Seele und der Führer der Optimaten-Partei. Er hielt sich für berufen, den Staat zum zweiten Male zu retten, und donnerte, alle gewohnte Vorsicht vergessend, fortwährend gegen den abwesenden Feldherrn. Er nannte diese Reden philippische, weil sie eben so gegen den Feind des Vaterlandes gerichtet waren, wie einst die des Demosthenes gegen Phi-

lipp von Macedonien. Indessen gelang es ihm nicht, die schwankende Körperschaft mit seinem Feuerreifer fortzureißen. Man genehmigte Belohnungen für die Befehlshaber und Krieger der Republik, bestätigte den M. Brutus in der Provinz Macedonien, den Cassius in Syrien; aber man scheute sich, die Achtung gegen Antonius auszusprechen. Nachdem mehrere Gesandtschaften fruchtlos geblieben waren, beschloß man endlich den Krieg. Decimus Brutus, in Mutina (Modena) hart belagert, litt bereits Mangel, als Octavian und (43 v. Chr.) der Consul Hirtilius zu seinem Entsatze im folgenden Jahre vordrückten.

Der Krieg von Mutina und seine Folgen.

Um die feste Stadt Mutina (Modena) klirrten die Waffen, sammelten sich die Legionen, nicht die des Staates, sondern der Parteihäupter, die um die Herrschaft kämpften. Decimus Brutus, der keine Schlacht wagte, vertheidigte hinter den festen Bollwerken seine Provinz und sein Leben. M. Antonius bedrängte ihn mit Uebermacht und breitete seine Schaaren zu beiden Seiten in der fruchtbaren Ebene und bis nach Bononia (Bologna) aus. Ueber die mit Cypressen gekrönten Vorhöfen des Apennin rückten Octavian und Hirtilius heran. Sie eröffneten Unterhandlungen, während die Gesandtschaften des Senats hin- und hergingen. Eintrothiger Brief des Antonius gegen Senat und Verschworne zwang nach langer Zögerung zum kriegerischen Vorgehen. Nun war auch der Consul Pansa mit vier neu gewordenen Legionen und einer alten prätorianischen Cohorte über Bononia wider den gemeinsamen Gegner im Anzug. Er vereinigte sich mit der Marslegion und einer zweiten prätorianischen Cohorte, welche ihm Hirtilius entgegen sandte. Schon näherte er sich auf der Aemilischen Straße dem Forum Gallorum, da ward er am Saume der umgebenden Waldung feindliche Reifige und Schützen gewahr. Ueber diese Kühnheit entbrannten die Veteranen von Kampfbegierde. Sie verfolgten die

flüchtigen Feinde durch den Wald, fanden aber jenseits den Anionius mit zwei alten Legionen u. eben so vielen Cohorten Prätorianer aufgestellt. Die Hülfe dem nachfolgenden Neulinge verschmähend, schritten sie gegen die Uebermacht sogleich zum Kampf. Von beiden Seiten bliesen die Hörner und Tuben; aber kein Feldgeschrei wurde gehört, lautlos rangen die alten Krieger mit den Schwertern, um die Palme des Sieges. Nach langer Blutarbeit waren die Prätorianer der Mitte, die gegen eine doppelte Anzahl fochten, fast gänzlich aufgerieben. Als nun Reiterei im Rücken einbrach und der tapfere Pansa schwer verwundet fiel, mußte der Rückzug angetreten werden. Indessen nach erfolgtem Siege stieß Antonius unerwartet auf zwei alte Legionen unter dem Consul Hirtilius u. erlitt eine völlige Niederlage.

Man rüstete sich nach diesen wechselnden Erfolgen, die Belagerungskräfte zu sprengen. Um diesem Unternehmen zuvorzukommen, ließ Antonius zuerst die Reiterei, dann zu ihrer Unterstützung allmählich das ganze Heer ausrücken. Auch hier entschied die Uebermacht den langen, grimigen Streit zwischen den alten Kriegern. Der Consul Hirtilius trieb den Feind unter fortwährendem mörderischen Gesecht in seine Linien, überstieg dieselben und drang bis zu dem Prätorium vor, wo er schwer verwundet erlag. Indessen behauptete Octavian, der jetzt den Oberbefehl übernahm, das eroberte Lager, und Antonius mußte mit den Trümmern seines Heeres im eiligen Rückzug sein Heil suchen. Er hatte nur noch seine Reiterei und eine Legion Veteranen unter den Waffen; sein Untergang war gewiß, wenn die Verfolgung mit Kraft betrieben wurde; allein Brutus, der während der Kämpfe keine Hand gerührt hatte, überreichte sich nicht, und Octavian, der den P. Ventidius, einen tüchtigen Kriegsmann und Anhänger des Antonius, aufhalten sollte, ließ ihn mit seinen vier Legionen unbehindert aus Picenum über den Apennin und durch Etrurien zu dem geschlagenen Feldherrn gelangen. Dieser setzte dessen,

ungerachtet seinen Marsch über die Alpen nach Gallien fort, denn er wußte, daß er daselbst mächtige Helfer finden würde. Er betrog sich nicht, dort standen Lepidus mit sieben und Planus mit drei alten Legionen, ungerchnet das neu-geworbene Kriegsvolk. Beide überschritten den Rhodanus, um, wie sie versicherten, dem flüchtigen Feldherrn die Alpenpässe zu verlegen. Inbessern marschirte Antonius mittagswärts dem Strande entlang und schlug ein Lager dicht neben dem des Lepidus auf, ohne an Befestigung zu denken. Bald entstand ein freundlicher Verkehr zwischen den Kriegern, die der gemeinsamen, ruhmvollen Kämpfe unter dem großen Cäsar gedachten, und darauf eine herzliche Verbrüderung.

An der Spitze von zehn alten Legionen ging nunmehr Antonius dem Planus zu Leibe, der sich ihm bis auf vier Meilen genähert hatte. Auf's Haupt geschlagen, entrannt derselbe durch schlenigen Rückzug über die Isara dem drohenden Verderben und vereinigte sich jenseits des Flusses mit Brutus, der auf der Straße Hannibal's die Alpen überschritten hatte. Da jedoch mittlerweile Asinius Pollio mit hispanischen Legionen zu Antonius gestossen war, so folgte Planus dessen Beispiel und ließ den Bundesgenossen im Stich. Brutus stand jetzt allein der ungeheuren Uebermacht gegenüber und zog es daher vor, unterdessen den beschwerlichen Rückweg über das Hochgebirge anzutreten. Kaum aber hatte er das Land der Gallier durchschritten, so vernahm er, auch Octavian, bei dem er sichern Rückhalt zu finden hoffte, habe seine politische Gesinnung geändert und verlege ihm den Weg. Er erkannte, daß jetzt, in dem Augenblicke, wo ihn seine Legionen nach und nach verließen, sein Heil nur in der Flucht zu finden sei. Mit wenigen Getreuen in sellischer Tracht versuchte er diese; allein ein Häuptling der Barbaren, bei denen er eine Freistätte suchte, ließ ihn im Auftrage seiner Gegner ermorden. Während dieses Umschlages

der Dinge stand Octavian unbeweglich auf der Bahistart von Mutina, als ob ihn der Krieg nichts weiter angeinge. Schon ahnete man in Rom, daß man es mit einem Potentaten zu thun habe, der seinen eigenen Weg gehe, und nur der treuherzige Cicero meinte noch immer, sein lieber Schüßling werde sich von ihm am Gängelbände führen lassen. Er sollte bald aus diesen Träumereien unsanft gewedt werden. Auf Betrieb des Feldherrn ging eine Deputation nach Rom, um die für jeden Kriegsmann versprochenen 5000 Denare einzufordern. Man konnte die große Summe nicht aufbringen und schickte eine Gesandtschaft zur Unterhandlung in's Lager. Nun erklärte Octavian den Legionen, er werde sich, um ihrer Forderung Nachdruck zu geben, um das Consulat bewerben, und rückte mit dem gesammten Kriegsvolk in die Stadt ein. Die Sache war auf diese Art bald in Ordnung. Octavian bestieg mit seinem Vetter D. Pedius den curulischen Stuhl; die Mörder Cäsar's und mit ihnen Sextus Pompejus wurden geächtet, Antonius und Lepidus dagegen in Gnaden wieder angenommen.

Die kurzfristigen Leute in Rom erstaunten über diese Maßregeln, die rasch auf einander folgten; aber ihr Staunen ging in Schrecken über, als sie hörten: Octavian, Antonius und Lepidus hatten eine Zusammenkunft gehabt und gemeinschaftlich weitere Schritte wider ihre Gegner verabredet in Beratungen, von denen man sich grauenhafte Dinge erzählte.

Für die Fadel.

Streifzüge.

Von E. Lubitz.

Januar, 1865.

Das Jahr 1864, in dem der Kriegsgott Mars noch immer der Göttin Minerva

Blut in das Tintenfaß gegossen, das seine Streifzüge vollendet und zwar für den Sieg der allgemeinen Freiheit rühmlich vollendet. Obgleich die secedirten Staaten noch eine starke Armee auf den Beinen haben, so stehen sie doch mit ihren sanguinischen Hoffnungen auf den letzten Beinen und, wenn nicht alle Zeichen der Wahrscheinlichkeit trügen, ist das Sinken ihrer moralischen Kraft ihr Vorschlag die Sklaven zu bewaffnen, ihre Unzufriedenheit mit Jeff. Davis, ihre Verlangen nach einer Diktatur in der Person des Feldherrn Lee, der sichere Beweis eines baldigen Friedens — nicht mit der Bedingung einer von Seiten der Rebellion angestrebten Trennung, noch mit der einer Union wie sie war, von welcher nur noch wenige dürftige Conservative fasseln, sondern eines Friedens einer reconstituirten Union von freien Staaten. Der Fall von Atlanta und das Weihnachtsgeschenk, das der tapfere General Sherman der Union mit der eroberten Stadt Savannah, nebst acht hundert Gefangenen, 150 Kanonen, 12 Locomotiven u. Baumwolle im Werth von circa 19 Millionen Dollars gemacht hat, ist ein zu schwerer Schlag, um den anerkannten heldenmüthigen Feind in seinen sanguinischen Hoffnungen nicht lebensgefährlich zu paralyßiren. Hätte die Natur das Gefühl der Rache und der Schadenfreude in mich gelegt, so würde ich mehr als irgend sonst Jemand laut jubeln über den Fall von Savannah; denn was ich dort, als Abolitionist angeklagt, im Gefängniß gefühlt und gelitten, läßt sich mit keinen Worten schildern. Ja, das konnte geschehen in einer Republik, die sich den Monarchien gegenüber mit Verfassung und Redefreiheit brüstet! Gebeiert und gefedert, ja geheilt konnte der sogenannte "freie Bürger" werden, in eurer gepriesenen Union wie sie war. Sie war — und die militärische Nothwendigkeit der wir, ohne einen persönlichen Verdienst als Philosophen und Staatsmänner, schon so große humanistische Fortschritte zu danken haben,

möge Euch behüten vor dem Fortleben dieses Ungeheuers mit einem Janus-Gesicht, von einer Souverainetät von Sklavenstaaten, vor einer Union wie sie war! —

Wie eine Welle die andere drängt, so drängen sich die Verhältnisse im Zeitstrom der Menschheit. So unumgänglich es ist, die empörte Fluth mit Händen aufzuhalten und ihr eine positive Richtung anzuweisen; so ist es auch mit Revolutionen u. gewaltigen Krisen. Was die Menschen für die Dauer von Jahrhunderten zu schaffen wähen, das schwemmt ein Decennium hinweg — Systeme werden gemacht und Systeme verschwinden; das Alte wird zu den Antediluvianen geworfen und das Neue bricht sich Bahn.

Der Sieg der Secession könnte leicht zum Sieg der Monarchie auf diesem Continente werden und der Versuch eines merikanischen Thrones zur Realität mehrerer Throne in Amerika. Mit dem Siege der Republik und dem Untergang der Sklaverei schwankt der merikanische Thron und mit ihm schwanken selbst die Throne in Europa. Der Mensch kann eben über das Axiom nicht hinaus, daß in der physischen sowie in der moralischen Welt das Schwächere dem Stärkern weichen muß, so sehr Jenes auch dagegen sich sträuben möge.

Die letzte Präsidentenwahl hat es bewiesen, daß trotz aller Machinationen des protestantisch-aristokratischen Jesuitismus Englands und der katholischen Jesuiten in den Ver. Staaten, trotz aller Oppositionensteuerelei herrschsüchtiger Demagogen und wohlmeinender am Alten klebender Demokraten die freie Richtung des Volkes die vorherrschende und als solche das Palladium ist einer republikanischen Verfassung, die verjüngt wie der Phönix aus der Asche sich neugestalten wird. Obwohl ich der Republik wie sie war so wenig zu danken habe wie der Monarchie, in so ferne es sich um Belohnung eines redlichen Strebens handelt, so freut es mich doch, daß ich seit Ausbruch der Rebellion kein falscher Propbet

war und das Endresultat einer Union von freien Staaten vorausgesagt habe. Doch jubelt nicht zu früh! Was hätten wohl die deutschen Duodez-Politiker von St. Louis vormalig gesagt, wenn man ihnen zu bemerken gegeben hätte, daß man nach wenigen Jahren im Staate Missouri das Stimmrecht der Neger debattiren werde? — Und siehe da, bereits hat eine englische Zeitung zu Hannibal den Reigen begonnen u. schleudert kühn dem Moloch des crassen Vorurtheils den Fehdehandschuh vor die Füße, indem sie sagt: Die Constitution von Missouri soll vom 1. Januar 1870 vorschreiben, daß jeder Mann, ohne Unterschied der Hautfarbe, der eine lebende Sprache verständlich lesen und schreiben kann, mit Vorbedingung des Alters, der Aufrichtigkeit und der Loyalität, das Stimmrecht haben soll. *Horribile dictum!* Ein Schwarzer soll nicht nur an der Seite eines Weißen kämpfen und fraternisiren; sogar stimmen soll er dürfen! Seht! das sind die Früchte der Rebellion, die Ihr heraufbeschworen habt, der Sklaverei und der Herrschaft wegen. Ihr habt einen Selbstmord begangen — aus den Trümmern des Sklavenjoches wird die verjüngte Freiheit erstehen.

Viele Menschen werden noch im Jahr 1866 hingeopfert werden; doch das blutige Drama naht sich seinem Ende. Admiral Porter hat die Forts Fisher und Caswell zu zerstören, um der Armee das Schmuggler-Nest Wilmington zu überliefern. Wird er es vermögen? *Esperons!* Vielleicht kommt es in diesem Jahr noch dahin, daß Uncle Sam blos zugreifen hat, um sein rechtmäßiges Eigenthum zu nehmen und daß Nichts übrig bleiben wird, als das Werk der Nemesis, die mit den hervorragenden Rebellen-Hauptern bereits arg ausgeräumt hat und die sich als *Haut Gout* Jeff. Davis als letztes Memento auswählt zu haben scheint, um mit seiner Pseudo-Erzellenz der Hölle ein Geschenk zu machen. Und dann — ach, dann wird wohl gar noch Uncle Sam mit John Bull sich boxen; denn Seward

scheint durch das Kriegsglück ermüdet Paare auf den Zähnen zu bekommen u. — die Soldaten der Republik werden sich nach neuen Siegen sehnen. Auf dauernden Frieden scheint also wenig Aussicht zu sein und das Millennium spuckt blos im Gehirne gutmüthiger Schwärmer. Der Mensch ist des Menschen Feind und das: Liebe der Feinde! war seit Cain's Mord, ist und bleibt eine Perfflage auf das gott-ebenbildliche Geschlecht der mit Vernunftvermögen begabten, veredelten Affen.

Der Januar hat begonnen und in St. Paul noch immer kein Schnee. Die von Fortuna begünstigten sehnen sich darnach des Vergnügens der Schlittenfahrt wegen; der Farmer betet um Schnee, um Holz und Produkte leichter nach der Stadt bringen zu können; die Dampfboot-Compagnien klagen über Mangel an Schnee; denn ohne Schnee wenig Wasser im obern Mississippi und ohne tiefes Fahrwasser keine gute Geschäfte. Auch ich sehnte mich nach Schnee; denn es fährt sich angenehmer per Schlitten nach La Crosse, als per Achse.

Welcher Contrast zwischen dem ersten Januar des vorigen Jahrs und dem von jetzt! Damals saß ich fest auf einer Prairie nahe Vincennes, im Staat Indiana, u. jetzt schien die Sonne so warm über der Stadt St. Paul, als ob der Frühling im Anzuge wäre. Aber wir hatten auch kalte Tage im December; so kalt, daß ich vom Kopf bis zu den Zehen völlig mit Pelz wattirt im Zimmer froh wie ein nasser Pudel und oft entrüstet ausrief: das ist ein Klima für Bären. Bei solcher Kälte fuhr ich per Stage nach Chaska und nach Carver, um zu collectiren und mit Grauen sah ich dem dritten Januar entgegen, den ich festsetzen mußte für die Fahrt nach La Crosse; denn die Greenbats waren alle — deren man jetzt dreimal so viel nöthig hat, um auf dieser kalten Erde selig zu sein. Zehn Dollars für die Kasten Holz in einer Stadt am Ende der Civilisation, wo in einer Entfernung von vierzig Meilen in den großen Wäldern noch Bären hausen; fünfzehn

Cents für ein Pfund Schweinefleisch, vierzig Cents für Butter, sechzig bis fünfundsiebzig Cents für Kaffee; Stoffe für Kleider hoch im selben Maßstabe und sechzehn Dollars und 95 Cents für einen Ballen Druckpapier, das früher sechs Dollars gekostet, — das sind, wahrlich, Preise so einem Familienvater und Verleger bei allem Fleiß und Eifer in Verlegenheit bringen. Verlegenheit ist aber noch lange kein Unglück, das den Menschen treffen kann, das bischen Leben mit physischem und mit moralischem Schmerz verbitternd. Also der liebe Gott bewahre den Fadel auch ferner hin vor Unglück, sollte er wohl beten, um gegen das Schicksal gerecht zu sein; doch der Fadel betet nicht, u. dennoch hatte ihn der liebe Gott bis jetzt so lieb. Auf einer Stagesfabriß sich Hals u. Beine brechen; auf der Eisdecke des Mississippi mit Pferd und Schlitten in ein Rutschloch hineinkutschiren; auf der Eisenbahn durch eine Collision zerquetscht oder verbrüht werden, das und dergleichen gute Gaben Gottes sind es, vor welchem der Himmel mich bewahren möge, und vor moralischen Schmerzen, deren es im Leben und besonders im Familienleben so viele gibt. An Sorgen und Strapazen längst gewohnt murte ich über diese nicht, um so weniger, wenn ich gesund bin und der Spiritus noch nicht aller beim Teufel ist. Aber, aber bald wird eine Zeit kommen, wo dem Altersschwachen Nichts als das Phlegma geblieben; wo es keine angenehmen Empfindungen, keinen Aufschwung des Geistes, keinen Reiz des Schönen, keinen Wechsel zwischen Licht und Schatten mehr geben und das Leben eine Bürde sein wird — und das sind für einen Menschen, der viel geliebt und viel genossen, der für alles Schöne geglüht, der rastlos nach immer neuen Zielen jagte, Nachtgedanken, so den letzten Wunsch erregen: „Möge die se Zeit eine kurze sein, um den müden Wanderer rasch nach der letzten Station des Lebens zu bringen, nach dem Hafen der Ruhe!“

Die erwähnten moralischen Schmerzen im Familienleben bewegen mich eines

schröcklichen Mordes zu gedenken, der sich vor Kurzem in unmittelbarer Nähe meiner Behausung zugetragen hat. Eine Mutter mordete in einem Anfall von Wahnsinn drei ihrer Kinder und sich selbst. Ach, Psyche ist doch eine mysteriöse, oft schreckliche Östin! Wer vermag es, da einzudringen in die geheimsten Tiefen des menschlichen Herzens, seiner Leiden, seiner Schmerzen, die es allmählig, wie der scheinbar schwache Tropfen durch lange fortgesetzten Druck den Stein durchlöchernd brechen und das Gehirn bis zum Wahnsinn afficiren, um einer solchen That fähig zu sein! Unglückseliges Verhängniß, das den Menschen in seinem Wahn unter die Späne herabwürdigt! — Wer vermag da zu richten, wer ist befugt zu verdammen? Nur trauern kann bei solchen Fällen das fühlende Herz. Der Krieg ist schrecklich in seinen Folgen; doch hat auch der Frieden sein Schrecken.

Weisheit ist ein ebener Schild gegen Unglück u. Schmerz; aber es gibt Schmerzen, über welche selbst Minerven's Schild nicht zu erheben vermag. Viel vermag die Stoa; doch der Weiseste der Weisen bleibt doch immer Mensch, dessen geistige Kraft ihn verläßt, wenn er am stärksten sich wähnt.

Am dritten Januar. Die Uhr schlägt fünf. Ich stehe auf, mache Feuer, koche mir das Frühstück, lässe Weib und Kinder u. folge der Pflicht des ewigen Wanderers. Das Thermometer steht unter 20 Grad. Das Firmament ist unumwölkt; Aurora fährt um's Morgenroth und der Morgenstern lächelt mir so freundlich zu, als wolle er mir wieder eine glückliche Reise verheißen. Von meinem Sohn Samuel begleitet gehe ich hinab in die Stadt zu Burbank u. Co. Stage-Office. Bald nach sieben Uhr nehme ich Platz im einspännigen Wagen und fort geht es eine Strecke über die Eisdecke des Mississippi dahin nach Hastings. Das Wetter war so herrlich, daß ich den Entschluß faßte, ohne Aufenthalt in den Städten am Mississippi 130 Meilen bis nach La Crosse zu fahren. Die Gesellschaft von zwei alten

Herren war monoton — die Natur nach Aussen düster und ernst; die Berge kamen mir vor wie überzuckerte Brodtorten und die Thäler wie beeihte Lebkuchen. Welch' trockene Prosa! — Von Sandbänken hatte man, wie gewöhnlich bei der Reise per Dampfboot, Nichts zu fürchten und die verlässigen Kutschier u. guten Pferde werden uns wohl von Umwerfen bewahren. Ich saß denn ruhig da wie eine Mumie und hatte nicht Ursache zu klagen. In Hastings zu Mittag gestärkt, konnte es noch unjanften Rippenstößen zu La-Cross an Appetit des Abends nicht fehlen und an Strapazen und strengere Kälte gewohnt durfte es mich am nächsten Morgen nicht wundern, daß sich meine Reisegefährten über mein Schnarchen „in der Büffelhaut“ nicht genug wundern konnten. —

Es war vier Uhr des Morgens, als wir zu Winona, Minn., vor Huff's Hotel hielten. Ein Lehnstuhl am warmen Ofen, ein Glas Punsch und alsbald ein gutes Frühstück waren in der That eine gute Gabe Gottes.

Von Winona ging es, 40 Meilen, per Schlitten auf dem Vater der Ströme nach La-Crosse. Wir fuhren in einer Carovane von vier Schlitten und die Gesellschaft in dem unfrigen war da eine ganz sibile. Es fährt sich so sanft über das Eis hin; doch sehr unsanft ist es, gewiß, in ein Rutschloch hineinzufahren, welches kalte Loos vor Kurzem daselbst einem Zeitungsschreiber von Winona zu Theil ward, der in Gesellschaft eines jungen Mädchens eine Spazierfahrt auf dem Eis machte, um nie wieder mit seinem Fuß die Erde zu berühren. Das Leben der Dame wurde durch den Heroldsmus eines jungen Amerikaners, eines Segers in seinem Geschäft, der in einem andern Schlitten fuhr, gestört. So sind die Loose der Menschen verschieden und indeß die „Vorsehung“ den Einen beschäftigt, läßt sie den Andern untergehen. Uebrigens ist aufgehoben nicht aufgehoben und Jedem fällt das sichere Loos zu des unerbittlichen Todes.

Im St. Charles Hotel zu La-Crosse angekommen verständigete mir ein Bettel ei-

nen Ball und ich freute mich schon im Stillen des Nachts in Versuchung geführt zu werden; doch bald erfuhr ich, daß der Ball von einem jungen Mann gratis ausgeschrieben wurde, der gegen Handgeld (Bounty) sich anwerben ließ, und — ob schon seine Eltern in sehr dürftigen Umständen leben — einen Theil seines Geldes auf so unedle Weise vergeuden wollte. Da hörte denn bei mir bald die Gefahr der Versuchung auf und es fand sich denn auch dieses Mal wieder kein anderes Vergnügen als das einer Kaffeewisite bei Herrn F ü h r.

Das Grocery-Geschäft (Gewürz- u. Materialwaaren-Handlung) ist großentheils in Händen von Nord-Deutschen, besonders in New-York und den südlichen Städten, und das Clothing-Business (Kleidergeschäft) wird überall von Juden in Beschlag genommen. Nord-Deutsche und Juden sind bis jetzt, in der Regel, gute Demokraten gewesen, die als besondere Freunde des Eigenthums auch das südliche Eigenthum „in Menschenfleisch“ zu respectiren wußten, im Selbstbewußtsein des Ables der weißen Farbe ägyptische Sklaverei und europäische Knechtschaft vergessend. Uebrigens finden wir gerade unter den Juden in Amerika keine Rohheit, sehr viel Intelligenz und besonders schöngeistige Bildung. Der Schachergeist, die Folge politischen Druckes und dummer Verachtung von Seiten der Christen, die ihnen ihren Gott zu verdanken haben, dieser Schachergeist wurde den Juden in Europa oft zur Last gelegt; hier zu Lande jedoch, wo sich fast ausschließlich dieser unsaubere Geist manifestirt und geltend macht, wo nicht nur der Kaufmann schachert, sondern selbst die höchsten Beamten und Journalisten die Würde des Amtes u. d. Presse verschachern, braucht sich das Volk Israel vor dem Volke Jesu durchaus nicht zu schämen; denn aus Einem amerikanischen oder deutschen Yankee ließen sich durch gehörige geistige Analyse ganz bequem zehn der smartesten Bündeljuden machen. Es wäre also Thorheit und Ungerechtigkeith dem Juden

auch hier im Paradiese der Greenback und „Bounties aller Art“ den Vorwurf des Schachergeistes zu machen, um so mehr, da die Zeit vorüber, wo die Dr. thoborie der Juden durch den Zeitgeist noch weit mehr paralytirt wurde, als die der Christen, wo der Katholik noch hartnäckiger an seinen Fasttagelösen sich festhält als der Jude an dem Verbot des Schweinefleisches; wo Eben zwischen Juden und Nichtjuden nicht mehr staatlich verpönt sind; wo die Beschneidung der Goldmünzen Beiden von höherem Werth ist, als Beschneidung durch den Rabbiner u. Tausch durch den Pfaffen; wo endlich der Jude den Ocean so wenig mehr fürchtet, „weil er hat keinen Balken“, als das Schlachtfeld, „weil man da kann werten verkrüppelt und geschossen mausetodt.“

Zu diesem geistigen Ausrißer bewog mich eine Zeitung, die mir zu La Crosse an einem sehr guten christlichen Tisch, an dem auch mehre Juden speißen, in die Hände fiel und die da folgendes „Item“ enthielt:

„Die Juden dieses Landes haben seit Ausbruch des Krieges einen würdigen Theil von Patriotismus gezeigt. Vom Staat Ohio zogen 12,000 in den Kampf für die Flagge der Union; vom Staat New-York 10,000; von Illinois 5,000; von Michigan und Wisconsin 3,000; u. von andern Staaten genug um ein Contingent von 40,000 Mann zu machen. Auch ließen sie es an Geldopfern nicht fehlen und errichteten Hospitäler für Invaliden zu New-York, Philadelphia, Chicago, Cincinnati und St. Louis.“ Nun, das ist in der That, sehr rühmlich u. mögen sie denn auch durch die Bluttaupe des jungen Bengels Uncle Sam mit ihren christlichen Waffenbrüdern die Weihe bekommen und den Glauben, „daß weder Geburt, Nationalität und Religion, noch Hautfarbe über den Werth des Menschen bestimmen, sondern: Intelligenz und Tugend!“ „Freilich habt Ihr euch nicht geopfert des Negers wegen — das, wäre zu viel verlangt von Euch und andern guten

Demokraten und conservativen Republikanern; doch der Neger wird einmal frei in Folge des Krieges u, Ihr werdet auch noch die letzte und bitterste Pille aus der Schachtel der eisernen Consequenz zu verschlucken haben, ohne sich zu würgen“: „Die Pille des Suffragiums der Schwarzen.“ „Ja, nicht nur der Jude, auch der Neger soll und wird stimmen; denn wem die Natur Denkfähigkeit und Sprache gab, ist Mensch, der bloß einer vernünftigen u. moralischen Erziehung bedarf, um als Bürger höheren u. edlern staatlichen Zwecken zu entsprechen: „Vieh aber ist Vieh — ob weiß oder schwarz.“

Von La Crosse fuhr ich per Eisenbahn nach Watertown. Da ich nicht reise, um Abonnenten zu sammeln, sondern um von den Abonnenten zu collectiren, so brauche ich, mit Ausnahme großer Städte, bloß Einen Tag für jede Stadt. So war denn auch in Watertown das Geschäft bald abgemacht. Bei der großen Concurrenz der Blätter ist es sehr schwer, ein neues Blatt zu gründen, und ohne Colportation nicht möglich eine Liste zu erhalten, die das Fortbestehen des Blattes sichert. Auch ich hatte einst in den sauren Apfel zu beißen und es ist mir wohl kaum je eine Frage so schwer gefallen als die: „wollen Sie nicht für die Fadel abonniren?“ Der Eine hatte nicht Zeit zu lesen, der Andre schügte schlechte Zeiten vor u. auf ein Duzend Radikale, Nationalisten, Socialisten, Deisten, Communisten, Atheisten, Pfaffenvertilger u. Capitalbestürmer kam höchstens Einer, der Geld, Zeit und den Willen hatte zu lesen und zu abonniren. Zum „traten“ fehlte jedoch nirgends Geld, noch Zeit und der Wille zum trinken. Das Sinnliche ist eben Gemeingut der Menschen und am Geistigen finden nur Wenige Geschmack. Das beweisen die vielen und reichen Brauereien u. die vielen armen Teufel von Journalisten und Literaten neben den wenigen Geldinatadoren der Tagespresse u. Parteiklepper in großen Städten. Soll ich darum mit den Menschen habern? fällt mir nicht ein; doch bin ich herzlich

froh, daß ich endlich eine durch das „weitdrabhtige Sieb“ der Principien - Festigkeit geläuterte Anzahl von Abonnenten besitze, durch die der Fortbestand der Fadel gesichert ist und deren Zahl bloß durch solche außerordentliche Lesefreunde vermehrt wird, die sich selbst melden, oder so *en passant* gefunden werden. Auch das Collectiren kann ich wahrhaftig keine genußreiche Arbeit nennen; doch wird sie dadurch erleichtert, daß ich bei den meisten der Abonnenten bloß die Quittung vorzulegen habe, um das edelige Geschäft, ohne Präludium, summarisch zu schließen. Das Seltenste bei der Sache ist, daß ich weder einer schwarzen Liste, noch eines Schuldenbuchs nöthig habe; denn wenn von circa hundert etwa Einer für einen Jahrgang, gleichviel aus welcher Ursache, schuldig ist, der wird ganz ruhig gestrichen und darf sicher sein, nicht wieder angefordert zu werden. Warum lassen Sie sich das Geld nicht schicken? so werde ich häufig gefragt. Ich will ganz aufrichtig antworten: „Weil mir das Reisen zum Bedürfnis geworden; weil Reisen den Geist rege erhält und den Körper gesund; weil ich die Veränderung mehr liebe als das Stuhnhoden; weil ich Stoff finde zu geistiger Thätigkeit; weil von zweitausend Abonnenten bloß circa fünfhundert freiwillige Einsender übrig bleiben würden und weil ich, ehe ich noch selbst reis'te, keinen Agenten hatte, der das collectirte Geld, durch Benutzung oder Zueignung, nicht mehr geliebt hätte als mich selbst.“ Was Du selbst thun kannst, lasse nicht durch Andere verrichten — ist eine empfehlenswerthe Maxime.

Herr Gebhart, der freundliche Wirth vom Buena-Vista-Haus führte mich per Schlitten nach dem Depot der Chicago- und Nordwestern-Bahn, um nach der Minnesota-Junction zu fahren, von wo ich mit dem La Crosse und Milwaukee-Bahnzug nach der Station Horriçon fuhr. Dieses Städtchen, nahe dem Horriçon-See, ist anmuthig gelegen. Mayville ist sieben Meilen von da entfernt. Ein Herr aus Mayville war so freundlich mir seinen Schlitten anzubieten. [Es war eine recht

angenehme Fahrt. Dieses Mal stieg ich im Hotel des Hrn. Puls ab und hatte Ursache mit Kost und Zimmer zufrieden zu sein. Der Verein freier Männer ist der Zahl nach, wie ich schon vormalß erwähn't, klein; doch sind die Spuren seines Wirkens durch das Gedeihen einer Schule sichtbar, welche bereits 123 Schüler hat; eine hohe Zahl, für ein so kleines Städtchen. Das Schulhaus wurde mit einem Zimmer vergrößert und die Seele des Hauses, der Lehrer, ist seinem Verufe vollkommen gewachsen.

Es herrscht hier eben ein förmlicher Schrecken vor der bevorstehenden Ziehung und Bountiy or no Bountiy? war die große Frage des Tages. Der Reiche hat überall einen Vortheil über den Armen. Auch im Krieg. Es ist eine erbärmliche Kleinigkeit sich für 500 oder 1000 Dollars einen Substituten zu kaufen; doch ist es wahrlich ein großes Opfer, wenn der arme Familienvater Weib und Kinder verlassen muß, um in den Krieg zu ziehen. Unser Conscriptionsgesetz ist höchst mangelhaft und es ist sehr zu wünschen, daß diese Schlächtereie bald ein Ende nehme. Ach, und erst im Süden, wie müssen dort nicht alle Familienbände zerrissen und das Elend in jenen Gauen herrschen, welche der Kriegesgott sich für sein Schlachtfeld auserkoren! Wo Vernunft und Gerechtigkeit der Unvernunft, dem Zorn, der Rache und der blinden Leidenschaft weichen, dort kann in Familien und in Staaten nur Unfriede und Elend die sichere Folge sein. Es gibt Menschen, die an Hahnengefechten Vergnügen finden und Lust, wenn der stärkere Hahn den Schwächeren zerfleischt und endlich tödtet. Solchen Hähnen gleichen jetzt wir im Kriege. Der Rachegeist der süßlichen Führer, die Sprache Jeff. Davis: „So long as we have a man or a Dollar, and tho man or Dollar be needed, let us call be honored —“ sind die untrüglichen Zeichen eines Vertilgungskrieges und nur Vertilgung — Vertilgung des Rebellenzündstoffes, welcher ist: die Sklaverei — kann die glückliche Bedingung

eines dauernden Friedens sein. Der letzte *honored call* der Rebellen wird auch der Schluß *of their honorable fall* sein.

Von Mayville fuhr ich nach Milwaukee. Hätte da den deutschen Künstler Vandmann als Hamlet oder Narcis auf der englischen Bühne sehen und nach der Vorstellung einige Stunden der Nacht im unterirdischen Gemüthe deutscher Gemüthlichkeit bei Herrn Spangenberg, mit Rheinwein und Caviar *et caeteribus* regalirt, verbummeln können; doch der Comfort im St. Charles hielt mich am warmen Ofen fest und es thaut, das seit zwei Monaten erstarrt und brach liegende Gehirn wieder auf. Meine freundliche Muse stellte sich ein, drückte ihre zarten Lippen auf: des alten Wanderers runzlige Stirne und er fühlte wieder momentan so recht inniglich u. jugendlich wohl. Die Einsamkeit ist den meisten Menschen eine Bürde, weil sie sich eben selbst eine Last sind, die des Gewichtes der Zerstreuung nach Aussen im lärmenden Gemüthe des Lebens bedarf, um weniger drückend zu erscheinen. Mir bot — die Stunden der Liebe ausgenommen — die Einsamkeit stets das höchste Glück der innern Seelenruhe.

Via Racine, einem allerliebsten Städtchen von Wisconsin, nach Chicago. Diese Großstadt hat mehrere deutsche Häuser; wo die Zimmer meist von permanenten Gästen aus der Arbeiterklasse besetzt sind. Ich konnte denn weder bei A noch bei B eine Wohnung finden, welche mir zusagte und quartirte mich im Laden eines bekannten Schneiders ein, der mir das Bett seiner Arbeiterin zur Verfügung stellte, exclusive, wie es sich wohl von selbst versteht. Da ärgerte ich denn auch keinen Augenblick, die Abende draußen zuzubringen und besuchte denn auch die ausgezeichnete deutsche Oper, die hier eben Vorstellungen gab. Bei einer *Matinee* in Gala fand ich eine *Apres-dinner* im eigentlichen Sinn des Wortes, und weder Gala noch Fashion; doch ein kräftiges Orchester unter Direction A.

schüssig, und Künstler erster Klasse. Hr. Lehmann als Prinz-Regent und Canis- sa, als Gabriele, spielten und sangen ausgezeichnet. Abends wurde Martha gegeben. Geistig exaltirt von Einer Oper wollte ich keine zweite darauf sehen und suchte mich in einer Restauration durch Rostbraten mit Zwiebel in's gehörige materielle Gleichgewicht zu setzen. Es bewegten sich dort meist Böhmen und der Wirth, Herr Kaufmann Rabisch, hat Aussicht österrreichischer Consul zu werden, wozu er vollkommen geeignet ist.

Sonntags machte ich einige Besuche und besuchte auch den Leuchthurm wieder. Bei einer Fahrt auf der Straßeneisenbahn kam ich an eine junge Dame zu sitzen, aus den Gefilden der Venus Paphia. Sie stieg am Terminus der Bahn in der State Straße aus und ich machte mir den Spas ihr zu folgen und an der Pforte eines Privathauses sie nach den „terms“ zu fragen. *Five Dollars* — Elende Civilisation! arme, bellagenerthe Geschöpfe, dachte ich und verließ sie in der getäuschten Hoffnung eines erwarteten Sonntags-Geschäftes. „Ach, was der Mensch nicht Alles zum Geschäfte herabwürdigt.“ Der arme, der miserable Mensch.

Im deutschen Theater gab man Sonntag Abends das classische Stück zur Bildung des Volkes: Lumpaci vagabundus. Nun, die Bühne ist eben auch ein Geschäftskokal, eben so wie die Kanzel und wollen Schauspieler u. Prediger sich nicht das Geschäft verderben oder total Fiasko machen, so müssen sie sich dem Geiste, oder vielmehr, der Geistlosigkeit und dem Geschmacks, sage Geschmackslosigkeit des Publikums accommodiren. O, dieser heillosen und doch so nothwendigen Accommodation, wenn man, wie man hier zu Lande sagt, „gut ab“ sein will.

Montags besuchte ich die neue Börsehalle in Bau, Reiffig's Eisen- und Maschinen-Fabrik, Eisenbrat's großes Destillations-Kokal, wo eine Dampfpumpe achtzig Gallonen in Einer Minute zu einer beliebigen Höhe hinauspumpt; die Piano-fabrik des Hrn. F. Pistorius u. Co., die

Turnhalle und — Abends, nach so vieler Prosa des Tages, den „Barbier von Sevilla“ in der deutschen Oper. Die Sterne des Abends waren: die Herren Habelmann, Herrmann, Steinede, Graff, und Frau Johansen. Das Haus war schlecht besetzt, die Toilette nicht besonders glänzend und die Chöre wurden stürmisch beklatscht, während die besten Piecen wenig Anklang zu finden schienen. Chicago ist eben „trotz alledem“ noch lange kein Boston und nach tausend Jahren wird das große Publikum eben so unclassisch sein wie wir es jetzt überall finden. Wer sich über die Menge erhebt, wer dem Geistigen lebt und im Idealen schwelgt, den nennt man nicht selten einen Sonderling, einen Narren. Ach, der dümmste Mensch hält sich stets für sehr geschweid und glaubt, die Welt drehe sich um sein geliebtes Ich: bescheiden ist bloß — der Lump und der Weise.

Chicago hat Anstalten getroffen durch einen Abzugskanal den schmutzigen Fluß zu reinigen. Das wird ein erfreulicher Fortschritt sein zum großen Nutzen schwarzer Nerven, die da bis jetzt in der Sommerfaison höchst unangenehm afficirt werden.

Sonderbar, bei Rabisch liegen Pionier und Fadel auf dem Tisch — in der Turnhalle hält man diese Blätter nicht. Geschmacks- und Bedüfnis sind eben verschieden und Alles findet seine Verehrer: das Erhabene und das Triviale, das Geistreiche und der Unsinn; Göthe und Mad. Birchpfeiffer, Schinderhannes und Napoleon. Es bilde sich ja kein vernünftiger Mensch etwas auf seine Größe ein. Größe ist bloß ein relativer Begriff im Auge des Beschauers und im Gehirn des Beurtheilers. Und wenn es Grade gibt in der Größe, so kann die Culmination der Größe nur die wenigsten Verehrer und Bewunderer haben; denn der Mensch legt den Maßstab der Größe gewöhnlich an das Fundament der Pyramide seines eigenen Lebens, sei dieses nun das eines Botoluden oder eines Plato und Aristoteles, eines Humboldt oder Kepler.

Von Chicago fuhr ich via Ann Arbor nach Detroit. Die Schienen der Michigan-Central gehören zu den besten des Westens und die Waggons zu den feinsten und bequemsten.

Das freundliche Universitätsstädtchen Ann Arbor verschönert sich durch solide Gebäude mit jedem Jahre und Detroit ist bereits zur compacten Großstadt herangewachsen. In Ann Arbor besteht eine gute deutsche Schule unter dem Lehrer Herrn Rob.

Der deutsche Reisende findet zu Detroit im Hotel Rauch gute Zimmer, guten Tisch und freundliche Bedienung. Nächsten Juni wird Herr Ericksen ein zweites deutsches Hotel eröffnen, von dem sich nur Gutes erwarten läßt.

Ich habe zu Detroit in Erfahrung gebracht, daß einige edle teuische Frauen, die Repräsentantinnen des Schönen und Zarten, zu East Saginaw einen „Belen-Verein“ gegründet haben zur Förderung der Wahrheit. Präsident unter ihnen soll ein kleiner Mann sein, der bei öffentlichen Festen den Ton angibt, auf gute Sitten, feine Manieren wachsam Auge hat und Alles vermeidet, was Fremden Gelegenheit geben könnte, ein ungünstiges Urtheil über die hohe Moral des Vereins zu geben. Man soll mir, obgleich ich nie wieder jene Stadt mit einem Besuch entweihen werde, einen „warmen Empfang von Weibtrauch und *mille fleurs*“ bereiten und mich sogar zum Ehrenmitglied ernannt haben. Nun, meine Damen, wie es angeht, ich danke Ihnen herzlich für diese Auszeichnung und bitte Sie fortzufahren auf dem so löblichen Wege der Tugend und Intelligenz.

Auch hatte ich Gelegenheit im Urania-Theater zu Detroit Frau Ditto gastiren zu sehen. Ich sah sie in der guten Piece: „die Grille“ in der Rolle der Grille und sage bloß, daß sie eine allerliebste Grille war, die den piquanten und edlen Charakter der F a u c h o n so meisterhaft auffasste, um sie liebgewinnen zu müssen. Kein Mitglied spielte unter der Mittelmäßigkeit und der strengste Kritiker hatte Ursache mit

der Rundung des Stückes zufrieden zu sein, was bei Dilettanten-Bühnen so selten der Fall ist.

Eines Abends war der Harmonie-Verein durch Hrn. Weserau im Hotel Rauch zu einem Abendschmaus geladen, wo mir bei „Gesang und Becherklang“ ein angenehmes Stündchen entschwand. Auch sah ich da, Sonntags, den Narren-Verein versammelt, wo es ein Vergnügen war, unter vernünftigen Narren mit der Schalle der Laune Narr zu sein.

Die Communication zwischen Canada und Detroit leidet durch das jüngst eingeführte Pafsystem namhaften Schaden im Verkehr. Auch Rebellen haben sechs Dollars, um sich einen Paf nach den Ver. Staaten zu kaufen und das Eis ist ein sicherer Weg herüber für Rebellen und für Schmuggler. Man wird diese thörichte Maafregel, die allenfalls England imponiren mag, wohl bald wieder aufheben.

Die Zeitungen berichten, daß bald nach der Einnahme von Fort Fisher das Fort Caswell aufgeblasen wurde. Nur aufgeblasen. Bald wird die Reihe an Charleston kommen von dem ich, wie weiland Cato von Chartaço, längst gesagt habe: *Conseo Carolinam esse delendam* (ich halte dafür, daß man Charleston zerstören müsse.) Ein schweres, doch verdientes Loos. Sherman scheint der wahre Friedensvermittler zu sein. In den Kanonen liegt der Sieg, im Siege die Freiheit der Union wie sie werden soll. —

In der Turnhalle war Concert und Ball. Ich zog die Bühne vor und sah den Ball bloß — in den letzten Zügen beim Nachessen.

Die deutsche Vereinsschule hat 240 Kinder, in fünf Klassen getheilt, unter tüchtigen Lehrern.

Von Detroit nach Toledo. Ich frug da in einer deutschen Taverne, ob ich ein einzelnes Zimmer haben könne. „Ja, sagte der Wirth.“ Wollen Sie mir, es anweisen? „Was, Sie werden doch nicht jetzt aufs Zimmer gehen wollen! Ich erlaube es nicht, sich bei Tag in's Bett zu legen.“ Bravo, Michel! Bravo. Kann

man sich eine größere Flegerei eines Wirthes denken. Entschuldigen Sie, sprach ich, ich dachte Ihr Haus sei, dem Umfang nach zu urtheilen, ein Hotel. Leben Sie wohl, und machte Rechts um.

In Toledo habe ich mehre sehr intelligente Abonnenten; doch an Poesie des Lebens habe ich da noch nie Etwas gefunden. Und so reis'te ich denn nach einigen Besuchen, nachdem die Lumpen eingefammelt waren, nach Sandusky, wo ich oft fröhliche Stunden genossen. Dieses Mal war es auch hier etwas ledern. Dennoch fehlte es auch jetzt nicht an allem Genuß; denn man gab eben ein Concert zum Beiken der Familie Kind, die bei dem neulichen Theaterbrand sämmtliche Gardarobe eingebüßt hatte. Das Concert war von der militärischen Post-Bande vom 28. Ohio-Regiment u. sämmtlichen hiesigen Musikfreunden assistirt und brav gegeben. Das Wetter war im Januar sehr kalt, und das Glatter's der Trottoire erforderte große Balance, um sich nicht Arm oder Bein zu brechen. Der Winter ist ein böser Gast und doch ist der Fasching im Winter, der für Lebensfrohe reich an Genüssen ist.

Ich logirte dieses Mal in Weber's Hotel, das gut geführt wird.

Der Stadt gegenüber auf Johnson's Eiland lungern noch immer an drei tausend Kriegsgefangene aus dem „sonnigen Süden.“ Großentheils Offiziere die einst schönere Tage verlebte. So sind die Schicksale der Menschen. Mit Liebe pflegen Mütter ihre Kinder. Ach, würden sie ihr künftiges Loos in der Wiege lesen können, sie würden der Verzweiflung anheimfallen. Es ist gut für den Menschen, daß er nicht in die Zukunft sehen kann. Und das einzige Mittel die weise Vorsehung von Ungerechtigkeit und Grausamkeit freizusprechen ist wohl die Thatsache, daß der Gute bei allem Unglück und Schmerzen Beruhigung im Selbstbewußtsein findet und der Weise über alles Böse, das ihn treffen mag, erhaben ist. Aber, ach, Ihr Philosophen, die Zahl solcher Guten, solcher Weisen ist, leider, eine sehr geringe.

Februar, 1865.

Peterollium ist jetzt die ergiebige Quelle des Reichthums. Auch die Stadt Erie in Pennsylvania hat seit Kurzem diese Quelle entdeckt. Am letzten Januar besuchte ich in Begleitung des Pianisten und Pianofabrikanten Willing eine dieser Quellen in der Stadt selbst gelegen, um die Manipulation in Augenschein zu nehmen. Was der Mensch nicht Alles für Geld thut! Da saß ein Mann und bohrt und bohrt und pumpt und pumpt für guten Tageslohn, trotz der Gefahr von einem Gasstrom verkrant zu werden.

In Minnesota soll man ein Steinölen-Lager gefunden haben. Sollte man dort nicht auch Steinöhl finden? Auch ich ließ in St. Paul einen tiefen Brannen graben; habe jedoch kein Oehl, bloß Wasser erhalten und auch dieses Wasser, dieses herrliche Wasser, werden bald Andere trinken. Ich aber denke mit Virgil: „Nicht für Euch pflüget Ihr Ochsen.“ Ich achte schon seit vielen Jahren für den Fortschritt und bin noch immer nicht reich geworden im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Einen Reichthum habe ich mir jedoch erworben, den der inneren Ruhe, den Nichts von Außen zu zerstören vermag, den keine Motten fressen. „Das Uebel zu fühlen ist menschlich; das Uebel ertragen, nicht unterliegen unter der Last, ist männlich: stark zu sein im Unglück, das lernt man nur in der Schule der Weisheit, die weit mehr. Segen spendet als alle Religionen, so sich die Menschen erfonnen.

Nachdem ich am 31. Januar in Cleveland lavirt hatte, ging oder vielmehr fuhr ich nach Springfield, D. Bin viel gegangen und viel gefahren im Leben, auf dem gemeinschaftlichen Wege der Menschen nach dem sicheren Hafen des Todes. Schlafen ist momentanes Sterben — der Schlaf war mir meistens süß; um wie viel süßer muß nicht erst der Tod sein, dieser ewige Schlaf, selbst von keinem unangenehmen Traum gestört! Doch am Sü-

besten müßte es wohl sein, wenn der Tod die erste Station eines Streifzuges nach den elyseeischen Gefilden irgend eines Planeten wäre, wo der Geist, oder die Seele, oder das electromagnetische Hindum des Gehirns einen ewig jungen Körper wie ein neues Kleid anzüge, das nie zerreißt; wo es keine Krankheiten, keinen Ueberdruß, keine Abspannung, keinen Reiz, keine Elferfucht, keinen Haß, keinen Streit und Zanf, keinen Begriff von Mein und Dein, also auch kein Geld, keine Heiraten, keine Ketzte, keine Advokaten, keine Pfaffen, keine Soldaten gibt; wo Alle in Allem gemeinschaftlich schwelgen; ein planetarischer, ein himmlischer Communismus, wo man dem tellurischen Jammerthal entzogen aller Zweifel und aller Hoffnungen bar die Ursache alles Seins erkennt und namenlos selig ist. Ach, welch ein geistiges Schlaraffenleben müßte das sein!

Hätte man kürzlich in Kentucky den Fadel-Ludwig gesehen, so wüßte er jetzt schon wie es in der Reiserwelt aussieht und er würde Nichts zu bedauern haben, als daß er den Erdbewohnern da Unten keinen Bericht abfassen kann über die namenlosen Geistesduseleien der Seligen dort Oben. So aber war es ein anderer Ludwig, ein Seceß, der so glücklich war durch den Strid nach der Ewigkeit expedirt zu werden. Ja, so soll es sein. Als ich nämlich zu Springfield in einen Salon trat, da standen mehre Deutsche am Schenkstisch, alias Bar, und stritten sich, ob der Gehentle wohl selber Fadel gewesen sei und als derselbe im selben Moment wie Jupiter in den Olymp vor die Nichtiggötter trat, da brachen sie in allgemeinen Jubel aus, daß die Ruhmshandlung des Einen von ihnen Irrthum war. Allerdings ein ganz nettes *qui pro quo* und was Eipem Menschen begegnen kann, das kann möglicherweise auch einen Andern treffen. Das Hängen ist eine sehr kurze Krankheit, vor welcher mich jedoch die Götter des Olymps bewahren mögen!

Im selben Salon des Hrn. Mitsch hatte ich einen recht vergnügigen Abend zugebracht. Es war da die schwarzrepub-

likanische Intelligenz vertreten, die an zwei Tischen ganz bequem Platz hatte; die Demokraten aber, die Anti-Schwarzen, die hartnäckigen Anhänger des göttlichen Institut der Sklaverei, die Verteidiger des weißen Botofuden-Adels, füllten da viele Säuler; werden jedoch recht bald trotz aller konservativen Tendenzen hinausgeschwemmt aus dem politischen Sein durch den Strom der militärischen Nothwendigkeit. Bin selbst fast zwanzig Jahre lang ein guter Demotrat gewesen; doch der Zeitgeist rastet nicht und so hat er denn auch mich mit sich fortgerissen und wenn der Mensch berechtigt ist zu fluchen, so hatte ich ein heiliges Recht zu Savannah die gepriesene amerikanische Demokratie zu verfluchen. Ewenthäl, jener Post-Clerk, der Verräther, ist eines elenden Todes gestorben — das Elend der unterjochten Bewohner wird durch den verhaßten Norden gemilbert, die Stadt liegt halb in Asche u. Nemesis haust ganz fürchterlich. Möchte wohl wissen, was aus Jenen geworden, die mich vor einem willkürlichen Tribunal verhöreten und mich in's Gefängniß schickten, da ich *not sound on the goos*, ein — wie sie sagten — *god d—d Black Republican* sei. Da, was hat sich seit jenem 14. Februar 1857 nicht Alles ereignet! Welches Menschenblachten, welcher Umschwung in der öffentlichen Meinung, welche Reform durch die Gewalt der Kanonen! Reiche wurden arm, Arme wurden reich; aus Menschenhäteln könnte man Pyramiden bauen, Krüppel durchziehen zu Tausenden das Land, Tausende schmachten in Hospitälern und in Gefängnissen; die Familienbande sind gelöst, und Nephisto in Regegestalt grinst uns entgegen: „Seht, so rächt sich das Prinzip an der geschändeten Freiheit — der Sklave wird frei!“ Habt die Ketten brechen müssen, die Ihr nicht lösen wolltet. Den Rest auf dem Wege der Freiheit werden wir vollbringen.

Man mag Wahrheit und Gerechtigkeit hemmen durch Sophismen und durch Lyraden, durch Parteilorgansifikationen,

durch Kirchen- und allerlei Besessilvereine; endlich brechen sie sich dennoch Bahn — und das Schrecklichste des Schrecklichen ist der Mensch in seinem Wahn.

Am 2. fuhr ich nach Dayton, dem anmuthigen Dayton, an das sich mir so süße Erinnerungen knüpfen, die im Strom der Erinnerungen leuchten wie Goldfischlein in crystalreinem Wasser. Der Mensch, der die Gegenwart zu nutzen weiß, lebt ein doppeltes Leben durch die Vergangenheit.

Die Zeitungen sind mit Friedensduseleien gefüllt und was man durch Me Stellen bezwecken wollte, das haben Stephens, Campbell und Hunter, hochstehende Beamte der Confederation, gethan. Sie kamen Lincoln entgegen, um zu Fort Monroe ihre Anträge zu stellen. Und diese werden sein? *Trennung, a tout prix*. Lincoln und Seward, die schwächlich geruhten, dem Rebellenpaß entgegen zu gehen, werden die erste Condition des Friedens in die Aufrechthaltung der Union setzen und — die charakterfesten und baldkarrigen Herren Rebellen werden mit langen Nasen abziehen, um ihr Volk zum letzten Male zu begeistern und die nördlichen Demokraten endlich zu enttäuschen. Also Krieg bis auf den letzten Mann wird die letzte Lösung sein und wer die meisten Menschen zu opfern und die meisten Kanonen hat, an dessen Seite wird sich endlich Gott als Friedensstifter manifestiren. Indes bricht Sherman von Savannah auf und marschirt Charleston zu. Der Kriegsgott ist ein launiger Gott. Noch wird es schwere Opfer kosten. Jedenfalls haben wir die Wahrscheinlichkeit für einen zweiten siebenjährigen Krieg. Seward's Wechsel auf sechzig Tage Sicht ist längst verfallen. Die Schuld wird abgetragen; doch — wer wird die Schulden zahlen? Was Einer verliert, gewinnt ja gewöhnlich der Andere und das Gleichgewicht in diesem Lande mit unerschöpflichen Ressourcen wird bald wieder hergestellt sein.

Die Frage, diese oft gestellte Frage: „was mit den befreiten Sklaven anfangen?“ hat Sherman bereits zu lösen begonnen. Er hat die Eilande südlich von Charleston und die verlassenen Reisfelder an den Flüssen den durch den Krieg und die Proklamation des Präsidenten befreiten Negern zur Cultur angewiesen. Weiße sollen sich dort nicht ansiedeln dürfen. Die oberste Verwaltung soll eine militärische sein. Was Kaiser Joseph von Oesterreich der Leibeigenschaft war, das ist die militärische Nothwendigkeit der Sklaverei geworden. Jene ward durch Staatsklugheit und Humanität gemildert, diese durch das Fatum vernichtet.

In Hamilton besuchte ich mit Herrn Pfäfflin die deutsche Freischule, in welcher unter dem Lehrer Diesendach die Kinder erfreuliche Fortschritte machen. O, müßten doch die Lehrer nicht Dressseurs sein, sondern auch auf Herz und Denkkraft der Kinder wirken, so könnten sie Großes leisten und sich verdient um die Menschheit machen! Ein Lehrer, der bloß auf das Gedächtniß der Zöglinge wirkt, gleicht einem Jäger, der gegen Bezahlung Hunde dressirt. Wissen ist Macht; doch der gebildete Mensch ohne moralischen Werth, ohne selbständige Tugend, ist oft noch gefährlicher für die Gesellschaft, als der dumme Mensch mit gutem Herzen. Jener mißbraucht Andere; dieser läßt sich mißbrauchen.

Hamilton, eine sehr freundlich situirte Stadt, liegt 25 Meilen von Cincinnati, der Königin des Westens. Der Westen ist das Herz der Union, der Norden repräsentirt die Hände und sollte einst der Süden zu Gunsten der Freiheit eben so talentvolle Staatsmänner liefern, als er zu Gunsten der Sklaverei geliefert hat, so darf er sich den Kopf vindiciren und dann erst wird die Republik auf guten Beinen stehen. — Noch hinkt sie bedeutend. Die afrikanische Rage wird Euch noch viel zu schaffen machen. Mit dem Amendement der Constitution, das frei-

lich noch immer in der Schwebe wankt, ist die Freiheit der Farbigen noch immer kein *fait accompli*. Der freie Mensch ist auch zu allen Rechten der Freiheit befugt, zu denen besonders das Stimmrecht gehört. Der zum Stimmrecht befugte Bürger soll aber ein intelligenter Mensch sein. Sind alle unsere weißen Bürger intelligent? Ach, nein. Wie viele derselben können weder lesen, noch schreiben und lassen sich als Stimmvieh gebrauchen. Und die befreiten Sklaven? Ach, die stehen auf der niedrigsten Stufe der Thierheit. Ein schweres Dilemma. Der Ragenunterschied muß aufhören, um die Theorie der Menschenrechte zur Wahrheit zu machen. Wie kann sich diese Wahrheit in der Praxis des Segens bewähren? Der Staat muß vor Allem die Quelle der Erziehung den Kindern der Farbigen eröffnen; ja, noch mehr, er sollte sogar durch Schulzwang sie zu Menschen machen. Nicht separatistische Schulen für Farbige, sondern durch gemeinschaftliche, um das Vorurtheil im Keime zu ersticken. Die Sklavenstaaten hatten den Sklaven das Lesen- und Schreibenlernen bei schwerer Strafe verboten. Die freien Staaten sind nun moralisch und politisch verpflichtet, die Farbigen zu Menschen zu erziehen. So manches Kind der Sklavinnen hatte einen reichen Pflanzler oder sonstigen Weißen im Süden zum Vater und so manches Kind reicher Pflanzler sog die erste Nahrung aus den Brüsten einer schwarzen Sklavin. Die Mätresenwirthschaft muß aufhören und die Ehe auf freie Wahl unter Garantie des Gesetzes basirt werden. Der heuchlerische Norden, der durch Agitation zum Theil den Krieg verursacht, muß aufhören, die Farbigen aus seinen Kirchen auszuschließen oder ihnen die hintersten Bänke, gleich räudigen Schaafen im Stall des Herrn, anzuweisen. Der freie Farbige soll künftig nicht mehr in Theatern auf die Gallerie der Prostitution beschränkt sein und er muß ein gleiches Recht mit den Weißen haben, in Waggons, auf Dampfbojen, in Omnibussen zu reisen

und zu fahren. Kurz, die Dummheit der Hautfarbe wegen muß den Forderungen der Vernunft weichen, um nicht die Freiheit selbst zu blamiren. Freilich wird das noch schwere politische Kämpfe absetzen und mit dem Ende des Krieges werden erst die Stürme der Presse und der Wahlen beginnen. Das Leben ist ein Kampf; ein Kampf der Interessen, ein Kampf der Vernunft mit Vorurtheilen, der Wahrheit mit dem Irrthum. Da Weiße nimmt alle diese Kriege und Kämpfe mit Seelenruhe hin und legt sein Gewicht nach besten Kräften in die Waagschale der Wahrheit und der Gerechtigkeit; gleichviel, ob Vernünftige ihn loben, oder der Janagel ihn tadeln. Das Rad der Zeit ist in ewigem Umschwung, bald rascher, bald langsamer und wer sich ihm widersetzt, der wird von ihm zermalmt.

Nun verlassen wir den Neger und nehmen Platz im Waggon von Hamilton nach Cincinnati. Die Gesellschaft im *Car*, den mir der Cerberus an der Thüre anwies, war klein, aber gewählt. Einige Soldaten, die acht Deserteure zu transportiren hatten, waren das Hauptmemento unserer gegenwärtigen christlichen Civilisation. Die Ausreißer waren zu Paaren wie Jagdhunde mit Ketten an den Händen zusammengekoppelt. Die armen Kerle haben ein schlechtes Mittel gewählt, um ihre Haut zu schützen. Der Weg, den sie für ihre Freiheit suchten, wird sie wohl zu den Pforten des Todes führen. Die zerrißenen, sammtgepolsterten Sitze im Waggon „*Erste Klasse*“ entsprachen ganz der Gemüthszerrissenheit der Passagiere und des schmutzigen Geizes und der Fahrlässigkeit der Eisenbahn-Compagnie. Es ist eine wahre Schande, wie man jetzt auf westlichen Bahnen so häufig maltrairt wird. Der Sarem ist bloß für Damen und Herren mit Damen reservirt und der Willkühr der Thürhüter anheimgestellt, die da nach Belieben einzelne Herren einlassen, oder ausschließen. So kommt es denn, daß man mit dem rohesten und anmaßendsten souverainen Pöbel zusammengeschichtet, in Labadsjauche schwimmend, sich räuchern,

feifen und Singen und Fluchen
lassen muß. Ihr sprecht ge-
rger — da will ich doch wahrlich
mit anständigen Negern, und drei-
hunden in einem Wagen reisen,
ist solchem innerlich und äußerlich
zigen, souverainen weißen Gefindel.

Cincinnati führte mich das Ge-
mit einem Landsmann zusammen,
dem ich das Vergnügen hatte, in
s Zimmer zu wohnen. Jetzt Ma-
i der Arme und früher — Sol-
ei Schwarzenberg Uhlanen in Un-
u. s. w. u. s. w. In Folge eines
es floh er nach Leutschau, wurde
aufmannsdienere; etablirte sich spä-
ter, heirathete, zengte Kinder, lebte
ahre lang glücklich bis zum Aus-

des ungarischen Krieges gegen die
iste von Habsburg, avancirte zum
meister, kam in russische Gefangen-
; entfloh, ernährte sich sieben Wo-
als Drescher bei einem Bauern in
ra; kam nach Kaschau, wurde in
eichische Dienste als Gemeiner
reht, bescribte, arbeitete als Köh-
nd nach dem Kriege war der Car-
a r o so glücklich, seine Familie wie-
sehen. Doch mit des Schicksals
ten ist kein ewiger Bund zu stich-

Indes Ulysses draußen kämpfte,
Penelope nicht nur die Kleinen ge-
t; sondern auch mit einem Andern
Freuden der Liebe getheilt. Das
d war zerrissen und der ungarische
er reist nach Paris und fungirte
Wochen zu Havre als Todtengrä-

Ein solcher Wechsel auf die Bank
der Seligkeiten ausgestellt reichete
l beinahe hin, um sich sein eignes
d zu graben. Auch war der gute,
ste Landsmann wirklich dem Selbst-
d nahe. Er siegte über den Ver-
; denn noch waren in der jugendli-
: Brust noch nicht alle Hoffnungen
schen. Er kam nach Amerika; hier
; er alle Phasen einer freien Con-
erng in Ehren durch: er hatte Holz-
machte Pappschachteln, fabricirte Mi-
alwasser, gab Fecht- und Reittunter-

richt, war Pedlar, das heißt, er ging
mit Waaren haufiren, practicirte als
Thierarzt, trat als Gemeiner in die Ar-
mee, schnitt mehren Rebellen die Gur-
tel ab, kam in Gefangenschaft, erhielt
seine Freiheit und avancirte zum Major.
Nun, das nenne ich doch ein praktisches
Leben! Solche Wechselfälle, solche Con-
traste mit all den verschiedenen Incidenzen
und Nuancirungen verdienten wahrhaftig
als Lebensroman niedergeschrieben und
publicirt zu werden.

Die Lage von Cincinnati ist sehr ro-
mantisch. Da hat man Berge und Thä-
ler, Fluß und Quellen, Weinberge und
Gärten. Da gibt es Poesie und auch der
Selbsten findet ein großes Feld durch
Handel und Fabriken.

Hier leben zu müssen, dürfte da der
verbannte Dichter sagen, wäre kein Fluch,
und ich sprach denn auch zu mir selbst:
wie wäre es, wenn du nach Cincinnati
abgeßt? Ich forschte denn präliminarisch
nach Diesem und nach Jenem, besonders
was Schule, Geschäft und Wohnung be-
trifft und war bald entschlossen. Der
Mensch denkt, das Verhängniß lenkt. Der
Mensch macht Pläne für Jahre hinaus u.
weiß nicht, was der nächste Augenblick
bringt. Wo ich bin, dort ist die Welt —
das Außere sollte dem Innern dienen,
das nicht unbedingt an die Scholle gebun-
den sein darf, diese vielmehr meistern und
wenn nothwendig, sich über dieselbe auch
erheben muß, um der gethigen Aufgabe
des Menschen zu entsprechen.

Einstweilen wollen wir denn hier pflicht-
getreu Lumpen sammeln, alias Bankno-
ten collectiren und die Lichtseiten des pro-
saischen Lebens so gut wie möglich ge-
nießen.

Haben Sie schon Fräulein Clausen ge-
sehen? Eine allerliebste Soubrette — rief
mir der Geist eines alten Geistesverwand-
ten zu. Kommen Sie Sonntag zu einer
Tasse Kaffee und Sie sollen sie bei mir
kennen lernen. Ich kam; doch das Soub-
retchen war nicht gekommen und so ging
ich denn in die Mozarthalle, um sie dort

auf der Bühne zu sehen und zu hören.
Man gab das Lustspiel: Kunst u. Natur,
oder: Verwirrungen. Ja, Fräulein Clau-
sen ist eine allerliebste Erscheinung, der
eben so viel Lob gebührt, als das Stück
und die Halle Label verdienen. Im Stück
erscheint die Kunst parodirt und die Na-
tur wird zur völligen Unnatur, wie sie sich
selbst nicht im dümmsten, zur Comtesse-
travestirten (oder besser gesagt, tran-
vestirten) Bauernmädchen äußern
könnte. In die Halle aber sollte man blos
kommen, um zu sehen; denn um zu hören
muß man feinere Ohren haben, als die
eines gewöhnlichen Menschen. So nied-
lich, so hübsch, so gewandt ich also auch
Fräulein C. fand, so war doch ihre Rolle
durchaus nicht geeignet, für sie einen alten
Dichter zu begeistern. Doch mag ein
Jüngerer für ihre Kronen bürgen, der in
heiterer Laune ihr folgende Strophen ge-
weicht hat.

Als wir in der Wüste waren, \int
Lebten wir von süßer Manna;
Jetzt sind wir in Cincinnati
Und es labt uns die Johanna.

Manna kann den Leib nur nähren;
Darum sag ich, nicht zum Scherze,
Das was uns Johanna reichet,
Nährt den Geist und auch das Herz. \int

Ja, noch höre ich im Geiste
Das Quack! Quack! der lieben Wachtel
Und ich mache denn im Stillen
Tauberskritten in „Drei Acten.“

Du, obgleich nur Erdgeborene,
Bist doch ähnlich höhern Wesen;
Ja, du bist, was Andre sagen,
Bist die Krone der Theresen
Darum, liebliche Johanna,
— Will mal auf den Zahn Dir füh-
len —

Willst Du mei n e m Benefice
Auch mal die „T h e r e s e“ spielen?
C. B.

Bravo, und ich frag' mit Schalkeslachen:
Will C. B. mich nicht zum Partner ma-
chen?

„Ne, hör ich mit Geistesflüstern, dat will
ich net.“

ist es auch bei Menschen mit dem geistigen Futter. Also man wälze nicht alle Schuld auf die Schauspieler, da wir, leider, das Theater nicht als Bildungsanstalt betrachten können, wo nicht der Dolar, sondern Geist und Moral höchsten Zweck sind.

Seltene Begegnung. Vor drei Jahren begegnete mir der Soldat *Jak. Moosbrugger*, — (der bei mir an der Staatszeitung als Lehrling arbeitete), in Folge einer Schußwunde auf der Reise nach St. Paul. Und siehe da, jetzt begrüßte mich Derselbe wieder am Depot, beurlaubt auf seinem Wege nach St. Paul, um dort, kürzlich abermals durch zwei Kugeln verwundet, bessere Pflege als im Hospital zu genießen. Der brave Junge kann wohl aus Erfahrung sagen, daß nicht jede Kugel tödtet. Den Menschen begleiten durch alle Beschwerden hin gewisse Schwächen, die ihn trösten — und glücklich der Handwerker, der stolz ist auf seine Schürze, der Priester, der stolz auf seine Reverende, der Soldat auf seine Uniform und verstümmelten Glieder, der Literat auf seine Geistesfinder u. s. w.

In Indianapolis angekommen, trotzte ich mit meinem Schlaf- und Reisefährten, Herrn Kaufmann Kempf aus Aurora, nach dem Union Hotel. Da traten zwei Amerikaner vor und boten uns Karten an zu einer deutschen Oper, welche dem Hotel gegenüber in einer zur Zeit der letzten Lincoln-Campagne aufgeschlagenen Breiterbude, genannt *Tabernaclé*, so eben stattfand. Die Vorstellung war zum Besten von Soldatenfrauen, was uns Beide um so mehr bewog der Buffa beizuwohnen. „Mordgrundbruch“ war der Titel des schaurigen Stückes. Was mich beim Eingang höchst widerlich berührte, war der Bühnenvorhang mit Geschäfts-Adressen bemalt. Armer Apollo, du hast in einer Krämerrepublik wenig Werth; Merkur, der Gott der Kaufleute und der Diebe, ist hier souverain. Das Orchester war für den gigantischen Raum der Bude viel zu schwach und konnte mich um so weniger ansprechen, da mir die Töne von

Anschüzens Hammer im Ohr noch nicht verklungen waren. Doch bald ward ich versöhnt durch Gesang und Spiel des Fräuleins *Flora Kunst* und Herrn *Steibel*. Flora ist in der That eine allerliebste kleine Perle, gewandt und piquant, den Geist der Rolle richtig auffassend und frei von Couliissenreifei. Auch die übrigen Amateurs sangen und spielten recht brav. So schreiet denn der deutsche Geist, die deutsche Kunst in Indianapolis vorwärts, „trotz alledem und alledem.“

Ich wurde hier durch die „freie Presse“ zum ersten Male auf eine Organisation zur Verbreitung freier Schriften aufmerksam gemacht, angeregt durch Herrn *Heinzen*. Der Plan ist gut. Möge das Unternehmen Anklang finden, um gute Früchte zu tragen auf den verkrüppelten Bäumen der Erkenntniß!

Was von *Heinzen* ausgeht, höre ich so oft, gedeiht nicht. Und der Oppositionsteufel agitirt auch schon gegen diesen Plan, weil er eben von ihm ausgeht. Ich unterstütze das Wahre und das Gute und sollte es vom Teufel selbst kommen, der ebenfalls nicht so schlecht ist als man ihn malt. Nur Bornirtheit oder Schlechtigkeit widersetzen sich dem Guten, oder ignoriren es. Was soll ich aber von *Jar West* denken, der mir in Mühl's hellunklem Lichtfreund schon vor Jahren „des lieben Gottes wegen“ viel zu schaffen machte, als Opponent der *Fadel* und den nun *Heinzen cum jure* als „*Pfarrer West*“ Epigruppen laufen läßt? Was von einigen andern literarischen Größen, die sich an den Geistesflügeln des *Rades* des *Spiritualismus* ergözen? Nun, man muß sie eben mit der „*Materie*“ bekämpfen, die an u. für sich auch geistig ist, und den rechtlichen Sieg dem Kampf überlassen.

Das „*Volksblatt*“ ist noch immer in Händen des Herrn *Böttger*, der dem *Tantalusfaß* der demokratischen Partei treu bleibt, so lange noch der Boden darin ist. Er und seine Kollegen, an den *Conservatismus* gekettet, klammern

sich noch immer an die Leiche des *ven-Cadavers* und haben wenigstens Verdienst, in einer schlechten Sache Barbarei consequent zu sein.

Die „freie Presse“ ist in die Hände des Herrn *Mezger* übergegangen. *Dakteur*, Herr *Keller*. Der *Maschor*, von dem die deutsche Oper geht, verdient rühmlich erwähnt zu werden.

Die Legislatur von *Indiana* hat Amendement der Constitution zur Abfung der *Slaverei* mit 59 gegen 1 Stimmen angenommen. Noch hat die freie Staat den Schandflecken zugehen, so auf dem Gesetz hastet, das *ger* und *Malatten*, die in den *kommen*, als *Slaven* zu verkaufen bietet. *Pfui!* Auch dieser Flecken bald verwischt werden und den *Traten* wird Nichts mehr übrig als die *Opposition* gegen das *recht* der *Farbigen*. „Und sie tre doch.“ Die *Republik* schreitet vorwärts trotz aller *Anstrengung* *Conservativen*.

Von *Indianapolis* fuhr ich an *Indianapolis* und *Chicago* - *Bahn* *Kolomo*, wo sich die *Air Line* Ein *Thürsteher* (*breakman*) dieser verdient etwas gerüffelt zu werden dem der eine *Waggon* mit „*Blau*“ vollgestopft war, versuchte ich, mit *Stempel*, in den *Damenwaggon* gehen und wurden zurückgewiesen. blieben eine Weile draußen siehe siehe da, es kommt ein goldbe Herr mit langem schwarzen *Oberr* das *Aussehen* eines *Priesters* hatte. gleich wurde der *Harem* geöffnet u. dem wir dem *Rümmel* vergebens *Ungerechtigkeit* vorhielten, hatten wir unter den *Soldaten* einen *Ph* finden. Diese dumme *Thurfurd* *Pfaffen*, diese eselhaftige *Personen* tion des *Thürsteher* kontrastirt mit unserem *General-Consul* in der seine *Domestiquen* in die *Lo* *Kaisers* schickte, da er darüber für *Abend*, als *Substitut* unseres *Mi*

zu verfügen hatte, worüber einige hiesige Zeitungen triumphiren und sich mit dem Principe der Gleichheit wie der Esel in der Löwenhaut gebahrden. Die Soldaten waren meist Norweger, Veteranen, und ihr Benehmen war sehr anständig.

In Chicago hatte ich weiter Nichts zu thun als meine zurückgelassenen Pelzschuhe und Gamaschen in Empfang zu nehmen. Sachen, welche dort im kalten Nordwesten von großem Werth sind. Die Waggonn zwischen Chicago und Milwaukee sind sehr elegant und die Bahn gut. Da wir nahe Loganport aus den Schienen liefen, wobei Niemand beschädigt, bloß der Packwagen etwas gelitten hat, und so mehre Stunden liegen mußten, traf es sich, daß ich durch den eben eintretenden christlichen Schabbes einen Tag verlor. Dieser Tag jedoch, im St. Charles zu Milwaukee, war ein ausgefüllter, am Schreibtisch. Es war ein herrlicher Februar-Tag. Die Sonne glänzte in Demantfunken im weißen Gewand des Winters. Und so zog es mich denn des Nachmittags hinaus zu einem Spaziergang. Doch wohin? In eines der Vergnügungs-Kolale? Der Weg dahin war mir zu weit. Also zur See. Als ich da einsam hinging, dachte ich: möchte doch wissen, wo Herr G. wohnt, dessen gebildete Gattin ich als Mädchen gekannt und seit mehren Jahren nicht gesehen habe. Und siehe da, kaum war der Gedanke dem Gehirn entsprossen, begegnet mir ein Herr, die Vaterfreuden in einem Wägelchen nach sich ziehend, und eine Dame. Es war Herr G. und Gattin. Nun wurde denn sogleich Rechtsrum gemacht. Ich folgte mit Vergnügen der Einladung und erfreute mich in sehr interessanter Gesellschaft einer geistreichen Unterhaltung, jene Zeit in's Gedächtniß rufend als ich mit Fräulein B. und Naprstel's Katinka, stolz wie ein Ritter, an der schönen Damen Seite ritt und am Ufer des brandenden Michigan-Sees spazieren ging. So wechselt auf Reisen das Un-

angenehme mit dem Angenehmen und Ein seliger Moment überwiegt im Gefühlsmenschen Stunden und Tage von Placereien und Notheit!

Des Abends wollte ich sehen, welchen Fortschritt die Kunst in Milwaukee, vormals „deutsches Athen“ genannt, gemacht hat. Obwohl es Sonntag war u. man nach hergebrachter Sitte ein Lustspiel gab, war der geräumige Saal doch schwach besetzt. Das Publikum konnte man Nichts weniger als ein *fashionables* nennen. Ger Raucht wurde nicht und das Bier verzapfte man in einem Nebenzimmer. Das Orchester war gut besetzt und das Personal spielte brav. Nach dem ersten Akt zog ich mich wie die Schnecke zurück in meine stille Kammer, und conversirte bei heller Gasflamme mit den Musen, denen ich seit vielen Jahren die genussreichsten Tage und Nächte zu verdanken habe.

Milwaukee hat eine geräumige und schöne Turnhalle und die große Musikhalle, eben in Bau, von ausgezeichneter Musik, wird eine Zierde der Stadt und ein Ehrendenkmal der Deutschen sein. Der Musikverein gehört zu den besten im Lande.

Auch zwischen Milwaukee und La Crosse sind die Waggonn elegant, die Schienen gut.

In La Crosse nahm ich wieder das Kreuz auf die Schulter und fuhr per Schlitten von *B u r b a n k's* ausgezeichneter Stage-Co. nach Winona, im Staat Minnesota. Wir fuhren auf dem Eis des Mississippi. Südwind und Regen hatten den Schnee geschmolzen und der Anblick des mit Wasser bedeckten Eises, so die Lustbäder, waren eben kein sehr angenehmer. Das Beste dabei war, daß wir einen Reverend an Bord hatten, um uns bei einer möglichen Fahrt in die Unterwelt summarisch die Sünden zu vergeben.

Der feste Grund und Boden zu Winona schien auf Alle einen erfreulichen Eindruck gemacht zu haben, so holprig

er auch war. Nun ging es per Achse weiter.

In einem der Wagen waren fünf Indianer - Häuptlinge, vom Chippewa-Stamm. Halb wild und ein Ahtel civilisirt, häßlich wie die Häßlichsten der Zigeuner.

Als wir sechs Meilen von Lake-City weg gefahren waren, kamen wir zu einem Bach, der durch geschmolzenen Schnee zum Teich angeschwollen und unpassirbar war. Nachdem Agenten und Rutscher Conslitum mit *Deculata* hielten, wurde beschlossen, zurückzufahren und über den See Pepin zu fahren. Wenn es nur nicht von der Seyla nach der Charybdis geht, dachte ich. Wir fuhren dreißig Meilen auf dem Eis und kamen glücklich nach Redwing.

Es war kalt, sehr kalt. Des Nachts kam ich an die grüne Seite einer altergrauen Frau zu sitzen. Da gab es weder negative noch positive Electricität und ich kauerte mich zu ihren Füßen zusammen, in eine Büffelhaut gehüllt, schlummerte eine Weile und zitterte wie ein vertrocknetes Ephenlaub. Endlich nach einer sechsunddreißigstündigen Fahrt sprach der Rutscher am Bord: *God thanks, that is St. Paul.* Ich aber intonirte im Stillen: *Thanks to the holy Lady, to the excellent horses, and the skillful drivers,* legte das Kreuz ab am *Merchants-Hotel* und restaurirte mich in *Bitt's Restauration* mit *delicater Austernsuppe*. Da war auch Brauer Keller, mit dem ich, *nolens volens*, einen *Rostbraten* mit „Zwiebeln aus Eßlingen“ essen sollte; mußte mich jedoch, aus Mangel an Appetit, bloß am Geruche laben. Ja, der Appetit, der Appetit, wo der fehlt, da hat's geschickt.

Haus u. Eichen stand: noch als ich, am 22., an Washington's Geburtstag, nach Hause kam und die Freude des Wiedersehens erlegte mir den Schmerz des Scheiterns.

„Auf und nieder zieht die Wage
Zwischen Lust und zwischen Plage,“

Bis die letzte Hoffnung sinkt,
Wenn der Tod zur Ruhe winkt."

Der Ohio war bereits vor zwei Wochen frei von Eis; der obere Mississippi wird erst Mitte April fahrbar. Der Winter haust hier noch in voller Strenge und scheint auch eines Tages die Sonne warm und schmelzt den Schnee, so folgen doch bald Schnee und Stürme wieder. Es fehlt auch zu St. Paul an Winterfreuden nicht; da gab man eben ein Dratorium „Queen Käber“ und ein Concert zum Benefice des Musikers Wagner, denen ein großer deutscher Maskenball folgte. Ich aber bin in meiner sibirisch-poetischen Einsiedel von einem Schneewasser-Teich umgeben, dessen plattes Eis und Kälte mir als zu große Opfer erscheinen, um des Nachts den weiten Weg nach den Plätzen der Bergnügungen zu gehen, auf die Gefahr hin, Arm oder Bein zu brechen. So sitze ich denn in meiner gemütlichen Office, broschire das 1. Heft des 17. Jahrganges der Fadel, und lehre, in Stunden der Muße, die Kleinen, nicht mit Pfeil und Bogenschießen, sondern lesen, schreiben und denken. Und wenn der Sturm von Außen tobt, wenn das Feuer im Ofen glüht, und im Gemüthe Friede thront, dann mag man wohl das Schicksal preisen, an dessen Nothwendigkeit der Mensch unabänderlich gebunden ist, mit seinem Schmerz, mit seiner Lust.

März, 1865.

Es ist zum toll werden. Der Februar hatte einige recht angenehme Tage und jetzt schneit es wieder und die Kälte erreicht dreißig Grad Fahrenheit.

Am 4. wurden in vielen Städten Schermann's Siege gefeiert. Auch hier figurirten in den Zeitungen viele Namen von wohlhabigen Leuten als An-

ordnungs-Committe, um Festivitäten des Tages zu arrangiren; doch die Herren fasten den Beschluß, mit der Siegesfeier zu warten bis auch Richmond genommen sein wird. Sehr vernünftig und noch vernünftiger wäre es, nicht zu tanzen auf den Gräbern der Todten u. den rauchenden Ruinen der Befestigun.

Da es seit Kurzem auf Schermann's Sieges-Märchen in der That so weit gekommen, daß Uncle Sam bloß zuzugreifen braucht, so dürfte es allerdings auch bald dahin kommen, daß Richmond, geräumt und vielleicht aus „unabhängigkeitsbeufeligem“ Wahnsinn durch die Rebellen in Asche gelegt, als Ruine wird erobert werden. Dann wird es wohl noch zu einer entscheidenden Schlacht kommen, welche man etwa als Waterloo von Amerika wird bezeichnen können, Jeff. Davis, wenn ihn für seinen blutigen Frevler der Teufel nicht früher holen sollte, wird wohl in Mexico sein Heil suchen und Beauregard hat Cosb genug, um sich ein Exil zu wählen, falls er nicht Lust haben sollte, mexikanischer General zu werden und gegen die verhassten Yankees zu kämpfen.

Wilmington ist genommen, auf Fort Sumpter weht wieder das alte Sternbanner, Charleston liegt halb, Columbia, die Capitolstadt von Süd-Carolina, liegt ganz in Asche. So ist es wohl keinem Zweifel mehr unterworfen, daß der Süden unterjocht, das heißt, daß er frei wird. Doch der früher so reiche, alsbald freie Süden wird als eine Wüste erobert werden, über welcher der Samum der Verbeerung weht und aus der Lava des Krieges werden sich bald wieder Städte erheben u. Fabriken, u. aus den Trümmern der alten Union wird sich eine neue gestalten. Sala.

Für die Fadel.

Globert und Vius der Neunte.

Von E. Ludwig.

Die jüngste päpstliche Encyclica stellt den Katholiken die Alternative, entweder allen Neuerungen, allen Fortschritten in Religion, Politik und Wissenschaft entgegen zu arbeiten und auf den Standpunkt zurückzukommen, den die Kirche vor einigen Jahrhunderten behauptete, oder der Freigeisterei und der Freiheit zu huldigen und dafür ewig, ewig verdammt zu sein.

Die grenzenlose Unverschämtheit des heiligen Vaters, im neunzehnten Jahrhundert ein solches Document in die Welt zu schleudern, konnte nur aus Verzweiflung herrühren, da er sehen muß, wenn der alte Mann andere Augen hat, um zu sehen, daß die Herrlichkeit des Papstthums im Verbleichen und der heilige Thron bedeutend wankt. Die Sprache des Stellvertreters Christi gleicht der Sprache und dem Nothhülferuf unserer Rebellen in den südlichen Staaten, die das letzte Heil ihrer ruchlosen Bestrebungen in die Verwahrung ihrer Sklaven setzen; überzeugt, daß sie ihr göttliches Inkarnat nicht mehr zu retten vermögen.

Kein Wunder, daß dieses päpstliche Rundschreiben in Europa sowohl, wie in Amerika große Sensation erregt hat und erfreulich ist es dabei, daß es sogar bei Regenten und vielen Priestern mit Widerwillen aufgenommen und für eine Grabesstimme gehalten wird. Eben so wenig als die Fackel des Zwerges für den Riesen paßt, taugt diese famose Encyclica für unsere Zeit, wo nicht nur der Protestantismus schon ein großes Terrain gewonnen, sondern auch die Naturwissenschaften bedeutende Fortschritte gemacht und die Zahl der Aufgeklärten und Materialisten in allen Ständen Legion ist. Die Zeiten der Autodafes und Hexenprocesse sind vorüber u. im Reich der Finsterniß brennen bereits Millionen von Gasflammen.

welche der giftige Athem des Jesuitismus nicht mehr auszublasen vermag.

Jesuitismus — was heißt denn Jesuitismus? Ach, es gibt allerlei katholischen und protestantischen Jesuitismus, der nicht gerade einen u. denselben Meister, Copola, zum Vorbild hat; es gibt in Staat und Kirche der Jesuiten gar viele, in Reverenden und in Chorherren, in Kutten und in Frack; gelehrte und ungelehrte Jesuiten, die Alle nach Einem Ziel streben; „nach Finsterniß, um im Trüben zum Vortheile ihrer eigenen theils ambitiosen, theils herrschsüchtigen Pläne zu fischen.“ Da Jesuitismus und Papstthum Einen und denselben Plan verfolgen: den, durch geistige Anrechtung des Volkes der Pyrrarchie Macht und Ansehen zu verleihen, so will ich in dieser meiner eigenen Encyclica der Fabel den katholischen Priester Vincenzo Globetti sprechen lassen, dessen Ruf als Schriftsteller, als Gelehrter und Patriot weit hin bekannt ist. Er schreibt:

„Der moderne Jesuitismus ist wesentlich ein Todfeind des Gedankens, u. will man sich durch ein einziges Princip sein ganzes Benehmen, so sehr es sich auch oft zu widersprechen scheint, erklären, so kann man das leicht, wenn man seinen Absichten gegen Alles, was Geist u. geistiger Fortschritt heißt, u. seine leidenschaftliche Begünstigung des Träumersüchtigen und Sinnlichen im Gegensatz zum Wirklichen und Verstandlichen hervorhebt. Denn er haßt alle Errungenschaften der Industrie, der Kunst und die Civilisation; er haßt den Fortschritt der Wissenschaft, als des ersten und wichtigsten Theiles der Bildung, und unter den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft verabscheut er insbesondere die Philosophie. Er haßt den Fortschritt im Allgemeinen und liebt den Rückschritt, weil jener die Zukunft vor Augen hat, in welcher die Denkkraft sich immer mehr entwickeln u. bethätigen wird, während dieser sein Augenmerk auf die Vergangenheit richtet. Er haßt die Vernunft, diesen Gipfel des Geistes, welcher den menschlichen Gedanken in den innig-

sten Verkehr mit dem göttlichen bringt, er haßt das Studium, das Nachdenken, die Prüfung, die Besprechung, die Untersuchung, weil sie Hülfsmittel des menschlichen Geistes zur Enthüllung der Wahrheit sind. Er haßt die Religion „im Geiste und in der Wahrheit,“ und verwandelt sie in Aberglauben, beraubt sie ihres innigsten Wesens, zieht den äußern Gottesdienst dem innern vor, dem Buchstaben dem Geiste, die Furcht der Liebe, die scheinbare Zerstückelung der wahren Reue, den rohen und blinden Glauben dem gebildeten und vollständigen Glauben u. s. w. Er neigt sich daher in der Theologie u. Moral zum Egoismus, zur Ausschweifung, zum Pharisäerthum und zu den Rohheiten des Götzendienstes. In der Politik haßt er die freien, fortschreitenden, kräftigen und ruhmreichen Staaten, weil sich in diesen Eigenschaften die Geistigkeit der Nationen offenbart, und er liebt allgemein die Barbarei, welche sich zu der Civilisation der Völker ebenso verhält, wie das Sinnliche zum Geistigen.

Unter den verschiedenen socialen Klassen hegt er eine besondere Vorliebe für die unterste und die höchste, sofern der Pöbel und die Großen in der Gedankenlosigkeit übereinstimmen und die zwei unbeweglichen Extreme der Bürgerschaft bilden; dahingegen haßt er die Mittelklasse als den denkenden, fortschreitenden Theil, der die andern in sich aufzunehmen strebt. Er ist daher aristokratisch und demokratisch in den schlechten Bedeutungen dieser Worte. Er haßt den Pöbel, sofern er in die Höhe strebt, er haßt den Adel, welcher populär werden will, denn er will zwischen den Hohen und Niedrigen eine absolute Trennung. Deshalb bietet er Alles auf, die Hohen und Niedrigen in der Unwissenheit zu erziehen, welche ihm beide als einen gedankenlosen, leicht zu regierenden Pöbel zur Verfügung stellt, und hält sorgsam jede Aufklärung fern, welche aus ihnen ein einiges Volk machen könnte. Er sucht er auch unter dem Clerus Unwissenheit und Untüchtigkeit zur Regel zu machen, um die Kirche zu schwächen. Er um-

faßt nur jene Regierungsformen mit Liebe, welche die Ideen verzwergen, den Geist niederbrücken, die Menschen verwildern, sie träge, störrisch, untüchtig, gleichgültig, stumpf und jedem Fortschritte abhold machen. Vor Allem schreckt ihn das Genie, u. deshalb läßt er alle seine Künste springen, es zu beschneiden, zu verstümmeln, zu vernichten, oder wenigstens zu hindern, daß es herrsche und Einfluß übe; er begünstigt hingegen mittelmäßige Menschen, und diesen pflegen Ehre und Macht zuzufallen, wo die Gesellschaft gebietet. Aus denselben Gründen liebt er die Ideen und Thaten, das Kindische, weil es dem Vernünftigen am fernsten steht. Er liebt den weiblichen Charakter, weil in ihm die Vernunft sich weniger geltend macht als in dem männlichen; deshalb pflegt auch das schwache Geschlecht am meisten zu jesuitiren. Er liebt das Greisenalter, weil es eine Rückkehr zur Kindheit ist, wie er ja den Sitten u. selbst den Tugenden der Jünglinge (wie man dies an den Novizen des Ordens deutlich sieht), ein frühes Greisen- thum einzuprägen bemüht ist. Liebt er zuweilen das Gute, dann liebt er es nicht als solches, sondern insofern dadurch dem Bessern die Thüre gewiesen wird. So begünstigt er den Ackerbau, weil er die Industrie, oder die Industrie, weil er die Kunst haßt u. s. w.; er würde den Dampf rühmen unter der Bedingung, daß man die Presse abschaffe, und er wäre mit dem Telegraphen zufrieden, könnte er dadurch die Bücher, die guten Journale und andere Mittel der allgemeinen Belehrung abschaffen.“

Dieser finstere Geist hat das Papstthum auf den Culminationspunkt gebracht und Schletterhaufen angezündet; dieser finstere Geist hat Luther, den Mönch, zur Opposition hervorgerufen; dieser finstere Geist liegt selbst in Rom in den letzten Tugenden und hat hier in Amerika, trotz aller Propaganda, keine Hoffnung zur Herrschaft zu gelangen. Dieser finstere Geist spricht aus Pio Nono in achtzig Tonarten, welche nicht nur Toleranz und Glaubensheit verfluchen, sondern auch den geringsten Zweifel an die Heiligkeit des Mönch-

thums und an die Nothwendigkeit einer herrschenden Kirche verdammen.

Ich will hier bloß folgende Sätze der päpstlichen Botsprüche anführen, welche hinreichen, sein nichtswürdiges Streben gegen Wissenschaft und Freiheit bloßzustellen und zu verabscheuen.

- 1) Der Staat muß alle Uebertreter religiöser Vorschriften mit weltlichen Strafen züchtigen.
- 2) Freiheit des Cultus und Gewissensfreiheit darf nicht sein.
- 3) Die freie Kundgebung eigener Ansichten, sei es mündlich, schriftlich, oder sonst auf eine Weise, muß als unerlaubt u. verdamnungswürdig verhindert werden.
- 4) Wünsche des Volkes nach Freiheit, das Recht sich in besonderen Gesellschaften zu vereinen und dafür Gesetze zu entwerfen, sind gegen alle Gerechtigkeit und Religion und haben daher keinen gesetzlichen Werth.
- 5) Die Kirche hat das Recht Almosen zu sammeln, und davon nach ihrer Weise Gebrauch zu machen; ferner hat sie das Recht, den Bürgern an bestimmten Tagen das Arbeiten zu verbieten.
- 6) Dem Clerus allein gehört der Unterricht und die Erziehung der Jugend.
- 7) Der Staat hat kein Recht Decrete, Instruktionen und Mittheilungen, die von Rom ausgehen, einer Revision zu unterwerfen.
- 8) Die Kirche hat das Recht, Zwangsmaßregeln und Strafen gegen diejenigen anzuwenden, welche die Gesetze der Kirche verletzen.
- 9) Dem Papst ist man Gehorsam auch in Dingen schuldig, welche mit dem geistlichen Regiment nichts zu thun haben.

Hört Ihr Katholiken in Amerika die Sprache eures heiligen Vaters in Rom! Gewissensfreiheit soll nicht sein — habt

Ihr nicht zur Constitution geschworen, welche uns diese garantirt? Gegen dieses republikanische Recht sollt Ihr sprechen, schreiben und, wenn möglich, die Zeit der Inquisition herbeiführen. Die Wünsche des Volkes nach Freiheit sind gegen die Religion — begreift Ihr Das? Ihr erfreut euch hier der Freiheit, zu stimmen u. Theil zu nehmen an der Gesetzgebung: also sündigt Ihr, nach der Lehre eures Papstes, gegen die Religion. Was folgt daraus? Ihr müßt der Freiheit, oder dem Romanismus entsagen."

Die Kirche hat das Recht an gewissen Tagen das Arbeiten zu verbieten. — So? Also nicht Ihr seid souverain, sondern die Kirche, die euch an ihr Joch spannt wie gehörntes Zugvieh.

Nur Pfaffen sollen eure Kinder erziehen — die Freischulen sind demnach für den römisch-katholischen Christen u. Bürger dieser Republik der Weg nach der Verdammniß. Staaten sollen sich blindlings den Beschlüssen und Decreten Rom's unterwerfen — darf es euch wundern, daß es Nationalisten gibt, denen eure Kirche der Republik gefährlich erscheint? Unbedingter Gehorsam mag Kinder und Sklaven ziemen — wollt Ihr noch länger Sklaven von Rom bleiben?

Erwacht! schüttelt das Joch selbst ab, das Ihr über den Ocean gebracht habt; wenn nicht, so ist es hohe Zeit, durch Abänderung der Naturalisations-Gesetze, den päpstlichen Einfluß in dieser Republik eben so unmöglich zu machen, wie die Regersklaverei über nicht lange unmöglich gemacht werden wird.

Man mag den geistigen Fortschritt hemmen; ihn zu vernichten vermag keine irdische Macht.

Ein dreißigjähriger Krieg hat uns den Weg zur Gewissensfreiheit angebahnt — das Papstthum, die ergiebige Quelle desselben, liegt mit unserm König Lynch in den letzten Zügen. Es tagt am Horizont der Völker, und es beginnt eine neue Aera.

Ihr die Fadel!

Gemüthsruhe.

Von S. Lubitzh.

Es ist kein seltener Fall, daß Gelehrte über Erziehung die herrlichsten Theorien aufstellen; Männer, die entweder Hagsolze sind und sich nie mit Kindern beschäftigt haben, oder die Väter sind, und bei ihren Kindern selbst in der Praxis Fiasko machen. Es ist leicht den Satz der Stoa verteidigen, daß der Weise über alles Unglück erhaben, im Bewußtsein der Tugend selbst in Ketten frei ist; doch es ist sehr schwer, diese Freiheit in Ketten selbst zu bewahren. Eben so leicht ist es, über Gemüthsruhe zu schreiben, wenn man selbst im Gemüthe ruhig ist. Dennoch kann eine gute, eine vernünftige Erziehung bloß auf vernünftige Basis erlangt werden; dennoch kann man nach Stürmen, Leidenschaften und Täuschungen der Wahrheiten der Stoa nahe kommen u. in der Schule der Weisheit durch Erkenntniß seiner selbst, der Welt und des Lebens, endlich zu einer Gemüthsruhe gelangen, welche durch Leiden zwar gestört aber nicht zerstört werden kann. Meiner leidenschaftlichen, stürmischen Jugend hat es stets an Gemüthsruhe gefehlt. Entweder Sturm oder Apathie war mein Loos; dennoch waren es die Liebe zu meiner sanften, engelguten Mutter, ihre Lehren und die Schriften Plato's, die mich vor gänzlicher Demoralisirung u. vom Untergang gerettet haben. Und nun, da ich seit vielen Jahren, eben in Folge jener stürmischen Jugend - Verirrungen und unrein idealer Bestrebungen in ein Labyrinth von Sorgen gestürzt, auch sonst durch Unglück in der Familie schwer geprüft wurde, sind es eben wieder die Lehren alter Philosophen und besonders jener des Seneca, die mir eine Gemüthsruhe sichern, die meinen Geist rege halten und mir das Prädicat eines ewigen Jünglings erworben haben. Erziehung ist also kein leeres Wort und ich segne meinen rei . e . n

welche der giftige Athem des Jesuitismus nicht mehr ausblasen vermag.

Jesuitismus — was heißt denn Jesuitismus? Ach, es gibt allerlei katholischen und protestantischen Jesuitismus, der nicht gerade einen u. denselben Meister, Loyola, zum Vorbild hat; es gibt in Staat und Kirche der Jesuiten gar viele, in Reverenden und in Chorherren, in Kutten und in Frack; gelehrte und ungelehrte Jesuiten, die Alle nach Einem Ziel streben: „nach Finsterniß, um im Trüben zum Vortheile ihrer eigenen theils ambitiosen, theils herrschsüchtigen Pläne zu stehen.“ Da Jesuitismus und Papstthum Einen und denselben Plan verfolgen: den, durch geistige Knechtung des Volkes der Pyrrachie Macht und Ansehen zu verleihen, so will ich in dieser meiner eigenen Encyclica der Fadel den katholischen Priester Vincenzo Goberti sprechen lassen, dessen Ruf als Schriftsteller, als Gelehrter und Patriot weit hin bekannt ist. Er schreibt:

„Der moderne Jesuitismus ist wesentlich ein Tobstein des Gedankens, u. will man sich durch ein einziges Princip sein ganzes Benehmen, so sehr es sich auch oft zu widersprechen scheint, erklären, so kann man das leicht, wenn man seinen Absichten gegen Alles, was Geist u. geistiger Fortschritt heißt, u. seine leidenschaftliche Begünstigung des Träumrischen und Sinnlichen im Gegensatz zum Wirklichen und Verhältnlichen hervorhebt. Denn er haßt alle Errungenschaften der Industrie, der Kunst und die Civilisation; er haßt den Fortschritt der Wissenschaft, als des ersten und wichtigsten Theiles der Bildung, und unter den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft verabscheut er insbesondere die Philosophie. Er haßt den Fortschritt im Allgemeinen und liebt den Rückschritt, weil jener die Zukunft vor Augen hat, in welcher die Denkkraft sich immer mehr entwickeln u. bethätigen wird, während dieser sein Augenmerk auf die Vergangenheit richtet. Er haßt die Verunft, diesen Gipfel des Geistes, welcher den menschlichen Gedanken in den innig-

sten Verkehr mit dem göttlichen bringt, er haßt das Studium, das Nachdenken, die Prüfung, die Besprechung, die Untersuchung, weil sie Hülfsmittel des menschlichen Geistes zur Enthüllung der Wahrheit sind. Er haßt die Religion „im Geiste und in der Wahrheit,“ und verwandelt sie in Aberglauben, beraubt sie ihres innigsten Wesens, zieht den äußern Gottesdienst dem innern vor, dem Buchstudien dem Geiste, die Furcht der Liebe, die scheinbare Beknirschung der wahren Reue, den rohen und blinden Glauben dem gebildeten und vollständigen Glauben u. s. w. Er neigt sich daher in der Theologie u. Moral zum Egoismus, zur Ausschweifung, zum Pharisäerthum und zu den Rohheiten des Götzendienstes. In der Politik haßt er die freien, fortschreitenden, kräftigen und ruhmvollen Staaten, weil sich in diesen Eigenschaften die Geistigkeit der Nationen offenbart, und er liebt allgemein die Barbarei, welche sich zu der Civilisation der Völker ebenso verhält, wie das Sinnliche zum Geistigen.

Unter den verschiedenen socialen Klassen hegt er eine besondere Vorliebe für die unterste und die höchste, sofern der Pöbel und die Großen in der Gedankenlosigkeit übereinstimmen und die zwei unbeweglichen Extreme der Bürgerschaft bilden; dahingegen haßt er die Mittelklasse als den denkenden, fortschreitenden Theil, der die andern in sich aufzunehmen strebt. Er ist daher aristokratisch und demokratisch in den schlechten Bedeutungen dieser Worte. Er haßt den Pöbel, sofern er in die Höhe strebt, er haßt den Adel, welcher populär werden will, denn er will zwischen den Hohen und Niedrigen eine absolute Trennung. Deshalb bietet er Alles auf, die Hohen und Niedrigen in der Unwissenheit zu erziehen, welche ihm beide als einen gedankenlosen, leicht zu regierenden Pöbel zur Verfügung stellt, und hält sorgsam jede Aufklärung fern, welche aus ihnen ein einiges Volk machen könnte. So sucht er auch unter dem Clerus Unwissenheit und Untüchtigkeit zur Regel zu machen, um die Kirche zu schwächen. Er um-

faßt nur jene Regierungsformen mit Liebe, welche die Ideen verzerrten, den Geist niederdrücken, die Menschen verwildern, sie träge, störrisch, untüchtig, gleichgültig, stumpf und jedem Fortschritte abhold machen. Vor Allem schreckt ihn das Genie, u. deshalb läßt er alle seine Künste springen, es zu beschneiden, zu verstümmeln, zu vernichten, oder wenigstens zu hindern, daß es herrsche und Einfluß übe; er begünstigt hingegen mittelmäßige Menschen, und diesen pflegen Ehre und Macht zuzufallen, wo die Gesellschaft gebietet. Aus denselben Gründen liebt er die Ideen und Thaten, das Kindische, weil es dem Vernünftigen am fernsten steht. Er liebt den weiblichen Charakter, weil in ihm die Vernunft sich weniger geltend macht als in dem männlichen; deshalb pflegt auch das schwache Geschlecht am meisten zu jesuitiren. Er liebt das Greisenalter, weil es eine Rückkehr zur Kindheit ist, wie er ja den Sitten u. selbst den Tugenden der Jünglinge (wie man dies an den Nothizen des Ordens deutlich sieht), ein frühes Greisen- thum einzuprägen bemüht ist. Liebt er zuweilen das Gute, dann liebt er es nicht als solches, sondern insofern dadurch dem Bessern die Thüre gewiesen wird. So begünstigt er den Ackerbau, weil er die Industrie, oder die Industrie, weil er die Kunst haßt u. s. w.; er würde den Dampf röhren unter der Bedingung, daß man die Presse abschaffe, und er wäre mit dem Telegraphen zufrieden, könnte er dadurch die Bücher, die guten Journale und andere Mittel der allgemeinen Belehrung abschaffen.“

Dieser finstere Geist hat das Papstthum auf den Culminationspunkt gebracht und Schelternhaufen angezündet; dieser finstere Geist hat Luther, den Mönch, zur Opposition hervorgerufen; dieser finstere Geist liegt selbst in Rom in den letzten Tagen und hat hier in Amerika, trotz aller Propaganda, keine Hoffnung zur Herrschaft zu gelangen. Dieser finstere Geist spricht aus Pio Nono in achtzig Tonarten, welche nicht nur Toleranz und Glaubensheit verfluchen, sondern auch den geringsten Zweifel an die Heiligkeit des Mönch-

rannen beherrscht wurde, und Du wirst finden, daß es noch nie eine elendere Stadt gegeben hat als zu jener Zeit Athen war.

Der Mensch soll sich nicht nur selbst kennen, wie ich früher sagte, er soll sich auch selbst achten, und sich selbst beherrschen lernen. Der Eine, sagt Seneca, baut zu viel auf seine Beredsamkeit; der Andere gibt mehr aus als er einnimmt und geräth in Schulden; Einer überhäuft seinen schwachen Körper mit zu anstrengender Arbeit, Andere lassen sich vom Jorn hinreißen; oder überlieferen sich der Völlerei.

Zur Gemüthruhe ist es auch nochwendig auf die Wahl jener Menschen zu sehen, mit denen wir zusammen zu leben haben. Wen Du deiner nicht würdig haltest, mit dem schliesse keinen Bund, keine Freundschaft.

Sieh besonders darauf, ob Du einem Amt, einer Arbeit gewachsen, ob Du mehr für geistige oder für körperliche Arbeit gerignet bist. Es gibt keinen elenderen Menschen, als Beamte, denen die Fähigkeiten zum Amte fehlen, oder einen Arbeiter, der Stümper ist. Ich will Dir nicht raten, blos Philosophen zu Deinen Freunden und Befehlten zu erwählen; denn wo findest Du sie? Wähle die Vernünftigsten, die Besten unter den Guten. In Gesellschaft aber der Schlechten, lerne das Schlechte vermeiden und hassen.

Jeder Stand hat seine Plage und Gewohnheit wird zur zweiten Natur.

Lernen wir, enthaltjam zu sein, den Luxus zu verbannen, den Gaumen zügeln, Mäßigkeit üben, die Armut nicht als Unglück betrachten, abridhten Hoffnungen entsagen, die Begierden im Zaume halten, und den wahren Reichthum in uns selbst suchen!

Unglück und Elend haben oft für die Zukunft gute Folgen. Lernen wir, uns nicht sklavisch an die Mode zu fesseln, begnügen wir uns mit häuslichem Glück

ohne nach fortwährender Zerstreuung zu haschen.

In Hinsicht unserer Bibliotheken lasse uns nicht auf die Quantität, sondern auf die Qualität der Bücher sehen, und das Gelesene wohl verdauen. Es gibt Nichts Lächerliches als sich Bibliotheken u. Pianos als Zierde des Ameublements anzuschaffen.

In jedem Stande kann man Genuß und Vergnügen finden und Müßiggang ist aller Laster Anfang. Der erste Schlag des Schicksals ist immer der schmerzlichste; wiederholtes Uebel härtet ab. Jeder Beruf hat seine Last und man muß suchen, jeder Lage des Lebens die beste Seite abzugewinnen und Das vergessen, was nicht zu ändern ist.

Man kann sich nicht allen Wünschen entschlagen; doch kann man sie in bestimmte Grenzen bannen. Beneiden wir Andere nicht; denn oft trägt der Schein der Außenseite.

Zum wankelmüthigen Glücke spricht: „ich danke dir für Das, was ich hatte u. besah.“ Veraubst du mich von einem geliebten Gut, so will ich mich dir willig fügen; ist es dein Wille, so opfere ich dir, ohne mich niederbeugen zu lassen, meine Habe, mein Haus, meine Güter, meine Familie. Es gibt keinen ewigen Besitz. Was Einem wiedersährt, das kann Jedem wiederfahren.

Am wenigsten aber fürchte den Tod; er ist ja der Hafen des ungekörten Friedens. Das Leben ist ein fortwährender Verlust. Als der Philosph Zeno Alles verloren hatte, sprach er: „das Schicksal mahnt mich, nun noch mehr die Weisheit zu beachten.“ Theodoros, dem ein Tyrann mit Tod drohte und ein Begräbniß versagte, antwortete: „Du magst meine Leiche haben, ob ich unter der Erde oder auf der Erde verweise, das ist mir ganz gleich.“ Du wünschst zu wissen, ob die Seele unsterblich sei? Iddie mich, und ich weiß es. —

Sokrates mußte im Kerker den Giftbecher leeren; Rutilius muß im Exil leben; Pompejus' und Cicero's

Köpfe fielen durch die Hand ihrer Aeltern und Cato, das Muster der Weisheit, stürzte sich in sein eigenes Schwert. Solche Männer und nicht Thoren hat man sich im Leben und im Sterben zum Vorbild zu nehmen, um im Leben Gemüthruhe zu genießen und vor dem Tode nicht zu zittern.

Für die Fadel.

Geistige Freiheit.

von E. Ludwig.

Indeß die politische Freiheit den Menschen als gleich geboren und mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt annimmt und ihn, ohne Unterschied der Geburt, des Besitzes, der Religion und der Farbe vor dem Gesetze gleich berechtigen muß, ohne den Namen der Freiheit zu schänden, ist es die geistige Freiheit, welche das zweibeinige Geschöpf zum Menschen im höchsten Sinne des Wortes macht. Ein Mensch ohne geistige Freiheit, der in die Worte eines Andern schwört, ohne selbst zu urtheilen, den Gedanken und das freie Forschen sogar fürchtend, ein solcher Mensch ist eine schlechte Acquisition für die politische Freiheit u. eignet sich mehr zum Unterthan eines Despoten als zum freien Bürger einer Republik. Da die Erziehung des Menschengeschlechtes an und für sich eine sehr schwierige, da glauben bequemer ist als durch Anstrengung der Denkfähigkeit zu wissen; da die Erziehung der Jugend Jahrhunderte lang in den Händen von Priestern lag und dort wo sie ihnen entrißen Männer von Aufklärung aus Selbstsucht und Charakterlosigkeit sich dem Umschwung des Rades auf der Bahn des Fortschrittes entgegenstemmen, so darf es uns nicht wundern, daß die Errungenschaften der geistigen Freiheit der Verdammungs-Partei und den Verbunnten gegenüber noch sehr gering sind.

Dennoch geht es vorwärts; dennoch läßt sich der Fortschritt im Ganzen nicht verkennen. Was Koran und Bibel, als offenbartes Wort Allah's und Jehovas, zur Knechtung und Verdummung der Völker auf dem Wege der keimenden Civilisation gesäet, das haben freie Forschung mittels der Gesetze der Natur u. der Wissenschaft auszurotten, um endlich ein selbständiges, ein freies Geschlecht heranzubilden. In der Türkei hat man es noch nicht über die Reform des Kleides und des Militärs gebracht; dort brütet der gennässüchtige Orientale noch immer unter der Peitsche der Pascha's in geistiger Versumpfung; in Europa hat Luther zuerst der babylonischen Messe zu Rom die Schminke vom Angesicht gewischt, ihre Herrschaft erschüttert und der freien Forschung die Bahn geöffnet. Vorgebens bemüht sich der Protestantismus den freien Gedanken hermetisch in Bibeln und Katechismen zu verschließen; Heroen der Wissenschaft und der geistigen Freiheit haben ihn bereits entzerrt u. Mephisto selbst ist nicht mehr im Stande, ihn in ein hermetisch geschlossenes Gefäß zu bannen. Ueber das fünfzehnte Jahrhundert hinaus war die theologische Tendenz in allen schriftstellerischen Erzeugnissen vorherrschend. Vom sechzehnten Jahrhundert angefangen geht die Entwicklung rascher vor sich. Mit dem Studium der griechischen und römischen Klassiker begann das Knabenalter, bis sich allmählig in England, in Frankreich und Deutschland eine selbständige Productivität zu entwickeln begann. Da strahlen uns wie Sterne in funderer Nacht so viele geistige Erbsen entgegen, von denen ich bloß folgende erwähnen will: Shakespeare, Pope, Shelleys, Swift, Shaftsbury, Goldsmith, Voltaire, Hume, Paine, Gibbon, Bossuet, Descartes, Montaigne, Voltaire, Diderot, Rousseau, Helvetius, d'Alembert; — Mendelssohn, Wieland, Göthe, Herder, Schiller, Goethe, Johann Paul Richter, und in der neuesten Zeit Humboldt, Moleschott, Strauß, Büchner, Bauer, Vogt und Andere.

In Amerika, — dem sogenannten freisten Land der Erde — können wir Tho-

mas Jefferson in Ehren erwähnen. Der englischen Dichter und Novellisten haben wir Legion; doch hat es die Philosophie in freier Richtung noch nicht über den importirten Zwerg Agassiz gebracht und die freie Presse wurde vorherrschend zur Vertheidigung des göttlichen Institutes der Sklaverei benutzt, zur politischen Knechtung der farbigen Rasse durch die edlen Kaufleute, zum Druck von Bibeln u. elenden Traktäthen, und zur Verbreitung absurder christlicher Dogmen, eingeschmuggelt in Millionen von Schulbüchern und Jugendschriften, um das Gehirn schon im Keim zu vergiften. Zu den wenigen Journalisten der englischen Sprache, die sich die Entfesselung des menschlichen Geistes angelegen sein lassen, gehören vorzüglich die Herren *Vale*, vormalig Herausgeber des *Beacon*, und *Seaver* und *Mendum* Herausgeber des *Investigator* zu Boston. Als Redner zeichnen sich besonders aus: Herr Wendel Phillips, Herr Theodor Parker (bereits todt), Frau Rose. In früheren Jahren Herr Robert Owen und die geistreiche Francis Wright.

Unter den Deutschen haben die Herren Försch und Ginal die Bahn gebrochen zur freien Forschung. Jener als Redner und Herausgeber des *Vernunftgläubigen*. Dieser als Redner. Ihnen war ich gefolgt als Redner eines Rationalistenvereins in New-York und Herausgeber der *Fädel*. Dann kamen Mühl mit dem pfaffenfeindlichen u. gottesfeindlichen Lichtfreund; Heinrich Koch und Wojta Naprstek als Geißel der Pfaffen. Herr Effelen verdient als Herausgeber der *Atlantis* erwähnt zu werden; hat sich jedoch nie über spirituellistische Duseleten erhoben. Gegenwärtig wirken Herr Schönemann-Pott in Philadelphia, durch Reden und eine Monatschrift, und Herr Schröter zu Sankt-City, Wisc. als Redner freier Gemeinden. Der Materialismus im philosophischen Sinne des Wortes wird bis jetzt bloß durch Carl Heitzen, den geistigen Riesen und Heros im Kampf gegen jedes Vorurtheil, in seinem *Pionier*, und durch den Herausgeber der *Fädel* vertreten. Nun, das ist allerdings nur ein

sehr geringes Scherflein für die geistige Freiheit, in einem Lande, wo die Presse frei ist; dennoch läßt sich die Wirkung, trotz aller gigantischen Verdummungsbestrebungen durch Wort und Schrift im Volk leicht erkennen, wenn man die Gegenwart mit der kurzen Vergangenheit von dreißig Jahren vergleicht. Wäre der indifferente, freisinnige Theil des Volkes geneigt, der geistigen Freiheit solche Opfer zu bringen, wie sie durch die Gläubigen der Kirche und die Nemterjäger des Staates gebracht werden, so müßte es mit der Herrschaft der Dummheit und Corruption in kurzer Zeit ein Ende haben. Doch da hilft alles Appelliren an den Michel Nichts; er ist ja aufgeklärt für sich selbst, zum Anwerben neuer Abonnenten aus eigenem Antriebe und Verbreiten freier Schriften ist er entweder zu träg, oder zu geizig, oder er weiß schon Alles, wie so viele unserer Ex-Studenten und Doctoren, die beim Lesen entweder Langeweile oder Kopfschmerz bekommen, aus lauter Gelehrsamkeit oder purer Vacuität des Gelebrums.

Ein Mensch, der eine richtige Ansicht hat über Philosophie und Philantropie wird nicht glauben, daß er seine Pflicht gegen Andere erfüllt habe, wenn er sich einbildet, Alles zu wissen, oder das was er weiß, in sich selbst verschließt, ohne gegen die feste Burg der Dummheit und der Vorurtheile Anderer nach besten Kräften Sturm zu laufen.

Freie Discussion ist das Palladium der Freiheit und wer sich dieser widersetzt, oder sich ihr entzieht, ist ein Pbilliker, ein Feind der Freiheit und des Volkes.

Wenn man den verjährten Vorurtheilen und Irrthümern keinen Damm entgegensetzt durch Wort und Schrift, so können sie nicht nur nicht beseitigt werden, sondern greifen epidemisch nur noch weiter um sich, zum Segen von Herrschern, Pfaffen und Demagogen!

Klagen oder Schimpfen hilft Nichts zum Fortschritt; der freie Mann, der Menschenfreund muß durch Handlungen thatkräftig wirken, um sich selbst zu ehren und der Welt zu nützen.

Es wenig denn bis jetzt auch noch gesehen, so wenig auch noch immer geschieht, so dürfen wir doch der Zuversicht uns hingeben, daß endlich die einfache Wahrheit über den complicirten Irrthum fliegen und die geistige Freiheit Gemeingut politisch freier Völker sein wird.

Adam und Eva.

Da die gottlosen Naturforscher zum Hohn der heiligen Schrift die Entstehung des Menschen aus Saamenkörnchen herleiten und ihn zum nächsten Stammverwandten des Affen machen, u. seine Hautfarbe tellurischen und climatischen Einflüssen zuschreiben, so wollen wir zu Ehre des Schöpfers, Herrn Jehova's, hierüber die Bibel, als das wahre Wort Gottes, empfehlen und die heiligen Kirchenväter sprechen lassen, um das Problem der Menschenschaffung und Ragenverschiedenheit zu lösen.

Der heilige Augustin sagt: Adam war schwarz und Eva weiß.

Der hl. Hieronymus hingegen ist der Ansicht: Adam war weiß u. Eva schwarz.

Der große Kirchenvater Origenes stellt die Hypothese auf: Adam und Eva waren beide ganz schwarz.

Der hl. Justinus Martyr ist der entgegengesetzten Ansicht: Adam und Eva waren beide weiß.

Das Concil von Nicäa suchte unter den verschiedenen Parteien ein Compromiß herzustellen, indem es verordnete, daß jeder gute Christ glauben müsse: Adam und Eva waren beide schwarz und weiß gesprenkelt.

Das Concil von Trient, dessen Unfehlbarkeit kein Christ bezweifeln darf, verurtheilt nicht auf ewig anathematisirt sein will,

hat die Ansicht des Nicänischen Concils dahin modificirt, daß auch derjenige noch auf die Seligkeit nach dem Tode Anspruch machen darf, der glaubt: Adam und Eva waren beide weiß und schwarz gesprenkelt.

Soweit wäre denn jeder Zweifel gelöst und die Erschaffung von Adam und Eva eben so deutlich nachgewiesen, als die Entstehung der Mehlwürmer aus gemalene Getraide und die des Flohes aus Sägespänen und Urin. Ob es auch weiße Flöhe gibt, oder ob man die eble Laus einen weißen Floh nennen kann, die beißt, aber nicht springt, darüber hat die heilige christliche Kirche erst zu entscheiden.

Eingesandt.

Einer Mutter zum Geburtstage
bei
Ueberreichung eines kostbaren Schmuckes.

Von des Südens blut'gen Felbern
Senden Dir die tap'fern Krieger,
Hermann, Adolph und Wilhelmus,
Ihrer Liebe treuen Ruf.
Grüßen zum Geburtstagsfeste
Dich der Mutter Allerbesten
Im dreieinigen Beschluß.

Aber, um es in der That auch
Recht anschaulich Dir zu machen,
Daß sie lieben Dich, verehren,
Nimm die Gabe, sie ist Dein.
Möge sie Dich häufig schmücken,
Daß Du lange, zum Entzücken
Bleibest unser Aller Edelstein.

C. B.

Mutter-Lied.

Halb zehn Uhr täglich beien
Und Bibelsprüch' im Maul,

Sonst hab' ich nichts von Nothe
Bin ganz erschrecklich faul.
Ich war ein armer Schluder,
Hatt' kaum das liebe Brod,
Da wurde ich ein Muder,
Und nun hat's keine Noth!

Bei jeder neuen Sitzung,
Die unsre Bande hält,
Da wird mir Unterstützung
Durch blankes, baares Geld:
Daß ich bin fromm geworden,
Hat mir gar sehr gefrommt,
Vielleicht, daß noch ein Orden
Mir in das Knopfloch kommt.

Den Kopf gehängt zur Erbe,
Geh ich des Morgens aus:
Mit heuchelnder Geberbe
Trer' ich in's Caffeehaus,
Trink Wasser dort mit Zucker
Und werbe Fromme an;
Kein Mensch ahnt, daß ein Mu
Zu Hause saufen kann.

Zu hohem Bins verleih' ich,
Was ich bei'm Muckern spar',
Und meine Seele weih' ich
Dem Himmel immerdar;
Und den Gewinn wott' ich
Im frommen Drüberheft:
Auf diese Weise führ' ich
Im Frieden mein Geschäft.

Des Abends im Theater
Sitz' ich mit gier'gem Sian
Und schmugle wie ein Rater
Nach jeder Längerin,
Mit meinem Operngucker
Schau' ich nach Bab' und Bru
Ach, lieber Gott, ein Muder
Hat auch noch seine Lust!

Dann schleich ich still zur Klan:
Da wo mich Niemand sieht,
Und nach dem Abendschmause
Sing' ich ein frommes Lied
Recht laut an heil'ger Stätte,
Von Jesu Glanz und Thron,
Derweilen macht mein Bette
Die kleine Jette schon.

Ich preise die Regierung
Und finde Alles gut,
Ich stiehe die Verführung
Der jeh'gen Freiheitsbrut.
So leb' ich armer Schlucker
Ganz heiter, Gott sei Dank!
Und das Geschäft als Muder
Treib ich mein Lebenlang.

Aus dem Original-Manuscript.

Belefe an Gräfin Justine Skafk
Klerles.

Rudolphsburg am Saal-
Flusse.

Juni, 1804.

Rings um mich breitet die Natur ihr reizendes Hüthorn aus, heitere Muff und Lieder glücklicher Menschen umwogen mich hier auf den morschen Bänken der Rudolphsburg, wo ich Erstling der Liebe, aus heiterer Brust hinsende zu den heimathlichen Bergen, hin zur erhabenen Freundin, hin zur Blume des Kenigs. *) Herrliche Natur! wie liebevoll umschlingst du mich mit deinem Zauber, wie unendlich heitiger noch müßte er sein, könnte das entzückte Herz die Wonne mit einem gleichgestimmten, liebenden Herzen theilen; wie namenlos freilich müßte der Gemüth getheilte Freude sein! — Sehen Sie, liebe Gräfin, so begleitet mich überall das stille Schönen nach Liebe, und wie ein ätherischer Schallten folgt den heitersten Bildern der Gegenwart die Erinnerung der jüngsten bitter-süßen Vergangenheit; doch schweigel Worte! Es ist vorbei, rauscht es durch die Bogen der Saale hin, und hallt im hohen Gemäuer wieder: „es ist vorbei!“ —

Ist ja doch Alles vergänglich und wo

*) Comtesse Betty Sigroy.

sieht man dieses wohl mehr als zwischen Trümmern zerklühter Herrlichkeit einfligen Glanzes! Also fort denn mit Träumereien, so ins Herz sich schleichen, um den reinen Spiegel der Gegenwart zu trüben! Sie ist so herrlich die Natur, so viel Wonne beut das Reisen; vergnügt nehme ich also den Griffel hervor, um Abdrine auf den Zinnen Rudolphs von Mänchhausen ein Bildchen der Reise von Leipzig hieher zu skizziren.

In einer eben so eleganten, wie bequemen Lohnkutsche fuhr ich in angenehmer Gesellschaft von Leipzig über Lützen und Weissenfeld nach Raumburg, in Neu-Preußen. Armes Sachsen! wie hat man dich zerstückelt, wie viel verlorst du an Einwohnern und fruchtbarem Boden, docht ich, als wir uns dem Denkstein an der Heerstraße nahen, wo Gustav Adolph fiel. Ich stieg aus, um den merkwürdigen Felsblock zu besichtigen, der im Schatten hoher Pappeln anspruchlos mit „G. A. 1632“ bezeichnet, den denkenden Menschen in das blutige Feld des dreißigjährigen Meinungs-Kampfes versetzt. Ferdinand, Lilly, Wallenstein, Gustav Adolph, Bernhard von Weimar tauchen wohl als die hellsten Glanzpunkte jener Zeit der reisenden Ideen, jener Epoche der Entfesselung des blinden Fanatismus, aus den Strömen Blutes empor. Auch Christian von Braunschweig „Gottes Freund u. aller Pfaffen Feind“, so wie Georg Friedrich von Baden-Durlach sind Helden jener Zeit, zwar Helden die nicht gleich Wallenstein aus Herrschsucht, nicht aus Nieblingstreue kämpften; besonders aber die 400 Pfortheimer Krieger gleich den Spartanern bei Thermopylä durch alle Zeiten als edle Seelengröße hin! In jener finstern Aera, wo forwährendes Kriegsgetümmel das Geschlecht betäubte und schändete, hat Oesterreich die höchste Macht erreicht, unter Ferdinand, dem Werkzeuge Wallensteins und der Jesuiten; aber zu schwach, um die Herrschsucht des Ersteren und die Schlaueheit der Letzteren zu fassen, stürzte es bald wieder herab durch Unklugheit und Uebertreibung. |

Gustav A. hat die Welt belehrt, was moralische Kraft im Gegensatz physischer Stärke vermag. Grausamer haben nie Barbaren gehaust, als Lilly zu Magdeburg. Greise, Säuglinge, Weiber u. Jungfrauen fielen gequält und entehrt als Opfer der Wuth. Christus, hättest du je gedacht, daß deiner Lehre, die ein Kannibalen-Geschlecht zu Gott und der Reinheit des Lebens erheben sollte, Mord und Todtschlag entsprossen würde, daß Menschen, die deinen Namen tragen, gefühllose Räuber, ihr barbarisches Auge einst weiden würden an Leichen und Plünderungen ihrer Nächsten!?

Lützen ist ein freundliches Städtchen, ebenso Weissenfeld an der Saale. Die Gegend ist durchaus anmuthig, besonders je näher man Raumburg kömmt. Die Straßen sind vortreflich, dicht mit Bäumen besetzt, abwechselnd mit Pappeln, Kirichen, Pläumen und Weichseln. An der preussischen Grenze begrüßte der einfache Adler. Bei den Mauthen sind große Tafeln mit den angelegten Tarifen, u. das lästige Psittiren an den Grenzen hat aufgehört seit dem Zollvereine der deutschen Staaten, woraus im Ganzen dem Handel bedeutender Vortheil entsprossen kann. Die schönen Hügel um Raumburg sind mit Reben bepflanzt, die Felder mit Weizen, Korn, Hafer u. Alee. Alles bezeugt hohe Cultur u. daraus spriehenden Wohlstand.

In Raumburg empfing mich vor der Stadt der freundliche Gasthof zum goldenen Stern. Man verlangte den Paß mit dem Bemerken, daß die Polizei strenge Aufsicht gebiete, seitdem in Berlin vor Kurzem ein Complot von Studenten den König zu ermorden im Plan hatte. Einer hieß es, ließ sich Offiziers-Uniform machen, um sich dem König leichter nähern zu können, wurde aber zufälliger Weise durch den König, der alle seine Garden kennt, entdeckt. Man setzte ihm nach, arreirte ihn, und fand Pistole und Dolch bei ihm. Armes Loos der Könige! dürft wohl so mancher Bürger ausrufen, der ungelannt im friedlichen Kreise der Seinen die stillen

Freuden des Leben genießt. Die Anlagen im sogenannten Bürgergarten von Raumburg sind sehr anmuthig. Ein Saal daselbst ist groß und hübsch decorirt. Die Lage der Stadt ist malerisch, die Weinberge, an deren Saum sie sich schmiegen, sind mit vielen Kellern u. großartigen Bauten geschmückt. Vier alte Kirchthümer geben ihr ein ehrwürdiges Ansehen.

Der antike Dom hat drei Thürme, das preussische Oberlandesgericht ist ein großes zwei Geschos hohes Gebäude, majestätisch sich über alle übrigen Häuser der Stadt erhebend. Die Nachtigall schlug in den Gebüsch; doch etwas rauhe Lüfte wehten von Norden herüber, so daß ich bald die lieblichen Haine verließ, und der großen Schießflätte vorüber zurückkehrte zur Stadt. Hier überraschte mich melodischer Gesang. Ich folgte dem Schmelz der Töne, und traf eine Schaar Knaben, in schwarzen Mänteln gekleidet, von denen ich bald erfuhr, daß sie Chorsänger seien, denen es sitzengemäß obliegt, an Sonn- und Festtagen des Morgens singend durch die Straßen in die Kirche zu ziehen. Wie lange werden sich noch unsere evangelischen Christen in Ungarn mit den frostigen Arien, herabgeleiert nach den Pfeifen der Orgel, begnügen? Warum Musfil aus den Kirchen verkannnen, die doch so sehr das Gemüth des Gebildeten wie des Rohen zur Andacht stimm! — Mein Aufenthalt in Raumburg fiel eben an einen Sonntag. Ich ging in die heil. Moriz-Kirche, welche den Namen gleich den Uebrigen, aus den Zeiten des Katholizismus beibehielt. Mehre der Altäre sind verlassen, indem von Protestanten Ein Altar genügt. Die Kanzel ist einfach, die Orgel kräftig, aber noch kräftiger sind die melodischen Chöre. Ein vortrefflicher Prediger, Herr Peiper, hielt eine Rede nach dem evanagelischen Lerte des Reichen und des Armen, der von dessen Brosame sich nährte. Er bewies, daß es nicht zur Glückseligkeit des Menschen gehöre, reich zu sein, daß Reichthum ohne Weisheit kein Glück wäre, daß täglicher

Genuß und fortgesetztes Freudenleben zum Ueberdruß führe und der höhern Bestimmung des Menschen, des Gedankens an die Zukunft jenseits vergessen mache. Mäßiger, weiser Genuß ziemt den höheren Menschen. Wenn man alle Güter gleich vertheilen würde, sagte Er auch, wie bald würde sich die Ungleichheit des Besizes wieder einstellen, indem der Brave, der Fleißige, der Geschickte bald den Vorzug hätte, vor dem Faulen, dem Verschwender, dem Ungeschickten. Er rief dem Reichen im Evangelio zu: lebe, wie du, wenn du stirbst, wünschst einst gelebt zu haben! Dem Armen rief er zu: genieße das in Frieden, was dir Gott beschieden! und schloß, daß der Mensch nicht nach Reichthümern, sondern nach mäßigem Auskommen streben solle. Auch gab der Redner das Haschen nach Genuß, Ueberfluß und Völlerei als Ursache an, daß so viele Deutsche nach Amerika auswandern. Vom Druß, der auf Vielen lastet, hat er freilich geschwiegen. —

Doch genug über Chöre und Predigten, sonst meint Adorine aus dem Nachgesang des Freundes den Lutheraner zu erkennen, über den er sich längst erhoben hat und also den Fanatismus selbst mit keinem Gustav Adolph theilt.

Unter den vielen Leichensteinen der Domkirche fiel mir besonders eine Platte Ernst Dietrich, Marschalls auf Pauschen, Eissa u. s. w. obersten Inhabers eines Regimentses zu Fuß, in die Augen. Eine lange Inschrift verkündet seine Verdienste, für Oesterreich, dem er in acht Schlachten und sieben Belagerungen diente, sonderlich bei Mastrich, Osmütz u. Collin. O, wie viele Helden die Welt doch zählt und verehrt! Gewiß, nicht halb so viel kennt u. nennt sie der Eulen, der wahrhaft Epulen, deren innere Größe nicht Blut gefärbt! Nun, liebe Gräfin, folgen Sie mir noch im Geiste der Erinnerung über 218 Treppen hinauf zu den 7 Stöden der Stadtkirche von Raumburg, um dort das lieblichste Panorama der Umgegend zu genießen. Dieser Genuß wird freilich nur dem zu Theil, der steht u. im Betrachten

föhlet, indeß der tote Buchstabe nur schwach zum Herzen spricht. Gegen Westen denken Sie sich Alenburg, wozu die Straße nach Meiffen führt, ferne am Saum eines Hügel's Raabach, wo Friedrich, größer als sein Unglück, zu sterben, oder zu fliehen beschloß; ferner hinab die Straße durch Saalenfläthen nach Merseburg, südlich auf einer Höhe das Schloß Cosel; dort zu ein herrliches Thal in östlicher Richtung liegt Schönburg und nördlich hinab befrängt den nahen Horizont der schöne Park des Bürgergartens, mit seinen freundlichen Bauten. Doch — die Sonne sinkt, der Abend graut, ein Westwind streicht durch die Rubelsburg, in deren Mauern die Töne des Lebens verstummen; ich besseitige den Griffel, nehme die Muzille und eile durch das Schloß Kreipitz über Alt-Eßbnitz, stets in gerader südlicher Richtung, zwischen saatenreichen Hochfläthen hinab in das Städtchen Camburg.

Das schöne Raumburg verließ ich zu Fuß und kam nach einem anmuthigen Spaziergange einer Stunde zur Schul-Pforte. Diese preussische Lehranstalt für evangelische Jugend, in einem Thale, von freundlichen Hügeln umkränzt, verdient ja wohl auch im Innern genauer betrachtet zu werden, dachte ich, umging von der Wiesenfelle die hohen Ringmauern, welche den Schulgebäuden ein etwas despotisch-collegialisches Ansehen geben und trat zum Thore ein. Hier im Hofe begrüßten mich einige Studenten, die mir, da ich eben keine Lust hatte einen Professor zu besuchen, hinlänglich meine Fragen, da ich weder Demagog noch Pedagog von Profession bin, beantworteten konnten.

Der ganze Vorbereitungs-Kurs für die Universität ist hier, mit der Grammatik begonnen, auf 6 Jahre bestimmt. Hörsäle sind fünf und ein Bettsaal. Als gegenwärtige Professoren der Schulpforte nannte man Hrn. Rektor Kirchner, Doctor der Theologie, Hrn. Wolf u. Jakob, Prof. der lateinischen und griechischen

Sprachen, Hrn. Oldendorp u. Hrn. Job, Prof. der Mathesis, Hrn. Koberstein, Prof. der neuen Sprachen, Hrn. Schneider, Lehrer der Religion, Hrn. Steinhardt, Prof. der griechischen u. hebräischen Sprachen. Ferner erwähnte man dreier Adjuncte, Grubitz, Fiedert und Haase, eines Diacons, mit dessen Stelle die vierte Adjuncten-Stelle vereint ist. Schularzt ist Hr. Sechtung, Musikdirector Herr Ketschau, Lanzmeyer Herr Koller. Bei Aufnahme der Schüler wird vorzüglich auf Neupreußen Rücksicht genommen. Unter den Fremden waren hier meist Hannoveraner. Eine bestimmte Zahl der Schüler wird unentgeltlich verpflegt und gelehrt. Andere bezahlen von 70 bis 150 Thaler jährlich bloß für Kost und Quartier. — Ordnung und Keuschheit, die Seele jedes Institutes, vermißt man hier nirgends. Vorlesung konnte ich keiner betwohnen, da eben Sonntag war; doch sah ich die gesammte Jugend, die den erfreulichen Typus der Gesundheit, als Folge eines reinen Lebenswandels, den man so oft in Collegien vermißt, trug — im Speisesaal an den Tischen versammelt. Die Kost ist kräftig, besteht aus Suppe, Rindfleisch und Gemüse und dreimal die Woche Braten. An Butterbrod fehlt es nie. Zum Frühstück erhält jeder eine Semmel und Milch.

Im Bethhause, wo auch eine Orgel ist, wird täglich des Morgens und Abends gesungen; gebetet und ein Kapitel aus der Bibel gelesen; — letzteres geschieht durch einen Professor der zugleich die Inspektion hat.

Die Kirche ist ein merkwürdiges, gothisches Aemthum. Sie ist seit 1543 evangelisch. 1590 war hier Bartholomäus Walther, Rektor. In der Mitte der Kirche ist ein Denkmal des Herzogs Georg v. Coburg. Die Altarblätter: Christus, Johannes und Marius sind von Schadow gemalt. Im Hintergrund der Kirche ist der Spielplatz abgesteckt, wo wöchentlich einigemal Ball und andere gymnastische Spiele gespielt werden.

Zur Anstalt gehört auch eine Mühle ein Bad- und ein Brauhaus. Ohne Gede und Bier kann der Deutsche nicht sein. Auch eine Papierfabrik ist hier.

Einer der Studierenden, Baron Werthern vom Schlosse Becklingen, begleitete mich eine Strecke gegen Kösen. Raum von ihm geschieden begegnete ich einem Herrn, der eben einen Spaziergang dahin machte und an den ich mich anschloß; es war Professor Oldendorp.

Wir speiseten zusammen *table d'hôte* im Gasthose zum Ritter, wo auch einige Fremde aus Dresden, die hier die Solenbäder brauchten, und Herr Grass, ein Improvisator aus Königsberg, waren. Mehr als der deutsche Siegreisvichter zog mich die nahe Rudelsburg an, um dort im Freien die Natur zu genießen, daher ich bald nach Tisch mich der Gesellschaft in Kösen empfahl. Die Lage von Kösen ist sehr romantisch und der Ort der Salzquellen wegen merkwürdig, deren zwei Schächte sind, jeder zu 600 Fuß tief und 8 Fuß 8 Zoll im Durchmesser. Pumpen sind bis in die ganze Tiefe hinab 44, worunter 4 Wasserpumpen. Es sind da zwei imposante Gradirhäuser, wo die Sole durch die Luft gereinigt wird, und den Pfannen, davon 10 sind, zufließt.

Es ist da ein Inspektorat, ein Rentamt und eine Buchhalterei. Der Salineninspektor hat jährlich 900 Thaler Gehalt. Der reine Ertrag soll für den König jährlich 40,000 Thaler betragen.

Von Kösen hinauf zu Rudolpshurg ist ein angenehmer Spaziergang einer halben Stunde. Es führen zwei Wege dahin. Der Eine bringt dem Solenbad vorüber, durch Kösen, im Schoos des Thales zur Saale, wo man sich überlegen lassen und zur Bergruine gehen kann. Ich ging den Andern, den Salinen vorüber, entlang einer Wiese, am linken Blumengefäde des Flusses.

Die sogenannte Rudelsburg ist ein schönes Bild, an Netz durch den mauerischen Kontrast einer dortigen Wind-

mühle gesteigert. Hier versammeln sich an Sonn- und Feiertagen, besonders im Frühling, viele Studenten aus Naumburg und Bürger und Landleute aus den Umgegenden. Man findet da eine wohlbestellte Wirthschaft in den Trümmern der Burg und besonders gutes Bier, kredenzt in hölzernen Krügen.

Die reizendste Landschaft bietet sich dem Auge von den Ruinen der Rudolpshurg dar: im westlichen Rundsaale des Thales sieht man die beiden Thürme von Saaled, jenseits des Flusses, der in großen Krümmungen durch das saaten geschmückte Thalbett hinschlängelt, ist Steindorf, am westlichen Saume liegt Herringen, gegenüber sind die Salinen von Salzburg, die Bergrüden sind meist, besonders unter dem Felsthurme von Saaled, mit Obstbäumen bepflanzt, nordöstlich schmiegt sich das friedliche Dörfchen Langendorf an die Fähr des Flusses und in der Ferne schließen die Landschaft die pittoresk gelegenen Gradirhäuser von Kösen. Die Hochflächen sind theils weißer Sand, theils Waldgruppen und Saaten.

Rudolph von Münchhausen war es, der im Jahre 972 den Grund zu dieser Burg legte. Debo von Münchhausen vergrößerte die Burg, indem er sie ungleich mit Mauern besetzte. Ihm folgten Richard, der die Burg abermals mit einem hohen Thurm und mehreren Wirthschaftsgebäuden verschönerte. Nach Otto Münchhausen's Tod erbte diese Burg Ludwig v. Giltenburg; nach ihm war Besitzer davon Otto Ludwig v. Giltenburg, der das Dorf Saaled gründete. Dieser hatte zwei Söhne, Heinrich und Conrad, welcher letzterer großen Hang zu Räuberei hatte. Er trieb sein Wesen bis 1290, als Kaiser Rudolph v. Habsburg einen Reichstag in Erfurt hielt, wo Conrad angeklagt und belangt wurde. Da er aber nicht erschien, wurde er in Acht und vogelfrei erklärt. Nun beschloß er verhasst, sich in seiner Burg wider die Kaiserlichen zu vertheidigen; doch er ward mit dem Meisten der Seinen erschlagen u. das Schloß geplündert und in Asche ge-

legt. Später wurde die Burg wieder aufgebaut, u. dazu gehörten Kreispiß, Stelndorf, Saale, Freitode und die Abtei Ebnig. 318 Jahre hindurch war Rudolphsburg Eigenthum der Familie Münchhausen und Güttenburg, und 543 Jahre sind hinabgeflossen seit ihrer Zerstörung.

Vor Camburg trat ich aus den Feldwegen in die Poststraße über, welche nach Jena führt. Hier verläßt man Neupreisen, befindet sich in Sachsen Meiningen u. kommt in wenigen Stunden nach Sachsen-Weimar. Eisenach.

Camburg ist romantisch sitrirt. Je näher ich Dornburg kam, desto interessanter war der Spaziergang in der Feier eines stillen Abends. Süßer Duft wogte aus den Blütenmillionen des Thalbeetes, leichte Sephyre wiezten sich auf den Aehren der Hochflähen, die Lerche schwirrte, und die Nachtigall schlug in den grünen Gebüsch. Kein Wöllchen schwebte unter dem Auz des Himmels, wie in Rosenschmelz getaucht ruhten die westlichen Höhen und über den Weinbergen blinkte lieblich Hesperus herab. Der Mond schwebte über Dornburgs majestätischen Bergschlößern des Großherzogs von Weimar, melancholisch rauschten die Wogen der Saale durch die blumigen Gekade hin, die ganze Natur schien zu beten und ruhig schlug des entzückten Pilgers Herz.

Neuerst lieblich ist auch der Weg durch fruchtbare Thäler von Dornburg nach Jena. So freundlich Jena am südwestlichen Saum der Gebirge, welche das Saalethal umkränzen, dem Wanderer entgegenlächelt, eben so unfreundlich ist der Eintritt in die Stadt. An der Saale und Leutra, baufälligen Häusern vorüber, kommt man auf schlechtem Trottoir, durch ein morsches Thor, endlich auf einen geräumigen Platz, Markt genannt, wo zwar hohe Häuser, doch nichts weniger, als solide, geschmackvolle Bauten begrüßen. Ueberhaupt wird in ganz Sachsen leicht weg gebaut; die oberen Trakte sind meist aus Balken und nur oberflächlich übermauert. Die Gasthöfe am Markt zum Kreiske u.

zur Sonne sind beide wohlbestell und billig.

Ich höre Säbel klirren — Studenten balgen sich am Markte. Es ist so Mode hier — sagt der Kellerer — daß die Bursche auf offener Straße die Jacken von sich werfen, und sich stundenlang mit Waffen herumschlagen. Nun das ist sehr löblich, gehört zum *bon ton* einer Universitäts-Stadt, u. die Herren Musensöhne, die Freunde der Freiheit, müssen ja doch in jeder Hinsicht würdige Söhne Minervens sein — dacht ich — und lehrte zum Schreibtiße zurück, um — weiter zu schreiben? nein, um die schon etwas lange Epistel zu schließen.

Im Geiste grüßt die Freundin

L u d w i g.

Für die Fadel.

Sklaverei und Leibeigenschaft.

Von S. L u d w i g.

Wenn wir zugeben müssen, daß die Natur des Menschen immer dieselbe bleibt, daß er nach Tausenden von Jahren noch immer mit denselben Leidenschaften geboren wird, wie bei seinem ersten Entstehen durch die productive Naturkraft; wenn uns der kurze Zeitraum unserer Geschichte vorkommt wie die Sage eines Sisyphus in ewigem sinnlosen Kreisgang aller Dinge; wenn wir überall selbst bei den gebildetsten Völkern des Alterthums Unterdrückung der Schwachen, barbarische Strafgesetze, Kriege und Fanatismus wahrnehmen; wenn ein Scipio 400 Jünglingen, die einer Unrecht leidenden Stadt zu Hilfe eilen, den rechten Arm abhauen lassen konnte; wenn wir uns das Hängen, Räubern, Köpfen, Säden, Bierstellen,

Spiessen und Verbrennen des Mittelalters vergegenwärtigen; wenn wir das alte Rom unter Sylla und das neue unter Gregor dem 7. betrachten; wenn wir bedenken, daß in Deutschland ein einziger Rechtsgelehrter 30,000, sage 30,000 Todesurtheile meistens über Heren und Herenmeister geschrieben und in den Neuenglandstaaten noch gar nicht lange her die letzte Here verbrannt wurde, wenn wir, mit Einem Worte bedenken, daß die Entwicklung des Menschenschlechtes noch in den Windeln liegt, so brauchen wir uns gar nicht zu wundern, daß wir mit der republikanischen Staatsform der Ver. Staaten, von England, dem Mutterlande, auch die Sklaverei der Negers geerbt hatten.

Es scheint fast ein Naturgesetz zu sein, daß gewisse Zustände nur mittels ihres Gegensatzes erreicht werden können und demnach in Ländern, wo Eine Klasse der höchsten Freiheit genießt, die Mehrzahl der andern Klassen unterdrückt wird. So waren es die germanischen Völkerstämme, welche obgleich die Freiheit so sehr liebten, daß sie selbst bei Abblat der römischen Victoren in Wuth gerieten, die Leibeigenschaft gründeten; so hatte das freie Griechenland seine Heloten, das gebildete Rom seine Sklaven; so war der ungarische und polnische Adel den Bauern gegenüber frei von allen Lasten des Staates; so unsere Dignitaten im Süden mit der Sklavenpritsche in der Hand sich ihrer Freiheit brüsten. Diese Zustände sind eben so gut an die Gesetze der Nothwendigkeit gebunden, wie das Wachsen der Leber und der Distel. Doch sind sie vorübergehend; denn obgleich dem flüchtigen Beobachter der Dinge der geistige und politische Fortschritt bloß Kreislauf zu sein scheint, so erblickt sich doch dem tiefen Denker, der das Ganze im Spiegel der Millionen Jahre in's Auge faßt, die Fernperspektive eines rastlosen Fortschrittes, der gehemmt, doch nicht gänzlich aufgehoben werden kann.

So sehr ich also von jeder die Sklaverei für einen Grundstein der Re-

publik, für eine Satyre auf die Menschenrechte gehalten habe, so wunderte ich mich doch durchaus nicht, hier dieses abscheuliche Institut zu finden, durch das einst die römische Republik zu Grunde ging, obschon der Kern der Bürger die Freiheit gegen Cesar verteidigt hat. Uebrigens theilte ich mit vielen Andern den Glauben, daß die Republik von Amerika, welche in die Fußstapfen Rom's trat, derselben Ursache wegen an denselben Folgen untergehen werde. Wir haben uns getäuscht; so sehr Dieses auch ganz natürlicherweise die Regenten Europa's, die hohe Aristokratie England's, die schwarze Legion der Jesuiten und so manche charakterlose Bursche und verbummelte Doctoren und Erstudiosen hier in der Republik gewünscht haben mögen. Daß diese Republik in der fürchterlichen Crisis im Kampfe der Sklaverei gegen die Freiheit nicht untergeht, haben wir, wie ich schon öfter sagte, freilich nicht der Weisheit unserer Herren am Staatsruder *a priori* zu verdanken, sondern den Eventualitäten und dem gesunden Sinne des Volkes, das — wenn auch vielleicht nur instinctmäßig — Lincoln, trotz seiner Blamagen bei Ausbruch des Zwistes, zum zweiten Male wieder zum Präsidenten erwählt hat. Auch zeigt uns dieses bald zur Thatfache erhobene Problem, daß dieses Conglomerat von Volk noch einen Kern besitzt, aus dem sich die Blüthe der jungen Freiheit neu gestaltet, um zu blühen, bis sie verblüht, um dann endlich, vielleicht eben so wie frühere Republiken zu verwehen. Auch dann aber wird man das große Ganze im Leben der Menschheit in's Auge fassen zu haben, um zu sehen, daß die Errungenschaften der Wissenschaft und der Erfahrung der Völker nicht verloren gehen können, bis endlich die Grundsätze der Freiheit, der Gerechtigkeit und der Humanität, nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden den Sieg werden errungen haben.

Das der Sklaverei verwandte, ja noch schrecklichere Uebel der Leibeigenschaft

brachten unsere deutschen Stammeltern aus Asien, indeß die Sklaverei aus Afrika importirt worden war. Das folgende Gedicht mag uns die Schenßlichkeit der Leibeigenschaft, welche der Kaiser von Rußland den letzten Todesstoß gab, vergegenwärtigen; die Sklaverei aber mit ihren Auswüchsen der Verhöhnung der Menschenrechte, der republikanischen Freiheit, der Demoralisation der Slavenzüchter und ihrer Satelliten der Demagogen, sollte uns jetzt wohl hinlänglich bekannt sein, um sie zu verabscheuen und uns über ihren Fall zu freuen. „Tochter, ich flieh' nicht die Arbeit“ — spricht ein deutsches Weib —

„Tochter, ich flieh' nicht die Arbeit,
Fliehe nicht die Beerensträucher,
Fliehe nicht von Jaans*) Lande;
Vor dem bösen Deutschen flieh' ich,
Vor dem schredlich bösen Herren.“

„Arme Bauern, an dem Pfosten
Werden blutig sie gestrichen.
Arme Bauern in den Eisen,
Männer rasselten in Ketten,
Weiber klopfen an den Thüren,
Brachten Eier in den Händen,
Hatten Eierschrift**) im Handschuh,
Unterm Arme schreit die Henne,
Unterm Armel schreit die Graugans
Auf dem Wagen blüht das Schäfchen.
Unsre Hühner legen Eier,
Alle für des Deutschen Schüssel:
Schäfchen setzt sein fleckig Lämmchen,
Das auch für des Deutschen Bratspieß.
Unsere Kuh ihr erstes Deckchen,
Das auch für des Deutschen Felder.
Pferdchen setzt ein muntres Füllen,
Das auch für des Deutschen Schlitten.
Mutter hat ein einzig Eßbündchen,
Den auch an des Deutschen Pfosten.“

„Fegfeuer ist unser Leben
Fegfeuer oder Hölle.

Feurig Brod ist man am Hofe,
Winselnd trinkt man seinen Becher,
Feuerbrod mit Feuerbrande,
Funken in des Brodes Krume,
Ruhen unter Brodes Rinde.“

*) Johannes ihres Mannes (es spricht nämlich eine Leibeigene.)

**) Geschenke.

„Wenn ich los vom Hofe komme,
Komm' ich aus der Hölle wieder.
Komm' zurück aus Wolfes Rachen,
Komm' zurück aus Löwens Schlunde,
Aus des Hechtes Hinterzähnen,
Los vom Biß des bunten Hundes,
Los vom Biß des schwarzen Hundes.“*)

Diesen Versen will ich noch folgendes Grabeslied der Sklaverei beifügen und ein Hosanna singen dem Siege der Freiheit.

Bürger, nicht den Sklaven haß ich,
Haße bloß die Sklaverei.
Ich bedaur' den Sklaven nicht,
Der, dem Thiere gleichgestellt,
Wohlgekleidet, wohlgenährt,
Glücklich wie der Gaul im Stalle
Vor des Meisters Peitsche sich
Hundemäßig beugt und krümmt
Und im Joch zufrieden ist.

Euch nur haß ich, euch, Ihr Weissen,
Die mit Freiheitphrasen prahlt,
Die den Schwarzen systematisch
Der Erziehung Born verschließt,
Die zum Thiere ihn entwürdig'en,
Anstatt ihn durch weise Mittel
Für die Freiheit reif zu machen.
Die Ihr auf den Sklavenmärkten
Handel treibt mit Menschenfleisch,
Handel oft mit eignem Fleische,
Handel mit des Meisters Blut;
Daß Ihr jeden Keim der Tugend
Und des Wissens in dem Sklaven,
Als ein souveraines Volk,
Bei barbarischer Straf' erstickt;
Daß Ihr von der Gleichheit kasselt,
Possenspiel mit Freiheit treibt,
Da Ihr eine unterdrückte Rage
Mit den Eseln, mit den Pferden,
Die mit ihm die Felder pflügen,
Für des Olygarchen Pomp
Mittels Auctiyn verkauft,
Und das Kind der Mutterbruß
Kalt und schonungslos entreißt.
Daß der Büttel, „Sklavenhüter“
Sklaven oft aus Laune bloß
Blutig peitscht und sie in Ketten
Wie Verbrecher legen läßt.

*) Herder nach einem ethnischen Volksliede.

Wenn ich eure Sklavenmärkte
 Sah, und Spott und dumme Wige
 Hört: wenn Ihr einer jungen
 Sklavin Reiz und Werth gepriesen,
 Und die blendend weiße Dame,
 Die Quattrone, als Mätresse
 Einem reichen Wüßling für
 Allerhöchsten Preis verkauft,
 Euch zur Schande und der Freiheit
 Und Gerechtigkeit zum Hohn,
 Dann fühlt ich mich tief empört.

Wenn ich weg vom Markte ging
 Dacht' ich aus der Höll zu kommen,
 Wo der Mensch in Wolfes Rachen
 Durch den weißen Hund getrieben,
 Todgebissen und verschlungen,
 Oder ausgespien ward,
 Um der Jagdier andrer Hunte
 Als gekauftes Vieh zu dienen.
 Und in meinem Innern nagte
 Wehmuth an dem stillen Fluch
 Ueber ein verderbt Geschlecht,
 Das im Mund die Freiheit führt,
 Handel treibt mit Menschenfleisch;
 Und oft dacht ich: wehe, wehe,
 Wenn die Rache Euch erreicht!

Intoleranz u. Lasterhaftigkeit der Christen

Von Freret.

Der Fluch der Intoleranz klebt an allen Religions-Systemen und selbst die ascetische Lehre des Fabelkönigs Christus vermochte es nicht, seine Nachfolger zu besseren Menschen zu machen als die Heiden sind. Bei der römisch-katholischen Religion hatte Intoleranz den höchsten Grad erreicht. Die reformirten Christen liefern uns in ihrer Geschichte ebenfalls ein klägliches Bild von Unbuldsamkeit und Lasterhaftigkeit. Nur die ausgebildete Vernunft mit Kenntniß der Naturgesetze ist fähig, das Princip der allgemeinen Gleichberechtigung der

Menschen anzuerkennen und sie das Lafter verabscheuen und vermeiden zu lehren.

Nach dieser flüchtigen Einleitung lasen wir nun unseren Gewährsmann Herrn Freret sprechen.

Brand, der Verfasser der Reformation-Geschichte der Niederlande, behauptet, daß die Reformirten Unschuld, Demuth, Mitleiden und Sanftmuth verschweicht, hingegen Stolz, Verfolgungsgeist, Rache und Grausamkeit an deren Stelle aufgenommen hätten. Der Prediger Jurieu beschreibt das Verderben seiner Glaubensgenossen auf folgende Art: „Das größte Uebel, sagt er, ist die gänzliche Verschlimmerung ihrer Sitten. Die Reformirten in Frankreich lassen sich von dem Strom der Eitelkeit, der Verschwendung, des Stolzes dahintreiben. — das ganze Königreich ist mit diesen Lastern überschwemmt, und oft übertreffen sie ihre Landsleute an diesen Lastern. England hat nicht geringere Fehler. Religion und Gottesfurcht erkalten, — die Männer ergeben sich dem Hochmuth und die Frauen werden eitel, vergessen Ehrbarkeit und Zucht und überlassen sich ohne Scheu allem, was ihnen ihre verdorbene Einbildungskraft empfiehlt. Die nordischen Reiche und die reformirten Provinzen in Deutschland sind in ein alles verwüstendes Elend versunken.

Niemand hat sich hierüber nachdrucksvoller und besser ausgedrückt, als Robert Barclai in seiner Vertheidigung der Zitterer (Shaker). Die Stelle ist zwar etwas lang, aber doch der Mühe werth, sie herzusetzen. Hier ist sie.

„Die besondern zur Zeit der Apostel gesammelten christlichen Gemeinden kamen, was das innere Leben betrifft, gar bald in Verfall, überließen sich verschiedenen Irrthümern, und die Herzen der Bekenner des Christenthums ergaben sich den kypigen und lasterhaften Sitten des damaligen Zeitalters. Indessen erhielt die göttliche Vorsehung*) dennoch einige

Jahrhunderte bei sehr vielen dieses innere Leben, sie blieben bei allen Verfolgungen standhaft und unterwarfen sich zur Ehre des Namens Christi allen Verfolgungen. Aber bald verstrich diese glückliche Zeit. Demuth, Geduld, Mitleiden, Mäßigkeit und ehrbares Wesen hörten unter den Christen bald auf. Seitdem es aber keine Schande mehr war, daß man sich zum Christenthum bequame, seit dem selbst Kürsten und Genossen der Erde sich dazu wandten, seit dem die Annahme der Religion Jesu ein Mittel wurde, in seinem Glücke vorwärts zu kommen, so wurden die Menschen nicht durch Befehrung ihres Herzens, sondern durch ihre Geburt und Erziehung Christen.

Seit der Zeit war kein Mensch so zügellos, so verdorben, so unheilig, der nicht ein Mitglied der Kirche werde. Die Lehrer und Prediger derselben wurden die Gesellschafter der Fürsten, setzten sich in ihrer Gnade fest, erlangten großes Vermögen, und wurden auf solche Art durch die eitle Ehre dieser Welt aufgeblasen und übermüthig. Der Grund u. die Stütze des Christenthums fiel also über den Haufen, — das Bild und der Schatten derselben blieb. Das lebte Bild, oder vielmehr das Skelet desselben wurde, da es von der innern Nierde des geistlichen Lebens gänzlich entblößt war, mit verschiedenen äußern und in die Augen fallenden Ordenszeichen, mit Gold u. Silber, mit kostbaren Steinen und andern glänzenden Zierrathen dieser vergänglich Welt ausgeschmückt, vergesselt, daß man es, des äußeren Bekenntnisses ohnerachtet, nicht mehr die Religion Christi nennen konnte, so wenig, als ein Leichnam einen lebendigen Menschen vorstellen kann.“)

Diese abgefallene römische Kirche hat in die christliche Religion nicht weniger Aberglauben und Ceremonien gemischt, als unter Juden und Heiden anzutreffen

*) So ist es noch, besonders in Amerika.

*) Nichts weiter als eine Phrase. L.

waren, und unter den Lehrern, Bischöfen und Erzbischöfen herrschte eben so viel u noch mehr Stolz, Geiz, Verschwendung, Gottelasterung, Wollust u. Niederträchtigkeit, als man je unter einer andern Sekte irgend eines Volkes gefunden hat. Hieran wird niemand zweifeln, der ihre eigene Schriftsteller, den Platina und andere gelesen hat, und wenn auch die Protestanten einige ungereimte Lehren und Sätze verworfen und verbessert haben, so thaten sie doch weiter nichts, als daß sie die Zweige abschneiden. Die Wurzeln, aus denen diese Bäume hervorkamen, warigten sie eben so gut als vorher. Ueberall trifft man den alten Geiz, Stolz und Neid in ihren Kirchen und bei ihren Predigern an. In ihren Geheimnissen findet man Mangel der Andacht, der Ehrfurcht und des Feuers, welches sie ehemals belebte. Auf diese Art kann man, ohne lieblos zu sein, behaupten, daß sie bloß den Schein der Andacht haben, und Silber und Schatten der Frömmigkeit sind.

Die berühmtesten Moralisten unter den Katholiken schildern seit einem Jahrhundert den Zustand der Sitten ihrer Zeit dergestalt, daß sie auf den höchsten Grad des Verderbens gekiegen sind. Wir wollen den berühmten Arnaut hören. Es ist erschrecklich, sagt er in seinem Buche *de la frequente communion*, daß man nie hter zur Communion gegangen ist, als jetzt. — Man findet in den Sitten der Christen nichts, was ein wahres Christenthum verräthe. — Nie traf man in den Ehen so viel Unzucht, in den Familien so viele Verführung, bei der Jugend so große Wollust, nie bei den Reichen so viel Stolz, unter allen Ständen mehr Luxus, nie so großen Betrag beim Handel und Wandel, nie mehr Unmäßigkeit beim gemeinen Mann an, als jetzt. Wer weiß nicht, daß seit zwanzig Jahren die Hurezel ein sehr verzeihlich Fehler, das größte aller Laster, der Ehebruch, Glück bei Frauzenzimmern, Arglist und Verrätherei, Hoffkugheit, Religiöspöbterei Größe der Seelen, Schwören und Fluchen seine Liebbarkeit, Ego und Trug, Geschicklichkeit im Handel und Wandel, daß Spielsucht ar-

tige Beschäftigung der Damen, daß Verachtung der Ehemänner, Vernachlässigung in der Erziehung der Kinder anständige Freiheit deder heißt, welche von der Natur oder dem Glück etwas zum voraus erhalten haben? Der abscheulichen Laster will ich gar nicht einmal eingedenk sein, von denen unsere Väter nichts wußten, und die in diesem unglücklichen Jahrhundert so sehr überhand genommen haben, daß man ohne Schrecken gar nicht an sie denken kann."

Selbst die Jesuiten stimmen hierin überein. „Wo findet man jetzt wohl noch Religion? so wie jetzt die Menschen leben, so sind ja alle Spuren wahrer Frömmigkeit bei den Christen erloschen. sagt der Vater Rapin (*de la foi des derniers Siecles*). Hat man wohl jemals unter der Jugend größere Keppigkeit, bei den Vornehmen mehr Stolz, bei den Armen mehr Verschwendung, mehr Niederlichkeit bei dem männlichen, und mehr Luxus und Ausschweifung bei dem weiblichen Geschlecht, hat man jemals mehr Untreue und Hinterlist in allen Ständen und Berufsarten angetroffen, als man jetzt findet? — Die Pracht in Kleidern, die Verschwendung im Hausgeräthe, die übertriebene Welchlichkeit bei den Tafeln, der Ueberfluß in den Ausgaben, die Frechheit in den Sitten und anderen Ausschweifungen, überschreiten alle Grenzen. Alle Grundsätze wahrer Frömmigkeit sind über den Haufen gestürzt. Jetzt zieht man beim Gewerbe einen gescheuten Bösewicht einem Mann vom Vermögen vor, dem die Gabe der Verstellung fehlt. Mit Klugheit, und ohne jemand offenbar zu beleidigen, ein Verbrechen begehen, heißt Rechtschaffenheit besitzen. Nie hat man so viel von Moral geredet, und nie weniger Tugend unter den Menschen angetroffen, — nie mehr Reformatoren und weniger Sittenverbesserung, niemals mehr Gelehrte und weniger Gottesfurcht, nie bessere Prediger und weniger Veränderung im Leben gefunden, als jetzt. Sind wir also nicht im Grunde betrachtet, schlimmer als die Heiden? — Das Ver-

verben ist allgemein, überall herrscht Sünde und Laster, und wahre Besserung findet man nirgends. Man schämt sich tugendhaft zu sein, — das Laster hebt, wie die Hure zu Babilon, das Haupt in die Höhe und es hat das Aussehen, als wenn die Menschen die Welt und die Laster nie abgöttischer geliebt hätten, als jetzt."

Nicht bloß in Schriften und andern Andachtsbüchern, worin man sich doch sehr genau ausdrückt, findet man Vorwürfe der Sittenlosigkeit in den letzten Jahrhunderten. Zwei angesehene französische Bischöfe, Poncet und Urras eröffneten dem Papp Innocentius XI. ihre Meinung, setzten ihm das Uebel der Kirche aus einander, baten ihn, daß er ihm steuern möchte, und drückten sich darüber dergestalt aus: „Obgleich seit verschiedenen Jahrhunderten die Sitten der Christen sehr verschlimmert wurden; so sah man doch das Laster für das an, was es wirklich war; man betrachtete es mit einer gewissen Scham und Scheu, und so allgemein die Unordnungen auch immer sein mochten, so wagte es doch niemand, ihnen öffentlich das Wort zu reden. Aber jetzt ist das Uebel weit größer, und für die Kirche nachtheiliger geworden. Die Anzahl der Lasterhaften vermehrt sich nicht nur von Tag zu Tag; sondern sie stügen sich auf ihren Leichtsinu u. sind froh genug, ohne alle Scheu sich jeder Ausschweifung zu überlassen. Es gibt sogar neuere Schriftsteller, welche keine andere Absicht zu haben scheinen, als die Leidenschaften der Menschen zu sättigen, die Vorwürfe des Gewissens zu ersticken, allen Arten der Laster Thür und Thor zu öffnen, der Finsterniß den Vorzug vor dem Licht zu geben, die Lügen auf Kosten der Wahrheit zu erheben, überhaupt alle Scham und Furcht, die man natürlicherweise vor dem Laster hat, zu verbannen, die Beschimpfung, ja selbst den Namen des Verbrechen zu unterdrücken."

Die Unarten der Christen haben den Juden zu einen Beweis gegen die Wahr-

heit der christlichen Religion Anlaß gegeben. „Was hat denn, sagt Drobis, die Ankunft eines Messias für Gutes bewirkt, worin besteht denn die Befreiung von unserm Uebel. Wie will man denn beweisen, daß das Reich des Satans zerstört sei? Man erblickt gerade das Gegentheil. Es ist nie so mächtig gewesen. Nach der Erscheinung des Messias hätte es ganz anders sein; Neid, Haß und Zwiethracht hätten auf ewig eniserni sein müssen. Die ganze Welt wird in Frieden leben, die Liebe zu Gott und der Gehorsam gegen seine Befehle werden die einzige Beschäftigung der Menschen bleiben.“

Diesen Kennzeichen zufolge, welche die Juden in den Prophezeiungen deutlich zu erblicken vermeinen, schreibt der Prediger Jurieu, es müsse eine zweite Ankunft des Messias erfolgen, nach welcher überall auf Erden Gerechtigkeit herrschen würde.

Da nun die Menschen nach der Ankunft des Messias nicht aufgeklärt geworden sind und der Satan noch eben so mächtig ist, als vorher, so möchte ich wohl wissen, was die Menschwerdung des Sohnes Gottes für Nutzen gestiftet habe.

Man kann es nicht oft genug wiederholen, wie viel Unglück die Religion angerichtet hat, und es wäre traurig, wenn alle Menschen dagegen schon sollten betrübt sein, da die Principien, woraus dieses Urtheil nothwendig fließt, noch überall geglaubt werden.

Die Untersuchung, ob unter den Heiden mehr Tugend als unter den Christen gewesen ist, läßt sich gar nicht ausmachen, weil uns die Data dazu fehlen, indem unsere Geschichte viel zu mangelhaft ist. Was noch mehr ist, so können wir nicht einmal eine Vergleichung zwischen jetzt lebenden Ungläubigen und Christen anstellen. Aus dem, was man aber ohngefähr herausbringen kann, geht immer deutlicher hervor, daß die Religion in die Moralität keinen Einfluß haben könne.

Der Husar.

Aus den Papieren eines verabschiedeten Lanzknechts.

Im Jahr 48 erschien unter obigem Titel anonym ein Werk gemischten u. sehr interessanten Inhaltes. Ich besitze ein Exemplar davon, das mir durch den Verfasser von Wien nach Amerika geschickt und durch den damaligen Bischof Hughes in New-York überreicht wurde. Der Verfasser, der viel gereist, viel genossen und manches Geistreiche geschrieben, ist nicht mehr unter den Lebenden. Mag er als Schriftsteller etwa aus politischen Rücksichten seinen Namen in keinem seiner Werke genannt haben, so glaube ich jetzt ein Recht zu haben, ihn zu nennen; in der Meinung, sein Andenken zu ehren; um so mehr, da er mich in Constantinopel, auf einer Reise im Jahr 1835, nach einer schweren Krankheit zu Smyrna in Klein-Asien als Convalescenten, den Dichter und Landsmann berücksichtigend, liebevoll aufgenommen, mich in der Qualität eines Secretairs in seinem Gefolge nach der Heimath gebracht, und nach einem Conflict mit der Hofensur durch das nöthige Reisegeld in Stand gesetzt hat, nach Amerika zu emigriren. Es ist Fürst Friedr. Schwarzberg, den Lesern der Fadel bereits durch Auszüge aus den Briefen an Esmeralda während seiner Reise im Orient bekannt.

Eine ritterliche Gestalt, mit vielen Kenntnissen begabt, geistreich und genial durch Ambition beseelt, stolz auf seine Ahnen, besonders auf seinen Vater, den Feldmarschall, der in der Schlacht bei Leipzig fiel, großmüthig, aufbrausend und schnell versöhnt, leutselig mit den untersten Schwächten der Gesellschaft, für das Schöne begeistert, besonders für das schöne Weib, die Marsellaise singend und doch stolz auf den Titel des Fürsten und die damit verknüpften Vortheile, gottesgläubig, mit Verstand und Herz in Widerspruch, nach Abenteuern durstend, sich selbst und An-

dem seiner Umgebung ein Räthsel — das war Fürst Friedr. Schwarzberg. Obgleich wir uns in Politik und Religion wie Nord- u. Südpol entgegenstanden, hat er doch in seinen Briefen an mich den Fürsten vergessen und mich stets seinen Freund u. Reisegefährten genannt.

Im März des verhängnißvollen Jahres 48 sah ich ihn zum letzten Mal in Wien höchst aufgerrigt und bedroht in seiner Stellung durch die Revolution, die mich, seinen Sofa, durch den Sturz von Metternich von einer Dornenkrone bewahrt hat. Ich überließ ihm damals einen amerikanischen Säbel und eine Indianer-Peitsche für sein Reliquien-Kabinet. Ich habe später seine Briefe mehr von ihm erhalten und nur noch von seinem Tod gehört. Meine Verehrung für ihn wird nie in Liebe sterben.

In einer Zeit, wo, leider, auch in dieser Republik — neben Pfaffen, Advolaten und Aerzten — der Soldat ein „Staatsnothwendigkeit“ geworden, mag folgende Skizze aus seinen Papieren von Interesse sein. Also —

Der Husar.

Wie man überhaupt darauf achten sollte, nationale Eigenthümlichkeiten aufrecht zu erhalten, so scheint mir dies bei Heeren und Truppen ganz besonders wichtig zu sein. Oft hat eine so oder so gestaltete Mütze, eine Rige, oder die Form eines Rodes, eine eigenthümliche Melodie, oder irgend ein nationales Instrument im Augenblicke der Gefahr eine Schaar mit unwiderstehlicher Begeisterung belebt, mit stolzem Selbstgefühl erfüllt. Die Bergschotten, die spanischen Miquelets, gewisse Abtheilungen der französischen und russischen Gardes, so wie verschiedene preussische Truppen-Corps liefern in der Kriegsgeschichte der neuesten Zeiten Belege zu dieser Behauptung. Aber kein Heer in der Welt büßte in seinen Reihen wohl so verschiedene, alle in ihrer Art ganz besonders charakterisirte Truppengattungen ab, wie das österreichische. Der deutsche

Reiter, der Kroat, die Grenztruppen, der Artillerist, der Tyroler Jäger und der ungarische Husar sind, jeder für sich, einer eigenen militärischen Physiologie würdige Typen des Soldatenstandes.

Insbondere aber verdient der ungarische Husar eine eigene Beachtung. Trotzdem, daß man ihn nach und nach seiner Eigenthümlichkeit so viel als möglich beraubt hat, bis auf sein Kleid, — trotzdem, daß gerade er von allen europäischen u. manchen außereuropäischen Mächten nachgeahmt worden, ist er doch in seiner Art originell geblieben. Auch sieht er alle fremden, seinen Nationalrock tragenden Krieger mit einer gewissen Geringschätzung an, gleich wie eine adelige Familie Fremde, welche sich ihren Namen und ihr Wappen angemacht hätten. Ein alter ungarischer Husarenlieutenant antwortete einem schönen, bunten von Gold strotzenden Offizier, der ihn pr. „Bruder Husar“ ansprach: „Bruder?! — ich Husar, — du Hanswurst!“

Die Benennung Husar stammt eigentlich von dem Worte Hus. Zwanzig. Man behauptet, daß zu Zeiten der Türkenkriege, jede Gemeinde den zwanzigsten Mann zu Pferde stellen sollte, oder daß der Adel aus zwanzigen einen zu Pferd ausrüstete. Daher die Benennung „die Zwanzigsten.“ Andere aber meinen: unter König Ladislaus oder zur Zeit des Matthias Corvinus habe eine leichte Reiterei als Leibwache bestanden, welche als Lohnung zwanzig Arrhen, eine damalige Münze, empfangen habe, und daher der nach und nach für die leichte ungarische Reiterei gangbar gewordene Name Husarot, „die zwanzig Arrhen Besoldeten.“ Dem set wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß ihrer unter der Benennung leichte ungarische Reiterei schon während der Kriege des Matthias Corvinus — gleichzeitig mit den aus Böhmen und den Resten der Hussitenheere bestehenden, von dem berühmten Feldherrn Giska beschickten, von ihren schwarzen Harnischen u. Pikelhäuben unter dem Namen der schwarzen Legion bekannten, in Sold genomme-

nen Truppen, — erwähnt worden. Sie waren damals die ungarische leichte Reiterei, gleich wie die Heiden das geworbene, auf längere Zeit in Pflicht und Sold genommene stehende Fußvolk.

Jeder ungarische, zum Gefecht zu Fuß gerüstete Krieger heißt noch heut zu Tage „Husar.“ Nach den vorzigen National- und Landesverhältnissen gibt es also auch Comitatshusaren, Leibhusaren, — fürstliche, — erzbischöfliche, — Stadthusaren. Bei der adeligen Insurrection gab es ganze, lediglich aus Edelknechten bestehende Husaren-Regimenter. Die zuletzt von den Ständen im Jahre 1814 auf die Dauer des Krieges gestellten leichten, den regulirten nationalen Husaren-Regimenten zugetheilten Reiter-Schwabronen hießen Veltten, von dem lateinischen Worte *Vallites*.

Der ungarische Husar, gut geführt, ist das Muster einer leichten Reitertruppe. Ausgezeichnet tapfer, wachsam, seinem Offizier anhänglich, vereinigt er in seinem halb orientalischen, halb europäischen Wesen alle Eigenschaften, welche die ausgezeichnetsten Truppen beider Welttheile besitzten. Er ist ernst, stolz, verschlossen. Die Haupteigenschaften um ihn zu leiten, sind: Gerechtigkeit, Unerbrotendheit, Ruhe. Man muß ihm zeigen, daß man ihm überlegen ist. Vor dem Feinde muß er den Führer immer vor sich sehen. Einzelne Züge von handfester Tapferkeit imponiren ihm, noch mehr kaltblütige Ruhe, bei Gelegenheiten, wo er anfängt besorgt zu werden. Im Spital bei Verwundeten und Kranken zeige man Theilnahme und Milde, im Uebrigen Strenge u. Gerechtigkeit. Man verurtheile ihn nie, ohne ihn zu hören, und man hüte sich vor Schimpfworten u. leidenschaftlichen Ausbrüchen. Bei allen Ausheilungen sehe er, daß man sich um ihn bekümmert; beim Lagerfeuer finde er, wenn er erwacht, schon den Führer gegenwärtig. Bei seiner Truppe muß der Offizier vor Allem die Achtung seiner Untergebenen mehr besorgen, als beim Husaren; dann komme Furcht und hernach Liebe. Viel

Worte sind bei ihm eher schädlich als zweckdienlich, — einige wenige, aber passender, dagegen sehr wirksam. Man muß seine Sprache durchaus sprechen; er wird eine strenge, ihm mitgetheilte Sentenz leichter ertragen als eine mildere, welche er durch einen Dolmetsch erhält.

Sein gefährlichster Fehler ist der Trunk und daraus sich ergebende Widersetzlichkeit und Raionnirlust. Der Ungar, wie jede orientalische Rasse, geht sehr schnell von scheinbarer Ruhe und Indolenz zu plöglicher Heftigkeit und den leidenschaftlichsten Ausbrüchen über. Mit Zwang löst man seine Zunge nie, dagegen widersteht er selten Motiven des Ehrgeizes und der Eitelkeit; hat man ihn einmal moralisch magnetisirt, so kann man auf ihn rechnen, und er ist der größten und heldenmüthigsten That fähig.

Der ungarische Husar verläßt sich hauptsächlich auf seinen Säbel, den er immer als Hieb-, fast nie als Stichwaffe gebraucht. Auch seinen Karabiner mißt er ungerne, obzwar er sich dessen selten mit Erfolg bedient. Weniger wichtig sind ihm die Pistolen. Auf die Pike hat er kein Vertrauen; er sieht sie als eine Bauernwaffe, des ungarischen Reiters unwürdig an.

Der ungarische Husar wird in der Fortsetzung des Gefechtes lebhafter als im Anfang, besonders wenn er anfängt Blut zu sehen; darin unterscheidet er sich wesentlich vom Franzosen.

Im Lager ist er vor Mitternacht stille, nach Mitternacht und gegen Morgen wachsam; darin von den meisten andern Truppen verschieden, bei welchen es im Lager vor Mitternacht lebhaft und lärmend, gegen Morgen aber Alles still und in Schlaf versunken ist.

Am Wachfeuer erzählt gewöhnlich ein Improvisator Märchen, denen mit dampfender Pfeife schweigend und aufmerksam zugehört, und der Erzähler mit einigen Gratisschlucken aus den Felsflaschen der Zuhörer erfrischt wird. De

Erzähler hat dabei gewöhnlich die schlaue Geschicklichkeit, den interessantesten Theil der Geschichte auf das nächste Mal zu lassen, um die Aufmerksamkeit u. somit auch die Freigebigkeit seiner Kameraden für das nächste Mal zu erhalten. Diese Erzählungen sind oft merkwürdig zusammengestoppelt aus allen Sagen, Ereignissen, Personen, und vermischt mit neuen Regimentis-Geschichten und modernen Individuen. London, Friedrich der Große, der berühmte Räuber Anghal Bandy, Napoleon u. a. m. finden sich dabei auf die sonderbarste Weise zusammengestellt.

Der Husar ist gewöhnlich schweigsam. Oft sieht er Stundenlang mit liebendem Blick sein Pferd an und spielt mit ihm. Ihn von seinem Pferde trennen, ist für ihn oft das schmerzlichste Ereignis, und es gibt Fälle, wo es ihn zum Selbstmord gebracht hat.

Er ist auch capable, Nächte lang, nachdem er die übrige Gesellschaft aus der Schenke vertrieben hat, der Zigeunermusik gegenüber ganz allein zu tanzen.

Ein General, der den Charakter des Husaren durch und durch kannte, und mit wahrer Genialität aufzufassen verstand (F. M. L. Wartensleben), recuzirte die Keitkunst der Husaren auf drei Prinzipien: kurze Hügel, kurze Zügel, lange Poren. Sind die Sporen blank und der Bart gut gewickelt, so ist der Mann gewöhnlich ein ordentlicher Soldat, wenn auch zufällig in der Abjurierung sonst etwas mangelt.

Der Husar sorgt zuerst für sein Pferd, dann erst für sich.

Als Meszaros Husaren (früher Barso, später Stipitsch Nr. 10) in den Niederlanden zum erstenmal attackirten, ritt der Oberst *Matiasschowsky*, seinen entblößten, kurzen, breiten Säbel in der Hand, vor das schon in den Türkenkriegen bewährte Regiment: „Fleischhacker! wollt Ihr Fleisch hauen?“ Meszaros nämlich, der Name d. s. Inhabers, heißt auf deutsch Fleischhauer.) — „Gut also; ich, der Meißer, werde Euch führen; Ihr, die Ge-

jellen, werdet nachhelfen; hundert Prügel dem, dessen Säbel früher blutig ist als der meine!“

Damit wollte er das Vorprellen verbieten, des Nachreitens war er gewiß. Manche andere Truppe hätte diese Warnung entbehren können, mancher andere Oberst sich aber wohl gehütet, sie zu geben. Die Oberlientenant's erste Eskadron (Rittmeister, später F. M. L. Geringer) desselben Regiments nahm bei *Fama's* die feindlichen Schanzen ein, indem sie bei der Rehle einritt. In demselben Feldzuge erhielten drei Eskadronen-Kommandanten dieser Eskadron das Tberesienkreuz.

Keine Truppe ist so innig ihrem Offizier anhänglich, wenn er mit ihr umzugehen versteht, als der Husar. Nirgends aber ist derlei, sowohl im Feld, als im Friedensdienst, einer schärfern Kritik unterworfen.

Von Feinden respektirt er am meisten den preussischen Husaren und den französischen Kürassier. Jeden Kürassier nennt er *vasas nemeth*; „einen eisernen (gepanzerten) Deutschen“ — so wie jeden Fremden „einen Schwaben.“

Ein zum Tode verurtheilter Husar bekehrte, kurz vor seiner Hinrichtung, vom protestantischen zum katholischen Ritus überzutreten. Auf die Frage, welcher Beweggrund ihn zu diesem Schritt antreibe, und auf die Warnung des Feldpaters selbst, er möchte seine letzten Stunden nicht etwa durch eine, in Hoffnung der Begnadigung, oder durch sonstige irdische Rücksichten herbeigeführte Apostasie entwürdigen, sagte er: „Herr! ich habe in der Einsamkeit Zeit genug gehabt, über die Zukunft zu denken; da ist mir eingefallen, daß alle Könige von Ungarn katholisch waren; und da es ihnen schon auf dieser Welt wie großen Bettern ergangen ist, vermute ich, daß sie auch trüben einen guten Platz haben werden. Ich möchte also dorthin kommen, wo die Könige sind.“ — Er wurde richtig katholisch — und gehängt.

Römische Geschichte.

Triumvirat. Proscriptionen.

Tod des Bruns. Fall der Resuburr.

(42 Jahre vor Christus.)

Das alte Bononia (jetzt Bologna) lag in einer von grünen, lachenden Hügel durchzogenen Gegend. Mehrere Bäche oder Flüsschen schlängeln sich durch die Niederungen. Sie sind ziemlich unbedeutend, müssen aber damals ansehnlicher gewesen sein, da von einer Insel berichtet wird, welche der Lanuvius aber nach andern Angaben der Ahenus (Reno) gebildet habe. Von beiden Ufern führten Brücken hinüber, wodurch die Verbindung vermittelt wurde. Dieses Fleckchen Erde hatten die drei Männer für die verabredete Zusammenkunft ausersehen. Sie näherten sich mit einer gleichen Anzahl Legionen. Lepidus betrat zuerst die Insel, und als er die gegenseitige Sicherheit gewahrt sah, folgten Antonius und Octavian. Sie verhandelten als unabhängige Machthaber über den Staat, über Hab' und Gut, Leib und Leben der Bürger. Die gesammte Reichsgewalt übertrugen sie auf sich selbst, zu welchem Ende sie den Ehrennamen Triumvirn (Dreimänner) sich beilegte und zwar auf die nächsten 5 Jahre. Ebenso maekten sie sich das Recht an, die Staatsämter zu vergeben und die Provinzen unter sich zu vertheilen. Ferner ward der Krieg gegen die Verschwornen beschlossen, welche den Dsen des Reiches an sich gebracht hatten. Bei der Erschöpfung der Staatskasse schien es schwer, die Geldmittel zu diesem weit aussehenden Kampfe aufzubringen; allein die politischen Rechner fanden einen leichten Ausweg; die Gegenpartei selbst sollte mit Gut und Blut Zahlung leisten; das meinten sie, sei gerecht und billig. Sofort wurden Proscriptionstabellen gemeinschaftlich aufgestellt, wobei man in enstelliger Harmonie, gegenseitig Freunde, Anhänger, Verwandte Prets gebend, nur den

politisch rechnenden Verstand reden ließ. Da wurden unter die Hunderte und Tausende von Geächteten auch L. Cäsar, des Antonius Oheim, gesetzt, ebenso der Bruder des Lepidus, der des Pläneus, der Schwiegervater des Asfinius Pollio. Der Besiz eines schönen Hauses, oder Gutes, noch mehr ein bitteres Wort, ein Widerspruch gegen einen der Nachhaber brachte auf die Todtenliste. Kein Wunder daher, daß auch Cicero zum Opfer ausersehen wurde, der bisher mit den scharfen Waffen langathwiger Reden den Antonius bekämpft hatte. Er, sein Bruder und noch fünfzehn Coryphäen seiner Partei sollten den Blutreigen eröffnen. Ihre Namen wurden so gleich dem Consul D. Pedius angezeigt, damit er das Senferramt an ihnen verriete.

Die Heere vernahmen mit Jubel die Vereinbarung ihrer Befehlshaber und folgten ihnen nach Rom. Am ersten Tage zog Octavian, am zweiten Antonius, am dritten Lepidus, jeder mit seinen Prätorianern und je einer Legion, in die Stadt. Dann traten sie vor die Volkversammlung, welche in dumpfem Schweigen die Beschlüsse der Souveräne entgegennahm und schließlich, um die Farce vollständig zu machen, dieselben durch Abstimmung genehmigte. Wer hätte auch Widerspruch gewagt, da die Schreden des Todes über allen Bürgern schwebten! Denn aufgestellt waren die Proscriptions-Tafeln mit den Namen von 130, nach andern Angaben von 300 Senatoren und 2000 Rittern. Für den Kopf eines Geächteten sollte der freie Mann 25,000 Denare, der Sklave 10,000 nebst der Freiheit erhalten. Die entsefliche Menschenjagd begann zuerst in der Stadt, wüthete dann in der Umgegend und bald durch ganz Italien. Gattinnen, Väter, Söhne, Brüder, Freunde wurden in dieser verderbten Zeit zu Verräthern, um das Blutgeld zu verdienen. Kein Asyl, kein Heiligthum, kein Schlupfwinkel schützte die ausersehenen Opfer. Doch verlegte sich auch damals der angeborne Adel

der Menschennatur keineswegs. Mehrere treue Sklaven erlitten für ihre Gebieter den Tod, indem sie, in ihre Gewänder gehüllt, den Mördern sich Preisgaben. Ein solcher Sklave setzte sich in eine Sänfte, während sein Herr den Trägern beigemischt war. Als die Verfolger die Hstehenden einholten, starb er muthig, ohne durch einen Laut die Verwechslung zu verrathen. Ein Sohn rettete seinen Vater in einem Leichenzug. Den Lucretius verbarg seine treue Gattin unter dem Dache in einem Versteck, obgleich jede Verheimlichung der Art Verderben bringen konnte. Durch schleunige Flucht auf sein Tusculanum hatte sich Cicero eine Zeitlang der Verfolgung entzogen. Da hier keine Sicherheit mehr zu finden war, machte er sich auf den Weg nach der kleinen Hafensstadt Astura. Sein Bruder und dessen Sohn, die gleichfalls auf der Blutliste eingezeichnet waren, hatten ihn bisher begleitet, lehrten aber heimlich nach Rom zurück, um nöthige Geldmittel zu beschaffen. Als man sie erkannte, erduldeten sie, was sie als eine Gunst ersehnten; gleichzeitig den Tod. Er selbst, der greise Consul, erreichte ein Schiff; da jedoch widrige Winde eintraten, landete er am circesischen Vorgebirge. Er war der Mühseligkeiten fernerer Flucht, der Schrecknisse, vielleicht des Lebens müde; daher begab er sich nach seinem unfern gelegenen Landgut bei Formia. Ein Schwarm von krächzenden Raben soll die treuen Diener auf eine nahende Gefahr aufmerksam gemacht haben. Sie nöthigten ihn durch dringende Bitten, eine Sänfte zu tragen, welche sie mit äußerster Anstrengung auf dem Weg nach dem Meere fortrugen. Indessen brach ein wilder Kriegsrirbun, Popillius Lanas, früher Cicero's Client, in die Villa ein. Mit seinen Schergen durchsuchte er das Haus, die Gärten und andere Anlagen. Von einem verrätherischen Sklaven zu recht gewiesen, folgte er in wüthender Hast der Sänfte. Sobald der greise Redner die nachfolgenden Bluthunde wahrnahm, ließ er Halt machen, viel-

leicht um sie anzureben, aber ehe er ein Wort vorbringen konnte, traf ihn der Todesstreich. Den Kopf und die Hand des Greises brachte der Mordgeselle dem Antonius, der doppelten Lohn dafür bezahlte und keine Gegenstände seines Passes zu oberst an der Rednerbühne aufstecken ließ, wo schon andere Häupter von Geächteten angeheftet waren. Wenn berichtet wird, Antonius habe mit unerfättlicher Grausamkeit gewaltet und nur kaum für schwere Geldopfer seinen Oheim Lucius Cäsar und einige Wenige entkommen lassen, Lepidas nur seinen Bruder L. Paulus: so schaudert man wohl über diese Folgen eines unversöhnlichen Hasses; aber es waren härte, an Krieg und Blutvergießen gewöhnte Naturen, die solche Gräucl verübten. Dagegen blickt man mit Entsetzen auf den Dritten in dem Bluthunde, den neunzehnjährigen Jüngling Octavian, der Freunde und Verwandte opferte, ohne durch langjährigen Parteihatz zu diesem Neuffersten getrieben zu sein. Mag er immerhin, wie man von ihm rühmt, da und dort Milde geübt, Treue belohnt, späterhin Verräther bestraft haben; wie kalt und entblößt von menschlichem Gefühl muß doch das Jünglingsherz gewesen sein, das in die Schlächterei von Tausenden einwilligte!

Mit dem Jahre schloß das Mordgeschäft, nicht aber die Plagen, die Cäsar's Tod über Italien gebracht hatte. Mehrere Verschworne waren gefallen; doch ihre Häupter Brutus und Cassius standen jenseits des Meeres an der Spitze mächtiger Heere. Sie erkannten keinen andern Richter an, als den Gott des Krieges, vor dessen Tribunal sie die Bluträcher fordernten. Auch Sextus Pompejus, durch einen früheren Senatsbeschluss mit dem Befehle über die See macht betraut, hielt Sicilien besetzt, bedrohte das Festland und nahm die entronnenen Flüchtlinge mit offenen Armen auf. Darum war Krieg die Lösung, wozu man Geld und immer mehr Geld brauchte. Das Bedürfnis belief sich auf 200 Millionen Denare. Um dieselben

aufzubringen, erhob man eine fast unerschwingliche Vermögens-Steuer; man forderte von allen Landgütern die Hälfte des jährlichen Ertrags, von allen Häusern ebenso die Hälfte der jährlichen Miete. So entstand eine gänzliche Umwälzung des Vermögens und aller Verhältnisse, Niemand wagte Einsicht zu thun, oder Widerspruch zu erheben; denn unter Mord, Raub und kramphastigen Forderungen war auch der Schein eines freien Staatslebens zu Grabe gegangen. Das war aber nur im Abendlande der Fall; morgenwärts stand noch der Name „Republik“ auf den Bannern zahlreicher Legionen geschrieben, deren Führer sich bereit machten, dem Wort, an das sie glaubten, Geltung zu verschaffen. Zu ihnen, auf einen andern Schauplatz treten wir, um ihre Thaten zu betrachten.

Schlacht bei Philippi.

Brutus und Cassius hatten sich nach den Vorgängen in Rom nach Athen gewendet, wo man sie als Tyrannenmörder und Helden der Freiheit festlich aufnahm und ihnen Standbilder errichtete. Als sie von der zunehmenden Macht der Gegenpartei in Rom hörten, trennten sie sich, der Eine, um in Macedonien, der Andere, um in Syrien sich Geltung und Achtung zu verschaffen. Brutus erhielt auf Cauda bedeutende Summen, es wurden ihm nämlich die Steuern aus Kleinasien (10,000 Talente) überliefert. Damit gewann er vieles tüchtige Kriegsvolk, auch den Statthalter von Macedonien nebst den Legionen in dieser Provinz.

Antonius, der Bruder des Triumvirs, der wider ihn ausgesandt war, fiel zu Apollonia in seine Gewalt und mußte späterhin, als Sühnopfer für Dec. Brutus, sterben. Dem Helden der Freiheit war, so schien es, das Glück in allen Unternehmungen treu, sein Heer wuchs fortwährend, und ein erfolgreicher Zug gegen Myrische und thracische Völker ketzte es noch mehr an seine Person. Die drohenden

Bewegungen im Westen veranlaßten ihn, sich nach seinem Bundesgenossen umzusehen, und er fand ihn in gleicher Weise gerüßet. Cassius hatte nämlich in Syrien, wo er vom Parteikriege her noch wohlbekannt war, viele Freunde und Anhänger. Sie sammelten sich unter seinen Fahnen. Auch mehrere Befehlshaber, die mit Veteranen-Legionen unter den schon veralteten Parteinamen des Cäsar und Pompejus gegen einander in den Waffen standen, gingen zu dem republikanischen Feldherrn über. Ihnen ahnten andere Legionen nach, die aus Aegypten heranzogen, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, den für Syrien ernannten Proconsul Dolabella mit leichter Mühe zu überwältigen. Gegen 12 Legionen mit zahlreicher Reiterei hatte er auf diese Art unter seine Fahnen vereinigt, als ihn die bringende Mahnung des Brutus zu einer Zusammenkunft in Smyrna erreichte. Er setzte sich dahin in Bewegung und unterwarf auf dem Marsche Städte und Völker, die Widerstand leisteten mit niederbeugender Gewalt, wobei er wie bisher ungeheurre Summen eintrieb. In der prächtigen Seestadt sahen sich nun die alten Freunde und Genossen wieder, die als heimatlose Flüchtlinge von einander geschieden waren. Stolz-Hoffnungen schwellten ihre Brust, wenn sie auf die weit umher im Waffenglanz gelagerten Legionen blickten. Sie hätten vielleicht am besten gethan, sogleich, wie Brutus rieth, nach dem Abendlande aufzubrechen, um sich daselbst mit S. Pompejus zu vereinigen; allein Cassius meinte, man müsse vorerst den Rücken ganz frei haben, und der Freund fügte sich der Einsicht des älteren Mannes. Daher trennten sie sich abermals; der Eine schritt zur Bückigung der tropigen Rhodier, der Andere zur Bekämpfung der lycischen Eigenossenschaft. Beide Unternehmungen glückten, obgleich die seefahrenden Insulaner auf ihren Galeeren, die Lycier in ihren Bergen und festen Städten verzweifeltsten Widerstand leisteten.

Zum zweiten Mal trafen die siegreichen Heerführer zusammen und zwar in der lycischen Hauptstadt Sardes. Sie hatten aber Beschwerden gegen einander, die mit scharfen Worten erdriert wurden. Denn Brutus hielt strenge Mannszucht; er strafte ohne Ansehen der Person alle Uebertretungen, namentlich Raub und Erpressungen; er tabelte sogar, daß sein Genosse mit schonungsloser Strenge Geld zusammentrieb. Cassius dagegen meinte, man dürfe in dem bevorstehenden Kampfe um die höchsten Güter nicht mit engherziger Gewissenhaftigkeit in der Wahl der Mittel verfahren.

Das gemeinschaftliche Interesse und der durch Cäsar's Blut geweihte Bund stellte die Eintracht wieder her. In völliger Uebereinstimmung setzten sich darauf die Feldherren in Bewegung. Die gewaltigen Heeresmassen, gegen 100,000 Mann, darunter 20,000 Reiter, marschirten der Küste entlang. Sie erreichten den Hellespont und sammelten sich bei Abydos.

Während die verschiedenen Heerhaufen und die zur Ueberfahrt bestimmten Schiffe anlangten, berietzen die Führer den Plan zu dem Feldzug, der nicht bloß über ihr Leben, sondern, was ihnen höher galt, über ihr Vaterland entscheiden sollte. Brutus zeigte sich dem Anscheine nach heiter und voll Zuversicht; aber innerlich mochten ihn mancherlei Zweifel beunruhigen. Er hing der von Platon gestifteten Schule der Akademiker an, die einen höchsten Schöpfer und Regierer der Welt annahm; in seinen stillen Grundfäden dagegen war er Stoiker. Als solcher erkannte er in dem Laster das einzige Uebel, in der Tugend das einzige Gut, das des Wunsches und Strebens würdig sei. Nach den Begriffen des Alterthums glaubte er ferner, der ehrenwerthe Mann müsse als höchstes Ziel der Tugend die Befreiung des Staates von Unterdrückung betrachten. In dieser Ueberzeugung hatte er, die Gefühle der Bewunderung und der Dankbarkeit bemel-

stern, den Dolch gegen Cäsar gerückt. Jetzt, da er die Folgen der That, den Jammer der Nechtungen, die Erbärmlichkeit der an Cäsar's Stelle getretenen Menschen übersah, erhob sich wohl nagende Zweifel in seiner Seele. Vielleicht drängte sich ihm der Gedanke auf, daß ein Volk ohne fittliche und physische Kraft einer freien Verfassung werder werth, noch zu ihrer Aufrechthaltung fähig, daß es rettungslos dem Despotismus verfallen sei. Er war gewohnt, wie alle geistig erregten Männer, wenig zu schlafen; daher pflegte er einen Theil der Nacht seinen philosophischen Studien zu widmen. In solche Betrachtungen vertieft, sah er einstwärts in seinem Zelte bei mattem Lampenschein, während ringsum das Lager in tiefer Stille ruhte. Da glaubte er ein Geräusch zu hören, und wie er aufblickte, sah er eine Gestalt von übermenschlicher Größe dicht neben sich stehen. Furchtlos fragte er, wer sie sei und was sie begehre. „Ich bin dein böser Genius,“ antwortete die Erscheinung; „bei Philippi sehen wir uns wieder.“ Das grausenhafte Gesicht verschwand nach diesen Worten, und der Feldherr starrte in den leeren Raum des Gemaches. Als er Dienerschaft und Wachen befragte, wollte Niemand Etwas wahrgenommen haben. — Wir brauchen wohl kaum zu bemerken, daß diese seltsame Gespenstererscheinung, die von einigen Schriftstellern berichtet wird, ihren Grund nur in der aufgeregten Phantasie des Brutus haben konnte, wenn nicht, was sehr wahrscheinlich, die Erzählung überhaupt das Resultat einer müßigen Erfindung ist. Der erstern Meinung war auch Cassius, der, als Epikturär, die Götter ferne von den Sterblichen und unbekümmert um ihre Schicksale sich dachte. Er rieth dem Freunde, dieses Trugbild der Sinnestäuschung nicht weiter zu beachten, da Dämonen, deren Dasein höchst zweifelhaft sei, gewiß nicht zu menschlicher Gestalt erscheinen würden.

Weithin am Gestirne des Hellespontes lagerten die Legionen der Feldherren in

glänzender Rüstung, während ihre gewaltigen Galeeren auf den Wogen sich schaukelten. Unbehindert ging die Einschiffung von Statten und nach kurzer Fahrt die Landung in Europa. Die ibracischen Stämme sahen mit Staunen die kriegerische Macht durch ihre Gaue ziehen, nicht um gegen sie selbst, sondern um gegen die eigenen Landesgenossen die Waffen zu versuchen. Bis an die höheren Berge rückte der lange Zug vorwärts; aber in den Engpässen sah man römische Schilde und Schwerter, da standen feindliche Legionen in unangreifbarer Stellung. Es waren *Norbatus* und *Decidius Sarcus*, welche die Triumvirn mit acht Legionen voraus gesandt hatten, um das Vordringen der Gegner aufzuhalten. Ein ibracischer Fürst zeigte jedoch einen Weg über die *Streniden* (quellenreiche Hüben), der nur schwach besetzt war, und so kamen die republikanischen Führer nach kurzem Gefechte in die Ebene von *Philippi*, der Insel *Thasos* gegenüber, wo die Flotte zur Deckung ansehnlicher Magazine vor Anker lag. Warum sie nicht, den ohnmächtigen Feind umgebend, an das jonische Meer, nach *Myrien* und *Epirus* vorrückten, um daselbst mit *Sertius Pompejus* gemeinschaftliche Sache zu machen, ist schwer zu errathen. Indessen begnügten sie sich, ein zahlreiches Geschwader unter *Statius Marcus* in jene Gewässer zu senden, und suchten selbst den *Narbanus* zu überwältigen.

Die Triumvirn hatten ihre Anordnungen getroffen, ihre Rüstungen vollendet. *Lepidus* allein mit hinreichender Mannschaft sollte Rom und Italien hüten, seine beiden Amtsgenossen führten ihre Legionen gegen die Republikaner die fein Hentkerbeil, keine Ahtserklärung erreichen konnte. *Antonius* marschirte geradenwegs nach *Brundisium*, während *Octavian* gegen *Pompejus* einen vergeblichen Versuch machte. Nach einem zweifelhaften Seetreffen eilte er, sich mit seinem Kollegen wieder zu vereinigen. *Statius*, der bisher mit seinem Geschwader den Hafen gesperrt hatte, mußte vor der

verbündeten Seemacht weichen, und nun landeten die Rächer Cäsar's in *Dyrrhachium*. Bald standen sich die Gegner zum entscheidenden Kampfe gegenüber. Ihre Lager befanden sich in nicht großer Entfernung von einander: das der Republikaner auf zwei Anhöhen, das der Triumvirn in der nach dem Meere zu sumpfigen Niederung, hinter welcher südwärts der Boden allmählich zu dem goldreichen pangäischen Gebirge emporsteigt. Auf beiden Seiten erhoben sich die silbernen Adler und die Felszeichen der Cohorten, auf beiden Seiten glänzten römische Rüstungen und Schwerter. Hüben und drüben waren 19 Legionen versammelt, und wenn die Bluträcker auch namentlich an Reiterei schwächer waren, so hatten sie doch ihren Schaaren die alten Kernvölker Cäsar's, die nach der Zahl der Feinde nicht fragten. Von Morgen her waren die Freunde der freien Staatsverfassung gezogen, von Abend, aus Rom selbst, hatten sich die Völker der Gewaltsherren aufgemacht, um die Republik in Trümmer zu schlagen. Aber die Soldknechte selbst kämpften nur um Siegesehren, um Lohn und Beute; die Befehlshaber allein kannten den Preis, um den sie Mühseligkeiten erduldeten u. Schlachten schlugen.

Die Lage der Republikaner war in jeder Beziehung günstig. Sie standen auf Anhöhen, unterhielten die Verbindung mit den Worten, wo ihre Galeeren, im Hafen von *Neapolis* ankernd, für Verproviantirung sorgten; sie hatten endlich gefüllte Kassen, um den Sold und andere Bedürfnisse zu bestreiten. Die Gegner mußten ihren Bedarf aus den entlegenen Magazinen von *Amphipolis* beziehen; sie hatten im Spätjahr die Ausdünstungen der Sümpfe zu fürchten, und in ihrem Rücken lauerte nicht nur die Flotte des *Statius*, sondern auch *Pompejus*, der leicht aus seiner abwartenden Stellung zum Angriff übergehen konnte.

Die Blutfahne wehte am frühen Morgen über dem Lager; die Legionen ord-

neten sich zum Ausrücken. Die Feldherren beriethen die Schlacht inmitten der harrenden Schaaren; sie waren entschlossen, zu siegen oder, im ungünstigen Falle, durch den Tod dem Hohn der Feinde und allem Ungemache zu entrinnen. In unabsehbaren Linien rehten sich die Legionen aus, geordnet, wie es scheint, in nicht bedeutender Tiefe mit den üblichen Zwischenräumen und vielleicht ohne das dritte Treffen. Eine Tuba gab das erste Signal, dann fielen alle Tuben und Hörner ein, worauf wieder Todtenstille eintrat. Als nochmals in hellen, schmetternden Tönen die Hörner erklangen, stürmte der rechte Flügel der Republikaner, ohne Losung und Commando des Feldherrn abzuwarten, gegen den Feind. Nach kurzem Kampf schwenkten sich die äußersten Cohorten, die Gegner überflügelnd, in deren Rücken und drangen zugleich in das Lager ein, indem sie Wälle und Besatzung niederwarfen. Der kranke Octavian hatte sich kurz vorher geflüchtet, sonst hätte er in dem mörderischen Getümmel frühe seine Laufbahn beschloffen. Denn auch Brutus, der für die vorgebrungenen Cohorten in Sorge war, suchte mit äußerster Gewalt durchzubrechen. Mitten im Sturme des Gefechtes sah man den Purpur des Feldherrn, und es war, als ob noch einmal der Geist der Freiheit, welche dem Helben vor-schwebte, die Krieger begeisterte. Sie brachten die feindlichen Reihen zum Weichen, mehrere Legionen wurden in Stücke gehauen, drei Adler erbeutet und der linke Flügel gänzlich aus dem Felde geschlagen. In der Hitze des Kampfes, in der Siegesfreude hatte Niemand, auch nicht der Feldherr, an die Waffenbrüder auf der andern Seite gedacht. Die weite Entfernung hinderte den Ueberblick; als aber die Besonnenheit zurückkehrte, forschte man ängstlich nach den Freunden, die man in gleichem Vortheil glaubte. Aber dort sah man verworrene Massen durch einander wogen und das Lager von Waffen und Standarten erfüllt, die nicht der schwachen Besatzung angehören konnten.

Brutus, aufgeschreckt aus dem Freuden-

taumel und Schlimmes ahnend, sandte eilige Turmen auf Erkundigung aus. Die Reifigen sahen bald überall Spuren von der Niederlage ihrer Verbündeten. Denn zu Anfang, da Cassius zögerte, vorzugehen, hatte Antonius durch einen unerwarteten Angriff von den Dämmen in der Niederung den republikanischen linken Flügel zersprengt. Vergebens hatte sich der Feldherr den Flüchtigen entgegen-geworfen, eine Fahne ergriffen, wider den Feind gelehrt, er ward in die Flucht verwickelt und mit fortgerissen, bis er erschöpft mit einigen Getreuen auf einem entlegenen Hügel Halt machte. Als er hier das Geschwader des Brutus herantrafen sah, schickte er einen ergebenen Mann ab, zu erspähen, ob Freund oder Feind nahe. Der ward alsbald erkannt und von den Waffenbrüdern jubelnd umringt, welche ihm die frohe Botschaft von dem Siege ihres Feldherrn brachten. Nun sollte damit Cassius erfreut werden; darum sprengten sie eilends nach der Anhöhe. Sie fanden aber nur den Leichnam des unglücklichen Mannes; denn als derselbe seinen Boten von den Reitern umringt sah, hielt er aus unselbigem Irrthum denselben für gefangen, diese für Feinde, und ließ sich von seinem Freigelassenen Pindarus, der ihm schon im Partherkriege gedient hatte, den letzten Dienst mit dem Schwert erweisen. Ueber der blutigen Leiche erschach sich verzweifelt der Bote, der den Irrthum veranlaßt hatte. Bald erschien auch Brutus, um dem Letzten der Römer, wie er ihn nannte, eine Thräne nachzuweinen, dann aber den Kampf wider das Geschick mit unverzagtem Muthe bis an's Ende zu bestehen.

Noch war nichts verloren; auf beiden Seiten war Sieg und Niederlage gleich vertheilt und ein Sieg der republikanischen Flotte im ionischen Meere brachte sogar einen feindlichen Heerhaufen, darunter die Marslegion, in Gefangenschaft. Brutus, der leider von diesem glücklichen Ereigniß nichts erfubr, sammelte die Trümmer des zersprengten linken Flügels, ersetzte auch den Kriegern

ihren Verlust durch reichlichen Sold und suchte sie dadurch zum Ausdauern zu bringen. Indessen merkte er bald an mancherlei meuterischen Bewegungen, daß durch den Tod des Waffenbruders zugleich ein Band des festen Zusammenhaltens zerrissen sei. Er fürchtete mit Recht bei längerer Zögerung den Beifall ganzer Abtheilungen und beschloß, noch einmal dem Gott der Schlachten sein und des Staates Wohl anheim zu geben. Er that, was sein mußte, und ließ sich durch eine zweite Gespenstererscheinung nicht irre machen.

Zum letzten Male war das Wort Freiheit die Losung, schwebte die Herrlichkeit der alten Republik einem edeln Römer vor Augen. Noch gehorchten ihm zahlreiche Legionen, und auf seinen Wink raffelten Geschosse, blühten Schwerter im tödtlichen Gefecht. Unerfütterlich standen seine Cohorten im Handgemenge, allmählich gewannen sie Boden und drängten die Feinde zurück; allein noch schneller hatte an diesem Tage, wie am ersten, Antonius auf der andern Seite die republikanischen Glieder zum Weichen gebracht, durchbrochen, aufgelöst. Er fiel nunmehr dem von Brutus geführten Flügel in den Rücken. Da sanken im verzweifelten Kampfe L. Cassius, ein Bruder des Feldherrn, M. Cato, ein Sohn des Republikaners von Utica, wahrscheinlich auch Casca, der einst den ersten Dolch auf Cäsar gezückt hatte, und viele namhafte Männer. Brutus tritt unter ihnen bis jede Ordnung gelöst und die Flucht allgemein war. Mehrere Reifige setzten ihm auf schnellen Rossen nach; allein Lucilius, ein ihm ergebener Freund, warf sich ihnen in den Weg, indem er sich für den Feldherrn ausgab. Als die Reiter den kostbaren Fang dem Antonius vorführten, sagte derselbe zu ihnen, sie hätten sich zwar geirrt, aber unwissend einen weit bessern Fund gethan, nämlich statt eines Feindes einen Freund eingebracht, der ihm für alle Zeiten treu bleiben werde. Die Folgezeit bewies, daß er sich nicht irrte.

Unterdessen entkam Brutus mit einem

keinen Befolge. Er ging bei eintreten-der Dämmerung über einen Bach mit feilen, buschigen Ufern und barg sich in einer Felsenschlucht. Einer von den Begleitern holte Wasser in einem Helm; als er aber zum zweiten Male den Versuch machte, waren schon Feinde in der Nähe welche ihn mit Geschossen verwundeten. Nun erkannte Brutus, daß weitere Flucht vergeblich sein werde. Er wendete sich an seinen Lieblingsflaven, damit er ihm die letzte Noth des Lebens erleichtere, an seinen Waffenträger, an mehrere Genossen; sie weinten, weil er ihnen so lieb war; aber sie konnten nicht die Hände zu dem begehrten Dienste bieten. Zuletzt fand sich ein entschledener, ihm von langer Zeit her befreundeter Mann, der ihm mit abgewandtem Angesicht das Schwert entgegenhielt. Wie der Feldherr, so wählten noch andere republikanisch gesinnete Männer freiwilligen Tod; so that auch Porcia, seine Gattin, eine Tochter Cato's, als die Nachricht von den erschütternden Ereignissen nach Italien kam. Das hochherzige Weib, das dem Gemahl stets beratend und helfend zur Seite gestanden hatte, wollte ihn und die freie Verfassung des Staates nicht überleben; sie suchte und fand ein schmerzhaftes Ende.

Georg Forster.

Seine Ansichten über Staatsleben.

Von Jakob Roschdorf.

Wir haben den Schwerpunkt der Forster'schen Anschauung darin zu suchen, daß er an Naturnothwendigkeit auch im Völkerverleben glaubte. Denn aus der Naturnothwendigkeit fließt das Gesetz der Entwicklung, das er als den Geist der Geschichte erkannte, und aus dem Gesetz der Entwicklung die sichere Freiheit von Vorurtheilen, welcher die Geschichte ihre milden Urtheilsprüche verdankt.

Jener Entwicklungsgang in der Geschichte der Menschheit war von ihm als ein Naturgesetz durch Erfahrung gewonnen, nicht das abgezogene Hirngespinnst eines einseitigen Beobachters von beschränktem Geisteskreis und engherzigen Liebhabereien. Er wußte daher, daß das Jahrhundert, wie das Menschengeschlecht überhaupt, nicht in einem regelmäßigen Schritt vorwärts rückt, sondern in einer unaufhörlichen Rotation. Der Ball wird von unzähligen Händen geschlagen, geworfen, gestoßen, gestreift, berührt, und alle diese verschiedenen kleinen und großen Impulsionen treiben ihn fort.“ Bei dieser Einsicht war es unmöglich, daß scheinbare Rückschritte ihn irre machten an der fördernden Bewegung des Ganzen. Allein eben so sicher erwartete er einen bedenklichen Rückschlag, so oft der Fortschritt gewaltsam, mit erkünstelter Frühreife gemacht war. Die Festigkeit von Joseph's Uebereilungen erschien ihm ebenso bedenklich, wie er es thöricht fand, wenn man die Großartigkeit der französischen Umwälzung mit dem jungen und verzüngten Maßstab der „winzigen griechischen Freistaaten“ messen wollte. Er war im Stande beim „majestätischen Fluß der Lava der Revolution“ sich an die Riesengröße der Zeit mit den ungewöhnlichsten Opfern hinzugeben; aber er wünschte herzlich, daß „der Vulkan Frankreichs Deutschland vor dem Erdbeben sichern“, daß Deutschland sich an Frankreich wärmen und nicht verbrennen“ möchte. In der Festigkeit seiner Auffassung kam er bei vertrauten Mittheilungen in dieser Richtung wohl auch zum derbsten Ausdruck, wie wenn er an Richterberg aus Polen schreibt: „Die Natur geht stufenweise zu Werke, und Peter der Große, glaube ich, hatte das Ding beim rechten Zipfel gefaßt, als er seine Bären vorerst durch die Knete und Klafen zu Hundem umbildete; seine große Nachfolgerin hat noch ein viel zu weiches Herz, um ihnen den thierischen Schwanz mit Stumpf und Stiel zu benehmen.“

So sehr auch diese Stelle über For-

ster's gewöhnliche Milde hinausgeht, so ist sie doch gerade dadurch eigenthümlich, daß er sogar die russische Knete in geschichtlichem Naturrecht verstand. Er geht noch weiter. Er wendet auf das Völkerverleben die große Wahrheit an: „Die Menschen erscheinen in ihren Handlungen, wie sie sind; jeder thut, was er nicht lassen kann, und trägt die unausbleibliche Folge.“ Darum meint er, „hätten wir am besten, Niemand zu richten und zu verdammen.“

Von diesem höchsten Standpunkt steigt er nie herunter, wenn er sich auf die Beurtheilung des Völkerverlebens einläßt. „Tugend und Laster sind ihm relative Begriffe, welche im Nationalcharakter nur verhältnißweise mit anderen Völkern gebraucht werden dürfen; und auch alsdann muß man keinem Volk, ohne Zuziehung der Sittenlehre, welche ihm zur Richtschnur dient, das Urtheil sprechen. Auf diese Art vermeiden wir den Vorwurf, daß wir fremden Völkern unsere Gedanken leihen und uns dafür das Recht nehmen, sie nach dieser unbilligen Voraussetzung zu züchtigen oder loszulassen.“ Das hindert indes Forster nicht, den Franzosen mehr Festigkeit, Wärme und Liebe, mehr Herz und Empfindung zu wünschen, es zu beklagen, daß sie fast lauter „Kopf und Phantasie“ sind, daß „bei den meisten das Herz Eis ist und nur der Kopf glüht.“ Aber solche Wünsche u. Klagen hören ihn nicht, weil er „keine Nation einzeln als Ideal ansieht, weil „alle zusammen die Masse der ganzen Gattung ausmachen.“ Für die Franzosen findet er Ersatz unter Engländern, denen „warme Empfindung und kalte Ueberlegung“ beschieden ist.

Aus solchen allgemeinen Betrachtungen tritt Forster dann mit beneidenswerther Sicherheit wieder tief in die einzelnsten Bezüge des wirkthätigen Lebens hinein. Sein geschichtlicher Blick reicht immer in das Herz des Rechtslebens. Wie oft u. nachdrücklich eifert er gegen „die thörichten Annahmen des neuen Völkerverlebens, das auf Entdeckungen den Anspruch auf

Besitz und Eigenthum fremder, von freien Völkern schon bewohnter Länder gegründet hat.“ Und läßt sich wohl das Unrecht das der Neger hat auf menschliche Behandlung, menschlicher verheerenden als Forster thut, indem er die Furcht beseitigt, daß der Sag. we der „die Neger als einen ursprünglich verschiedenen Stamm vom weißen Menschen trennt, den letzten Faden zerschneiden könnte, durch welchen dieses gemißhandelte Volk mit uns zusammenhing u. vor europäischer Grausamkeit noch einigen Schutz und einige Gnade fand? Lassen Sie mich lieber fragen“, so fährt er fort, „ob der Gedanke, daß Schwarze unsere Brüder sind, schon irgendwo ein einziges Mal die aufgehobene Peitsche des Sklaventreibers staken blieb! Peinigte dieser nicht, in völliger Ueberyugung, daß sie seines Blutes wären, die armen duldsamen Geschöpfe mit Henderemuth u. teuflischer Freude? Menschen einerlei Stammes, die der unerkannten Wohlthat einer gereinigten Sittenlehre theilhaftig waren, bezeigten sich ja darum nicht duldsamer und liebreicher gegen einander. Wo ist das Band, wie stark es auch sei, das entartete Europäer hindern kann, über ihre weißen Mitmenschen ebenso despotisch wie über Neger zu herrschen? War es nicht vielmehr noch immer edles Selbstgefühl und Widerstreben desjenigen, den man bedrücken wollte das hier und dort den Uebermuth des Tyrannen in Schranken hielt? Wie sollen wir also glauben, daß ein unerweislicher Lehrsatz die einzige Stütze des Systems unterer Pflichten sein könne, da er die ganze Zeit hindurch, als er für ausgemacht galt nicht eine Schandthat verhinderte? Nein, mein Freund, wenn Moralisten von einem falschen Begriffe ausgehen, so ist es wahrlich ihre eigene Schuld, wenn ihr Gebäude wankt, und wie ein Kartenhaus zerfällt. Praktische Erziehung, die jeden Grundlag durch faßliche und tiefen Eindruck machende Beispiele erläutert, und aus der Erfahrung abstrahiren läßt, kann vielleicht es dahin bringen, daß Menschen künftig fühlen, was sie Menschen schuldig sind, was jede Thierart sogar, mit der sie

doch willkürlich umgeben, an sie zu fordern hat; Köhlerglaube hat es nie gekonnt und wird es nie bewirken. In einer Welt, wo nichts überzählig ist, wo alles durch die feinsten Nüancen zusammenhängt, wo endlich der Begriff von Vollkommenheit in dem Aggregat und dem harmonischen Zusammenwirken aller einzelnen Theile des Ganzen besteht, stellte sich vielleicht dem höchsten Verstande die Idee einer zweiten Menschengattung als ein kräftiges Mittel dar, Gedanken und Gefühle zu entwickeln, die eines vernünftigen Erdwesens würdig sind, und dadurch dieses Wesen selbst um so viel fester in den Plan des Ganzen zu verweben. Weiser! der du so stolz und selbstzufrieden wahrnimmst, daß, wohin du immer drangst, Geist der Ordnung und Geseggebung den bürgerlichen Vertrag begründeten, Wissenschaft und Kunst den Bau der Cultur vollführen half; der du fühlst, daß überall im weiten vorkreislichen Afrika die Vernunft des Schwarzen nur die erste Kindheitsstufe ersteigt und unter reiner Weisheit erliegt. — Weiser! du schämst dich nicht, am Schwachen deine Kraft zu mißbrauchen, ihn tief hinab zu deinen Thieren zu verstoßen, bis auf die Spur die Denkkraft in ihm vertilgen zu wollen? Unglücklicher! von allen Pfändern, welche die Natur deiner Pflege anbefohlen hat, ist er das Edelste! Du solltest Vaterstelle an ihm vertreten, und indem du den heiligen Funken der Vernunft in ihm entwickeltest, das Werk der Bereblung vollbringen, was sonst nur ein Halbgott, wie du oft glaubtest, auf Erden vermochte. Durch dich konnte, sollte er werden, was du bist oder sein kannst: ein Wesen, das im Gebrauch aller in ihn gelegten Kräfte glücklich ist. So sprach die Weisheit seines warmen Herzens. Seine Lebensklugheit stellte ihm vor, den Negerhandel allmählig zu unterdrücken, wäre kein besseres Mittel, als die Neger zu lehren, die Waaren, welche sie von den Europäern für Sklaven eintauschen, in ihrem eigenen Lande zu bereiten.

Forster brauchte das Richtige nicht zu

suchen, weil er die freie Wechselwirkung von Natur und Geschichte niemals aus den Augen verlor. Er war „für sein Theil überzeugt, daß auch ohne wirkliche Vermischung der Ragen bloß durch das Allgemeinwerden einer andern als der Landessprache, durch die vermittelt derselben in Umlauf gekommenen Vorstellungsarten und Zonenverbindungen, endlich durch den Einfluß, den diese auf die Handlungen und auf die ganze Wirksamkeit der Menschen äußern, eine Modification der Organe bewirkt werden kann.“

Der höchste Beckankenschwung und die freieste Begeisterung sind nicht im Stande, ihn vergessen zu lassen, daß die einzigen ausreichenden Triebfedern zum Guten in stofflichen Bedürfnissen und nach Genüssen strebenden Wünschen liegen. „Vernunftig“, sagt er, „muß der Mensch zuvor werden, um seinen wahren Vortheil im Wohl des Anderen zu erkennen; aus Eigennuz und Verlangen nach einem glücklichen Genusse des Daseins muß er Gerechtigkeit und Billigkeit ausüben, und durch die Gewohnheit recht zu handeln, den wohlthätigen Trieb der Bruderliebe erst von seinen Fesseln entbinden, ehe es ihm gelingt zu der hohen Einsicht jenes reinen Gefühls zurückzukehren, welches, ohne Rücksicht auf die kalten Befehle der Vernunft, göttlich ahnet, was er, göttlich liebend, Gute wirken soll.“

In allen Schattirungen hat ihn das Wechselleben von Vernunft und Eigennuz beschäftigt. Wie lebhaft stand ihm der Kreislauf der Bildung in der Bewegung des Handels vor der Seele! Wie freut er sich karob in Amsterdam! Begeistert ruft er aus: „Die Stadt mit ihren Werften, Doken, Lagerhäusern und Fabrikgebäuden; das Gewühl des fleißigen Dienenschwarmes längs dem unabsehblichen Ufer, auf den Straßen und den Kanälen; die zauberähnliche Bewegung so vieler segelnden Schiffe und Boote auf dem Silbersee und der rastlose Umschwung der Tausende von Windmühlen um mich her — welch' ein unbeschreibliches Leben, welche Grenzenlosigkeit in diesem Anblick

Handel und Schiffahrt umfassen und be-
nützen zu ihren Zwecken so manche Wis-
senschaft; aber dankbar bieten sie ihr auch
wieder Hülfe zu ihrer Vervollkommnung.
Der Eifer der Gewinnsucht kaufte die An-
fangsgründe der Mathematik, Mechanik,
Physik, Astronomie und Geographie; die
Vernunft bezahlte mit Wucher die Mühe,
die man sich um ihre Ausbildung gab;
sie knüpfte ferne Welttheile an einander,
führte Nationen zusammen, häufte die
Produkte aller verschiedenen Zonen —
und immerfort vermehrte sich dabei ihr
Umlauf, immer schärfer ihre Läuterung.
Was von neuen Ideen allenfalls nicht
hier zur Stelle verarbeitet ward, kam doch
als roher Stoff in die benachbarten Län-
der; dort verwebte man es in die Masse
der bereits vorhandenen und angewandten
Kenntnisse, und früher oder später kommt
das neue Fabrikat der Vernunft an die
Ufer der Umstel zurück.“

Wir können nicht umhin, seine Viel-
seitigkeit zu bewundern. Aber er überbie-
tet diese Bewunderung immer auf's Neue
nach einer anderen Richtung. Wie hoch
steigt unsere Achtung vor seiner Menschen-
freundlichkeit, wenn wir die Klarheit ver-
folgen, mit welcher er der Menschen
Schwächen durchschaute: „Trieb u. sinn-
licher Reiz,“ sagt er, „vermochten immer
unendlich mehr über die Menschen, im
Ganzen genommen, als Raisonnement
und einleuchtendste Wahrheit; noch im-
mer führte die Welt Sittensprüche im
Munde und handelte nach leidenschaftli-
chen Eindrücken; wenn es am besten
ging, täuschten sich die guten Leute selbst,
und waren bei ihrem Patriotismus so ty-
rannisch, bei ihren Adlersblicken, so blind,
wenn es auf ihre Schwachheiten und Lieb-
lingsneigungen ankam, daß ich die Weis-
heit der Mönchsregel bewundere: *sino
res vadere, sicut vadunt*, d. h. laß ge-
schehen, was du nicht ändern kannst. Da-
rum konnte er an einer anderen Stelle
behaupten: „So lange es wahr bleiben
wird, daß die größte Anzahl Menschen
mehr sinnlich oder thöricht als vernünftig
leben und handeln, so lange wird Despo-
tismus bleiben, u. das geduldigere Thier

sich vom unbändigeren leiten, treiben,
quälen und auslaugen lassen.“

Kann man tiefer die Wurzel des
Uebels aufdecken als Forster, wenn er
sagt: „Gerecht kann ein Volk nicht han-
deln, den Begriff der Gerechtigkeit kann
ein Volk nicht fassen, dem eine fremde
Quelle der Erkenntniß heiliger ist, als sei-
ne eigene prüfende und richtende Ver-
nunft. — Wo andere Menschen sich auf
die angeborene Fähigkeit zu empfinden,
zu denken und zu urtheilen, und auf die
natürliche Unirügligkeit und Allgemei-
heit der Vernunftschlüsse berufen, verläug-
nen die Sklaven einer fremden Autorität
ihre Empfindung, ihre Denk- und Ur-
theilskraft, erstickten die Stimme des Ge-
wissens, und folgen blindlings der Impul-
sion, die ihnen durch jene äußere Kraft
der Autorität gegeben ward. Vernunft,
Gerechtigkeit, Billigkeit, Menschenliebe
sind für sie Worte ohne Sinne, sobald sie
sich berufen glauben, den Nachsprüchen,
die ihnen alles aufwiegen, Nachdruck zu
verleihen. Umsonst versucht man es, ih-
nen die sanft überredende Kraft der Grün-
de entgegenzusetzen. Sie thun Verzicht
auf alles was die Menschheit abelt; sie
gehörten nur der offenbaren physischen
Gewalt; und um sich ihrer zu erwehren,
sieht man sich gezwungen, mit ihren Waf-
fen zu streiten. Mit überwältigender
Klarheit hat er diesen Gedanken immer
wiederholt. Schon im Jahre 1781 sagte
er in seiner Arbeit über Magindanao:
„Sobald die Menschen etwas weniger Ge-
genwärtigem, als bloß sinnlichen Eindrü-
cken offen standen, halte man das Söll um
ihre Hörner geworfen, und nichts war
leichter als auf ihnen querselbein zu reiten!
„Und die Politiker,“ meint er, „wissen es
wohl, daß ein Volk, welches sich mit
Spielzeug nicht auf eine oder die andere
Art den Teufel blenden ließe, wenigstens
noch nicht als Volk auf dieser Erde exi-
stirt.“

Wie Viele sind über diesen betrüb-
den Wahrheiten ermüdet, wie Viele zu
bitterer Verzweiflung, zu mißmuthiger
Sorge getrieben worden. „Sorgen Sie

nicht, sagt Forster, „nichts ist verloren
wo der Samen des Guten bleibt! Die
Gegner der Vervollkommnung sollten end-
lich überzeugt sein, daß man die schönen
Träume von idealischer Vollkommenheit den
Schwärmern überlassen könne, ohne des-
halb an der Sache der Freiheit, oder, wel-
ches gleichlautend ist, der Vernunft und
Sittlichkeit, zu verzweifeln. Gutes und
Böses sind in unseren Verhältnissen nir-
gends ganz unvermischt, und der Grad des
Mehrens oder Mindern bestimmt die Un-
terschiede. Im strengen Wortverstande
war noch keine Verfassung so durchaus
böse, daß nichts Gutes mehr dabei gelei-
hen oder bestehen konnte, keine so schlech-
terdings vollkommen, daß nicht Fehler,
Mißbräuche und Verbrechen darin mög-
lich wären. Wird man aber daraus fol-
gen dürfen, daß es der Mühe nicht lohne,
dem Uebermaße des Bösen abjuheln
und seinem Fortschritt ein Ziel zu stecken?
Wird es darum gleichgültig sein, ob wir
unter einer guten oder bösen Regierung
leben? Wenn der Zweck unseres Da-
seins lediglich durch die Uebung und An-
wendung unserer Verstandeskkräfte erreicht
werden kann, dürfen wir es gut heißen,
daß die Menge von dieser Bestimmung
ausgeschlossen und von ihrer Erreichung
gewaltthätig abgehalten werde, weil es
freilich unmöglich ist, daß Alle sich in
gleichem Grade zu vernünftigen und sit-
tlichen Wesen entwickeln? Wenn Jemand
eine Anzahl Kugeln nach einem bestimm-
ten Ziele zu werfen hätte, wie thöricht
würde es uns vorkommen, falls er sich
bereden ließe, daß er sie eben sowohl in
entgegengesetzter Richtung dürfe laufen
lassen, weil sie doch nicht alle das Ziel
erreichen könnten.“

Der zähe Muth, der den Menschen be-
fähigt, das Wenige zu thun, trotzdem
daß er das Ganze nicht erreichen kann,
war bei Forster genährt von der erheben-
den Ueberzeugung, daß „die Wahrheit
auch die dicksten Finsternisse mit ihrem,
nicht bloß leuchtenden, sondern auch ein-
bringenden und alles Unreine verzehren-
den Strahl verwandeln wird, und daß
der Egoismus, der vor lauter Furcht,

seinen Zweck zu verfehlen, falsche Maßregeln ergrieff, es sich selbst zuschreiben muß, wenn Geist, Gefühl und Muth auf der einen Seite, gegen Dymnastie des Verstandes, des Herzens und der Mannheit auf der anderen, statt einer ruhigen, kaltblütigen Erörterung, jetzt mit einer hunderttausendjährigen Berechtigung die Freiheit predigen, und, als erwählte Ritzzeuge der Vorsehung, Wunder thun!

Vertrauen zur Siegeskraft der Wahrheit und Liebe zur Freiheit gehen immer Hand in Hand. Beide fließen aber unmittelbar aus der Einsicht in das Gesetz der Entwicklung, die ohne Veränderung und Fortschritt nicht denkbar ist. „Ist die innere, stillische Freiheit,“ sagt Forster: „die wahre Grundlage menschlicher Glückseligkeit; ist alles Glück unsicher außer demjenigen, welches in dem Bewußtsein der moralischen Unabhängigkeit besteht: so hintergeht man uns, wenn man in allen Fällen auf die Erhaltung des gegenwärtigen Zustandes dringt und den hohen Genius ansteht, der vielen Menschen Veranlassung gab, durch ungehemmte Wirklichkeit der Geisteskräfte sich zu jenem Bewußtsein emporzuschwingen.“

Durch alle ähnlichen Aeußerungen Forster's zieht sich als Grundgedanke die unerschütterliche Wahrheit, daß man durch stillische Freiheit, d. h. durch Einsicht und Tugend die bürgerliche und staatliche verdienen muß. Darum „bedauerte er gewöhnlich die unterjochten Völker nicht.“ „Ihre Sklaverei sei auf ihrem eigenen Haupte!“ sagt er. „Gegen die Unerträglichkeit des freien Menschen, der seine Freiheit über alles liebt, sind alle Hülfskünste der Tyrannei unwirksam.“

Weil Forster die Wahrheit kannte, daß der Mensch nichts ohne Leidenschaften ausgerichtet, und daß mithin an jene ideallische Vollkommenheit, welche wir oft in Büchern träumen, so gut als gar nicht zu denken ist, verfolgte er auch in den gewaltigen Aufstritten der Ummwälzung das Walten einer Naturkraft, deren Folgen oft den

Schranken der menschlichen Vernunft und verständigen Wünschen zu entwachsend scheinen. Allein er fand es „der Mühe nicht werth, die Armseligkeit zu widerlegen, womit einige verworfene Schriftsteller die wenigen unvermeidlichen Unglücksfälle, die eine große Revolution nothwendig mit sich bringen mußte, als Enormitäten der ersten Größe und als Schandflecken der Geschichte darzustellen bemüht sind, indem sie den systematischen Mord von Tausenden durch den Ehrgeiz kriegsführender Despoten u. die langsame Vergiftung der Fremden von Hunderttausenden, durch die Erpressung unerschwinglicher Abgaben für nichts achten, oder wohl gar als ruhmvolle Thaten mit ihrem feilen Lobe vor dem Fluche der gegenwärtigen und kommenden Generation zu sichern hoffen.“ „Traurig nennt er die Wahl zwischen zwei großen Uebeln; allein es liege schon in der Natur der Sache, daß die Folgen der Anarchie, wie schwarz die Miethlinge des Despotismus sie auch schildern mögen, nur Kinderspiele sind gegen die Schandthaten beleidigter Slaventreiber. Ihre Erbitterung wird giftiger durch die vermeinte Kränkung ihrer Herrscherrechte; ihr Zweck ist nicht bloß Unterjochung, sondern zugleich Rache u. Strafe; sie sind immer Krieger- und Senker zugleich; sie zerstören und verwüsten aus Grund und nach einem vorher bedachten Plan.“

Forster wollte Staatsumwälzungen „nicht in Beziehung auf Menschenglück und Unglück betrachtet wissen, sondern als eins der großen Mittel des Schicksals, Veränderungen im Menschengeschlecht hervorzubringen.“ Die Hauptsache war ihm zu sehen, wie „Frankreichs Einwohner in eine Activität geriethen, die ganz außer dem gemeinen Gang der Dinge lag; ob sie glücklicher im gewöhnlichen Sinne des Wortes dadurch geworden seien, konnten nach seiner Ansicht nur diejenigen fragen, die über menschliche Angelegenheiten nie nachgedacht und keine Erfahrungen gesammelt hätten. Die Natur oder das Schicksal frage nicht nach dieser besondern Art von Glück.“ Die „verwunden-

ben Erscheinungen des Augenblicks er bloß Stürme der Revolution, welche wieder heiteres Wetter folgen. Wenn der Blitz hier und da eingeleitet hat oder der Hagel einige Felder zerhauen hätte, man doch Unrecht zu glauben der Welt Untergang nahe oder die Gerodtheit allgemein vor der Thüre.

„Wer möchte für die Revolutionen lange brechen,“ fragt Forster, „darauf abgesehen wäre, die Moral- und Vernunftgemäßheit aller einzelnen Tugenden und Begebenheiten in ritterlichen Schuß zu nehmen? Allein soll man halb auch den bewundernswürdigen Reichthum, die Menge der erhabenen, unabwehrbaren und unzähligen Schwüngen des Menschenmuths, kurz das große Spiel des Ringens und Hervordringens einer solchen Masse von Geisteskräften die bei jenen Anlässen bald empor und bald sich mittheilen, schlecht verkennen und für nichts rechnen? „O über die Kinder, die sich die eine Suppente stoßen, und den Scharfpeinigen! — O über die Klüglichen, wenn das Gewitter, das die Saaten quillt, zugleich Dörfer in Brand Menschen und Heerden einschlägt! wissen, ob sie es Wohlthat oder kennen sollen!“

Die Frauen der französischen Revolution.

Von Jules Michelet.

Die Jakobinerinnen

Am 6. Oktober 1790, an dem Tage, an welchem Ludwig XVI. verlassen, den Hauptakt der Revolution, die Erklärung der Menschheit unterzeichnet, hatte er dem Könige

Spanien seine Profection geschickt. Seit jenem Tage hatte er die Idee gefaßt, auf österreichisches Gebiet zu fliehen und mit bewaffneter Macht zurückzulehren. Dieser Vorfaß, anempfohlen von Breteuil, der Creatur Oesterreichs und Marie Antoinettes, ward noch mehr befestigt durch den Bischof von Pamiers, der für Breteuil unbeschränkte Vollmacht erhielt, darüber mit den auswärtigen Mächten zu unterhandeln; Unterhandlungen, die durch den Grafen von Ferfen, Schwedens Gesandter und seit vielen Jahren der treueste Anhänger der Königin, eifrig unterstützt wurden.

Von welcher Seite man das Jahr 1790 auch immerhin betrachten möge; überall ein ungeheures Reg., ausgebreitet im Innern und außerhalb Frankreichs gegen die Revolution. Wenn sie nicht eine energische Kraft entwickelt, ist sie verloren. Nicht diese unschuldigen Verbrüderungsfeste können sie retten: sie bedarf dazu kräftigerer Associationen. Sie braucht Jakobiner und deren Clubs, um die geheimen Ränke des Hofes und seiner Helfershelfer, die geheimen Machinationen der Geislichkeit und des Adels, zu überwachen. Diese Clubs bildeten sich gleichsam von selbst und breiteten sich blitzschnell über ganz Frankreich aus.

In einem bis zur Handschrift gebliebenen Aktenstücke von Rouen findet sich, daß am 15. Juli 1790 drei Freunde der Verfassung (dies war der Name, den die Jakobiner damals geführt), sich bei einer reichen, angesehenen Wittve dieser Stadt versammelten und in deren Hände den Bürgerclub leisteten. Man glaubt Cato und Marcia in Lucain zu sehen.

*„Junguntur taciti contentique ar-
apice Bruto.“*

Und stolz schickten sie die Erklärung ihres Beitritts zur Verbrüderung an die Nationalversammlung, die gleichzeitig die des Beitritts der ganzen Stadt Rouen erhielt, der sich sechzig Städte und fast eine halbe Million Menschen angeschlossen hatten.

Jene drei Jakobiner sind zwei Wundärzte und ein Priester als Almosenier bei der Conciergerie angestellt. Einer darunter hatte seinen Bruder, Buchdrucker des Königs in Rouen, dafür gewonnen. Fügt diesen zwei Kinder, Nefse und Nichte jener Wittve, und zwei andere Frauen hinzu, dann habt Ihr den ersten Club. Alle acht Mitglieder schwuren den Bürgerclub in die Hände der neuen Coraelia.

Eine kleine, aber dennoch vollständige Gesellschaft. Die Dame (Wittve eines Rhebers) repräsentirt den Handel, der Buchdrucker die Industrie, die beiden Chirurgen die Fähigkeit, das Talent, die Erfahrung. Der Priester aber ist die Revolution selbst: er wird nicht lange mehr bleiben, was er ist. Er ist's, der die Beitrittsakte aufsetzt, abschreibt und an die Nationalversammlung schickt. Die Dame ist der Mittelpunkt, der Priester ist der ausübende Arm des jungen Clubs. Durch ihn ergänzt sich die Gesellschaft, obgleich ihr bis jetzt noch der Schlüssel, der Advokat, der Procureur, fehlt. Priester im Justiz-Palast, in der Conciergerie, Almosenier der Gefangenen, Beichtvater der zum Tode Verurtheilten, gestern noch abhängig vom Parlament, heute Jakobiner und als Solcher sich der Nationalversammlung zu erkennen gebend: ein solcher Priester hat mehr Muth und Thätigkeit als drei Advokaten.

Man wundere sich nicht, daß eine Frau das Centrum dieses Clubs ist. Diese Eine veranlaßt Viele ihres Geschlechts, die ehrbarsten und angesehensten Frauen der Stadt, ihrem Beispiele zu folgen und sich mit der ganzen Gluth des Frauenherzens, mit fast blindem Eifer, mit dem ihnen eigenthümlichen Geist der Befehrungsfucht, mit aller Leidenschaft des Mittelalters dem neuen Glauben in die Arme zu werfen. Die, von der wir oben gesprochen, hatte sich am eifrigsten erprobt. Sie war etne Jüdin, sah ihre ganze Familie den neuen Glauben annehmen und blieb Israelitin. Nachdem sie Mann und Kind verloren, nahm sie die Revolution an Kindesstatt an. Reich

und unabhängig, unterstützte sie auf jede Weise das Gedeihen ihres angenommenen Kindes.

Warum aber blühet diese kleine Gesellschaft ihre eigene Verbrüderung? Warum schließt sie sich nicht der Allgemeinen an? Darum, weil ihr Rouen im Allgemeinen zu aristokratisch erscheint, weil die große, sechzig Städte in sich vereinigende Föderation mit den altadeligen Oberhäuptern der Herren d'Estouteville, d'Herbouville, de Sevrac, ihr nicht rein genug erscheint, und weil diese sich am 6. Juli und nicht am 14., an dem geheiligten Tage der Erstürmung der Bastille, gebildet hat.

Das Palais royal im Jahre 1790. — Die Gleichstellung der Frauen. — Der Keller der Jakobiner.

Das Recht der Frauen an der Gleichheit, ihr Anspruch an dem Einfluß, an der politischen Macht, ward im Jahre 1790 durch zwei Männer gefordert, deren Character sehr von einander verschieden war; der Eine ein berebter Redner, ein Kühner, romantischer Geist, der Andere der ernsteste und bevollmächtigte der ganzen Epoche. Wir müssen den Leser in den großen Heerd der allgemeinen Währung, in das Palais royal führen, wo jene beiden Männer sich mehr, als alle Uebrigen Gehör zu verschaffen mußten.

Treten wir ein in jenen Ort, von welchem am 12. Juli die Revolution ausgegangen war, ins Palais royal, in den Circus, der zu jener Zeit die Mitte des Gartens einnahm. Brechen wir uns Bahn durch diese aufgeregte Menge, durch die schreienden Gruppen, durch die Gewölbe von Frauen, die sich den Freiheiten der Natur geopfert haben. Drängen wir uns durch diese engen, angefüllten, erstichtenden Holzgalerien durch einen dunkeln Durchgang; steigen wir dort aufsteigend

Stufen hinaab, dann befinden wir uns im Innern des Cirque, der Reithahn.

Man predigt: Wer hätte das erwartet, an diesem Ort, in dieser so weltlich gefirnnten, mit hübschen Frauen zweideutigen Geschlechtes angefüllten Versammlung! Beim ersten Anblick hätte man glauben sollen, man halte den verlorenen Mädchen eine Strafpredigt. Das aber ist es nicht. Die Versammlung hat einen ernsten Character. Bei näherem Umschauen erblickten viele Schriftsteller, ja sogar Mitglieder von der Akademie. Am Fuße der Rednerbühne sehen wir Herrn v. Condorcet.

Der Redner, der sich so eben vernehmen läßt, ist wohl ein Priester? Der schwarzen Kleidung nach, ja! Eine schöne Persönlichkeit von ungefähr vierzig Jahren, mit glühender, manchmal heftiger Beredsamkeit, ohne Salbung!

Priester, Dichter oder Prophet, gleichviel: es ist der Abbe Claude Fauchet. Dieser heilige Paulus spricht zwischen zwei Theil's; die Eine, die ihn niemals verläßt, die, sie mag es wollen oder nicht, ihm in den Clubb und an den Altar folgt, hingerrissen von der Gluth seiner Beredsamkeit; die Andere, eine Holländerin von gutem Herzen und edlen Geiste, ist Madame Palm-Nesler, die Sprecherin der Frauen, die deren Gleichstellung predigt.

Diese anfangs unbestimmten, sehnsuchtsvollen Wünsche nehmen allmählig festere Gestalt, bestimmtere Formen in den gelehrten Abhandlungen des berühmten Secretärs der Akademie der Wissenschaften an. Am 3. Juli 1790 formulirte Condorcet seinen Antrag der Zulassung der Frauen zum Bürgerrechte. Nach diesem Antrage kann der Freund Voltaire's, der letzte der Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts, vielleicht mit Recht den Vorläufern des Socialismus beigezählt werden.

Aber will man diese Frauen in ihrer vollen politischen Thätigkeit, in ihrem ganzen Eifer sehen, dann muß man aus dem Palais royal ein Klein wenig weiter, nach der Straße Saint-Honore gehen.

Der glänzende Clubb der Jakobiner jenes Zeitraums, der in seinem Schooße eine Menge adeliger Geschlechter und alle Schriftsteller jener Epoche sah, hielt seine Sitzungen in der Kirche der alten Mönche. Aber unter der Kirche, in einer Art matt erleuchteter Gruft, versammelten sich die verbrüdereten Arbeiter, denen, zu gewissen Stunden, die Jakobiner den Geist der neuen Verfassung erklären. Bei wichtigen Fragen der öffentlichen Gefahr kommen diese Arbeiter nicht allein; die besorgten Frauen und Familienmütter, hingetrieben durch die häuslichen Leiden und Entbehrungen und durch die Bedürfnisse ihrer Kinder, begleiten ihre Männer, um sich von der Lage der Dinge zu unterrichten, um die Uebel und deren Heilung sich erklären zu lassen von Leuten, die dies Alles besser, als sie selbst verstehen müssen. Viele Frauen, unverheirathet, oder deren Männer zu dieser Stunde arbeiten müssen, kommen allein und fassen ein Verlangen, sich in die Debatten zu mischen. Die Noth macht uns Alle berechtigt! Dies ist der erste, rührende Anfang der weiblichen Clubbs. Die Noth machte die Frauen zu Rednerinnen!

Und wer in der That litt mehr von den Stürmen der Revolution als die Frau? Wer fand die Monate und Jahre länger als das Weib? Und seit eben dieser Zeit waren sie heftiger als die Männer, so heftig, daß am 30. Dez. 1790 selbst Marat mit ihnen zufrieden ist und ihnen das Lob angedeihen läßt, daß die Entschlossenheit dieser Weiber aus dem Volke im Souverain in seinen Augen tausendmal höher steht, als das unnütze Geschwäg der jakobinischen Versammlung, die, über ihnen, die tiefen Wunden der blutenden Gesellschaft zu heilen glaubt durch „Worte, Worte u. nichts als Worte!“

Die Gesellschaftsälte. Frau von-Stael.

Der Genius der Frau von Stael ward aufeinanderfolgend von zwei Vorbildern.

und zwei Ideenbeherrscht: bis 1789 von Rousseau und dann von Montaigne.

1789 war sie drei und zwanzig Jahre alt. Aber schon damals übte sie auf Nedder, ihren Vater, der von ihr wahnsinnig geliebt und durch ihren Enthusiasmus gelenkt, so zu sagen gegängelt ward, einen allmächtigen Einfluß aus. Nie hätte sich der Genfer Bankier so weit hervorgewagt in den Lauf der Revolution ohne den Anstoß, den er dazu von seiner Tochter erhielt. Sie war damals ganz Feuer, ganz Flamme, ganz Eifer, ganz Vertrauen. Sie glaubte fest an den gesunden Sinn des Menschengeschlechts. Noch war sie nicht beeinflusst, geschwächt und abgekühlt durch die mittelmäßigen Bewunderer und Anbeter, die sie später umringt haben. Zu allen Zeiten ward Frau von Stael durch Liebe angepörselt, geleitet und fortgetrieben. Die Liebe, die sie für den Urheber ihrer Lage empfand, verlangte, daß Nedder der größte Mann seines Jahrhunderts werde, und in der That läßt es sich nicht verkennen, daß es einen Augenblick gab; in welchem er sich durch den unbedingten Glauben an seine Tochter zu sehr hoher Stufe emporschwang. Begeistert durch sie, wagte er sich in die Erfahrung des allgemeinen Stimmrechts hinein, eine Maßregel, die für ein so großes Reich und für ein so wenig herangereiftes Volk, als Frankreich und die Franzosen, immer höchst gefährlich ist.

Vater und Tochter, sehr bald zurückschreckend vor ihrer Kühnheit, säumten nicht, umzukehren. Frau von Stael, umgeben von Feuillants und Anglomanen, eine Bewunderin Englands, das sie bis dahin nur vom Hörensagen kannte, ward und blieb die blende, berebte und dennoch, im Ganzen betrachtet, nur höchst mittelmäßige Sibylle der französischen Zukunft.

Für uns — wir wagen dies dreist zu behaupten — ist Frau von Stael niemals größer, als in der ersten Epoche ihres Seins erschienen, zu jener Zeit,

als ihr Ruhm in der unbegrenzten Liebe zu ihrem Vater, und in der Kühnheit lag, die sie ihm einzusößen verstand. Die Epoche, in der ihre geistige Größe, wenigstens in unserm Auge, gewaltig zusammenschrumpft, ist jene, wo wir sie von ihren geistreichen Anbetern, den Marbonne, Benjamin Constant und August von Schlegel, umschwärmt sehen, die beherrscht durch sie, im Salon, im vertrautern Kreise, nichts desto weniger einen rückwirkenden Einfluß auf sie besaßen.

Betrachten wir noch einmal Vater und Tochter!

Neder — ein Genfer Bankier — hatte eine Schweigertn geheirathet, die, bis dahin Gouvernante, nur einen einzigen Fehler, den der absoluten Vollkommenheit, besaß. Die junge Neder ward von der Kälte ihrer Mutter, die mit der leicht erregbaren, mittheilenden und beweglichen Natur der Tochter durchaus nicht harmonirte, frühzeitig niedergedrückt. Ihr Vater, der sie tröstet, sie bewundert, wird der Gegenstand ihrer Anbetung. Man erzählt sich, daß das junge Mädchen, weil sie den alten Engländer Gibbon sehr häufig von ihrem Vater loben gehört, einmal allen Ernstes die Idee gefaßt hatte, ihn durchaus heirathen zu wollen. Dieses Kind, schon vertraute Freundin und fast Frau ihres Vaters, nahm bunt durcheinander dessen Fehler, wie dessen gute Eigenschaften, dessen Beredsamkeit, die Schwüftigkeit, die Wärme und den Pathos an. Als Neder seinen berühmten, so entgegengesetzt beurtheilten „*Comptendu*“ veröffentlichte, zeigte man ihm eines Tages eine beredsame, höchst enthusiastische Bertheidigung dieses Berichts. Das Herz stieß darin über, dergestalt, daß das Vaterherz sich unmbglich täuschen konnte: augenblicklich erkannte er den Styl seiner Tochter. Damals war sie sechzehn Jahre alt.

Sie liebte in ihrem Vater den Menschen, bewunderte in ihm den Schriftsteller und verehrte in ihm das Urbild des Bürgers, des Weisen, des Staatsmanns.

Sie duldete Niemanden um sich, der Neder nicht für einen Gott hielt: eine naive, tugendhafte Athernheit, weit rührender als lächerlich. Als ihr Vater am Tage seines höchsten Triumphs in Paris einzog und auf dem Söller des Stadthauses erschien zwischen seiner Frau und seiner Tochter, unterlag diese dem Uebermaße des Wohlgefühls und ward vor lauter Glück ohnmächtig.

Ihr Herz hatte im Verhältniß zu ihrem Talente große Ansprüche. Nach der Flucht ihres Abgottes, nachdem sie ihre schönsten Hoffnungen eingebüßt hat, nachdem sie von Rousseau auf Montesquieu zu den Klugen aber herzlich matten constitutionellen Theorien herabgesunken ist, bleibt sie romanhaft in der Liebe und hätte für ihr Leben gern einen großen Helden geheirathet. Ihr Gemahl, der ehrliche, aber kalte, abgemessene Herr von Stael, der schwedische Gesandte, besaß nichts, was ihrem geträumten Ideale entsprach. Und da sie also keinen Helden zum Lieben fand, rechnete sie auf den mächtigen, glühenden Drey, der sie liebte, und beschloß, sich mit Hilfe dessen einen Helden zu schaffen.

Sie fand einen jungen, tapfern, geistreichen, aber etwas lodern Ledemann, Herrn von Calonne. Vorzugweise liebte sie ihn wegen seiner heroischen Begabungen. Sie liebte ihn — auch dies darf nicht verschwiegen werden, — denn sie war ja eine Frau! — wegen seiner Kühnheit und gedehnten Arroganz. Er stand schlecht angeschrieben bei Hofe und in den Salons der hohen Aristokratie. Herr von Marbonne war „*grand seigneur*“, voll Muth und Eleganz, aber zweideutigen Rufes. Das, was viele Frauen anstachelte, ihm mehr Aufmerksamkeit als manchem andern Cavaliere zu gönnen, war das Gerücht, das man sich leise ins Ohr raunte: er sei die Frucht blutschänderischer Liebe zwischen Ludwig XV. und seiner Tochter. Die Sache war nicht ganz unwahrscheinlich. Als die jesuitische Hofpartei es durchgesetzt hatte, Voltaire und die voltairianischen Minister (Argenson und Machault) fortzujagen, mußte ein

Mittel gefunden werden, die Marquise von Pompadour, die Beschützerin aller dieser Neuerer, unschädlich zu machen.

Eine Tochter des Königs, ganz Feuer und Flamme, Polin wie ihre Mutter, opferte sich, eine neue Judith, diesem heroischen, durch den Zwang gebilligten Mittel. Sie war außerordentlich heftig und Musikärrin, geleitet von dem taubden Wahl seiner Mittel wenig gewissenhaften Herrn von Beaumarchais. Sie bemächtigte sich der Neigung ihres Vaters und beherrschte ihn einige Zeit, Angestrichs der Frau von Pompadour. Was jener Zeit soll, nach den Ueberlieferungen des bösen Teumunds, jener Häßliche, geistreiche, aber etwas unverschämte Mann herrühren, der, gleich von seiner Geburt ein liebenswürdiger Bismarck, mehr als jeder Andere geeignet war, die Köpfe aller Frauen verrückt zu machen.

Frau von Stael hatte eine in den Augen der Frauen furchtbare, schreckliche Eigenschaft, sie war nicht schön. Sie hatte starke Züge und eine große Nase.

Rechnet man eine etwas allzuffarte Taille und eine durchaus nicht ansehende Hautfarbe hinzu, dann wird man sich sagen müssen, daß Frau von Stael durchaus nichts Verführerisches besaß. Nur ihre Geberden waren mehr ausdrucksvoll als anmuthig. Vor dem Kamme stehend, die Hände hinterm Rücken, beherrschte sie mit männlicher Stellung, mit mächtiger Rede, seltsam absehbend vom zarten Tone ihres Geschlechts, den ganzen Saal. Ihrer Sprache nach wäre man versucht gewesen zu bezweifeln, daß sie eine Frau sei. Dabei war sie erst fünf und zwanzig Jahre alt, hatte sehr schöne Arme, einen jupiterischen Hals, prächtig-schwarze Haare, die, in großen Locken niederfallend, der Brust etwas Imposantes gaben. Aber das, was alles Männliche und Unsichere an ihr vollkommen vergessen machte

*) Marie Leszczyńska, Gemahlin Ludwig XV., war eine Tochter des polnischen Königs Stanislaus.

waren ihre Augen, glühend-schwarz, feuer-sprühend, leuchtend von Genie, Herzengüte und allen edlen Leidenschaften der weiblichen Seele. In ihrem Blicke lag eine Welt. Man las darin, daß ihr Herz mild und großmüthig war. Sie hatte keinen Feind, der sie einen Augenblick hätte anhören können, ohne sich beim Scheiden von ihr sagen zu müssen: O welch' gute, edle, ausgezeichnete Frau!

Hinsichtlich ihrer geistigen Eigenschaften besaß sie in der That ein großes, ungeheures Talent, dessen Quelle in ihrem Herzen lag. Tiefe Einfalt und große Erfindungsgabe — diese beiden hervorragenden Zeichen des Genie's — waren nicht bei ihr zu finden. Ihr Geist erhob sich, wie der ihres Vaters, nie höher als bis zum Baroden. Dies Barode schwächte einen großen Theil ihrer natürlichen Anlagen, verhinderte sie, sich höher zu erheben, und zog sie beständig zur Empase hinab. Diese Reder waren Deutsche, die sich in der Schweiz niedergelassen hatten und emporgekommene Bürger waren. Deutsche, Schweizerin und Bürgerin, besaß Frau von Stael etwas, wenn auch nicht geradezu Schwerefülliges und Plumpes, aber doch wenig Zartes! Zwischen ihr und ihrem Vorbilde Jean Jacques lag ein fast eben so großer Unterschied, wie zwischen Eisen und Stahl.

Aber gerade deshalb, weil sie trotz ihres Talents, trotz ihres Reichthums, trotz ihrer adeligen Umgebung immer Bürgerin blieb, besaß sie die Schwäche, die großen Herren anzubeten. Sie gab ihrem guten, vortrefflichen Herzen nicht den Aufschwung, der sie vollständig auf die Seite des Volks hinüber gezogen hätte. Ihre Urtheile, ihre Ansichten hatten etwas Zweideutiges. Sie bewunderte vor Allem das Volk, das sie am meisten aristokratisch hielt: die Engländer. Sie schwärmte für den englischen Adel, von Englands Geschichte, ohne sie zu kennen, ohne zu wissen, daß der englische Adel noch ganz neu, aus dem Herzen des Volkes hervorgegangen ist.

Rehren wir jetzt zu ihrem Felden zurück! Nur die Liebe, die größte aller Zauberinnen, konnte Frau von Stael glauben machen, jener junge Offizier, jener blendende, leichtfertige Mann, jener Roue ohne moralischen Halt, sei stark genug, an die Spitze einer so großen Bewegung gestellt zu werden. Sie hoffte, den Griff des riesengroßen Schwertes der Revolution in die schwache Hand dieses jungen Becken zu legen. Schon dies allein war ziemlich lächerlich. Aber noch lächerlicher war der Gedanke, diesen gewagten Schritt in den Grenzen einer Vasstardpolitik, einer quasi-englischen Krebheit, mit dem Beistande der Feuillants, einer ausgebildeten Partei und mit dem Beistande Lafayette, fast eben so ausgebildet, als jene, zu unternehmen.

Daraus schlossen Robespierre und die Jakobiner, daß Narbonne und die Frau von Stael eng verbunden seien mit Brissot und den Girondisten und daß die Eirnen wie die Andern sich mit dem Hofe verständigen würden, um Frankreich in den Krieg zu stürzen und durch diesen Krieg die Contra-Revolution herbeizuführen.

Das Alles war ein Roman. Heutzutage ist es klar und deutlich erwiesen, daß — ganz das Gegentheil — die Girondisten Frau von Stael gründlich verabscheuen. daß Narbonne dem ganzen Hofe verhaßt war und daß dieser vor dem höchst gewagten Unternehmen eines Krieges ängstlich zurückbebt, denn er (der Hof) glaubte mit Recht, daß er am andern Morgen nach dem Verluste der ersten Schlacht, des Verrathes angeklagt, einer schrecklichen Gefahr ausgesetzt sei, die weder Narbonne, noch Lafayette aufzuhalten im Stande wären. Die Gironde würde den kaum gezogenen Degen ihren schwachen Händen entreißen, um ihn gegen den Hof zu kehren.

— Seht Ihr denn nicht, sagte Robespierre, wie die Intrigue dieses verrätherischen Krieges, durch den man uns den Königen Europa's überliefern will, ge-

radenwegs aus dem schwedischen Gesandtschaftshotel ausgeht? —

Das hieß mit andern Worten, daß Frau von Stael im Namen ihres Mannes und im geheimen Auftrage seines Hofes diesen perfiden Krieg begünstigt; eine Vermuthung, die lächerlich erscheint, sobald man weiß, daß Frau von Stael, wahnsinnig vernarrt in ihren jungen Felden, es nicht erwarten konnte, seine Stilt mit dem Lorbeer gewonnener Schichten gekrönt zu sehen. Die arme Corinne war jung, unerfahren, unklug, aber hundert Meilen von dem Gedanken eines politischen Verrathes entfernt. Diejenigen, welche das weibliche Herz, das jugendliche Alter und die Leidenschaft der Liebe kennen, werden augenblicklich und vollständig begreifen, daß Frau von Stael — was vielleicht unmoralisch, aber wenigstens gewiß ist! — für ihren Selbststien und durchaus nicht für ihren Mann Propaganda machte. Es drängte sie, ihren Felden im revolutionären Kreuzzuge berühmt zu machen, und es kümmerte sie blutwenig, daß die Schläge der Jakobiner dafür auf das Haupt des Gebieters ihres Gatten fielen.

Am 11. Januar erscheint Narbonne, von einer kurzen Reise, auf welcher er die Grenzen besichtigt hatte, zurückgekehrt, im Schooße der Nationalversammlung, um ihr Bericht darüber zu erstatten, den Bericht eines wahren Höffings. War's Uebereilung, war's Unkenntniß: kurz, er entwarf von der militärischen Lage Frankreichs ein überaus glänzendes Bild und gab ungeheure Zahlen von wohlgerüsteten Truppen an, die später, durch eine Denkschrift von Dumouriez, sich im Staub auflösten.

Der Fall Narbonne's gestürzt durch die Gironde, hatte Frau von Stael urplötzlich in eine eifrige Royalistin umgewandelt. Als solche entwarf sie für die königliche Familie einen Plan zur Flucht; doch wollte sie, daß Narbonne, ihr Feld, die Ehre dieses Planes ernte; der Hof aber war zu vorsichtig, um seine Rettung so leichtsinnigen Händen anzuvertrauen.

Während der Schreckenszeit nach der Schweiz flüchtend; nach dem Thermidor verblendeten Parteigängerin der Reaction, änderte sie im Jahre 1796 abermals ihre politische Farbe, unterstützte das Directorium u. nahm versteckt an jenem Staatsreiche Theil, der damals die Republik gerettet hat.

Napaparte haßte sie, von dem Glanzen ansiehend, sie habe ihren Vater bei Ausarbeitung seiner letzten Werke unterstützt, die ihm und seiner Politik feindlich gesinnt waren. Er fand, um sich dafür an ihr zu rächen, kein besseres Mittel, als die Lüge auszusprechen, sie habe ihm Gott weiß was für eine Liebeserklärung gemacht, was zu jener Zeit, wo sie nur für Benjamin Constant zu leben schien, höchst unwahrscheinlich, ja sogar abgeschmackt war. Man kennt Napoleons lächerliche Verfolgungen, das Exil der Frau von Staël, die Beschlagnahme ihres „*Allmagnos*“ und die seltsamen Anträge, die er von Zeit zu Zeit unter der Hand hatte machen lassen, um sie zu bewegen, nach Frankreich, an seinen Hof zurückzukehren. Schon als Consul hatte er ihr anbieten lassen, ihr die zwei Millionen zurückzuzahlen, welche ihr Vater 1789 dem Staate geliehen. Später als Kaiser hatte er ihr sogar zugemuthet, für den König von Rom zu schreiben. Doch weil sie alle die losenden Verheißungen zurückwies, rächte er sich an seiner Gegnerin durch schändliche Wege und grobe Vergleiche. Er nannte sie eine *femina cosaque*, einen Blauschiff in Kanonenschießeln, eine Corinne mit Cyalo und Federbusch.

Im Jahre 1812 mußte sie nach Desterreich, nach Rußland, nach Schweden fliehen. Es fehlte ihr an einer Heimath, als sie ihre „*Zehn Jahre der Verbannung*“ schrieb. Zwei Jahre zuvor hatte sie einen jungen, kranken, verwundeten Offizier, Herrn von Rocca, einundzwanzig Jahre jünger als sie, geheiratet. Sie starb am 14. Juli 1817.

Alles in Allem, war sie eine vortreffliche Frau von gutem Herzen und gro-

ßem Talente, das sich vielleicht, ohne die Salons, ohne den Schwarm ihrer mittelmaßigen Freunde, ohne die Armseligkeit dieser schwappenden und schreibenden Welt, zur Höhe des Genie würde emporgehoben haben, wäre sie durch die Schmeichler, die sie zu allen Zeiten umringt haben, nicht mehr und mehr verdorben worden.

„Für die Fabel.“

Die Thierseele.

Von Th. Sieliger, Lehrer in Chicago.

Haben die Thiere eine Seele? Oder mit andern Worten: „Handeln die Thiere mit wirklicher Ueberlegung? Denken sie nach, ehe sie handeln?“ Und endlich: „Welcher Unterschied ist zwischen der Thier- und der Menschenseele?“

Ehe man an die Beantwortung dieser Fragen selbst gehen kann, wird es erst nothwendig sein, eine Vorfrage zu beantworten, und diese ist: Was ist die Seele?

Der Begriff „Seele“, mit den verwandten Begriffen „Geist“, „Verstand“ und „Gemüth“, ist in der deutschen Sprache schon bedeutend mehr festgestellt, als in der Englischen, obgleich auch bei uns Deutschen noch genug Verwechslungen dieser Begriffe vorkommen. Bald redet man von einer „unsterblichen Seele“, bald von einem „unsterblichen Geiste“, bald von einem „edlen Gemüthe“ und wiederum von einem „hohen Verstande.“ Indeß scheint es doch, als ob nach und nach sich ein bestimmter Gebrauch der Fälle, in welchen einer oder der andere dieser Ausdrücke am Plage ist, herausbildete.

Ohne auf Weiteres einzugehen, möge es mir jedoch gestattet sein, die folgende Unterscheidung zu treffen.

Jeder Mensch kommt mit einer gewissen Anlage oder Fähigkeit auf die Welt, diese Welt selbst, d. h. Alles das, was ihn umgibt,

- 1) entweder auf sich einwirken zu lassen, oder
- 2) sie zu erforschen.

Die Welt wirkt nun auf uns ein durch die sogenannten Gefühls-Nerven; wir auf die Welt durch die Bewegungs-Nerven. Beide kommen im Gehirn zusammen. Was wir die fünf Sinne nennen, ist streng genommen nur ein einziger Sinn, nämlich das Gefühl, oder das Empfindungs-Vermögen. Das Gefühl ist nur verschieden, je nachdem was wir fühlen; denn während wir mit der Hand die Oberfläche der festen Körper fühlen, bringt uns die Zunge die chemische Zusammensetzung flüssiger, und die Nase die chemische Zusammensetzung oder mit andern Worten die Bestandtheile luftförmiger Körper zur Kenntniß. Aber Alles ist Gefühl, weiter nichts; gerade so wie auch die Ohrnerven die Schwingungen der Körper, den Ort vorher dieselben kommen und die Höhe und Tiefe der Töne (d. h. die Anzahl der Schwingungen des Körpers in einer bestimmten Zeit), fühlen, und das Auge wiederum die Fähigkeit besitzt, die Bilder der äußern Welt, die sich auf seiner Netzhaut spiegeln, empfinden.

Anstatt also von „fünf“ Sinnen zu sprechen, wollen wir, um der Bequemlichkeit willen, sagen: der Mensch bringt den Sinn mit auf die Welt.

Nun betrachte man ein kleines Kind. Sein Sinn wird durch irgend etwas erregt. Die Außenwelt macht irgend einen Eindruck auf dasselbe, sei es nun durch ein Wohlgefühl oder einen

Schmerz. Vorher jedoch wollen wir noch die Thatsache berühren, daß die niederen Sinne, Gefühl, Geschmack, Geruch, sich früher entwickeln, als Gesicht und Gehör, was ebenso für ganze Thierklassen gilt. Erst die Vögel haben ein vollkommenes Ohr, die Amphibien noch nicht. Erst bei den Schnecken treten Augen auf, während die Muscheln noch keine haben. Die Insekten haben schon Geschmack und Geruch, aber alle ihre Töne sind eintönig, weil ihnen das Organ für die Höhe und die Tiefe des Schalles fehlt. Doch zu unserer Erklärung zurück. Wir sagten, der Stimm des Kindes werde erregt durch irgend welchen Eindruck. In dem Kinde selbst nun erzeugt dieser selbe Eindruck (z. B. das Saugen an der Mutter) eine Gegenwirkung des Gehirnes auf die Außenwelt, die sich aber vorläufig noch auf eine Vorbereitung für die Wiederholung dieses Eindruckes begnügt. Das ist die Aufmerksamkeit.

Durch öftere Wiederholung lernt es sich den betreffenden Eindruck oder das betreffende Gefühl merken und wir sagen dann: das Gedächtnis erwacht. (Das Kind z. B. lernt das Gesicht der Mutter kennen.)

Verschiedenartige Eindrücke bringen es zum Vergleichen. Unterscheiden derselben. Ein Kind, das nur erst einen Hund kennt, nennt ein Schaf ebenfalls einen Hund, bis es durch öfteres Sehen bei der Thiere die Verschiedenheiten derselben findet. Es zeigt dann Ueberlegung.

Dies führt endlich das Kind dazu, daß wo es dieselben Ähnlichkeiten oder Verschiedenheiten findet, es die Art der Gegenstände selbst bestimmen lernt. Es lernt einen Schluß bilden z. B. Ein Thier mit Hörnern ist eine Kuh. Dies Thier hat Hörner. Es ist also eine Kuh. Ob diese Schlüsse wahr oder falsch sind, kommt auf dasselbe heraus, denn die Selbstthätigkeit ist dieselbe. Das Kind lernt die

Dinge verstehen und wir sagen: sein Verstand erwacht.

Damit ist die erste große Stufe oder Terrasse des Geistes-Lebens erreicht. Viele Menschen und Völker bleiben auf derselben stehen; manche verlassen sich nur auf Gedächtnis und überlassen den Verstand ihren Vormündern. Und diese durch die unendliche „Gnade Gottes“ (d. h. die Dummheit der Völker) noch immer geduldeten Vormünder sorgen auch eifrig dafür, daß die Völker auf dieser ersten Staffel stehen bleiben, wozu als bestes Hülfsmittel der „Katechismus“, das Wortwerkzeug gegen den Geist, dient. Auf Kosten des Verstandes wird die sämtliche Gehirnkraft auf das Gedächtnis, auf das Nachsprechen unverständlicher Worte geworfen, und anstatt begreifen (Begriffe) zu lernen, anstatt das Innere, das Wesen der Dinge kennen zu lernen, lernen die Völker bloß das Vorgesagte auswendig. grade so wie die Stimpel und Zeisige vermittelt der Drehorgel ihren ihnen eigenthümlichen Gesang verloren, um dann fremde Melodien nachzuspfeifen. Es ist mit einem Worte, keine Erziehung, keine Bildung, sondern Abrihtung, Dressur.

Andern Menschen jedoch blüht, wenigstens in ihrem Geistesleben, ein besseres Geschick. Sie gelangen nicht allein bis Verstand, bis zum eigenen Urtheil, sondern auch wohl darüber hinaus. Sie wenden nämlich, entweder durch gute Erzieher geleitet, oder durch ihre eigene kräftige Natur getrieben, vielleicht gar im Kampfe gegen die Verheerungen ihrer Erziehung und den auf sie ausgeübten unnatürlichen Druck, ihren Sinn auf die Betrachtung ihrer selbst. Während alle früheren Stufen, den Verstand mit eingeschlossen, nur die Außenwelt, die Umgebung, betrachteten, fängt jetzt die Selbst-Erkennntnis, die Erkenntnis der Vorgänge des eigenen Geistes an.

Auch hier sind wieder Stufen, grade wie vorher. Die „Aufmerksamkeit“ wird

zur Selbst-Betrachtung; das „Gedächtnis“ zum bewußten Nachdenken; die „Ueberlegung“ zum Bewußtsein; der „Verstand“ endlich zur Vernunft, zum Selbst-Bewußtsein.

Doch auch hier bleibt der Menschengeist nicht stehen, sondern er schreitet weiter zur Untersuchung der Gesetze der Natur, der Außenwelt, vergleicht sie mit denen seines eigenen Wesens, und findet schließlich, daß es dieselben sind. Dieses letzte Ziel erreichen freilich nur Wenige und sie sind es, die der Menschheit die Gesetze ihres Wesens enthüllen; aus diesen Wenigen spricht der Weltgeist zur übrigen Menschheit. Es sind die Heilande, die Genies, oder auch, falls sie in ihrer Erziehung verunglückt, die Geiseln der Menschheit. Es sind die Männer des Geistes.

Mit Vorsatz haben wir bisher noch nichts von Gemüth gesprochen. Jetzt kommen wir dazu.

Es hat, wie früher bemerkt, der Mensch die Fähigkeit, die Erscheinungen um sich her (die Welt) auf sich einwirken zu lassen, oder sie zu erkennen. Das erstere nennen wir Empfindung oder auch Gemüth in seiner höhern Entwicklung, und in der höchsten Vollkommenheit, Seele, d. h. das Gefühl der Harmonie im Weltall. Je mehr nun Empfindung und Erkenntnis, Gemüth und Verstand, Seele und Geist, im Gleichgewicht stehen, desto vollkommener ist der Mensch; je weniger, desto einseitiger.

Die Frage entsteht nun: Ist die „Thierseele“, dieselbe wie die Menschenseele, oder nicht?

Diese Frage läßt sich nur wieder mit Hilfe der Anatomie beantworten.

Den Menschenkörper gibt es bekanntlich außer den Gefäß- und Bewegungs-Nerven, die sämtlich ihren Ursprung im Gehirn haben, zwei Nervenstränge, die außerhalb des Rückenmarks, zu beiden Seiten desselben herablaufen: die

sympathischen Nerven; oder Ganglion-Nerven. In den niedern Thieren sind dies die einzigen Nerven. Die Gallertthierchen (Infusorien), die Polypen, Korallenhiere, Seeblasen, Seeesterne, Serigel, Muscheln, Schnecken, Dintenfische, Würmer, Spinnen, Fliegen, Bienen, Schmetterlinge, Käfer u. Krebsen besitzen nur Ganglion oder Radial-Nerven, kein Rückenmark und kein Gehirn.

Daraus folgt, daß sie auch nur diejenige Art der Nerven-Thätigkeit zeigen können, die diesen Nerven eigenthümlich ist. Man bezeichnet dieselbe mit dem Worte Instinkt. Und wirklich wird auch ein solches Thier nur getrieben zu dem, was es thut. Von einer Vervollkommnung ist keine Rede. Die jetzigen Bienen bauen ihre Zellen genau so, wie es die erste Biene that und der Seidenwurm spinnt sein Gewebe immer auf dieselbe Art. Von einer „freien Selbstbestimmung“ ist da keine Rede, ebensowenig wie von einem „Bernen“ der Kunstfertigkeit, denn die Biene oder Wespe die kaum aus der Puppe getrocknet ist, versteht ohne alle Anweisung sofort ihre Arbeit. Daraus wird zugleich ersichtlich, daß diese Fertigkeiten, so kunstvoll ihre Erzeugnisse auch sein mögen, nicht die Folge des Nachdenkens sein können. Und doch würde der Mensch mit all seinem Scharfsinne sich ganz vergeblich abmühen, wenn er diese Fertigkeiten nachahmen wollte. Die Sache scheint demnach einen Widerspruch in sich selbst zu enthalten. Aber es scheint auch nur so. Denn gibt es nicht im Menschenkörper auch Vorgänge, die nicht von unserem Willen, von unserer Ueberlegung abhängen? Die Thätigkeit des Magens, der Lunge, des Herzens, der Haut: Alles dies vollzieht sich, ohne daß wir irgend etwas dabei zu denken haben. Doch noch mehr. Es gibt einen krankhaften Zustand des Menschenkörpers, wo periodisch der ganze Körper einer solchen unbewußten

Thätigkeit verfällt. Wir meinen das sogenannte „Schlafwandeln“ das sich in seinen schwächeren Anfällen als lebhaftes Träumen und lautes Reden im Schlafe, in seinen schlimmeren als Mondsucht und Somnambulismus zeigt. So wenig in den Anfällen dieser Menschen von Ueberlegung die Rede sein kann und so wenig sie selbst nach ihren eigenen Geständnissen von dem wissen, was sie während ihres Zustandes gethan: so wenig weiß auch die Seidenraupe, daß sie spinnt, oder der Dornkäfer, daß er Kugeln dreht, in deren Mitte sein Ei liegt. Das ersieht allerdings wunderbar; aber, wenn Menschen so handeln können, wenn es bei ihnen, die doch ein Gehirn haben, möglich ist (natürlich nur, wenn dieses Gehirn zeitweise ohnmächtig ist): so ist es noch viel eher denkbar, daß diejenigen Thierklassen, denen das Gehirn ganz fehlt, beständig in diesem Zustande leben. Darin liegt aber auch zu gleicher Zeit die Erklärung des Schlafwandels. Es ist eine periodische Ohnmacht des Gehirns, und so lange die periodischen Anfälle dauern, so lange übernimmt das Ganglion-System, das System der sympathischen Nerven, die Führung des Körpers. Verstand und Geist sind gelähmt, wie die Muskeln beim Starrkrampfe; an ihre Stelle tritt der Instinkt, der Trieb des niederen Thieres. Daß solche Schlafwandler ohne Furcht gefährliche Höhen erklimmen, daß sie im Schlaf vielleicht das Heilmittel für ihre eigene Krankheit angeben: das ist nur ein neuer Beweis für unsere Auffassung. Denn „Furcht“ ist nicht möglich ohne Ueberlegung und das kranke Thier kennt seine Heilmittel auch ganz wohl.

Freilich schwindet dadurch der Propheten-Glanz, der das Haupt der Schlafwandlers in den Augen der Gläubigen umgibt. Sinken diese Leute geistig auf den Standpunkt der niedern Thiere herab, so ist es ganz klar, daß ihr Instinkt, ihr Trieb sich nur auf rein thierische

Verrichtungen beschränken muß; und alles übrige, alle ihre sogenannten Enthüllungen aus der Geisterwelt sind dann nichts weiter, als ihre eigenen Grübeleien und Narrheiten, durch die sie gerade in solchen krankhaften Zustand verfallen sind, oder es sind die Eingebungen schlauer Betrüger, oder auch Selbstbetreger, die in den Kranken nachhelfen.

Damit soll indes keineswegs gesagt sein, daß dies Kapitel schon wissenschaftlich abgeschlossen wäre. Im Gegentheil hat die Wissenschaft hier noch viel zu beobachten, zu erklären und zu sichten, ebenso wie bei der Frage, welche Rolle die sympathischen Nerven bei Fiebern spielen. Eine Frage jedoch ist schon beantwortet, die nämlich, ob jene niedern Thiere, die nur die sympathischen Nerven besitzen, es bis zum Verstand, oder gar bis zum Geist bringen können. Die Antwort ist einfach: Nein! und zwar deshalb, weil ihnen das Organ des Verstandes, das Gehirn, fehlt.

Anders verhält es sich bei den Wirbeltieren, also bei den Fischen, Schlangen, Fröschen, Eidechsen, Schildkröten, Vögeln und Säugethieren. Hier ist ein Gehirn da, wenn auch zuerst noch unvollkommener, wie z. B. bei den Fischen und selbst noch bei den Wasser-Vögeln, wo die verschiedenen Gehirntheile (oder besser: Gehirne) noch hinter einander liegen. Je vollkommener das Thier, desto gedrängter liegen die Gehirntheile beisammen, bis endlich im Menschen der Kopf die Kugelform erreicht.

Wenn nun bewiesen werden könnte, u. es kann bewiesen werden, daß den genannten Thierklassen einzelne Theile von Sinnesorganen fehlen, oder daß dieselben unvollkommener sind, als beim Menschen, so ist es selbstverständlich, daß ihnen alle die Wahrnehmungen abgehen, die wir Menschen durch diese Sinnesorgane oder deren Theile erlangen.

Fangen wir bei den Fischen an.

Die Nase der Fische ist unvollkomm-

ner, also auch ihr Geruch. Die Dheren haben kein Trommelfell, und keine Schnecke, sondern blos die halbkreisförmigen Kanäle. Mit den letztern kann der Fisch also wohl den Schall und die Richtung, woher dieser Schall kommt, unterscheiden, aber jeder Schall ist ihm gleichlaut und verschiedene (hohe und tiefe) Töne gibt es für ihn nicht.

Die Augen des Fisches stehen zu beiden Seiten, oder beide dicht zusammen, nach der Höhe gerichtet, mit ihren Achsen auseinandergehend, also unfähig, einen Gegenstand allein zu beobachten. Die Einheit des Begriffes fehlt also dem Fisch. Er bringt es allenfalls bis zum Gedächtniß, aber nie zum Verstand.

Die Amphibien besitzen das Trommelfell, sind also vollkommener als die Fische, aber Töne sind für sie eben so wenig da. Sie hören stets nur einen Ton weil ihnen die Schnecke fehlt. Ihre Stimme ist ebenfalls nur eintönig. Auch bei ihnen stehen die Augen weit auseinander u. das Chamäleon kann sogar mit dem einen Auge nach oben und mit dem andern nach unten blicken. Die Welt der Töne, die Sprache des Gemüths ist ihnen verschlossen, ebenso wie die Möglichkeit eines Schlusses: sie unterscheiden schon, denken aber nicht.

Den Vögeln endlich ist die Tonwelt aufgegangen, und ihr Gesang verkündet es jubelnd; aber bis zur Einheit des Begriffes lassen ihre schwebenden Augen auch sie noch nicht bringen. Ihr Ohr ist vollkommen; aber statt das Auge zu bewegen, bewegen sie noch den ganzen Kopf.

Die Säugethiere endlich erlangen das bewegliche Auge. Während in ihren niederen Klassen noch die Augen auseinander stehen, rücken sie bei den höheren Klassen immer näher zusammen. Beim Walfisch stehen sie noch vollkommen schwebend; beim Pferde, beim Hunde, bei dem Elephanten, bei der Katze stehen sie nach vorn. Und in dem

selben Grade wie dies geschieht, steigert sich auch die Möglichkeit der Zählung, und die Denkfähigkeit, bis endlich sich der Mensch gezwungen sieht, bei manchem Pferde oder Hunde auszurufen: „dies Thier hat Menschen-Verstand.“

So weit kommt das Thier. Nebenbei laufen allerdings noch mancherlei Triebe mitunter; z. B. der Wandertrieb der Fische und Vögel; der Haß der rothen Farbe von Seiten mancher Thiere; der Bruttrieb; der Winterschlaf u. s. w. Aber Alles ist doch schon mehr mit Ueberlegung verbunden, die um so mehr hervortritt, je näher das Thier dem Menschen steht.

Aber kein Thier geht über den Verstand hinaus; keins gelangt bis zur Vernunft. Selbst der klügste Hund und das klügste Pferd können nicht über sich selbst nachdenken und trotzdem ihr Standpunkt unendlich hoch über die bloßen Triebe der „wirdelosen“ oder noch besser „hirnlosen“ Thiere erhaben ist, so ist doch auch dieser Standpunkt nur eine untergeordnete Stufe des Menschengeistes, auf der die betreffenden Thierklassen stehen bleiben.

Damit ist aber auch zugleich das Wesen der Thierseele bestimmt. Sie ist nicht in dem Wesen, sondern nur in dem Grade von dem, was wir beim Menschen „Geist“ oder „Seele“ nennen, verschieden. Und wenn wir dies durch ein Beispiel erläutern sollten, so würden wir das der Mitglieder eines Ordens wählen. Gleichwie die niederen Grade nicht dieselbe Erkenntniß besitzen, wie die höheren und doch zum selben Orden gehören: so stehen auch die niederen Thiere in dem Grade ihrer geistigen Entwicklung den höheren nach, über welchen letzteren wieder, als „Meister vom Stuhl“, der Mensch thronet. Und ist doch auch beim Menschen alles nur Entwicklung. Ein Newfoundlanders Hund hat mehr Verstand, als ein zweijähriges Kind und doch überholt ihn das letztere, begünstigt durch seine vollkommene Körper-Gestalt (man denke nur an die Wichtigkeit der Hände, des aufrechten Ganges

u. s. w.) und durch sein längeres Leben und Wachsthum. Ehe noch das Kind ein Mann wird, ist der Hund schon lange tott und das Pferd alt und steif.

Der Geist ist, jedoch überall derselbe, ebenso wie die Pflanze, die nur erst ihre Herzblättchen aus dem Boden treibt, dieselbe ist, die später Aeste u. Zweige trägt und endlich im Höhenpunkte ihrer Entwicklung als blühender Fruchtbaum unser Auge entzückt. Und wenn der Mensch individuell, d. h. dasselbe Einzelwesen, nach dem Tode fortleben sollte, so lebt das Thier auch so fort. Allerdings hätte er ein höheres Dasein, als das Thier. Die Früchte des Fruchtbaumes enthalten wieder Samenkörner und die Werke des Menschen, seine Thaten zum Besten der Menschheit, leben auch fort, wie schon die Offenbarung Johannis sagt: „Die Todten ruhen von ihrer Arbeit, aber ihre Werke folgen ihnen nach.“ Aber als Einzelwesen hört es grade so gut auf, wie das Thier, oder er bliebe nur ein Ausweg und der wäre, die Unsterblichkeit der Thierseele anzunehmen.

Für die Fabel.

Der Stage.

Eine März-Tour im Minnesota-Thal.

1868.

Von E. Ludvig.

Stage (Städtch) — wie heißt das Ding auf Deutsch? Postwagen, Lohnkutsche, Zeiselwagen, auch Eilwagen. Die Form ist so verschieden wie die Benennung. Bald ein Batar mit tüchgepolsterten Sigen, bald eine Kutsche, bald ein Wagen auf Federn mit einer Leinwand-Dachung und lebergepolsterten Sigen, bald ein communer offener Wagen, mit so vielen Brettern belegt als die Zahl der Passagiere erfordert. Eil-

wagen im eigentlichen Sinne des Wortes haben wir in Amerika keine, obgleich man auf Naturwegen bei trockenem Wetter ebenso schnell fährt, mit zwei oder vier Pferden, wie eine ungarische Borspann, oder ein walachischer Postwagen „ohne Eisen auf den Rädern“ auf Pflügen und Prairien dahinjagt.

Meine Stage von Burbank u. Comp. war ein leinwandbedeckter Wagen, als ich am 24. März die Reise nach Neu-Ulm antrat; die Wege waren holprig, theils morastig und löcherig. Es graute der Morgen, verkündet durch Hahnenschrei, als wir St. Paul verließen. Ach, der monotonen Gesellschaft, der seelenerschütternden Rippenstöße!

Vier Meilen von der Hauptstadt Minnesotas kamen wir nach dem alten Fort Snelling, wo gegenwärtig Militär in Garnison liegt. Die Flüsse Mississippi u. Minnesota vereinigen sich hier, um zusammen den langen Lauf von circa 1800 Meilen nach dem Golf von Mexiko zu vollenden. Die Scenerie ist am Fort, das hoch auf einem weißen sandigen Bluff liegt, sehr pittoresk.

Ein Frühstück in einem Stage-Hause der ersten Station bei Gillett, mußte selbst für einen dyspeptischen Magen eine gute Gabe gewesen sein und für die Verdauung von Sohlenleder, genannt Beef-Steak, waren fernere Rippenstöße eine wahre Wohlthat für das Gangliensystem. Einige Meilen von der ersten Station hatte man das Eis im Minnesota-Fluß durchfährt und wir passirten ihn auf der Fähre.

Zu Shakopee wurden wieder Pferde gewechselt und es ging über Prairieland rasch hin nach Belle Plain. Für 50 Cents konnte man sich da mit Schweinefleisch und Surrogat-Caffee satt essen und für weitere Strapazen in Bilanz erhalten. Zwischen hier und Henderson in den Niederungen (im *bottomland*) war der Weg entsetzlich schlecht. Da die Fähre bei Faron nicht offen war, mußten wir uns mit dem Gepäck in einem

Rahn übersetzen lassen und warten bis die Stage von Oben herab kam und uns aufnahm. Ich wollte die Fahrt bis Mantato durchmachen, doch war ich so angegriffen, daß ich es vorzog, überzuliegen und am nächsten Tag weiter zu fahren.

In St. Peter, der nächsten Station, im Stelzerhaus übernachtet und Sonntag, am 25., in einem offenen Wagen in angenehmer Gesellschaft eines Ingenieurs, Frn. Priegnitz, und eines Arztes, Frn. Besche, nach Neu-Ulm gefahren. Bis gegen Abend ging es gut von statten. Der Wagenlenker hatte die Zeit auf 5 Uhr festgesetzt, wo wir das Ziel der Reise erreichen sollten. „Wenn Nichts dazwischen kommt“, sagte ich und so war es auch. Die Fähre bei Red Stone, 3 Meilen diesseits der Stadt, war nicht geöffnet. Wagen und Pferde blieben denn hier zurück und es wurde ein Bote nach dem nächsten Farmhause abgeschickt, um uns ein Fuhrwerk zu besorgen; wir aber folgten mit unseren Quincallorien einem Burschen, der uns eine Strecke von der Fähre ab nach dem Fluß brachte, wo eine offene Stelle das Passiren in einem Conoe möglich machte. Nun, das war in der That eine Fahrt über den Styr, abenteuerlich und gefährlich zugleich. Wir mußten uns einzeln übersetzen lassen; denn das Conoe war so schmal, daß es bloß zwei faßte und durch die kleinste Bewegung oder Contact mit Treibeis umgestürzt wäre, und uns in der 10 bis 15 Fuß tiefen Fluth dem Tode überliefert hätte. Warum hast du nicht schwimmen gelernt? — dachte ich da wieder — doch es half eben Nichts, man mußte sich dem Fatum fügen, das in den Händen des Ruberers lag. Priegnitz war der Erste in der Tour. Er nahm, als erfahrener Hinterwäldler, in der Mitte des Conoes eine knietende Position ein und hätte bloß die Hände fallen müssen, um das Possirliche zu heiligen. Man konnte sich trotz der Gefahr des Sinkens nicht enthalten. Ihm war ich, der nur in der Jugend das Knie vor schönen Darren beugte, mit bombastisch zweckentger Re-

signation in derselben Position gefolgt; der Doctor aber legte sich in seinem ziemlich starken Embonpoint auf den Bauch u. kam glücklich nach.

Indessen war das Fuhrwerk angekommen. Ein Wägelchen mit einem Ponce bespannt. Das arme Thier, das sich, mit einem Hoken im Leibe, den Winter hindurch bei höchst spärlicher Kost durchfressen mußte, war so schwach, daß es nach der ersten Anstrengung des Ziehens zusammenstürzte. Nun folgte eine barbarische Prügelei; doch vergebens. Spannt das Thier aus, nehmt das Geschirr herab, rief ich, versucht bei der Dams gute Worte, und das half. Die schwangere Fanny erhob sich; wir aber zogen den Wagen bis nach dem getriebenen Wege hin und dann brachte sie uns, da wir abwechselnd nebeneinander zu Fuße gingen, nach der Ersten-Burg an der äußersten Grenze der Civilisation, nach Neu-Ulm.

Es war finster, als wir ankamen. Die Reisegesehrten gingen nach ihren Wohnungen, ich aber stieg im Dacotah-Hause ab, wo ein sehr guter Abendtisch, das erste Zeichen deutscher Civilisation im fernem Nordwesten, höchst willkommen war. Und nach Tisch? Ging es in's Theater. Was in's Theater? In Neu-Ulm, das vor Kurzem halb in Asche lag und scheidlich durch Indianer-Greuel gelitten hat? Ja, in's Theater. In Amerika geht Alles rasch, vorwärts sowohl wie rückwärts, nicht mit Siebens, sondern mit Siebenundsebjiganteilenstiefeln.

Man gab in der geräumigen Halle des Herrn Gros „Kaiser und Sciler“, ein Charakterstück.

Gründer der gleich dem Pöblix aus der Asche sich erhebenden Bühne ist Fr. Steible, einer unserer besseren Schauspieler im Lande, der guter Regisseur ist, eine hübsche Figur hat und Bühnengewandtheit besitzt; dem jedoch zu empfehlen wäre, seinem Pathos und seinem declamatorischen Pegasus etwas strafferen Zaum anzulegen.

Herr Berndt ist ein sehr gewandter Di-

leasant. Auch Herr Fischer ist eine gute Aquisition für die Bühne; doch hat er den schwer zu copierenden Charakter des Kaisers, Peters des Großen, nicht treu genug aufgefaßt. Das Ganze hatte eine gehörige Rundung, und es war mir möglich, dem langen Stück bis zum Ende mit Vergnügen beizuwohnen. Das Orchester spielte brav. Das Haus war gut besetzt. Das Rauchen scheint den Damen keine Inconvenienz zu sein; sonst würden es die Herren wohl aus Artigkeit bleiben lassen. Störend hat bloß das Weinen einiger kleiner Weltbürger eingewirkt; doch das muß man sich wohl gefallen lassen, wenn man nicht so grausam sein will, einer jungen Mutter das Vergnügen zu rauben, die Niemand im Hause hat, dem sie einwillen ihr Kleinod anvertrauen könnte.

Nach dem Theater war Ball. Ich aber träumte in einem weichen Federbett ganz angenehm; indes Andere tanzten. Ueber sechszig hinaus muß man sich mit Traumtänzen und Traumabenteuern begnügen, wenn man sich vor der Jugend nicht lächerlich machen will. Der Uebergang ist schwer — besonders bei älteren und lebenslustigen Frauen; doch gewöhnt man sich allmählig an die traurige Nothwendigkeit u. wirft sich endlich selbst mit seinen Ranzen und grauen Haaren in die Kumpfkammer verlegener und älterer Waaren.

Auf Verlangen sollte ich Montag Abend einen Vortrag halten; doch Regen und finstere Nacht hatten es unmöglich gemacht. Am Dienstag war das Wetter günstiger u. so sprach ich denn am Dienstag Abend vor einer Versammlung von circa 150 Personen über: „Religion und Politik.“ Nur eine Rede*) im Saal war mit den Grundsätzen nicht zufrieden; sie mißte ganz jämmerlich. —

Neu-Ulm hat sich seit letztem Jahr wieder durch mehre tolle Häuser verschönert. Dieses Jahr soll eine große und solide Turnhalle gebaut werden. Für

*) Anspielung auf einen Namen.

die Schule wird eben ein Lehrer gesucht, ein kompetenter Lehrer. Den Gehalt hat man auf 800 Dollars festgesetzt, was für eine so kleine Stadt gewiß sehr viel ist. Ich sollte glauben, daß sich ein tüchtiger Pädagog finden wird.

Neu-Ulm hat bereits eine Bank. Es hier ist Herr-Coubilla.

Mühlen sind zwei im Gange: die Sägmühl und Schindelmachine des Hrn. Rehsfeld und die Mahl- und Sägmühle der Mill Co. der Herren Bellon, Fischer, Müller, Schillock und Theobald.

Hotels sind zwei da, das Dacotah-Haus des Hrn. Adolph Seiter und das von Gros. Ersteres wird nächstens in die Hände des Hrn. Frank Erd übergehen, dessen Frau eine ausgezeichnete Köchin sein soll. Jedenfalls wird es den guten alten Ruf beibehalten.

Auch die Zeitung ist in gutem Gange, die Neu-Ulm-Post, gegenwärtig von Hrn. Vogen redigirt. Nach dem der ursprüngliche Plan der Turner, Neu-Ulm zu einem Ayl von antikirchlichen und socialen Elementen zu machen, gescheitert ist, macht sich jetzt auch der Kirchen- und Wählerglaube geltend und man ist im Begriff, diesen Sommer eine katholische Kirche zu bauen. Nun, laßt sie bauen! Benutzt den Hebel der Schule, der Presse, des guten Beispiels durch rechtlichen und vernünftigen Lebenswandel und es wird endlich auch bei Euch im Kampfe der Wahrheit mit dem Irrthum das Licht der Wahrheit siegen.

Von Neu-Ulm heimwärts nach Mantato gefahren. Offener Wagen und glücklicherweise gutes Wetter. Mein Reisegefährte war Herr Stevens, ein Indian Scout, mit einem großen Quadrupel, halb Schäfer, halb New-Foundland-Hund. Ein Indian Scout ist ein in Militär-Uniform gekleideter Beamter, der an der Grenze Indianer aufzusuchen hat. Eine Jagd, die eine feste und energische Natur erfordert. Die hatte auch Herr Stevens. Ein jovialer und ganz angenehmer Gesellschafter, halb

wild, halb civilisirt. Sein Hund hat die noble Kunst erlernt, Indianer an der Gurgel zu fassen und sie festzubalten, wo immer man eines solchen Biests habhaft werden kann. Der Scout war auf dem Wege nach seiner Familie, um dort als Citizen die Familienfreuden zu genießen.

In Mantato ist der Romanismus in voller Blüthe; doch wuchert auch dabei das moderne Unkraut des ungläubigen und rabulalen Elementes. Ich besuchte die Brauerei des Hrn. W. Bierbauer, und genoss einige angenehme Abendstunden im Salon des Hrn. Philip Blatt, wo einige Mitglieder des durch Lehrer Wiedemann gegründeten Gesangsvereins recht hübsche Lieder sangen.

Die beiden Firmen: Prael und Dubuiffon und Gebrüder Christensen machen hier große Geschäfte.

Von Mantato per Stage nach St. Peter. Eine großartig ausgelegte, schön situirte, doch bis jetzt in geschäftlicher Hinsicht durch Mantato überflügelte Stadt. Es wurde dieses Mal keine Kasse hier gehalten. Herr Harf hat die Muße der Harfe mit dem Geschäftsleben umgetauscht, indem er wieder sein Washington-Haus übernommen. Ueber meine Geschäfte konnte ich hier so wenig klagen wie in Neu-Ulm; doch gab es keinen Fun.

Via Henderson, und Shalopee zurück nach St. Paul. Erwähnenswerth ist da bloß ein calvanisirter Yankee, dem kein Wort zu mir, dem *Foreigner*, zu erpressen war. Einer jener Döner die den German vor Wahlen, der Stimmen wegen, cajoliren und nach der Wahl den Dutchman hassen. Um diese Charaktere meinen Lesern in Europa zu schildern, möge Folgendes als Beispiel dienen. Ein Fräulein in Amerika wußte sich die Zuneigung eines gebildeten Deutschen zu gewinnen. Sie waren versprochen. Der Bräutigam sieht der glücklichen Stunde entgegen und sie gibt ihm den Kaufpfand. Die Sache kommt in Gesellschaft eines Hauses zur Sprache, und was war das?

eines da anwesenden galvanisirten Jankees-geküpferte Urtheil? *He was anyhow nothing but a Dutch Adventurer* (deutscher Abenteuerer). Ich aber gratulirte dem betrogenen, braven und gebildeten Deutschen, den das Schicksal vor einer Frau bewahrt hat, die höchst wahrscheinlich zu jenen Gänsen ihres Geschlechtes gehört, die zu viel Arroganz und zu wenig vernünftige Bildung besitzen, um den braven und gebildeten Mann in jeder Nation zu ehren. „Gleich und gleich gesellt sich gerne“ und tiefer gefühlte Leiden kann es wohl nicht geben als die eines gebildeten, vblen und freisinnigen Deutschen; der aus irgend einem Mißgriff eine ungleiche Heirath einging mit einer Amerikanerin, die in einer *Boarding-Schule* dressirt, durch Schneider, Musik- u. Tanzlehrer zur Dame travestirt, den *Dutchman* haßt, eine Vetschwester ist und nicht mehr Vernunft besitzt als eine nur einigermaßen geschulte deutsche Bauernbirne. Es möge sich durch dieses *Exemplum ad X* Diese oder Jene betroffen und beleidigt fühlen; ich gebe Nichts darum und fühle mich berechtigt, die Dummheit und Anmaßung, die eine ganze Nation begeistern, bloßzustellen, und die Nation an ihnen zu rächen. Den Nationen und Individuen aber rufe ich zu: Ehret Euch selbst, wenn Ihr von Andern geehrt sein wollt! Wer sich hier erniedrigt, der wird nicht erhöht, sondern in Staub und Roth getreten.

Für die Fadel.

Der letzte Akt.

Von E. Lubbsch.

Der letzte Akt des blutigen Dramas der großen Rebellion unserer Republik ward nach vierjähriger Handlung im April, dem Nationalconvent, gespielt. Der

Rebellencongress ist zersprengt, eff. Da vis, der Vizepräsident ist flüchtig, auf den Zinnen von Richmond, der Rebelencapitolstadt, weht das alte Sternbanner. Grant ist ein vortrefflicher Schachspieler, und Sherman's Name und sein siegreicher Zug von Atlanta werden in großer Frakturschrift in der Weltgeschichte glänzen. Die letzte Scene ist noch nicht ausgespielt. Lee, der tapfere Rebellen-General, ist umzingelt und bald wird der Vorhang fallen und der Frieden errungen sein. Die Regiffeure, die das blutige Drama in Scene setzten, waren keine Narren; es waren Schurken. — Buchanan, das alte Weib, der weiland Ver. Staaten Präsident; Jeff. Davis, der südliche Demagog, Stephens, Benjamin, der linke Schwächer, und Andere werden einst als Verräther der Freiheit dastehen. Englands Abolitionisten und die nördlichen Heuchler haben den Klauenfuß gezriegt, die republikanischen Politiker u. Staatsmänner hat die militärische Nothwendigkeit zu Abolitionisten gemacht, die eigentlichen Abolitionisten aber waren die Rebellen selbst, die militärischen Operationen haben der demokratischen Partei Grund und Boden entzogen und ihre nichtswürdigen Führer stimmen jetzt in den Sieg des freien Volkes ein und feiern ein *Te Deum*. Secundäre Ursache des blutigen Drama's, in dem über eine viertel Million Menschen geopfert wurde, war die Aufhebung des Missouri-Compromisses und die darauf erfolgte Agitation der republikanischen Partei für Nichtausbehnung der Sklaverei in den Territorien. Von Grundsätzen der Humanität, von Sympathie für eine unterdrückte Rasse, von Aufhebung der Sklaverei, von Erziehung der Sklaven zu Menschen und von Gleichberechtigung der Farbigen war keine Spur vorhanden, weder in den herrschenden Parteien, noch im großen Rath der Regierenden zu Washington. Der oft beleidigte und empörrte Süden hat dem Norden den Fehdehamschuh vor die Füße geworfen. Der erste Schuß von Fort Sumter war das erste

Signal des Krieges, das Echo des Selbstmordes der Olygarchen und der endlichen Befreiung der Sklaven.

Lincoln mußte sich mit Lebensgefahr wie ein Dieb in das weiße Haus schleichen; er fand die Kassen leer, die Arsenalen geplündert, hatte keine Armee, keine Marine und war von südlichen und nördlichen Verräthern umgeben. Seine Grundsätze als alter Whig waren durch keine höheren Humanitäts-Rücksichten geweiht, sein Eid als Präsident fesselte ihn absolut an den Conservatismus u. die Aufrechterhaltung der Union „wie sie war.“ Daher das Ausliefern der flüchtigen Sklaven an ihre Meister, die Verräther, die die Ver. Staaten Flagge in Stücke zerrissen; daher seine Amnestie-Proklamation u. seine siebenmalige Erklärung der Gnade gegen Rebellen, wenn sie, die verirren Brüder, in Abrahams Schooß zurückkehren. Die Rebellen spielten *va banque* und sind nicht zurückgekehrt. Was einzelne Wenige *a priori* anstrebten, das mußte Lincoln, in der Capazität eines obersten Feldherrn, nur erst nach vielem Blutvergießen *a posteriori* vollziehen. Das terroristische Verfahren gegen Hochverräther, die Confiscation des Rebelleneigenthums, wo immer man dessen habhaft werden konnte, die Vernichtung der Sklaverei durch Proclamation sogleich nach dem ersten Schuß der Rebellen, die Bewaffnung der Farbigen u. s. w., das lag nicht im ersten Programme des Präsidenten Lincoln, und das Volk selbst, in Masse, hatte dafür um so weniger Capacität in seinem durch Parteiklepperei gehätschelten Hirnfaßten. Vielleicht war es gut, daß Lincoln so langsam vorwärts ging; denn es ist sehr möglich, daß er sich mit theoretischen auf Logik gegründeten Handlungen bei einem unlogischen Volk überstürzt hätte. Das Verhängniß spielt die bedeutendste Rolle in diesem Drama und diese allein wird die Zukunft die Vernichtung der Sklaverei in der freien Republik von Nord-Amerika zu danken haben. Aber trotz alledem wird der Name Lincoln in der Geschichte gefeiert wer-

den, da unter seiner Administration die Menschenrechte einen Sieg errungen haben. Den wahren Werth oder Unwerth des Menschen, den das Fatum an die Spitze großer Ereignisse stellt, vermögen nur wenige tiefer Denkende richtig zu beurtheilen. Hätte einst England über seine rebellischen Colonien gesiegt, so wäre Washington nicht nur eine Null, sondern ein Geächteter; hätte die Conföderation gesiegt, so stände Jeff. Davis in der Geschichte als erste Größe da; nun aber im entgegengesetzten Falle ist es ein Glück, wenn er als Demagog und Rebel geächtet seine Haut zu retten vermag.

Der Krieg hat die materielle Kraft der Nation entwickelt, hat eine Stärke und Macht hervorgerufen, die Europa imponiren muß, und die Opfer an Menschenleben und Geld sind nicht zu groß, wenn der Preis eine Republik von freien Staaten sein wird, — sowie sie meinem Geiste schon beim ersten Kanonenschuß vorgeschwebt hat. Ja, eine Union von freien Staaten, eine große Republik, wie sie nie dagewesen, wird wohl das Resultat des abrunderischen Krieges sein. *Nous verrons.* Nur mögen uns die Götter vor einem *faule n* Frieden bewahren — †

Nachschrift. Der Vorhang ist gefallen. Auch die letzte Scene ist ausgespielt, die Freiheit hat über Sklaverei, die Menschenrechte, in der Unabhängigkeitserklärung proclamirt, haben über individuelle Olygarchen-Rechte gesiegt.

Als wir am 8. April zu St. Paul den Fall von Richmond auf eclatante Weise, durch Reden, durch Processionen, Illumination und Feuerwerke feierten, kamen officielle telegraphische Depeschen, zur Erhöhung des Jubels, daß Lee's Armee zerstreut und vernichtet, und ein Gerücht sagte, daß er selbst in Gefangenschaft gesessen sein soll.

Die Feier zu St. Paul war wirklich großartig, so wenig auch dafür von Seiten unsers Stadtrathes geschehen ist.

General Sibley's Stab, das Militär

zu Pferd und zu Fuß von Fort Snelling, von einer herrlichen Musikbande begleitet, war imposant und die Feuerlösch-Compagnien von hier und St. Anthony, mit ihren prachtvoll decorirten Spritzen verherrlichten den Umzug des Abends durch die allsämlich beleuchteten Straßen der Stadt. Dieser Tag wird stets denkwürdig bleiben und der Sieg der Republik wird in Zukunft dem Volke Gelegenheit geben, außer dem 4. Juli auch den Tag zu feiern, an welchem das letzte Bollwerk der Rebellen fiel.

Geologie.

Aufschlüsse durch Bergbau gewährt.

Von G. Casar v. Leonhard.

Bergmannsleben. Dem Bergmanns-Stande — dessen Arbeiten die Geologie der werthvollen Aufschlüsse so viele verdankt, ohne den nicht wenige ihrer Theorien die sie unterstützenden Thatsachen entbehren würden — gebührt besondere Achtung; er ist, wie wir wissen, mit großen Gefahren verbunden, er fordert Übung von Jugend auf, Rechtschaffenheit, reines Gewissen, strengen Dienstgehorfam. Gute, stillliche Bergleute werden daher nie neben Verbrechern arbeiten wollen. Die neuere Geschichte des Spanischen Quecksilberbaues liefert bemerkenswerthe Belege. Schon in frühern Zeiten hatte man sich überzeugt, daß der Aufenthalt in solchen Gruben sehr nachtheilige Wirkungen auf die Gesundheit habe. Vormals wurden verurtheilte Diebe und selbst Mörder dazu verwendet, und diese außerdem durch hohen Sold zum Fleiße angespornt; aber sie richteten nur Unheil an, steckten im Jahre 1752 die umliegenden Wohnungen in Brand und brachten das ehrsame Gewerbe in Uebelruf. Sofort wurde

andere Maßregeln ergriffen, sehr bezeichnend für die damalige Willkür-Regierung. Man preschte freie, schuldlose Landleute naber Bezirke; man trieb sie gewaltsam in die Gruben, um, in Gesellschaft von Galgendieben, Quecksilber zu erbeuten und von Mercurial-Krankheiten befallen zu werden. Das konnte nicht lange so fortgehen; denn Menschen-Gefühl ist mächtiger, als die Laune hämischer Staats-Defonomen. Nach und nach ließen die Bauern davon und überließen die Gruben den Sträflingen. Später gerieth die Regierung darauf, die Gegend zu colonisiren und Bergleute wurden herbeigezogen durch Versprechen hohen Lohnes, der Befreiung von Abgaben und vom Soldatendienste. Allein auch diese Krugonesen entsetzten sich über die ihnen unbekanntenen Krankheiten, welche in Quecksilber-Gruben brohten, ließen bald die Bergwerke, sammt ihren Privilegien, im Stiche und kehrten nach Hause zurück. Endlich trat die Revolution ein, und gegenwärtig beutet man die Gruben nach den Grundfägen freier Arbeit aus; es sind fünftausend Menschen darin beschäftigt.

Sehr beklagenswerthe Thatsachen anderer Art, ja mitunter wahrhaft zu verabscheuende Mißbräuche, entlehnen wir aus der neuesten Geschichte gewisser Engländer Steinkohlen-Werke. Die grausame Behandlung junger Berg-Arbeiter zeugt von der Rohheit, von der tief eingewurzelten Selbstsucht, von der stumpfsinnigen Unmenschlichkeit vieler Grubenbesitzer und Unternehmer. In vorläufigen Kohlenwerken, besonders in denen von Yorkshire, sangen die Kinder meist mit dem achten oder neunten Jahre, oft noch jünger, an zu arbeiten. Sie bleiben nur ausnahmsweise weniger als 11 Stunden in den Gruben, zuweilen sogar 12 bis 14 Stunden. Hier verbringen dieselben, des Tageslichtes beraubt, unter zahllosen Entbehrungen und Leiden, bei sehr ermüdendem Geschäft die Hälfte ihres Lebens; die unausgesetzte Anstrengung aller Muskelkräfte

verdammt die Unglücklichen zur Rolle von Lastthieren. Gebeugt unter den schwersten Bürden — die sie auf dem Rücken tragen, oder, zur Hälfte, auch ganz entkleidet, auf plumpen Wagen fortzuschaffen — bringen sie die Kohlen dahin, wo man solche durch Pferde oder durch andere Kräfte weiter fördert. In den schmalsten, niedrigsten Räumen sind die Knaben häufig gezwungen, Strecken von 5000 Fuß und darüber, auf allen Vieren zu durchkriechen. Dieser Elendzustand dauert 10 bis 12 Jahre; und dabei ist der Lohn in Kohlengruben keineswegs immer so hoch, als man erwarten sollte, wenn das Geschäft und die Umstände, unter welchen dasselbe verrichtet wird, in Betracht kommen.

Auffinden von Erz-Lagerstätten. Nicht wenige Beispiele, aus der ältern, wie aus der neuern Bergwerksgeschichte entnommen, liefern. Beispielsweise, daß zuweilen ein glückliches Unglück, ein Zufall, beim Auffinden von Erz-Lagerstätten leitete. Auch von Kongberg, das, durch seinen Silberreichtum, in jüngster Zeit wieder so berühmt geworden, wird Ähnliches berichtet. Am 16. Juli 1623 führte ein junger Schäfer die Herde seines Herrn in die Wälder der hohen Berge von Nummedalen, welche der Kongenelw durchfließt. Er war es, der die Silberfänge entdeckte. Man ließ unverzüglich Bergleute vom Harz kommen und die Arbeiten nahmen noch in demselben Jahre ihren Anfang. Unter nordischen Bergleuten, besonders zu Kongberg, erhielten sich, bis auf den heutigen Tag viele, dem Oberharze eigenthümliche Familiennamen.

Im Jahre 1825 beschäftigte sich Tuelo, ein Maulthiertreiber, in den Bergen der Gegend von Arqueros, zur Chilenischen Provinz Coquimbo gehörend, mit Holz sammeln, hier fand er, tief in einer Schlucht lose Blöcke von Gebirgs-Silber. Viele ziltten auf die erste Nachricht an Ort und Stelle; an der Oberfläche wurden Silbererzkügel für mehr

als 10,000 Piafter an Werth gesammelt. Bald nachher entdeckte man, ganz in der Nähe und nur etwa 12 Stunden von der Küste entfernt, mehrere Gänge, von denen jene Metallmassen abstammten. Die Gruben zeigten sich in dem Grade ergiebig, daß die Gesamtausbeute im Jahre 1840 über zwanzig Millionen Franken betrug.

In Guadelupe und Calvo, nordwestwärts von Zacatecas, wurden im November 1836, ebenfalls ohne daß man absichtlich darauf ausgegangen wäre, Gold- und Silber-Lagerstätten von größtem Reichthum gefunden. Das Gebirge, welches die Gänge umschließt, ist meist mit Urwald bewachsen. Eichen und andere mächtige Bäume haben hin und wieder ihre Wurzeln in die Erzmassen getrieben und letztere ragen, Kamm-ähnlichen Felsen gleich, über die Bodenoberfläche hervor.

Wünschelruthe. Man hat in neuesten Jahren diese „Zauberruthe“ wieder zu Ehren bringen, sie „beleben“ wollen. Es wurde nämlich gesagt, „gegenwärtig, da Galvanismus so viel lichte Blide in die Naturgeheimnisse gestatte, sei die Zeit nahe, wo Bergleute, mit ihm gerüstet, das Ziel ihrer Forschungen zu verfolgen vermöchten. Es bliebe ein Räthsel, wie der Galvanismus bereits vor Jahrhunderten den Ruthenschlag als Mittel wählte, wozu ihm der damalige Stand der Wissenschaft auch nicht die geringste Veranlassung geben konnte u. s. w.“ — Personen, zu Untersuchungen, zum Gebrauch der Wünschelruthe geeignet, müssen überaus „elektromagnetische Natur haben; sonst fehlt ihnen das Vertrauen“ u. s. w. — Wir gestehen offen und ehrlich, daß unser Mißtrauen gegen den vermeintlichen „Naturzauber“ durch jene Aussprüche, und durch die daran geknüpften weitern Mittheilungen, keineswegs geschwächt worden; wir zählen uns den Ungläubigen bei, zu den mit elektromagnetischen Eigenthümlichkeiten nicht Begabten.

Ein- und Ausfahren in

Schächten. Die verschiedenen Arten, wie man in Schächten in die Tiefe und wieder zum Tag gelangen kann, mußten, bei weiter abwärts schreitenden, bei sogenannten „Tiefbauen“ auch ohne Rücksicht darauf, daß das „Ein- und Ausfahren“ bedeutende Zeit in Anspruch nahm, mehr oder weniger lästig gefunden werden. Manche Harzer Schächte gehen bis zu 2360 Fuß nieder; es erforderte übermäßige Anstrengung menschlicher Kräfte, solche Bauen zu betreiben. Das Fahren in Sesseln oder Tonnen, welche an Seilen hängen, fand beim Harzer Bergmann kein Vertrauen, auch als die „Seile“ aus geflochtenem Eisendraht gefertigt wurden, so daß sie überaus große Tragkraft besaßen. Diese Umstände riefen eine höchst zweckmäßige Erfindung ins Leben, jene von Fahrkürsten, durch deren Benutzung man sich, ohne Anstrengung, ohne besondere Gefahr, in die Tiefe und wieder hinaufschaffen kann. Am Kunstzeiglinge, welches bekanntlich dazu dient, die Kraft von Umtriebsmaschinen, z. B. von Rädern, fortzupflanzen, werden Treibretter befestigt, und die Maschine ersetzt man, wenn man sich von einer Stange auf die andere begibt, die fortbewegende Kraft; es läßt sich auch abwechselnd „auf der Kunst“ und auf unmittelbar neben derselben befindlichen Leitern (Fahrten) ein- und ausfahren. — Große Kühnheit ist den Bergleuten im Districte St. Just in Cornwall eigen; sie müssen u. a. zu Bostallack, um die Tagöffnung des Stollens zu erreichen, auf Leitern emporsteigen die schroff an Felsen herabhängen.

Gefahren dem Bergmann drohend. Gasausbruch. In den Jahren 1842 und 1843 ereigneten sich, in Englischen und Französischen Steinkohlengruben zu verschiedenen Malen Gas-Explosionen, die nicht wenige Menschenleben kosteten, und im Septem-ber 1844 wurden, durch einen solchen Ausbruch, im Werke bei Haswell unsern Durcam, 150 Arbeiter, Männer u. Knaben, erstickt. Auch im Badischen Kohlenwerke bei Bundweiler unsern Offenburger

verunglückten mehrere Bergleute in Folge einer Explosion, welche durch angehäuften Gase Wetter entstand.

Eine schreckhafte Begebenheit trug sich 1841, in den Steinsalzgruben von Ber im Waadilande zu. Ein Bergmann hieb, ehe er zur Mittagszeit die Grube verließ, eine Spalte an, aus welcher sich Gas entwickelte. Als wenige Stunden später eine kleine Gesellschaft Fremder kam, um das Bergwerk zu besichtigen, entzündete sich das Gas an den Lichtern und die furchtbare Explosion schleuderte zwei Personen mit solcher Gewalt gegen die Felsen, daß sie mit zerschmettertem Kopfe sogleich todt niederfielen, Andere wurden, an Gesicht und Händen verbrannt, zu Boden geworfen. Seit etwa 40 Jahren ereignete sich hier kein ähnlicher Unfall; obwohl 1818 eine Ausströmung von Gas statt hatte, welches mehrere Wochen lang brannte. — Ein großes Unglück fand im Juni 1844, in der, schon durch ähnliche Katastrophen in früheren Jahren bekannten, Kohlengrube von Horloy unfern Eltlich statt. In einer Tiefe von mehr als 760 Fuß ereignete sich eine Explosion, deren Wirkung so stark war, daß die Ziegel auf dem Dache über dem Schacht weggerissen wurden. Im Augenblicke, wo der Knall erfolgte, stiegen drei muthige Männer hinab und es gelang ihnen, vier verwundete Arbeiter aus der Grube zu bringen. An den folgenden Tagen fand man viele Leichen. Bergleute, welche in tiefer liegenden Bauen, als jene, wo das Gas sich entzündete, beschäftigt waren, hörten beinahe nichts von der Explosion und kamen unverletzt an den Tag.

Zusammenbrechen von Bauen. In einem Erzgebirgischen Bergwerke brach ein Stollen zusammen und ein Arbeiter wurde lebendig begraben. Aller Anstrengungen ungeachtet, gelang es erst nach 8 Tagen den Unglücklichen zu erlösen; er hatte sich durch den Genuß seines Tabaks vom Hungerlode gerettet.

In Folge wiederholter Bedungen des Bodens stürzte, im Februar 1846, die Schwefelgrube in der Provinz Gallanissetta ein. Vier Arbeiter wurden verschüttet; die Nachgrabenden fanden sie nicht auf. Nur ein Mann war, seiner Banden ungeachtet, stark genug geblieben, unter den Trümmern an einem Auswege zu arbeiten. Hunger und Durst schwächten ihn indessen nach einigen Tagen so sehr, daß er an dem Rettungspfade nicht weiter zu schaffen vermochte. Endlich nach 18 Tagen wurde derselbe lebend getroffen, seine Nahrung bestand in der langen Zeit einzig in der Feuchtigkeit, welche hin und wieder aus den Wänden des unterirdischen Raumes quillt.

Wassereindringen. Zu den besonders häufigen Unfällen gehören jene, die Wassereindrücke zur Folge haben. Als vor wenigen Jahren die Kohlengruben von Mongil durch ein solches Ereigniß heimgesucht wurden, gelang es nur einem Theil der Bergleute, die Tageöffnung des Schachtes zu erreichen und sich zu retten; die übrigen ertranken, mit Ausnahme von acht Männern, welche in eine Strecke flohen, wohin das Wasser nicht drang. Hier, in einem Raume von 300 Fuß Länge, 7 Fuß Höhe und verhältnißmäßiger Breite, verbrachten sie beinahe 6 Tage, ehe Rettung nahte. Zwei Thatfachen machen das traurige Ereigniß besonders denkwürdig. Den, von Fachmännern angestellten, Berechnungen zu Folge, würde die Luft, angesommen es sei gewöhnliche atmosphärische, nur zugereicht haben, um die Eingeschlossenen 62 Stunden leben zu lassen; sie wurden jedoch erst nach 136 Stunden befreit. Die atembare Luft war, wie man sich durch Versuche überzeugte, erschöpft; die Bergleute konnten nicht atmen, litten an außerordentlicher Gliedererschwäche, an Betäubung. Einige zeigten Spuren von Wahnsinn. Der weile beachtenswerthe Umstand war, daß die Knappen, obwohl so lange ohne Nahrung, nicht sehr über Hunger klagten. In der ersten Zeit wurden die kleinen Vorkäthe, welche Jeder mit sich führte, gewissen-

haft getheilt; später als Einer ein Stück von seinem Hemde, ein Anderer verschlang den Docht seiner Grubenlampe u. s. w. Gegen Durst schlug das von allen Seiten einsickernde Wasser. Höchst empfindlich aber wirkte die Kälte, so daß die Leute genöthigt waren, sich abwechselnd über einander zu legen. — Ein anderes unglückliches Ereigniß fand im November 1840 in einer der Preussischen Kohlengruben unfern Eschweiler statt. Beim Andohren der Wasser in einem Gesenke, brachen diese durch, und zwar in Folge böser Wetter. Ein vorausgegangener Windstos löschte den Arbeitern die Lampen aus, augenblicklich stockte ihr Athem, sie verloren die Geistesgegenwart, und, statt das Bohrloch mit einem Pflock zu verschließen, taumelten dieselben umher. Zwei der Männer wurden getödtet, die neun übrigen verloren ihr Bewußtsein, fielen nieder, wurden jedoch wieder ins Leben zurückgeführt. — In einer Englischen Steinkohlengrube bei Landskipping brachen im Jahre 1844 die Wasser plötzlich mit solcher Gewalt ein, daß von 58 Bergleuten nur 18 sich retten konnten, die übrigen ertranken.

Grubenbett. Bei so mannigfaltigen Unfällen und Gefahren, denen Bergleute in den Erbtiefen ausgesetzt sind, muß die Erfindung Valat's, eines französischen Arztes, als wahre Wohlthat gelten; denn es bewährte sich dieselbe in der Anwendung als ausnehmend nützlich und sehr heilsam. Man vermiste nämlich eine Vorrichtung, ein Verfahren, um in Gruben verunglückte, verwundete, scheinotote Bergleute, mit möglichst wenigen Unannehmlichkeiten und Schmerzen, vom unterirdischen Orte des Unfalls bis zu ihren Wohnungen zu bringen. Alle Mittel, wie solche, durch Gefährten der Verwundeten oder durch Jene, die zur Rettung herbeieilten, im Augenblicke gewählt wurden, Tragbahnen, Karren, welche zum Fördern von Erzen dienen u. s. w., blieben in den meisten Fällen, trotz der treuesten Sorgfalt und des regsten Eifers, so unvollkommen, daß sie für die Unglückli-

den nicht nur unerträgliche Schmerzen zur Folge hatten, sondern oft selbst Verlesungen herbeiführten. Bei weitem am größten aber war die Qual, wenn Verwundete, in peinvollster Lage, in einer Lunte durch einen Schacht hindurch aufwärts gezogen werden mußten. Den verschiedenen Anforderungen, im ausgebreiteten Sinne, entspricht nun Balat's „Grubenbett“, ein Sargähnlicher Kasten, fünfseitig, der Länge nach etwas eingebogen, mit beweglichem Deckel, innen mit einer Matrage versehen und gepolstert. Eine eigene Vorrichtung dient dazu, daß Grubenbett, in welchem der Verwundete gegurtet liegt, in eine Tragbahre zu verwandeln; vermittelt Handhaben läßt sich solches in senkrechte Stellung bringen, wenn es durch einen Schacht an den Tag gefördert werden soll.

Sprengarbeit. Das Sprengen des Gesteins durch Pulver gehört, wie bekannt, zu den Bergmannsarbeiten, womit Verlesungen und Unglücksfälle nur zu häufig verbunden sind. Die Unsicherheit bei gewöhnlichem Verfahren ist zu groß; entweder wählt man die Zundröhre zu kurz oder zu lang; der Schuß erfolgt unerwartet, noch ehe die Anwesenden sich gehörig entfernt haben, oder die Explosion verzögert sich zu lange, die Bergleute wollen nachsehen und werden nun oft tödlich verletzt. — In eigentümlicher Weise gefahrvoll ist das Geschäft, wie solches im *Rayas*-Schachte in Mexiko betrieben wird. Nachdem die verschiedenen *Barreteros* — Bergleute, welche die Bohrlöcher ausweilen und sodann mit der Patrone füllen — die ihnen zugetheilten Felsenstücke unterminirt haben, werden sie an starken Stricken emporgezogen und die Grube ist ganz leer von Menschen. Nun steigt ein Arbeiter, man nennt ihn *Pegador*, hinab, um sämtliche, mit den Bohrlöchern in Verbindung stehende Lunten oder Brande anzuzünden. Sein einziger Schuß gegen die Wirkungen der Explosion besteht darin, daß er schnell genug wieder heraufgezogen wird, um von den

durch die Gewalt des Pulvers emporgeschleuderten Felsenstücken nicht mehr erreicht werden zu können. Man wählt deshalb die leichteste *Malacate**) und bespannt solche mit zwei Pferden, die sich durch Geschwindigkeit ihres Laufes besonders auszeichnen; diese Renner, „*Caballos del Pegador*“, dienen nur zur befragten Arbeit. Langsam wird der Mann hier hinabgelassen in die Tiefe. Er hat ein Licht und eine Schnur bei sich, deren Ende ein Aufseher an der Schachtöffnung hält. Athemlos Schweigen herrscht, bis der *Pegador* unten, durch Rütteln der Verbindungsschnur, das Zeichen gibt. Im Augenblicke werden die, von zwei Männern gehaltenen, Pferde losgelassen. Die Thiere umkreisen im vollsten Schnelllauf den Wellbaum, bis sie entweder durch das Geräusch der ersten Explosion erschreckt, stille stehen oder angehalten werden; denn aus der Masse des, um den Wellbaum gewundenen Seilens läßt sich wahrnehmen, ob der *Pegador* bereits in einer Höhe von 60 oder 70 Varas**), mithin außer dem Bereiche der Gefahr ist. Oft trifft es sich, daß die Lunten nicht zünden; der *Pegador* muß nochmals hinabgelassen u. das Verfahren wiederholt werden, bis alle Schüsse losgebrannt sind. Trotz jeder Vorsicht, tragen sich häufig Unglücksfälle zu; auch büßen unverhältnißmäßig mehr *Pegadores* ihr Leben ein, als andere Bergleute. Indessen erlangen sie, im Laufe des gefährlichen Dienstes, meist große Geistesgegenwart. So erzählt man, daß einer derselben, nachdem er bereits alle Lunten angezündet, sich plötzlich unten verlassen gesehen, denn in Folge einer zufälligen Schwingung der Verbindungsschnur, welche für das Zeichen gehalten worden, hatte man die Pferde losgelassen und dadurch das Seil der *Malacate* schon

so weit in die Höhe gezogen, daß der Bergmann es nicht mehr erreichen konnte. Ohne den Muth zu verlieren, ohne die Zeit mit fruchtlosem Hülfserufen hinzubringen, trat der *Pegador* sämtliche Lunten, es waren deren sieben, zeitig genug wieder aus.

Sprengen vermittelst des Galvanismus. Seit länger als einem halben Jahrhundert war es bekannt, daß Pulver sich durch den elektrischen Funken entzünden läßt. Später versuchte man, durch dieses Mittel, das Abschließen von Bohrlöchern, allein erst neuerdings wurde der Galvanismus mit entschiedenem Vortheil zum Felsensprengen benützt. Bei Zusammenstellung des einfachen, tragbaren und leicht zu handhabenden Apparates leitete die bekannte Erfahrung, daß beim ersten Eintauchen der galvanischen Batterieplatten in die erregende Auflösung eine weit größere Kraft entwickelt wird, als in jeder andern Periode ihrer Thätigkeit. Die Entzündung des Pulvers geschieht ohne Gefahr für die Arbeiter; es wird viel Pulver gespart und dieser Aufwand ist beim Bergwerks- und Steinbruchetrieb, wie bei andern Unternehmungen, ein keineswegs unbedeutender, so kostete u. a. das Austiefen des Wasserwerkes zu Philadelphia für 3000 Pfund Sterling Schießpulver. Ferner lassen sich durch diese Methode verschiedene Pulverladungen zu gleicher Zeit entzünden; endlich kann leicht unter Wasser gesprengt werden.

Stollenähnliche Weitungen als Straßen unter Flüssen hinführend. Den großartigsten, in den Bereich des Bergbaues gehörigen, Unternehmungen ist der viel besprochene Tunnel, der unterirdische Weg unter der Themse beizuzählen. Dieses Werk, ein wahrer Riesenbau, wozu der erste Gedanke 24 Jahre früher, als die Ausführung ernsthaft begann, wiederholt angeregt wurde, rühte, seit 1824, mehrjährige Unterbrechung abgerechnet, mit beharrlicher Ausdauer vorwärts; endlich

*) Pferdeweg, d. i. die Vorrichtung um einen senkrecht stehenden Wellbaum vermittelst thierischer Kraft in drehende Bewegung zu setzen u. so Lasten aus Gruben heraufwinden oder hinunterlassen zu könne..

**) Längenmaß = 375,9 Pariser Linien.

1839 konnte man unter dem Flußbette von einem Ufer zum andern gehen. Zahllose Schwierigkeiten dieser und jener Art, Hindernisse mehr oder weniger ernstlicher Natur, welche nicht zu vermeiden waren und auf die man gefaßt sein mußte, stellten sich ein; zu verschiedenen Malen drang die Themse, ihr lockeres Bett und den sehr beweglichen Schlammboden durchwühlend, in den bereits geschaffenen Weg; allein mit höchster technischer Sachkenntniß, mit jeder möglichen Vorsicht und Klugheit, wurden alle Unfälle überwunden und die Arbeit zu gutem Ende geführt. Einen schönen Anblick gewährt der, 200 Englische Fuß lange, mit Gas blendend hell erleuchtete Tunnel, und die Empfindung ist um desto eindrucksvoller, als das Rauschen des mächtigen Stromes auf der östlichen Seite daran erinnert, daß jeden Augenblick viele Tausend Cubikfuß Wasser über den Wanderer hinwegrollen.*)

Bohrarbeiten. Die mehr und mehr gesteigerte Wichtigkeit, welche, besonders seit den zuletzt abgelaufenen Jahrzehnten, bergmännische Bohrarbeiten, in technischer Hinsicht sowohl, als in rein wissenschaftlicher, erlangten, veranlaßten vielfach bei dem Betrieb auf Verbesserungen zu denken, neue, zweckmäßigere Einrichtungen zu treffen. Wir haben zunächst des sogenannten „Freifallens des Bohrers“, ohne Mißfallen des Gesänges zu erwähnen. Bisher wurde, wie bekannt, der Bohrer mit dem Gesänge zugleich abwechselnd gehoben und fiel wieder damit nieder; er war in der Regel unmittelbar an dasselbe geschraubt und beide mußten schnell zurückfallen, sollte der Zweck erreicht werden. Jetzt bewegt sich das Gesänge ruhig auf und ab; es kann nicht, wie früher, gewaltsam an die Wände der Bohrlöcher anschlagen, was in zahllosen Fällen, die nachtheiligsten Folgen hatte.

*) Im Jahre 1840 betrug die Einnahme für Eintrittsgelder und den Verkauf von Beschreibungen jeder Art ungefähr 66,000 Thaler.

Das, in neuester Zeit eingeführte, sinnreiche Verfahren gewährt wesentliche Erscheinungen und Vortheile: der Bohrer kann sich nicht mehr losschrauben; bricht derselbe ab, so wird man es mit dem ersten Stöße gewahr; die Verlängerung des Gesänges mit zunehmender Tiefe der Bohrlöcher ist nicht nothwendig, wodurch Hindernisse und Beschwerden oft in dem Grade sich steigerten, daß sie zuletzt kaum noch zu bestiegen waren; endlich sind Zeit- und Kostenaufwand, auch bei den bedeutendsten Tiefen, weniger groß. Einen in gleichem Grade wesentlichen Gewinn gewähren die hölzernen Bohrstangen. Man bedient sich nämlich, statt der eisernen, jetzt 50 Fuß langer Stangen aus weichem Holze, an den Enden mit Eisen beschlagen. Die Arbeit geht rascher von Statten und die häufig so sehr hemmenden Brüche des Gesänges werden vermieden; mit dem, vom Wasser getragenen, hölzernen Gesänge wird der Bohrer gehoben und fällt von selbst wieder zurück. Das Bohrloch bei Cessingen unfern Luxemburg, etwa 1900 Fuß tief, wo man zuerst Eisengestänge angewendet hatte, wurde, da immer häufiger Brüche eintraten, mit hölzernen Stangen niedergetrieben. Ebenso brachte man diese zu Schönebeck unweit Magdeburg in Anwendung, ferner zu Neu-Salzwerk bei Preussisch-Minden, wo das Bohrloch gegenwärtig eine Tiefe von 2160 Fuß mißt, so daß es das am weitesten abwärts reichende in Europa ist.

Durch Bohrarbeiten erlangte geologische Aufschlüsse. Für die Wichtigkeit solcher Arbeiten in geologischer Hinsicht lieferte die neueste Zeit gar manche Beweise. Wir wollen nur bei zwei lehrreichen Thatsachen verweilen. Das, so eben erwähnte, Bohrloch bei Neu-Salzwerk, wodurch man Stein-salz, oder wenigstens eine starke Soole zu finden beabsichtigte, wurde im Herbst 1831 begonnen und im Mai 1843 betrug die erreichte Tiefe über 2000 Fuß. Nach Durchbohrung des, wenigstens 1600 Fuß

mächtigen, Keupergebildes steht der Versuch im Muschelkalk und ist 1740 unter dem Meeresspiegel. In Dresden brachte man, schon 1835, auf dem Thronspitze ein Bohrloch bis zur Tiefe von 840 nieder, ohne daß der Zweck, springendes Wasser aufzuschließen, erreicht wurde; dagegen stand das Bohrloch mit dem Tiefsten im rothen Thalliegenden, einem Gestein, das an keiner Stelle im Elbthale am Tage zu sehen ist. Es führt nicht umstand zum Schluß, daß unterhalb jener Felsart, auch im Elbthale Stein-solen vorhanden sein können. Mit einem zweiten spätern Bohrloche, ungefähr 6600 Fuß vom vorigen entfernt, traf man Quadersandsteine, wie solche in der „Sächsischen Schweiz“ so verbreitet sind. Es ergab sich ferner, daß der Pläner, (unrein Kreide), bekanntlich über Quadersandstein seine Stelle einnehmend, hier eine ungleichbar bedeutendere Mächtigkeit, bis zu 780 Fuß habe, als da, wo das erste Bohrloch niedergetrieben wurde, daß jenes Gestein um Vieles weiter abwärts reichen sollte; folglich der ehemalige Thalkessel eine noch mächtlicher größere Tiefe gehabt haben müsse. — Auf diese Weise gelangt man durch Bohrarbeiten zur Kenntniß von, in verschiedenen Tiefen unter Tag gelagerten Felsarten, und somit zur Kenntniß der Beschaffenheit unserer Erbrinde an Stellen, die außerdem für immer unzugänglich bleiben dürften.

Bohrversuche nach warmen Quellen bei Ehrenbreitstein. Diese vielbesprochenen Bohrversuche wurden fortgesetzt. Im Jahre 1842 betrug die erreichte Tiefe bereits 66 Fuß und die Grenze, wo, aller Wahrscheinlichkeit nach, warme Wasser zu treffen wären, zwischen 500 und 800 Fuß angegeben, ist folglich nicht mehr weit entfernt. Nach durchsuntenen Grauwackeschichten erreichte man eine, viel Quarz-förner führende Grauwacke. Im Anfange des Jahres 1845 brach der Bohrer ab und blieb in der Röhre stecken; es bedurfte vieler Anstrengung, um denselben herauszuschaffen, und erst nach

mehreren Wochen konnten die Arbeiten ohne Hinderniß fortgesetzt werden.

Personliche Fortdauer.

Von Dr. Louis Büchner.

Vom Augenblicke des Todes an hat der Leib wie die Seele ebenbürtig lebend eine Existenz, wie vor der Geburt.
V. L. B.

Wir glauben in einem vorübergehenden Kapitel die innige und unlösliche Verbindung von Geist und Körper, von Seele und Gehirn, und die unbedingte Abhängigkeit der Seele in allen bemerkbaren Lebensäußerungen von ihrem materiellen Substrat durch sprechende Thatsachen nachgewiesen zu haben: wir haben dieselbe zugleich mit diesem Substrat entstehen, wachsen, abnehmen und erkranken gesehen. Sind wir auch außer Stande, uns über das eigentliche Wie dieser Verbindung irgend eine klare Vorstellung zu machen, so sind wir doch durch jene Thatsachen zu dem Ausspruche berechtigt, daß diese Verbindung in einer Weise besteht, welche jede dauernde Trennung beider als unmöglich erscheinen läßt. So wenig ein Gedanke ohne Gehirn sein kann, so wenig kann ein normal gebildetes u. ernährtes Gehirn sein, ohne zu denken, und es wiederholt sich in diesem Gesetz der oberste Grundsatz unserer philosophischen Naturbetrachtung: „Kein Stoff ohne Kraft! keine Kraft ohne Stoff!“ — „Es ist so unmöglich,“ sagt Molesehott, „daß ein unverkehrtes Gehirn nicht denkt, wie es unmöglich ist, daß der Gedanke einem anderen Stoff, als dem Gehirn als seinem Träger anhehrt.“ Ein Geist ohne Körper ist

ein ebenso undenkbares Ding, als eine Elektrizität, ein Magnetismus ohne Metalle oder ohne jene Stoffe, an welchen diese Kräfte wirksam und sichtbar werden. Im Einklang damit haben wir nachgewiesen, wie die thierische Seele nicht mit s. g. angeborenen Anschauungen zur Welt kommt, wie sie nicht *ens per se* darstellt, sondern ein Produkt der in einer gegebenen Zeit auf sie einwirkenden Außendinge ist, und wie sie ohne diese Außendinge niemals existierend geworden sein würde. Im Angesicht eines solchen Complexes von Thatsachen kann eine vorurtheilfreie Naturforschung nicht anders, als sich mit Entschiedenheit gegen die Ideen einer individuellen Unsterblichkeit, einer persönlichen Fortdauer nach dem Tode zu erklären. Mit dem Untergang und Zerfall seines materiellen Substrats und mit dem Heraustritt aus derjenigen Umgebung, durch welche allein es zu einem bewußten Dasein und zu einer Person geworden ist, muß auch ein geistiges Wesen ein Ende nehmen, das wir allein auf diesem doppelten Boden und in innigster Abhängigkeit von demselben haben emporenwachsen sehen. Alle Kenntniß, welche diesem Wesen zu Theil geworden ist, bezieht sich auf irdische Dinge; es hat sich selbst erkannt und ist sich seiner bewußt geworden nur durch sein Gegenübertreten gegen irdische abgegrenzte Individualitäten; wie sollte es denkbar oder möglich sein, daß dieses Wesen, herausgerissen aus diesen ihm

daß Verstorbene und Wiedererschienene, also s. g. Geister, „ohne Gehirn denken!“ Warum hat Herr Ringels, um die Beweisraft dieser Ansäuerung zu verstärken, nicht hinzugefügt, daß man bei Nacht Menschen gesehen hat, welche ihren Kopf unter dem Arme tragen? — Daß man bei den Infusions-Thierchen noch kein Analogon eines Gehirns oder Nervensystems aufzufinden im Stande war, kann aus zahlreichen Gründen, deren Erörterung uns hier zu weit führen würde, keinen Einwand gegen jenen Satz begründen.

wie Lebensluft nöthigen Bedingungen, mit Selbstbewußtsein und als dieselbe Person weiterexistiren könne! Nicht Ueberlegung, sondern nur eigensinnige Willkür, nicht die Wissenschaft, sondern nur der Glaube können die Idee einer persönlichen Fortdauer stützen. „Die Physiologie,“ sagt Karl Vogt, „erklärt sich bestimmt und kategorisch gegen eine individuelle Unsterblichkeit, wie überhaupt gegen alle Vorstellungen, welche sich an diejenigen der speciellen Existenz einer Seele anschließen. Die Seele fährt nicht in den Fötus, wie der böse Geist in den Besessenen, sondern sie ist ein Produkt der Entwicklung des Gehirns, so gut als die Muskelthätigkeit ein Produkt der Drüsenentwicklung ist. Sobald die Substanzen, welche das Gehirn bilden, wieder in derselben Form zusammengewürfelt werden, so werden auch dieselben Funktionen wieder eintreten.“ — Wir haben gesehen, daß wir die Geistesthätigkeiten zerstören können; indem wir das Gehirn verletzen; wir können uns ebenso leicht aus der Beobachtung der embryonalen Entwicklung und aus derjenigen des Kindes überzeugen, daß die Seelenthätigkeiten sich in dem Maße entwickeln, als das Gehirn seine allmähliche Ausbildung verlangt. Man kennt keine Äußerungen von Seelenthätigkeit bei dem Fötus. Erst nach der Geburt entwickeln sich die Seelenthätigkeiten; aber nach der Geburt auch erst bekommt das Gehirn allmählich diejenige materielle Ausbildung, welche es überhaupt erlangen kann. Mit dem Umlauf des Lebens erhalten auch die Seelenthätigkeiten eine bestimmte Veränderung und hören ganz auf mit dem Tode des Organs.“ —

In der That lehrt uns denn auch die alltägliche und einfachste Beobachtung u. Empirie, daß der geistige Effect mit der Zerstörung seines materiellen Substrats zu Grunde geht, daß der Mensch stirbt. „Da war's Gebrauch,“ sagt Macbeth, „daß, war das Hirn heraus, der Mensch auch starb.“ Keine wirkliche Erscheinung gibt es, und keine hat es jemals gegeben, welche uns glauben oder annehmen ließe, es existire die Seele eines gestorbenen Indi-

*) Freilich belehrt uns Herr Ringels,

viduums weiter; sie ist todt, um niemals wiederzukehren. „Dass die Seele eines gestorbenen Individuums“, sagt Burmeister, „mit dem Tode desselben zu erscheinen aufhört, wird von verständigen Leuten nicht bestritten. Geister oder Geistererscheinungen haben nur franke oder abergläubische Leute brobracht.“

Nachdem wir so unsere Ansicht im Ganzen festgesetzt, können wir nicht umhin, im Folgenden auf einige der hauptsächlichsten Gründe, welche man im Interesse individueller Unsterblichkeit geltend gemacht hat, näher einzugehen, und werden dabei Gelegenheit finden, diese wichtige und interessante Frage von einigen empirischen Standpunkten aus specieller zu beleuchten. Dabei mag der große Eifer verächtlich erscheinen, mit welchem man zu verschiedenen Zeiten häufig und unaufgefordert und mit Aufwand aller nur erdenklichen Argumente eine Sache zu verteidigen sich bemüht hat und noch täglich bemüht, welche aus leicht begreiflichen Gründen im Ganzen ziemlich selten ernsthafte wissenschaftliche Aufsehung erfahren hat. Es scheint dieser Eifer darauf hinzudeuten, dass es den Verteidigern jener Sache etwas bange um ihr eigenes Gewissen sein muß, da der schlichte Verstand u. die tägliche Erscheinung doch gar wenig zu Gunsten einer Voraussetzung reden, welche nur theoretische Gründe für sich in's Feld führen kann. Komisch mag es auch erscheinen, daß man zu allen Zeiten durchschnittlich Diejenigen am lautesten für individuelle Unsterblichkeiten kämpften und eifern sah, deren persönliche Seele eine so lange und sorgsame Aufbewahrung vielleicht am wenigsten verlohnt haben würde!

Zunächst hat man von naturphilosophischer Seite versucht, aus der Unsterblichkeit der Materie auf die Unsterblichkeit des Geistes zu schließen. Wie es überhaupt, sagte man, keine absolute Vernichtung gibt, so ist es auch an sich undenkbar, ja unmöglich, daß der menschliche Geist, einmal vorhanden, wiederum vernichtet werde; es streitet diese Annahme gegen Vernunft- und Naturgesetz. Dagegen ist zu

bemerken, daß jene Analogie zwischen Materie und Geist bezüglich der Unzerstörbarkeit gar nicht besteht. Während die sicht- und greifbare Materie ihre Unzerstörbarkeit auf sinnliche Weise zur Evidenz darthut, kann von dem Geist oder der Seele, welche nicht selbst Materie ist, sondern nur ideelles Produkt einer gewissen Combination mit Kräften begabter Stoffe darstellt, unmöglich dasselbe gesagt werden. Mit dem Auseinanderfall jener Stoffe, ihrer Zerstreuung und ihrem Eingang in andere, unter einander nicht in Zusammenhang befindliche Combinationen muß auch jener Krafteffect verschwinden, welchen wir Seele nannten. Zertrümmern wir eine Uhr, so zeigt sie keine Stunde mehr, und wir zerstören gleichzeitig den ganzen irdellen Begriff, welchen wir mit einem solchen Instrumente zu verbinden gewohnt sind; wir haben keine stundenzeitende Uhr vor uns, sondern einen Haufen beliebiger Stoffe, welche nichts Ganzes mehr darstellen. Daß eine solche Analogie anwendbar ist, indem die organische Welt nicht, wie Viele meinen, Ausnahmegesetzen folgt, sondern ganz von denselben Stoffen und Naturkräften gebildet wird, wie die anorganischen — dies werden wir in dem Kapitel „Lebenskraft“ näher zu erörtern Gelegenheit haben. — Mit dieser Anschauungsweise im Einklang lehrt uns denn auch die Erfahrung, daß die persönliche Seele trotz ihrer angeblichen Unvernichtbarkeit eine Ewigkeit lang in der That vernichtet, nicht existierend war! Wäre sie unvernichtet wie der Stoff, so müßte sie nicht nur gleich diesem ewig bleiben, sondern auch ewig gewesen sein. Wo aber befand sich dieselbe, als der Leib, zu dem sie gehört, noch nicht gebildet war? Sie war nicht da; kein, auch nicht das leiseste Zeichen verrieth ihre Existenz, und eine solche dennoch anzunehmen, wäre eine rein willkürliche Hypothese. Was aber einmal nicht war, kann auch wieder untergehen, vernichtet werden. Ja es liegt in der Natur alles Entstehenden mit Nothwendigkeit, daß es wieder zu Grunde gehe. — Einen weiteren ganz directen Beweis

für die Vernichtbarkeit der Seele liefert der Zustand des Schlafes. In Folge körperlicher Verhältnisse wird die Function des Denkorgans im Schlaf für einige Zeit sistirt und damit die Seele im wahren Sinne des Wortes vernichtet. Das geistige Wesen ist entflohen, und nur der Körper existirt oder vegetirt weiter ohne Selbstbewußtsein und in einem Zustand, welcher dem Zustand jener Thiere gleicht, denen *Flourens* die Gehirnhemisphären weggeschritten hatte. Beim Erwachen findet sich die Seele genau da wieder, wo sie sich beim Einschlafen vergessen hatte: die lange Zwischenzeit war für sie nicht vorhanden, sie befand sich im Zustand eines geistigen Todes. Dieses eigenthümliche Verhältniß ist so in die Augen springend, daß man von je Schlaf und Tod mit einander verglich und sie *Brüder* nannte. Während der französischen Revolution ließ der bekannte *Chauvette* die Inschrift an die Kirchthürsteine setzen: „Der Tod ist ein ewiger Schlaf.“ *Andréa*, der Verfasser einer alten *descriptio rei publicae christianopolitanae* aus dem Jahre 1619, sagt: „Diese eine Republik kennt den Tod nicht, und doch ist er bei ihr in aller Vertraulichkeit, aber sie nennen ihn Schlaf.“ Zwar hat man gegen diese angenommene Vernichtbarkeit der Seele durch den Schlaf die Träume als factischen Gegenbeweis geltend zu machen versucht und behauptet, dieselben zeigten, daß der Geist auch im Schlafe, wenn auch in einer untergeordneten Weise, thätig sei. Dieser ganze Einwand beruht auf einem thätlichen Irrthum. Es ist bekannt genug, daß die Träume nicht den Zustand des richtigen Schlafes, sondern nur der Uebergangszeit zwischen Schlaf und Wachen, also eine Art Halbwachen bezeichnen. Diese Bemerkung kann jeder aufmerksame Beobachter an sich selbst machen. Ganz gesunde Menschen kennen nicht einmal diesen Uebergang, sie träumen bekanntlich nicht. Der tiefe Schlaf kennt keinen Traum, und ein aus solchem Zustand plötzlich

ausgerüsteter Mensch besitzt gewöhnlich eine Zeitlang nach dem Erweden sowohl den Gebrauch seiner geistigen Kräfte, daß dieser Zustand als gerichtlich Unzurechnungsfähigkeit bedingend angesehen wird, indem der Uebergang aus dem einen Zustand in den andern allzu schroff und unvermittelt ist. — Noch mehr aber als der Schlaf sind gewisse krankhafte Zustände geeignet, diese Vernachlässigung unsers geistigen Wesens vorzunehmen. Es gibt Krankheiten des Gehirns, z. B. Erschütterungen, Verletzungen u. s. w., welche dasselbe in seiner Function derart beeinträchtigen, daß das Selbstbewußtsein vollkommen aufgehoben wird, und die Kranken von ihrem körperlichen oder geistigen Zustande nicht die geringste Empfindung, Vorstellung oder Erinnerung haben. Solche vollkommen bewußtlose Zustände können unter Umständen sehr lange, selbst Monate hindurch andauern. Kommen solche Kranke zur Genesung, so macht man an ihnen die Erfahrung, daß sie nicht die geringste Ahnung oder Rück Erinnerung von dieser ganzen langen Zeit besitzen, sondern ihr geistiges Leben wiederum an dem Zeitpunkt fortsetzen, an welchem ihnen zuerst das Bewußtsein entschwunden ist; diese ganze Zeit war für sie eine Zeit tiefen Schlafes oder geistigen Todes; sie sind gewissermaßen gestorben und zum zweitenmal geboren. Tritt nach einer solchen Periode anstatt der Genesung der wirkliche Tod ein, so ist der Moment dieser Katastrophe ganz irrelevant für das betreffende Individuum; der geistige Tod setzte sich in den körperlichen fort, ohne daß ihm dieser Moment zum Bewußtsein kam; es war als Person, als geistig belebtes Wesen bereits früher gestorben, d. h. in jenem Moment, als die Krankheit das Selbstbewußtsein schwinden machte. Es möchte Denjenigen, welche eine persönliche Unsterblichkeit statuieren, sehr schwer, ja unmöglich werden, den Zusammenhang solcher Vorgänge zu erklären und auch nur eine gegründete Vermuthung darüber auszusprechen, wo und wie die Seele in solchen Zeit-

räumen sich verhalten habe. — In den Dachrinnen unserer Wohnhäuser lebt ein Infusorium, welches mit dem Ablauf des Wassers vertrocknet und aufhört zu leben. Dieser scheinbare Tod dauert so lange, bis ein neuer Regen dasselbe Thierchen zu einem abermaligen Lebenscyclus erweckt, und so fort. Zeigt sich in solchen Beispielen die Seele nicht recht deutlich als ein von stofflicher Bewegung durchaus abhängiger Lebensproceß?

Nicht minder müssen wir uns gegen diejenige Anschauungsweise erklären, welche, von der persönlichen Seele abstrahirend, eine allgemeine geistige Materie, eine Grundseele annehmen zu dürfen glaubt, aus welcher die einzelnen Seelen bei ihrer Entstehung ausströmen und in welche sie bei Vernichtung ihres materiellen Substrats wieder zurückkehren sollen. Solche Vorstellungen sind ebenso hypothetisch, als nutzlos. Die Annahme einer „geistigen Materie“ enthält überdem einen ganz unlöslichen inneren Widerspruch u. lautet ungefähr wie ein „schwarzer Schimmel“ oder ein „weißer Rappe.“ „Imponderable Materie,“ sagt Burmeister, „ist ein Widerspruch in sich selbst.“ Es gibt keine Lichtmaterie, wie man ehemals glaubte, sondern Licht ist nur ein eigenthümlicher Schwingungszustand der kleinsten Theilchen der bereits vorhandenen Materie. Demnach scheint uns der Begriff einer „geistigen Materie“ oder einer „Seelensubstanz“ unmöglich; sie ist ein logisches und empirisches Un Ding. — Ueberdem ist mit einer solchen Annahme für die Anhänger der persönlichen Unsterblichkeit nichts gewonnen: die Rückkehr in eine allgemeine Urseele, mit Aufgeben der Individualität, mit Verlust der Persönlichkeit und damit der Rück Erinnerung an concrete Zustände käme einer wirklichen Vernichtung gleich, und es könnte dabei für den Einzelnen ganz einerlei sein, ob sein s. g. geistiger Stoff weitere Verwerthung im Wiederaufbau anderer Seelen fände.

In der jüngsten Zeit hat man sogar

versucht, die „geistige Materie“ oder „Seelensubstanz“ als Grundlage für eine individuelle oder persönliche Fortdauer zu benutzen. Rudolf Wagner sprach von einer immateriellen, individuellen Seelensubstanz, welche, zeitlich mit dem Körper verbunden, sich nach dessen Zerfall möglicherweise, ähnlich wie das Licht, in andere Welträume verpflanzen; ja vielleicht aus denselben später zur Erde wieder sollte zurückkehren können. Das Hallose einer solchen Theorie und das gänzlich Unphysikalische jenes Vergleiches zwischen dem Lichtäther und der angeblichen Seelensubstanz machte es seinem Gegner Karl Vogt leicht, die ganz im Interesse persönlicher Fortdauer gemachte Erfindung in das Reich spekulativer Märchen zu verweisen. (Siehe dessen Schrift: Köhlerglaube und Wissenschaft, 1855.)*

Der Glaube, es werde die menschliche Seele nach dem Tode zwar nicht vom Stoffe getrennt werden, aber in einen vollkommener gebauten, feineren Körper übergehen, ist vollkommen hypothetisch und steht im Widerspruch mit physiologischen Thatsachen, welche lehren, daß der menschliche Körper ein mit den feinsten und vollkommensten Organen ausgerüstetes Ganze ist, welches man sich weiter feiner, noch vollkommener in keiner Art denken kann.

Hat man vom naturphilosophischen Standpunkt aus gegen die Vernichtung der persönlichen Seele nach dem Tode protestirt, so hat man dasselbe nicht minder von einigen menschlichen Standpunkten aus versucht — Standpunkten, welche intessen selbst wieder so eng mit den Beziehungen der Naturwissenschaften zu

*) Wir nehmen an dieser Stelle Gelegenheit zu bemerken, daß uns die genannten Vogt'sche Schrift erst während des Druckes der ersten Auflage unserer eigenen zukam. Der Leser wird daher die vorhandenen Anklänge an einige Stellen derselben nur als zufällige Betrachtungen dürfen.

dem Dogma der persönlichen Fortdauer zusammenhängen, daß wir sie nicht übergehen können. — Man hat zunächst behauptet, es streite der Gedanke an eine ewige Vernichtung so sehr gegen alle menschliche Empfindung, und empöre so sehr das innerste Gefühl, daß er schon aus diesem Grunde ein unwahrer sein müsse. Abgesehen davon, daß eine solche Appellation an das Gefühl sehr unklare und unwissenschaftliche Landpunkte voraussetzt, so muß gewiß zugegeben werden, daß der Gedanke an eine ewige Leben unendlich abschreckender ist und das innerste Gefühl unendlich mehr abhäßt, als der Gedanke an eine ewige Vernichtung. Ja dieser letztere kann für einen philosophisch denkenden Menschen nicht einmal etwas Abschreckendes haben. Vernichtung, Nichtsein ist vollkommene Ruhe, Schmerzlosigkeit, Befreiung von allen quälenden oder überhaupt das geistige Wesen alterirenden Eindrücken und darum auch nicht zu fürchten. Es kann kein Schmerz in der Vernichtung liegen, sowenig wie in der Ruhe des Schlafes, sondern nur in dem Gedanken daran. „Die allen Menschen selbst den Unglücklichsten oder auch den Weisesten natürliche Furcht vor dem Tode ist nicht ein Grauen vor dem Sterben, sondern, wie Montaigne richtig sagt, vor dem Gedanken, gestorben zu sein; den also der Candidat des Todes nach dem Sterben noch zu haben vermeint, indem er das Cadaver, was nicht mehr er selbst ist, doch als sich selbst im düsteren Grabe oder irgend sonstwo denkt.“ Sehr wahr sagt Fichte: „Es ist ganz klar, daß Derjenige, welcher nicht existirt, auch keinerlei Schmerz fühlt. Vernichtung, wenn sie stattfindet, ist daher aus diesem Grunde gar kein Uebel.“ Im Gegentheil ist die Idee des ewigen Lebens, der Gedanke des Nichtsterbens, wovon wohl der abschreckendste, den die menschliche Phantasie erfinden kann, und seine ganze Furchtbarkeit hat die Mythologie längst in der Erzählung des nichtsterblichen Prometheus ausgebrückt.

Die Schulphilosophen, welche die Halt-

losigkeit des Bodens, auf dem sie in der Unsterblichkeitsfrage stehen, wohl fühlen aber gleichwohl Philosophie und Glauben verbinden wollen haben sich mitunter auf sehr wunderliche und unphilosophische Weise in dieser eiglichen Frage zu helfen gesucht. „Die Sehnsucht unserer Natur,“ sagt z. B. Corriere, „der Drang der Erkenntnis nach der Lösung so vieler Räthsel verlangt die Unsterblichkeit, und viele Schmerzen der Erde würden eine schreiende Dissonanz im Weltaccorde sein, wenn diese nicht dadurch ihre Auflösung in einer höheren Harmonie fände, daß jene für die Läuterung und Fortbildung der Persönlichkeit fruchtbar bleiben. Diese und andere Betrachtungen machen uns die Unsterblichkeit auf unserem Standpunkte zur subjectiven Gewißheit, zur Verzensüberzeugung u.“ Herzen s überzeugung kann freilich Jeder haben, aber sie mit philosophischen Fragen vermengen zu wollen, ist mehr als unwissenschaftlich. Entweder verträgt sich etwas mit Vernunft und Erfahrung — dann ist es wahr; oder es verträgt sich nicht — dann ist es unwahr und kann in philosophischen Systemen keine Stelle finden. Mag sein, daß wir von vielen Räthseln umgeben sind — mag sein, daß dies Manchem unserer deutschen Philosophen und Welterschmerzler sehr unlegen ist — mag sein, daß es vielleicht recht schön wäre, wenn im Himmel, wie im letzten Act eines Bührendrama's, sich plötzlich Alles in eine wehmüthige Harmonie oder allgemeine Freudigkeit und Aufklärung auflösen würde — aber die Wissenschaft hat es nicht mit dem zu thun, was sein könnte, sondern mit dem, was ist; und darnach ist sie gezwungen, aus ihren zahlreichen Erfahrungen mit Nothwendigkeit den Schluß auf die Endlichkeit des Menschen zu ziehen. Ja, eine vollständige Enthüllung der „Räthselhaftigkeit“ des Weltganzen, wie sie Herr Carriere verlangt, also eine vollkommene Erkenntnis muß für den menschlichen Geist aus inneren Gründen als eine Unmöglichkeit angesehen werden. In dem Augenblicke, da wir an diesem

Punkte angelangt wären, würden wir Selbstschöpfer und im Stande sein; die Materie ganz nach unserem Willen zu lenken. Diese Erkenntnis wäre aber gleichbedeutend mit Auflösung, Vernichtung, Untergang, und kein Wesen existirt, welches sie besitzen kann. Wo kein Streben, da kann auch kein Leben mehr sein; die volle Wahrheit wäre ein Todesurtheil für den, der sie begriffen, und er müßte an Apathie und Thatenlosigkeit zu Grunde gehen. Schon Lessing verknüpfte mit dieser Idee eine solche Vorstellung von Langeweile, daß ihm „Angst und Wehe“ dabei ankam.“ — Wollte man sich aber damit begnügen, ein immerdauerndes, wenn auch vollkommeneres Streben in einem andern Leben anzunehmen, so wäre für die letzte Folge von der Endlichkeit oder Unendlichkeit des menschlichen Geistes gar nichts gewonnen, sondern die Entscheidung nur um einige Zeitspannen weiter hinausgerückt; das zweite Leben wäre eine vermehrte und verbesserte Wiederholung des ersten, aber mit denselben Grundmängeln mit denselben Widersprüchen, mit derselben endlichen Resultatlosigkeit. Aber wie der angehende Staats-Aspirant lieber eine Anstellung auf unbestimmte Zeit, als gar keine, annimmt, so klammern sich Tausende und aber Tausende in geistiger Beschränktheit an eine unbestimmte und ungewisse Aussicht auf eine problematische ewige oder zeitliche Fortdauer.

Solche Philosophen endlich, welche in der Frage von der individuellen Unsterblichkeit keinen Anstand nehmen, die philosophische Denkweise, mit der sie sonst so sehr sich brüsten, geradezu an den Nagel zu hängen und an eine unbestimmte Ueberfünftlichkeit zu appelliren, verdienen kaum eine Berücksichtigung. So decretirt der Philosoph Fichte: „Die unendliche Fortdauer ist aus bloßen Naturbedingungen nicht erklärlich, braucht es aber auch nicht zu sein, weil sie über alle Natur hinausliegt. Wenn wir auch vom sinnlich empirischen Standpunkte nicht einsehen, wie eine ewige Fortdauer möglich sei, so muß sie doch möglich sein; denn sie liegt in

dem, was über alle Natur erhaben ist.“ Solche Decrete können natürlich nur für Den Gültigkeit haben, der glaubt u. glauben will, der sie also nicht nöthig hat; alle Andern werden es natürlich finden, daß man an eine streitige Frage den Maasstab menschlich-geistiger Erkenntniß lege und untersuche, ob sich Schlüsse bezüglich derselben aus Erfahrung, Vernunft und Naturkenntnissen ziehen lassen. Bei dieser Untersuchung werden sie finden, daß Fichte Recht hatte, als er verlangte, daß man Vernunft und sinnliche Erkenntniß an den Nagel hängen müsse, um die Möglichkeit der persönlichen Fortdauer zu begreifen.

Kaum einen größeren Werth, als diese philosophischen Decrete, haben die Erfindungen einzelner Naturphilosophen, welche glauben, auf hypothetischem Wege wissenschaftliche Anhaltspunkte für die individuelle Unsterblichkeit liefern zu können. So entdeckte Herr Drobach, daß jeder Weltkörper eine endliche Anzahl feiner Bestandtheile enthält, die nach u. nach zu Entwidlung gelangen, beim Tode aber wieder zurückfallen. Entweder in sehr später Zeit oder auf anderen Weltkörpern treten diese Monaden wieder zusammen und bilden einen neuen Menschen mit Erinnerung an sein früheres Leben!! Diese problematischen Monaden sind zu unfassbar, als daß man sich versucht fühlen könnte, sich weiter mit ihnen zu befassen.

Nur im Vorbeigehen möchten wir in Bezug auf individuelle Unsterblichkeit an die große Menge unfestgebarter äußerer Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten erinnern, welche aus dem ewigen Fort- oder Zusammenleben jener zahllosen Schaaren von Seelen entstehen wüßten, welche lebenden Menschen angehört haben, und deren auf der Erde erlangte geistige Bildungsstufe eine so unendlich verschiedene und bis in die äußersten Extreme auseinanderlaufende ist. Das ewige Leben soll nach ziemlich übereinstimmenden Ansichten eine Vervollkommnung, Fortbildung des irdischen darstellen. Danach würde

es notwendiges Erforderniß sein, daß für jede Seele auf der Erde wenigstens eine gewisse Stufe der Bildung erreicht würde, von welcher anfangend weiter gebildet werden könnte. Nun denke man aber an die Seelen der früh verstorbenen Kinder oder der wilden ungebildeten Völker oder auch nur der unteren Stände unserer europäischen Gesellschaft! Soll die mangelhafte Volksbildung und Kindererziehung sich drüben in einem höheren Maasstabe fortsetzen? „Ich habe das Eisen auf den Schulbänken satt“, sagt Danton in Org. Büchner's „Danton's Tod.“ — Und was soll, möchten wir zuletzt fragen, mit den Seelen der Thiere geschehen? Der menschliche Hochmuth hat bei Besorgung dieser Angelegenheit zunächst nur an sich gedacht und nicht einsehen wollen, daß dem Thiere das nämliche Recht zukommt, wie dem Menschen. Daß zwischen Mensch und Thier kein wesentlicher und prägnanter naturhistorischer Unterschied besteht, sondern daß hier, wie überall in der Natur, die allmäligen Uebergänge stattfinden und daß Menschen- und Thierseele fundamental dasselbe sind — werden wir in einem folgenden Kapitel näher auszuführen Gelegenheit finden. Nun dürfte es für die Anhänger der persönlichen Fortdauer, welche die Unsterblichkeit der Thierseele nicht statuiren, schwer, ja unmöglich werden, die Grenze zu bestimmen, an welcher denn die Unvernünftbarkeit der thierischen Seele beginnen soll. Es unterscheidet sich die letztere von der ersten nicht qualitativ, sondern nur quantitativ, und ein allgemein gültiges Naturgesetz muß auf beide seine gleichmäßige Anwendung finden. „Ist die menschliche Seele unsterblich, so muß es auch die thierische sein. Beide haben, vermöge ihrer gleichen Grundqualitäten, auch gleiche Ansprüche auf Fortdauer“ (Burmeister). Verfolgt man nun diese Consequenz bis in die untersten Thierreihen, welchen ebensowenig eine Seele abgesprochen werden kann, wie den höchsten, so fallen alle jene moralischen Gründe, welche man für individuelle Unsterb-

lichkeit geltend gemacht hat, in sich zusammen, und es kommen Absurditäten heraus, welche das ganze Gebäude schöner Hoffnungen umstürzen müssen. — Zugleich mag an dieser Stelle an diejenigen Resultate zurückerinnert werden, welche wir in einigen früheren, von der Konstruktion des Himmels und der Allgemeinheit der Naturgesetze handelnden Kapiteln erhielten und welche es vom Standpunkte der Naturforschung aus als gänzlich unmöglich erscheinen lassen, daß irgend ein Ort außerhalb der Erde existire oder existiren könne, an welchem die abgeschiedenen und von den Banden der Materie befreiten Seelen sich versammeln werden.

Man hat endlich behauptet und behauptet es noch, daß die Unsterblichkeits-Idee (in derselben Weise wie die Gottes-Idee) eine dem innersten geistigen Wesen jedes Menschen an- und eingeborne, darum durch alle Vernunftgründe unwiderlegliche sei, und daß es auch aus demselben Grunde keine Religion gebe, welche die individuelle Unsterblichkeit nicht als einen ihrer ersten und Hauptgrundsätze festhalte. Was die angeborenen Ideen betrifft, so glauben wir uns darüber bereits hinlänglich verbreitet zu haben, und an Religionen und Religionsfesten, welchen die Unsterblichkeits-Idee unbekannt war, hat es niemals gefehlt. Die angesehensten Religionsfesten der Juden kennen keine persönliche Fortdauer. Nach Richter (Vorträge über persönliche Fortdauer) stimmt die bei Weitem größte Mehrzahl unserer Theologen darin überein, daß in den vor dem babylonischen Exil geschriebenen Büchern des alten Testaments sichere Spuren einer Lehre von individueller Fortdauer nicht zu finden sind. Die Mosaische Lehre verweist nie auf einen Lohn im Himmel und nach dem Tode. Die ursprüngliche Religion des großen Konfuzius weiß nichts von einem himmlischen Jenseits. Der Buddhaismus, welcher zweihundert Millionen Anhänger zählt, kennt keine Unsterblichkeit und pre-

dig das Nichtsein als das höchste Ziel der Befreiung*). Die edle und in vielen Stücken der Bildung unsere eingebildete Welt weit überragende Nation der Griechen kannte

nur ein Jenseits der Schatten, und das im ganzen römischen Alterthume der Unsterblichkeitsglaube ein äußerst schwacher und seltner war, ist bekannt. Die Reisenden erzählen von einer großen

*) Diese merkwürdige, 600 Jahre vor Chr. von einem indischen Königssohn (Sautara oder Buddha) gestiftete, auf rein naturalistischer Grundlage beruhende atheistische und materialistische Religionslehre, welche das Kastenwesen verwarf, die Gleichheit aller Menschen lehrte, den Opferdienst abschaffte und alle ihre Grundlagen nur in dem Menschen selbst suchte, verbreitete sich durch ihre herzerobernde Gewalt in kurzer Zeit über beinahe den dritten Theil der damals lebenden Menschheit, bis sie 800 Jahre nach Chr. durch die Reaction der Priester oder Brahmanen nach den blutigsten Khylonenkämpfen in Indien selbst wieder ausgerottet wurde. Nach ihr ist die Urmaterie oder Prakriti das einzig wirklich Seiende, göttlich an und für sich. In dieser Materie wohnen vielerlei Kräfte, welche zwei verschiedenen Zustände bewirken können, die Ruhe und die Thätigkeit. Darnach bleibt sie einerseits ruhend mit Bewußtsein in einer absoluten und thätigkeitslosen Leerheit, und dies ist der Zustand der Seligkeit oder des uranfänglichen Nichts (Cunja). Andererseits aber will die Materie Kraft ihrer Thätigkeit aus sich selber heraustreten. Sie wird somit thätig und tritt zu endlichen und werdenden Gebilden zusammen. Indem sie dieses thut, verliert sie zugleich ihr Bewußtsein. Erst im Menschen erreicht sie daselbe wieder, und es gibt auf diese Weise ein ursprüngliches und ein gewordenes Bewußtsein. Der Mensch hat die Aufgabe, dieses ursprüngliche Bewußtsein zu reproduciren, sich in den Zustand der ruhenden Leerheit hineinzuverlegen und mit dem Nichts identisch zu werden. Auf dieser Stufe erkennt er, daß es nichts Reelles außer jener Urmaterie gibt und daß außer dieser nichts existirt. Indem sich der Mensch auf diese zweite Stufe des Bewußtseins emporschwingt, wird sein Geist mit dem bewußten Nichts identisch, und er selbst wird damit ein Buddha, d. h.

ein Wissender oder ein Gottmensch u. s. w. u. s. w. — Aus der Buddha-Lehre heraus entwickelte sich als weitere Systemstufe die s. g. Atomgeschichtslehre, welche in allen ihren Theilen auf das Merkwürdigste mit den Resultaten der modernen Naturforschung zusammenstimmt. Ihr Stifter heißt Kanada oder der Atomgeber. Nach ihm hat die Urmaterie ursprünglich kein Bewußtsein. Sie ist bloß Materie und hat kein höchstes geistiges Princip. Der selbstbewußte Wille ist bloß im Menschen. Nur die Verbindung der Atome bringt die Reihe der vorhandenen Entwicklungen hervor. Die Welt ist ewig und durch sich selbst existirend, aber sie kann nur ihr Bewußtsein innerhalb des Menschen haben. Das Mittel des Bewußtseins ist bloß die sinnliche Wahrnehmung. Die Seele ist nur eine Form des Körpers, durch die Modifikationen der Kräfte bedingt, welche aus dem Zusammenstreiten der Atome hervorgehen. Mit dem Zerfall der Atome hört auch die Seele auf; eine persönliche Unsterblichkeit gibt es nicht. — Die Hauptschulen dieser Lehre sind die Tscharvakas u. Saksajaitikas. — In denselben Ländern, in denen sich der das Princip der höchsten Humilität vertretende Buddhismus herrschend erhielt, entartete er später in verschiedenen Richtungen. —

Diejenigen, welche das Dogma von der persönlichen Fortdauer für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Moralität nothwendig erachteten, werden sich durch eine Noth überlassen finden, dem *Argument du dialogue de Phedon de la traduction de Dacier* entlehnt. Dasselbe lautet: „Als das Dogma von der Unsterblichkeit der Seele hervorgegangen aus Plato's Schule, sich bei den Griechen zu verbreiten begann, verursachte es die größten Verwirrungen und bestimmte eine Menge mit ihrem Loos unzufriedener Menschen, sich das Leben zu

Anzahl von Natursölkern, bei denen der Glaube an eine persönliche Fortdauer nach dem Tode entweder gar nicht oder im Verein mit solchen Vorstellungen vorhanden ist, welche den Glauben bedeutungslos machen oder wieder aufheben (s. Meiners kritische Geschichte der Religionen, 1806 und 1807). —

Unter den gebildeten und aufgeklärten Männern aller Nationen und Zeiten hat der Unsterblichkeitsglaube nicht allzu viele Anhänger gehabt, wenn auch diese Verneinung sich nicht immer mit gleicher Gewalt an das Licht drängte, wie ihre Gegnerin. Welche Anfeindungen mußte der berühmte Voltaire erdulden, weil er es wagte, seine Ueberzeugung von der Vergänglichkeit des menschlichen Geistes offen zu bekennen! Mitabeau sagte auf dem Todtenbette: „Ich gebe in's Nichts!“, und der berühmte Danton, als man ihn vor dem Revolutionstribunal nach Stand und Wohnung fragte, rief aus: „Meine Wohnung wird bald im Nichts sein!“ Auch einer unserer ersten deutschen Geister, Friedrich der Große, bekannte, daß er an keine persönliche Fortdauer glaube. — Wie weit sich in dem Punkte der individuellen Unsterblichkeit die religiösen Ansichten der Gebildeten nicht minder als der Ungebildeten in unserem Jahrhundert durchschnittlich von den Dogmen der Kirche entfernen, kann nur Derjenige richtig beurtheilen, welcher Gelegenheit hatte, die Menschen in ihrer innersten Häuslichkeit und Heimlichkeit und in verzweifelten Tagen des Leben kennen zu lernen. Ein Solcher wird nicht selten Erfahrungen machen, die den herkömmlichen Ansichten sehr zuwiderlaufen, und oft Gelegenheit finden, über Aeusserungen zu erkennen, welche ihm beweisen, daß der Glaube an eine persönliche Fortdauer nach dem Tode entweder

nehmen. Ptolemäus Philadelphus, König von Egypten, als er die Wirkungen sah, welche dieses Dogma, das man heute als so segensreich betrachtet, auf die Gehirne seiner Unterthanen ausübte, verbot bei Todesstrafe, dasselbe zu lehren.“

ein sehr schwacher oder gar nicht vorhandener ist. Auch die ganze Tendenz und Richtung der Zeit, das Gebahren der Gesellschaft selbst ist durchaus kein solches, welches mit jenem Glauben zusammenstimmt. „Wer kann,“ sagt Feuerbach, „wenn er anders ein Paar Augen in Kopfe hat, verkennen, daß der Glaube an eine individuelle Fortdauer längst aus dem allgemeinen Leben verschwunden ist, daß er nur in der subjectiven Einbildung der Einzelnen, wenn auch Unzähliger, noch existirt?“ — Wie sollte denn auch sonst die trotz allen Tröstungen der Religion unter den Menschen herrschende Todesfurcht zu erklären sein, wie sollte es möglich sein, daß die Mehrzahl der Menschen den Tod als das größte Uebel ansieht, weil er der kurzen Freude des Daseins ein plötzliches Ende macht!

Oben wir zuletzt die ebenso schönen als treffenden Worte, welche ein italienischer Philosoph, Pomponatius, der zu Anfang des 16. Jahrhunderts lebte, über diesen Gegenstand äußert: „Will man die Fortdauer des Individuums annehmen, so muß man vor Allem den Beweis führen, wie die Seele leben könnte, ohne den Körper als Subject oder Object ihrer Thätigkeit zu bedürfen. Ohne Anschauungen vermögen wir nichts zu denken; diese aber hängen von der Körperlichkeit und ihren Organen ab. Das Denken an sich ist ewig und immateriell, das menschliche jedoch ist mit den Sinnen verbunden, erkennt das Allgemeine nur im Besonderen, ist niemals anschauungslos und niemals zeitlos, da seine Vorstellungen nach einander kommen und gehen. Darum ist unsere Seele in der That sterblich, die weder das Bewußtsein bleibt, noch da Erinnerung.“ — „Die Tugend ist doch viel reiner, welche um ihrer selbst willen geliebt wird, als um Lohn. Doch sind diejenigen Politiker nicht gerade zu tadeln, welche um des allgemeinen Besten willen die Unsterblichkeit der Seele lehren lassen, damit die Schwachen und Schlech-

ten wenigstens aus Furcht und Hoffnung auf dem rechten Wege gehen, den edlen, freien Gemüther aus Lust und Liebe einschlagen. Denn das ist gerade zu erlogen, daß nur verworfene Gelehrte die Unsterblichkeit geleugnet und alle achtbaren Weisen sie angenommen; ein Homer, Plinius, Simonides und Seneca waren ohne diese Hoffnung nicht schlecht, sondern nur frei von knechtischem Kobdienst.“

Kob- und Balsmittel des Frohsinns.

Von Julius Weber.

Freude, Freude über Freude!
Frohsinn wehret allem Leide.
Wonne, Wonne über Wonne!
Er ist die Gnabensonne.

Frohsinn, dieser Lebensbalsam, dem die Natur ihren Lieblingen reich, scheint mehr Körperlichkeit als geistiger Natur zu sein, aber auch hier kann der Geist nachhelfen. Frohsinn ist ein wahrer Fallschirm in dem schaukelnden und gefahrvollen Luftballon des Lebens; denn Heiterkeit gibt Zuthauen auf sich selbst, Zuthauen gibt Muth und Muth Glück — „Fürchte dich nicht, du führst Cäsar!“ Das Rad der Fortuna führt den Stehenden und rüvrt den Liegenden. Frohsinn ist ein Sohn des Muths und Gefühls seiner Kraft, Heiterkeit die Tochter der Ordnung und der Lohn wohlthätiger Pflicht; Trübsinn der Tartarus, der alles erstickt, und Kummer ein neß Tages, macht alt für ein Jahr; aber unter dem Himmel der Heiterkeit gedeiht alles, sie mäßigt selbst die Leidenschaften, indem sie die Anstrengung zu

ihre Mäßigung belebt und die Opfer leichter macht, die wir zu bringen haben. Offenbar spricht man zu viel von der Macht des Glücks; das Glück ist für die, die sich der Umstände zu bedienen wissen, und der Frohsinn bedient sich ihrer stets besser als der Schwertsinn. Virgil — den ich seit den Schuljahren nicht mehr zur Hand genommen hatte aus Mangel an Zeit — Virgils goldener Vers:

Dauert aus und erhaltet euch kühn für glückliche Zeiten!

tröstete mich in der schändlichsten Epoche meines Lebens, wie nur immer den Gespenster fürchtenden Wanderer ein: „Gott der Vater wohn' uns bei, laß uns nicht verderben!“

Man hat beobachtet, daß bei der Pest und andern Ansteckungskrankheiten diejenigen am ersten angesteckt werden oder sterben, die sich am meisten davor fürchten, wie schon Thucydides von der Athener Pest bemerkt, und man auch bei der Cholera bemerkt, die hoffentlich uns Deutschen keinen Besuch machen wird bei unserm Phlegma. Der Heitere ist das Kind, dem Jesus rief, es mitten unter seine Jünger stellte und sprach: „Wahrlich! ich sage euch, so ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen.“ Wenn indessen von drei Töchtern der Zeit die Vergangenheit und Gegenwart die Stirne ronzeln, so bleibt es immer schwer, der dritten, der Zukunft, ein Rächeln abzugewinnen. Es würde minder schwer fallen, wenn wir, mit der Gegenwart zufrieden, mit der Zukunft weniger buhlten, die doch wieder, wenn sie Gegenwart wird, nicht recht ist, so daß wir der Vergangenheit, die uns als Gegenwart auch nicht recht war, eine Leichensrede halten, wie manche Ehemänner ihrer ersten seligen Frau, wenn sie die zweite oder dritte haben. Marschall Strozzi, tödlich verwundet, verschied mit den Worten: „Ich werde da sein, wo alle sind, die seit 6000 Jahren starben.“

Die Meditation, das Stärkungsmittel

des ernstesten Philosophen und die Freude seiner glücklichen Tage, verläßt ihn in den Tagen des Unglücks, denn Meditation erfordert Kraft und Anstrengung. Seneca und alle Stoiker wissen kein anderes Mittel mehr als: *Patet Janua, aui!**) Ihr wißt zu sterben? Wäre es nicht besser, ihr lerntet zu leben? Menckelsohn, dem der Arzt das Denken verboten hat, steht am Fenster und zählt Ziegel — wäre es nicht besser, er lachte? So lange die Stunde währt, wo man lacht, so lange währt sie, und hernach ist sie noch immer wie eine Schachtel, worin Rauchperle gewesen ist.

Nimm der ernstesten Arbeit entladen früher Stunden Geschenk an.

Diogenes lebt heiter in seiner Tonne, und Alexandern ist die Welt zu klein. Cha-teaubriand, traurig in der Todesstille um Sparta's Trümmer, erhellt sich mit dem Ruf: *Eponicas!* den das Echo wiederhallt, und Hudibras, geprügelt und im Blocke, tröstet sich und seinen Kalyp:

Wenn der, den man im Krieg erschlägt,
Aufs Bett der Ehre wird gelegt,
So darf, wer Prügel kann ertragen,
Wohl auf ihr Hautbett Anspruch ma-
chen.

In Hisslernissen staunet man
Die Sonne mit mehr Wunder an!

Seiner Gascogner auf hölzernen Stelzfüßen tröstete sich wie man nur an der Garonne sich trösten lernt: „Wie oft ließ ich oder andere Lölpel mich an die Füße von Fleisch, u. Bein, die nicht wenig Hühneraugen zählten; ich fühle nun nichts mehr. Mögen Mücken hineinstecken, Hunde hineinbeißen, ein Rad darüber gehen u., wir gilt's gleich, die Stelne, Schnee, Roth, Dornen, Schlangen u.; ich erspare Schuh und Strümpfe, wofür ich trinken kann; ja die Holzfüße tragen mir sogar Geld ein, denn nicht leicht werde ich vor einer Thür abgewiesen. Vor dem Podagra, Geschwulsten und vor allem, wozu

man den Fehlscheer braucht, kann ich außer aller Sorge sein. Diese Holzfüße sichern sogar meinen Kopf vor neuen Kugeln, und nie werden sie alt; ich mache meine Nüsse mit dem Fuße auf, schüre mein Feuer damit, ich kann damit um mich schlagen und am Ende, wenn ich neue brauche, noch damit einbeizen, ja erspare selbst die Hälfte meines Sarges — wie gut, wenn ich alles an mir wieder so leicht verjüngen könnte.“ Mit diesen Worten hüpfte der Gascogner lachend auf seinen Stelzfüßen weiter.

Die Reduktion eines großen auf kleinern Maßstab ist mathematisch leicht, aber moralisch schwer, und doch hängt alles von einem den Umständen angepassten Maßstab ab. Die Emigranten meiner Zeit von den höchsten Kassen Frankreichs warfen sich in Gewerbe mit einer Leichtigkeit, die Deutschen unmöglich gewesen wäre. Bischöfe wurten Mehl- und Lederfabrikanten, Generale Schriftsteller und Papierhändler, ein Duc u. Pair handelt mit Lichtern u. ein anderer mit Bändern — ein Bicomte war Kellner u. ein anderer Restaurateur mit Hüfte seines ehem. Kochs. Viele vom reinsten Adel wurden Erzherz, Sprach-, Sing-, Tanz- und Festschmeister, Kleinhändler, Kaffeewirthe, Gärtner, Seidenwäscher, Limonade- und Eismacher; ein Marquis, um möglichst im alten Wirkungskreise zu bleiben, nahm Damen das Maß zu Schuhen *en se mesurant aux pieds des dames* *). Ralour-Maubourant, der sich wieder an Bonaparte angeschlossen, verlor in einer Schlacht ein Bein und sagte bei der Operation seinem weinenden Diener: „Weine nicht, künftig hast du nur einen Stiefel zu wischen!“ Seinen Stiefelfuß nannte er sein illegitimes Bein. Noch merkwürdiger als Britte ist Thomas Morus, der Freund und Geistesbruder des Erasmus, den selbst im düstern Kerker u. auf dem Blutgerüste seine Geistesheiterkeit nie verließ. Niemand, und auch seine Familie nicht, wußte etwas vom Verlust der Kanzlerstelle; ein Diener pflegte in der Kirche immer den Seinigen zu

*) Stuh zu den Füßen der Damen werfend.

melden, wenn der Vater sich entferne; diesmal that es Morus selbst: „Mylady, der Kanzler ist fort!“

Luftige Ansichten, lustige Einfälle und lachender Witz, die weder Aufwand noch Kraft erfordern, oder Sinn für das Lächerliche, vermindern offenbar die Empfindungen der Uebel, die uns drücken, u. erhalten uns diejenige Geistesfreiheit und Ideenbelle, die dem Verstande die Mittel sich zu helfen erleichtern, während Murr-sinn und Traurigkeit alles überreißt. alles von uns scheucht und in sich selbst untergeht. Ein geflügelter Kopf ist keine Münze u. hinter den Ohren keine Goldgrube — Was helfen uns die schweren Sorgen, Was hilft uns unser Weh und Ach? Was hilft es, daß wir alle Morgen Besessenen unser Ungemach? Wir machen unser Kreuz und Leid Nur größer durch die Traurigkeit.

Wie mancher finstere und verdrißliche Tellheim ist schon durch den lachenden Witz einer Minna von Barnhelm, der die Umstände richtiger und wahrer theilte, ruhig und heiter geworden? Cardinal Dubois, der über ein verlegtes Papier in Wuth gerathen, wie ein besoffener Soldat stuchen und über seine Gehülfen, deren er gegen dreißig hatte, in die schrecklichsten Verwünschungen ausbrechen konnte, wurde einst ruhig und lachte als ihm sein Sekretär Ventri sagte: „Nehmen Euer Eminenz nur noch einen, der für Sie flucht und tobt, und Sie werden noch Zeit übrig haben;“ seitdem blieben sogar Papiere, die er unentschieden liegen ließ, und wenn sie sich zu sehr häuften, ins Feuer warf, um nur wieder aufs Laufende zu kommen — unverbrannt. Kaiser Karl V., der die Straßburger Abgeordneten hart anließ, weil sie die Liebfrauenbrüder zur Stadt hinausgejagt hatten, lachte und verzog, als Dr. Sturm das Wort nahm: „So lange sie unserer lieben Frauen Brüder waren, duldeten wir sie, als sie aber unserer lieben Frauen Männer wurden, wußten wir uns nicht anders zu helfen.“ Bei rechter Freude stehen alle Fenster offen, man fertigt bereitwillig

*) Die Thüre heßt offen — geht hinaus; d. h. der Selbstmord steht in deiner Gewalt.

alle ab, die vor dem Fenster stehen, läßt gute Freunde selbst zum Fenster herein oder steigt selbst hinaus, und lebt auf dem Lande mit 1000 fl. behaglicher als in Städten mit dem doppelten und dreifachen.

Sanguinisches Temperament mit ein wenig Phlegma oder Mutter Natur müssen freilich das Beste thun; aber da es schon in der Natur liegt bei ungehinderten Kräften, frei von Geschäften oder Leidenschaften, zu lachen, so können wir den Natursinn noch verstärken durch Bildung des Geistes und Herzens, eine verschärfte Phantasie kann das Temperament heben, Philosophie, Tugend und Religion, die Selbstbeherrschung predigen, der schwachen Natur nachhelfen. Man kann alles, was man will, sobald man nicht mehr will, als man kann. So schlägt dem Vater oder der Mutter das Herz beim Anblick des unbekanntem Findlings, denn die Natur schweigt nie, wenn sie nur erst weiß, wen sie vor sich hat. Reichthum macht nicht immer froh, aber Mangel und Armuth auch nicht, und ein reicher Britte hatte die Güte, mir in mein Göttinger Stammbuch zu schreiben:

Nicht so leicht vermag sich der Mann zu erheben, den Armuth stets bei Tugenden hemmt.

Das froheste Gemüth hat immer Stunden, wo es nicht weiß, was es mit sich anfangen soll; wo es nach allen Talenten, Kenntnissen und Narrenlappen vergebens greift, und nichts trösten und helfen will, denn das Herz ist ein tropig und dann wieder-verzagtes Ding. Aber diese Zustände sind nur vorübergehend, und ist es nicht besser, unsern Kummer zu verlassen als zu vermeiden, zu verschlafen, zu verträumen, zu verschreiben, zu verzeihen, zu verfahren, vergehen, verspielen, verirren, veressen, verliebten, als zu veruchen, zu verbeten oder gar zu verkalten, erschrecken, erhängen? Zu verlassen scheint mir immer das menschliche, kürzeste und wohlfeilste Mittel. *Du bist Loby piff sein Allaballera (ein*

Marsch (der Charakter findet sich in Sterne's Tristram Shandy) und sagte zum Kummer wie jener Franzose zu dem, der nichts als vom Spazierengehen sprach: „Sie lieben das Spazierengehen, wohl-an, gehen Sie spazieren.“

Dunkle Zimmer bedürfen heller Tapeten, und solche Tapeten sind für den unnebelten Geist Gesellschaft von ungeschulden Kindern, liebenswürdigen Weibern und muntern Freunden, witzige Bücher, Reisen, Theater, Bäder, Musik und allenfalls noch wohlverschene Küche und Keller; zur Abwechslung in der Einsamkeit die höhern Freuden der Sammlung, der Einsicht in uns selbst, Rück-erinnerungen und Ahnung eines höhern Zustandes. Frohsinn ist mehr als Freude über ein erlangtes Gut, er ist reiner Genuß des Daseins, wo Vergangenheit und Zukunft uns anlacht, und wir uns erhoben finden über Welt und Zeit zu dem unbekanntem Höchsten. Reisen und die Auserinnerungen daran zähle ich unter die Hülfsmittel des Frohsinns — aber man muß Vorkenntnisse u. Beobachtungsgestalt mitbringen, Augen zum Sehen, Ohren zum Hören und Herz zum Fühlen — Alles dieses fehlte meinem Telemach unvergesslichen Andenkens. Natur, Liebe, Religion, Kunst erheben unser Gemüth zum Frohsinn, wo wir uns selbst vergessen. Reiche, Große, Mächtige u. Schützen sich oft zu lachen, zu singen, fröhlich zu sein — aber was ist Reichthum, Größe, Geburt, Würde gegen die Freude? *Si tout n'est pas bien, tout est passable,**) ist eine goldene Regel. Man muß die Welt nehmen, wie sie ist, nicht wie ein Prophet Jonas, der Ninive durchaus zerstört haben will; doch müssen wir nicht vergessen, daß er drei Tage und drei Nächte zubringen mußte in d. s. Wallfisches Bauch!

Der Mensch mißt den Schatz des Frohsinns im Alter, wenn er ihn nicht schon in der Jugend sammeln darf, wo der Reiz zum Lachen oft unwillkürlich ist.

*) Ist Alles nicht gut, so ist es doch erträglich.

Dumme Debitte, (Prügelsüchtige Schullehrer) die welland lieber den Stab Weibe schwangen als den Stab Sankt, nicht bedenkend, daß Frohsinn und Gesundheit mehr werth sei, als Hebräisch, Griechisch und Latein und alle Weisheit der Bücher, behandelten dieses Zeichen heilerer Jugendkraft als Verbrechen, so wie die natürliche Langweile über langweiligen heillosen Grammatikregeln als Unfleiß und Unfähigkeit zu allem Guten; noch sehe ich unsern Preceptor einen armen Metzgerjungen, auch zum Metzger bestimmt, zornentbrannt zusammenhauen über Langs Grammatik fast in jeder Woche. Basedow stand endlich auf, der selbst dem Lachen begeistert das Wort redete, und Kant stellte den Satz hin, „daß man Kinder, vorzüglich Mädchen, frühe zum ungezwungenen Lächeln gewöhnen müsse, denn die Erharterung der Gesichtszüge drücke sich nach und nach im Innern ab und begründe eine Disposition zur Fröhlichkeit, Freundlichkeit und zum Wohlwollen gegen Alle.“ — Jean Paul verlangte, daß der Erziehler der spaßhafteste Mann im ganzen Hause sein soll, da Lustigkeit den Kleinen alle Felder des Wissens zu Zuckerseldern mache. Bei diesen vielleicht zu liberalen Grundätzen der Erziehung fielen denn das Rühren oder verhaltene Lachen, was meine Schulzeit qualvoll machte, von selbst weg; in Gesellschaften aber werden freilich solche Fehlgeburten nie mangeln, wohl aber im gekandenen Alter — die Zuckerselder.

Der alte Bourdon, der nie etwas von Basedow, Kant und Jean Paul gelesen haben kann, fing die Erziehung zum Frohsinn noch früher an und hat seine Frau während des Gebärens zu singen, damit sie ihm keinen Greiner mache: sie sang also: „Unsre Frau in Notredam (in der Pariser Cathedral) hilf mir zu dieser Stunde,“ und gebar Heinrich IV., den frohsinnigsten und Unliglichsten unter den Königen Frankreichs. Ich bin aus Erfahrung überzeugt, daß dem Schooße einer frohsinnigen geistigen Mutter, und

den Armen einer lustigen Wärterin Menschen mit guter Laune entchlüpfen. Mütterliche Blicke der Mutter, die die Kinder gleichsam fragen: was willst du in diesem Jammerthale? Tropfen und Reifen einer griechgramigen Wärterin und vollends gar die väterliche Gewalt, die gleich nach Stod und Ruthe greift, bringen die Kinder schon im ersten Jahre um allen Frohsinn.

Sicher liegt die Wahrheit eher auf der frohen Seite, als auf der finsternen Morallisten und Theologen (die leider einst fast ausschließlich Erzieher sein wollten), und solche verfinsterte Runzelstienen, die die Welt in ein *la Trappe* (der Orden der strengsten Regel) umgestalten wollten, fanden sich genug auch außer den Klosterschulen. Was ist Moral? Die vernünftige Anweisung zum weisen Genuß der Gegenwart. Was ist Theologie? — Ich bitte mir die Antwort zu schenken. Selbst die Oberflächlichkeit unserer Zeit und die Eitelkeit der Eltern mischt sich ein, man will dem lauten Knaben und dem hüpfenden Mädchen den Ernst des Anstandes einprägen, die Natur soll früher reifen, um sie von gemeinen Naturen zu unterscheiden, und dadurch wird aller gerader Sinn zertrümmert und die Grundlage des Frohsinns. Daher so viele pedantische und grämliche Männer, so viele reizbare hysterischgrämliche Frauen, die in der Kindheit für Wunder galten, wie der Wunderknabe Baratier, der schon im zweiten Jahre lesen konnte, im vierzehnten Magister und im neunzehnten Jahr — todt war. Einimpfen kann die Erziehung den Frohsinn nicht, wohl aber ersticken!

Sokrates war heiter, offen und einladend, daher ist er noch heute der Repräsentant der frohsinnigen Griechen und ihrer Philosophie, Plato, sein Schüler, der den Geist des Lachens aus der Akademie verbannte, wurde der Lieblingsphilosoph der finstern schwärmerischen Christianer. Der verkannte Aristoteles herrschte zwar neben Plato u. länger, aber leider nur als Dialektiker, daher übersah man das Beste, das er sagte, und so auch, daß er in

seiner Ethik den Frohsinn unter die Tugenden zählt, der als Cardinaltugend in Cicero's Werk von den Pflichten abgehandelt zu sein verdiente. Phocion und Cato waren sehr ernst und übten die Tugenden der schönen Vorwelt in ihrem bereits verdorbenen Vaterlande, hätten aber sicherlich noch mehr Gutes gestiftet, wenn sie nicht gegen den Strom hätten schwimmen wollen. Erlaubten ja selbst die Stoiker den Weisen die Freude (*gaudium*), nur den Affekt der Freude, die Fröhlichkeit (*laetitia*), glaubten sie für unaufrichtig halten zu müssen, weil sie alle Affekte dafür hielten. Unser Luther war nicht dieser Meinung:

„Wer nicht liebt Wein, Weib u. Gesang
Bleibt ein Narr sein Lebenlang.“

Ich halte es einmal mit denen, die da glauben, daß das erste Lied, das man mit der Jugend singen sollte, Schillers „Freude, schöner Götterfunken“ oder wäre es zu hoch, das Volkslied „Frenet euch des Lebens“ sein sollte. Man sollte die Jugend förmlich zur Joyalität bilden, immer froh, immer aus voller Brust, gesundem Magen und gutem Gewissen. Sophie, die Kurfürstin Hannovers und Freundin Leibnizens, steht höher als Christine Königin von Schweden, verlassen von allen Grazien der Weiblichkeit — sie correspondirte mit Leibniz nicht immer über Metaphysik und starb im vierundachtzigsten Jahr auf einem Spaziergang, ohne Leib- und Seelenarzt, lachend. Ich bin um so mehr jener Meinung, weil mein Jugendunterricht mit den sieben Bußpsalmen eröffnet wurde, und der Scholarch mich in der lateinischen Schule, ob ich gleich viel Lob und das Prämium erhalten hatte, öffentlich ausjungte; weil ich die Psalmen Davids vergessen hatte über Griechen und Römern!

Und wenn das Herz hundert Thore hätte, wie Theben, so laffet die Freude herein zu allen hundert Thoren, damit sie aus dem Gort n der Jugend recht viel von den Göttern mitnehme in das Adersfeld männlicher Thätigkeit, und damit mit dem sich dunkelnden Kinderhaar nicht auch der

heitere Sinn sich schwärze und trübe. Die sieben Bußpsalmen sind vergessen; aber der Christtag u. noch mehr der Vorabend, wo man in der Vesper sang:

Das Kindlein so löblich,
Das uns geboren heute,
Von einer Jungfrau säuberlich,
Zu Trost uns armer Leute —

erscheint mir noch heute mit allen Farben der Morgenröthe und des Regenbogens. Wenn ich noch heute an Ostern und in den Hundstagen so froh sein kann, als zur Zeit, wo der Hase einlegte, und es Ernteferien gab, so werde ich noch heute traurig in den ersten Nebeln des Herbstes, weil ich da die Göttin meiner Jugend vertrauenschen mußte mit einer Unversitätsgrazie! So mächtig wirken die Eindrücke erster Jugend!

Dem raschen frohen Menschen geht Alles leichter von statten, Alles ist ihm gut vorzüglich Weiber und Mädchen — ein heiteres Gesicht zieht Alles an, denn man setzt voraus, daß es auch zu unserer eigenen Aufbeiterung beitragen werde, eine finstere gleichgültige Eulensphysiognomie schreckt zurück. Der soziale Mensch braucht sich nicht zu betrinken, das Leben selbst ist ihm ein Rauschchen. Rousseau machte den beiden Schweizer Schönen, die ihm Wein boten, das herrliche Compliment: „Ihr bedürft nicht des Weines mich zu berauschen“, und auch das ist besser, als — den Kopf füllen und das Gemüth leer lassen, und da in unsern Zeiten das Blut ohnehin nicht viel taugt und das Lachen theuer geworden ist, ob es gleich noch zur Zeit, Gott sei Dank, keine Lachsteuer gibt, so haben wir Krüppel an Geist, Herz und Körper.

Aber machen nicht solche soziale Durstige oder Genies (aufschwäbisch Stroplbue, Herrgottsfakramenter) dumme ercentrische oder geniale Streiche? Allerdings! es kann nicht anders sein, es liegt in der Natur, und schon bei Cellius können wir lesen: „Im Lebensmüthe nachlassen, heißt gleichsam den Geist verlieren.“ — Aber laßt sie nur; am Ende lachen sie dennoch

ench Alltagsmenschen aus, und weise Lehrer werden schon wissen, wo sie Zaum und Gebiß anzulegen haben . . . Spielend kann und darf nicht Alles erlernt werden, und wenn die Sachen so weit kommen wie bei Bahrdt, der einst mit seinem Spielkameraden den Durchgang der Kinder Israel durch den Jordan spielte, als Moses auf einem Felsen vortritt und den Jordan mittelst eines ausgeleerten Eimers Wasser versinnlichte, der seines Vaters Studirzimmer unter Wasser setzte, so wird Niemand dem Vater verargen, wenn er mit dem Stab Wehe nach den Quellen des Jordans forschet. Die Freude schreitet allerdings nicht selten über die Grenze, und es gibt einen Frohsinn für Gebildete und einen andern für den großen Haufen, der bloß der Sinnlichkeit zu huldigen pflegt, und dem zu Zeiten auch sogenannte Honoratioren Ehre erzeugen, — es gibt Duzendseelen, wie Duzenduhren. —

Gesundheitspflege ist die erste Bedingung des Frohsinns, denn ohne physische Kraft gibt es keine wahrhaft geistige. (Existiren heißt nicht leben; leben heißt gesund sein.) Viele lernen erst die Gesundheit kennen, wenn sie dahin ist, wie Champfort, der nach seiner Wieder genesung sagte: „Ich werde mit mir abrechnen, früher rechnete ich auf mich.“ Das schönste Jugendgebet ist daher: „Herr! bewahre mich, daß ich mich selbst bewahre!“ Physische und moralische Gesundheit verhalten sich wie Leib und Seele; ohne moralische Kultur steht der Mensch mit seiner Natur im steten Widerspruch, und nur beider Einigung entwickelt die wahre Vereblung, die Mensch und Thier unterscheidet. Man will von Schönheit des Körpers auf Schönheit der Seele schließen; aber dieser Schluß ist lange nicht so richtig, als der von Festigkeit und Gesundheit des Körpers auf feste Grundzüge und Gesundheit der Seele, wenigstens reicht jene die Möglichkeit zur letztern.

Diät in Betreff der Lebensmittel gibt uns die Gesundheit des Körpers, in Be-

treff der Menschen die Ruhe der Seele, sagt mein lieber St. Pierre, und die Griechen singen nicht umsonst ihre Briefe mit „sei gesund“ an, und nicht umsonst schlossen die Römer die übrigen mit „bleibe gesund.“ Der so ernste Tacitus sagt im Dialog *de oratoribus* (wenn er anders von ihm ist): „es hat wenig zu bedeuten, nicht krank zu sein; ich will einen starken, frohen und heiteren Mann, er sei gänzlich derjenigen Schwäche fremd, bei welcher man allein die Gesundheit zu loben pflegt.“ Die berühmte Arzneischule von Salerno hat Recht:

„Fehlen dir Aerzte, so mögen die drei als Aerzte dir gelten:

Ruhe, heiterer Sinn und Diät, die mächtig geordnet“

und der Erlanger Arzt Delius, der sehr munter war und von den Mitteln zur Fröhlichkeit schrieb, schätzte mehr, als der Araber gewürzreiche Latwerge — guten Wein.

Thätigkeit ist die zweite Bedingung des Frohsinns. Unter allen, die Freude suchen, kann nur der Thätige rufen: „Ich habe sie gefunden!“ und am Ende jedes glücklich vollbrachten Geschäftes steht ihr Tempel. Die Kunst, vergnügt zu sein, der wahre Stein der Weisen, besteht in kluger Mischung angenehmer Empfindungen. Ueberhäuft man sich mit Genüssen, gleichviel sinnlicher oder geistiger Art, so folgt Ermattung. Der Mensch soll sich nicht bloß vergnügen, er soll auch nützen, und selbst aus treuer Erfüllung unserer Pflicht fließt die reinste Freude. Geschäfte, die verdrüßlich sind oder mit unserer Neigung nicht harmoniren, verflüst der Gedanke: „Es ist einmal deine Pflicht,“ und dieser Gedanke ist, nach Armus, ein Stern auf bloßer Brust, die andern sitzen nur am Tage. — Selbst unsere Leiden, als höhere Schickung und Mittel zur Besserung, lassen sich von dieser Seite betrachten — nur fallend lernen wir gehen. Kleine Leiden setzen uns außer uns, große in uns, und diese beste Welt

scheint darum so unvollkommen, weil wir uns in ihr bilden, entwickeln, vervollkommen, moralische Menschen werden sollen, wozu einmal unangenehme Empfindungen, Arbeit, widrige Verhältnisse, Unglück zc. gehören, wie Dornen an den Rosenstock. Peter erscheint mir groß, da er seiner Kathinka einen im Schweiß seines Angesichts verdienten Kubel und Räs überzückt: „Siehe, ich hätte dich ernähren wollen, wenn ich auch nicht Kaiser wäre!“ Knigge's Herr von Miltenburg tritt mit dem Grundjag in die Welt: „Wer reblich und weise handelt, ist glücklich,“ und findet sich schrecklich getäuscht; zuletzt sieht er, daß nur innere Glückseligkeit unabhängig macht von Menschen und Schicksal, die Niemand rauben kann.

Warmer Antheil an Andern — eine in unserer Zeit immer seltener werdende Eigenschaft — ist das dritte Mittel zum Frohsinn; warmer Antheil, nicht bloß beim vollen Becher der Freude, sondern auch, wenn vor des Nachbarn Haus die Wahre steht; aus zwei Uebeln, die Einer dem Andern bekennt, fließt oft Trost. Wir feiern unsern Geburtstag, der Frohsinn hat 365 solcher Tage im Jahr, und jeder Tag ist der Geburtstag von wenigstens 1440 Menschen! Gleichgültigkeit aus Phlegma oder Stumpf sinn nimmt oft den Schein von Zufriedenheit und Ruhe an, aber mit Kälte ohne angenehme Empfindung der Heiterkeit; nur der, dessen Herz schneller schlägt beim Anblick des Freundes und der Geliebten, beim Anblick der Natur und Kunst und einer schönen edeln Handlung, nur der hat Anlage zur Heiterkeit. Wer kein reines Gewissen hat, den flieht jene stille innere Heiterkeit, die wie ein unbewölkter Sonnenblick der Seele zurückstrahlt auf das Aeußere und wiederhört beim ersten Strahle der Morgen sonne, wie Memmons Bildsäule — eine gute Handlung ist zwar häufig verlorenes Kapital, doch nicht immer. Sarassa's „Kunst, stets fröhlich zu sein,“ dreht sich allzu theologisch lediglich um den Glauben an die Vorsehung; aber wer möchte läugnen, daß dieser Glaube bei der Menge ein

Hülfsmittel werden kann, besser als alle Philosophie? Aber nichts geht über das Gefühl, Anders aus der Reih geholfen zu haben. Ja! Epleen will sich lebensfroh in einem Gasthause erschließen — der Kellner Jakob ins Wasser stürzen, weil ihm der Wirth sein Mädchens Thetese nicht geben will, der Wirth selbst soll ausgepöndelt werden — Jod Epren schafft für alles Rath und ruft: „Gut, daß ich mich gestern nicht erschossen habe!“

Das hohe stoische *perfer et obdura* (trage und daure aus) u. das, was Epicurus, die Krone der Skeptiker, lehrt, mag die Reihe der Hülfsmittel schließen, neben Pope's Regel der Lebensweisheit: „Glücklich ist der, welcher Nichts erwartet, denn er wird nie getäuscht werden!“ Nicht Jeder kann Schicksal seines Glücks sein, wenn äußere Umstände ihm Eisen und Amboss, Hammer oder Feuer versagen; aber von uns hängt ab, was schon die Alten kannten und besser geküßt zu haben scheinen: „Glücklich ist nicht der, welcher besitzt was er wünscht, sondern welcher wünscht was er nicht besitzt.“ Diogenes war es erlaubt, vom Weltüberwinder Alexander sich eine Gnade auszubitten, er hat nicht einmal um Pension, sondern bloß, daß Se. Majestät gerubten möge ihm aus der Sonne zu gehen. Die glücklichste Lage für Frohsinn ist gerade die Mittelmäßigkeit — die weise Mitte —

Glücklich, wer die Welt

Für sein Cyprium, für seine Pölle hält!

Posidonius fühlte seine Gichtschmerzen, wie Epictet den Bein: auch physisch, aber ihre durch stoische Weisheit gestärkten Seelen vermochten den Schmerz in die Grenzen des bloß gegenwärtigen Gefühls einzuschließen und von der Phantasie und dem Herzen, die nur die Unruhe vermehren, abzuhalten. Epictet, den sein Herr schlägt, bittet, daß er ihm das Bein nicht entzwei schlage, der Barbar zerschlägt es, und der Stoiker ruft: „Sagte ich nicht, daß du mir's entzwei schlagen würdest?“ Ueber diesen Zug hatte St. Augustin eine solche Freude, daß er sicher

auch dreitausend Drachmen für Epictet's irdene Lampe geboten hätte, u. da dies nicht anging, so wünschte er dristmildest, daß doch Gott diesem Heiden Farmerzigkeit möge widerfahren lassen wie dem Sokrates. Die Meinung, daß etwas ein Uebel sei, verursacht oft weit unangenehmere Empfindungen, als das Uebel selbst; Mancher hat schon eine schmerzhaftige Operation ertragen, ohne zu erbleichen und zu jammern, während die Umstehenden zitterten, erblakten, schwitzten und in Ohnmacht fielen. Die Stürme des Schicksals befördern Stärke und Gesundheit der Seele, so wie Delbäume besseres Del geben, wenn der Wind die schlechten Früchte zuvor abgeschüttelt hat, und die Keulsharfe bleibt stumm ohne Windstoß. Ich habe Unglück erlebt ohne meine Schuld — denn gar Viele nennen auch Unglück die Lage, in die sie sich selbst leichtsinnig stürzen — aber nie an gesunden Gliedern, ob ich gleich oft unruhig und unvorsichtig in die Welt hineingelaufen bin — und das vermehrt meinen Frohsinn und meinen Dank zum Himmel! —

Kant schrieb die schöne Abhandlung: Von der Macht des Gemüths, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu werden, bewies aber seine Lehre gerade nicht durch Thaten; besser verstand Seume, der zu Töplitz schlummert, das hohe *perfer et obdura*, und das Leben des veredelten Cynikers ist eine wahre Schule der Lebensweisheit. Das Thier erhält sich durch Instinkt, der Mensch durch den Geist, der über den Leib herrschen soll. Der Purane singt sein Trost- oder Siegeslied, während der Feind seinen Krüppel quält und zerfleischt, denn er will den Schmerz nicht siegen lassen und ein Mann sein. Moriz von Sachsen, todtkrank, lenkte und gewann die Schlacht von Fontenoy, und am Vorabend kündigte sein Feldtheater an: „Morgen wird man aufführen“, als ob man in Paris wäre. Pascal, wenn er sich auch von seinen Phantasmen, daß neben seinem Stuhl ein Abgrund sei, nicht loszumachen wußte, dachte trotz seiner Zahnschmerzen über eine ma-

thematiscbe Aufgabe scharf nach, und weg war sein Zahnebel! — blinde Pfeffer konnte laut auflach ihm Jemand im Gespräch sagte: sie nur, lieber Pfeffer!“

Die Allmacht der Idee, selb krankhaften Idee, zeigt sich nir schaulicher, als in der Geschichte Einsiedler und Mönche, der Fa Bonzen des Orients und andern gionschwärmer u. Selbstquäler. neditiner neuerer Zeit sogar lie einer Operation am Stein weder noch blinden, verließ sich ganz auf stand seines Heiligen und des das er fest an den Mund drückte, 1 gendeter Operation fragte er: sangt ihr denn bald ordentlich an minondas fiel in der Schlacht, u son; der Gedanke des Vaterland Siegs und Nachruhms warfen de Tagesstimmer der Freude auf bi der Sterbenden, wie in mancher Rettungsschlacht von dem Jocke di müßigen Korfen.

Eine Hauptrolle, wenn die Id schen soll, gebührt der Kunst zu we und diese beruht darauf, die vorhe de traurige Idee im Hintergrund növeriren. Reisen sind ein herrlich Streuungsmittel, noch besser ein al mes Ereigniß und wiederkehrendes Ein Unglück neuer Art kann sog alle vergessen machen daher ver es auch die Vorlesung, daß selten e glück allein kommt. So wirkt ein I spiel auf einen Unglücklichen mehr Lustspiel, das ihn anfangs empört. hundertmal habe ich mit Chemistika man die Mnemonik (Gedächtniskun ren wollte, ausgerufen: „Lebte mi der die Kunst zu vergessen!“ aber te leider mit den Niederländern spr „Ich kann meinen Namen nicht an und daher kann ich, so sehr ich die t tage liebe, den Sonntag Remin nicht aussehen, Misericordia domini ich mir noch gefallen, weil solcher zu Kätare, Daasimodogeniti und Du liegt, und Grandi (Gedenke — Geb

Herrn — Freue dich — Gleichsam
ist — Jubelt — (Erhöre) darauf
ehe die sechsundzwanzig Trinitatis
en, was zuviel ist!

bt es eine Mnemonik, so gibt es auch
Memoristik (Kunde des Vergessens),
es gibt gewisse Naturgesetze, die Ver-
herbeiführen, und das Hauptmittel
e gerade entgegengesetzte Idee zur
henden im Kopfe zu machen. Sie
eines Wissens, noch nicht theore-
wohl aber praktisch bearbeitet;
r, Damen und Reiche vergessen
ihre Zusicherungen, Solden eine
forderung, Eltern ihre Kinder
Kinder ihre Eltern, noch leichter
n Brüder und Schwestern, Weibern
Basen vergessen; Freunde vergessen
Freund, Weiber ihre Männer und
ehrt, der Verleger den Autor, selbst
en vergessen ihre Freiheit und ihr
, die größten Virtuosen aber in
unft, zu vergessen, sind die Ver-
derer und Schuldenmacher und die
der Lieberlich und Compagnie!

: Kunst, zu vergessen, ist keine so
Kunst, und dennoch habe ich mich
traurigsten Epoche meines Lebens
r ganze Wochen aufgeheitert durch
inheim ich die unedeln Handlun-
ogenannter Edeln bloß von ihrer
hen Seite aufzufassen mich bemü-
h dann durch Lesung heiterer fo-
r Schriften, die auch heitere Ideen
brachten, und durch Sammlung
aterialien zu diesem Werke; selbst
urige Bemerkung, daß viele dieser
dem Gesetze der Ehre willig sol-
wenn es Ibsesgleichen gilt, nicht
egen Leute, die sie tief unter sich
n, gewann komische Wendung.

Telemach, der zwei Jahre sich
Reisen bilden sollte, floh schon im
Bierteljahr in die Arme der all-
lichen Mama, und theilnehmen-
ännern, die von mir sprachen,
te, er: „Er muß sich nach mir
, ich mich nicht nach ihm.“ Der
forderte seinen Abschied; nur
achteten ihn um so höher; die

Mehrzahl machte Fraubasennäßige Glos-
sen oder sah in ihm Rasperl, der mit
dem Reisebündel auf dem Rücken er-
scheint: „So eben habe ich meinem
Herrn den Abschied gegeben.“ Der alte
Mentor stürzte seinen Herrn von Tele-
mach ins Meer — er mich — und Ter-
the flücht leider nur im Reiche der
Schatten!

Mit Gram und Kummer muß man
es, wie ein Hösling mit seinem überge-
launten Herrn halten, nur sich heiter
gestellt; und man wird heiter, Leib und
Seele gehen sich doch näher an, als Herr
und Diener. Der feinere Schauspieler
versetzt sich wirklich in den Zustand, den
er vorzustellen hat und mimisch nach-
ahmt, und der Furchtsame lenkt die Auf-
merksamkeit von sich ab, wenn er mit
seinem Brauteiler spricht oder allein singt
und pfeift. Friedrich Wilhelm I. zeich-
nete und malte, wenn ihn die Sicht
plagte, und seine Worte: „F. W. malte
unter Schmerzen“ entschuldigen Mißs. Ich
bin aus Erfahrung überzeugt, daß, wenn
man eine Zeitlang auf seinem Kanape,
oder, wenn man keines hat, im alimo-
dischen Großvaterstuhl auch nur die Lach-
muskeln bewegt, man am Ende nicht
bloß mit dem Munde, sondern selbst von
Herzen lachen kann. Sei auch die Stir-
ne gesurrt wie ein neugepflügter Acker,
aufgeglättet — immer aufgeglättet! Das
Uebrige folgt nach und der Fuhrmann
spannt zu Zeiten seine Pferde auch hin-
ter den Wagen.

Voltaire's Jean weint und lacht nach
äußern Umständen, bei übler Vertauung
raminiert er über die Uebel dieser Welt
und weint, hat er vollauf, so lacht er —

Gewiß ist solcher Art das Menschen-
leben,

Daß Jeglichem ein Kobold ward ge-
geben,

Der ihn vom Kummer zum Ver-
gnügen führt.

Mag auch der Mensch aus Götterstoff
bestehn,

Sind doch maschinenartig die Ideen,

Die Seele wechselt stets vor unsrem
Blick,
Und selbst ein düst'rer Heraklit,
Wird, wenn ihm lächelte das Glück,
Bald wiederum zum Demokrit —

und das ist keine Kunst! Mehr Lebens-
weisheit lehrt die reizende Philosophie
Mafarions:

— — — die reizende Philosophie,
Die, was Natur und Schicksal uns ge-
währet,
Bergnügt geniest' und gern den Rest
entbehret,
Die Dinge dieser Welt gern von der
schönen Seite
Betrachtet und auf die guten Leute
Der Unterwelt, so sehr sie Thoren sind,
Nie böse wird, nur lächerlich sie find't
Und sich dazu — sie drum nicht min-
der liebt
Und glücklich, oder nicht, die Welt
Für kein Elysium für keine Hölle hält —

und das ist Kunst! Unsere Moralisten
sind Heraklites und Jean Jacques, wenn
sie in Einsamkeit und Entsaugung, in
Mangel und Armuth predigen; in Ge-
sellschaft, im Wohlstand und Glück wä-
ren sie *ceteris paribus* lauter Demok-
rite und Voltaire's. Indessen gibt es
Finstertinge, namentlich in England, de-
nen Young und Darvey besser behagen
als Sterne und Fielking, und Don
Quixote weit weniger, als Bunyan's
Pilgers Reise in die Ewigkeit.

Wir weinen über Dinge, die keine
reelle Uebel sind; sollten wir nicht auch
über Dinge lachen können, die kein reel-
les Gute sind? Wir leben täglich, wie
dem Frohsinn Alles leichter wird, wie
vertragsam und theilnehmend heitere Lan-
ne ist, sollten wir sie nicht zu unsern
Pflichten zählen? Es kommt nur dar-
auf an, wie die Seele gekält ist, aber
im Ganzen wird der neue Mensch nur
immer über den alten angezogen. Je-
sus ruft uns zu: „Freuet euch allezeit,
seid fröhlich mit den Fröhlichen,“ und
Epiktet verschrieb uns ein herrliches Sach-
rezept, das auch Sterne zum Motto sei-

nes Tristram Shandy wählte: „Nicht die Dinge selbst, sondern unsere Meinungen über diese Dinge afficiren uns.“ So bildete sich mein ländlicher Freund, das Haus voll Franzosen, ein, er sei zu Paris und Gast der Franzosen, gedachte des altdeutschen Rechts der Gütergemeinschaft und saß stets mit heiterer Miene beim schättsamen Spiel in seinem mit Franzosen angefüllten Gastzimmer bei immer leerer werdenden Küche und Keller!

Das Einlabibillet zur Freude ist ein gutes ruhiges Herz, das mit Onkel Toby zu der gebauchten Fliege spricht: „Gehe, ich will dir Nichts thun, gehe! die Welt ist weit genug für mich und dich.“ Geistesfreiheit ist die Mutter des Frohsinns, und der beste Stand für diese Freiheit der Mittelstand an Ehren wie an Gütern. Genieken ist keine Kunst, aber mit Weisheit genießen bringt allein noch Blumen im Schnee des Alters u. ist der heitere Himmel zwischen Regenwolken. Das Leben trägt einmal Socrus und Keihurn, (der Schuß der Komödie und Tragödie im antiken Drama) und nach Homer zwei Fässer, das eine mit Gutem, das andere mit Bösem gefüllt, in Jupiters Vorzimmer; der Melancholiker sieht in letztem das Heidelbergergesäß, der Sanguiniker glaubt, daß jedem sein bescheiden Theil geworden —

Moses hat dies schon erfahren,
Und sein Bruder Aaron.
Noah, und die mit ihm waren,
Sahen nicht die Gnadensonnen,
David, Joseph und Elias,
Petrus, Paulus und Tobias,
Trugen auch ihr Theil davon.

Gerade in der Mischung von Glück und Unglück liegen Gutherzigkeit, Sanftmuth und Liebe, und in unserer Alltagswelt kommt man nicht fort ohne das „wir geben und verlangen wechselseitig Verzeihung,“ was auch nicht mehr denn billig ist. Sehr glückliche Menschen, wie Eroberer oder Leutchen, die von Stufe zu Stufe aufwärts gestiegen sind, ohne selbst zu wissen wie, weil etwa ihre Person dem Herrscher

gefiel oder reiner Zufall sie begünstigte, sind in der Regel die hochmüthigsten, egoistischsten Menschen — wie ganz anders die, welche das Schicksal geschüttelt hat? Herkules und Simson wären ver-gessen, hätte jener sich nicht mit Ungeheuern und dieser mit Philistern herumgebalgt. Unglück hat schon an und für sich etwas Ehrwürdiges, wie Marius auf den Trümmern Karthago's oder Paulus Aemilius blutend und entstellt auf einem Steine zu Cannä: „Barro hat mich zuerst besiegt und dann erst Annibal,“ sagte er und stürzte sich von Neuem in die Schlacht, um den Tag nicht zu überleben. — Anhaltendes Glück aber macht nur gewöhnliche Excellenzen oder Hochwürden und Contingentsoffiziere vor hochgräflichen Pforten.

Der melancholische Britte erschließt sich um ein Nichts, Compere Matthieu distinguirt: „Mein Tod ist entweder nahe oder ferne; ist er nahe, warum ihn noch beschleunigen, ist er ferne, so haben wir ja alle Zeit, den Ausgang des Unglücks abzuwarten.“ Freude und Leid sind Kameraden, selbst der höchste Genuss hienieden endet mit Seufzen und Convulsionen. Auf Regen folgt Sonnenschein, auf den Charfreitag Ostern und Pfingsten, auf Petri Kettenfeier — Petri = Luhlfeier. Wenn wir an etwas denken, das vorüber ist, sehen wir zur Erde, bei etwas Zukünftigem — aufwärts gen Himmel —

Du dich und laß vorüber gahn,
Das Wetter will seinen Willen han. —

Hiob bekam alles Verlorene zwiefältig wieder, große Heerden, Schafe, Kameele, Rinder, Esel und 140 Jahre, so daß er Kinder und KindsKinder sah bis ins vierte Glied. Nur der, der im Lauf eines stürmischen Lebens sein reich betrachtetes Schiffelein in den Abgrund sinken sah und sich selbst kaum ans Ufer rettete, fühlt in dörflicher Resignation, was Seekühe nach dem Sturme sagen will, und Horazens Worte:

Reige bei trübseliger Zeit dich tapfer

Und von unerschüttertem Muth, doch
lern' auch,
Schwellt ein allzu günstiger Wind dein
Segel,

Klüglich es einziehn:

Wahrlich, es ist ein Unglück, nie Unglück gehabt zu haben, wie Polykrates, der seinen ins Meer geworfenen Siegelring selbst wieder in einem Fische fangen mußte, — solche Glückspilze gehören zu den widrigsten Geschöpfen und sterben unbetrüert. Unglück vereint, Glück trennt die Menschen, und zwischen Unglück haben und unglücklich sein ist Gott sei Dank, ein himmelweiter Unterschied. Die Entelieder des Landmanns verstummen vor dem Hagel, die Tranklieder des Wingers vor dem Frost — sie trösten sich mit einem bessern Jahr. Es gibt eine menschliche Allmacht, mit der man sich selbst und die Welt überwindet, Glaube an Gott und an sich selbst. Zerstreung und Zeit sind die Alltagsmittel gegen Unglück, aber da die erste nur vorübergehende, und die letzte höchst langsame Wirkung macht, so sind beide des Weisen weniger würdig, als die Schatzkammer von Beruhigungsgründen, die in dem „Alles ist gut, was nicht anders ist — es ist nun so“ liegt. Hierin liegt so viel Vernunft, daß es eben so vernünftig wäre, sich zu widersetzen, als aufwärts fallen zu wollen. Das Maß ist ein grober Bretttnagel, aber ein bisschen Philosophie söhnt das Maß mit dem Ich will vollkommen aus. — „Es ist nun so, und muß gut sein, bis es besser wird,“ — diese Philosophie umfaßt mehr als Boethius, Epikurus und selbst Seneca, der die Frage aufwirft: Warum dem Guten Uebel zuschloß? so dann selbst auf das biblische: „Wen Gott lieb hat, den züchtigt er,“ verfällt, denn das Böse sei das, was Arznei dem Kranken, und zuletzt mit dem stoischen Diktum kommt: „Wenn du nicht kämpfen willst, so vermagst du zu fliehen. Die Thür steht offen. Gehe hinaus, d. h. begehe Selbstmord“ wie Cato. Wir wollen nicht mit der Thüre ins Haus

fallen und mit der minder gewaltsamen Meinung schließen, daß selbst in der Bastille oder auf dem Asperge das Uebel mehr in Worten als in der Sache liegt, denn Gefängniß ist ja auch ein Haus, aus dem ein Kranker nicht gehen kann, hiezu freie Kost und Logis, Dinte, Feder, Papier, Bücher, humane Aufseher und ein bißchen Geduld, so gibt es sich.

Statt des Treibens der Menschen in der Hauptstadt kann man ja das Treiben der Spazier und Schwalben oder der Wolken beobachten, wobei man wenig verleren wird, und an den hieberei Commandanten von Rieger denken, der Schubarts Schicksal so menschenfreundlich erleichterte. Ja, Einsiedler dieser Art haben sogar gestanden, daß sie dadurch zur Einsicht in sich selbst gekommen und klüger und besser herab als hinaufgestiegen wären!

Nichts beweist mehr die Leere der Güter dieses Lebens, als die gewöhnliche Leere derer, die solche durch Geburt oder Glückfälle im Ueberfluß besitzen, und nie sah ich noch einen recht glücklichen Schurken ganz froh und heiter. Meine Gegenwart machte einen halben Franz Moor niedergeschlagen und düster, während ich die Gesellschaft erheiterte, denn man kann nicht heiter sein, wenn böses Gewissen „Wer da?“ ruft. Nichts erheitert so sehr in spätern Jahren, als wenn man ruhig auf die Vergangenheit zurückblicken kann, keine Vorwürfe sich zu machen und lieber Unrecht erduldet, als Andern wissentlich zugesügt hat. Nichts freut mich jetzt mehr, als daß ich gegen einen rachsüchtigen Schurken doppelt vorsichtig zu Werke gegangen bin und als Schwerebeleidigter lieber Andern, wo es sein konnte, das Richteramt überlassen und endlich ganz das Feld geräumt habe — es war ohnedin kein Feld, wo große Ehre zu holen war.

Vielen in der Unschuld Reichen geht es wie den Kindern, die mit Weihnachtsgeschenken überhäuft werden — die Menge macht ihnen nicht mehr Freude, als ein einzelnes Stück, und viele sind schon von

zuletzt Zuder krank geworden. Mich erheitert nichts so sehr, als wenn ich das Glück personificire und sehe, wie töpelfast es seine blinde Kuh spielt; aber freilich erheitert dies nur, wenn man — nicht mehr mitspielt. Die Makrobier, die auf grünen Auen den Honigsaft der Blumen genießen, ambrosiischen Himmelsstau schlürfen und erst nach tausend Jahren sanft hinüberdämmern aus dem Leben, dessen Glückseligkeit kein Ungemach gestört hat, ohne Arbeit und Nahrungsorgen, sind orphische Fabeln. Wir sind Erda und Olen nennt das Erbelement — die höchste Verbranntheit in der Schöpfung!

Der wahre Philosoph des Lebens ist, wie Voltaire von seinem Marschall von Sachsen sagt: Er bivouakirt so leicht, als ob er auf Eiderdunen mit seiner Matresse schlief, und ein Abendessen bei Lucullus ist ihm nicht mehr, als das Abendbrod eines feiner Husaren:

Wer nie Enthaltsamkeit sich beut,
Dem wird Genuß gar bald verfliehn,
Und wer zu sehr die Armut scheut,
Verdient nicht Reichthum zu genießen.

„Man muß die Menschen nehmen, wie sie einmal sind. Die Erde wäre Paradies, wären die Menschen Engel.“ Diese salomonischen Sprüche dünken mich nicht weiser zu sein, als der Satz: „Wir würden schwerlich zwei Füße haben, wenn wir deren vier hätten!“ Glück ist, wer weise genießt und nicht grübelt, keine Blume auf dem Pfad des Lebens zertritt und alle pflückt, die er erreichen kann. Verflucht sei, wer Frohsinn tabelt und stört, und alles Volk soll sagen: Amen!

Heute lache, wer bis heute
Nie des Lachens sich gefreut!
Wer sich stets des Lachens freute,
Lach' aus vollem Halse heut!

Fröhlichkeit — ein höherer Grad des Frohsinns — ist schon gemischter Natur, die Sinne müssen die Einbildungskraft weden, daher die Gelage der Fröhlichkeit, wo solche dann nicht selten einen Rausch bekommt, der die Ideen unter einander

jagt, wie das Fieber, auf welche Ueberspannung nothwendig Abspannung folgen muß. Hier fehlt die kluge Mäßigkeit oder *temperantia* der Alten, die Ovidius nicht gehabt zu haben scheint, da auf seine Amores — so viele Tristia folgten. Die Cardinaltugend der Mäßigung und Selbstbeherrschung ist ein so herrliches Hülfsmittel des Frohsinns, als die *principis obsta*, altdeutsch: „Laß den Teufel in die Kirche, so will er auch an Altar und Messe lesen.“ Und der Teufel ist nicht allein so, sondern der Mensch, vorzüglich Weiber, ja schon die Kinder, alle im Grunde ein Kinderhause, der um Mäße spielt.

Bete stets, daß der Geist im gesunden Körper gesund bleibt, und rann hebt sich der Schatz des Frohsinns von selbst.

Erweitere dich, mein Herzensschrein,
Du sollst ein Schatzhaus werden,
Von Schätzen, die viel größer sein
Als Himmel Meer und Erden.

Weg mit dem Gold Arabia,
Weg Calmus, Myrrhen, Cassia!

Das Lachen sei mein Saitenspiel,
Und wern mir nichts mehr schmecken
will,

Soll mich dies Manna speisen —
Im Durst soll's sein mein Wasserquell,
In Einsamkeit mein Sprechgestell.
Zu Haus und auch auf Reisen.

Lenz.)

Ein Novellenfragment.

Von Georg Büchner.

Den 20. ging Lenz durchs Gebirg.
Die Gipfel und hohen Bergflächen im
Schnee, die Thäler hinunter graues Ge-
stein, grüne Flächen, Felsen und Tannen.

*) Lenz war Othe's Freund.

Es war nasskalt, das Wasser rieselte die Felsen herunter und sprang über den Weg. Die Aeste der Tannen hingen schwer herab in die feuchte Luft. Am Himmel zogen graue Wolken, aber Alles so dicht, und dann dampfte der Nebel herauf und strich schwer und feucht das Gesträuch, so träg, so plump. Er ging gleichgültig weiter, es lag ihm nichts am Weg bald auf- bald abwärts. Müdigkeit spürte er keine, nur war es ihm manchmal angenehm, daß er nicht auf dem Kopfe gehen konnte. Anfangs drängte es ihm in der Brust, wenn das Gestein so wegsprang, der graue Wald sich unter ihm schüttelte, und der Nebel die Formen halb verschlang, bald die gewaltigen Glieder halb enthüllte; es drängte in ihm, er suchte nach etwas, wie nach verlorenen Träumen, aber er fand nichts. Es war ihm Alles so klein, so nahe, so naß, er hätte die Erde hinter den Felsen setzen mögen, er begriff nicht, daß er so viel Zeit brauchte, um einen Abhang hinunter zu klimmen, einen feinen Punkt zu erreichen; er meinte, er müsse Alles mit ein paar Schritten ausmessen können. Nur manchmal, wenn der Sturm das Gewölk in die Thäler warf, und es den Wald herauf dampfte, und die Stimmen an den Felsen nach wurden, bald wie fein verhallende Donner, und dann gewaltig heran brausten, in Tönen, als wollten sie in ihrem wilden Jubel die Erde besiegen, und die Wolken wie wilde, wiehernde Rosse anzusprengen, und der Sonnenschein dazwischen durchging und kam und sein blitzendes Schwert an den Schneeflächen zog, so daß ein helles, blendendes Licht über die Gipfel in die Thäler schnitt; oder wenn der Sturm das Gewölk abwärts trieb und einen lichtblauen See hineinriß und dann der Wind verhallte und tief unter aus den Schluchten, aus den Wipfeln der Tannen, wie ein Wiegenlied und Glockengeläute heraufsummte, und am tiefen Blau ein leises Roth hinaufkamm und kleine Wölkchen auf silbernen Flügeln durchzogen, u. alle Berggipfel scharf und fest, weit über das Land

hin glänzten und blitzten, riß es ihm in der Brust, er stand, feuchend, den Leib vorwärts gebogen, Augen und Mund weit offen, er meinte, er müsse den Sturm in sich ziehen, Alles in sich fassen, er dehnte sich aus und lag über der Erde, er wühlte sich in das All hinein, es war eine Lust, die ihm wehe that; oder er stand still und legte das Haupt ins Moos und schloß die Augen halb, und dann zog es weit von ihm, die Erde wich unter ihm, sie wurde klein wie ein wandelnder Stern u. tauchte sich in einen brausenden Strom, der seine klare Fluth unter ihm zog. Aber es waren nur Augenblicke, und dann erhob er sich nüchtern, fest, ruhig, als wäre ein Schattenspiel vor ihm vorübergezogen, er wußte von nichts mehr. Gegen Abend kam er auf die Höhe des Gebirgs, auf das Schneefeld, von wo man wieder hinabstieg in die Ebene nach Westen, er setzte sich oben nieder. Es war gegen Abend ruhiger geworden; das Gewölk lag fest und unbeweglich am Himmel; so weit der Blick reichte, nichts als Gipfel, von denen sich breite Flächen hinabzogen, und Alles so still, grau, dämmernd; es wurde ihm entsetzlich einsam, er war allein, ganz allein, er wollte mit sich sprechen, aber er konnte nicht, er wagte kaum zu athmen, das Biegen seines Fußes tönte wie Donner unter ihm, er mußte sich niederlegen; es faßte ihn eine namenlose Angst in diesem Nichts, er war im Leeren, er riß sich auf und slog den Abhang hinunter. Es war finster geworden, Himmel und Erde verschmolzen in Eins. Es war als ginge ihm was nach, und als müsse ihn was Entsetzliches erreichen, etwas das Menschen nicht ertragen können, als jage der Wahnsinn auf Rossen hinter ihm. Endlich hörte er Stimmen, er sah Lichter, es wurde ihm leichter, man sagte ihm, er hätte noch eine halbe Stunde nach Waldbach. Er ging durch das Dorf, die Lichter schienen durch die Fenster, er sah hinein im Vorbeigehen, Kinder am Tische, alte Weiber, Mädchen, Alles ruhige, stille Gesichter, es war ihm, als müsse das Licht von ihnen ausstrahlen, es ward ihm leicht, er war bald in Waldbach im Pfarrhause.

Man saß am Tische, er hinein; die blonden Locken hingen ihm um das bleiche Gesicht, es suchte ihm in den Augen und um den Mund, seine Kleider waren zerrissen. D e r l i n hieß ihn willkommen, er hielt ihn für einen Handwerker. „Sein Sie mir willkommen, obschon Sie mir unbekannt.“ — Ich bin ein Freund von . . . und bringe Ihnen Grüße von ihm. — „Der Name, wenn's beliebt“ . . . — L e n z. — „Ha, ha, ha, ist er nicht gedruckt? Habe ich nicht einige Dramen gelesen, die einem Herrn dieses Namens zugeschrieben werden?“ — Ja, aber belieben Sie, mich nicht darnach zu beurtheilen. — Man sprach weiter, er suchte nach Worten und erzählte rasch, aber auf der Folter; nach und nach wurde er ruhig durch das heimliche Zimmer und die stillen Gesichter, die aus dem Schatten hervortraten, das helle Kinder Gesicht, auf dem alles Licht zu ruhen schien und das neugierig, vertraulich aufschaute, bis zur Mutter, die hinten im Schatten engelgleich stille saß. Er fing an zu erzählen, von seiner Heimath; er zeichnete allerhand Trachten, man drängte sich theilnehmend um ihn, er war gleich zu Haus, sein blaßes Kinder Gesicht, das jetzt lächelte, sein lebendiges Erzählen; er wurde ruhig, es war ihm als träten alte Gestalten, vergessene Gesichter wieder aus dem Dunkeln, alte Lieber wachten auf, er war weg, weit weg. Endlich war es Zeit zum Gehen, man führte ihn über die Straße, das Pfarrhaus, war zu eng, man gab ihm ein Zimmer im Schulhause. Er ging hinauf, es war kalt oben, eine weite Stube, leer, ein hohes Bett im Hintergrund; er stellte das Licht auf den Tisch, und ging auf u. ab, er besann sich wieder auf den Tag, wie er hergekommen, wo er war, das Zimmer im Pfarrhause mit seinen Lichtern und lieben Gesichtern, es war ihm wie ein Schatten, ein Traum, und es wurde ihm leer, wieder wie auf dem Berg, aber er konnte es mit nichts mehr ausfüllen, das Licht war erloschen, die Finsterniß verschlang Alles; eine unnennbare Angst erfaßte ihn, er sprang auf, er lief durchs Zimmer, die Treppe hinunter, vor's Hand;

aber umsonst, Alles finster, nichts, er war sich selbst ein Traum, einzelne Gedanken huschten auf, er hielt sie fest, es war ihm als müsse er immer „Vater unser“ sagen; er konnte sich nicht mehr finden, ein dunkler Instinct trieb ihn, sich zu retten, er stieß an die Steine, er riß sich mit den Nägeln; — der Schmerz fing an, ihm das Bewußtsein wiederzugeben, er stürzte sich in den Brunnenstein, aber das Wasser war nicht tief, er patzte darin. Da kamen Leute, man hatte es gehört, man rief ihm zu. Oberlin kam gelaufen; Lenz war wieder zu sich gekommen, das ganze Bewußtsein seiner Lage stand vor ihm, es war ihm wieder leicht. Jetzt schämte er sich und war betrübt, daß er den guten Leuten Angst gemacht; er sagte ihnen, daß er gewohnt sei, kalt zu baden, und ging wieder hinauf; die Erschöpfung ließ ihn endlich ruhen.

Den andern Tag ging es gut. Mit Oberlin zu Pferde durch das Thal: breite Bergflächen, die aus großer Höhe sich in ein schmales, gewundenes Thal zusammenzogen, das in mannichfachen Richtungen sich hoch an den Bergen hinaufzog; große Felsenmassen, die sich nach unten ausbreiteten, wenig Wald, aber alles im grauen, ernsten Auszuge, eine Aussicht nach Westen in das Land hinein und auf die Bergkette, die sich gerade hinunter nach Süden und Norden zog, und deren Gipfel gewaltig, ernsthaft oder schweigend still, wie ein dämmernder Traum, standen. Gewaltige Lichtmassen, die manchmal aus den Thälern, wie ein goldner Strom, schwoilen, dann wieder Gewölk, das an dem höchsten Gipfel lag und dann langsam den Wald herab in das Thal kamm oder in der Sonnenbligen sich wie ein fliegendes, silbernes Gespenst herabfenkte und hob; kein Lärm, keine Bewegung, kein Vogel, nichts als das bald nahe, bald ferne Wehen des Windes. Auch erschienen Punkte, Gerippe von Hütten, Bretter mit Stroh gedeckt von schwarzer, ernster Farbe. Die Leute, schweigend und ernst, als wagten sie die Ruhe ihres Thales nicht zu stören,

grüßten ruhig, wie sie vorbeiritten. In den Hütten war es lebendig, man drängte sich um Oberlin, er wies zurecht, gab Rath, tröstete; überall zutrauensvolle Blicke, Gebet. Die Leute erzählten Träume, Ahnungen. Dann rasch ins praktische Leben, Wege angelegt, Kanäle gegraben, die Schule besucht. Oberlin war unermüdblich, Lenz fortwährend sein Begleiter bald in Gespräch, bald thätig am Geschäft, bald in die Natur versunken. Es wirkte Alles wohlthätig und beruhigend auf ihn, er mußte Oberlin oft in die Augen sehen, und die mächtige Ruhe, die uns über der ruhenden Natur, im tiefen Wald, in mond hellen, schmelzenden Sommernächten überfällt, schien ihm noch näher in diesem ruhigen Auge, diesem ehrwürdigen ernsten Gesicht. Er war schüchtern; aber er machte Bemerkungen, er sprach. Oberlin war sein Gespräch sehr angenehm, und das anmuthige Kinder Gesicht Lenz's machte ihm große Freude. Aber nur so lange das Licht im Thale lag, war es ihm erträglich; gegen Abend besiel ihn eine sonderbare Angst, er hätte der Sonne nachlaufen mögen; wie die Gegenstände nach und nach schattiger wurden, kam ihm Alles so traumartig, so zuwider vor, es kam ihm die Angst an wie Kindern, die im Dunkeln schlafen; es war ihm als sei er blind; jetzt wuchsf sie, der Alp des Wahnsinns setzte sich zu seinen Füßen, der rettungslose Gedanke, als sei Alles nur sein Traum, öffnete sich vor ihm, er klammerte sich an alle Gegenstände; Gestalten zogen rasch an ihm vorbei, er drängte sich an sie, es waren Schatten, das Leben wich aus ihm und seine Glieder waren ganz starr. Er sprach, er sang, er recitirte Stellen aus Shakspeare, er griff nach Allem, was sein Blut sonst hatte rascher fließen machen, er versuchte Alles, aber kalt, kalt. Er mußte dann hinaus ins Freie — das wenige, durch die Nacht zerstreute Licht, wenn seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt waren, machte ihm besser; er stürzte sich in den Brunnen, die grelle Wirkung des Wassers machte ihm besser, auch hatte er eine geheime Hoffnung auf eine Krankheit; er verrückte

sein Bad jetzt mit weniger Geräusch. Doch je mehr er sich in das Leben hineinlebte, ward er ruhiger, er unterstützte Oberlin, zeichnete, las die Bibel; alte vergangene Hoffnungen gingen in ihm auf; das neue Testament trat ihm hier so entgegen, und eines Morgens ging er hinaus. Wie Oberlin ihm erzählte, wie ihn eine unaufhaltsame Hand auf der Brücke gehalten hätte, wie auf der Höhe ein Glanz seine Augen geblendet hätte, wie er eine Stimme gehört hätte, wie es in der Nacht mit ihm gesprochen, und wie Gott so ganz bei ihm eingelehrt, daß er kindlich seine Loose aus der Tasche holte, um zu wissen, was er thun sollte — dieser Glaube, dieser ewige Himmel im Leben, dieses Sein in Gott: jetzt erst ging ihm die heilige Schrift auf. Wie den Leuten die Natur so nah trat, alles in himmlischen Mysterien! aber nicht gewaltsam majestätisch, sondern noch vertraut! — Er ging des Morgens hinaus, die Nacht war Schnee gefallen, im Thale lag heller Sonnenschein, aber weiterhin die Landschaft halb im Nebel. Er kam bald vom Weg ab und eine sanfte Höhe hinauf, keine Spur von Fußritten mehr, neben einem Tannenwalde hin, die Sonne schnitt Krystalle, der Schnee war leicht und flockig, hie und da Spur von Wild leicht auf dem Schnee, die sich ins Gebirg hinzog. Keine Bewegung in der Luft, als ein leises Wehen, als das Rauschen eines Vogels, der die Flocken leicht vom Schwanz fläubte. Alles so still, und die Bäume weithin mit schwankenden weißen Federn in der tiefblauen Luft. Es wurde ihm heimlich nach und nach, die einförmigen, gewaltigen Flächen und Linien, vor denen es ihm manchmal war, als ob sie ihn mit gewaltigen Tönen anredeten, waren verhallt, ein heimliches Weihnachtsgefühl beschlich ihn, er meinte manchmal, seine Mutter müsse hinter einem Baume hervortreten, groß, und ihm sagen, sie hätte ihm dieses Alles bescheert; wie er hinunterging, sah er, daß um seinen Schatten sich ein Regenbogen von Strahlen legte, es wurde ihm, als hätte ihn was an der Stirn berührt, das Wesen sprach ihn an. Er kam

staunder. Oberlin war im Zimmer, Lenz kam hefter auf ihn zu, und sagte ihm, er möge wohl einmal predigen. „Sind Sie Theologe?“ — Ja! — „Gut, nächsten Sonntag.“

Lenz ging vergnügt auf sein Zimmer, er dachte auf einen Text zum Predigen und versiel in Sinnen, und seine Nächte wurden ruhig. Der Sonntagmorgen kam, es war Thauwetter eingefallen. Vorüberstreifende Wolken, Blau dazwischen, die Kirche lag neben am Berge hinauf, auf einem Vorsprunge, der Kirchhof drum herum. Lenz stand oben, als die Glocke läutete und die Kirchengänger, die Weiber und Mädchen in ihrer ersten schwarzen Tracht, das weiße gefaltete Schnupftuch auf dem Gesangbuch und den Rosmarinzweig, von den verschiedenen Seiten die schmalen Pfade zwischen den Felsen herauf- und herabkamen. Ein Sonnenbild lag manchmal über dem Thal, die laue Luft regte sich langsam, die Landschaft schwamm im Dufte, fernes Geläute, es war, als löste sich Alles in eine barmhertige Welle auf.

Auf dem kleinen Kirchhof war der Schnee weg, dunkles Moos unter den schwarzen Kreuzen, ein verspäteter Rosenstrauch lehnte an der Kirchhofmauer, verspätete Blumen dazu unter dem Moose hervor, manchmal Sonne, dann wieder dunkel. Die Kirche fing an, die Menschenstimmen begegneten sich im reinen hellen Klang; ein Eindruck, als schäue man in reines, durchsichtiges Bergwasser. Der Gesang verhallte, Lenz sprach, er war schüchtern, unter den Tönen hatte sein Starrkrampf sich ganz gelegt, sein ganzer Schmerz wachte jetzt auf und legte sich in sein Herz. Ein süßes Gefühl unendlichen Wohls beschlich ihn. Er sprach einfach mit den Leuten, sie litten alle mit ihm, und es war ihm ein Trost, wenn er über etnige müdgeweinete Augen Schlaf und gequälten Herzen Ruhe bringen, wenn er über dieses von materiellen Bedürfnissen gequälte Sein, diese dumpfen Leiden, den Himmel leiten konnte. Er war fe-

ster geworden, wie er schloß, da fingen die Stimmen wieder an:

Laß in mir die heiligen Schmerzen,
Tiefe Brunnen ganz aufbrechen;
Leiden sei all' mein Gewinnst,
Leiden sei mein Gottesdienst.

Das Drängen in ihm, die Musik, der Schmerz erschütterte ihn. Das All war für ihn in Wunden; er fühlte tiefen unnennbaren Schmerz davon. Jetzt ein anderes Sein, göttliche, zuckende Lippen lüfteten sich über ihm aus und sogen sich an seine Lippen; er ging auf sein einsames Zimmer. Er war allein, allein! Da rauschte die Quelle, Ströme brachen aus seinen Augen, er krümmte sich in sich, es zuckten seine Glieder, es war ihm, als müsse er sich auflösen, er konnte kein Ende finden der Wollust; endlich dämmerte es ihm, er empfand ein leises tiefes Mitleid mit sich selbst, er weinte über sich, sein Haupt sank auf die Brust, er schlief ein, der Vollmond stand am Himmel, die Lodden fielen ihm über die Schläfe und das Gesicht, die Thränen hingen ihm an den Wimpern auf den Wangen — so lag er nun da allein, und Alles war ruhig und still und kalt, und der Mond schien die ganze Nacht und stand über den Bergen.

Am folgenden Morgen kam er herunter, er erzählte Oberlin ganz ruhig, wie ihm die Nacht seine Mutter erschienen sei; sie set in einem weißen Kleid aus der dunkeln Kirchhofmauer hervorgetreten, u. habe eine weiße und eine rothe Rose an der Brust stecken gehabt; sie sei dann in eine Ecke gesunken, und die Rosen, seien langsam über sie gewachsen, sie sei gewiß todt; er sei ganz ruhig darüber. Oberlin versetzte ihm nun, wie er bei dem Tode seines Vaters allein auf dem Felde gewesen sei, und er dann eine Stimme gehört habe, so daß er wußte, daß sein Vater todt sei! und wie er heimgekommen, sei es so gewesen. Das führte sie weiter, Oberlin sprach noch von den Leuten im Gebirge, von Mädchen, die das Wasser und Metall unter der Erde fühlten, von Männern, die auf manchen Bergspitzen

angefast würden und mit einem Geiste rängen: er sagte ihm auch, wie er einmal im Gebirge durch das Schauen in ein leeres tiefes Bergwasser in e'ne Art von Somnambulismus versetzt worden sei. Lenz sagte, daß der Geist des Wassers über ihn gekommen sei, daß er dann etwas von seinem eigenthümlichen Sein empfunden hätte. Er fuhr weiter fort: Die einfachste, reinste Natur Dinge am nächsten mit der elementarischen zusammen; je feiner der Mensch geistig fühlt und lebt, um so abgestumpfter würde dieser elementarische Sinn; er halte ihn nicht für einen hohen Zustand, er sei nicht selbstständig genug, aber er meine, es müsse ein unendliches Wohnegefühl sein, so von dem eigenthümlichen Leben jeder Form berührt zu werden, für Gesteine, Metalle, Wasser und Pflanzen eine Seele zu haben, so traumartig jedes Wesen in der Natur in sich aufzunehmen, wie die Blumen mit dem Zu- und Abnehmen des Mondes die Luft.

Er sprach sich selbst weiter aus, wie in Allem eine unaussprechliche Harmonie, ein Ton, eine Seligkeit sei, die in den höheren Formen mit mehr Organen aus sich herausgriffe, lönte, auffasste und dafür aber auch um so tiefer afficirt würde; wie in den niedrigen Formen Alles zurückgedrängter, beschränkter, dafür aber auch die Ruhe in sich größer sei. Er verfolgte das noch weiter. Oberlin brach es ab, es führte ihn zu weit von seiner einfachen Art ab. Ein andermal zeigte ihm Oberlin Farbentafelchen, er setzte ihm auseinander, in welcher Beziehung jede Farbe mit dem Menschen stände; er brachte zwölf Apostel heraus, deren jeder durch eine Farbe repräsentirt würde. Lenz faste das auf, er spann die Sache weiter, kam in ängstliche Träume, fing an wie Stilling die Apocalypse zu lesen, und las viel in der Bibel.

Um diese Zeit kam Kaufmann zu seiner Braut ins Steinthal. Lenz war Anfangs das Zusammentreffen unangenehm, er hatte sich so ein Plätzchen zurechtgemacht, das bloßen Ruhe war ihm so

losterbar, — und jetzt kam ihm Jemand entgegen, der ihn an so vieles erinnerte, mit dem er sprechen, reden mußte, der seine Verhältnisse kannte. Oberlin wußte von Allen nichts; er hatte ihn aufgenommen, gepflegt; er sah es als eine Schickung Gottes, der den Unglücklichen ihm zugesandt hätte, er liebte ihn herzlich. Auch war es Allen nothwendig, daß er da war, er gehörte zu ihnen, als wäre er schon längst da, und Niemand frug, woher er gekommen und wohin er gehen werte. Ueber Tisch war Lenz wieder in guter Stimmung, man sprach von Literatur, er war auf seinem Gebiete; die idealistische Periode fing damals an, Kaufmann war ein Anhänger davon, Lenz widersprach heftig. Er sagte: Die Dichter, von denen man sagt, sie geben die Wirklichkeit, hätten auch keine Ahnung davon; doch seien sie immer noch erträglicher, als die, welche die Wirklichkeit verklären wollen. Er sagte: Der liebe Gott hat die Welt wohl gemacht, wie sie sein soll, und wir können wohl nicht was Besseres flecken, unser einziges Bestreben soll sein, ihm ein wenig nachzuschaffen. Ich verlange in Allem — Leben, Möglichkeit des Daseins, und dann ist's gut; wir haben dann nicht zu fragen, ob es schön, ob es häßlich ist. Das Gefühl, daß Was geschaffen sei, Leben habe, stehe über diesen Beiden und sei das einzige Kriterium in Kunstfachen. Uebrigens begegne es uns nur selten: in Shakspeare finden wir es, und in den Volksliedern thut es einem ganz, in Goethe manchmal entgegen. Alles Uebrige kann man ins Feuer werfen. Die Leute können auch keinen Hundstall zeichnen. Da wollte man idealistische Gestalten, aber Alles was ich davon gesehen, sind Holzpuppen. Dieser Idealismus ist die schmachlichste Verachtung der menschlichen Natur. Man versuche es einmal, und senke sich in das Leben des Geringssten und gebe es wieder in den Zukungen, den Andeutungen, dem ganzen feinen, kaum bemerkten Mienenspiel; er hätte verglichen versucht im „Hofmeister“ und

den „Soldaten.“ Es sind die prosaischesten Menschen unter der Sonne; aber die Gefühlsader ist in fast allen Menschen gleich; nur ist die Hülle mehr oder weniger dicht, durch die sie brechen muß. Man muß nur Aug' und Ohren dafür haben. Wie ich gestern neben am Thale hinaufging, sah ich auf einem Steine zwei Mädchen sitzen, die eine band ihre Haar auf, die andere half ihr, das goldne Haare hing hinab, ein ernstes bleiches Gesicht, und doch so jung, und die schwarze Tracht, und die andre so sorgsam bemüht. Die schönsten, innigsten Bilder der altdeutschen Schule geben kaum eine Ahnung davon. Man möchte manchmal ein Medusenhaupt sein, um so eine Gruppe in Stein verwandeln zu können, und den Leuten zurufen. Sie standen auf, die schöne Gruppe war zerstört; aber wie sie so hinabstiegen, zwischen den Felsen, war es wieder ein anderes Bild. Die schönsten Bilder, die schwellendsten Töne gruppiren, lösen sich auf.

Nur eins bleibt, eine unendliche Schönheit, die aus einer Form in die andere tritt, ewig aufgeblättert, verändert. Man kann sie aber freilich nicht immer festhalten und in Museen stellen und auf Noten ziehen, und dann Alt und Jung herbeirufen, und die Buben und Alten darüber radotiren und sich entzücken lassen. Man muß die Menschheit lieben, um in das eigenthümliche Wesen jedes einzubringen; es darf einem keiner zu gering, keiner zu häßlich sein, erst dann kann man sie verstehen; das unbedeutendste Gesicht macht einen tieferen Eindruck, als die bloße Empfindung des Schönen, und man kann die Gestalten aus sich heraustreten lassen, ohne etwas vom Aeußeren hinein zu kopiren, wo einem kein Leben, keine Muskeln, kein Puls entgegenschwillt und pocht. Kaufmann warf ihm vor, daß er in der Wirklichkeit doch keine Typen für einen Apoll von Belvedere oder eine Raphaelische Madonna finden würde. Was liegt daran, versetzte er, ich muß gestehen, ich

fühle mich dabei sehr todt. Wenn ich in mir arbeite, kann ich auch wohl was dabei fühlen, aber ich thue das Beste daran. Der Dichter und Bildende ist mir der Liebste, der mir die Natur am Wirklichsten gibt, so daß ich über seinem Gebilde fühle; alles Uebrige stört mich. Die holländischen Maler sind mir lieber, als die italienischen, sie sind auch die einzigen fastischen; ich kenne nur zwei Bilder, und zwar von Niederländern, die mir einen Eindruck gemacht hätten, wie das neue Testament; das Eine ist, ich weiß nicht von wem, Christus und die Jünger von Emaus: Wenn man so liest, wie die Jünger hinausgingen, es liegt gleich die ganze Natur in den Paar Worten. Es ist ein trüber, dämmernder Abend, ein einförmiger rother Streifen am Horizont, halbfinster auf der Straße, da kommt ein Unbekannter zu ihnen, sie sprechen, er bricht das Brod, da erkennen sie ihn, in einfachmenschlicher Art, und die göttlich-leidenden Züge reden ihnen deutlich, und sie erschrecken, denn es ist finster geworden, und es tritt sie etwas Unbegreifliches an, aber es ist kein gespenstisches Grauen, es ist, wie wenn einem ein geliebter Todter in der Dämmerung in der alten Art entgegenträte; so ist das Bild mit dem einförmigen, bräunlichen Ton darüber, dem trüben stillen Abend. Dann ein Anderes: Eine Frau sitzt in ihrer Kammer, das Gebetbuch in der Hand. Es ist sonntäglich aufgeputzt, der Sand zerstreut, so heimlich rein und warm. Die Frau hat nicht zur Kirche gekonnt und sie verrichtet die Andacht zu Haus; das Fenster ist offen, sie sitzt danach hingewandt, und es ist, als schwebten zu dem Fenster über die weite ebene Landschaft die Glockentöne von dem Dorfe herein und verhallt der Sang der nahen Gemeinde aus der Kirche her, und die Frau liest den Text nach. — In der Art sprach Lenz weiter, man horchte auf, es iraf Alles, er war roth geworden über den Reden, und bald lächelnd, bald ernst, schüttelte er die blonden Locken. Er hatte sich ganz vergessen. Nach dem Essen nahm ihn

Kaufmann bei Seite. Er hatte Briefe von Lenzen's Vater erhalten, sein Sohn sollte zurück, ihn unterstützen. Kaufmann sagte ihm, wie er sein Leben hier verschleudre, unnütz verliere, er solle sich ein Ziel setzen und dergleichen mehr. Lenz fuhr ihn an: Hier weg, weg! nach Haus? Toll werden dort? Du weißt, ich kann es nirgends aushalten, als da herum, in der Gegend. Wenn ich nicht manchmal auf einen Berg künnte und die Gegend sehen könnte, und dann wieder herunter ins Haus durch den Garten gehn, und zum Fenster hineinsehn, — ich würde toll! toll! Laßt mich doch in Ruhe! Nur ein bißchen Ruhe jetzt, wo es mir ein wenig wohl wird! Weg? Ich verstehe das nicht mit den zwei Worten ist die Welt verbumzt. Jeder hat was nöthig; wenn er ruhen kann, was könnt' er mehr haben! Immer steigen, ringen und so in Ewigkeit Alles, was der Augenblick gibt, wegwerfen und immer darben, um einmal zu genießen! Dürsten, während einem helle Quellen über den Weg sprinzen! Es ist mir jetzt erträglich, und da will ich bleiben; warum? warum? Eben weil es mir wohl ist; was will mein Vater? Kann er mir geben? Unmöglich! Laßt mich in Ruhe. — Er wurde heftig, Kaufmann ging, Lenz war verstimmt.

Am folgenden Tage wollte Kaufmann weg, er beredete Oberlin, mit ihm in die Schweiz zu gehen. Der Wunsch, Ravater, den er längst durch Briefe kannte, auch persönlich kennen zu lernen, bestimmte ihn. Er sagte es zu. Man mußte einen Tag länger wegen der Zurüstungen warten. Lenz fiel das aufs Herz, er hatte, um seiner unendlichen Qual los zu werden, sich ängstlich an Alles geklammert; er fühlte in einzelnen Augenblicken tief, wie er sich Alles nur zurecht machte; er ging mit sich um wie mit einem kranken Kinde, manche Gedanken, mächtige Gefühle wurde er nur mit der größten Angst los, da trieb es ihn wieder mit unendlicher Gewalt darauf, er zitterte, das Haar sträubte ihm fast, bis

er es in der ungeheuersten Anspannung erschöpfte. Er reuete sich in eine Gestalt, die ihm immer vor Augen schwebte, und in Oberlin; seine Worte, sein Gesicht thaten ihm unendlich wohl. So sah er mit Anzucht dessen Abreise entgegen.

Es war Lenzen unheimlich, jetzt allein im Hause zu bleiben. Das Wetter war milde geworden, er beschloß, Oberlin zu begleiten, ins Gebirg. Auf der andern Seite, wo die Thäler in die Ebne ausliefen, trennten sie sich. Er ging allein zurück. Er durchstrich das Gebirg in verschiedenen Richtungen, breite Flächen zogen sich in die Thäler herab, wenig Wald, nichts als gewaltige Linien und weiter hinaus die weite, rauchende Ebne, in der Luft ein gewaltiges Wehen, nirgends eine Spur von Menschen, als hier und da eine verlassene Hütte, wo die Hirten den Sommer zubrachten, an den Abhängen geliebt. Er wurde still, vielleicht fast träumend, es verschmolz ihm Alles in eine Linie, wie eine steigende und sinkende Welle, zwischen Himmel und Erde, es war ihm als läge er an einem unendlichen Meer, das leise auf u. ab wogte. Manchmal saß er, dann ging er wieder, aber langsam träumend. Er suchte seinen Weg. Es war finster Abend, als er an eine bewohnte Hütte kam, im Abhange nach dem Steinthal. Die Thüre war verschlossen, er ging ans Fenster; durch das ein Lichtstrahl fiel. Eine Lampe erhellte fast nur einen Punkt, ihr Licht fiel auf das bleiche Gesicht eines Mädchens, das mit halb geöffneten Augen, leise die Lippen bewegend, dahinter ruhte. Weiter weg im Dunkel saß ein altes Weib, das mit schnarrender Stimme aus einem Gelangbuche sang. Nach langem Klopfen öffnete sie; sie war halb taub, sie trug Lenz einiges Essen auf und wies ihm eine Schlafstelle an, wobei sie beständig ihr Lied fortsang. Das Mädchen hatte sich nicht gerührt. Einige Zeit darauf kam ein Mann herein, er war lang und hager, Spuren von grauen Haaren, mit unruhigem, verwirrtem Gesicht. Er trat zum Mädchen, sie suchte auf und wurde

unruhig. Er nahm ein getrocknetes Kraut von der Wand und legte ihr die Blätter auf die Hand, so daß sie ruhiger wurde u. verständliche Worte in langsam ziehenden, durchschneidenden Tönen summt. Er erzählte, wie er eine Stimme im Gebirge gehört und dann über den Thälern ein Wetterleuchten gesehen habe, auch habe es ihn angefaßt, und er habe damit gerungen wie Jakob. Er warf sich nieder und betete leise mit Inbrunst, während die Kranke in einem langsam ziehenden, leise verhallenden Tone sang. Dann gab er sich zur Ruhe.

Lenz schlummerte träumend ein, und dann hörte er im Schlafe, wie die Uhr tickte. Durch das leise Singen des Mädchens und die Stimme der Alten zugleich lönte das Säusen des Windes bald näher, bald ferner, und der bald helle, bald verhüllte Mond warf sein wechselndes Licht traumartig in die Stube. Einmal wurden die Töne lauter, das Mädchen redete deutlich und bestimmt, sie sagte, wie auf der Klippe gegenüber eine Kirche stehe. Lenz sah auf, und sie saß mit weitgeöffneten Augen aufrecht hinter dem Tische, und der Mond warf sein stilles Licht auf ihre Züge, von denen ein unheimlicher Glanz zu strahlen schien; zugleich schnarrte die Alte, und über diesem Wechseln und Sinken des Lichts, des Tönen und Stimmens schlief endlich Lenz tief ein.

Er erwachte früh, in der dämmernden Stube schlief Alles, auch das Mädchen war ruhig geworden, sie lag zurückgelehnt, die Hände gefaltet unter der linken Wange; das Geisterhafte aus ihren Zügen war verschwunden, sie hatte jetzt einen Ausdruck unbeschreiblichen Leidens. Er trat ans Fenster und öffnete es, die kalte Morgenluft schlug ihm entgegen. Das Haus lag am Ende eines schmalen, tiefen Thales, das sich nach Osten öffnete, rotthe Strahlen schossen durch den grauen Morgenhimmel in das dämmernde Thal, das im weißen Rauch lag, und funkelten am grauen Gestein und trafen in die Fenster der Hütten. Der Mann erwachte, seine Augen trafen auf ein erleuchtet Bild an

Figuren auf die Wand gezeichnet. Oberlin sagte ihm, er möge sich zu Gott wenden; da lachte er und sagte: ja wenn ich so glücklich wäre, wie Sie, einen so behaglichen Zeitvertreib aufzufinden, ja man könnte sich die Zeit schon so ausfüllen. Alles aus Müßiggang. Denn die Meisten beten aus Langeweile, die Andern verliehen sich aus Langeweile, die Dritten sind tugendhaft, die Vierten lasterkraft, und ich gar nichts, gar nichts, ich mag mich nicht einmal umbringen: es ist zu langweilig:

O Gott in Deines Lichtes Welle,
In Deines glüh'nden Mittags Helle,
Sind meine Augen wund gewacht,
Wird es denn niemals wieder Nacht?

Oberlin blickte ihn unwillig an und wollte gehen. Lenz huschte ihm nach und, indem er ihn mit unheimlichen Augen ansah: Sehn Sie, jetzt kommt nkr doch was ein, wenn ich nur unterscheiden könnte, ob ich träume oder wache; sehn Sie, das ich sehr wichtig, wir wollen es untersuchen. — er huschte dann wieder ins Bett. Den Nachmittag wollte Oberlin in der Nähe einen Besuch machen; seine Frau war schon fort; er war im Begriffe wegzugehen, als es an seine Thüre klopfte, und Lenz hereintrat mit vorwärts gebogenem Leib, niederwärts hängendem Haupt, das Gesicht über und über und das Kleid hie und da mit Asche bestreut, mit der rechten Hand den linken Arm haltend. Er bat Oberlin, ihm den Arm zu ziehen, er hätte ihn verrenkt, er hätte sich zum Fenster heruntergestürzt; weil es aber Niemand gesehen, wolle er es auch Niemand sagen. Oberlin erschrocken befragte, doch sagte er nichts, er that, was Lenz begehrte; zugleich schrieb er an den Schulmeister von Bellefosse, er möge herunterkommen, und gab ihm Instruktionen, dann ritt er weg. Der Mann kam. Lenz hatte ihn schon oft gesehen und hatte sich an ihn angeschlossen. Er that, als hätte er mit Oberlin etwas reden wollen, wollte dann wieder weg. Lenz bat ihn zu bleiben, und sie blieben so beisammen. Lenz schlug noch einen Spaziergang nach Fouday vor. Er besuchte das Grab des

Kindes, das er hatte erwecken wollen, kniete zu verschiedenen Malen nieder, küßte die Erde des Grabes, schien beiseit, doch mit großer Verwirrung, riß Etwas von den auf dem Grabe stehenden Blumen ab, als ein Andenken, ging wieder zurück nach Waldbach, kehrte wieder um und Sebastian mit. Bald ging er langsam und klagte über große Schwäche in den Gliedern, dann ging er mit verzweifelnder Schnelligkeit; die Landschaft bränstigte ihn, sie war so eng, daß er an Alles zu stoßen fürchtete. Ein unbeschreibliches Gefühl des Mißbehagens besiel ihn, sein Begleiter ward ihm endlich lästig, auch mochte er seine Absicht errathen und suchte ihn zu entfernen. Sebastian schien ihm nachzugeben, fand aber heimlich Mittel, seinen Bruder von der Gefahr zu benachrichtigen, und nun hatte Lenz zwei Aufseher, statt einen. Er zog sie weiter herum; endlich ging er nach Waldbach zurück, und da sie nahe am Dorfe waren, kehrte er wie ein Blig wieder um und sprang wie ein Hirsch gen Fouday zurück. Indem sie ihn in Fouday suchten, kamen zwei Krämer und erzählten ihnen, man hätte in einem Hause einen Fremden gebunden, der sich für einen Mörder ausgäbe, der aber gewiß kein Mörder sein könne. Sie liefen in das Haus und fanden es so. Ein junger Mensch hatte ihn auf sein ungestümes Drängen in der Angst gebunden. Sie banden ihn los und brachten ihn glücklich nach Waldbach, wo Oberlin indessen und seine Frau zurückgekommen war. Er sah verwirrt aus, da er aber merkte, daß er liebevoll und freundlich empfangen wurde, bekam er wieder Muth, sein Gesicht veränderte sich vortheilhaft, er dankte seinen beiden Begleitern freundlich und zärtlich, und der Abend ging ruhig herum. Oberlin bat ihn inständig, nicht mehr zu kranken, die Nacht ruhig im Bette zu bleiben, und wenn er nicht schlafen könne, sich mit Gott zu unterhalten. Er versprach's und that es so die folgende Nacht; die Mägde hörten ihn fast die ganze Nacht hindurch beten. —

Den folgenden Morgen kam er mit vergnügter Miene auf Oberlin's Zimmer. Nachdem sie Verschiedenes gesprochen hatten, sagte er mit ausnehmender Freundlichkeit: Liebster Herr Pfarrer, das Frauenzimmer, wovon ich Ihnen sagte, ist gestorben, ja gestorben, der Engel! — „Woher wissen Sie das?“ — Hieroglyphen, Hieroglyphen — und dann zum Himmel geschaut und wieder: ja gestorben — Hieroglyphen. — Es war dann nichts weiter aus ihm zu bringen. Er setzte sich und schrieb einige Briefe, gab sie dem Oberlin mit der Bitte einige Zeilen dazu zu setzen.

Sein Zustand war indessen immer trostloser geworden. Alles, was er an Ruhe aus der Nähe Oberlin's und aus der Stille des Thales geschöpft hatte, war weg; die Welt die er hatte nutzen wollen, hatte einen ungeheuern Riß; er hatte keinen Haß, keine Liebe, keine Hoffnung — eine schreckliche Leere und doch eine folternde Unruhe, sie auszufüllen. Er hatte Nichts. Was er that, that er mit Bewußtsein, und doch zwang ihn ein innerlicher Instinct. Wenn er allein war, war es ihm so entsetzlich einsam, daß er beständig laut mit sich redete, rief, und dann erschrock er wieder, und es war ihm, als hätte eine fremde Stimme mit ihm gesprochen. Im Gespräch stotterte er oft, eine unbeschreibliche Angst besiel ihn, er hatte das Ende seines Sages verloren; dann meinte er, er müsse das zuletzt gesprochene Wort behalten und immer sprechen, nur mit großer Anstrengung unterdrückte er diese Geülste. Es bekümmerte die guten Leute tief, wenn er manchmal in ruhigen Augenblicken bei ihnen saß und unbefangenen sprach, und er dann stotterte, und eine ausiprechliche Angst sich in seinen Zügen malte, er die Personen, die ihm zunächst saßen, krampfhaft am Arme fastete und erst nach und nach wieder zu sich kam. War er allein, oder las er, war's noch ärger, all seine geistige Thätigkeit blieb manchmal in einem Gedanken hängen; dachte er an eine fremde Person, oder stellte er sie sich lebhaft vor, so war es ihm

Reiße nieder; der Tod erschreckte ihn, ein heftiger Schmerz faßte ihn an, tiefe Züge, dieses stille Gesicht sollten verwesen, er warf sich nieder; er betete mit allem Jammer der Verzweiflung, daß Gott ein Zeichen an ihm thue, und das Kind beleben möge, wie er schwach und unglücklich sei; dann sank er ganz in sich und wühlte all' seinen Willen auf einen Punkt; so saß er lange starr. Dann erhob er sich und faßte die Hände des Kindes und sprach laut und fest: „Stehe auf und wandle!“ Aber die Wände hallten ihm nüchtern den Ton nach, daß es zu spotten schien, und die Reiße blieb kalt. Da stürzte er halb wahnsinnig nieder, dann jagte es ihn auf, hinaus ins Gebirg. Wolken zogen rasch über den Mond; bald Alles im Finstern, bald zeigten sie die nebelhaft verschwindende Landschaft im Mondschein. Er rannte auf und ab. In seiner Brust war ein Triumphgesang der Hölle. Der Wind klang wie ein Titanenlied, es war ihm, als könne er eine ungeheure Faust hinauf in den Himmel ballen und Gott berbeistreichen und zwischen Wolken schleifen; als könnte er die Welt mit den Zähnen zermalmen und sie dem Schöpfer ins Gesicht speien; er schwur, er lästerte. So kam er auf die Höhe des Gebirges, und das ungewisse Licht dehnte sich hinunter, wo die weißen Steinmassen lagen, und der Himmel war ein dummes blaues Auge, und der Mond stand ganz lächerlich drin, einfältig. Lenz mußte laut lachen, und mit dem Lachen griff der Atheismus in ihn und faßte ihn ganz sicher und ruhig und fest. Er wußte nicht mehr, was ihn vorhin so bewegt hatte, es fror ihn, er dachte, er wolle jetzt zu Bette gehn, und er ging kalt und unerschütterlich durch das unheimliche Dunkel, — es war ihm Alles leer und hohl, er mußte laufen und ging zu Bette.

Am folgenden Tage befahl ihn ein großes Grauen vor seinem gestrigen Zustand, er stand am Abgrunde, wo eine wahnsinnige Lust ihn trieb, immer wie-

der hineinzuschauen und sich diese Qual zu wiederholen. Dann strigerte sich seine Angst, die Sünde und der heilige Geist standen vor ihm.

Einige Tage darauf kam Oberlin aus der Schweiz zurück, viel früher, als man es erwartet hatte. Lenz war darüber betroffen. Doch wurde er heiter, als Oberlin ihm von seinen Freunden im Elßaß erzählte. Oberlin ging dabei im Zimmer hin und her und packte aus, legte hin. Dabei erzählte er von Pfesfel, das Leben eines Landgeistlichen glücklich preisend. Dabei mahnte er ihn, sich in den Wunsch seines Vaters zu fügen, seinem Berufe gemäß zu leben, heimzukehren. Er sagte ihm: Ehre Vater und Mutter, und dergleichen mehr. Ueber dem Gespräch gerieth Lenz in heftige Unruhe; er stieß tiefe Seufzer aus, Thränen drangen ihm aus den Augen, er sprach abgebrochen. Ja, ich halt' es aber nicht aus; wollen Sie mich verstoßen? Nur in Ihnen ist der Weg zu Gott. Doch mit mir ist's aus! Ich bin abgefallen, verdammt in Ewigkeit, ich bin der ewige Jude. Oberlin sagte ihm, dafür sei Jesus gestorben, er möge sich brünnlich an ihn wenden, und er würde Theil haben an seiner Gnade.

Lenz erhob das Haupt, rang die Hände und sagte: Ach! äch! göttlicher Trost. Dann frug er plötzlich freundlich, was das Frauenzimmer mache. Oberlin sagte, er wisse von nichts, er wolle ihm aber in Allem helfen und ratthen, er müsse ihm aber Ort, Umstände und Person angeben. Er antwortete nichts, wie gebrochene Worte: ach sie ist todt! Lebt sie noch? du Engel, sie liebte mich — ich liebte sie, sie war's würdig, o du Engel! Versuchte Eifersucht, ich habe sie aufgeopfert — sie liebte noch einen Andern — ich liebte sie, sie war's würdig, — o gute Mutter, auch die liebte mich. Ich bin ein Mörder. Oberlin versetzte: vielleicht lebten alle diese Personen noch, vielleicht vergnügt; es möge sein, wie es wolle, so könne und werde Gott, wenn er sich zu ihm bekehrt haben würde, diesen Personen auf sein Ge-

bet und Thränen soviel Gutes erweisen, daß der Nutzen, den sie alsdann von ihm hätten, den Schaden, den er ihnen zugefügt, vielleicht überwiegen würde. Er wurde darauf nach und nach ruhiger und ging wieder an sein Malen.

Den Nachmittag kam er wieder, auf der linken Schulter hatte er ein Stück Pelz und in der Hand ein Bündel Gersten, die man Oberlin nebst einem Briefe für Lenz mitgegeben hatte. Er reichte Oberlin die Gersten mit dem Begehren, er sollte ihn damit schlagen. Oberlin nahm die Gersten aus seiner Hand, drückte ihm einige Küsse auf den Mund und sagte: dies wären die Streiche, die er ihm zu geben hätte, er möchte ruhig sein, seine Sache mit Gott allein ausmachen, alle möglichen Schläge würden keine einzige seiner Sünden tilgen; dafür hätte Jesus geforgt, zu dem möchte er sich wenden. Er ging.

Beim Nachessen war er wie gewöhnlich etwas tiefsinnig. Doch sprach er von allerlei, aber mit ängstlicher Hast. Um Mitternacht wurde Oberlin durch ein Geräusch geweckt. Lenz rannte durch den Hof, rief mit hohler, harter Stimme den Namen Friederike, mit äußerster Schnelle. Berwirrung und Verzweiflung ausgesprochen, er stürzte sich dann in den Brunnen, packte darin, wieder heraus und herauf in sein Zimmer, wieder herunter in den Trog, und so einige Mal, endlich wurde er still. Die Mägde, die in der Kinderstube unter ihm schliefen, sagten, sie hätten oft, insonderheit aber in selbiger Nacht, ein Brummen gehört, das sie mit nichts als mit dem Tone einer Haberpfeife zu vergleichen wußten. Vielleicht war es sein Winkeln, mit hohler, fürchterlicher, verzweifelter Stimme.

Am folgenden Morgen kam Lenz lange nicht. Endlich ging Oberlin hinauf in sein Zimmer; er lag im Bett ruhig und unbeweglich. Oberlin mußte lange fragen, ehe er Antwort bekam; endlich sagte er: Ja, Herr Pfarrer, sehen Sie, die Langeweile! die Langeweile! o! so langweilig, ich weiß gar nicht mehr, was ich sagen soll, ich habe schon alle

Figuren auf die Wand gezeichnet. Oberlin sagte ihm, er möge sich zu Gott wenden; da lachte er und sagte: ja wenn ich so glücklich wäre, wie Sie, einen so behaglichen Zeitvertreib aufzufinden, ja man könnte sich die Zeit schon so ausfüllen. Alles aus Müßiggang. Denn die Meisten beten aus Langeweile, die Andern verlieben sich aus Langeweile, die Dritten sind tugendhaft, die Vierten lasterhaft, und ich gar nichts, gar nichts, ich mag mich nicht einmal umbringen: es ist zu langweilig:

O Gott in Deines Lichtes Welle,
In Deines glüh'nden Mittags Helle,
Sind meine Augen wund gewacht,
Wird es denn niemals wieder Nacht?

Oberlin blickte ihn unwillig an und wollte gehen. Lenz huschte ihm nach und, indem er ihn mit unheimlichen Augen ansah: Sehn Sie, jetzt kommt mir doch was ein, wenn ich nur unterschreiben könnte, ob ich träume oder wache; sehn Sie, das ich sehr wichtig, wir wollen es untersuchen. — er huschte dann wieder ins Bett. Den Nachmittag wollte Oberlin in der Nähe einen Besuch machen; seine Frau war schon fort; er war im Begriffe wegzugehen, als es an seine Thüre klopfte, und Lenz hereintrat mit vorwärts gebogenem Leib, niederwärts hängendem Haupt, das Gesicht über und über und das Kleid hie und da mit Asche bestreut, mit der rechten Hand den linken Arm haltend. Er bat Oberlin, ihm den Arm zu ziehen, er hätte ihn verrenkt, er hätte sich zum Fenster heruntergestürzt; weil es aber Niemand gesehen, wolle er es auch Niemand sagen. Oberlin erschrad heftig, doch sagte er nichts, er that, was Lenz begehrte; zugleich schrieb er an den Schulmeister von Bellesofse, er möge herunterkommen, und gab ihm Instruktionen, dann ritt er weg. Der Mann kam. Lenz hatte ihn schon oft gesehen und hatte sich an ihn attachirt. Er that, als hätte er mit Oberlin etwas reden wollen, wollte dann wieder weg. Lenz bat ihn zu bleiben, und sie blieben so beisammen. Lenz schlug noch einen Spaziergang nach Foubay vor. Er besuchte das Grab des

Kindes, das er hatte erwecken wollen, kniete zu verschiedenen Malen nieder, küßte die Erde des Grabes, schien betend, doch mit großer Verwirrung, riß Etwas von den auf dem Grabe stehenden Blumen ab, als ein Andenken, ging wieder zurück nach Waldbach, kehrte wieder um und Sebastian mit. Bald ging er langsam und klagte über große Schwäche in den Gliedern, dann ging er mit verzweifelnder Schnelligkeit; die Landschaft bränstigte ihn, sie war so eng, daß er an Alles zu stoßen fürchtete. Ein unbeschreibliches Gefühl des Mißbehagens besiel ihn, sein Begleiter ward ihm endlich lästig, auch mochte er seine Absicht errathen und suchte ihn zu entfernen. Sebastian schien ihm nachzugeben, fand aber heimlich Mittel, seinen Bruder von der Gefahr zu benachrichtigen, und nun hatte Lenz zwei Aufseher, statt einen. Er zog sie weiter herum; endlich ging er nach Waldbach zurück, und da sie nahe am Dorfe waren, kehrte er wie ein Blitz wieder um und sprang wie ein Hirsch gen Foubay zurück. Indem sie ihn in Foubay suchten, kamen zwei Krämer und erzählten ihnen, man hätte in einem Hause einen Fremden gebunden, der sich für einen Mörder ausgäbe, der aber gewiß kein Mörder sein könne. Sie liefen in das Haus und fanden es so. Ein junger Mensch hatte ihn auf sein ungestümes Drängen in der Angst gebunden. Sie banden ihn los und brachten ihn glücklich nach Waldbach, wo Oberlin indessen und seine Frau zurückgekommen war. Er sah verwirrt aus, da er aber merkte, daß er liebevoll und freundlich empfangen wurde, bekam er wieder Muth, sein Gesicht veränderte sich vortheilhaft, er dankte seinen beiden Begleitern freundlich und zärtlich, und der Abend ging ruhig herum. Oberlin bat ihn inständig, nicht mehr zu baren, die Nacht ruhig in Bette zu bleiben, und wenn er nicht schlafen könne, sich mit Gott zu unterhalten. Er versprach's und that es so die folgende Nacht; die Mägde hörten ihn fast die ganze Nacht hindurch beten. —

Den folgenden Morgen kam er mit vergnügter Miene auf Oberlin's Zimmer. Nachdem sie Verschiedenes gesprochen hatten, sagte er mit ausnehmender Freundlichkeit: Liebster Herr Pfarrer, das Frauenzimmer, wovon ich Ihnen sagte, ist gestorben, ja gestorben, der Engel! — „Woher wissen Sie das?“ — Hieroglyphen, Hieroglyphen — und dann zum Himmel geschaut und wieder: ja gestorben — Hieroglyphen. — Es war dann nichts weiter aus ihm zu bringen. Er setzte sich und schrieb einige Briefe, gab sie dem Oberlin mit der Bitte einige Zeilen dazu zu setzen.

Sein Zustand war indessen immer trostloser geworden. Alles, was er an Ruhe aus der Nähe Oberlin's und aus der Stille des Thales geschöpft hatte, war weg; die Welt die er hatte nutzen wollen, hatte einen ungeheuern Miß; er hatte keinen Haß, keine Liebe, keine Hoffnung — eine schreckliche Leere und doch eine folternde Unruhe, sie auszufüllen. Er hatte Nichts. Was er that, that er mit Bewußtsein, und doch zwang ihn ein innerlicher Instinct. Wenn er allein war, war es ihm so entsetzlich einsam, daß er beständig laut mit sich redete, rief, und dann erschrad er wieder, und es war ihm, als hätte eine fremde Stimme mit ihm gesprochen. Im Gespräch stotterte er oft, eine unbeschreibliche Angst besiel ihn, er hatte das Ende seines Sages verloren; dann meinte er, er müsse das zuletzt gesprochene Wort behalten und immer sprechen, nur mit großer Anstrengung unterdrückte er diese Geülste. Es bekümmerte die guten Leute tief, wenn er manchmal in ruhigen Augenblicken bei ihnen saß und unbefangenen sprach, und er dann stotterte, und eine ausgesprochene Angst sich in seinen Zügen malte, er die Personen, die ihm zunächst saßen, krampfhaft am Arme faßte und erst nach und nach wieder zu sich kam. War er allein, oder lag er, war's noch ärger, all seine geistige Thätigkeit blieb manchmal in einem Gedanken hängen; dachte er an eine fremde Person, oder stellte er sie sich lebhaft vor, so war es ihm

als würde er sie selbst, er verwirrte sich selbst, und dabei hatte er einen unendlichen Trieb, mit Allem um ihn im Geiste willkürlich umzugehen; die Natur, Menschen, nur Oberlin ausgenommen. — Alles traumartig, kalt; er amüßte sich die Häuser auf die Dächer zu stellen, die Menschen an- und auszukleiden, die wahnwitzigsten Pöffen auszusinnen. Manchmal fühlte er einen unwiderstehlichen Drang, das Ding, das er gerade im Sinne hatte, auszuführen, und dann schnitt er entsefliche Fragen. Einst saß er neben Oberlin, die Kage lag gegenüber auf einem Stuhl. Plötzlich wurden seine Augen starr, er hielt sie unverrückt auf das Thier gerichtet; dann alit er langsam den Stuhl hinunter, die Kage ebenfalls, sie war wie bezaubert von seinem Blick, sie gerieth in ungeheure Angst, sie sträubte sich schon, Lenz mit den nämlichen Tönen, mit fürchterlichem, entseflichem Gesichte; wie in Verzweiflung stürzten Beide aufeinander los, da endlich erhob sich Madame Oberlin, um sie zu trennen. Dann war er wieder tief beschämt. Die Zufälle des Nachts steigerten sich auf's Schrecklichste. Nur mit der größten Mühe schlief er ein, während er zuvor noch die schreckliche Leere zu füllen versucht hatte. Dann gerieth er zwischen Schlaf u. Wachen in einen entseflichen Zustand; er stieß an etwas Grauenhaftes, Entsefliches, der Wahnsinn packte ihn, er fuhr mit fürchterlichem Schreien, in Schweiß gebadet, auf, und erst nach und nach fand er sich wieder. Er mußte dann mit den einfachsten Dingen anfangen, um wieder zu sich zu kommen. Eigentlich nicht er that es, sondern ein mächtiger Erhaltungstrieb; es war als sei er doppelt, u. der eine Theil suche den andern zu retten, und rufe sich selbst zu; er erzählte, er sagte in der bestigsten Angst Gedichte her, bis er wieder zu sich kam.

Auch bei Tage bekam er diese Zufälle, sie waren dann noch schrecklicher; denn sonst hatte ihn die Felle davor bewahrt. Es war ihm dann, als existire er allein, als bestände die Welt nur in seiner Etbildung, als sei nichts, als er; er sei das

ewig Verdammte, der Satan, allein mit seinen folteraten Vorstellungen. Er jagte mit rasender Schnelligkeit sein Leben durch, und dann sagte er: consequent, consequent; wenn Jemand etwas sprach: inconsequent, inconsequent; es war die Kunst unrettbaren Wahnsinns, eines Wahnsinns durch die Ewigkeit. Der Trieb der geistigen Erhaltung jagte ihn auf; er stürzte sich in Oberlin's Arme, er klammerte sich an ihn, als wolle er sich in ihn drängen; er war das einzige Wesen, das für ihn lebte und durch den ihm wieder das Leben offenbart wurde. Allmählig brachten ihn Oberlin's Worte dann zu sich, er lag auf den Knien vor Oberlin, seine Hände in den Händen Oberlin's, sein mit kaltem Schweiß bedecktes Gesicht auf dessen Schooß, am ganzen Leibe bebend und zitternd. Oberlin empfand unendliches Mitleid, die Familie lag auf den Knien und betete für den Unglücklichen, die Mägde flohen und hielten ihn für einen Besessenen. Und wenn er ruhiger wurde, war es wie der Jammer eines Kindes, er schluchzte, er empfand ein tiefes, tiefes Mitleid mit sich selbst; das waren auch seine seligsten Augenblicke. Oberlin sprach von Gott. Lenz wand sich ruhig los und sah ihn mit einem Ausdruck unendlichen Leidens an und sagte endlich: aber ich, wär' ich allmächtig, sehen Sie, wenn ich so wäre, ich könnte das Leiden nicht ertragen, ich würde retten, retten; ich will ja nichts als Ruhe, Ruhe, nur ein wenig Ruhe, um schlafen zu können. Oberlin sagte, dies sei eine Profanation. Lenz schüttelte trostlos mit dem Kopfe. Die halben Veruche zum Entleiden, die er indefs fortwährend machte, waren nicht ganz Ernst. Es war weniger der Wunsch des Todes, — für ihn war ja keine Ruhe und Hoffnung im Tode, — es war mehr in Augenblicken der fürchterlichsten Angst oder der dumpfen, aus Nichtseins gränzenden Ruhe ein Versuch, sich zu sich selbst zu bringen durch physischen Schmerz. Augenblicke, worin sein Geist sonst auf irgend einer wahnwitzigen Idee zu reiten schien, waren noch die glücklichsten. Es war doch ein wenig Ruhe, und sein wirrer Blick war nicht so entseflich, als die nach Ret-

tung dürstende Angst, die ewige Qual der Unruhe! Oft schlug er sich den Kopf an die Wand, oder verursachte sich sonst einen heftigen physischen Schmerz.

Den 8. Morgens blieb er im Bette, Oberlin ging hinauf; er lag fast nackt auf dem Bette und war heftig bewegt. Oberlin wollte ihn zudecken, er klagte aber sehr, wie schwer Alles sei, so schwer, er glaube gar nicht, daß er gehen könne, jetzt endlich empfinde er die ungeheure Schwere der Lust. Oberlin sprach ihm Muth zu. Er blieb aber in seiner frühern Lage u. blieb den größten Theil des Tages so, auch nahm er keine Nahrung zu sich. Gegen Abend wurde Oberlin zu einem Kranken nach Bellesofe gerufen. Es war gelindes Wetter und Mondschein. Auf dem Rückwege begegnete ihm Lenz. Er schien ganz vernünftig und sprach ruhig und freundlich mit Oberlin. Der bat ihn nicht zurück zu gehen; er versprach's; im Weggehen wandte er sich plötzlich um und trat wieder ganz nahe zu Oberlin und sagte rasch: Sehen Sie, Herr Pfarrer, wenn ich das nur nicht mehr hören müßte, mit wäre geholfen. — „Was denn, mein Lieber?“ — Hören Sie denn nichts, hören Sie denn nicht die entsefliche Stimme, die um den ganzen Horizont schreit, und die man gewöhnlich die Stille heißt. Seitdem ich in dem stillen Thale bin, hör ich's immer es läßt mich nicht schlafen, ja Herr Pfarrer, wenn ich wieder einmal schlafen könnte! Er ging dann kopfschüttelnd weiter. Oberlin ging zurück nach Waldbach und wollte ihm Jemand nachschicken, als er ihn die Stiege hinauf in sein Zimmer gehen hörte. Einen Augenblick darauf plägte etwas im Hofe mit so starkem Schalle, daß es Oberlin unmöglich von dem Falle eines Menschen herzukommen schien. Die Kindsmagd kam todblaß und ganz zitternd.

Er saß mit kalter Resignation im Wagen, wie sie das Thal hervor nach Westen fuhren. Es war ihm einerlei, wohin man ihn führte; mehrmals, wo der Wagen bei dem schlechten Wege in Gefahr gerieth,

ganz ruhig sitzen; er war vollkommen gleichgültig. In diesem Zustande den Weg durchs Gebirg zurück. Abend waren sie im Rheinhale. Entfernten sich allmählig vom Gebirg nun wie eine Krystallwelle sich inwendroth hob, und auf deren wahrhaft die rothen Strahlen des Abends; über die Ebene hin am Fuße des lag ein schimmerndes, bläuliches. Es wurde finster, jemebr sie abburg näherten; hoher Vollmond, nen Gegenstände dunkel, nur der eben bildete eine scharfe Linie; die ar wie ein goldener Pokal, über tumend die Goldwellen des Monen. Lenz starrte ruhig hinaus, keiung, kein Drang; nur wuchs eine Angst in ihm, je mehr die Gegenich in der Finsterniß verloren. Sie einführen, da machte er wieder: Versuche, Hand an sich zu legen, er zu scharf bewacht. Am folgenorgen, bei trübem, regnerischem traf er in Straßburg ein. Er anz vernünftigt, sprach mit den Lenhat Alles wie es die Andern thar war aber eine entsetzliche Leere in fühlte keine Angst mehr, kein Versein Dasein war ihm eine noth: Last. — — So lebte er hin.....

meine Betrachtungen über den Ursprung der Thiere.

von Carl Vogt.

schließt die wundervolle Abtheilung der Geschichte der Erde, welche uns die Erde erzählt. Sie nimmt unsere Aufmerksamkeit auf in der Periode, wo ihr gleich glühender Zustand fast aufhört, führt uns durch Zeiträume, ungeheurer zu nennen wir allen haben und in deren Verlauf

manche oberflächlichen Veränderungen stattfinden und Pflanzen und Thierleben allmählig entfaltet wurden; und läßt sie dann fallen gerade im Zeitpunkt, wo der Mensch allem Anscheine nach im Begriff stand, auf die Bühne zu treten. Die Zusammentragung einer solchen Geschichte aus Materialien von so außerordentlichem Charakter und die schlagende Art der Beweisführung, welche diese Materialien gewähren, sind dazu gemacht, unsere Bewunderung zu erregen und Niemand darf läugnen, daß das Ergebnis derselben, ein Produkt der Thätigkeit und Vernunft des Menschen, die Würde der Wissenschaft erheben muß.

Es muß jetzt bemerkt werden, daß die ganze Reihe der in der unorganischen Geologie waltenden Thätigkeiten als unter der Einwirkung von Naturgesetzen stehend angesehen werden. Jene Bewegungen unterirdischer Kräfte, welche Gebirgsketten aufwarfen und Continente emporhoben, stehen, einerseits mit den Vulkanen, welche noch jetzt Lava auswerfen und große Landstriche erschüttern, und anderseits mit dem ursprünglichen glühenden Zustand der Erde in unauflöslichem Zusammenhang. Jene Kräfte, welche die Urfelsen abnutzten und aus dem Detritus neue Lagerungen auf dem Meeresgrund bildeten, sind noch jetzt in allen Welttheilen und zu demselben Endzweck in Thätigkeit. Um uns diese Wahrheit noch mehr zu verdeutlichen: Es ist möglich, in einem Ofen eine Substanz zu bereiten, die dem Basalt gleicht; Kalk und Sand sind beide aus den geeignetsten Stoffen in geeigneten Behältern bereitet worden; das Phänomen der Schieferung ist mit Hilfe der Elektrizität im Kleinen dargestellt worden, und mittelst desselben Agens hat man Krystalle gebildet. Kurz die Bemerkung, die in Bezug auf die Gleichgültigkeit der kosmischen Gesetze gegen den höheren oder niederen Grad ihrer Anwendung gemacht wurde, gilt auch von den geologischen. Ein gewöhnlicher Ofen würde zuweilen die Wirkung der Gesetze erläu-

tern, welche bei der Aufwerfung von basaltischen Riesendämmen im Spiel waren, und an einem abhängigen Uferselb können wir oft an dem unteren Ende einer Furche eine Sandvöll abgepülter und zierlich abgelagerter Erde erblicken, welche als bildliche Darstellung des Verfahrens angesehen werden kann, mittelst dessen die Natur die Delta's vom Nil und Ganges hervorgebracht hat. In den Wellenmarken auf sandigen Gestaden der heutigen Zeit sehen wir eine genaue Wiederholung des Verfahrens, durch welches die Natur dem Sandstein der Kohlenzeit ähnliche Zeichen ausdrückte; und selbst ein windschiefer Regen würde in unseren Tagen den Sand fluthloser Gestade in die Lesetafeln der alten Schichten verwandeln. Es ist eben dieselbe Natur, die überall und allezeit wirkt, die den Wind wehen und den Regen fallen und das Meer ebbend und fluthend läßt, — in Weltaltern vor der Geburt unserer Rasse eben so unbegreiflich, wie jetzt. So erfahren wir auch aus den Coniferen jener alten Zeiten, daß Sommer und Winter auf Erden war, ehe noch unser ein's lebte, um den einen mit allem zu vergleichen, was unserer eigenen Natur eigen ist, und von dem andern zu sagen, daß er keine Lüste athme, so rauh, wie der Menschen Undankbarkeit. Glaube Niemand, es sei irgend Mißachtung des Schöpfers mit einer solchen Erforschung, seiner Gesetze in ihren kleinen und gewöhnlichen Wirkungen notwendig verbunden. Es gibt in der That nichts wahrhaft Großes oder Kleines, Außerordentliches oder Gewöhnliches in der Natur. Dergleichen erscheint nur, wenn wir uns selbst als einen Punkt hinstellen, von welchem wir bei unserem Urtheil ausgehen. Lassen wir also, wo möglich, die unmittelbaren Eindrücke an uns vorübergehen und alles in Verhältniß zu Grund und Ursache erblicken, und wir werden beschämt zugeben, daß Alles gleich hochachtungswürdig ist.

So haben wir denn in dieser Geschichte die Entstehung eines Planeten und eine

lange und verwickelte Reihe von Veränderungen seiner Oberfläche vor uns — Alles bewirkt durch einfache Naturgesetze, die wir noch zur Stunde in zahllosen gewöhnlichen Weisen in Thätigkeit sehen. Gemischt mit diesen geognostischen Wechselfällen und offenbar mit der Bildung des Erdballs selbst als endliche Bestimmung verknüpft, tritt uns jedoch eine andere Reihe von Erscheinungen im Lauf unserer Geschichte entgegen — nämlich das Inslebenreten einer langen Reihe lebendiger Pflanzen- und Thierwesen, die mit den Familien endet, welche noch jetzt die Oberfläche bedecken. Hier entsteht die Frage: In welcher Weise wurde diese Reihe von Erscheinungen in's Leben gerufen? Dürfen wir für einen Augenblick an die Möglichkeit denken, daß Thiere und Pflanzen ebenfalls in naturgesetzlicher Weise gebildet worden sind, dürfen wir also Allem, was unserer sinnlichen Wahrnehmung unterbreitet wurde, eine und dieselbe Klasse von Ursachen unterlegen? Oder müssen wir diesen Gedanken ein für allemal verwerfen und uns mit der Annahme begnügen, daß hier die schöpferische Kraft in einer anderen Weise nöthig war? Oder sollen wir uns endlich, ohne alle weitere Prüfung, an den Glauben halten, daß diese Untersuchung unsere Kräfte übersteige?

Indem ich den letzten Theil der Fragen zuerst vornehme, sollte es mir doch sehr leid thun, zu denken, daß es in der Natur irgend Etwas geben könne, das wir, aus welchem Grund immer, nicht untersuchen sollten. Wenn wir aus der Vergangenheit der Geschichte der Wissenschaft Folgerungen ziehen dürfen, so besteht diese darin, daß die ganze Natur ein legitimes Uebungsfeld für unsere geistigen Fähigkeiten ist, daß ein Zusammenhang zwischen der Wissenschaft und unserem geistigen Wohlbefinden stattfindet, und daß, wenn wir nach Dingen urtheilen dürfen, an welchen unsere forschende Vernunft einst verzweifelte, die aber jetzt klar und einfach erscheinen, es kein Geheimniß der Natur gibt, das zu durchbringen wir nicht kräf-

nungsvoll versuchen sollten. Sich mäßig mit der Annahme begnügen, es gebe zweierlei Klassen unmittelbarer Ursachen in der organischen Natur, scheint mir aus gleichem Grund gleich verwerflich.

Indem wir uns also für Einleitung der Untersuchung aussprechen, wird es am Platz sein, von vornherein bei einigen Betrachtungen zu verweilen, die voraussetzt wir gehen in wissenschaftlichem Geist auf die Sache ein, die Waagschale der Wahrscheinlichkeit auf die Seite der gewöhnlichen Naturgesetze hinabdrücken. Die Erzeugung der organischen Welt ist mit Erzeugung der physikalischen untermischt. Untermischt ist sie damit im Sinne wirklicher Verbindung und Abhängigkeit und in Bezug auf die Zeit, denn die eine Reihe der Erscheinungen begann immer, sobald die andere auf einem Punkt angelangt war, welcher die erstere begünstigte oder zuließ. Das Leben drängte sich gewissermaßen immer herein, wann und wo immer geeignete Verhältnisse eintraten, und einmal begonnen gingen die beiden Erscheinungsreihen Hand in Hand mit einander. Es ist sicherlich schon *a priori* höchst unwahrscheinlich, daß in einer so zusammengesetzten Masse von Erscheinungen zwei ganz verschiedene Weisen der göttlichen Machtvollziehung stattgefunden haben sollten. Wäre das der Fall, so würde es eine höchst außerordentliche und in philosophischem Betracht höchst auffällige Ausnahme von Allem sein, was wir sonst von dem Charakter des göttlichen Verfahrens in der Welt beobachten können. —

Betrachten wir ferner den Charakter der beiden Phänomenreihen, deren Vergleichung wird da, wo das natürliche System nicht zugegeben wird, doch wohl gestattet sein. Die Abgeschmacktheiten, in welche wir alsdann sehr bald gerathen, müssen jedem denkenden Geist sogleich auffallen. Der Ewige richtet ein Sonnen- oder Astralssystem ein mittelst gewisser, der Materie uranfänglich innewohnender Anlagen; er läßt durch dieselben Mittel Ozeane sich bilden, und Continente

sich erheben und all' jene großartigen meteorischen Agentien ihr ruheloßes Zerfungewerk treiben, um die Erde zur Aufnahme organischer Wesen vorzubereiten. Wenn nun aber im Lauf dieser Operationen, Meergras u. Korallen in jene Ozeane gesetzt werden sollen, dann soll ein besonderer Eingriff der göttlichen Machtvollkommenheit nöthig sein; dann ist nach dem Glauben des Unwissenden die Hand Gottes selbst, nach dem Glauben der Weisen aber — wenn es Weise unter uns gibt — „ein göttliches Werke“ von Nöthen! In beiden Fällen wird eine besondere Aufmerksamkeit auf den Gegenstand, wie sie der Mensch zur Förderung seiner Angelegenheiten anwenden muß, vorausgesetzt. Und nicht nur bei dieser Gelegenheit, sondern während des ganzen Verlaufs der geologischen Zeit ist diese besondere Aufmerksamkeit nothwendig, sobald eine neue Familie von Organismen eingeführt wird: ein neues Werke für Fische, ein anderes für Reptilien, ein drittes für Vögel. ja, halten wir die Ansicht der gegenwärtigen Geologen in Betreff der Species fest, so müßte ein Ereigniß, wie der Anfang eines neuen Cephalopoden, mit einigen Spöckerchen und Ruzlein mehr auf der Muschel, nach dieser Theorie, die besondere Mühe desselben Allmächtigen in Anspruch nehmen, der auf Einmal den Inbegriff der Mittel wollte, durch welche sich die Unendlichkeit mit seinen Welten erfüllte.

Ich habe hier die Frage als eine von der Wissenschaft noch zu entscheiden hingestellt. Dabei darf jedoch nicht übersehen werden, daß diese Entscheidung großer Gefahr ausgesetzt ist, wegen der, durch mehr oder minder deutliche Schlüsse verursachter Eingenommenheit unseres Geistes zu Gunsten einer organischen Schöpfung durch specielle Ausübung göttlicher Machtvollkommenheit. Dies ist die Idee, welche zuerst unter der menschlichen Familie in Aufnahme kam, denn es ist diejenige, die sich der ununterstützte Geist nach dem ihm gebotenen äußeren Scheine zu bilden vermag, gerade so wie in Be-

zug auf die Bewegung des Himmelskörpers die geocentrische Theorie diejenige ist, die den äußeren Schein für sich hat, und die deshalb auch zuerst von den Menschen angenommen wurde. Die Idee der organischen Schöpfung ist bis zur Stunde unangefochten geblieben, weil sich ihr erst in neuerer Zeit die Wissenschaft näherte und weil Mittel, sie zu prüfen, kaum vorhanden waren. Das ist jetzt anders, seitdem man, nach Auffindung des natürlichen Gesetzes der Weltordnung, den Einfluß dieses festen Gesetzes durch die ganze Reihe geognostischer Veränderungen vom Anfang unseres Planeten an zu verfolgen angefangen hat. Da jedoch die Geologie eine neue Wissenschaft ist, so findet die alte Vorstellung von der Erschaffung der organischen Wesen in unserem Geist fortwährend jenen Widerhalt, welchen frühe Eindrücke und anhaltende Gewohnheiten selbst den unphilosophischsten Ueberzeugungen zu geben vermögen. Dieß müssen wir festhalten, wenn wir in philosophischem Geist und in der reinen Absicht, uns dahin zu stellen, wo die Waagschale der Beweise sich hinneigt, in diese Untersuchung eintreten wollen.

Innig mit der alten Vorstellung verknüpft ist die von Vielen festgehaltene Voraussetzung: eine naturgesetzliche Erschaffung der lebendigen Wesen annehmen, heiße die ganze Lehre von der göttlichen Erschaffung der organischen Natur über den Haufen werfen. Wäre dieß wahr, es würde ein gewichtiger Einwurf gegen die Geseztheorie sein; aber ich denke, dieß ist nicht nur wahr, sondern das Gegentheil der Wahrheit. Wie oben gezeigt wurde, bezieht sich die Idee von Gesez nur auf die Art und Weise, in der es der Gottheit gefiel, ihre Macht in der natürlichen Welt zu offenbaren. Sie läßt die absolute Thatsache der Erschaffung und Beherrschung der Natur durch Gott durchaus unberührt, und lehrt uns nur, daß er, statt wie ein Mensch zu verfahren, der in seinen Geschäften jeden einzelnen Umstand einem anderen

gerade auftauchenden Umstand anpasse, von vornherein Anordnungen getroffen und seitdem aufrecht erhalten hat, die dazu gemacht sind, für alle nur eintretenden Fälle genügend auszureichen, indem er dabei selbst in diesen Anordnungen lebt — 'ansonst ja dieselben selbst nicht einen einzigen Augenblick aufrecht erhalten werden könnten. Drehte sich die Frage um den respectiven moralischen Werth dieser beiden Theorieen, so würde ich der letzteren vor der ersteren unbedingt den Vorzug geben, indem sie eine weit großartigere Ansicht von der göttlichen Macht und Würde einschließt, als die andere. Um nur Eins anzuführen, weist sie dem Attribut der göttlichen Vorhersehung eine weit erhabnere Stellung an. „Wenn“, sagt Dr. B u d l a n d an einer Stelle, wo er Betrachtungen über die Möglichkeit der Begründung dieser Lehre anstellt, „wenn die Elemente schon im Moment ihrer Schöpfung die Eigenschaften besaßen, die sie von vornherein in den Stand setzten, den unendlich complicirten natürlichen Zwecken zu entsprechen, wie sie es seither zu mancher Erleichterung der materiellen Welt gethan haben und künftig noch thun werden, so würde eine solche Urgrundverfassung, weit entfernt einen intelligenten Lenker zu läugnen, nur unsere Vorstellungen von jener unendlichen Weisheit und Macht erhöhen, die schon in dem ursprünglichen Grundwerk ihrer Schöpfung solch' eine Unendlichkeit künstlicher Anwendungen unter künftigen Systemen begreifen konnte.“

Auch muß hier, wenn auch zum Ueberfluß, bemerkt werden, daß ein Einwurf dieser Art in gleicher Weise gegen andere Doctrinen, welche der aufgeklärte Theil der Menschen längst angenommen hat, verstoßen würde. Der ganze Zweck der Wissenschaft ist, G e s e z e zu ermitteln, sie hat im Lauf der Zeit einen Kreis von Erscheinungen nach dem anderen aus der Region der Wunder in die des Gesetzes versetzt und eben dadurch eine wahrhaft göttliche Ordnung

in denselben nachgewiesen. Angenommen also, der offenbare Augenschein neige die Waage der Wahrscheinlichkeit zu Gunsten einer Erschaffung der Organismen durch ein Naturgesetz, so würden wir, wenn wir durch Ermittlung dieses Gesetzes in einen Bereich des großen Systems der Dinge gelangen, nichts Anderes thun, als was wir zu allen Zeiten der Philosophie in anderen Bereichen gethan haben.

Um zur Betrachtung der positiven Beweise für eine naturgesetzliche Schöpfung zurückzukehren, so haben wir gesehen, daß eine solche mit den Schlüssen, die wir in Bezug auf die kosmischen Anordnungen und geognostischen Veränderungen gezogen haben, in Einklang stehe. Nimmermehr aber bemerken wir, daß sie sich auch mit Allem verträgt, was wir von der wirklichen Geschichte der organischen Wesen auf Erden wissen. Diese kamen nicht auf Einmal wie man erwarten könnte, wenn sie das Produkt eines besonderen Thätigkeits- oder Willensaktes der Gottheit wäre. Sie traten auf der langgedehnten Aufeinanderfolge und, wie wir später in überzeugender Weise darthun werden, in der Reihenordnung einer fortschreitenden Organisation, — Stufe nach Stufe, bis, von einem niedersten Ausgangspunkt aus, in beiden Reihen die höchsten Formen verwirklicht waren. Die Zeit, sehen wir, war ein Element der Entwicklung der Wesen, wie sie es noch jetzt bei Entstehung eines Individuums ist. Zu Anfang der geologischen Forschungen nahm man an, gewisse äußere Verhältnisse und Bedingungen haben die Erscheinung gewisser Thierklassen zu gewissen Zeiten geleitet; so sei die Abwesenheit des trockenen Landes die Ursache des späten Anfangs der Landthiere, und das häufige Auftreten reptilischer Landwirbelthiere sei eine Folge der Ueberladung der Luft mit Kohlensäure, ein Vorrath, aus welchem auch die üppige Vegetation der Kohlenzeit ihr Hauptmaterial bezogen habe; und so weiter. Jetzt aber hat es sich herausgestellt, daß der Fortschritt der Landthiere

welt in ihren Hauptmerkmalen von den gleichen Umständen unabhängig war. Es gab rodenes Land unzählige Zeitalter vor dem Erscheinen irgend eines Landthieres. Das Meer wimmelte von wirbellosen Thieren, ehe es noch einen Fisch gab, obgleich die für die Existenz beider notwendigen Bedingungen dieselben sind. Die Dolith-Continent, auf welchen sich nur Reptilien herumtrieben, hätten eben sowohl Säugethiere vertragen, für welche die atmosphärische Luft von damals — Kohlenäuretheorie als richtig angenommen — vollkommen geeignet war, da sich die Kohle damals schon gebildet hatte; gleichwohl aber erschienen keine Säugethiere. Beim Anbruch der wahren Geologie träumte man auch davon, das Erscheinen neuer Thiere sei immer mit großen physikalischen Ummwälzungen der Oberfläche verbunden gewesen, gleich als wenn in gewissen Zeiten Alles im Sturm vulkanischer Gewaltthat zu Grunde gegangen und durch eine ganz neue Fauna wieder ersetzt worden wäre. Doch auch diese Idee schwindet mehr und mehr. Denn man sieht jetzt, daß specifische Formveränderungen im Verlauf von Zeiten, in welchen sich keine vulkanischen Störungen nachweisen lassen, ganz ruhig von Stationen gingen. Kurz es wird immer mehr und mehr klar, daß der organische Fortschritt — sowohl die Veränderungen in vorher schon existirenden Klassen, als auch die Erhebung zu neuen höheren Klassen — durchaus nicht gänzlich oder unmittelbar von äußeren Umständen, sondern großen Theils von der Zeit abhing. Dieses aber sieht einem speciellen Arbeiten oder speciellen Willen eines Schöpfers sehr unähnlich, dagegen aber dem einfach natürlichen Verfahren der Dinge in unserer heutigen Welt sehr ähnlich.

Die Geschichte der Fossilien enthält noch einige andere Facten, die sich mit der Idee eines speciellen Schöpfungsaktes schwer vereinigen lassen, aber mit der einer Schöpfung mittelst oder in der Weise eines Gesetzes vollkommen harmoniren. Es ist z. B. ausgemachte Thatsache, daß die Un-

terschiede zwischen den untergegangenen Faunen und den jetzt lebenden Thieren verhältnißmäßig um so größer sind, je älter diese Faunen sind. Gehen wir abwärts in den Formationen und rückwärts in der Zeit, so finden wir Arten, die mit den jetzigen identisch sind; dann nur noch Gattungen; später nur noch Familien und Ordnungen. Dies sind die Worte von Naturforschern; die Wahrheit aber liegt einfach darin, daß die Thiere der früheren Formationen den heutigen anfangs in einigen breiten allgemeinen Merkmalen gleichen; später gleichen sie ihnen in mehr besonderen Merkmalen, zuletzt wurden sie identisch mit ihnen. Je mehr wir hinaufsteigen, um so mehr kleidet sich die thierische Schöpfung in die Formen der heutigen. Man darf fragen, ob hieraus nicht zu folgen scheint, daß das gegenwärtige System der Dinge wesentlich mit dem vergangenen verknüpft ist, in welchem Falle wir, wenn das gegenwärtige ein natürliches System ist, einen weiteren Beweis haben, daß das vergangene ebenfalls ein natürliches System war. So wird auch zugegeben, daß, wie vollständig auch der Wechsel, den die specifischen Formen beim Uebergang aus der einen Formation in die andere erleiden, sein mag, dennoch immer Aehnlichkeiten und Annäherungen zwischen je zwei aneinander grenzenden vorhanden sind. Es sagt Hr. Pictet, ein Gegner der hier vertretenen Ansicht, „wenn wir zwei aufeinander folgende Schöpfungen einer und derselben Periode vergleichen, wie z. B. die Faunen der fünf Abtheilungen der Kreideformation, so muß uns die innige Verbindung auffallen, in der sie zu einander stehen. Die Gattungen sind größtentheils dieselben; die Arten sind fast alle sehr nahe mit einander verwandt und gehen leicht in einander über. Ist es wahrscheinlich, daß (in Bezug auf zwei dieser Unterformationen) die albische Fauna gänzlich vernichtet, und dann durch eine neue und selbstständige Schöpfung einer durchaus neuen und

ihr so ähnlichen Fauna ersetzt wurde? Ich weiß, daß diese Thatsachen in den allgemeinen Schöpfungsplan verwiesen werden können (welcher ist ein bloß angenommener Plan, nach welchem die göttliche Macht bei ihren verschiedenen schöpferischen Operationen verfahren sein soll); aber ist der Geist mit dieser Erklärung vollkommen zufrieden gestellt? Ich kann diese letzte Frage nur wiederholen. Können wir uns dabei beruhigen, anzunehmen — denn eine bloße Annahme ist es immer —, daß eine Reihe wunderbarer Schöpfungen immer und immer in Nichts bestanden habe, als im Zusammenfließen und Vermischen des Einen mit dem Anderen, wenn es uns freisteht, anzunehmen (schlimm wäre es, wenn wir nur auf Annahme beschränkt wären), daß diese Verknüpfungen nur Zeugnisse für ein Naturgesetz sind, das die Entwicklung der ganzen organischen Schöpfung beherrscht und dieselbe zu Einem und nicht zu mehreren Dingen macht. Ich wundere mich nur, daß ein mit dem Gegenstand vertrauter Mann hier Schwierigkeiten der Art, wie er sie aufstellt, sehen kann, — Schwierigkeiten, über die man sicherlich leichter hinauskommen kann, als über das reine Factum, daß gewisse Säugethiere sich in drei tausend Jahren nicht verändert haben, denn dieses ist die einzige Schwierigkeit, die er auf der anderen Seite aufstellt.“)

*) Der Verfasser hat vergessen, den Schlußsatz der Pictet'schen Periode anzuführen. Dieser heißt aber so: „Uebrigens lassen sich diese, etwas unbestimmten Einwürfe keineswegs mit den weit bestimmteren vergleichen, die man gegen die übrigen Theorien erheben kann.“ Der Streit der Successionstheorie, welche eine allmähliche Umänderung der Schöpfungen annimmt, wie unser Verfasser, mit der Revolutionstheorie, die stets neue Faunen auf der Erde auftreten läßt, ist schon so alt als die Petrefactenkunde selbst; — vom theoretischen Standpunkte aus ist seine Lösung nicht möglich. Es handelt sich hier um Beurtheilung der speciellsten Thatsachen und

Es darf ferner nicht vergessen werden, daß wir es nicht allein zu thun haben mit der Entstehung der organischen Wesen dieses kleinen Planeten, des dritten einer Reihe, die nur eine von hundert Tausenden von Serien ist, die wieder allzusammen nur einen Theil der wellerfüllten Unendlichkeit sind, wo Alles analog zu sein scheint. Wir dürfen annehmen, daß

besonders um die Begrenzung der Variationen, welche eine Species erleiden kann, und die Entscheidung wird erst dann gegeben sein, wenn von jeder Muschel u. nachgewiesen ist, in wiefern sich deren spezifische Charaktere abändern können. Bei einer allgemeineren Besprechung der Frage vom theoretischen Standpunkte aus ist indessen wohl zu berücksichtigen, daß die Annahme successiver, in sich verschiedener Schöpfungen durchaus nicht, wie unser Verfasser meint, den Begriff eines Schöpfers in sich schließt und demjenigen eines Naturgesetzes feindlich entgegen tritt; so wie andererseits die Annahme der allmählichen Umänderung auch nicht nothwendig diejenige eines Naturgesetzes ohne schöpferische Dazwischenkunft bedingt. Wir glauben auch, daß keine Species aus einer Formation in die andere übergegangen sei, sondern daß mit jeder geologischen Revolution auch eine völlige Vernichtung der Organismen und eine Erneuerung derselben verbunden gewesen sei; aber deshalb nehmen wir noch gar nicht einen Schöpfer an, weder im Anfang, noch im Verlaufe der Erdgeschichte, und finden, daß ein selbstbewusstes, außer der Welt stehendes Wesen, welches dieselbe erschafft, ebenso lächerlich erscheint, wenn es fünf und zwanzig Mal oder noch öfter die Erde mit ihren Organismen ändert, bis es endlich das Rechte trifft, als wenn es, nach Erschaffung der Welt und nach der Geburt der Naturgesetze, sich pensionirt und in Ruhe setzt, wie unser Verfasser es will. Die Materie (die Welt) ist für uns so wenig erschaffen, als die Naturgesetze gegeben — beide sind nothwendige, gegenseitig bedingte Dinge, die keinen Dritten zum Urheber haben. C. B.

jede dieser zahllosen Weltkugeln entweder der Schauplatz organischen Lebens oder auf dem Wege ist, es zu werden. Dieß ist ein Schluß, den jede neue Vermehrung unseres Wissens nur noch unwiderstehlicher macht. Ist es nun, als passender Modus der Ausübung schöpferischer Intelligenz denkbar, daß dieselbe auf die Erschaffung jeder einzelnen Species, welche der jeweilige Zustand jeder einzelnen dieser zahllosen Welten bald hier bald da erbeischen mag, eine besondere Aufmerksamkeit schenken müßte? Verträgt sich eine solche Annahme mit unserer allgemeinen Vorstellung von der Würde, um nicht zu sagen von der Macht des großen Urhebers? Und doch müssen wir uns einen solchen Begriff bilden, wenn wir die Lehre von der speciellen Ausübung festhalten. Laßt uns sehen, wie sich dagegen die Idee der naturgesetzlichen Schöpfung mit dieser höheren Auffassung der organischen Welt verträgt.

Wie unvorbereitet die meisten Menschen auch auf die Verkündigung sein mögen: wir sind selbst in unserer beschränkten Sphäre im Stand, einige befriedigende Schlusfolgerungen in Bezug auf die Pflanzen und Thiere jener anderen Weltkörper zu ziehen, die in so ungeheuren Entfernungen von uns dahinfliegen. Angenommen, die ersten Personen eines alten Volks, die zuerst ein Schiff bauten und sich damit in See wagten, hätten auf ihrer Reise eine Anzahl anderer nie gesehener Gegenstände, nämlich eine Flotte von anderen Schiffen bemerkt, wären sie nicht gerechtfertigt, wenn sie annähmen, daß diese Schiffe, wie ihr eignes, mit menschlichen Wesen besetzt seien, die, wie sie, mit Händen zum Rudern und Steuern, mit Augen zur Beobachtung der Wetterzeichen und mit Verstand, sie von einem Orte zum andern zu führen, versehen seien? — kurz mit Wesen, die in jeder Hinsicht ihnen ähnlich oder doch nur in solchen Merkmalen von ihnen verschieden seien, welche durch den Unterschied des Klimas und der Lebensgewohnheiten erzeugt werden können? Gerade in dieser Weise dürfen

wir in Bezug auf die Bewohner entfernter Welten Schlüsse ziehen. Wir sehen, daß die Materie ursprünglich eine diffuse Masse war, von der die Sphären nur Theile sind. Folglich darf angenommen werden, daß die unorganische Materie überall dieselbe ist, obgleich Unterschiede in den Proportionen der Bestandtheile der verschiedenen Himmelskörper und einige andere Unterschiede der Zustände derselben wahrscheinlich vorhanden sind. Aus einer gewissen Anzahl unorganischer Stoffelemente bestehen die organischen Körper sowohl im Pflanzen- als im Thierreich, und dieß muß auf dem Jupiter und Sirius eben sowohl der Fall sein, wie hienieden. Es ist daher nur zu gewiß, daß Pflanzen- und Holzfasern, das Fleisch und Blut die Bestandtheile der organischen Wesen all jener Welten sind, auf welchen das Leben bis jetzt Platz gegriffen hat. Die allgemeine Schwerkraft ist ein überall geltendes Princip, deshalb muß zwischen den Himmelskörpern und ihren respectiven organischen Bewohnern ein Verhältniß, wodurch die Letzteren so weit als nothwendig, an die Oberfläche gebunden werden, vorhanden sein. Solch' ein Verhältniß schließt aber bekanntlich gewisse Beziehungen der Dichtigkeit und Elasticität sowohl der Struktur als auch des Umfangs der organischen Bewohner zu der Schwere ihrer respectiven Planeten in sich — Eigenthümlichkeiten, die sich indessen ganz wohl mit der Vorstellung der Allgemeinheit der Typen, von der wir auf der Erde ein Beispiel haben, vertragen mögen. Wir gehen fast zu sehr in's Einzelne ein, wenn wir an Wärme und Licht erinnern. Doch ist es von Wichtigkeit, zu erwägen, daß diese Agentien allgemeiner Natur sind, und daß man, da sie auf das irdische Leben einen so bedeutenden Einfluß üben, annehmen darf, daß sie dieß auch in anderen Welten thun werden. Das Licht bietet uns hier ein ganz besonderes Interesse, denn die Struktur eines wichtigen, fast über das ganze Thierreich verbreiteten Organs steht in direkter und enger Beziehung zu demsel-

ben. Wo Licht ist, da werden auch Augen sein, und diese werden in anderen Welten in allen wesentlichen Beziehungen wie die Augen irdischer Thiere sein, und sich nur in einzelnen, durch eigenthümliche Lagen und Verhältnisse bedingten Punkten von denselben unterscheiden. Wir dehnen unsere Schlussfolgerung nur ein wenig weiter aus, wenn wir behaupten, daß, da ein so hervorragendes Organ eines großen Theils des Thierreichs so allgemein verbreitet ist, eine Verhältnißgleichheit in allen anderen Organen — je nach den Arten, Klassen und Reihen — höchst wahrscheinlich ist, und daß demnach die Bewohner aller Himmelskörper nicht nur eine allgemeine, sondern auch eine besondere Ähnlichkeit mit denen des unferen haben.

Es leuchtet ein, daß, wenn organische Wesen überallhin verbreitet sind, die Idee ihrer Erschaffung durch Einwirkung überall gültige Naturgesetze dem unserer kleinen Erde zu Grunde liegenden Princip durchaus angemessen ist. Wie eine Reihe von Gesetzen alle Himmelskörper und die Bewegung und geognostischen Anordnungen derselben hervorbrachte, so hat eine andere Reihe von Gesetzen sie alle mit Leben übergossen. Alle schöpferischen und erzeugenden Anordnungen erscheinen demnach in Einheit.*)

Für die Fadel.

Streifzüge.

Von S. Lubwig.

April, 1865.

Ah, der April, der April des Jahres unserer Herrn Jesus Christus Achthun-

*) Die indessen die Mannigfaltigkeit nicht ausschließen darf. Der Mond hat kein Wasser u. keine Atmosphäre, mithin ist dort kein Leben möglich, der Saturn ist so leicht als Korkholz, mithin kann er weder Wasser noch Leben haben u. s. w. C. B.

bertsfünfundsechzig ist ein verhängnißvoller Monat für mich armen Menschensohn sowohl wie für das gesammte Volk der Republik: reich an Freuden und gewitterschwanger mit Leiden. Den tragischen Stoff, den mir der April gebracht u. in Freude sich verwandelt hat, muß ich jetzt noch verschweigen und ich mische einstweilen meinen Jubel bloß in den Jubel des loyalen Volkes ein, das im ganzen Lande nachdem der Hydra der Rebellion sämtliche Köpfe abgeschlagen, den Sieg der Freiheit feiert. Unter dem Donner der Kanonen, deren Echo das Land durchhallt, wollen wir denn wieder einen Streifzug unternehmen und dem Leser die Ereignisse und das Erlebte in flüchtigen Contouren mittheilen.

Noch immer hat der nordwestliche Winter nicht ausgetobt. Die wenigen Tage, die mich zur Gartenarbeit aus den Räumen des Hauses hinauslockten, schlugen bald wieder in Schnee und Kälte um. Der obere Mississippi ist zwar frei von Eis; doch der See Pipin ist noch immer mit einer Eisedecke bedeckt, welche am 13. meiner Abreise noch kein Dampfboot zu durchbrechen vermochte. Also wieder ein Stück Stags-Fahrt in Aussicht, da Verhältnisse kein längeres Laviren zu St. Paul ohne Verlegenheit gestatteten.

In Begleitung Samuels des Dritten, den ich nach Milwaukee, das eine gute englisch-deutsche Lehranstalt besitzt, mit mir nehme, scheidet ich von den Meinigen, von seltsamen Gefühlen des Schmerzes u. der Freude beseelt, und nehme Passage an Bord des kleinen Dampfers von Capt. Davidson's Linie, „G. S. Gray.“ Der Himmel war, wie fast jedes Mal bei meiner Abreise heiter u. die Sonne lächelte freundlich herab auf die düsteren Bluffs und Höhen und in der Gebärmutter der Tellus entwickelten sich, durch tellurische Wärme begünstigt, die Milliarden Keime zur Wiebergeburt des Frühlings. Auch in meinem Innern regten und bewegten sich allerlei Hoffnungseime; denn ich ließ ja zwei Töchter als Bräute zurück, die mir Blumen von Vaterfreuden verheißen, wenn das Verhängniß sie nicht, wie so manche

unserer Hoffnungen und Freuden im Reime zerknicken sollte. Ich bin durch Erfahrungen und Täuschungen der Weisheit näher gebracht für Alles im wandelbaren Leben vorbereitet; ich habe keine Thränen mehr für Unglück u. Schmerz — er ist tief u. wogend wie die hohle See — doch füllt den Thränensack noch eine Fülle von Zähren, die leicht und unwillkürlich durch Freude und Rührung, durch Mitleid für fremdes Weh und Bewunderung fremder Größe dem Auge entquellen.

Bei dem hohen Wasserstand ging es rasch vorwärts u. das fatale „Pig's Eye“ und sonstige Sandbänke auf der Fahrt nach Hastings setzten uns dieses Mal kein Hinderniß entgegen und keine geduldprüfende Zögerung durch allerlei Manoeuvres mit Balken und Stangen und Winden.

Das Triviale des Geschäftes würzte mir ein Spaziergang am kleinen See des anmuthig situirten Städtchens Hastings. Ich gedachte hier des Tages im April, als vor vier Jahren die Ver. Staaten-Flagge zu Fort Sumter gestrichen und den freien Staaten der Fehdehandschuh des Krieges vor die Füße geworfen wurde. Welch ein großartiges, welch ein blutiges, erfolgereiches Drama! — die Todten sind begraben, die Gefängnisse werden geöffnet, die in Hospitälern des barbarischen Feindes Schmachtenten erfreuen sich humaner Pflege, der Erzverbrecher Jeff. Davis flüchtig; Lee übergibt sich mit seiner Armee, Richmond, der Regierungssitz der Rebellen, genommen und sämtliche Forts der weitausgedehnten Küste des Südens erobert, und — die Sklaven werden frei! — Ein glorreiches Ende in der That zur ewigen Schmach Jener, welche die Waffen gegen die Republik erhoben, um das Institut der Sklaverei zu verewigen.

Am 15. nach Redwing gefahren. Ein allerliebster Städtchen, reich an Naturpoesie. Wie eine gefüllte Tulpe gruppirten sich die weißen Frambäuser im Hügelgelche des lieblichen Thales, und ein circa 200 Fuß hoher felsiger Bluff erhebt sich wie ein Altar im Tempel der Natur, und ladet Jene zum Gottesdienste ein, die ihre Gesetze heiligen, ihre Reize verehren. Und

so ging denn auch ich hinauf, dessen Gott die Natur ist, und ergehe mich mit meinem Sohne an Fuß und See, an Berg und Thal. Fühlte ich auch bei dieser Verzweigung, daß es mir nicht möglich wäre, den Aetna zu besteigen, wie ich ihn im Flügelkleid der Jugend bestiegen hatte, so freute es mich doch, daß die Beine noch Elasticität genug besitzen, um einen Maulwurfshügel von ein paar hundert Fuß Höhe erklimmen zu können. Auch sah ich da tief unter mir keine Gewölke hinziehen über eine Welt von Städten und Dörfern und Bergen; doch genügte das beschriebene Miniature-Bildchen, um den Gang genussreich zu lobnen. „Mögen Schönheit und Größe auch Grade haben, so ist das Schöne und Große, in der physischen und moralischen Welt, doch immer entzückend.“ Auf dem Rückwege besuchte ich Hrn. Diepenbruck, dessen Sohn sich auf der Jagd durch Unvorsichtigkeit erschossen hat und eben als Leiche auf der Bahre lag. Das Lateinische Sprichwort sagt: „Niemand ist vor seinem Tode glücklich zu preisen“ und — so bekannt der Weg auch ist, der in's Leben führt, so weiß doch kein Sterblicher in voraus, wie er aus dem Leben gehen wird. Und daß es so ist, ist gewiß sehr gut. Jener, die Seneca's Rath: „der Ausweg ist offen“ (*patet exitus*) befolgen, die aller Hoffnungen bar des Lebens müde, oder durch innere Convulsionen zerrüttet selbst den Faden der Pacen zerschneiden, gibt es nur Wenige. Der schnelle Tod, besonders in einem freudigen Momente, scheint mir übrigens einem langsamen Dahinsiechen vorzu ziehen zu sein und ich stimme dem christlichen Gebet nicht bei, das zu Gott gegen plötzlichen Tod gerichtet wird, der freilich an und für sich laub ist gegen die Bitten der Menschen, die an die unabänderlichen Gesetze der Natur gebunden sind wie jedes andere organische und anorganische Wesen. —

„Did you hear that President Lincoln was shot?“ frug mich am 15. zu Redwing der Wirth des Metropolitan. No, war meine Antwort; doch zweifelte ich keinen Augenblick an der Wahrheit

der Depesche, so sich auch nur zu bald offiziell bestätigt hat. Und wann, wo und durch wen wurde Lincoln ermordet? Am verhängnißvollen Charfreitag, in Ford's Theater zu Washington, in der Loge nächst zu der Bühne, als man das Lustspiel „Our American Cousin“ gab, durch den bekannten Schauspieler J. Wilkes Booth, Sohn des berühmten Schauspielers Brutus Booth, eines Engländer's von Geburt. J. Wilkes wurde im Staat Virginien geboren und ward durch Dehlspeculation zum reichen Manne. Der Meuchelmörder schoss Lincoln eine Kugel durch den Kopf, sprang — ein Messer in der Hand — aus der Loge auf die Bühne, brach sich Bahn zu einer Hinterthüre, schwang sich auf ein Pferd und entkam. Der Schrecken, der im Theater, und bald in der Stadt in Folge dieses elenden Banditenreiches herrschte, läßt sich wohl denken. Noch mehr aber staunte sich derselbe als die Kunde einlief, daß zur selben Zeit auch der Staatssecretär Herr Seward, und sein Sohn in ihrer Wohnung auf meuchlerische Weise tödtlich durch Dolchstiche verwundet wurden. Der Plan war, den Präsidenten, den Vicepräsidenten und sämmtliche Kabinettsmitglieder zu ermorden. Welch' teuflischer Plan, ausgeheckt im Gehirn verkommener, Rache und Verderben brütender Bestien in Menschengestalt. Brutus hat einst den Cäsar ermordet und Lincoln fiel durch die Hand des Sohnes eines Brutus. Ambition ist die vorherrschende Leidenschaft eines Schauspielers, Ruhm sein höchstes Ziel — Wilkes Booth hat sich durch seinen Banditen-Act den höchsten Ruhm erworben, obschon eingetragen in das Buch der Geschichte mit dem Griffel der Infamie, würdig an der Seite jenes Schurken fortzuleben, der den Tempel zu Ephesus in Asche legte. Meuchelmord kann ich unter keiner Bedingung entschuldigen. Cäsar starb als Feind der Republik, Lincoln als Freund der Republik, so wenig er auch bis zur letzten Stunde, in der natürlichen Blasktheit seines zu guten Herzens und auf den lieben

Gott sich verlassenden Verstandes, der Republik zur Ehre und zu ihrem endlichen vollständigen Siege über Sklaverei und Hochverrath den Hochverrathern die volle Schärfe des Schwertes der Gerechtigkeit fühlen zu lassen geneigt war. Und dennoch, von der äußersten Linken der Radikalen stets gestatelt, wurde er von Beecher, seinem Mörder, und allen Ultra's des Südens für einen Tyrannen erklärt, und als dieser Mörder, den Stahl in der Hand schwingend, auf die Bühne sprang, rief er aus: *Sic semper Tyrannis!* die Worte im Staatswappen von Virginien, (so stets den Tyrannen!). Ja, Virginien, der Sklavenstaat, der ausgeprägte Dispositivismus am Nacken einer systematisch verthierten Race, trug dieses Emblem in seinem Wappen, und schwingt den Dolch gegen seine eigene Mutter, die Republik, und Booth, ein Virginter, durch zügellose Leidenschaften und irrige Begriffe zur mörderischen That getrieben, wird zum bösen Geiste, der Lincoln am Charfreitag zum Märtyrer der Freiheit stempelt.

Die puritanischen Schaafsköpfe werden den Präsidenten darob tadeln, daß er am heiligen Charfreitag, dem Kreuzigungstage Jesu, das Theater besuchte — ein Act, der allerdings mit dem orthodoxen amerikanischen Christenthum, dem eiligen altjüdischen Sabbathgesetz gegenüber im grellen Widerspruch steht; sie werden den profanen Gang nach dem Theater als Strafe Gottes deuten, indeß sich andere gläubige Zeloten auf den Kanzeln heiser kreischen werden, der Mord des Präsidenten sei durch die Vorsehung bestimmt. Beide Ansichten beruhen auf Ignoranz und religiösem Fanatismus. Die Kirche hat schon weit mehr Unheil gestiftet als die schlechteste Bühne und war der Präsidenten-Mord durch Gott bestimmt, so müßte man den Mörder nicht nur nicht so hoch auf ein'n Galgen hängen, daß ihn das gesammte Volk sehen könne, sondern man müßte Gott, als den Urheber der That, dafür danken. — Psychologi-

scher Anschauungen und vernünftiger Deductionen sind nur wenige Menschen fähig; die Masse wird durch Ignoranz und blinde Leidenschaft zur Beurtheilung großer Eventualitäten bewogen. So wird es auch Lincoln, als Staatsmann, und Booth, als Mordmörder, ergehen.

Aufgeschreckt aus dem höchsten Jubel des Siegestaumels durchzückt nun plötzlich, durch bligesschnelle Mittheilungen der Telegraphendrähte, Trauer und Enttäufung das ganze Land und Tausende und Tausende von Lincoln's politischen Feinden werden jetzt den schrecklichen Tod „des Präsidenten“ beklagen, indes sich auch schon Stimmen vernehmen lassen, daß selbst die Rebellen, Lincoln's Güte und Schonung wegen, ihren besten Freund verloren haben. Nun, das mag wohl in Bezug auf hervorragende Hochverräther und Reconstruction auf alter Basis wirklich der Fall sein. Die nächste Zukunft wird Aufschluß darüber geben und es wird sich zeigen, wie Johnson, Lincoln's Nachfolger im Amte, seiner hohen Aufgabe gewachsen ist. Lincoln ist todt und ich weihe ihm, als gute Menschen, herzlich meine Theilnahme. Der Präsident lebt noch und ich hoffe, daß er in der Person Johnson's, der dem Proletariate entsprossen sich zu dieser hohen Stellung emporgeschwungen, Recht vor Gnade gelten lassen und der Sklaverei keinen Zoll der Freiheit opfern wird. Es beginnt ein neuer Act im politischen Drama der jungen Republik; ich will hoffen, daß es keinen Booth unter den Schauspielern geben wird, der an ihr einen schändlichen Mordmord begeht. Noch ist der politische Horizont mit düstern Wolken getrübt; mögen sie sich in Elemente auflösen, die zum Thau der allgemeinen Freiheit und Menschenrechte sich gestalten!

Hätte gerne am Ostersonntag Dr. Bleden's Predigt beigewohnt; da ich aber auf ein Boot zu lauern hatte, mußte ich im Hotel bleiben und da stille Betrachtungen anstellen über Kreuzigung und Auferstehung des Fleisches und des Geistes. Es kam auch wirklich das erste Boot,

Burlington von der Northern Line, durch den See herauf und erlöste mich alsbald von einer Stage-Fahrt auf grundlosen Wegen, wo eine Auferstehung mit zerbrochenen Gliedern nicht außerhalb dem Bereiche der Möglichkeit sich hätte ereignen können. Nachdem ich bei einer interessantesten Dame, einer Lehrerin aus Prescott, eine Introduction hatte, ging ich an Bord des von St. Paul zurückgekehrten Dampfers Burlington und fuhr nach Needs Landing. Der See war größtentheils in eine lockere Eisdecke gehüllt, durch das sich das große, mit Eisen betackelte Boot stellenweise sehr schwer Bahn zu brechen hatte. Ich passirte am See, ganz nahe von Lake City, eine Farm mit einem hübschen Framhaus, in dem meine jüngste Tochter — die nach Blindheit ihr volles Augenlicht wieder erhielt u. noch nicht 16 Jahre alt ist — die Freuden der Ehe genießen soll, wenn es das Verhängniß so haben will. Eine pittoreske, eine herrliche Gegend, wo man bloß den langen Winter zu beklagen hat. Es ist eben Nichts vollkommen im Leben.

In Needs Landing stieg ich im American Hause ab, das Herr Pauli eignet und sehr gut geführt wird. Kirche hat das kleine Needs noch immer keine und die deutsche Elite des Städtchens feierte das Auferstehungsfest in den Brauereien der Herren Keflin u. Saile beim Regelspiel. Da gab es denn in der That Kreuzigung und Auferstehung des Holzes und das edle Lagerbier wurde anstatt des Weines, als das wahre Blut Christi, durch die Priester am Cambrinus-Altar verabreicht. Amerika ist ein großes Land, voll von Widersprüchen und Extremen. — In Needs standen viele Stage-Wagen durch die Schiffahrt außer Cours gesetzt, als so viele *Castra doloris* (Burgien des Schmerzes); die Treiber gingen einem anderen Berufe nach, ich aber, der ewige Jude, fuhr an Bord der „Favorite“, eines guten und schnellsegelnden Dampfbootes der La Crosse und St. Paul Line, ohne dieses Mal das Kreuz auf dem Rücken, nach La Crosse,

der demokratischen Kreuzstadt im Staate Wisconsin.

Am nächsten Morgen ging es per Eisenbahn in einem eleganten Waggon der Milwaukee- und La Crosse-Bahn-Compagnie, durch ein anmuthiges vom Wisconsin-Fluß bewässertes, oft etwas zu sehr gewässertes Thal, nach Beaver Dam, um da „kurze Haare zu bürfen.“ Die Stadt, an einem See gelegen, hat in Folge einer Feuersbrunst mehre sehr hübsche neue Backsteinhäuser erhalten. So hat denn der Schaden auch oft seinen Nutzen und was Einem schadet, das nützt gewöhnlich dem Andern im glorreichen und unüberwindlichen Gebiete der freien Concurrency. Wer am besten laufen kann, der kömmt am weitesten u. wer mehr Smartheit als Rechlichkeitsgefühl u. Principientreue besitzt, der wird wohlhabig und sogar reich. Nach dem Reichthum, den keine Motten fressen, das heißt, der keinen Wechselfällen von Außen unterworfen, streben nur sehr Wenige der civilisirten Gabelthiere. Mit einer niedlichen Meerschampfeife, vom Eigenthümer des Washington Hauses, Herrn Lehriether durch Tausch eingehandelt, bereichert verließ ich das sterile Feld von Beaver Dam und fuhr via Minnesota Junction, am 20., nach Fond du Lac. Dieser Tag wurde durch den Gouverneur in Folge einer Proclamation zum allgemeinen Trauer-, zu einem Fast- und Bettage im ganzen Staate von Wisconsin beordert. Ich traf denn alle Geschäftsiäden geschlossen und mit schwarz-weißen Drapperien decorirt. Selbst an den Privathäusern verkündete der Flor die Trauer über den beklagten Präsidenten. Diese Trauer hat vor der Hand alle Parteiunterschiede verwischt und die Kupferschlangen, die Lincoln so sehr mit ihrem Geifer bespritzt hatten und sich mit ihm seit wenigen Monaten, seiner grenzenlosen Milde wegen gegen die Rebellen, versöhnt, — erhoben die Köpfe an der Seite der schwarzen Schlangen, verfluchten Booth, mit Recht, zur Hölle hinab und priesen Lincoln, sein Opfer, als den Retter der Republik. Welcher Wechsel! Welch ein Sphynx die Politik!

Gesellschaften, Feuercompagnien und Bürger zogen bei Trauermusik durch die Straßen und als am Courthouse die Reden begannen, fieng es zu regnen an und der Himmel weichte das Fest mit seinen befruchtenden Thränen.

Am 21. fuhr ich nach Neenah. Ein betriebsames Städtchen am Fox River, mit acht Mahl- u. drei Sägmühlen. Von da retour nach Oshkosh. Eine der größeren Städte von Wisconsin, mit bedeutendem Holzhandel, von vielen Deutschen bewohnt. Ich besuchte hier das Etalissement von Koblmann's Volksblättern, machte Bekanntschaft mit Hrn. Rose, dem Redakteur derselben, und nahm in Begleitung des Hrn. W. Wigzel die deutsche Vereinschule in Augenschein, in welcher 92 Jüglinge unter einem Lehrer und einer Lehrerin, wie ich mich überzeugen konnte, erfreuliche Fortschritte machen. Präsident des Vereins ist Herr Weg; ein sehr freisinniger Mann.

Vor zwei Wochen brannte hier das City Hotel und mehre Häuser nieder, um neuen Gebäuden Platz zu machen. Auch das nahe Wisconsin Haus des Hrn. Peter wäre ein Raub der Flammen geworden, hätte nicht, zum stillen Aerger seiner Feinde, Gott Aeolus dem Winde plötzlich eine andere Richtung gegeben. Oder war es der heilige Florian, der Schutzpatron gegen Feuerbrunst? Die Mythologie der Griechen und Römer hat doch viel vor der Alleinherrschaft des christlichen Gottes voraus, für den es in der That zu viel ist, das Universum zu regieren und es ist sehr gut, daß ihm die katholische Religion Minister und Heilige zu theilte, um das schwere Geschäft der Regierung zu besorgen; theils durch Rath, theils durch Fürbitte; — obgleich die Wirtschaft trotz alledem noch eine ganz miserable ist.

Oshkosh hat gegenwärtig kein deutsches Theater, noch einen Gesangsverein und das sociale Leben ist, das 61 in Salons abgerechnet, ziemlich ledern.

Von Oshkosh fuhr ich, bei kaltem Wind und Schneegestöber, via Watertown nach Milwaukee, um hier Samuel in einer gu-

ten englisch-deutschen Schule unterzubringen.

Im empfehlenswerthen deutschen Hotel der Herren Fernede abgestiegen, wurde ich durch den Redakteur des „Herold“ einem deutschen Gentleman-Farmer vorgestellt, der eben drei geleerte Weinflaschen mit einer Flasche Champagner ersezen ließ, um den Pflugschweiß seines Angesichtes durch die Gewalt des edlen Nebenjaftes seines alten Vaterlandes zu paralyfieren. Es saßen unser vier am Tische. Der Kellner brachte denn vier Champagner-Gläser und da der generöse „Treater“ ein Glas durch denselben zurückwies, erhob ich mich vom Stuhl, um der Bauern-Taktik keine Gelegenheit zu geben, das Loos des Mitlangernaseabziehens zu gewinnen.

Capitain Domschle, früherer Redakteur des Herold, ist nach einem längeren Kriegsdienst nach Milwaukee zurückgekehrt, und gedenkt ein Buch über seine Gefangenschaft herauszugeben.

Die Sonne scheint wieder mild und warm, ich rüste mich denn zu einem Besuche und zu einem Nachmittags-Spaziergang. Des Abends aber will ich den Sonntag im Theater bei Vorstellung der „Preciosa“ zubringen und fröhlich sein mit den Fröhlichen. Nicht zu Philippi, wie der böse Geist dem Brutus zurief, sondern zu Sauß sehen wir uns wieder. Und so scheid ich denn vom rechtgläubigen Milwaukee und meinem Sohne, und sage: „Auf Flügeln des Gefanges, Herzliebchen, trag ich dich fort in meiner Brust.“ Sei gut, und lebe wohl!

Am 24. fuhr ich von Milwaukee per Eisenbahn nach Mazomanie. Ein fataler Name. Könnte füglich Pazzomanie heißen; denn an Pazzo, an Tölpeln, mag es wohl auch in diesem Städtchen, neben allerlei andern Manien, nicht fehlen. Das Ziel meiner ersten Geschäftsstation war Sauß City, im Staat Wisconsin, wohin ich acht Meilen per Stage zu fahren hatte. Die angenehme Gesellschaft eines Kaufmanns aus Milwaukee, Hrn. Weißkirch, entschädigte für die schlechten Wege und einen kranken Gaul unserer Schneedenpost; eine dicke und gemüthliche Frau

aber contrebalaucirte so sehr das Gewicht von 108 Pfund meiner dünnen Persönlichkeit, daß wir des Uebergewichtes wegen zuweilen sehr besorgt sein mußten.

Es war finster als wir im Städtchen ankamen und im comfortablen Hause des freundlichen Hrn. Leuz Quartier nahmen. Gutes Essen und gutes Bett waren nach solcher Tour für Magen u. Nasen sehr willkommen.

Auch hier noch kaum ein grünes Zeichen des Frühlings. Der Wisconsin-Fluß war eben sehr hoch. Sauß City, wo das freie deutsche Element, durch den Redner Schröter gepflegt, vorherrschend ist, hat eine prachtvolle Lage und obgleich keine Spur von Armuth zu sehen, so fehlt hier doch das rührige Geschäftsleben, das man in andern amerikanischen Landstädten dieses Staates trifft. Neben den einzelnen soliden deutschen Handlungshäusern fehlt doch Capital und Fabrikwesen, um der Stadt einen Aufschwung zu geben.

Der Spaziergang nach der „Uppertown“ entlang dem Fluß hinauf, ist sehr angenehm. Ein Weinberg von circa 10 Acker Land des Hrn. Kehl, mit einem solide n Bohnhaus, hoch gelegen, bildet das *colpo d'occhio* der pittoresken Landschaft. Man mag hier wohl mit großer Pflege und Sorgfalt dem Klima Wein abtrogen, das eigentliche Land der Rebe, der Pflirsige und edlen Kernobstsorten ist jedoch Wisconsin eben so wenig wie Minnesota. Die Aufhebung der Sklaverei wird wohl in den gefegneten Mittelstaaten Missouri, Kentucky, Maryland und Tennessee eine namhafte Einwanderung zur Folge haben; doch mögen Deutschland und Norwegen noch immer ein großes Contingent dem Nordwesten liefern, wo der fruchtbare Weizenboden und der gemäßigete Sommer Vielen, an Kälte in der alten Heimath gewohnt, für den strengen Winter als Entschädigung gelten mag.

Das gesellige, so wie das Vereinsleben zu Sauß City hat durch einen seit Kurzem ins Leben gerufenen „gemischten Chor“ sehr viel gewonnen. Es sind jetzt 20 Mitglieder. Auch aus meinem Ratio-

natiken-Verein in New-York entwickelte sich ein herrlicher Männerchor, doch jene verheißende Periode geistigen Fortschrittes hat kaum drei Jahre gedauert. Die niederträchtige Diskultivierung im eigenen Lager, „bezahlter Pfaff“ zu sein, bewog mich, dem Vereinweisen mich für immer zu entziehen, und die Namen eines Weber, vom Anzeiger des Westens in St. Louis, eines Neumann, von der New-Yorker Staatszeitung, u. des Cigarrenmachers Arnold, werden — als Hauptzerstörer — stets als Schwankstücken in meinem Gedächtniß fortleben. Die Nothwendigkeit einer Vereinigung, eines Pyläus gegen die Burgen der Kirche kennen die radikalen Deutschen nicht; daher unsere Ohnmacht der Zerrissenheit im großen Ganzen.

Ueber Nazomanie zurück nach Madison gefahren. In einem Salen traf ich da einen breitschultrigen katholischen Priester, aus Bregenz, in Gesellschaft eines meiner Abonnenten dem Cambrinus opfernd. Als ich ihm vorgestellt ward, entspann sich ein interessantes Gespräch in deutscher, italienischer und lateinischer Sprache. Der Priester stellte sich mir zugleich als Schriftsteller und Verfasser eines Kalenders vor. Daß katholische Priester aus Europa wissenschaftlich gebildete Männer sind, kann nicht in Zweifel gezogen werden; was sie von den Dogmen ihres geisttödtenden Hades werks halten, das mag ihr eigenes Gewissen verantworten. Er. Reverenz frugen mich: wie ich „als Oesterreich“ solche „Schweineereien“ des Unglaubens in der Fadel schreiben könne? Um sie den Priestern über die Köpfe zu gießen, erwiderte ich lakonisch. Das: „*vos estis Leones, populus est Asinus*“ (Ihr seid die Löwen, das Volk ist der Esel) schlen ihn über den Erguß zu versöhnen und ich schied von ihm mit dem Gedanken: „man kennt Euch, Ihr heiligen Väter!“

Die Ermordung Lincoln's wird überall mit der größten Entrüstung aufgenommen. Indes man seinen Leichnam per Ambagos über Baltimore, Philadel-

phia, New-York, Buffalo u. s. w. mit mehr als königl. Pompe nach Springfield, Ill. escortirt, um ihn dort zu begraben, späht man seinem feigen Mörder nach, der einem schmählischen Tode nicht entgehen kann. Und indes die Nation den Tod ihres Präsidenten betrauert, überrascht sie die Hobbsnachricht, daß der gefeierte Gen. Sherman den Rebellen in seinem Verreiche Friedensbedingungen gestellt habe, die sie und die Sklavensaat in alle ihre früheren Rechte einsetzen würden, ganz gegen alle Proklamationen, eingreifend in die Rechte des Präsidenten und des Congresses. Was wir nicht Alles erleben. Es scheint, daß sich die Hölle gegen die Republik verschworen habe, um die Sklaverei in den letzten Zügen zu retten. Vergebene Mühe. Der mächtige Strom der Verhältnisse, auf dessen „Reformation“ ich beim Ausbruch des Krieges vertraut hatte, läßt sich nicht mehr in das alte Bett zurückleiten. „*Slavery is doomed-not dead yet, but no human power can save her any more.*“ Sie mag mit ihren Verehrern zur Hölle fahren! Der südliche König Lynch ist dem Verrecken nah. Percat!

Von Madison fuhr ich nach Janesville u. von hier nach Chicago. Ich hatte hier dieses Mal Nichts zu thun als Briefe in Empfang zu nehmen. Zu Hause Alles wohl und das ist wohl für das Herz die erfreulichste Nachricht. Ich nahm denn meine Reisetasche und ging fröhlich und wohlgenuth nach dem Depot und fuhr nach Rockport, im Staat Illinois. Herrliches flaches Farmland, vom großen Illinois- und Michigan-Canal durchzogen. Hier sah ich im Garten des Hrn. Kornmeier die ersten Apfelblüthen; doch war die Luft rauh u. feucht. Amerika hat keinen Frühling. Das Lieb der Philomela kennt man nicht.

Von Rockport vier Meilen nach Joliet. Da Samstags kein Abendzug abgeht, mußte ich zu Joliet im National-Hotel überblieben. Der Schreibtisch am Sonntag Morgen am warmen Ofen und Bisiten bei dem County-Schatzmeister, Hrn. Schring u. Deutsch, einem Lands-

mann, waren die Würze des 30. Aprils. Am 1. Mai soll es nach Peru und via Provia und Springfield nach St. Louis gehen.

Wenn es sich thun läßt, werde ich am 4 Mai zu Springfield Lincoln's Trauerfeier beiwohnen.

Das Leben eines Präsidenten, der das Verhängen hat, unter seiner Administration die Rebellion niedergeschmettert zu sehen: ein Tod mitten in der Freude, ohne lange Leiden; beklagt von der ganzen Nation; sein Name in die Weltgeschichte eingetragen, das war Lincoln's seltenes Loos.

Nachschrift. Booth fiel auf der Flucht vom Pferd — brach sich ein Bein — stob durch Sumpfland nach Virginien und wurde auf einer Farm in einer in Brand gesteckten Scheuer erschossen.

Jeff. Davis Bradinridge, Trenholm, Benjamin, St. John u. Aragan suchen, von 2000 Reitern geteilt, über den Mississippi zu kommen. Eine schwere Aufgabe.

Ma i, 1865.

Endlich sind nach langem Winterschlaf die Keime der Erde zu neuem, frischen Leben erwacht und das „Weiß, Roth und Grün“ der Apfels-, Pflaumen- und Pfirsich-Bäume in voller Blüthe entzücken mein Auge wieder, das seit 7 Monaten nur Schnee und Eis und entlaubte Bäume sah. Das ist das Auferstehungsfest der Blumen. Auch der Mensch hat seinen Frühling; doch ein Mal abgeblüht gibt es für ihn kein Auferstehungsfest mehr. Des Greises Silberhaar ist der erste und der letzte Schnee des Lebens — und der Geist? Ueber den können Euch bloß die Spiritualisten, diese auserwählten Propheten — der Geisterwelt sichere Kunde geben. So wie es Drasel gibt, sei es nun in Person eines heiligen Priesters, einer begabten Zigeunerin, oder eines sonstigen Mediums, die in die Zukunft schauen und des Menschen Schicksal, sein Glück und Unglück in diesem Leben prophezeien und wahr sagen, eben so hat

der liebe Gott durch Spiritualisten gesorgt, daß der Mensch unfehlbare Aufschlüsse über G. ist und Jenseits erhalte, wenn er anders geneigt ist, ten untrüglichen Stimmen dieser Welt zu glauben. Ohne Glaube geht es eben nicht. Wer bloß nach Wissen durstet, dessen Durst nach Unsterblichkeit, nach einer Fortdauer des Geistes mit Bewußtsein, kann nie und nimmer befriedigt werden. Ergo, Heil dem Spiritualismus!

Ach, daß ich selbst doch gar so schwer, oder wohl gar nicht zu bekehren bin. Daß ich so ganz Materie all mein Lebensglück, selbst meinen schaffenden Geist nur in der Materie zu finden vermag! Entzückt mich die göttliche Flora in ihrem Blumenkleide; belaufte ich mit Wonne den Saug der Befiederten im stillen Walde, das Zirpen der Grille, das Quaken der Frösche, dieser melancholischen kleinen Zumpfbewohner; weide ich mich an den schönen und mannigfaltigen Formen des organischen Lebens, und pulst das Herz höher bei Anblick eines schönen Weibes; erhebe ich den Blick nach Oben, wo Myriaden Sterne, so viele Welten, prangen, so bewundere ich die Materie und bete sie an im Geist und in der Wahrheit und diesen Geist selbst vermag ich ja nicht zu trennen von der Materie, ohne mich in einem Labyrinth von Chimären zu verlieren. Also, Spiritualismus und Chimären wären denn synonym? Beweiset mir das Gegenteil, Ihr großen Geister; doch sehr, daß Ihr im Geistesduseel einer erhitzen Phantastie nicht das Bischen Verstand verliert, über welche Ihr euch frevelnd zu erheben bemüht.

Ich habe den 1. Mai zu Peoria, Ill. zugebracht, u. am letzten April auf der Eisenbahn von Joliet Peru verschlafen. Das war freilich fatal; denn ich habe mich vorläufig um das Vergnügen gebracht, meine dortigen Freunde zu sehen und das Gold von Peru zu erheben. Wohl, aufgeschoben ist nicht aufgehoben und das Verschlafen hat sein

Gutes; denn ich werde durch diesen Verlust eines Tages am 4. Mai in Springfield sein, am Ziel von Lincoln's 1,500 Meilen langen Sarkophag-Reise nach dem Hof des ewigen Friedens, welcher für den Einkassamirten kein fauler Friede sein wird. O, der Glücklichen, der Großen, deren Preis Unsterblichkeit ist in der „sterblichen Geschichte“, und deren Ruhe selbst die Wärmer nicht stören, an welcher im Leben der Zahn so vieler Feinde genagt hat!

Auch Proria ist in die übliche weiß-schwarze Farbe der allgemeinen Trauer gefüllt und es scheint, als ob Herr Bog als Mumie der dahingeshiedenen demokratischen Partei, der Einzige wäre, der nicht durch ein Stück Flor oder sonstige Decoration seinen tiefen Schmerz zur Schau trägt; freilich nicht über Lincoln, den Menschen, nicht über Lincoln, den Präsidenten, sondern den Schmerz, meine ich, über den Reichthum der einst so mächtigen conservativen Partei. Ihre Führer werden jedoch für Balsam sorgen; denn das Wort „Demokratisch“ klingt zu herrlich in den Ohren der intelligenten weißen Masse, um es aufzugeben. Menschen verwittern, wenn gleich Einzelne, in den Nimbus der Größe gehüllt, durch Balsam u. Geschichte conservirt, auch Jahrtausenden trocken; indeß menschliche Systeme, Parteien und Plattformen sehr bald verstreuen im Strome des ewigen Wechsels und der Wechsel allein ist es ja eben nur, der ewig ist.

Ich habe die deutsche Vereinschule besucht, in welcher zahlreiche Kinder unter tüchtigen Lehrern gute Fortschritte machen.

Deutschen Reisenden wird es angenehm sein zu erfahren, daß Gilling's St. Louis Exchange nächstens wieder als Hotel eröffnet werden wird. Die englischen Hotels dieser großen Stadt lassen sehr viel zu wünschen übrig.

Am 2. via Chenoa des Nachts auf den Schienen nach Bloomington gefahren. Es war dies jetzt ein Bloomington in der That; denn die Gärten prangten in voller Blüthe. Die beiden deutschen Ver-

eine, Schul- und Turnverein, leben gegenwärtig in eiserner Harmonie und Eintracht. Der Turnverein zählt 50 Mitglieder und hat 20 Zöglinge, welche in der edlen Kunst gymnastische Sprünge zu machen geschult werden. In einem gesunden Körper, heißt es, wohnt eine gesunde Seele; Gesund ist aber wird in hohem Grade durch Bewegung gefördert und so sind denn Sprünge sehr zu empfehlen, sie mögen nun kunstreich oder Bodensprünge sein, in denen sich schon naturwüchsig jedes junge Thier gefällt. Mag übrigens in einem gesunden Körper eine gesunde Seele, rege Vitalität, wohnen, so genügen doch körperliche Bewegungen nicht, um einen gesunden Geist zu produciren, was schon v. durch b. wahrheitet wird, daß es trotz aller Körperübungen durch Arbeit u. Bewegung so viele Menschen ohne Geist und sogar geistlose Spiritualisten giebt.

Die nächste Station war Decatur. Eine hübsche und sehr gute Landstadt d. s. großen und fruchtbaren Staates Illinois. Die leitenden Geister menschlicher Glückseligkeit suchen hier auf ihrem Wege das Trinken von berauschenden Getränken zu erschweren, indem man für jeden eines Triel of ale drei hundert Dollars sich zahlen läßt. Da diese Geister auch das Billiard Spiel für ein Spiel des Teufels halten, so kostet die Lizenz für ein Billiard 100 Dollars. Seltsames Geschick der Jahoes! Im Kriege verstümmeln sie sich, warden sich zu Hu. d. i. u. enden bin, verwüsten blühende Saaten und legen Stärke in Ache; im Frieden machen sie ein Besessener, ein Spieler von Prof. so sion besorgt um das Heil ihrer geliebten Nächsten und suchen durch G. i. g. so gegen Verrunst und Freiheit sind, Mühe zu erzielen.

Am 3. des Abends fuhr ich vom Reveré House nach dem Depot, wo einige hundert Menschen die Ankunft des Zuges erwarteten, da es heißt Frau Lincoln sei an Bord. Man täuschte sich; der Gatte in des großen Mannes kam nicht; doch kam der Sohn, um dem Vater das letzte Wort zu geben. Mit Mühe gelang es mir,

mich in einen der mit Menschen gefüllten Packwagen des langen Trains hineinzupressen, wo ich die Wahl hatte, auf der Fahrt von vierzig Meilen abwechselnd zu stehen oder auf meiner Reisetasche zusammengekauert auf dem Boden zu sitzen. Die Lincoln-Trauer ist rein epidemisch geworden. Leute, deren infame Lehren südlicher Sympathien sich durch die Kugel eines Meuchelmörders zur äußersten Konsequenz erhoben hatten; Leute, die Lincoln, den Lebenden, als Tyrannen schmähten und seinen Tod wünschten; Leute, die fürchterlich dumm, oder entsetzlich schlecht sein müssen, diese Leute weinen jetzt Crocodile-Thänen, behängen ihre Häuser mit Flor, decoriren sich mit Traueremblem, und drängen sich um Lincoln, den Todten, im Sarg zu sehen, und ihm mit stupider Reverenz als M ä r t y r e r ihren Tribut zu zollen, der nichts anders meint, als die Interessen ihres eigenen angelegten Partei-Capitals. „Je älter man wird, je ruhiger man die Menschen in ihren Urtheilen und Handlungen prüft, desto mehr Abscheu bekommt man vor der Masse dieser Gabelhiere, desto weniger wundert man sich über die Laterne eines Diogenes und desto inniger verehrt man das wahre Verdienst einzelner vernünftiger und guter Menschen, deren Güte auf soliderer Basis beruht als jene ist, welche mit Weisheitschwäche u. Bornirtheit als Synonym gelten kann.“

Es war bald Mitternacht, als ich im Gefolge einer förmlichen Procession in die Stadt trittirte, um das Gasthaus des Hrn. Schmidt aufzusuchen. Ich trat in ein Lokal, in dem Licht war, und wurde da erwünscht von einem Abonnenten, einem Geheimpolizisten, Hrn. Meyer, begrüßt, der da in einer Restauration, für fremde Turner insbesondere eingerichtet, als Committee-Mitglied fungirte. In restaurirte mich denn sogleich auch selbst und ließ mir das gesuchte Gasthaus zeigen. Die Gasthöfe waren alle überfüllt und ich konnte mir gratuliren, ein vacantes Kanapee als Nachtlager gefunden zu haben.

Mein erster Gang des Morgens war nach dem Capitol, wo ich mich dem wildgänsähnlichen Zuge in gerader Linie am Eingang des Parks anschloß, um die Leiche des gemordeten Präsidenten, im Sarkophag zur öffentlichen Schau ausgestellt, zu sehen. Eine höchst interessante, markirte Physiognomie, mit einer Adlernase, eingefallenen Wangen und hoher Stirne, ein Leichenbild, das ich nie vergessen werde. Hier in diesem Capitol hatte ich bei dem Advokaten Lincoln eine Introduction, als er zum ersten Mal Candidat für die Präsidentsur war. Damals schrieb ich, daß mich Lincoln, trotz seines Rufes der Ehrlichkeit, nicht begeistern konnte, für ihn öffentliche Reden zu halten (zu stumpen); um so weniger, da es mir, mit dem südlichen Charakter und den oft geäußerten Secessionsgelüsten vollkommen vertraut, deutlich vorschwebte, daß seine Erwählung zum Bürgerkriege führen muß. Er wurde auch ohne meine Agitation mit großer Mehrheit erwählt, hatte der deutschen Lobredner genug und was mir im Geiste vorgeschwebt, daß ist nur zu bald eingetroffen. Die brennenden Fackeln der Wahlcampagne haben sich in Schwert und brennende Lunten verwandelt. Doch, Heil dem mächtigen Verhängniß, aus der fürchterlichsten Menschenschlächtere, so je ein civilisirtes Volk geführt hat, ging nach weniger als 5 Jahren der Sieg der Freiheit hervor. Die „Union wie sie war“ ist erloschen, aus dem Blut der Gefallenen und den rauchenden Trümmern von Städten und Palästen südlicher Oligarchen erhebt sich nun eine „Union von freien Staaten“. Die Ketten von vier Millionen Sklaven sind zerbrochen; doch ist „der Schwarze“ noch lange nicht politisch frei und der demokratische Janbagel, von seinen adeligen weißen Führern bearbeitet und geführt, hat noch ein großes Feld auf der politischen Heerstraße sich seiner vollen Emancipation von dem politisch-socialen Joch der Kautasier entgegenzustemmen. Jeff Davis, Breckinridge, Floyd, Lee, Beauregard u. s. w. sind gebildete, intelli-

gente Menschen: also befähigt zu stimmen; da sie aber stets zu Gunsten der Sklaverei gestimmt u. sogar das Schwert gegen die Republik gezogen haben, sind sie des Hochverrathes schuldig werth, gehangen zu werden. Wer loyale Menschen politisch strafen und Hochverräter ungestraft wieder der Republik einverleiben will, verdient wohl dasselbe Loos, vom moralisch-freiheitlichen Standpunkt aus betrachtet. Daß es unter Amerikanern, Irländern und Deutschen Stimmvieh giebt, wurde uns oft, und nicht ohne Ursache, vorgepredigt. Ist aber dieses Stimmvieh instinctgemäß für die Freiheit, so kann es nicht gefährlich sein, ihm das Stimmrecht zu garantiren. Hunderttausend Schwarze waren nicht nur loyal, sondern halfen auch, mit Waffen der Freiheit den Sieg zu erringen. Wäre es gerecht, sie zu Parias zu verdammen? Nimmermehr, und thut Ihr es, so wird sich der Frevler rächen. Schon haben in dieser Hinsicht viele Bedientenblätter den Rassenkampf begonnen und speculiren auf die Arroganz der weißen Dummheit. Wohl wäre es besser für die Republik, keinen weißen und keinen schwarzen Pöbel zu haben, der Demagogen als Werkzeug dient; doch erheischen die bei der Unabhängigkeit erklärten Menschenrechte Gleichberechtigung dem wahrhaft demokratischen Principe nach und das geschändete Princip rächt sich früher oder später an Denen, die es schänden, wie es die Rebellion bereits *a posteriori* bewiesen hat.

Die Stadt Springfield war in allgemeine Trauer gehüllt u. an 75 000 Menschen defilirten durch die Spalten von Soldaten der Leiche Lincoln's vorüber. Mag man in einer Republik gegen Alles was Pomp und Schaugepränge heißt, mit Recht einzuwenden haben; so geht dieser Leichenpomp doch von der Spontanität des Volkes hervor und hat einen ganz anderen und weit einfacheren Charakter als z. B. eine Frohleichnamsp procession in Neapel, ein Lateranfest in Rom, oder eine Krönung in et-

ner Monarchie. — Auch wäre es sehr gut, wenn eine Republik keiner Soldaten bedürfte; doch unterscheidet sich das hierige Militär bedeutend durch Einfachheit in der Uniform und durch den Geist von einer monarchischen Soldateska. Und so lange noch ein Cäsar Napoleon auf Throne dieses Continents speculirt, England intrigirt und der Hochverrath noch Nahrung unter uns selbst findet, ist es eine traurige Nothwendigkeit, den Armeen der Despotie eine Armee der Freiheit entgegenzusetzen, um sie in Schwach zu halten und, wenn nothwendig, sie mit Waffen zu besiegen. Ein lebendes Heer von circa 150 000 Mann wird demnach wohl noch für eine Weile eine diplomatische Nothwendigkeit sein. Das „Liebe deine Feinde!“ ist eine recht hübsche christliche, theoretische Maxime; das praktische Christenthum kann jedoch, leider, da der Mensch des Menschen Feind, nicht ohne Kanonen sein.

Bei dem Donner der Kanonen setzte sich der Leichenzug in Bewegung; ich aber ging mit Herrn Sommer hinaus nach dem Oak-Ridge-Friedhof, um dort die Procession und Leichenbestattung von einem guten Standpunkt aus sehen zu können. Die Sonne brannte heiß über unsere Köpfe herab und wir hatten an vier Stunden im grünen Grase zu warten bis der Zug kam. Im Gefolge von Militär und Civil waren Generale und Stabs-Offiziere, Gouverneure von einigen Staaten, verschiedene Delegationen, Feuerleute und Gesellschaften, deutsche Turner, und am Ende der Procession mehrere farbige Männer und Frauen. In der Nähe der Gruft, wo die Leiche temporär deponirt wurde, waren Bänke aufgeschlagen, auf denen 150 Sänger Platz nahmen und ausgezeichnete englische Chöre sangen. Sänger und Musiker waren Deutsche. Ohne die Leichenrede eines salbungreichen Reverend anzuhören kehrten wir zur Stadt zurück, um Gedräng und Staub zu vermeiden.

Wie einst Griechenlands Städte sich um die Geburt Homers stritten, streiten

sich jetzt Springfield und Chicago um die Leiche Lincoln's. Das man dem großen Mann, den man jetzt als Emancipator preist, ein großartiges Monument setzen wird, ist selbstverständlich und gerecht. Aber man darf dabei wohl fragen: Wird man und sollte man den Hunderttausenden, die in Schlachten fielen und in südlichen Gefürnissen, leider mit Lincoln's Wissen, verhungerten und verfaulten nicht ein eben so großes, ja, noch größeres Denkmal setzen? Das Geschenk, das die *ci devant Copperhead* Stadt Chicago für die Wittve des Präsidenten bestimmt hat, soll die runde Summe von 100,000 Dollars ausmachen. Als Gattin hat sie diese Summe wohl nicht verdient; denn sie soll den *good old Abe* nicht sehr zärtlich behandelt haben; als Expräsidentin ist für sie jedoch die Summe durchaus nicht zu hoch; denn Frau Lincoln versteht es, zu glänzen. Ich will ihr gerne auch das Doppelte gönnen; doch wünschte ich, daß man im Verhältniß die Hunderttausende auch den armen Soldaten-Wittwen zukommen ließe.

Man laue uns nicht mehr, Republikanern undankbar. Hat je ein Volk einem König solche Ehre nach dem Tod erwiesen, wie das amerikanische Volk seinem Lincoln? Hat je ein schlichter Mann, durch das Verhängniß an die Spitze großer Ereignisse gestellt, so wohlfeil die Lorbeerkrone der Unsterblichkeit errungen wie Abraham Lincoln? Nie. Ein *S. ymademan* im wahren Sinne des Wortes; Emancipator durch den Strom der Verhältnisse getrieben, ohne eine solche je im Geringsten durch Wort oder Schrift *a priori* angestrebt zu haben; gepriesen jetzt von der Masse des Volkes als ein zweiter Washington und als Märtyrer im Tempel des Ruhmes der Unsterblichkeit geweiht durch Booth's Mordmord. *De mortuis nil nisi bene*, sagt das lateinische Sprichwort (von Todten soll man nur Gutes sprechen). Auch von Booth? Gewiß nicht, erwidert du. Ich also sage:

de vivis et mortuis nil nisi verum (von Lebenden und Todten bloß Wahres). Und Das ganz besonders von hervorragenden Männern, deren Name und Handlungen mit großen Ereignissen verknüpft sind und die der denkende und unparteiische Mensch nicht nach dem Erfolg der Ereignisse, wo oft das blinde Fatum mächtig wirkt, zu beurtheilen hat, sondern nach ihrer Geisteskraft, nach logischer Combination, selbständigem Handeln und — ihren Motiven. Um Herrn Lincoln Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, wollen wir Lincoln, den Lebenden, in etwas nähere Betrachtung ziehen und dem Leser das freie Urtheil andrücken. Der freie Mensch eines freien Staates ist berechtigt zu Lob und zu Tadel, wenn die Freiheit überhaupt nicht Farce sein soll.

Abraham Lincoln,

der Pionier-Knabe, der Bootsmann, der Feuzriegelspalter, der Novokat, der Sumpfpredner, der Congressmann und der Präsident der Ver. Staaten wurde am 12. Februar 1809 in einer ärmlichen Hütte im Hardin County, Staat Kentucky, geboren. Seine Knabenzeit war das schwere Loos von Armuth und Arbeit. Seine Genealogie erstreckt sich bloß bis zu seinem Großvater Abraham. Sein Vater hieß Thomas Lincoln. Eine Zeitung jedoch, die mir zu Gesicht kam, ließ es sich auf höchst naive Weise eines Republikaners einfallen, den Ursprung Lincoln's von einer englischen Grafenfamilie abzuleiten, indem eine andere ihn von Juden abstammen läßt. Nun, das ist von keinem Belang. Gleichviel ob in einem Palast, oder in einem Stall geboren, ob Christ oder Jude; der Werth oder Unwerth des Menschen liegt in seinem eigenen Ich.

Abraham Lincoln hatte als Knabe nicht die geringste Schulerziehung, und ward im zartesten Alter an seinen Onkel verbunden. Weber sein Vater, noch seine Mutter hatten irgend eine Erziehung genossen; doch soll seine Mutter gesundes Urtheil und ein

gut & Herz besessen haben. Sieben Jahre alt wurde Abraham in eine Schule geschickt, deren Lehrer selbst kaum lesen und schreiben konnte, und auch diese Quelle wurde dem Jüngling entzogen, noch ehe er lesen konnte, indem sein Vater seinen Weisheit verändert hatte. Er ließ sich, als sein Sohn 9 Jahre alt war, im Spencer County nieder, im Staat Indiana. Der Preis welcher Thomas Lincoln für seine Farm in Kentucky hielt, bestand in zehn Barrels Weizen und zwanzig Dollars Kaas. Auf der Reise schlug ein heftiger Wind das Klübeck um, und von seiner Habe wurden drei Körner Weizen und einige Zimmermannsgeräthschaften gerettet. Mit Hilfe des kleinen Abes wurde alsbald eine Hütte, circa 18 Fuß in Quadrat, gebaut. In dieser Hütte, müde vom Holzhacken und sonstiger Arbeit, hat Abe gewiß ruhiger geschlafen als später im weissen Hause zu Washington als Präsident. Der kleine Abe war ein guter Schüler und das erste Mal, das er als Knabe erlegt hat, war eine Wildgans. Im Jahr 1818 starb seine gute Mutter, von der er den christlichen Glauben eingelesen hatte, dem er bei Ermangelung natürlicher Kenntniß und höherer Bildung kuckhähnlich treu geblieben war bis an sein Ende, wie es seine salbungsvollen Bet- und Festtags-Preclamationen sat sam bewiesen haben. Nach einem Jahr ihres Todes nahm sich sein Vater eine zweite Frau, eine Wittwe mit drei Kindern. Im 12. Jahr hat Abe Gelegenheit eine Schule zu besuchen wo er sich im Lesen vervollkommnete und Schreiben und rechnen gelernt hat. Kleider von Hirsdfellen und eine Waschbärenmütze (Raccoon) waren der Arzug des zum Präsidenten heranwachsenden kleinen Studenten. Er selbst sagte erst, daß sein ganzer Schulunterricht sich kaum auf ein Jahr belaufen habe, und ehe er seine Abwesenheit erzieht, sah er auch nicht einmal die innere Wände einer Collegiums oder einer Universität. Das Latein bricht sich auch ohne Universität Bahn und das Lincoln Talent besaß, dem freilich die Weisheit der Wissenschaften fehlte, be-

trieb er in seiner Carriere als Advokat — ein Fach das man hier zu Lande freilich bloß als Handwerk zu betrachten hat. Besitzt der amerikanische Advokat auch die natürliche Gabe der *eloquentia rustica* (Bauerneloquenz), macht er sich mit der Geschichte und den Grundsätzen der Parteien vertraut, besiegt er den Stump und geht mit dieser oder jener Partei durch Dick und Dünn, so steht ihm der Wege offen zu den höchsten Aemtern. Diesen Weg hat Lincoln eingeschlagen und darauf das höchste Ziel erreicht. Als man einst den englischen Hippokrates, Dr. Sydenham, das Orakel des 17. Jahrhunderts fragte, welche Bücher man studiren müsse, um den Verstand zur pract. Heilkunde vorzubereiten, sagte er: den Don Quixot.“ Das kann man auch auf einen amerikanischen Advokaten des 19. Jahrhunderts anwenden. Doch Lincoln las mehr als Don Quixot, Bunyan's Pilgrim's Progress, Esop's Fabeln, das Leben Henry Clay's und das Leben Washington's von Ramsay, waren die Hauptwerke, die er außer Pandekten und Zeitungen gelesen hat. Daher auch seine Verehrung Clay's und der Whigdoctrin; daher der Reichthum seiner Weisheit und Anerbieten auf der Tribüne, daher sein eigener Conservatismus, der sich niemals aus innerem Antriebe zum Humanismus erhoben hat. — Das Wenige was er las, hat er gut verdaut, und diese Dignität, mit Accommodation, hat ihn zur höchsten Stelle der Republik erhoben.

Als Knabe soll er stets den „Friedensstifter“ gemacht haben und diese seine natürliche Herzensgüte, diese Liebe zum Frieden um jeden Preis hätte und wohl auch zu einem falschen Frieden mit den Rebellen, seinen „verirrten Brüdern“ geführt, falls ihn Booth nicht vor der Reconstruction daran gehindert, und somit der Mordmörder nicht dem lieben Gott, an den der gute Lincoln so aufrichtig geglaubt hat, als Mittel gedient hätte. Seht, zu solch monströser Inconsequenz führt den Gläubigen der blinde Gottesglaube einer persönlichen Vorsehung, daß

der liebe Gott einen genialen Menschen zum gemeinen Schurken und Mordmörder machen muß, um seinen göttlichen Willen zu manifestiren; indeß derselbe Gläubige das Werkzeug Gottes wie eine Bestie leitet und tödtet. O, Gabelhieb, o, Gabelhieb, wann wirst du logisch denken und psychologisch Ursachen und Folgen kennen lernen?! Wenn Alles von Gott kommt. Gutes und Böses, Gesundheit und Krankheit, Tugend und Laster, Freiheit und Anarchie; so solltet Ihr Kranke durch Gebete heilen oder sie allein der Vorsehung anheimstellen, so solltet Ihr keine Gefängnisse und Galären für Verbrecher bauen, und die Sklaverei wäre — ein göttliches Institut. Diesem Glauben nach müßtet Ihr folgerecht Jeff. Davis und jeden Hochverräter als Werkzeug Gottes betrachten, ohne sie zu hängen. Und der Zwiespalt dieses dummen Glaubens giebt sich bereits kund, indem man Milde und Schonung empfiehlt. Mag man der Todesstrafe principiell entgegen sein, so kann man doch die Strafe selbst nicht aus den Staaten bannen und die gelindeste Strafe für Hochverräter müßte jedenfalls Confiscation des Eigenthums und Verbannung nach fremden Welttheilen sein. Da wir aber noch immer am Hängen festhalten, und die Urheber dieser Rebellion die Ursache des Mords von Hunderttausenden sind, so erheischt Gerechtigkeit und Gerechtigkeit, daß man sie hänge.

Bis zum 19. Lebensjahr war Lincoln stets Hinterwälder, fällte Bäume und spallete Fenestriegel. Als er 20 Jahre alt war verdingte er sich an einen Mann, für 10 Dollars per Monat, um mit einem Floß (flatboot) auf dem Mississippi Boaren nach New-Orleans hinab zu spandern, und sie an den Zwischenstationen zu verkaufen. Die athletische Figur und Stärke Lincoln's war ganz diesem schweren Beruf angemessen. Außerordentlich auch zu seinen natürlichen Anlagen. Nahe New-Orleans attackirten sieben Regter den Floß, um zu stehlen. Lincoln

warf den Ersten, dessen er habhaft werden konnte über Bord. Es kam zu einem Gefecht mit Kolben und Urten, wobei Lincoln drei Derselben fast todt schlug, wodurch er sich bald bei allen Boosleuten einen Namen erworben hat.

Bald nachdem er zurückgekehrt war, zog die Familie nach Indiana und siedelte sich am nördlichen Ufer des Sangamon-Flusses an. Nun begann bald eine neue Carriere seines Lebens; er wurde Gehülfe in einem Laden, nebst Mühle, zu New Salem im Jahr 1831. In dieser Stellung erwarb er sich das Prädicat des „ehrwürdigen Abrahams“.

Im Jahr 1832, als der Blad-Hawf-Krieg ausbrach, ließ er sich als Freiwilliger engagiren und wurde zum Capitain einer Compagnie erwählt. Nach 30 Tagen wurden sie entlassen, ohne den Feind gesehen zu haben. Nach einem neuen Aufrufe ließ er sich später wieder als Gemeiner aufnehmen, ohne auch dieses Mal in eine Schlacht mit den Indianern gekommen zu sein.

Bald darauf ward er von seinen Freunden für die Besetzung vorgeschlagen; denn er war ja populär, und hatte, als guter Clay-Whig, Chance erwählt zu werden. Allein er fiel durch und zwar zum ersten Mal in seiner politischen Carriere.

Später sehen wir ihn als Krämer und Postmeister in einer kleinen Stadt, wo er Lust bekam Advokat zu werden und schaffte sich die Rudimenta für dieses Fach an. Inzwischen widmete er sich der Feldweiseret und d. kam bald vollauf zu thun.

Im Jahr 1834 wurde er in die Besetzung von Illinois gewählt und nun war er für die Zukunft als ein „rising man“ des Westens geborgen. Wenn in diesem Land der erste Wurf auf dem Felde der Politik gelungen, wer mit Dick u. Dünn der Partei geht, und es mit den Drahtziehern hält, für den sind stets Aemter in Aussicht, wenn seine Partei siegt. Auf diese Weise wird es sich Jenner, der mit unsern politischen Verhältnissen nicht vertraut ist, erklären können, wie man ohne

bähre Bildung der Schule es vom Holzhader bis zum Präsidenten bringen kann, wenn *Smartness* und *Popularity* des Parteimannes den Mangel an Wissenschaft ersetzen.

Während des ersten Termins der Legislatur entschloß sich Lincoln, durch Ambition gesponnt, sich dem Rechtsstudium zu widmen. Als Mitglied der Besetzung wurde Lincoln zum ersten Male mit Stephen A. Doug'as bekannt, der sich eben so durch einen Fleiß, durch Beredsamkeit und Partei-Accommodation zur historischen Größe Amerika's emporgeschwungen hat.

Im Jahr 1836 erhielt Lincoln eine Feenz als Advokat, begann 1837 zu Springfield, als Companion (*Partner*) eines Herrn Stuart, seine Praxis und erwarb sich während 6 Jahren als Gerichts- und Geschwornen's Anwalt einen guten Ruf. Er wurde drei Mal von den Whigs in die Legislatur gewählt.

Während der Wahlcampagne von 1844 „*sumpt e*“ er den Staat Illinois.

Im Jahr 1837 lernen wir zuerst Lincoln's Ansichten über das Institut der Sklaverei kennen, und zwar aus einem Protest, den er als Abgeordneter von Sangamon gegen einen „Beschlus“ mit seinem Collegen Dan. Stone unterzeichnet hat. Er lautet:

„Wir glauben, daß Sklaverei auf Ungerechtigkeit und schlechte Politik basiert sei; daß jedoch die Verbreitung der Tendenzen des Abolitionismus (Aufhebung derselben) ihre Uebel nur noch vermehren würden.“

Wir glauben, daß Congress der Ver. Staaten kein Recht habe, unter der Constitution, sich mit der Institution der Sklaverei in den verschiedenen Staaten zu befassen.

Wir glauben, daß Congress constitutionell befuat sei, die Sklaverei im District Columbia aufzuheben; daß jedoch dieses Recht ohne Erlauben des Volkes im District nicht ausgeübt werden solle.“

Wie aus dem Cocon sich der Seidenwurm entspinnt, so entspannen sich Lincoln's conservative Handlungen, Zögerang, Schonung, Blamag. Der conservative *Henry Clay-man*, der Untheil, die Milde und die Erhaltung der Union „wie sie war“ haben den Rebellen Zeit zu gefährlichem Widerstand gegeben, kostete einige hunderttausend Menschenleben, verlängerten durch Halbheiten den Krieg, ermühten die terroristischen Rebellen bis zu Gift, Brandstiftung und Meuchelmord und tragen einen Theil der Schuld — an den zu Andererseits systematisch hingepferchten Kriegsgefangenen. Und dennoch feiert jetzt Hama Herr Lincoln als Emancipator; da es doch Jedem, der nur einigermaßen logisch zu denken und die Ereignisse klar aufzufassen vermag, einleuchtend sein muß, daß die Sklaverei bloß in Folge der Menschenschlächterei, durch Ueberlegenheit der Waffengewalt u. finanzielle Potenz, den Todesstoß erhalten hat. Mögen durch „militärische Nothwendigkeit“ die Ketten des Slaven zerbrochen vor seinen Füßen liegen, frei ist er noch lange nicht und wolle Ihr weissen Souverainetés - Affen, deren Humanismus, Menschenrechts-Theorie, politische Consequenz und politische Combination von Ursachen und von Folgen nicht weiter reichen als ein Hasenschwanz, den entseelten Sklaven zum Paria machen, das heißt, ihn „der Farbe wegen“ zu einer rechtlosen Zwilger entwürdig'en, ihm die ihm gebührenden Rechte hartnädig verweigern, so wäre es besser, Ihr wäret Rußlands Unterthanen und der arme Schwarze wäre Sklave geblieben, als welcher er doch das glückliche Loos eines wohlgenährten Gauls für sich hatte

Zu obigem Protest füge ich bloß folgenden kurzen Comment hinzu, der folgende Lesart zuläßt:

„Die Sklaverei beruht auf Ungerechtigkeit; doch wäre es ungerecht, sie aufzuheben.“

Der Ver. Staaten-Congress ist zwar da, um den Gesammtwillen des Volkes zu repräsentiren; doch hat er kein

Recht gegen den Willen einzelner Staaten in der Sklavensfrage Beschlüsse zu fassen.

Congress hat zwar das Recht die Sklaverei im Distrikt Columbia aufzuheben, doch muß er um diese Gnade vorerst von den Sklavenzüchtern des Distriktes ersucht werden."

Das ist die Logik unserer großen Staatsmänner, unserer gepriesenen Emancipatoren. Könnte ich sie mit Flamenschrift niederschreiben, um der Geschichte Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und Klio, die Göttin, nicht zur geschminkten Meze herabzuwürdigen!

Im Jahr 1848 ward Lincoln vom Illinois Central-Distrikt in den Ver. Staaten-Congress erwählt. In dieser Capacity stimmte er gegen den Krieg mit Mexiko; doch befürwortete er die Aufhebung der Sklaverei im Distrikt Columbia, ob schon diese laut seinem frühern Protest, das Volk selbst nicht verlangt hat.

Er war zu Gunsten der Heimstätten-Bill für Ansiedler zu dem niedrigsten Preise, was ihm Ehre macht. Als Candidat für den Senat wurde er durch seinen Gegner Shields gebeten.

Die Wiederrufung des Missouri-Compromisses brachte ihn 1854 als thätigen Redner in den Contest. Die Partei empfahl ihn für das Amt des Gouverneurs, doch lehnte er es zu Gunsten Bissell's ab. Seine Debatten mit Stephen Douglas fanden im Jahr 1858 statt und trugen viel bei zu seiner Ernennung als Präsidentschafts-Candidat. In der republikanischen National-Convention zu Chicago im Jahr 1860 theilten sich die Stimmen zwischen Seward und Lincoln. Zur Nomination waren 466 Stimmen notwendig und Lincoln siegte über Seward, nachdem er 354 Stimmen erhalten hat und so wurde er denn nach einer heftigen Wahlkampagne Präsident der Ver. Staaten. Die südlichen Demagogen, deren Ziel Secession war, beschuldigten ihn, daß er die Constitution vernichten wolle, indem er eine Einmi-

schung in die Sklaverei innerhalb der Staaten, in welchen sie bestand, befürwortete. Da hat man ihm freilich sehr unrecht gethan; denn seine Politik beruhte auf keiner Humanitäts-Basis a priori und erstreckte sich nie weiter als auf Nichtausdehnung der Sklaverei nach den Territorien.

Seine Erklärung in Frage der südlichen Staaten, welche er Herrn Douglas bei einer Debatte zu Freeport gegeben hat (am 27. August 1858) reinigt ihn vollkommen vom Verdachte des Abolitionismus und nehmen ihm jedes Recht, den großen Namen eines Emancipators zu beanspruchen. Man lese seine Erklärung und urtheile.

- 1) „Ich bin nicht und war nie für die unmittelbare Aufhebung des Sklavensangesezes (!!!).“
- 2) Ich habe mich nie gegen die Aufnahme mehrerer Sklavensstaaten in die Union verbindlich gemacht (!) —
- 3) Ich habe mich nie gegen Aufnahme eines neuen Staates in die Union verpflichtet, mit einer Constitution, wie sie das Volk eines solchen Staates haben will (!).
- 4) Ich bin heute nicht gebunden, die Aufhebung der Sklaverei im Distrikt Columbia zu befürworten. (Also wohl früher; doch heute nicht mehr?)
- 5) Ich habe mich für Verbot des Sklaven-Handels zwischen den Staaten nicht erklärt, noch verbindlich gemacht!“

Nun, das ist doch in der That, ein ganz famoseres Quintett von Humanitätsgrundsätzen des Herrn Lincoln, und das Prädikat des „Ehrlichen“ hätte es ganz gewiß nicht zugelassen; während seiner Administration den Amtseid gegen die vermeintliche Sklavenconstitution zu brechen; am allerwenigsten aber, den Sklavenzüchtern weh zu thun, oder eine direkte oder allmähliche Emancipation anzubahnen und zu billigen.

Man müßte demnach höchst partetisch

und ungerecht, oder höchst Aupid sein, wenn man bei solch offenbaren Thatsachen nicht zugeben wollte: der Emancipator sei — die große Kanone und Lincoln, der „honest old Abe“ und conservative Henry Clay man.

Am 5. Nachmittags um 5 Uhr fuhr ich von Springfield per Eisenbahn nach St. Louis ab und um 1 Uhr Nachts wurde der Troß von Passagieren dießseits des Mississippi zu East St. Louis bei heftigem Regen an's kothige Land gesetzt. Dieses Drängen nach den Dampfbussen, die kaum ausreichten, um Alle aufzunehmen und hinab zur Dampfstraße zu bringen! Das Stereotype: „the Ladies first“ drängte mich von Bus zu Bus, bis ich endlich in Einem Raum fand, eine Frau im Schooße.

Wie gewöhnlich in der Rheinischen Weinhalle des Herrn Reinberger, früher Wolf, abgestiegen, wo es sich gut wohnen und essen läßt. Deutsches Hotel, erster Klasse, hat selbst St. Louis keines. Als Heizen vor Kurzem eine Reise machte, wusch er mit seiner starken Lauge jenen teutschen Wirthen gehörig den Pelz, deren Buben sich durch wallachischen Schmutz bereits so viel Ruf durch einige Blätter erworben haben, daß man wohl erwarten sollte, daß sie ihre Schweinshäute in reine, wohlliche Zimmer für Menschen umwandeln, die ein reines Hemd tragen, folglich Aristokraten sind. Es giebt nichts Edelhafteres für einen an Reinlichkeit gewohnten Reisenden als besulbete Tischtücher und schmutzige Betten, ungeschweuerte Zimmer, ohne Spiegel, ohne Waschapparat, ohne Tisch, ohne Stahl, ohne nächtlichen — Blumentopf. — Chargiren können sie; doch für Bequemlichkeit sorgen ist ihre Sache nicht. Dann wird noch zuweilen geschimpft, daß ein Deutscher in englischen Häusern wohne, wo man bei schlechterem Essen, in der Regel, doch überall Reinlichkeit findet.

In St. Louis kam mir in der Sternbrauerei ein böhmisches Blatt „Pozor“

(Beobachter) zu Gesicht, woraus man auf die Musterkarte der gemischten Bevölkerung der Stadt schließen kann.

„Für oder gegen die neue Konstitution“ ist jetzt die große, heftig debattirte Tagesfrage der Politik. Eure Konstitutionen taugen alle nichts, so lange sie nicht auf der absoluten Gleichheit der Menschenrechte basirt sind, ohne Unterschied der Ragen.

Ich sah die Parugaris in Schürzen u. Scherphen decorirt durch eine Straße ziehen. Wie lange werden sich „große Kinder“ noch mit Kappellen schmücken, in denen der Mensch sich ausnimmt, wie ein zur Belustigung ausstaffirter Affe.

Im Concordia-Park besuchte ich Sonntag ein zum Besten von Soldatenkindern a 25 Cents Entree veranstaltetes Plein-Air, wo circa 5000 Menschen versammelt waren. Man denke sich die Consumption des Bieres! Die Bedienung war so schlecht, daß Viele das Lokal verlassen mußten, um ein Glas Bier zu bekommen. Auf dem Rückwege sprach ich in der großen Walhalle ein, wo auf 19 Billiarotischen gespielt wurde. Man sieht hieraus, daß in St. Louis das muckerische Sonntagsgesetz keinen Halt findet.

Die 4. Straße ist der Broadway von St. Louis. Vor einem Seidenwaaren-Laden, in dessen Schaufenster ein Kleid, mit dem angelegten Preis von \$50.00 sich den lästernen Damen präsentierte, traf ich einen Bettler, der mit gestreckter, nur selten berührter Hand das Almosen der Vorübergehenden in Anspruch nahm. Eine Erscheinung, welcher man in Amerika höchst selten begegnet. Der Wohlstand ist in keinem Lande der Welt so allgemein wie hier, und für die Armen sorgt man durch großartige und wohl organisirte Armenhäuser.

Das Theater habe ich nicht besucht. Es ist lange nicht mehr Das, was es zur Zeit des Universal-Genies, Schauspielers, Literaten und Speculanten B r n s t e i n war. Reich soll er jedoch, sagte man mir, trotz alledem nicht sein und seine „Partel-

verdienste erwarben sich die Krone eines europäischen Consulats. Alle meine deutschen Kollegen der Presse und des Stumpes haben es zu Ministern, zu Consuln, zu Legislatoren u. s. w. gebracht; nur Heintzen u. Ludwigh konnten es selbst nicht zu einer honorablen Nachwächterstelle bringen, weil sie eben zu sehr es sich angelegen sein lassen, den Tag zu überwachen. Nun, etwa bekommen wir noch eine Plattform für eine Präsidentschafts-Campagne, auf der wir, ohne zu erröthen, werden sehen und uns ebenfalls eine politische Amtskrone erwerben können. Wie interessant würden sich nicht Heintzen als Minister zu Berlin und Ludwigh als Minister zu Wien ausnehmen. Ob man sie dort wohl acceßiren, oder arreßiren würde? Man sollte das Experiment schon des Völkerrathes wegen probiren.

In der Rheinischen Weinhalle hatte ich das Vergnügen, einen hohen Gast zu begrüßen, den Kaiser von Peru, nahen Verwandten des Königs Cambrinus, der die Güte zu haben geruhte, das Subscriptionsgeld der Fadel-Abonnenten zu Peru, der jüngst verschlafenen Station, vorzulegen. Nun sage man noch, es gäbe keine Vorsehung, die über Gläubige und Ungläubige ihre Sonde scheinen läßt! Ohne Verschlafen hätte ich Lincoln, den Todten, nicht zu sehen bekommen, noch den mit sechs Rappen bespannten, prachtvollen Leichenwagen und das stolze Reispferd, das der schlichte *„devant“* „Railopitter“ als Präsident u. Oberster Feldherr geritten hat. Gewiß ein höchst interessanter Contrast, der reichen Stoff bietet zum Nachdenken und zur Ueberzeugung führen muß, daß bei Gott alle Dinge möglich sind.

Denken Sie sich, verehrte Leser, welches Glück dem Fadel wiederfahren ist! Herr Andre, ein deutscher Franzose u. vormaliger Bewohner von St. Louis, starb während des Krieges zu Baton Rouge, im Staat Louisiana, und hinterließ ein Testament, in welchem vorzugsweise und billig der freien deutschen Schule in St.

Louis, ferner dem *Boston Investigator*, dem Hochwächter und der Fadel ein Legat gemacht wurde und zwar von 50 Dollars jährlich, so lange erwähnte Blätter bestehen. Der Hochwächter ist todt. Hassaured, Antre's Liebling, wird sich wohl als Minister zu Ecuador, mit Neben tausend Dollars Gehalt, für den Verlust zu entschädigen wissen.

St. Louis bietet dem vergnügungslustigen Publikum viele Gartenlokale in und außerhalb der Stadt. An guter Musik fehlt es nirgends. Da ist Lisoli, Frank Böhm's Washington-Garten, ganz neu arrangirt, und Niederwieser's prachtvolle Walballe, die am meisten frequentirt werden und wo man sich bei Concerten in der Kühle des Abends nach der drückenden Tageshitze angenehm erquiden kann.

Am 9. trittirte ich, von Peteler, dem *quondam* eifrigen Socialisten, jetzt thätigen Geschäftsmann, begleitet, nach der Reue. Welcher Unterschied da zwischen der Zeit des Ausbruchs der Rebellion u. jetzt! Eine lange Reihe von Dampfern den Mississippi hinab nach New Orleans, und den Missouri hinauf nach Omaha zeugt von der Rührigkeit des neu aufgeblühten Geschäftslebens der Stadt, in welcher das deutsche Element in commercieller sowohl wie in politischer Hinsicht großen Einfluß übt.

Ich fuhr an Bord eines großen und eleganten Northern-Linie-Bootes, des Sueder-State, hinauf nach Quincy, im Staat Illinois, eine sehr freundliche u. rührige Stadt. Es waren da viele Passagiere aus der *bon-* und *sineu-* Classe. Ich wohnte in einem amerikanischen Hotel, das jetzt durch Deutsche verwaltet wird, wo man für 3 Dollars per Tag allerdings Ursache hat, Gutes zu erwarten. Die Aufwärterinnen waren allerliebste Mädchen, niedlich gekleidet, ohne weite Crinolinen und sufficante Gesicht, wie sie Einem so häufig begegnen. Zur Serviete hat es auch dieses Hotel bloß bei der Mittagstafel gebracht; des Morgens und des Abends hat man sie

mit dem Schnupstuche zu erledigen, wenn man nicht, wie ich es eingeführt habe, seine eigene Serviette mit sich führt.

Ich kann nicht umhin, meiner Leserin Ungarn wegen, eines Hrn. von Kübörzky zu erwähnen, den der ungarische Freiheitskampf über den Ocean geworfen hat. Drüben war er im *Saroser* Comitats Beamter und hier soutenirt er sich als Pappschachtelmacher. Ein bleiderer Charakter und echter cynischer Philosph, der sein eigener Koch und dem ein Hund die Liebe der Familie ersetzt.

Im Hofe des Dr. Ritter, Schwiegersohnes des Schriftstellers Rosmäjler in Leipzig, sah ich Pfauen, Welschhühner, Perihühner, chinesische Enten, polnische Hühner, Kaninchen, und in der Stadt sehr viele Katholiken.

Das beste Bier brauen die Gebrüder Dieck, das für jeden Deutschen ohne Schisma seligmachend ist. Es besteht hier eine gute deutsche freie Schule. Auch giebt es da viele Radikale, von denen jedoch bloß ein Duzend die Fadel lesen.

Die Abreise von Quincy war mir stets eine *nuisance*. Auch dieses Mal hatte ich 9 Stunden an der ekkigen, iden Levee auf ein Boot zu warten, wo mich Lincoln's hlyerne Biographie und Seneca, *de tranquillitate* (von der Ruhe), von geistlähmender Kängeweile gerettet haben.

Endlich spät Abends kam die „Canaba“ von St. Louis heraufgeschwommen und das Signal ihrer Dampfpeife wirkte auf mich wie das Siegesignal einer Posaune. Ich fuhr, 40 Meilen, nach Keokuk, das seine Benennung nicht dem Kukul, sondern dem Indianer-Häuptling Keokuk zu verdanken hat. Die seit einigen Jahren gefällten Militärhospitäler sind jetzt bedeutend gelichtet und die Stadt trägt wieder ihre frühere spießbürgerliche Pphsognomie, wo es schwer fällt, hier und da einen geistigen Zug zu finden. Vielleicht wird der *Catawba* aus Nauvoo, der ausgezeichnet ist, etwas beitragen die Masse zu vergeistigen. Eine schwere Aufgabe. Sehen Sie, alter Freund, *o o m K e l*

stod,“ daß Sie das Ihrige zu dieser wünschenswerthen Reform beitragen! Anschlag vermag es nicht; so freisinnig er auch selbst und so gut auch sein Bier ist.

Nauvoo vorüber, das sehr schön gelegen, nach Fort Madison gefahren. Auch hier wird bereits viel Wein gezogen. Von der guten Qualität konnte ich mich bei Hrn. S t e m p e l überzeugen.

Von hier 25 Meilen nach Burlington. Imposant präsentirt sich diese Stadt auf ihren Höhen (Bluffs).

Der löbl. Stadtrath und viele der souverainen Bürger schreien hier dem Geistigen sehr abgenetigt zu sein, indem sie das „Maulesel-Wassergesetz“, *alias Main Liquor Law*, auf das Strengste handhaben, um ihre Leute nicht zu erhalten. Die schwarze Sklaverei ist todt, das heißt, die Sklavenketten der wohlgenährten Neger sind zerbrochen; die den Nahrungsforgen überlieferten sogenannten freien Neger und Mulatten sind noch lange nicht frei, und werden nicht frei, so lange es eine Majorität Copperheads und conservative Schwarzepublikaner geben wird, die vom Kosmos eines Humboldt, von Principien, von Consequenz und von Menschenrechten nicht mehr verstehen als der Drangoutang vom ABC, oder die so lächelhaft anmakend sind, um ihre weiße Haut für ein Privilegium der Natur zu halten. Mit dem amerikanischen Abstinenz- und Sonntags-Gesetz ist aber die weiße Sklaverei des Geistes noch lange nicht todt und es ist der sicherste Beweis der Stupidität, oder des Fanatismus von Gesetzgebern einer sogenannten Republik, die ihre souverainen Bürger für unmündige Buben halten, die man in Hinsicht des Genusses im Zaume halten muß, und Soldaten, die weder Juden, noch Christen sind, die Heiligung des Sonntags aufocroyiren. Menschen, könnt Ihr denn gar nicht vernünftig werden?!

Ich machte einen Spaziergang von einer Weile zu Brauer Busch, *son.*, der nicht nur Bier braut, sondern auch viel Wein pflanzt; ein Getränk, das die Lem-

preuzler bloß beim heiligen Abendmahl als das wahre Blut Christi trinken dürfen. Würde Malesses wohl nicht besser sein? denn im Creto dieser Leute heißt es ja: *drink not, taste not, handle not*. Das heißt: trinke kein geistiges Getränk, koste es nicht, rühre es nicht an. Heißt es temnach nicht das Gelübde brechen, wenn man sich durch den Pfaffen Wein reichen läßt? Doch die Transsubstantiation verwandelt ja die Substanz des Weines in Blut und so wird durch dieses Geheimniß der heiligen Handlung das Gelübde nicht gebrochen. Seht, Ihr weisen Souverainetätler, das ist eure Logik, das eure hohe geistige Bildung, die Ihr vor dem armen Sklaven beansprucht! —

Auf der Fahrt nach Muscatine traf ich mit einem Kaufmann aus Dubuque zusammen, der mich kannte und nach der Fadel Verlangen äußerte. Ein freiwilliger Abonnent aus Dubuque! Das ist etwas Außerordentliches. Das Wetter noch immer raub; so, daß man trotz des Bonnemons im Kalender am warmen Ofen in der Casüte ganz wohnig fühlt.

In Muscatine erfuhr ich, daß man Jeff. Davis gefangen habe, und zwar als feige Memme, in die Kleider seiner Gattin travestirt, um sich, anstatt sich männlich zu überliefern, oder eine Kugel durch den Kopf zu schießen, zur Zielscheibe des Spottes zu machen. Hätte er, durch Ueberlegenheit des Feindes besiegt und gefangen genommen, den als Hochverräther verdienten Galgen mit stolzem Troß bestiegen, so wäre er als großer Mann gestorben; dem man höhere Bildung und Unternehmungsgeist nicht absprechen kann, und der vernünftiger und bessere Theil der Menschen hätte bloß bewaurt, daß er für eine schlechte Sache gekämpft.

Bis Muscatine hat sich die Sonn'ag's Tyrannet noch nicht erledigt; ein Zeichen, daß sie im Staat Iowa nur edemisch ist.

Von Muscatine fuhr ich 30 Meilen

per Eisenbahn nach Iowa-City und von da nach Davenport. Der schönen Lage dieser Stadt, Rod Island gegenüber, habe ich schon öfter erwähnt. Ein Ver. Staaten-Arsenal, das auf dem Eiland zwischen beiden Städten gebaut werden soll, wird beiden von großem Vortheil sein. Die freie deutsche Schule wird gegenwärtig von 200 Kindern besucht und erfreut sich zweier sehr guter Lehrer. Mit der Kinderwaisanstalt will es nicht am Besten vorwärts gehen, was sehr zu bedauern. Das Theater gehört zu den Besten im Lande.

Ich machte in Rod Island einen Spaziergang von einer Meile nach Joseph Schmid's Brauerei, welche großartig u. sehr hübsch gelegen. Einen großen Mann vermißt ich in Rod Island, den Dr. Ciolina. Wer, der einigermaßen mit der amerikanischen Journalistik vertraut ist, hörte nicht von ihm? Ihm, dem guten Demokraten, dem Freund der Jesuiten, obschon selbst ein Ungläubiger, ein aufrichtiger Verehrer des göttlichen Institutes der Sklaverei, ein intelligentes *Bipes*, das vor Kurzem — wie Fama sagt — all sein Streben und sein theures Leben Sr. Maj. Maximilian, dem Kaiser von Mexiko anempfohlen hat, um darüber zu verfügen. Nun, das wäre gewiß eine gute Aquisition; denn ohne Männer wie Ciolina kann der Thron von Montezuma sich unmöglich halten. Ich bedauerte den guten Max, als er die Krone von Mexiko annahm und schrieb, ich würde lieber Kammerdiener eines Fürsten in Wien sein als mexikanischer Kaiser. Auch glaube ich, kein schlechter Prophet zu sein, wenn ich behauptete, daß Maximilian, vom hohen Clerus, von den Republikanern und der Montros-Doctrin bedrängt, sich glücklich preisen kann, wenn es ihm gelingen soll mit heiler Haut nach der Freudenstadt Oesterreichs zurückzukehren. — Ich wünsche es ihm herzlich; denn wer es als katholischer Regent mit dem hohen Clerus verdirbt, der muß gewiß ein vernünftiger Mensch sein. Uebrigens

werden Sr. Majestät, durch Napoleon dupirt, die Ueberzeugung nach Hause mitnehmen, daß mit dem Untergang der Sklaverei die Hoffnungen auf Throne in Nord-Amerika vorläufig verwirkt sind. Das Leben der Menschen ist ein Kampf von Interessen, materieller sowohl wie geistiger. Die Sklavenbesitzer kämpfen für ihr Eigenthum in Menschenfleisch; die Kirche kämpft für ihre Prerogative, der Held für Ruhm, der Hauseigenthümer für Haus und Hof; der Kaiser für den Thron und ein zum Selbstbewußtsein heranreifendes Volk für die Republik. Das physisch sowohl wie das geistig Schwächere muß dem Stärkeren, den Kanonen und der Intelligenz weichen. Das ist Naturgesetz, das sich durch kein Fürsten-, noch durch ein Völkerrecht besiegen läßt.

Die Flußreise von Davenport nach Clinton, Fulton und Lyons, an den Ufern der großen Agriculturstaaten Minnols u. Iowa ist sehr angenehm.

Unter den Passagieren hatten wir fünf, sage fünf katholische Priester an Bord. Die heiligen Väter vermehren sich in der Republik wie Pilze und das Unkraut wuchert fast unverilgbar trotz der Freiheit der Presse und der Rede, da es Journalisten und Rednern bequemer und lohnender ist, mit dem Strom, als gegen den Strom zu schwimmen. Nun, so schwimmt denn zu in Teufels Namen, Ihr grundgesetzlichen Freiheitshe den; doch wißt, der Strom ist faul und die frischen Quellen der Naturwissenschaften, durch den unaufhaltsamen Zeitgeist gepflegt, werden trotz alledem zu mächtigen Wogen heranwachsen, und Köhlerglaube und Pfaffenhum verschlingen.

Am 18. war ich in Freeport, deponirte meine Reisetasche in der Restauration des Herrn Moyer am Lepot und ging in's Geschirre. Eine Kaffeervisite bei Dr. Fischer, dem Dicken, in Gesellschaft interessanter Damen, war eine recht angenehme Würze des prosaischen Lebens auf Reisen in Amerika. Man soll suchen, in jeder Situation des Lebens seine Pflicht

zu erfüllen, sei sie auch noch so schwer; man opfere jedoch dem Geschäfte oder Beruf den Genuß des Lebens nicht; denn ein Leben ohne Genuß ziemt bios ascetischen Thoren und Combaben. Es giebt der geistigen und sinnlichen Genüsse so viele für den vernünftigen und fühlenden Menschen, die nur dann in Schmerz und Reue umschlagen, wenn sie auf unvernünftige und unkluge Weise auf Kosten des Unglücks Anderer und unser selbst erkaufte werden. Genießen heißt leben, und um glücklich zu leben müssen Herz u. Kopf gesund sein.

In Galena gab es kein Excitement; doch ein angenehmes Stündchen im anmuthigen Tusculum der braven Familie De Rosa, von Aeben und Blumen umgeben. Es bestehen hier ein Sängerbund, ein Turnverein u. eine deutsche Vereinskchule. Die Levee am Fieber-Fluß ist still und öde. Trotz aller Bleiminen in der Umgebung der Stadt ist das Geschäftsleben sehr gelähmt.

Es kam mir hier in einer Zeitung die Biographie Jeff. Davis zu Gesicht, welche auch in der Fadel einen Platz verdient; denn auch große Schurken gehören wie große Männer der Geschichte an. Davis wurde mit Lincoln in einem und demselben Jahre im Staat Kentucky geboren. Er war der natürliche Sohn eines berühmten Pferde- u. Sklavendiebes, der aus Verdacht nach Vicksburg fliehen mußte. Er schickte seinen Sohn Jefferson auf die Transsylvania Universität zu Lexington, und als er 18 Jahre alt war, nach der Cadetenschule zu West Point. Er hatte glänzende Anlagen, welche an das Verhängniß geklettert Großes verhiessen. Im Black-Hawk-Kriege diente er, mit Lincoln, als Lieutenant. Im Jahr 1832 entführte er die Tochter des Generals Taylor, späteren Präsidenten der Ver. Staaten, und heirathete sie. Nach dem Krieg resignirte er und gab sich der Politik hin, um sich später durch sie den Hals zu brechen.

Als Congressmitglied gehörte er zu den Ultras der südlichen Interessen. Im mexi-

fanischen Krieg diente er als Oberst in der Schlacht von Buena Vista. 1853 machte ihn Präsident Pierce zum Kriegsminister, den er ihm geistig bedeutend überlegen vollständig beherrschte. Später wurde er Ver. Staaten-Senator, in welcher Qualität er bedeutend am Faden der projectirten Secession gesponnen hat. 1861 ward er provisorisch zum Präsidenten der südlichen Conföderation und 1862 definitiv auf sechs Jahre erwählt. In dieser Qualität entwickelte er Festigkeit, Takt, Energie, Klugheit, Consequenz, gepriesen und unterstützt von der hohen Aristokratie Englands, von Napoleon als Werkzeug seiner Pläne in *spe* gehätschelt, vom Papst als Excellenz und Präsident betitelt, von den Copperheads bewundert und von den Radikalen, und mir selbst, Hrn. Lincoln als Muster der Energie und Consequenz hingestellt. Mit besondern Geistesfähigkeiten verband er den Charakter des Revolutionärs, schlau wie der Fuchs, grausam wie die Hyäne, und es war ihm kein Mittel zu schlecht, selbst wenn Millionen darunter zu Grunde gingen, um seinen Zweck zu erreichen. Es gab eine Periode, wo die Existenz der Republik bedeutend gefährdet war, durch äußere und durch innere Feinde, und hätte der Süden gesiegt, so wäre Jeff. Davis eine gefeierte Größe des 19. Jahrhunderts geworden, trotz der barbarischen Institution, so die Ursache der Secession war. Nun aber hat der Gott des Krieges den nördl. Waffen den Sieg verliehen; der Süden ist vollständig besiegt und Davis erwartet, in Eisen gelegt, zu Fort Monroe sein Todesurtheil. Könige beklagen sein Schicksal und die Völker jubeln über den Triumph der Freiheit.

In Galena besah ich mir die Lederhandlung, wo der gefeierte General Grant als Compagnon einen Geschäftsantheil hatte, ehe der Krieg ausgebrochen war. Seine Vorbeeren sind bis jetzt rein und unbesiegt; indeß Sherman durch einen politischen „foul pas“ seinen Kriegsruhm bedeutend verdunkelt hat.

Und Johnson? — Lincoln's Nachfol-

ger — im Mai weiß man es noch nicht, ob aus der verhelmenen Blüthe sich eine kerngesunde, oder eine wurmförmige Frucht entwickeln wird. Ich selbst werde mich nicht besonders täuschen; denn ich erwarte nicht besonders Viel von ihm betreff einer absolut humanen und radikalen Reconstruction; doch darf man annehmen, daß er den hervorragenden Rebellen weniger Schonung angedeihen lassen wird, als Lincoln es gethan haben würde.

Via Bellesue, das ganz seinem Namen entspricht, per Steamer, nach Dubuque gefahren. Dubuque, Donleith gegenüber, ist eine der schönsten Städte am oberen Mississippi, von sehr vielen Deutschen bewohnt. Durch Bekanntschaft der Schauspieler Krieger, Meyer und Zetsina, die ich im Tivoligarten beim Kegeln traf, wurden mir einige sehr vergnügte Stunden, besonders durch eine Spazierfahrt in der hügelig anmuthigen Umgebung der Stadt.

An Bord von Dubuque nach Guttenberg, der deutschen Stadt, traf ich mit einem deutschen Arzt zusammen der mich kannte. Und das war ein seltener Doktor. Er behauptete mit einer *nonchalance*, wie man sie nur von einem Kalen erwarten durfte, daß die Natur der einzige Arzt sei, der jede heilbare Krankheit heilt und sagte, daß Niemand mehr Skeptiker sein könne als er. Nun, das ist ja ganz *a la* Sydenham. Als ich ihm einen hartnäckigen Fall von Rheumatismus, an dem Herr Brauer Schmidt gelitten, und durch Dr. Minges geheilt wurde, erzählt hatte, erwiederte er: wir wollen erst sehen, ob der Rheumatismus nicht nach 6 Monaten sich wieder einstellen wird. Der Schwiegervater dieses Arztes, ein wissenschaftlich sehr gebildeter Mann, der ebenfalls graduirter Arzt war, ist in eben so hohem Grade medicinischer Skeptiker gewesen. Ein Fall, den er mir von dessen Praxis mittheilte, mag hier einen Platz finden. Der Doktor practicirte einst in Deutschland in einem Städtchen, wo der Glaube herrschte, daß eine Fuchszunge auf den Magen gelegt, den

Magenkrebs heile. Als eine Frau mit dem Uebel behaftet zu ihm kam und nach einer Fuchszunge verlangte, frug er sie, ob sie fest glaube, daß ihr dieses Mittel helfen werde. Nach dem sie bejaht hatte, ging er in die Küche, schnitt ein Stück einer Ochsenzunge herab und legte sie auf den Magen. Das Weib genas bald darauf und ihr Glaube an die Fuchszunge ist zum Sacrament geworden. Glauben, heißt es ja, macht selig. Im Jahr 1812 war dieser Doktor Militärarzt in Deutschland und starb vor Kurzem in Amerika 83 Jahre alt. Seine Bibliothek schätzte man auf 10,000 Dollars. Zu seinen Eigenthümlichkeiten gehörte der *haut gout* nach dem ihm bei dem Geruch der Kamille übel ward, indeß faules Eiter von Geschwüren auf seine Geruchsorgane einen höchst angenehmen Eindruck machte.

In Guttenberg ausgestiegen, ließ ich meine Reisetasche durch einen Knaben tragen, mit der Bemerkung, er solle mich zu Hrn. Mühlingshaus bringen, in dessen Gasthaus ich schon früher logirt habe. Er brachte mich zu Mühlingshaus; doch welche Ueberraschung! Es war nicht das frühere Gasthaus, sondern ein großes Steingebäude ohne Wirthschilde. Zwei Kranke, ein Blinder und ein Blöder, saßen auf der Schwelle des Eingangs. In der Vorhalle stand ein Waschapparat und im anstoßenden Zimmer ein großer Speisetisch, woraus ich schloß, daß Hr. M. jetzt ein Kosthaus, ohne Schenkstube halte. Weder Wirth noch Kellner waren zu sehen. Ich wartete eine geraume Zeit, entledigte mich der schweren Stiefel u. suchte nach dem Personale. Endlich trat ich in der untern Region, (*basement*) Frau M. so eben mit der Toilette beschäftigt, wobei sich *g e w i s* keine Frau gerne überraschen läßt. Wir grüßten uns und ich retirirte nach Oben. Als sie kam und ich ein Zimmer verlangte, lächelte sie und sprach: das ist das Armenhaus, wo jetzt mein Mann angestellt ist. In der That ein hübsches Abenteuer. Also nach dem Armenhaus hat dich das Schicksal gebracht! Ich philosophirte auf dem Wege nach ei-

nem Gasthaus über Reichthum und Ar-
muth, über Paläste u. Armenhäuser u. kam
zum Schluß: daß man mit einem Bischof
Philosophie in einem Armenhause, mit
Krankheit oder Altersschwäche befaßt,
eben so gut hinvegetiren könne, als in
einem Palast. Sehr vieles hängt von
der Einbildung oder Anschauungsweise
ab, woraus so viele Thränen fließen, wenn
die Vernunft des Menschen durch Wahn
und falsche Schaam paralytirt wird. —

Das kleine Guttenberg hat ein recht
intelligentes deutsches Publikum. Ich ha-
be da einen Sonntag ganz angenehm zu-
gebracht. Des Nachmittags in einer Gar-
tenwirthschaft bei Blechmusik und Gesang
von Leuten aus dem nahen Städtchen El-
lator vorgetragen, und des Abends im
Theater, wo eben die sehr gewandten
Schauspieler Herr und Frau Darbenne
gastirten. Frau Müller, aus Dubuque,
die Herren Bed u. Arneman spielten als
Dilettanten sehr brav. Man gab zwei
alterthümliche Piecen und zum Schluß: Jeff.
Davis' Gefangennehmung als Tableau,
durch den genialen Darbenne extempo-
rirt.

Via McGregor nach dem idyllischen
Plätzchen Lansing gefahren.

An Bord befand sich der deutsche Pre-
diger aus Guttenberg, mit dem ich an der
Clerks-Office zugleich eine Karte löste.
Er bezahlte \$1.25, und ich \$2.50. Es
freute mich, daß geistliche „Himmelser-
heißer“ in Amerika um die Hälfte weni-
ger werth sind als weltliche Leute, indem
sie kraft ihres heiligen Berufes auf die
Kinderliste mit halbem Preis gesetzt sind.
Ist das nicht charakteristisch und ein Zei-
chen des geistigen Fortschrittes in der Re-
publik? Nur immer vorwärts! Wäre
ewig Schade auf Kosten der Vernunft
Himmel und Pfaffen zu verlieren.

Zu Prairie du Chien, McGregor ge-
genüber erhebt sich ein großes, neues, so-
lid gebautes Hotel; Eigenthum der Mil-
waukee- u. Prairie du Chien-Eisenbahn-
Compagnie. In diesem Revier war es,
wo Jeff. Davis seiner Geliebten den Hof

machte. Welch' fürchterlicher Unterschied
zwischen jenen Banden der Liebe und den
Reiten des Verbrechers!

Nachdem ich mich zu Lansing auf mei-
nem Lieblingsbluff, dem Leonit,
an den Brüsten der schaffenden Natur
vollgesogen, ging ich an Bord des er-
sten vorüberpassirenden Bootes und fuhr
ohne ferneren Aufenthalt nach St. Paul.
um im Kreise der Meinen und mit den
schuldblosen Kindern der Natur, den Blu-
men im Garten beschäftigt, einige Wo-
chen, Erde Mat und Anfangs Juni,
Siesta zu halten. Ein rastloses Leben
in der That.

„Auf und nieder schwenkt die Waage,
Zwischen Frohsinn, zwischen Plage
Und es wogt das alte Herz
Bald in Freude, bald in Schmerz.“

Eingefault.

Meine Liebe für M. W.

Von Fr. von Waldbausen.

Wie soll ich Dir des Mannes Herz wohl
zeigen?
Das schwer geprüft im bitteren Lebens-
brange,
Mit manchem tief empfundenen Gesange
Die Lieb besang, wie's Dichtern eigen?
Ich kann vor Dir nur schüchtern zart mich
neigen,
Dir zeigen bloß die männlich härt'ge
Wange,
Und frei gestehen, daß ich kühn ver-
lange!
Doch, ach Geliebte, nein, ich sollte schwei-
gen;
Denn nur als Freundin darf ich Dich be-
trachten;
Als liebes Bild beschau ich Dich im
Raume
Und seh im Geiste Dein holdselig Lächeln.

D'rum niemals siehst Du gedenkhaft mich
schwächen;
Ich lieb' wie Engel lieben, nur im Trau-
me,
Die stets, beschützend, um die Unschuld
säckeln.

Für die Fadel.

Die schwarze Dame.

Von E. Ludwig.

Es ist so feierlich still in meiner Klausel;
Es tickt die Uhr und in dem Garten
Durchbrechen hehr das mitternäch't'ge
Schweigen
In zitternden Accorden meiner Cora
Und ihres Bräut'gams selige Gesänge:
Mir aber schwebt im Geiste vor die Dame,
Die früh an jedem Morgen, wenn im
Garten
Ich glücklich fühl, gebeugt vorüber zieht,
Mehr ein Gespenst als ein jung lebend
Wesen,
Aus dem die Freude strahlen sollte, nicht
Der Schmerz, der sich in Trauergang und
Mienen
Behleidend ausdrückt und mich selbst mit
Weh
Erfüllt ob des mir unbekanntem Unglücks.
Ich frage mich vergebens, was die Dame,
Die schwarz gekleidet einsam jeden Mor-
gen
Wie eine Pilgerin vorüberzieht,
Des inneren Grams wohl auf dem jun-
gen Herzen,
Äpähnlich liegen haben mag, die Arme?
Ach, einst war ja auch meine Lieblings-
farbe
Das „Schwarz“, das Zeichen tiefen
innern Grames,
Als ich der Liebe Sehnsuchtschmerz ge-
fühl
Und mich nach Gegenlieb' vergebens sehnte.
Ist's Liebe, fremdes Wesen, welche dich

Zu Gram veranlaßt? Hat der Tod die
deinen
Geliebten etwa in der Schlacht geraubt?
Bist du verwaist, allein dir überlassen
In diesem Leben, ohne Stütze, ohne
Der Jugend Freuden und der Jugend
Hoffnung?
Ist's Krankheit und des Todes bitterer
Keim,
Der, wie den Kelch der Wurm, dich zer-
nagt?

O, könnte ich dir Balsam meines Tro-
stes
In deinen wunden Busen träufeln, könnt'
ich
Dich geistig stärken, dir die Kraft der
Weisheit
Mittheilen, so im Unglück aufrecht hält!
Laß deine Zähren fließen; doch bedenke,
Daß Menschenleben nirgends frei von
Schmerz
Und daß der Schmerz sich oft in Lust
verwandelt,
Wenn schwach wir seiner Last nicht unter-
liegen,
Die unser Herz, den Geist mit Centner-
schwere
Darniederbeugt, u. keine Hoffnung tröstet.
Leg' ab das Trauerkleid! Nicht immer
rollt
Der Donner durch des Himmels finstern
Gewölk; das Firmament erheitert sich,
Die Sonne sendet ihren milden Strahl
Herab auf die Gefilde und die Perle
Des Thaues zittert in den Blumenkelchen,
Die frisch nach schwerem Sturm mit dem
Balsam
Des Dufte den neuverjüngten Hain er-
füllen.
So lasse deine Zähren auch zum Thau
Der inneren Erquickung werden und
Weih dich dem Leben wieder, das so reich
An Freuden ist, obgleich nicht frei von
Schmerz!
Du kannst es nicht, sagst du, du bist zu
schwach?
Auch ich war schwach; doch stärker war die
Zeit,
Die alle Wunden heilt, wenn wir nicht
selbst

Kleinmüthig widerstreben und aus dem
Schmerz
Sind namenlose Freuden mir entsprossen.

Dir fehlt Minerven's Schild — Ne-
ligton
Ist wohl der Anker, der dich halten soll?
Doch sprich, ist sie so schwach, daß
sie den Geist
Durch ihren Trost nicht über Trau'r er-
hebt?
Ein solcher Anker wär' zu schwach; ich
will
Dir einen stärkern bieten, wenn du ihn
Nicht von dir weisen willst. So höre denn:
Mein Wort ist kurz und fälschlich ist sein
Sinn.

Ist's unglückliche Liebe, die mit Trauer
Dein Herz erfüllt, so glaub', daß dieser
Schmerz
Nicht ewig ist, wenn du den Willen hast
Ihn zu besiegen durch Bescheidenheit
Und unschuldige Freuden, so das Leben
Uns bietet, wenn nicht Kleinmüthig wir sie
Verachten, um an uns sich schwer zu rän-
den.

Fiel dein Geliebter in der Schlacht, so
liebe
Im Geiste ihn, der für die Freiheit starb
Und denk, daß Sterben aller Menschen
Loos,
Das Einen früh, den Andern später trifft.
Bist du verwaist, so giebt es doch noch
Menschen,

Die werth, mit Liebe dich an sie zu schlie-
ßen;
Denn unter vielen Bösen giebt es auch
Der Guten eben so gar Manche, die
Ihr eignes Glück im Glück Andrer su-
chen.

Das schlimmste aber, falls der Todeskeim
Am Kelche deines jungen Lebens nagt,
Wird von dem Schreck befreit, wenn du
vor Allem
Dich überzeugen kannst, daß er des Men-
schen
Freund ist, von allen Schmerzen sein Er-
löser.

Die Rabala.

Von Rabowsky.

Die Juden sind mehr zum Grübeln,
als zum Denken geboren. So wie die
Schnecke fest an dem einzelnen Laubblatt
klebt, woraus sie ihren Nahrungsaft saugt,
ohne jemals den Zweig, an welchem es
hängt, oder gar den Baum überschauen
zu wollen; so klebt der Grübler am ein-
zelnen Wort, am Buchstaben, an Zahlen,
an symbolischen Zeichen. Spitzfindigkei-
ten, die er auf eine klein-künstlerische Wei-
se, und ohne sich darum zu bekümmern:
ob sie mit dem Ganzen in Verbindung
und Einklang stehen, herauszwingt, sind
seine Wonne, seine Lust, der einzige Nah-
rungsaft seines Geistes. Schwerfällig
und besangen in dem eigenen engen Häu-
schen seines Wahns, wie die Schnecke, hält
er, gleich ihr, den vergifteten Honighau
seines Laubblatts für den wohlthätigen
balsamischen Saft des Blatts selbst.*)
Der Denker klebt nicht, wie die träge
Schnecke am Laubblatt; er will den gan-
zen Baum überschauen in allen seinen
Theilen; er ergründet seine Wurzel, steigt
hoch zum Gipfel hinauf, erforscht Zweige,
Blätter, Blüten und Früchte, um ihre
Verbindung und ihren Zusammenhang,
so wie die Ordnung des Ganzen kennen
zu lernen.

Ich behauptete so eben, die Juden wä-
ren geborene Grübler, aber keine Denker.
Man setze mir nicht einzelne Schriftsteller
dieses Volkes entgegen, die sich als Den-
ker zeigten. Selbst ihr bester Kopf, Be-
n e d i k t S p i n o z a, in gleichem Gra-
de von Christen und Juden verkannt, war
Grübler, ehe er sich zum Denker erhob,
und war häufig noch Grübler, als er schon
Denker war.**)

*) Ebenso die christlichen Theologen.

**) Mehr als einmal las ich mit der
angestrigtesten Aufmerksamkeit sei-
ne Schriften, und faste doch sein
System größtentheils ganz falsch,

ajüdischer Philosophen kann ich fast vergehen. Theils mochten sie nicht einmal ächtisraelitischer Herkunft sein; theils ist ihre philosophische Bildung keine rein jüdische mehr. So ward zum Beispiel denkeleohn durch Lessing, Abbt, Nicolai, ulzer u. a. erst umgebildet, und vom räbeln zum Denken gebracht; und dennoch blieb er bekantlich, bis an seinen Tod ein talmudischer, mehr grübelnder, als denkender Grüllenfänger.

Kast uns dagegen einen Blick werfen auf die jüdischen philosophischen Schriftsteller der Urzeit. Hier treffen wir nichts, als uns die Juden als eigentliche Denker, Manches aber vielleicht, was sie als Übler uns zeigt. Hier Sammlungen raltischer Aphorismen, von denen nur et in den Kanon aufgenommen sind, gerade die beste und geistvollste — e von Jesus Sirach*) — unter die

bis ich in Herbers vor trefflichen Dialogen: Seele und Gott, Spinoza's Lehre mit lichtvoller Klarheit entwidelt fand. Gewiß ist mancher ein Spinozist gescholten worden, der eben so wenig, wie sein Gegner, und eben so wenig, wie ich, vor Lesung der Herberschen Schrift, Spinoza's Werke verstanden hatte.

) Gott weiß, warum man nicht das Buch Jesus Sirachs, statt des Hoheliedes des Salomo in den Kanon aufnahm! Das Liebespärdchen, welches in diesem lyrisch-dialogischen Gedichte — denn ein Drama ist es nicht — redet, spricht wahrlich oft, als ob es in den Koblhöfen von Leipzig ausgeblühet, und bei den Bernhardinerinnen in Berlin gebildet wäre. Man sehe nur das siebente Kapitel und Kapitel 8, V. 8—10, so wie mehrere andere Stellen. Dies Gedicht soll Weissagungen von unserm Heilande enthalten! Ein fauberer Prophet, der seine Verkündigungen in ein so schlüpfriges Gewand einkleidete, wodurch jeder Vater abgeschreckt werden muß, seiner unschuldigen Tochter, seinem noch unvererbten Sohn das alte Testament in die Hände zu geben. Sollte man glauben, daß man ohne das

apokryphischen Bücher verwiesen wurde, sind die einzigen Denkmale altjüdischer Philosophie, das Einzige, was die Israeliten selbst werth hielten, aufzubewahren. Viele dieser Sittensprüche kann man von jedem Mütterchen am Spinnrocken hören. Mit Ausschluß mehrerer Abschnitte im Sirach (m. s. zum Beispiel Kapitel 41) findet man in keinem der übrigen etwas tief und zusammenhängend Gedachtes; nirgends herrscht auch nur ein Schatten von systematischer Ordnung; alles liegt durcheinander. Demit bestreite ich übrigens keineswegs die Vortrefflichkeit dieser Bücher. Sie enthalten eine Menge herrlicher, gemeinschaftlicher Aussprüche, viele recht zweckmäßige Vorschriften für das bürgerliche und sitliche Leben, und manche treffende feine Bemerkungen; allein ich betrachte sie in der gegenwärtigen Beziehung und im jetzigen Augenblick auch nicht als göttliche Bücher, sondern als bloß menschliche Denkmale der jüdischen Art zu philosophiren.

Leset hingegen die Werke eines Plato und Aristoteles, eines Cicero und selbst eines Seneca, die theils ganze Systeme philosophischer Wissenschaften, theils zusammenhängende Abhandlungen einzelner Theile derselben schrieben! Welche Richtigkeit in der Folge ihrer Gedanken und Schlüsse! Welch' eine schöne Verbindung, welche Ordnung in ihren Werken! Wie weit bleibt der Grübler hinter dem Denker zurück! Jener dreht sich possierlich, wie ein Kreisel, um einen einzigen unbedeutenden Punkt, bis er endlich ermattet darniederstürzt; dieser geht mit festem, ernsten Schritte von einem bestimmten Standpunkte aus zu ei-

Hohelied, nicht Weissagungen genug von unserm Heilande bebielte, so verpflichte ich mich hiedurch gegen die hohe Heiligkeit aller fünf christlichen Hauptkonfessionen, in dem Buch Sirach weit mehrere und weit deutlichere Weissagungen von Christus, u. wenn es begehrt wird, auch vom großen Christoph nachzuweisen, als man jemals im Hoheliede gefunden hat.

nem vorgestelltem Ziel, zeigt uns unterwegs jeden Baum und jedes Blümchen, das wir berühren, räumt jeden Stein hinweg, den er zu heben vermag, oder umgeht ihn mit uns auf selbst gebahntem Pfade, um sein Ziel zu erreichen.

Mehr als alle andere Orientalen werden die grübelnden Juden von einem leidenschaftlichen Hange zum Wunderbaren und Geheimnißvollen beherrscht. Um so weniger darf es befremden, daß weder die Natur und die Aussprüche des Herzens als Erkenntnisquellen, noch die Vernunft als Erkenntnismittel bei ihnen etwas gelten. Den Erzählungen und Lehren ihrer heiligen Schriften, insofern sie nichts Uebernatürlichen, sondern bloß einfachen gesunden Menschenverstand enthalten, muß noch ein geheimnißvoller, übernatürlicher Sinn untergelegt werden, um ihnen das Ansehen göttlicher Mittheilungen zu geben. Ja, das Unglaubliche selbst muß bis zum Unglaublichsten gesteigert werden, wenn es einem Juden glaubwürdig scheinen soll, und hiezu bedienen sie sich mehrerer Zweige der Kabbala.

Mit dem Worte Kabbala verbindet man verschiedene Begriffe. Ursprünglich bedeutet es so viel als empfangen, und in diesem Sinn versteht man die, durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzte Lehre, welche die Hebräer nach ihrer Behauptung von ihren Vorfahren, und diese unmittelbar von Gott empfangen haben. * Hiernach wird also die Thorah Schäbeal-peh (das mündliche Gesetz) mit darunter begriffen.

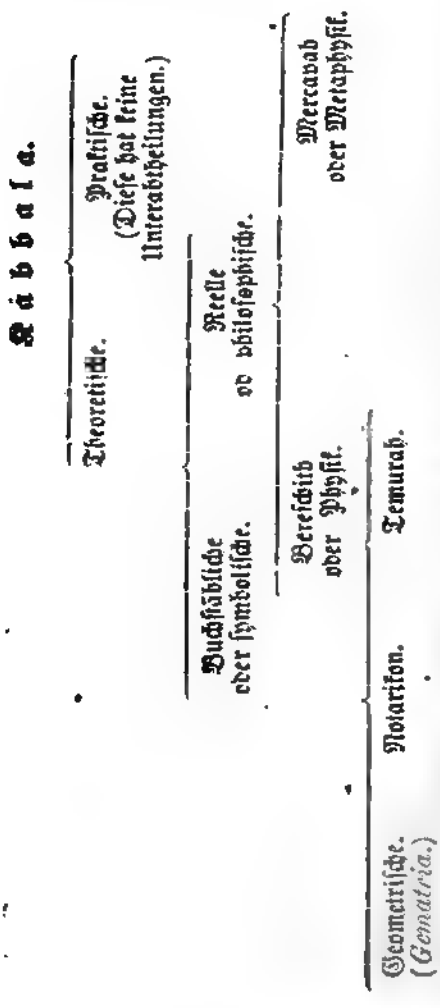
Ferner nennt man Kabbala eine mystische jüdische Philosophie, die theils zur Auslegung der Bibel dienen, theils eine Anleitung enthalten soll, wie man durch den Gebrauch der, in der heiligen Schrift enthaltenen göttlichen und andern Namen und Worte übernatürliche Dinge bewirken könne.

Die Kabbala wird eingetheilt in die theoretische und die praktische.

Die erstere zerfällt wieder in die buchstäbliche, künstliche und symbolische und in die reelle, ungekünstelte oder philosophische.

Die buchstäbliche oder symbolische Kabbala hat wiederum drei Unterabtheilungen: a) die geometrische (von den Juden Gematria nach dem Griechischen *Geometria* genannt; b) die Kabbala Notarikon, und c) die Temurah. Die philosophische oder reelle Kabbala wird eingetheilt a) in Bereschith, welche das, was die Juden zur Physik rechnen, und b) in Mercavah, welche das, was bei ihnen für Metaphysik gilt, enthält.

Die beigelegte Tabelle wird den Lesern zum schnelleren Ueberblick der verschiedenen Eintheilungen dieser Wissenschaften dienen:



Alle drei Zweige der buchstäblichen oder symbolischen Kabbala habe eine künstliche Auslegung der heiligen Schrift durch Spielereien mit Buchstaben, Wörtern und Zahlen zum Gegenstande. Wir betrachten zuerst die geometrische Kabbala (Gematria).

Bekanntlich gebrauchen die Hebräer ihre Buchstaben zugleich als Zahlen, und dies gab ihnen Gelegenheit zu manchen Auslegungen der heiligen Schrift, die man in dem eigentlichen Sinn der Worte nicht findet. Weil z. B. 1. B. Mos., Kap. 1. B. 1 der Buchstabe Aleph, welcher tausend bedeutet sechsmal, und im zweiten Buche der Chronica Kap. 36. B. 23 wiederum sechsmal vorkommt so schließen sie: die Welt, welche nach der jüdischen Mythologie in sechs Tagen erschaffen worden, werde sechs tausend Jahre stehen. Ferner sehen sie bei dieser Art der Kabbala auf die Größe und Lage der Buchstaben, welche sie zur Rechten nennen; oft ist nämlich im hebräischen Text ein Buchstabe größer, als der andere geschrieben, und daraus wird dann gleichfalls eine geheime Deutung gemacht. So wie man die Buchstaben, dort wo sie dem Verstande nach, bloß Buchstaben vorstellen sollen, für Zahlen nimmt; so betrachtet man sie im umgekehrten Falle dort, wo sie als Zeichen und Zahlen stehen, wiederum als Buchstaben, und auf diese Weise bildet man aus den, in der Bibel angegebenen Zahlen des Höhen- und Längenmaßes der Gebäude u. s. w. Namen oder Worte, aus denen man einen verborgenen Sinn folgert, wovon jedoch der Wahrheit nach keine Sylbe in der Stelle selbst enthalten ist.

Die notarische Kabbala (Notarikon) ward nach den Notarien, welche freilich nicht Erfinder derselben waren, so genannt. Man bedient sich ihrer gleichfalls auf verschiedene Art. Oft nimmt man jeden Buchstaben eines Wortes für den Anfangsbuchstaben eines andern z. B. Tausch: Traue Allen Unsern Schönen; Bern: Bedenke Erst, Rede Nachher. Oder man bedient sich

bloß der Anfangsbuchstaben einzelner oder mehrerer Wörter als Anfangsbuchstaben von andern z. B. Am Anfang Schuf Gott Himmel Und Erde: Als Alles Schließ Ging Hans und Ernst; oft gebraucht man bloße Namen hierzu z. B. Wilhelm Scheerer, Wirklicher Spion, Weiser Salomon. Diese Art die Kabbala anzuwenden heißt Rasche Theboth. Wenn man hingegen die Endbuchstaben von Namen und Wörtern zu Anfangsbuchstaben von andern nimmt z. B. *Drapeau blanc*; *Un Coquin. Une Canaille* oder *Napoleon Bonaparte, Nouvelle Ere*, so heißt es Sophie Theboth.

Die Temurah, die dritte Art der symbolischen Kabbala, besteht in einer Verwechslung oder Vertauschung der Buchstaben, wovon sie ihren Namen hat. Diese wird ausgeübt 1) durch bloße Versetzung der Buchstaben z. B. Emma: Amme oder Glas: Sarg; 2) Durch Vertauschung des Anfangsbuchstaben mit einem andern z. B. Mecklenburg, Tellenburg; Rudolph, Eudolph. 3) Durch Vertauschung und Versetzung der Buchstaben zugleich (auf eine gemischte Weise). Hier theilt man das ganze Alphabet in zwei gleiche Theile und schreibt sie der Ordnung nach in zwei Zeilen über einander. Dies wird *Albam* genannt. Aus diesen beiden Buchstabenzeilen nimmt man abwechselnd diejenigen Buchstaben, welche in der Stelle, die man auslegen will, enthalten sind, und setzt sie in Wörter zusammen. Es bleibt der Willkühr überlassen, ob man bei der untersten oder obersten Zeile anfangen, ob man von der rechten oder linken, oder von der linken zur rechten Hand die Buchstaben ausheben will. Mit dieser Verwechslung der Buchstaben läßt sich die so eben erwähnte Vertauschung verbinden. Wenn man das Alphabet in verkehrter Ordnung und gleichfalls in zwei gleiche Zeilen unter einander schreibt, so heißt es *Atta* b a s. Hier gelten dieselben Regeln wie beim *Albam*.

Die reelle oder philosophische Kabbala, welche in Bereschith und Merca vah zerfällt, enthält alles das, was die Juden von dem Adam Kadmon, von den zehn Sephiroth, von den Engeln und Geistern, von der Seele des Menschen, von den fünfzig Pforten der Klugheit, und den zwei und dreißig Wegen der Weisheit träumen.

Da ich von den wichtigern dieser Gegenstände in den folgenden Abschnitten reden werde, und meinen Lesern so wenig Langeweile, als möglich, zu machen wünsche, so beschränke ich mich bloß hier auf einige kurze Erklärungen.

Adam Kadmon (der erste Mensch, welchen man aber nicht mit dem eigentlichen nähern Stammvater Adam verwechseln muß), ist der erste Ausfluß des unendlichen Lichts Gottes. Er ist ein Strahl des göttlichen Wesens, und aus ihm und durch ihn sind nachher alle andern Dinge der unendlichen, ausfließenden und geschaffenen Welt entstanden. Im Anfange, sagen die Kabbalisten, war ein unendliches Licht, welches Alles in Allem erfüllte. Daher war kein Raum und nichts Leeres. Dies Licht heißt Or Hanusoph, ein Licht des Unendlichen. Wegen seines großen Glanzes konnte keine Welt entstehen; darum mußte dies Licht, als es Welten schaffen wollte, seine Strahlen an sich ziehen, und in der Mitte einen leeren und finstern Raum lassen, worin die Welten werden könnten. Es zog deshalb seine Strahlen von dem Mittelpunkte zurück; das Licht Gottes blieb jedoch über dem Raum und umgab ihn. Weil aber nur Lichtstrahlen zurückgezogen waren, so blieb noch göttliches Wesen in der Finsterniß, und der Raum war also bloß ein lichtloses göttliches Wesen. Als das unendliche Licht zurückwich, hinterließ es eingedrückte Spuren oder Fußstapfen, welche zu Gefäßen für die Kreise der zukünftigen Welt dienen sollten. Diese Gefäße waren so gebildet, daß das Licht und die Kraft des Unendlichen von oben in ihre Höhlung hineinfallen konnten. Weil aber, wenn

dies von allen Seiten der Höhlung geschehen wäre, alles wieder mit dem unendlichen Lichte würde erfüllt, und dadurch der Unterschied zwischen dem Endlichen und dem Unendlichen würde aufgehoben sein, so bediente sich das unendliche Licht einer Linie, als eines Kanals, um die Gefäße nur mit einem bestimmten Maße von Licht zu füllen. Durch diesen Kanal konnten die Ströme des obersten und unendlichen Lichts in die Welten abfließen, welche innerhalb dem Raum erschaffen worden. Die zehn Sephiroth oder Licht und Geisterquellen sind Seitenausflüsse des Kanals oder der Linie. Sie bilden lauter Kreise, welche von einem Mittelpunkt ausgehen, und von denen einer den andern umgibt, so wie sich die verschiedenen Kapselfn ob. Häute einer Zwiebel einander umschließen. Der Kanal des Lichts (Adam Kadmon) steigt von dem höchsten Gipfel des obersten Lichts hernieder, und geht in gerader Richtung durch alle jene Kreise oder Sephiroth von dem Mund der Höhlung bis zu dem untersten Theile des Gefäßes hinab. Er ist ein Strahl des unendlichen ausströmenden Lichts, und durch ihn ist Alles geschaffen, was da ist. Man stellt ihn dar unter der Gestalt eines aufrecht stehenden Mannes, mit erhobenem, gen Himmel gerichteten Antlitze und zählt an seinen beiden Seiten, so wie an seiner Mitte zweihundert acht und vierzig Glieder. Er heißt Adam Kadmon, der erste Mensch, weil Gott ihn vor allen andern nach seinem Bilde gemacht hat; und daher ist er der Erstgeborene unter Allem, was da ist, mit dem Vater eines Wesens, und Alles, was gemacht ist, ist durch ihn gemacht.

Diese Ideen sind, wie man sieht, zum Theil dieselben, welche das erste Kapitel des Evangeliums Johannes vom Logos und vom Lichte enthält. Campegius Biringa und andere Theologen gerietzen daher auf den, für ihre Absicht gewiß nicht sehr glücklichen Einfall, die Dogmen von der Zeugung des eingebornen Sohnes Gottes vom Vater, vor seiner Mensch-

werdung, vor der Dreieinigkeit u. s. w., aus jenen kabbalistischen Lehrsätzen beweisen zu wollen. Sie bedachten nicht, daß, wenn man dies will, man den Kabbalisten einräumen muß, daß sie wirklich die Thora Schäbeal-peh oder das mündliche Gesetz als unmittelbare Offenbarung von Gott empfangen haben. Gibt man ihnen das zu, so sehe ich keinen Grund, warum man bloß das schriftliche, u. nicht auch das mündliche, im Talmud enthaltene Gesetz der Juden, oder ihre Uebersetzungen, als göttliche Offenbarungen annehmen will? Man hat mich oft als zu partheiischen Feind der Juden verlästert; ich fürchte jetzt gar, man wird mich als einen heimlichen Anhänger und Missionär derselben versegern.

Aber - woher jene Gleichheit? Daß die höchst erbitterten Feinde der Christen, die Juden, diese Ideen aus dem Evangelium Johannes sollten erborgt haben, ist ungläublich. Wahrscheinlich herrschten sie schon zu den Zeiten des Johannes unter den Israeliten, und der Apostel, selbst ein eingeborner Jude, befehlt sie von seinen vorigen Glaubensgenossen bei, um diesen dadurch die Lehre Jesu noch mehr zu empfehlen. Vielleicht wurden aber auch von dem heiligen Geiste selbst ihm diese Lehrsätze als göttliche Offenbarungen bestätigt, und er zur Verbreitung derselben angetrieben. —

Die Sephiroth sind Mittelwesen, welche die erste Ursache d. h. den in sich verborgenen Gott vorstellen, weil sie Ausflüsse des Letztern sind und daher alles hervorbringen und regieren. Sie sind endlich, Gott unendlich; aber sie sind keine Geschöpfe, sondern Bilder und Strahlen des Unendlichen, und Ausflüsse des Adam Kadmon. Sie liegen in dem ersten Ausflusse aus Gott, dem Adam Kadmon, der sie belebt, bewegt, erleuchtet und durch sie auf das Untere wirkt. Die Sephiroth sind also als die modifizierte Gottheit zu betrachten, und verhalten sich gegen die übrigen Dinge, wie der Mittelpunkt zu seiner Umgebung. Wenn Adam Kadmon seine Strahlen in eine jede Welt

ausläßt, so bilden sie zehn solcher Lichtquellen oder Sephiroth, welche einander untergeordnet sind. Aus jedem Strahl des Adam Kadmon entstehen zehn Sephiroth. Alle haben ein doppeltes Licht, ein inwendiges umgebenes, ein auswendiges umgebendes. Durch den Einfluß dieser Sephiroth in einander sind die Gefäße zur Hervordringung der Welten angefüllt worden. Mittelt der Sephiroth oder Geister- und Lichtquellen sind von dem Adam Kadmon die himmlischen, geistigen, lustigen und irdischen Dinge erschaffen worden, welche in die vier Welten Aziluth, Briah, Jezira und Assiah vertheilt sind.

Unter den fünfzig Pforten der Klugheit und den zwei und dreißig Wegen der Weisheit, werden gewisse Grade und Eintheilungen der höhern kabbalistischen Wissenschaften verstanden. Da meine Leser wohl nicht begierig sind zum vollen Lichte dieser Weisheit und Klugheit zu gelangen, so will ich Sie nicht damit langweilen.

Die praktische Kabbala endlich besteht in der Anwendung biblischer Worte, Sprüche und Benennungen Gottes oder der Engel zur vermeintlichen Bewirkung übernatürlicher Dinge. Sie ist bei den Juden eben so beliebt, wie bei den Christen ehemals das Segensprechen, Sieblausen, Stillen, Teufel austreiben und dergleichen Pöffen. Wenn man Abrahams wahrhaften Saamen trauen darf, so kann mittelst dieser Kabbala auch das Unmöglichste möglich gemacht werden. Die Wunder des Moses in Aegypten, das Stillstehen der Sonne auf Josua's Gebot, das Feuer, welches Elias vom Himmel fallen ließ, und alle jene übernatürlichen Ereignisse, an denen das alte Testament so reich ist, wurden nach den Versicherungen der jüdischen Kabbalisten, durch diesen Zweig der Kabbala bewirkt. Schon Adam verstand sich darauf, und lernte diese Kunst aus einem Buche, welches der Engel Raphael auf Gottes Befehl ihm vom Himmel brachte. Die himmlischen Heer-

schaaren selbst waren so neugierig, daß sie zu Vater Adam herabkamen, und bei ihm in die Schule gehen wollten. Gott verbot es ihm aber, sie in dieser Weisheit zu unterrichten. Nach dem Sündenfalle flog das köstliche Buch in den Himmel zurück, worüber Adam untröstlich war, und so lange weinte und Buße that, bis Gott es ihm durch den Engel Raphael wiedergeben ließ. Von Adam ward es auf Seth, von diesem auf Enoch und so weiter vererbt, bis es im J. 1701 von einem frommen Israeliten Rabbi Israel Ben Abraham zu Amsterdam herausgegeben ward. Es enthält ein vollständiges Verzeichniß von den Namen der vornehmsten Engel und Geister, und vortreffliche Mittel, wie man Engel und Teufel beschwören, Krankheiten anzaubern und wieder vertreiben, Feuer besprechen, mit Sonne, Mond und Sternen reden, Erdbeben, Ueberschwemmungen, imgleichen böse Seuchen erregen, aus Eiern, Pflanzen, Steinen und aus dem Lauf der Gestirne wahrsagen kann, und dergleichen. Kurz, es ist ein sehr nützlich Werk, und muß dem guten Adam, welchem es wahrscheinlich an besserer Lektüre fehlte, viel Vergnügen gemacht haben.*)

Und nun noch Einiges von dem Ursprung der Kabbala.

Dem Adam also war diese geheime Wissenschaft von Gott selbst anvertraut worden. Da seine Nachkommen sich aber von Geschlecht zu Geschlecht immer mehr verschlimmerten, so gerieth auch die Kabbala bei ihnen fast ganz in Vergessenheit. Erst dem Abraham, dem ausgezeichneten Lieblinge Gottes, ward sie aufs Neue offenbart, und er zeichnete sie in dem noch vorhandenen Buche Jezira auf. Allein während der Knechtschaft der Juden in Aegypten vergaßen sie die Kabbala gleichfalls. Gott theilte sie in-

*) Auch in dem talmudischen Buche Emet Hammelech wird gründlicher Unterricht erteilt, wie man mittelst der Kabbala Menschen u. Thiere erschaffen könne.

dessen dem Moses wieder mit, als dieser sich vierzig Tage bei ihm auf dem Sinai aufhielt, um das Gesetz zu empfangen. Moses verfaßte sie in ein Buch, *Majan Chochma*, d. i. Brunnen der Weisheit, genannt. In der Babylonischen Gefangenschaft ging es nicht besser mit der Kabbala, als in Aegypten, und deshalb ward sie nachher auf göttlichen Antrieb von Esra, und den Propheten Haggai und Zacharias erneuert und hergestellt. So weit die jüdische Sage.

Nicht Vater Abraham, wie die Juden behaupten, sondern der Rabbi Akiba oder Akiva war der Verfasser des vorhin erwähnten Buches Jezira. Es ist keine lächerliche Eitelkeit dieses Volkes, daß es allen seinen Büchern ein höheres Alterthum zuschreibt, als sie wirklich besitzen, und alberne Leichtgläubigkeit christlicher Schriftsteller ist es, wenn sie dergleichen Prahlereien für Wahrheiten annehmen. Jener Akiba lebte zu Ende des ersten und zu Anfange des zweiten Jahrhunderts nach Chr. G., und von ihm rühmen die Hebräer, Gott habe ihm Alles offenbart, was er dem Moses verheimlicht hätte. Indessen mußte Gott ihm doch manches verschwiegen haben. Er ließ sich von dem angeblichen Messias Barchocheba (vorher Coziba genannt) verleiten, dessen Parthei zu ergreifen, und ward im Jahr 132, nach Andern im J. 120 auf eine grausame Weise hingerichtet.

Daß die Juden schon lange vor der Babylonischen Gefangenschaft die Kabbala gekannt und ausgeübt haben, dafür bürgt ihr Hang zum Wunderbaren und Geheimnißvollen, ihre Sucht, Träume zu deuten, u. der von ihren frühesten Stammvätern auf sie vererbte Aberglaube. Rabbi Schimeon Ben Schetach oder Simeon Schetachides, welchen Einige für den Erfinder der Kabbala gehalten haben, kann daher höchstens nur für einen Wiederhersteller derselben bei den in Palästina wohnenden Juden gelten. Er war zur Zeit des Pyrcanus vor dessen

Verfolgungen nach Aegypten entflohen, wo er sich mit den geheimen Wissenschaften der dortigen Israeliten bekannt machte. Nach seiner Rückkehr in sein Vaterland gab er der Kabbala seiner Landsleute eine andere Gestalt und verschaffte ihr voriges Ansehen, welches durch die Sekten der Karaiten und Sadducäer, die durchaus alle mündliche Offenbarungen verwarfen und bloß auf das schriftliche Gesetz sich beschränkten, sehr geschwächt worden war. Dem Simeon Schetachides folgte noch vor Chr. G. sein Schüler, Rabbi Elkana Ben Jerucham, welcher zwei Bücher *Sepher Happeleah* und *Sepher Halkaneh*, und dessen Sohn Rabbi Nechonia, der das Buch *Bahir* schrieb. Indessen werden die unter diesen Aufschriften jetzt vorhandenen Bücher von Vielen (Nichtjuden) für untergeschoben, und für Früchte späterer Zeiten gehalten. Nach der Zerstörung Jerusalems traten Rabbi Akiba (der vorhin erwähnt worden), R. Ismael Ben Elischa u. andere auf, u. brachten die Kabbala noch zu einem höhern Grade von Vollkommenheit. Der Rabbi Schimeon Sochades oder Ben Jojal war der erste, der zu Anfange des dritten Jahrhunderts unter dem Titel *Sohar* (Glanz) eine kabbalistische Erklärung der fünf Bücher Moses schrieb. Die Richtigkeit dieses, gleichfalls noch vorhandenen, Buchs wird aber bezweifelt, da bis zum dreizehnten Jahrhundert keiner der übrigen Kabbalisten desselben erwähnt. Salomon Ben Isaac Jarchi (geb. zu Troyes 1104, gest. ebendas. 1180) verfaßte Erklärungen über die fünf Bücher Moses, über mehrere Propheten und über die Gemara, und erwarb sich dadurch einen so großen Beifall bei den Juden, daß sie ihm den Namen eines Fürsten der Auslegungskunst beilegte. Seine Schriften, so wie viele andere Werke der Kabbalisten späterer Zeit sind freilich nicht in den Talmud aufgenommen, sie behaupten aber in den Augen der Hebräer ein fast eben so großes Ansehen, wie dieser. Erst im fünfzehnten Jahrhundert ward die Kabbala durch den Fürsten Johann Pico von Mirandola den Christen

näher bekannt, denn vorher wußte man so wenig davon, daß ein Schriftsteller, der als Gegner dieses gelehrten Fürsten auftrat, auf die Frage, was die Kabbala sei? antwortete: „Kabbala wäre ein gottloser Bösewicht und ein arger Keger gewesen, der viel wider Christus und wider die Mutter Gottes geschrieben hätte. Seine Anhänger wurden nach ihm Kabbalisten genannt.“ Johann Pico ward übrigens gleichfalls betrogen. Er kaufte für eine sehr große Summe von einem Juden siebenzig Bücher des Ezra über die kabbalistische Philosophie, welche der Jude selbst ausgeheckt und geschrieben hatte. Der Fürst war jedoch zu leidenschaftlich verliebt in diese geheimnißvolle Weisheit, um zu begreifen, daß er getäuscht war.

Viele christliche Gelehrte, und unter ihnen besonders Johann Keuchlin, Paul Riccius, Knorr von Rosenroth, Heinrich Morus, Lampegius Birringa und Franz Merkur von Pelmont glaubten wirklich, daß die Kabbala eine göttliche Offenbarung enthielte.“ Sie wollten die Geheimnisse der Dreieinigkeit, der Menschwerdung des eingebornen Gottessohns und viele andere unbegreifliche Dinge darin bestätigt finden. Sie machten deshalb einen Unterschied zwischen der alten u. neueren Kabbala u. der neuen und unreinen. Keuchlin ließ sich bekanntlich, so wie Knorr von Rosenroth, von einem Juden in dieser erhabenen Weisheit unterrichten.

Eine Art von buchstäblicher Kabbala ward selbst in den neuesten Zeiten von christlichen Theologen zur Erklärung der prophetischen Schriften der Bibel benutzt, Albrecht Bengel bediente sich derselben in einer erklärten Offenbarung Johanns, und ihm folgten manche andere Schriftausleger, welche ihm zum Theil eben so wenig an Frömmigkeit und Wahrheitliebe, als an Gelehrsamkeit gleich kamen. So sah man einen Thube, Typke, Jung-Eülling und im Jahr 1821 sogar den „quiescirenden“ Herrn Justizrath Nöhle von Eilenstern, (so nennt dieser letztere sich selbst), die millianstisch-kabbali-

stische Laufbahn betreten, um durch Buchstaben- und Zahlenversetzungen das versiegelte Buch des Johannes ihren Zeitgenossen zu entsiegeln. Der „quiescirende“ Herr Nöhle von Eilenstern zeigte auf diese Weise, daß der jetzt im Grabe „quiescirende“ Napoleon und kein Anderer, der Antichrist sei. Kaum war jedoch das Schriftchen des in Dillenburg quiescirenden Justizraths gedruckt, als in Europa die Nachricht ankam: Napoleon sei todt! Ein Beweis, wie mißlich es mit der symbolischen Kabbala steht.

Für die Fadel.

Die Fingerringe.

Von Lehrer W u n t e .

Gesunken Hauptes kriecht oder läuft das Thier über die Fluren; mit aufgerichtem Anlitz geht der Mensch einher. Nach der Erde richtet der thierische Mensch seine Blicke, um sich Spelse und Geld zu verschaffen, in den Sternen liest der geistige Mensch.

Wir haben mit Aufmerksamkeit die Weste des Himmels betrachtet. Sie erschien uns als ein stilles, einsames Land, durchschnitten von einer breiten Heerstraße, auf welcher eine Menge Wanderer, theils allein, theils begleitet von einem oder mehren Dienern, hin und hergehen. Wir folgten den Reisenden, haben uns in ein Gespräch mit ihnen eingelassen, und sie erzählten uns Wunderdinge, die fast wie Märchen klangen.

Jetzt steigen wir hinab von unserer Hochstraße, um auch einen Theil der unermesslichen Flur zu durchstreifen, und zu unserer unaussprechlichen Bewunderung finden wir, daß es nicht leblose Steine, nicht an den Boden festgewachsene Moose sind, von denen die Ebene

ergrünte, sondern ebenfalls wandelnde Geschöpfe, die sich mit Hast und Eile bewegen, sich fliehen und wieder begegnen.

Aber eine andere Klasse von Wesen wandelte mit uns auf der Hochstraße, Ekliptik oder Sonnenbahn genannt, eine andere in der Ebene, die wir das Firmament nennen.

Denn ob auch das unachtsame Auge keinen Unterschied unter den Sternen bemerkt, so kennen wir nun schon die Planeten auf den ersten Blick an dem ruhigen mondartigen Lichte, während die Fixsterne unablässig schimmern und flackern. Die Planeten laufen hin und her, während man an den Fixsternen mit bloßem Auge keine Bewegung wahrnimmt. Im Fernrohre verwandeln sich die Planeten in Scheibchen, die Fixsterne bleiben stets nur Punkte. Aus Allem geht hervor: die Planeten sind Erden, wie die unsrige; die Fixsterne sind Sonnen. Und sollte ja noch ein Zweifel entstehen, so hat *Argo* ein Instrument erfunden, welches entscheidet, ob das Licht eines Sternes von ihm selbst ausgeht, oder bloß zurückgeworfen wird, und so oft man damit den Gang eines Fixsternes prüft, thut er jedesmal den Ausspruch: die Fixsterne sind Sonnen.

Auf der Erde hat jedes Land, jede Provinz, jede Stadt ihren Namen; eben so am Himmel. Die 12 Länder, durch welche die große Planetenheerstraße geht, heißen bekanntlich Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Waage, Scorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann, Fische. Neben diesen liegen aber rechts und links noch viele andere Länder, von denen freilich die meisten Menschen nur eins kennen, nämlich den Himmelswagen, bei den Astronomen, der große Bär geheißen; und Viele kennen auch wohl den nicht einmal.

Die meisten dieser Länder führen die Namen von Thieren oder von alten griechischen Göttern. Im Anfange des 17. Jahrhunderts machte man den Versuch,

diesen heidnischen Unfug vom Himmel zu vertilgen, die 12 Zeichen des Thierkreises benannte man nach den 12 Aposteln, die andern nach den Propheten, Patriarchen und Heiligen; doch die alten Götzen behaupteten den Platz bis heute. Will man den Ort eines Sternes genau wissen, so bezeichnet man ihn nach der Rectascension und Declination, welche am Himmel das sind, was auf der Erde die geographische Breite und Länge.

Nach ihrem Glanze theilt man die Sterne in Klassen; die von der 1.—7. erblickt auch das bloße Auge, von der 8. an sind sie nur im Fernrohre sichtbar.

Sterne 1. Größe gibt es 18:

1. Wega in der Leher;
2. Kapella im Fuhrmann;
3. Arcturus im Bootes;
4. Aldebaran im Stier;
5. Regulus;
6. Altair im Adler;
7. Deneb im Schwan;
8. Procyon im kleinen Hunde;
9. Sirius im großen Hunde;
10. Betageuze im Orion;
11. Rigel im Orion;
12. Spika in der Jungfrau;
13. Antares im Scorpion;
14. Fomalhaut im südl. Fische.

Die übrigen 4 bleiben immer unter dem Horizonte, und wir können sie in unsern nördl. Gegenden nicht sehen.

An Farbe erscheinen dem bloßen Auge alle Sterne weiß, aber im Fernrohre werden Arctur, Aldebaran, Betageuze roth, und der Polarstern gelb. Andere sind grün, bläulich, purpurfarben. Einige verändern auch ihr Ansehen; so hieß Sirius bei den Alten der rothe Stern; jetzt sieht er blau.

Wie die Entfernung der Sterne gemessen wird, ist schon erwähnt worden. Lange Zeit gewann man damit kein anderes Ergebnis, als daß sie wenigstens 4 Billionen Meilen von uns absehn.

In neuester Zeit ermittelte endlich *Struve*, daß der Stern Wega in der

Lyra 789,400 Sonnenweiten = 16 Billionen Meilen, welche das Licht in 12 Jahren durchläuft, von uns entfernt sei.

Die Entfernung des Schwanensternes Nr. 61 fand *Bessel* zu 592,000 Sonnenweiten = 12 Billionen Meilen = 9½ Jahren Lichtzeit.

Alpha des Centauren (ein Stern 1. Größe, der bei uns nicht gesehen wird) ist nach *Maclear* und *Henderson* 200,000 Sonnenweiten = 4 Billionen Meilen = 3 Jahre Lichtzeit entfernt.

Die Entfernung der Wega, 16 Billionen Meilen sieht man als die mittlere Entfernung eines Sternes 1. Größe an, und nennt sie eine Sternweite.

Die Entfernung eines Sternes 2. Größe wird angenommen zu 27 Billionen Meilen,

eines Sternes 3. Größe zu 41 Bil. M.,

"	"	4.	"	"	80	"	"
"	"	5.	"	"	87	"	"
"	"	6.	"	"	126	"	"
"	"	7.	"	"	234	"	"

Die Entfernung eines Sternes 12. Größe schätzt *Struve* auf 326 Sternweiten = 5080 Billionen Meilen, eine Strecke, welche das Licht in 4000 Jahren durchseilt.

Du staunst, du wirst es müde, mir in so ungeheure Entfernung zu folgen, aber noch giebt es keine Raft; wir sind noch lange nicht an den Grenzen des Central-Sonnengebietes; noch haben wir uns nur in den der Erde benachbarten Gegenden ihres weiten Reiches umgesehen, und kommen nun erst zu der *Milchstraße*.

Wie der Augenschein zeigt, bildet die Milchstraße einen Kreis um den Himmel. Ob dieser Kreis auch wirklich wieder in sich selbst zurückkehrt, können wir hier nicht sehen, weil stets ein beträchtlicher Theil des südlichen Himmels unter unserm Gesichtskreise bleibt. Am Aequator jedoch sieht man binnen 24 Stunden den ganzen Himmel, und die

Reisenden von da berichten, die Milchstraße gehen auch da fort, und schließen sich zusammen zu einem ununterbrochenen Gürtel. Nur wird sie dort etwas schmaler, und bildet Inseln, welche noch schwärzer als der übrige Himmel und völlig sternlos, von den Schiffen die Kohlenfäcke genannt werden.

Im Fernrohr verwandelt sich der weißliche Himmel der Milchstraße in eine Anzahl kleiner Sterne. Aber hinter diesen Sternchen bleibt immer noch ein weißlicher Grund, ebenfalls ohne Zweifel aus Sternen bestehend, den aber kein Fernrohr auflöst. Ihre Entfernung ist wenigstens 100 Mal größer, als die eines Sternes 12. Größe, so daß das Licht, um von ihnen zu uns zu gelangen, wenigstens 400,000 Jahre bedurft hat.

Hier zeigt uns die Welt ihren Tauschein vor, und weist durch ihn unwidersprechlich nach, daß Calvisius und Genossen Unrecht haben, wenn sie ihr Alter, ein wahres Kindesalter, von noch nicht 6000 Jahren beilegen; in diesem für uns langen, für die Welt unendlich kurzen Zeitraum hätte unsere Sonne noch nicht einmal Zeit gehabt, den tausendsten Theil ihrer mathematischen Bahn um ihre Central-Sonne zu durchlaufen, und von der Milchstraße könnten wir gar nichts wissen, da ihr Licht noch nicht zu uns gelangt wäre.

Doch sagt diese Urkunde blos, daß die Welt wenigstens 400,000 Jahre alt ist. Späterhin werden wir noch andere Briefe finden, die ihr ein noch höheres Alter beimesen.

Wie sich bei dieser Nachricht der lange Zeitraum von 6000 Jahren vor unsern Augen in ein Nichts zusammenzieht, so verliert sich zugleich auch der Respect vor der Schnelligkeit des Lichts. Wenn dasselbe so viel Zeit bedarf, um von einem Orte des Central-Sonnen-Gebiets zum andern zu gelangen, so kann es der Herrscher in demselben, die Central-Sonne, nicht als seinen Courier brau-

chen; wahrscheinlich hat er andere noch schnellere Diener, und eben daher mag es wohl kommen, daß wir eine Kunde von der Central-Sonne durch das Licht bisher noch nicht erhielten

Noch mehr schrumpfen vor dem innern Auge die Entfernungen auf der Erde zusammen. Wenn Jemand in die weiteste Welt geht oder nach Australien schiffet, so kommt uns das vor, wie wenn ein Infusionstierchen von dem einen Ende seines Wassertropfens bis zum dem andern schwimmt.

In die weite Welt! Willst du in die wirklich weite Welt gehen, so erbitte dir von deinem Schöpfer, der Natur zuerst 5000 Menschenleben, und schiffe dich dann auf einem Lichtstrahl ein. Willst du aber bis ans Ende der weiten Welt, so halte dich nirgends auch nur einen Augenblick auf, sonst reichen deine 5000 Leben nicht aus, denn unendlich und unzählbar ist die Zahl der Sterne und Welten in dieser großen, weiten Welt.

Zwar versucht hat man es, die Sterne nicht nur zu zählen, sondern auch sie zu verzeichnen, und Bode hat es darin bis auf 17,000, La Lande bis auf 50,000 gebracht. Und daß sie in Klassen geordnet sind, ist schon erwähnt. Bis zur 6. Klasse beträgt ihre Zahl 6000, bis zur 17. 50'000,000. In dieser Zahl befinden sich aber die Sterne der Milchstraße und der weißliche Schimmer, welchen das Fernrohr in Sterne auflöst, noch nicht, denn diese sind im eigentlichen Wortverstande unzählbar.

Ueber die wirkliche Größe der Fixsterne haben wir blos Vermuthungen; doch mag es nicht wenige Sonnen geben, welche die unsrige in dieser Hinsicht weit übertreffen.

Wenn man auf unsere Sonne Weltkörper wüfse, Monde, Erden, Sonnen etc. und damit fortführe, bis endlich die Sonne so groß wäre, daß ihr Halbmesser an die Erde stieße, daß sie also einen Halbmesser von 20'500,000, einen

Durchmesser von 41 Millionen Meilen hätte, so erschiene sie den Wega-Bewohnern doch noch nicht einmal 1 Secunde groß. Da die Sonne nun aber statt 41 Millionen Meilen nur 200,000 Meilen im Durchmesser hat, so erscheint sie den Wega-Bewohnern nur $\frac{1}{200}$ Secunde groß, d. h. ist für sie kleiner als ein Stern 7. Größe, man sieht sie mit unbewaffnetem Auge gar nicht.

Gleichwohl ist die Wega in einer Entfernung, von wo aus die Sonne gar keinen Durchmesser mehr zu haben scheint, und folglich ganz verschwindet, immer noch ein Stern von scheinbar 1. Größe, und mag wohl in der Wirklichkeit so groß sein, wie die eingebildete aus Millionen und Billionen von Weltkörpern zusammengetragene Sonne von der wir so eben sprachen.

Ja, es ist nicht unwahrscheinlich, daß viele Sterne 1. Größe einen noch bedeutenderen Umfang haben, so daß sie den ganzen Raum von der Sonne bis zur Uranusbahn schon allein ausfüllen, und in diesem ungeheuren Raume kein Planet und kein Mond stehen könnte.

Hat man dort Telegraphen, so sind sie wohl schwerlich auf das Licht gegründet, denn dieses bedarf, um von einem Welttheile zum andern zu gelangen, Viertel- oder halbe Stunden, Erden, wie die unsrige ist, mögen wohl zu Millionen an den Ufern der Ströme liegen, und für Sandkörner gelten.

Und alle diese ungeheuren Körper befinden sich nicht etwa in Ruhe, sondern sie schwingen sich um sich selbst und stürmen mit rastloser Eile durch den Himmelsraum. Es entstehen neue Sterne am Himmelszelt, andere verschwinden schon, noch andere nehmen an Glanz regelmäßig ab und zu. Wir gedenken hier blos:

1) des neuen Sternes zur Zeit des Tycho Brahe. Plötzlich leuchtete derselbe im Jahre 1572 im Sternbilde der Cassiopeja auf, übertraf an Glanz den Sirius und die Venus und wurde selbst bei Tag gesehen.

Die wundervolle Erscheinung erregte einen Zusammenlauf des erstaunten Volkes, und dadurch erst wurde Brahe aufmerksam gemacht. Das Phänomen blieb am Himmel 2 Jahre hindurch stehen, dann nahm sein Licht ab, und verlor sich endlich ganz. Späterhin, als die Ferngläser vollkommener wurden, hat man oft wieder eine Spur von ihm gefunden. Doch wird berichtet, daß auch in den Jahren 1260 und 945 an derselben Stelle des Himmels ein neuer Stern gesehen worden, was auf eine periodische Wiederkehr in je 312 bis 315 Jahren zu deuten scheint, so daß diejenigen unter uns, welche noch 30 Jahre leben, eine der seltensten und prachtvollsten Erscheinungen sehen werden.

2) Der Wunderstern im Wallfische (*Miraceti*) zur Zeit seiner Schwärze 236 Tage hindurch dem bloßen Auge gar nicht sichtbar, dann wächst er 40 Tage, wird ein Stern von 3., 2., zuweilen auch von 1. Größe und nimmt dann 66 Tage hindurch wieder ab.

3) Algol, ein heller Stern am Kopfe der Medusa, verändert sich in 2 Tagen 20 Stunden 49 Minuten. — 60 Stunde lang leuchtet er mit gleichförmigen Glanze. 4 Stunden lang nimmt er ab; 18 Minuten dauert sein kleinstes Licht, binnen 4 Stunden erreicht er sein gewöhnliches wieder.

Im Ganzen hat man eine Veränderlichkeit bis jetzt an etwa 86 Sternen bemerkt.

Drei Sterne 1. Größe wurden gesehen von Rexler, Anthelm und Hebel, und einer am Südhimmel von John Herschel, von denen 3 verschwunden sind, einer, im Schwan, bis zur 6. Größe herabgesunken ist.

Wir erblicken hier eine wunderbare Mannigfaltigkeit auch unter den Sonnen. Es scheinen deren zu sein, die nur an einem Punkte, andere, die nur an einer Seite leuchten. Es mag vorkommen, daß ein großer, aber spezifisch leichter

Planet um eine kleinere, aber schwerere, Sonne läuft, und sie periodisch verdunkelt. Es kann Sonnen geben, welche platt, wie Linsen sind und uns bald ihre breite Seite, bald ihre schmale Kante zeigen.

Leuchtete plötzlich ein Stern auf, und verschwand nach einiger Zeit wieder, so schien am nächsten zu liegen, daß man eine im Feuer aufgehende Welt vor sich habe; aber von einer so grobsinnlichen Idee wendet man sich ab, um so lieber, als auch hier eine periodische Wiederkehr, sei es auch nach Jahrhunderten, bemerkt worden ist.

Mehre tausend Sterne, welche dem bloßen Auge, als einfach erscheinen, stellen sich im Fernrohr als doppelt, ja wohl gar als drei- und mehrfach dar.

Dem bloßen Auge fließen 2 Sterne in ein'n zusammen, wenn sie auch 6 Bogen aneuten oder 360 Sekunden, auseinander stehen. Das Fernrohr trennt bei 20maliger Vergrößerung Sterne, die 15 Sekunden, bei 180maliger, die 2 Sekunden, bei 1000maliger, die $\frac{1}{2}$ Sekunde, von einander entfernt sind.

Anfangs glaubte man, diese Doppelsterne seien nur scheinbar doppelt, es stände hinter einem nahen Sterne ein 10 oder 100mal entfernterer. Als man aber im gegenwärtigen Jahrhunderte anfang, die Entfernung der Fixsterne zu messen, da zeigte sich, daß die Doppelsterne wirklich zu einander gehören, daß um eine größere Sonne eine, zwei, auch wohl noch mehr kleinere Sonnen sich bewegen.

Stände nämlich ein großer, naher Stern vor einem kleinen sehr fernem, so wüßten beide im Winter, wo wir uns von unserm Sommerstandpunkte um 41' 000,000 Meilen entfernt haben, einander entweder näher oder weiter auseinander rücken, oder der große, nahe müßte wohl gar, wenn er erst rechts stand, nun links stehen.

Von allen 3 Fällen traf keiner zu; vielmehr bemerkte man, daß, wenn der

große Stern um eine oder eine halbe Sekunde in einem Jahre hin oder herrückte, so nahm er den kleinen allemal mit.

Dieser Umstand, verbunden mit dem, daß diese Doppelsterne in so großer Menge vorkommen, (denn in der Regel fährt von den größeren der je fünfte Stern einen kleineren als Begleiter mit sich), und daß die zu einander gehörenden Sterne einander sehr nahe stehen, bewies, daß sie nicht scheinbar (optisch), sondern wirklich (physisch) zu einander gehören.

Endlich auch hat man bei einigen sogar schon die Zeit bestimmt, in welcher der Begleiter seine Bahn um den Hauptstern zurücklegt. So giebt es im Krebs einen Stern, welcher als Hauptsonne 2 Nebensonnen hat. Die ihm näher stehende vollendet ihren Kreislauf in 58 Jahren, die entferntere in 660 Jahren. Um einen Stern in der Wage läßt dessen Begleiter in 1400 Jahren.

Gewöhnlich zeigen die zu einander gehörenden Sonnen verschiedene Farben, der Hauptstern ist in der Regel weiß, oder hellgelb, der Begleiter bläulich. Hat eine Hauptsonne mehre Begleiter, so ist sie selbst weiß, ihr 1. Trabant blau, der 2. röthlich, der 3. grün, der 4. purpurfarben.

Außer diesen selbstleuchtenden Begleitern schwirren aber auch höchst wahrscheinlich, wie um unsere Sonne dunkle Erden, und Monde. Unbeschreiblich prachtvoll muß der Anblick des Himmels auf diesen Körpern sein, und rasch abwechselnd das Schauspiel, welches die Natur aufführt. Einmal sehen dort 5 Sonnen am Himmel, von denen immer eine größer als die andere, und jede von verschiedener Farbe ist. Ein andermal sieht man nur 4, nur 3, nur 2, nur 1, als seltene Abwechslung wohl auch gar keine Sonne, so daß die Nacht dort eine ungewöhnliche Erscheinung ist. Die weiße Sonne gießt weißes, die blaue blaues, die rothe rothes Licht über die Erde. Kein Gegenstand hat daher eine bleibende Farbe, und aus der Vermischung der verschiedenen Farben

entstehen stets neue, so daß die höchste Mannigfaltigkeit erzeugt wird.

Das geistige Leben. Einbildungskraft.

Von Julius Weber.

Ueber dich der Freude, laß und genieße,
denn unser
Ist der Augenblick noch, den du lebst, bald
wirft du zur Erde
Und zum Schatten, für Menschen zur
Wäbe; was ich sagte, schon
ist es
Schon verhaßt.

Das geistige Lachen entsteht aus der Wahrnehmung lächerlicher Ideen und ist der eigentliche Gegenstand des ästhetischen Wohlgefallens und auch dieses Buchs, so Gott will. Die gemeine Lebensart: „Es lächert mich — es lächert mich nicht,“ drückt den Uebergang vom Körper zum Geist und umgekehrt sehr glücklich aus, die, was man auch vom äußern und innern Menschen sagen mag, oder vom Gehirnmark, Nervensaft, Lebensgeistern (womit gar Viele das Wesen der vorstellenden Kraft erklärt zu haben glauben) zusammenhängen, wie Rod und Unterfutter. Search dachte sich die Seele im Kabinette Abend, umgeben mit Nervenschwären, die zu diesem oder jenem Theile des Körpers führen, wie die Klingelschnur des Herrn ins Bedientenzimmer oder die Fäden eines Spinnengewebes nach dem Mittelpunkt, wo die Spinne lauert; nach dem Schwärmer Stilling oder Jung aber ist der Aether oder die Himmelsluft der Mittler zwischen Sinnen- und Geisteswelt, ob wir gleich nicht einmal wissen, wie die Nerven auf die Muskeln wirken, und wie mittelst der Nerven im Gehirn Vorstellungen entstehen. Wir nennen also das, was wir nicht mit den Sinnen fassen können, oder das Verborgene, Geist, wie die Morgenländer Luft und Athem, die wir empfinden, aber nicht sehen, Geist

nennen, und dabei sollten wir es belassen, um uns — Lächerlichkeiten zu ersparen.

Das geistige Lachen ist eine Seelenmotion und reine angenehme Empfindung, die man auch das empfindsame (*sensitив*) Lachen nennen könnte, verschieden vom physischen, wie Thränen von Traurigkeit. Die Empfindung des Lächerlichen und des Lachens verhalten sich wie Ursache und Wirkung, und wie es weicherzige Menschen gibt, die dennoch selten weinen, so gibt es auch Komiker, die selten lachen. Swift soll nur selten gelacht haben, gleich Moliere, und wer hatte mehr Lust für das Lächerliche als diese beide? Niemand ist mehr überzeugt, daß alles in der Welt eitel sei, als der Komiker, daher seine öftere hypochondrische Stimmung, finstere Ruhe und Mangel an Theilnahme. Die Sinne machen unsere gröbere, die Wahrnehmungen der Seele unsere feinere Organisation aus oder die Welt der Idee. Um Lachen erzeugen zu können, muß man zuvor das Belachenswerthe ausspähen und auffassen, was nur dem überlegenen Verstande gegeben ist, und da dieser ernsthafter Natur ist, so sind und waren gerade die besten Komiker die ernsthaftesten Menschen. Es ist gewissermaßen schade, weil das Lachen ein so treffliches physiognomisches Zeichen ist; oft habe ich in Gesellschaft oder Theatern Männer von berühmten Namen beobachtet, über was sie lachten oder nicht lachten, und selten in ihrem wahren Charakter getriert. — Ich weiß nicht, ob die Gehirnmasse Einfluss hat? Das gewöhnliche Gewicht ist zwei bis drei Pfd. Cromwells Hirn soll 6½ Pfund gemogen haben, und Napoleons Hirn vergaß man zu wiegen: beide lachten wenig, und es wäre möglich, daß man desto leichter lachte, je leichter das Gehirn. Im Alter wird das Gehirn trockener, folglich leichter, daher ich mir erkläre, daß ich jetzt leichter lache als in der Jugend, wo ich wegen meines Ernstes oft getadelt wurde, und jetzt habe ich schon hören müssen: „Verlassen Sie Ihre Sechziger nicht!“

Nach der kritischen Philosophie ist der

sinnliche Mensch eine bloße Erscheinung, die der sichtbaren Welt angehört, der vernünftige Mensch aber ein Mitglied der übersinnlichen — ein Ding an sich — also ernst, wie es einem Ding an sich zu steht —

Während das andere Thier bernierter
zur Erde den Blick senkt,
Gab dem Menschen der Herrscher der
Welt ein erhabenes Anlig
Und befahl ihm, zum Himmel zu schauen
und aufrecht das Auge
Nach den Gestirnen zu richten

aber — aber, wenn wir auch der Seele die gesetzgebende Gewalt zugestehen, so hat der Körper die ausübende, beide stehen nur zu häufig im Widerspruche, wie im Staate auch, und das Thier erhält den Sieg. Ueber nichts haben sich die Philosophen so viel herumgebalgt als über die Seele — sie ist unsichtbar, folglich können wir sie nicht anschaulich kennen, noch weniger ihr Heiliger ausspähen, und Luther behält Recht: „Was in Fosen u. Wambes steckt, Fleisch und Blut, ist von der Welt, der Geist aber ist das kleine Deutelein, da Pathengeld, ungarisches Gold inne liegt,“ heut zu Tag sieht es bekanntlich mit Pathengeld scheu aus; aber wer wird darum den Wimmerling spielen oder zu Winkel kriechen?

Die bloß geistige Vorstellung des Lächerlichen hat das Eigene, selten Lachen zu erregen, wenn sie auch gleich analoge Empfindungen erregt: die Seele allein lacht. Wenn ein großer Lummel hin- stürzt oder sich neben seinem Stuhle niederläßt, der Wind Hut oder Taschentuch vor ihm hinbläst, so werden unter zehn Zuschauern neun lachen — nicht so, wenn man dies bloß denkt oder liest. Hieraus folgt die praktische Bemerkung, daß Anblick oder mündlicher Vortrag das Lächerliche unterstützen und erhöhen, der komische Schriftsteller aber desto mehr Talent und Darstellungsgabe nöthig habe, wenn er gefallen und seinen Zweck erreichen will. Vorzüglich darf derselbe nie vergessen, daß man in Gesellschaft und bei augenblicklicher heiterer Laune über hundert Dinge

fachen kann, über die man beim Lachen nur gähnen oder Edel empfinden würde, daher meine Freunde hier Manches vergebens suchen werden, worüber wir bei Gelagen — Thränen gelacht haben.

Die Frage: Warum lachen die Thiere nicht? kann man nicht besser beantworten, als die Römerin Popilia die Frage: Warum gatten sich Thiere nur zu einer bestimmten Zeit? „weil Thiere keinen Verstand haben“ und dieses Maaßes der Gotttheit entbehren. Wir müssen jedoch im Punkte der Popilia unsere Hausthiere ausnehmen, die von uns gelernt zu haben scheinen. Der Charakter der Menschheit ist: Vernunft, modificirt durch Sinnlichkeit, den Thieren setzte Mutter-Natur bloß Instinkt zum Wächter. Je unedler ein Thier, desto bestimmter ist sein Instinkt, Vögel, Bienen, Raupen zc. sind große Künstler verglichen mit den ersten der Säugethiere, und das erste aller Thiere, der Mensch, ist ohne Instinkt. Sein Trieb ist die Selbstliebe, oder, wenn man lieber will, Vervollkommnungstrieb, und sein Physisches offenbar schon auf höhere moralische Bestimmung berechnet — wir allein wissen, daß wir sterben müssen. Das Leben ist kurz, aber wer in der Ideenwelt zu leben versteht, lebt lange, der Gedanke ist schnell wie das Licht; wie viele Ideen kann man nicht in einer Minute haben, und eine Minute ist $\frac{1}{1440}$ des Tages und $\frac{1}{520000}$ des Jahres!

Die Thiere haben keinen Maßstab, wornach sie das Lächerlichste abmessen könnten, und wir lachen nur nach dem Maße unseres Verstandes und nach dem Vorrath und Gehalt unserer Begriffe. Das erste Lachen der Kinder ist die erste Spur des erwachsenen Verstandes; leider aber bleibt die Vernunft stets nur Anlage zum verständig werden und ist unschuldig, wenn es bei der bloßen Anlage belassen wird, ungefähr wie der Lachtrieb, während der Gebildete über die Schwäche Anderer nur ins Häuschen lacht und sich in ihrer Gesellschaft amüßet, ohne sich Feinde zu machen. Woher, Wanderer? wohin? Die-

se Fragen dürfen wir nicht zu oft berühren, wenn wir recht herzlich lachen wollen — Krieg und Pest, Hungersnoth, Feuersbrunst und Erdbeben — Pabst, Mönche, Inquisition, Despotismus und Napoleon — Soldatenspiel, Regenthandel, Seeräuber, Landräuber oder Finanzier zc. sind so Dinge. Das Räthsel des menschlichen Lebens ist das der Sphinx, und Oedipus bis heute noch nicht erschienen; der Philosoph hüllt sich in seinen Mantel und ruft mit Pangloss: der Philosoph in Voltaire's Candide, der bei allem nur möglichem Unglück stets beim System bleibt: Alles in der Welt sei gut. „Und diese Welt ist doch die beste!“ — der Tod ist zwar das fatalste a b e r, — aber ist er nicht das Ende aller fatalen u n d s und a b e r s? — das Ende vom ganzen Eiede?

Bei dem geistigen Lachen scheint fast alles von einer heitern malerischen Einbildungskraft abzuhängen oder, bestimmter, von der höhern Potenz derselben, von der Phantasie oder produktiven Einbildungskraft im Gegensatz der reproduktiven. Einige haben daher auch die Phantasie für die eigentliche Quelle des Witzes anügens am Lächerlichen nehmen wollen, ohne zu erwägen, daß es ja viele Fälle gibt, wo sich dieselbe eben so frei von der Herrschaft des Verstandes fühlt ohne alle Anschauung und Beziehung auf das Lächerliche. Die Phantasie erhebt wie das Große, Erhabene und Rührende zu einer höhern Sphäre, während die allen mehr oder weniger inwohnende Einbildungskraft in die Sinnenwelt herabzieht; daher taugt die Phantasie für die Lichtenberg nach einer langen Anstrengung der Denkkraft gemeinlich zur Brunnenzeit mit Vornahme, für die Mehrzahl nichts, besser ist für sie die gewöhnliche Brunnenkur. Die Kunst könnte die Phantasie als schöne weibliche Figur abbilden, deren Thron ein Luftballon wäre, umkränzt mit Blumen, und ihr Zeitvertreib, daß sie Seifenblaschen in die Luft bläst und ihre Schmetterlingsflügel bald auf- bald niederschlägt, den Blick nach einem blinkenden Sterne gerichtet.

Die Einbildungskraft ist es, die unsere Vorstellungen von den Dingen vergrößert oder verkleinert und uns in die Wirbel der Möglichkeiten oder Wahrscheinlichkeiten und Geheimnisse der Zukunft hinein stürzt, aus denen wir uns ohne Zucht des Verstandes nicht heraus zu finden wissen. Von ihr hängt unsere Zufriedenheit mit Unzufriedenheit ab, und sie, die aus Reiten und Banden Blumengewinde und aus Wästen Luftgesilde zu bilden vermag, vermag auch Himmel und Erde umzuwandeln in Schatten des Todes u. Schatten der Finsterniß, des Grabes und der Ewigkeit. Die Einbildungskraft ist die geistige Bildungskraft, welche durch ihre Ideale begeistert, aber ohne Ueberaufsicht des Verstandes in das Blaue hineingeräth und zur Phantasterei wird, so wie der bloße kalte Verstandesmensch ohne Phantasie einem weiten Walde gleicht ohne Thiere und Singvögel.

Diese Zauberlaterne, welche die Sinnenindrücke verfeinert und das Geistige versinnlicht, war den Griechen im reichsten Maße gegeben, und unter den Neuen Italienern und Franzosen. Bei diesen Genüsse schadet das Zuviel weniger als beim Sinnengenuss, es müßten denn die Bilder so lebhaft werden, daß man sie für Gespenster hält, oder so unangenehm, wie Nicolai's Phantasmen, oder so fix, daß sie zum Tollhaus führen. Der Phantast Peregrinus Proteus, den wir aus Lucian und Wieland kennen, verbrannte sich gar selbst öffentlich! Phantasie erschüttert viele hunderte Künstler und Dichter zu ein dürftiges unbekanntes Leben, ein einzige zu lebhaftes Idee verrückt sie aber auch am leichtesten hinüber in die Welt der Narren, Wahnsinnigen, Fanatiker und Mystiker. Wer sich für unglücklich hält, ist wahrhaft unglücklich, wie der erlauchte unglückliche Jean Jacques (Rousseau), und gar Viele gleichen den alten Mütterchen, das vom großen materiell träumte, den Tag der Geburt kaum erwarten konnte, an diesem Tag Freudenthränen weinte und nicht ein- — eingesezt hatte!

Der Magen und die Imagination sind zwei Pole des Lebens, und die Bezug unserer Leidenschaften beruht gar auf Beherrschung der letztern. Leute ohne Phantasie sind Justinians Kalte und Schlechte, aber Leute mit überspannter Phantasie wahre Narren. Romane und andere Lesereien haben schon manchen guten Mädchen zur Schwärmerin und schließlich zur alten Jungfer gemacht, wie die Lebenspoesie mancher Jüngling zum Isanthropen, wenn die Uebermacht der Trübsal ihn aus seinen höhern Reizen herabstürzte, wo ein profaischer Mensch aufrecht geblieben wäre. Phantasie wirkt Schwindel, ohne den wir so über das Brett, das über einem Abgrund liegt, hinüber gehen würden, als über das, das flach aufliegt. — Phantasie hat Einfluß bei der Seerkrankheit wie im Heimweh der Schweizer und bei dem stillen himmlischen Heimweh, das ein solches Heimweh ist.

In den leeren Wirbeln des Alltagslebens ist wirklich eine verlassene Stunde der Glückseligkeit, und unter den hunderten Illusionen, die wir für Glückseligkeiten halten, die einzige, die nichts weiter sein will, als was sie ist. In diesem glücklichen Zustande war Hans Jakob Rousseau auf seiner Petersinsel, als er sich der Länge nach, die Augen zum Himmel gerichtet, im Rasen liegend von den sanften Wellen des Bienenfluges heruntretreiben ließ — in diesem Zustande ist jeder Jüngling und jedes Mädchen, wenn es im Bette oder auf einem Rasen, unter dem Schatten eines Baums und am murmelnden Bach die Heloise liest, und ein solcher Hans Jakob war auch ich an den Ufern des Genfersees. Phantasie ist die Mutter des Genies, und Genie die Mutter der Entdeckungen unter Vorherrschaft des Vorstandes. Man verjagte den armen Jean Jacques aus seiner Insel, und er tröstete sich: „in Gedanken bin ich dort.“ Ihm dem Sterblichen den Genuß der Phantasie, wie arm läßt ihn die Wirklichkeit! Phantasie verjüngt den Geist und ist der Phönix, der das Gefühl be-

lebt; wie ein Geist aus besseren Welten durchwandelt sie die Nacht und macht sie zum Tage, gleich dem Vollmond. — Phantasie erhebt uns über die Schranken der Alltagswelt, macht uns reich im Mangel und ruhig in Stürmen, an den Pfanden der Entfagung und des Kampfes blühen ihre schönsten Blumen. Und warum bleibst du nicht immer die Freundin des Verstandes und wirst so oft die Führerin des Gefühls bis zu Schwärmereien und Wahnsinn!

Mit etwas Phantasie sieht man in jedem Dintenleck den Schattenriß eines Freundes, in blumigen Bettvorhängen die schönsten Engels- und Mädchensköpfe, Wald- und Felspartien — aber auch alle mögliche Teufelslarven. Mit etwas Phantasie malt man in die Wolken seines Dörfchens Alpen, Gletscher und wildere Schlachtgemälde als Le Brun. Mit etwas Phantasie denkt man sich unter einer Lea eine Rahel, wie ich noch heute meine Rahel mir denken kann, die längst zur Lea geworden ist, und dennoch zog ich sie durch den Zauber der Phantasie dem schönsten achtzehnjährigen Mädchen vor. Nonnen haben mehr als eine Vision von Jesus, Maria und Engeln erhalten, ihre Visionen und Entzückungen machen einen guten Theil des Lebens der Heiligen, ob es gleich mit ihnen steht wie mit Hexen und Besessenen auch. Hat nicht selbst unser Anzug Einfluß auf die Phantasie? Im Schlafrock, unrasirt, ungekämmt, ungewaschen halten wir uns leicht für krank, was verschwindet, sobald die Toilette gemacht ist. Kleider machen Leute — Mancher hält sich in Uniform für einen Offizier, so lange er keinen Feind sieht, und fällt noch ein Stern aufs Tuch, gar für einen General! Tausend Reisende besuchen in Residenzstädten die Grabmonumente der Regenten, Schubart aber dichtet die Fürstengruft — sein schönes Gedicht, das alle Fürsten auswendig lernen sollten, noch ehe sie hinabsteigen in die Gruft ihrer Ahnen. Es gibt aber Menschen von solchem vertrockneten Gehirn, daß weder Anstrengung noch ge-

stige Getränke ihren Ideengang zu beleben vermögen — ihr Gehirn scheint erfroren, ob sie es gleich durch Reiben der Stirne zu erwärmen suchen, u. was Lichtenberg von dem Sprachmeister aus Spott verlangte, ist richtig — es giebt versteinertes Gehirn!

Weibliche noch lebendigere Einbildungskraft hat schon Feuermäler, Erdbeeren, Kirschchen, Mäuse, Frösche, Fische — ja umgekehrte Herzen (da einst ein Prediger heftig auf umgekehrte Herzen losdonnerte) an ihre Geburten gezaubert, und weibliche Phantasie hat allein Schuld, wenn die Kinder mancher Ehefrau allen andern Männern ähnlicher sehen, als dem Ehemann; selbst die größte Ähnlichkeit sichert nicht die Vaterschaft, können Madame nicht aus Furcht oder Zartgewissen gerade recht lebhaft an den Mann gedacht haben, während sie ihm Sireiche machten? Keiner reibe sich hier die Stirne, denn 1637 erklärte das Parlament zu Grenoble eine Wöchnerin nach vierjähriger Abwesenheit des Mannes für unsträflich, da Aerzte und erfahrene Matronen ihre Aussage für Möglichkeit erklärten, daß ihre Schwangerschaft Folge eines wollüstigen Traums gewesen sei, zumal das Fenster offen geblieben, die Bettdecke abgeworfen gewesen und ein sanfter Zephyr die schöne Nacht durchgeweht habe. Man hat Beispiele, daß Menschen aus bloßer Einbildungskraft gestorben sind, sollte nicht weibliche Einbildungskraft — zwar nicht gebären ohne männlichen Geburtshelfer, aber doch leicht — ein Plus statt Minus an ihre Geburten zaubern können? Es ist gut, daß sich nur wenige zu dieser Höhe der Einbildungskraft erheben können, sonst liefen wir Gefahr zuletzt — Mangel an Mädchen zu haben. Unzer erzählt, daß eine Frau zu Löwen äußerte: „Ich komme am Dreikönigstage nieder;“ im Scherz entgegnete man ihr, sie gedächte wohl mit drei jungen Königen niederzukommen, und sie kam mit drei Kindern nieder, darunter ein Mohr. Nun! ist es mehr, wenn ein Bauer, der, statt der verschriebenen Arznei, das Rezept selbst

fräß; aus festem Glauben gesund wurde? — Mit der Einbildungskraft des Romizers geht es, wie mit den Lebensgeistern, die sogleich da erscheinen, wo man sie braucht, das Maul wässern machen bei einer ledern Schlüssel und sich sammeln im Centralpunkte beim Anblick der Schönheit; Abends, wenn das Abendfieber kommt, ist die Phantasie am lebendigsten, daher der Verstand Morgens wohl thut, die Revision vorzunehmen — oft freute ich mich, etwas Gutes zu Papier bringen zu können, und fand Morgens, daß es nur ein Schatz war, gesundem im Traume. Der Thron der Phantasie ist ein Luftballon, und das Meiste in der Welt — Einbildung — Adel, Orden, Titel, Geld, Schöne, Leben und Tod — das Nahe liegt uns zu nahe, daher findet die Phantasie mehr Befriedigung in Ausflüchten in die Ferne — ins Unendliche und in die Ewigkeit. Der verwirrte Magus des Nordens, der sich selbst nicht verstand, Hamann, sagte einst zu Scheffner, der über Unleserlichkeit klagte: „denken Sie sich's und springen Sie darüber weg.“ Selig die Besitzer in *partibus*, denn das Himmelreich ist ihre, und das und nicht mehr wollen die Italiener sagen, wenn sie zum Glückseln etwas vom Narren an sich zu haben verlangen.

Alle Spiele der Phantasie werden mehr durch angenehme Ideenverbindungen als durch die Sachen selbst veranlaßt. So wie Descartes Schielende liebte, weil seine erste Geliebte schielte, so wie die Nacht den Furchtsamen an Gespenster und Räuber erinnert, und Leute, die einen Arm oder Fuß verloren, immer noch an diesen Gliedern Schmerzen zu empfinden glauben, so glaubt die eitle Schöne, deren Reize längst verblüht sind, noch am fünfzigsten Geburtstag an ihre Reize und die Wirkungen, die sie im achtzehnten Jahre so glücklich machten; ihr um ein Jahr nur jüngerer Seladon fällt in Ungnade, weil er sein Geburtstagsgebicht schließt:

Es kommt die Zeit der Falten,
Laß die Götter walten!

Was vermochte die Märtyrer bei den grausamsten Martern zum heitern Lächeln? die Aussicht in die Ewigkeit. — Die Carmeliternonnen zu Paris sangen beim Hingang zur Guillotine ihr Salve Regina, wie in der Kirche — der Pöbel staunte und klatschte nicht mehr bei Hinrichtungen. — Die Nonnen

Dachten stets in ihrem Kerker
An den schönen Himmelskerker.

Die Einbildungskraft spielt mit dem Menschen früher als er mit ihr, und daher kommt Poesie vor Prosa, Fabeln eher als Geschichte, und Mythen eher als Moral und Religion: daher setzen sich Dinge in der Phantasie fest, über die der Verstand später nicht wieder Herr werden, ja oft nicht einmal erklären kann, wie er dazu gekommen ist. Ohne Einbildungskraft gäbe es weder Wunder, noch Wunderdoktoren, weder Zauberer noch Wahrsager noch Gespenster, weder die abenteuerliche Ritter- und Feenwelt, noch Heiligenlexica. Menschen mit lebhafter Einbildungskraft sind Räthsel für Menschen ohne Phantasie, und reine Verstandesmenschen und Gefühlsmenschen — wahre Antipoden. Die sonderbarsten Sympathien und Antipathien beruhen auf Imagination, ja gar oft die Wahl unseres Standes auf irgend einem kindischen Eindruck, den wir später für Naturanlage oder gar göttlichen Beruf halten. Bei einer Mehlsuppe wurde ich als Knabe gefragt: Was willst du werden? „Kaplan,“ und warum? „weil ich dann, wie Herr Kaplan hier, eine ganze Wurst bekomme.“ Glücklicherweise bin ich von dieser Wurstambition bald zurückgekommen.

Lichtenberg konnte lachen bei Schmerzen und Schlaflosigkeit über die Idee einiger Missionäre, einen ganzen Hof voll Proselyten mit der Feuerspritze zu taufen, wie über die schülerhafte Uebersetzung: *Pallida mors aequo p[er]s[er]at pede*, (frühe oder spät pochet der Tod mit mächtigem Fuß (an Fürstenschlöffer u. s. w.)) „der Tod mit seinem Pferdefuß.“ Der Pfarrer war ihm vermuthlich un-

bekannt, der ein Kind an das Ufer des stark ausgetretenen Flusses bringen ließ, mittelst Feuerspritze ihm die Nothhaupe vom jenseitigen Ufer so treffend einspritzte, daß er nicht nur ein Belobungsdekret wegen seines Dienstifers erhielt; sondern auch Tage darauf mit den Taufgebühren zugleich die Beerdigungs- Gebühren des Nothhäuflings. Der finstere Rousseau konnte lachen über seine Genfer Nachbarin, in deren Kochtopf er einst als Knabe gekostet hatte, und Wieland erheiterte und tröstete sich als Kanleibdirektor von Biberach mit den alten Weibsprüchen: „wer gut in Verborgenheit blieb, lebte gut.“ Wie viel Eitelkeit liegt in den menschl. Dingen.“ Lichtenberg gab sich nach mathematischen Anstrengungen dem Imaginationsspiel hin, das er eine Phantastiekur nannte, während Muratori, bevor er sich zur historischen Arbeit niederlegte, ein Reihgebet an Maria ejaculirte, die seit 50 Jahren seinen Schreibtiisch zierte, wie den meinigen — aber bloß bei mir wegen ihrer Aehnlichkeit mit einer Göttin — auf dem Theater Lyons.

Ich hatte einen alten lieben Freund, einen Landbeamten, der ein schlechter furchtsamer Reiter war; sein Pferd war nicht besser und hatte vielleicht in seinem ganzen langsamen Schritt durch dieses Erdenleben, gleich der Kojinante, kaum einmal gallopirt; es hatte schon lange den alten Pfarrer aufs Füllial getragen, der unterwegs über seine Predigt stark nachzudenken pflegte; der Amtsdienert Matthes durfte nie von seinen Flanken, und wenn das Thier stolperte, so hörte man: Matthes! Matthes! So oft ich mir nun diesen bedachtsamen Reiter, etwa bei der Nachricht von einer benachbarten Feuersbrunst, im gestreckten Galopp *ventre a terre* einherfliegen zu sehen mir einbilde, so kann ich laut aufklachen, und glaube selbst im Fall des Todes durch die Idee, daß er mir entgegen galoppire, mich erheitern zu können, wie ich mich bei einem Blutgeschwür am Hintertheil, dem der Chirurg mit Höllestein nahe, aufgehelter habe durch die Erinnerung an einen alten Geheimrath, der so kurzschichtig

war, daß er für blind gelten konnte, und dennoch — aus wahrer Zärtlichkeit die Gattin selbst kystieren wollte; der gute Mann machte sich hier, vielleicht zum erstenmal, eines *Quid pro quo* schuldig; aber die Frau, die ihn so oft auf den rechten Weg leitete, half auch hier wieder, und daher verachte mir Niemand die Ehe, die für Kurzsichtige und Blinde doppelten Werth hat.

Manches Ernste u. Ehrwürdige scheint oft einer lebhaften Phantasie lächerlich. Sie steht in den vielen Bildsäulen der Päpste, die meist sitzend und vorgebückt sind, nicht den alten heiligen Vater, der den Segen ertheilt, sondern einen Greis, der an Verstopfungen leidend auf dem Nachstuhle sitzt, und so dachte ich mir stets, wenn ich als Erlanger Student einen alten Nürnberger Rathsherrn sah im Wolkenfragen, vielsodiger Perrücke, schwarzem spanischem Kleide und langem Degen, mit dem ganzen steifen reichstädtischen *air compose*, das von mehr Dunkel als innerem Gehalte zeugte, recht muthwillig, wie das lassen müßte, wenn er in diesem imperatorischen Anzuge, erpicht vom Rathhause herab in seinem Zimmer der Zofe — eine Diverston machte! Die Phantasie, die mit unserer angeblichen Freiheit ihr leichtfertiges Spiel treibt, kann so weit gehen, daß wir eine Handlung, die wir zu begehen fürchten, gerade begehen, wie Jean Pauls Prediger Schmelzle, der zum Tische des Herrn tretend den Einfall hatte: „Wie, wenn du jetzt lachtest?“ immer ängstlicher sich nahte und lachte! „Aber um Gotteswillen,“ sagt ihm sein Nebenmann, „sind Sie ein Geistlicher? lacht der Gottseibeiuns aus Ihnen?“ „Ach Gott!“ seufzte Schmelzle, „wer denn lacht?“

Unser Ideengang hängt von physischen Gesetzen ab, daher ist solcher in der Jugend, im Fieber, im Rausch, Zorn oder Begeisterung lebhafter; jungen Leuten ist oft unmöglich, auswendig gelernte Rede plötzlich abzubrechen, das Redetausch läuft, und selbst ältere sagen in der

Lebhaftigkeit mehr als sie wollten. Die Hitze wirkt mächtig auf die Phantasie, daher die größere Lebhaftigkeit südlischer Nationen; anhaltendes Sitzen und hitzige Getränke wirken eben so, daher die lebhaftere Imagination der Welber; die thätige Welt liefert weit weniger Phantasien als die sitzende Welt der Gelehrten, und der Schneider, Schuster und Leineweber; bei Wahnsinnigen spielt Einbildungskraft ohnehin die Hauptrolle. Am gespanntesten ist wohl die Phantasie der Schwängern, vorzüglich ihre Schreckbarkeit; ihre Produkte müssen dies oft entgelten, und ich weiche noch heute gerne Schwängern aus, da ich einige sonderbare Erfahrungen von ihren Gelüsten gemacht habe. Die Rechtsgelehrten haben Unrecht, Schwängere nicht als Kranke; sondern als Gesunde anzusehen — doch vielleicht wollten sie schlaun den vielen Wiften schon vor dem Wochenbette dadurch vorbeugen?

Sei auch das Spiel der Phantasie noch so komisch und selbst tadelnswerth, immer besser, als Kaiser Theodorichs Phantasie, der im Kopfe eines großen Hechts das abgeschlagene Haupt des Symmachus erblickte und in jedem Schatten den drohenden Schatten des gemordeten Boethius, wie Graf Orlow den blutenden Peter III. — Immer besser lachen, als wie Elisabeth und Johanna zittern vor den abgeschlagenen Köpfen ihrer Liebhaber Effer und Caccacioli, oder wie Macbeth vor dem Geiste Banquo's, der seinen Stuhl an der Tafel einnimmt, und seine Lady, die der Schlaf flieht und die stets Blutsteden an der Hand sieht, die kein Wasser abwäscht. Wahrscheinlich hätte Kaiser Karl V. noch länger gelebt, wenn er, statt sich lebendig in den Sarg zu legen und die Eremiten über sich halten zu lassen, in die Oper gegangen wäre. Ergraute Vorurtheile machen dem Denker nicht mehr zu schaffen, als Leuten, die unter der Herrschaft der Phantasie stehen, wie Dichter — der schlechte Wanderer, der alles Seltene bei sich trägt, der vor sich hinsingt — ein Kletterer ohne Gepäck vor dem Räuber —

ist glücklicher als der Eigner von taufernd Morgen Landes ohne Sang und Klang und in ewiger Furcht vor nächtlichen Einbrüchen.

Phantasie kann sehr glücklich, aber auch sehr unglücklich machen und spielt eine höchst wichtige Rolle im Kapitel der Lebensweisheit. Diese Lebenspoesie stellt den Menschen auf Berge, auf denen das, was da unten im Thale und in Prosa mit schweren Tropfen auffällt, nur als Staubregen spielt — macht ihn aber doppelt unglücklich, wenn der Verstand nicht in die Mitte tritt, der diese Lebenspoesie zur Lebenskunst bilden muß, was Jean Jacques Fall nicht war. Die Phantasie malt nur mit Wasserfarben — ein kleiner Regen, und leer steht das Brett da. Phantasie verschönert und idealisirt, übertreibt und entfärbt, da sie weder Positiv noch Comparativ, nur den Superlativ kennt; — der Sackpuffer ist eine Kanone, der Regenschauer ein Orkan, eine Rose ein ganzer Blumengarten, ein Mann von geringem Einkommen ein Bettler und ein Wohlhabender ein Krösus, die fehlerhafte Gestalt ein Monstrum und ein liebliches Geschöpf eine Venus — der Freund ein Engel, der Feind ein Teufel. Ein klassisches Werk: „Ueber die Disciplin der Einbildungskraft“, wäre eine sehr wünschenswerthe Sache, denn sie trägt zum Lebensglück so viel bei als ein gutes Gewissen.

Frei von ernstern Geschäften und großen Leidenschaften haben die geistigen Männer Vergnügen gefunden an den Spielen der Einbildungskraft, und die Komiker und Spötter aller Nationen von Aristophanes an bis zum kleinsten witzigen Epigramm herab, haben sie interessiert. Sokrates und Cicero, Cäsar, Scipio und Augustus, Heinrich IV., Friedrich und Joseph, wie die Kaiser Rudolph u. Friedrich II. lachten gerne, selbst ihre Heiligkeiten Sirius, Leo, Julius und Benedikt XIV. waren die größten Donmolken ihrer Zeit. Die Bibliothek des trefflichen Lord Marschall, Lord Keith, Feldmarschall Friedrichs II. bestand fast bios aus den

Romikern aller Nationen, und ich werde nicht ermangeln, geistreicher Schriftsteller dieses Faches gehörig zu gedenken; mehrere werden freilich ins Fegfeuer kommen, wohin nur Selige gelangen, aber selbst der Verdammten in die Hölle soll Christmildest gedacht werden.

Ernsthafte Weise haben uns zwar klüger, aber gewiß nicht glücklicher gemacht, nur die, die uns belustigen, zaubern Feensinseln um uns her, und diese Schöpfer der menschlichsten Freuden wollen wir nennen, ehren und segnen als Wohlthäter der Menschen. In ihrem Gefolge sind stets, gleich einer raphaelischen Arabeske von Amorinen und Blumen, die beseele Munterkeit, der geflügelte Scherz, das tändelnde Spiel, neckende Schelmerei, gewandter Mußwille und die immer gaukelnde Lustigkeit, deren Ausgelassenheit die Grazien mit drohendem Finger belächeln. Das Ganze ist ein Nichts — aber dieses Nichts wirkt mit unwiderstehlichem Zauber

Last mich den Narren spielen
Mit Lust und Lachen, daß dereinst mir
so
Die Runzeln kommen. Weßhalb soll
der Mensch,
Deß Blut im Herzen warm, dem Athne
gleich
Dasitzen, wie gehaun aus Alabaster.

So der göttliche Schatzspeare, und sein Grandfire hat auch mich, der ich Falten und graue Haare nicht erst abzuwarten brauche, nachdenklich gemacht, indem ich mir bei mehrer Gelegenheit vorgeworfen habe, wie ich doch über kleine Unredlichkeiten und Unverschämtheiten unverhältnißmäßig aufbrauste, wie in jüngern Jahren kaum über förmliche Schurkerei ins Große. Meine lebendige Einbildungskraft sammelt auf der Stelle alle Unredlichkeiten und Schandscenen, die ich erfahren mußte, zu Haufen, die im Hintergrunde nur schlummerten. Nie war ich ein Malbranche, der sich selbst glauben machte, er habe eine Sammelsteule an der Nase hängen, bis ein fremder Operateur ihm einen kleinen Schnitt in die Na-

se machte unter Leitung eines Freundes, der eine Sammelsteule zu gleicher Zeit unter seinem Mantel fallen ließ — Malbranche war gebeißt und überzeugte sich sogar, daß angestrengte Studien seine Vernunft verwirrt hätten, wie auch mehr als eine Stelle in seinen Werken beweist. Von der Wahrheit des Sprüchwortes Gelehrte, Verlehrte, hat er sich wohl nie überzeugt, das lediglich daher rührt, wenn man seine Muße nicht gerade so wie eine schulgerechte Predigt in drei Treffen theilt: 1) Unterhandlung mit sich selbst; 2) mit den Todten und 3) mit den Lebendigen, welches letztere Gelehrte nur zu gerne unterlassen. Große Welt und Reisen sind aber nicht mehr für 60ger, man ärgert sich mehr, als daß man lachte thut besser sich die vier Weltgegenden zu denken unter seinen vier Wänden und aus der wirklichen Welt sich eine ideale zu bilden, was im höhern Alter am ehesten ohne Schaden angeht, selbst demokratisches Lachen — der Köhler ist Herr in seinem Hause — die Jungen verstehen die Alten nicht mehr, und die Alten nicht mehr die Jungen — geht nach verschleuderten Seiten!

Der sterbende Cardinal Salviani, den seine Diener plünderten und dahn fort-liefen, lachte über seinen Affen, der den Cardinalshut vor dem Spiegel aufsetzte, sich wieder ins Leben, und was der Affe dem Cardinal, sind *sans comparaison* die Romiker dem, den die Last der Geschäfte niederbeugt, der Teufel der Hypochondrie und übler Laune plagt oder die ernste Weisheit der Fakultätsmänner ermüdet und aneselt. Mit dem lachenden Wig lacht er über ihre Thorheiten, wie über seinen Kummer, seinen Gram und seine Verstimmung. Selbst Sterben muß *oacteris paribus* so gar schwer nicht sein, weil man es gleich beim erstenmal kann! Aber wer dem Lächerlichen ausschließlich huldigt, dem geht es wie Winkelmann u. Andern, die sich lediglich in das Schöne in Formen verlieben und in Antiken — ihn machten schon die deutschen Siebelbacher melancholisch, für die Industrie und die Gutmüthigkeit der Augsburger hatte

der italienisch gewordene Deutsche so wenig Sinn, als für das deutsche Vaterland und beurtheilte die lebendige Menschheit unrichtig, einseitig, ungeschickt, als echter Antiquar und Pedant.

Ich halt' es hübsch mit allen beiden,
Bald mit dem Ernst, bald mit den Freuden;

Die ernste Weisheit ist mein Weib,
Die Thorheit ist mein Zeitvertreib.
Die ein' ist Wirthin in dem Hause,
Die andre Wirthin, wenn ich schmause.
Und wenn die Frau so spröde thut,
So macht es die Maitresse gut!

Aus dem Original-Manuscript.

Briefe an Gräfin Justine Graf Sternles.

Von E. Ludwig.

Jena, 10. Juni 1804.

Liebe Gräfin!

Von den Professoren zu Jena besuchte ich L u d e n, dessen historische Zwecke Ihnen bekannt sind. Im Universitäts-Gebäude, dessen finstere und morsche Mauern unfreundlich den Sitz der Muse verkünden, ging ich ohne Wahl des Vortrags zur ersten besten offenen Thüre hinein, und hörte da eine Vorlesung des Pr. Schmidt, welche wenig Gehalt hatte.

Zur Universität von Jena gehören eine Bibliothek, ein botanischer Garten, eine Sternwarte, Thierarzneischule, theologische, homiletische und philologische Seminarien, ein anatomisches Cabinet, Klinikum und eine Hebammenschule. Im Bibliotheksaale sprachen mich am meisten Göthe's und Schiller's Bildnisse an; ferner eine Sammlung aller Portraits von Churfürsten und Gelehr-

ten, die Büsten Jakobi's, Schelling's und Dufeland's. Auch an Manuscripten ist die Bibliothek reich.

Der botanische Garten ist nicht groß, doch trefflich geordnet. Nahe zu diesem ist ein lieblicher Park, mit einem Sommerpalais, wo eben eine Herzogin mit Helena, einer Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin, residierte. Helena, gleich einer Sonne von den Strahlen ihrer Reize umflossen, hatte ich das Vergnügen am Balkon zu sehen.

Ein einfaches Monument im Schatten grüner Gebüsche bietet hier kernige Denkprüche dar. Unter den Schwingen eines Aars liest man: „Hierlich denken und süß erinnern ist das Leben im tiefsten Innern.“ — „Irrthum verläßt uns nie; doch zieht ein höher Bedürfnis immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan.“ — „Wem wohl das Glück die schönsten Palme beut? wer freudig thut und sich des Geihanen freut.“

Jena ist der Sitz des Oberappellationsgerichtes für das großherzogliche Haus, die herzoglich-sächsischen Häuser und für die Reußischen Fürstenthümer.

Das Rathhaus ist eine alte, geschmacklose Baute, an welcher eben so wie an der Kirche der Bau unterbrochen wurde. Obwohl die Stadtkirche an Kunstwerth nichts Besonderes darbietet, so ist es doch der Mühe werth, sie zu besichtigen, wegen eines Bildnisses von Martin Luther, aus Bronze in Lebensgröße. Es war zu Luther's Grabmal bestimmt; doch Kriege vereitelten den Zweck.

Im Schloß besuchte ich das Naturalienkabinet, das in mehren Gemächern reiche und interessante Sammlungen bewahrt. Razovsky, Zipfer, Schönbauer, Gabora, Wahler und Seiperschmid haben ihre eigenen Fächer für Produkte, welche sie aus Ungarn und Siebenbürgen einfanden. Pansner und Fullon sandten schöne Beiträge aus Sibirien, besonders schöne Amethyste. Vorzügliche Exemplare sind da aus Island, Schweden, und eine vorzügliche Auswahl vul-

kanischer Produkte. Für mich Ungarn hatte hier auch das Portrait eines Grafen Teleky Interesse, dessen Namen Jena mit Achtung erwähnt.

Sübllich nahe zu Jena ist der sogenannte Fuchsturm und jenseits der Berge Ziegenheim. Dortbin hatte ich keine Lust zu gehen; doch wandelte ich in jenen Gauen, wo im Jahre 1806 an Einem Tage die preussische Macht durch den fränkischen Helben vernichtet wurde, welche nur in Folge der schlimmen Politik allein dem Gewaltigen entgegengestellt, mit Rottel zu sprechen die Siegeshoffnung aus Vermessenheit nährte. Die Preußen tritten in zwei Heeren getheilt, das Eine unter dem König selbst bei Auerstadt, gegen Davoust, das Andere unter Hohlohe bei Jena, gegen Napoleon, so misslich, daß man kaum ein Beispiel so schmachliche Niederlage aufzuweisen hat. Ueber 50,000 Mann verlor Preußen an diesem einzigen Tag, und noch unseliger war der Verlust in der Folge, als Napoleon, der Sieger, in Berlin seinen Einzug hielt. Selbst Blücher, Preußen's Held, hat sich ergeben müssen. Vom Rhein bis jenseits der Oder war binnen 6 Wochen alles Land, mit 9 Millionen Menschen in Napoleons Hand gefallen. So spielte der Eroberer noch mehre Jahre um Alles oder Nichts, bis er gebändigt, im Felsengrab Helena starb.

Auf den Schwingen der Nacht sendet ein Seufzer sein Wiedersehen der erhabenen Freundin dahin.

Weimar, 10. Juni 1824.

Warum kann ich das Entzücken nicht theilen mit Adorinen, der gelstreicheren Freundin, das mich so mächtig befehl hier in Deutschlands einligem Athen?! Welch' namenlose Wonne müßte es sein, alle diese Herrlichkeiten der Natur und

Kunst, diese rosigge Gegenwart, an welche sich eine klassische Vergangenheit reiht, zu genießen an der Hand der Freundschaft und Liebe! Nie habe ich das Bedürfnis gefühlt, die Freuden des Reisens einem andern Wesen mitzutheilen, bevor ich Adorinen gekannt, die gleichsam mit Einer Seele mit mir empfangen, mit Einem Herzen mit mir fühlen würde, aber solches Glück soll mir nicht werden. Das Schicksal will es, daß wir vereinzelt des Lebens Wege gehen, vereint nur gleich Geistern, die längst aus dieser Formenwelt geschieden sind. Ziehet denn hin ihr schwachen Worte, bringt Kunde der Erhabenen von dem, der nun wieder so unaussprechlich glücklich ist; zieht hin damit das Glück sie theile durch den Zauber der Phantasie!

Wie selbst das glücklichste Leben des Sterblichen seine Schattenseiten hat, so ist die Gegend von Jena nach Weimar nicht immer anmuthig; auch die Sandhügel zeigen sich dem nach Schönheit durstenden Auge; doch ob es gleich diese eine Weile vermißt, so findet es bald wieder Vergnügen am weiten fruchtbaren Raum, wenn es je näher hinschweift nach dem freundlichen Weimar. Vor Jena führte einst ein beschwerlicher Serpentinweg; Großherzog Carl August ließ eine zweckmäßigere Straße bauen, welches Verdienst durch ein einfaches Monument, mit den bescheidenen Buchstaben C. A., verherrlicht ist. Ich sah Brückleins im Römischen, mit bombastischen Inschriften, und mußte oft herzlich lachen darüber, wenn sich in Verdienst solchen Riesenwerkes zwei und drei Heister theilten.

Weimar schwingt sich mit seinen vielen Gainen und Gärten an den westlichen Saum des schönen Aetherberges, und die Kette des Thüringer Waldes bildet in der Ferne einen pythonesken Halbzirkel um einen großen Saatenraum. Es war ein schöner Abend und heilige Stille waltete im Fasanenhain als ich, in Gesellschaft eines alten Herr

Romikern aller Nationen, und ich werde nicht ermangeln, geistreicher Schriftsteller dieses Faches gehörig zu gedenken; mehrere werden freilich ins Fegfeuer kommen, wohin nur Selige gelangen, aber selbst der Verdammten in die Hölle soll christlich mit Beifall gedacht werden.

Ernsthafte Weise haben uns zwar Nücker, aber gewiß nicht glücklicher gemacht, nur die, die uns belustigen, zaubern Feensinseln um uns her, und diese Schöpfer der menschlichsten Freuden wollen wir nennen, ehren und segnen als Wohlthäter der Menschen. In ihrem Gefolge sind stets, gleich einer raphaelischen Arabeske von Amorinen und Blumen, die besetzte Munterkeit, der geflügelte Scherz, das tändelnde Spiel, neckende Schelmerei, gewandter Mußwille und die immer gaukelnde Lustigkeit, deren Ausgelassenheit die Grazien mit drohendem Finger belächeln. Das Ganze ist ein Nichts — aber dieses Nichts wirkt mit unwiderstehlichem Zauber

Laßt mich den Narren spielen
Mit Lust und Lachen, daß dereinst mir
so
Die Kugeln kommen. Weßhalb soll
der Mensch,
Deß Blut im Herzen warm, dem Ahrne
gleich
Dasitzen, wie gehaun aus Alabaster.

So der göttliche Shakspeare, und sein Grandfater hat auch mich, der ich Falten und graue Haare nicht erst abzuwarten brauche, nachdenklich gemacht, indem ich mir bei mehrer Gelegenheit vorgeworfen habe, wie ich doch über kleine Unredlichkeiten und Unverschämtheiten unverhältnißmäßig aufbrauste, wie in jüngern Jahren kaum über förmliche Schurkerei ins Große. Meine lebendige Einbildungskraft sammelt auf der Stelle alle Unredlichkeiten und Schandscenen, die ich erfahren mußte, zu Haufen, die im Hintergrunde nur schlummerten. Nie war ich ein Malbranche, der sich selbst glauben machte, er habe eine Hammelsteule an der Nase hangen, bis ein fremder Operateur ihm einen kleinen Schnitt in die Na-

se machte unter Leitung eines Freundes, der eine Hammelsteule zu gleicher Zeit unter seinem Mantel fallen ließ — Malbranche war geblüht und überzeugte sich sogar, daß angestrengte Studien seine Vernunft verwirrt hätten, wie auch mehr als eine Stelle in seinen Werken beweist. Von der Wahrheit des Sprüchwortes Gelehrte, Verlehrte, hat er sich wohl nie überzeugt, das lediglich daher rührt, wenn man seine Muße nicht gerade so wie eine schulgerichte Predigt in drei Treffen theilt: 1) Unterhandlung mit sich selbst; 2) mit den Töbten und 3) mit den Lebendigen, welches letztere Gelehrte nur zu gerne unterlassen. Große Welt und Reisen sind aber nicht mehr für 60ger, man ärgert sich mehr, als daß man lachte ihut besser sich die vier Weltgegenden zu denken unter seinen vier Wänden und aus der wirklichen Welt sich eine idealische zu bilden, was im hohem Alter am besten ohne Schaden angeht, selbst demolitisches Lachen — der Köhler ist Herr in seinem Hause — die Jungen verstehen die Alten nicht mehr, und die Alten nicht mehr die Jungen — geht nach verschleuderten Seiten!

Der sterbende Cardinal Salviati, den seine Diener plünderten und dann fortließen, lachte über seinen Affen, der den Cardinalsstut vor dem Spiegel aufsetzte, sich wieder ins Leben, und was der Affe dem Cardinal, sind *sans comparaison* die Romiker dem, den die Last der Geschäfte niederbeugt, der Teufel der Hypochondrie und sübler Laune plagt oder die ernste Weisheit der Fakultätsmänner ermüdet und ansetzt. Mit dem lachenden Wig lacht er über ihre Thorheiten, wie über seinen Kummer, seinen Gram und seine Verstimmung. Selbst Sterben muß *o aeteris paribus* so gar schwer nicht sein, weil man es gleich beim erstenmal kann! Aber wer dem Lächerlichen ausschließlich huldigt, dem geht es wie Winkelmann u. Andern, die sich lediglich in das Schöne in Formen verlieben und in Antiken — ihn machten schon die deutschen Siebelbacher melancholisch, für die Industrie und die Gutmüthigkeit der Augsburger hatte

der italienisch gewordene Deutsche so wenig Sinn, als für das deutsche Vaterland und beurtheilte die lebendige Menschheit unrichtig, einseitig, ungeschickt, als echter Antiquar und Pedant.

Ich halt' es hübsch mit allen beiden,
Bald mit dem Ernst, bald mit den Freuden;

Die ernste Weisheit ist mein Weib,
Die Thorheit ist mein Zeitvertreib.
Die ein' ist Wirthin in dem Hause,
Die andre Wirthin, wenn ich schwank.
Und wenn die Frau so spröde thut,
So macht es die Maitresse gut!

Aus dem Original-Manuskript.

Briefe an Gräfin Justine Graf Storck.

Von E. Ludw. v. G.

Jena, 10. Juni 1804.

Liebe Gräfin!

Von den Professoren zu Jena besucht ich Eudon, dessen historische Zwecke Ihnen bekannt sind. Im Universitäts-Gebäude, dessen finstere und morose Mauern unfreundlich den Sitz der Muse verkünden, ging ich ohne Wahl des Vortrags zur ersten besten offenen Thüre hinein, und hörte da eine Vorlesung des Pr. Schmidt, welche wenig Schick hatte.

Zur Universität von Jena gehören eine Bibliothek, ein botanischer Garten, eine Sternwarte, Thierarzneischule, theologische, homileitische und philologische Seminarien, ein anatomisches Cabinet, Klinikum und eine Hebammenschule. Im Bibliotheksalle sprachen mich am meisten Göthe's und Schiller's Bildnisse an; ferner eine Sammlung alter Portraits von Churfürsten und Bischöfen.

in denen Alles Geschmack und Liebe athmete. Eine großartige Allee führte mich in die Stadt zurück.

In der Stadtkirche sprach mich am meisten Herder's Grabmal an. An einer zu Berlin gegessenen Eisenplatte steht man:

Richt, Liebe, Leben; Alpha
und Omega.

Johann Gottfried von Herder,
geb. den 25. August 1744,
gest. am 18. Decbr. 1803.

Herder's Haus zeigte man mir der Stadtkirche gegenüber. Göthe's Haus, das herrschaftliches Gepräge trägt, ist am Frauenthor und Schiller's auf der Splinade, nahe dem Theater. Schiller's Haus ist ein Geschloß hoch, gelb bemalt, hat sechs Fenster in einer Reihe und eben so viele bei den Stübchen seines französischen Daches. Jener Stern unter Deutschlands ersten Dichtern wohnte meistens in einer Dachstube in der einen Ecke des Hauses, und starb in einem nebenankosenden Stübchen, das kaum drei Schritte in der Breite und nicht mehr in der Länge macht. Ein unbeschreibliches Weh ergriß mich in diesen Mauern, den Zeugen so manchen Seufzers eines Herzens, das durch die Macht der Gefühle durch Jahrhunderte fortweht, in Millionen Herzen Sympathie des Schmerzes und der Lust erweckend.

Zu den wissenschaftlichen Anstalten Weimar's gehören ein Gymnasium, ein Schullehrerseminar, ein freies Kunstinstitut, mit einer Zeichnungsschule, ein Münz- und Medaillencabinet, und eine Bibliothek mit 140,000 Werken. Man darf wohl Weimar, dieses unter der Regierung Carl August's und Amalien's deutsche Athen, verhältnismäßig der Arealgröße des Landes, und einer Residenzstadt mit kaum 10,000 Einwohnern, zu den merkwürdigsten Städten in Deutschland zählen. Der Bibliotheksaal ist in schönem Styl gebaut, bildet ein hohes, durch eine oval gezogene Gallerie abge-

theiltes Gewölbe, wo ringsherum Büsten aus Gyps aufgestellt sind. An die Bücherschränke reihen sich symmetrisch geordnete Büsten und Portraits berühmter Männer, unter denen für mich das meiste Interesse hatten: die Büsten Schiller's und Göthe's von Danneder, die Bildnisse Wieland's und Herder's, von Trüppel, Canning's Portrait, Carl August von Jagemann gemalt, Peter der Große, Herder's Portrait, von Craba, Lindner's Portrait, von Crassi, dessen Züge mich an Lord Byron erinnerten; Kant's Portrait, Wieland, v. Jagemann, Werner u. Stael aus Gyps, Jagemann's Portrait und Friedrich Lief's Büste, gegossen.

Auch das Kunstcabinet besitzt seltene u. kostbare Stücke aus Elfenbein, aus Holz, — dessen man hier fünfhundert Sorten besitzt — aus Perlmutter und anderen Stoffen.

Besonders verdienen im Thurm der Bibliothek bedeutende Werke, mit den herrlichsten Kupfern, gesehen zu werden.

Aus der Bibliothek ging ich zu Hrn. Zwirlein und wurde in das Bureau gewiesen, wo ich endlich durch sein gütiges Verwenden bei Hrn. Hofmarschall Spiegel die Schlüssel zum Innern der großherzoglichen Gruft erhalten habe. Herr v. Zwirlein, ein sehr humaner und gebildeter Mann, war selbst so gefällig mich in den Friedhof zu begleiten.

Die Särge Schiller's und Göthe's, aus Holz, ganz einfach mit den Namen der Verbliebenen, sind an die Seite des Sarges Carl August gestellt. Der Sarg dieses Großherzogs ist acassen, einfach groß, die Inschrift:

„Tapfer und weise, gerecht und milde.“

Ich erbat mir einige Blätter aus den Lorbeerkränzen der beiden Dichter und verließ befriedigt die Gruft, den Wunsch bescheiden äußern, daß Weimar künftig die Hülle seiner großen Geister, worauf die ganze gebildete Welt ein Recht haben darf, nicht so geizig unter Schloß u. Ringel sperre, mich wundernd zugleich, daß

Deutschland solche Männer so lange ohne würdiges Denkmal lassen kann. — Wer gern gibt, gibt schnell, u. Deutschland sollte nicht gerne, nicht mit Aufopferung dem Verdienste seine Krone weihen!

Das kleine Griechenland hat einst einem Mann hundert Statuen errichtet und hat in der Periode eines Perikles gewiß mehr Monumente der Nachwelt gelassen als ganz Europa in Jahrhunderten — wovon der Schluß wohl leicht gemacht sein dürfte. —

In dem unter Göthe's Einfluß im Jahre 1825 erbauten Schauspielhause sah ich Zampa, die Marmorbraut. Herr Benast gab den Corsaren, Freimüller spielte die Rolle des Alphons von Monza, Mad. Streit die der Camilla. Das Orchester ist vorzüglich organisiert, die Decorationen sind schön, die Sänger und Schauspieler brav. Das Innere des Schauspielhauses — im Geiste Göthe's — ist ganz eigenhümlich: an der Seite der Hofloge ist eine offene Logengallerie für den Adel; gegenüber abgesehen eine Aehnliche für die Bürgerlichen. Wahrlich, solchen Unsinn hätte ich in Sachsen-Weimar nicht erwartet! —

Das Innere ist sehr klein, den ganzen untern Raum, vom Orchester an, nehmen Bänke ein. Die Plätze sind von 4—16 Groschen in Balkone, Parterrelögen, Parterre, Gallerielögen und Gallerie eingetheilt.

Vom Theater kehrte ich Schiller's Haus vorüber zur Sonne zurück. Tausend wonnige Gefühle wogen im Herzen auf und nieder, und es führt das geistige Gesieder in das Land der Träume hin.

1. Naturlehre oder Physik.

Von G. G. Rau.

Die Physik ist die Lehre von den Naturgesetzen, denen die Körper überhaupt, organische sowohl als unorganische, unterworfen sind. Mit jedem Körper gehen Veränderungen vor und jede solche Veränderung wird ein Phänomen, eine Naturerscheinung genannt. Thau, Nebel, Schnee, Regen und Gewitter, der Fall der Körper, wenn sie nicht unterstützt sind, Zu- oder Abnahme der Wärme sind Phänomene. Zur Kenntniß der Naturgesetze gelangen wir durch Erfahrung, theils auf dem Wege der bloßen Beobachtung der Phänomene, welche ohne unser Zutun vorgehen (Meteore); theils auf dem Wege des Versuches, den wir mit den Naturkörpern anstellen (Experimente).

Von den allgemeinen Eigenschaften.

Eigenschaften, welche allen Naturkörpern zukommen, nennt man allgemeine Eigenschaften, diese sind:

1) **Ausdehnung.** Jeder Körper nimmt einen Raum ein nach den 3 Abmessungen von Länge, Breite und Dicke, und dieß nennt man seine Ausdehnung. Von den Grenzen der Ausdehnung hängt die Gestalt des Körpers ab. Ist diese Gestalt sehr regelmäßig, selbst bei sehr kleinen Körperchen, wie bei Salzen, Schneeflocken etc., dann nennt man die Körper Krystalle, ihre Gestalt eine krystallinische Gestalt.

2) **Undurchdringlichkeit,** d. h. an demselben Orte, wo eine Materie ist, kann nicht zugleich eine andere sein. Z. B. ein leeres Trinkglas, das man ins Wasser taucht, wird nun dann voll, wenn es schief eingetaucht wird. Aus demselben Grunde kann man keine Flasche durch einen Trichter füllen, wenn dieser luftdicht in den Hals der Flasche eingekittet ist. (Lauherglocke).

3) **Porosität.** Bis jetzt ist kein Körper bekannt, der vollkommen dicht wäre, sondern jeder hat Löcher, die man Zwischenräume oder Poren nennt, und solche Poren verstaten dann oft wieder fremden Körpern den Eingang. Darum ist auch ein Unterschied zwischen dem Raummfang eines Körpers, den man sein Volumen nennt, und zwischen der Menge der Materie in einem bestimmten Raume, die man seine Masse nennt. Beispiele: Schwamm, Papier, Holz, Metalle, Elfenbein. Die Haut des Menschen ist in so hohem Grade porös, daß fast die Hälfte der Nahrungsmittel wieder ausdünstet. Die Wärme bringt durch den Ofen ins Zimmer, Wasser in Stein. — Kupfer und Zink zusammengeschmolzen geben Messing, aber das Volumen des Messings ist um $\frac{1}{10}$ kleiner als das des Kupfers und des Zinks für sich allein zusammen genommen. Wasser und Wein, Wasser und Bitriol, nehmen ebenfalls gemischt einen kleineren Raum ein als einzeln zusammen genommen und werden also dichter.

4) **Theilbarkeit.** Diese Eigenschaft wird aus der täglichen Erfahrung erkannt. Auffallende Beispiele der wahrnehmbaren Teilbarkeit: Ein Tropfen Farbe, oder eine wohlriechende Flüssigkeit, Moschus, Raucherzgen, des Goldes beim Drahtziehen.

Indessen hat man zwei Arten von Theilungen zu unterscheiden: Erstens die Mechanische, wobei die Theilchen dieselben Eigenschaften haben wie das Ganze, und zweitens die Chemische, wodurch die Körper in Bestandtheile zerlegt werden, die ganz andere Eigenschaften besitzen als im Zustand der Vereinigung, z. B. Wasser: in Wasserstoff und Sauerstoff, Zinn- oder: in Quecksilber und Schwefel.

5) **Bewegbarkeit.** Jeder Körper ist fähig, den Ort, den er im Raume einnimmt, zu verändern und diese Eigenschaft wird Bewegbarkeit genannt (s. später über Bewegung).

Von den Grundkräften.

Das Uebereinstimmende aller Phäno-

mene ist Bewegung. Ein Wassertröpfchen, das zu einem andern sich gesellt, oder von der Masse sich trennt, hat eine Bewegung gemacht, so gut als ein Stein, der von einer Anhöhe herabrollt. Jede Bewegung müssen wir als eine Wirkung betrachten, die durch irgend eine Ursache erzeugt worden ist und diese Ursache nennt man Kraft. Versucht man es, irgend ein Phänomen so lange zu zergliedern, bis man auf die letzte der ganzen Reihe gelangt, so gelangt man immer auf Kräfte, deren eigentliches Wesen gar nicht mehr Gegenstand sinnlicher Wahrnehmungen ist. Solche Kräfte nennt man Grundkräfte. Alle Phänomene erscheinen jedoch als Wirkungen von Anziehungskräften, und die Anziehung oder Attraktion muß daher die Kraft sein, von der die materielle Welt beherrscht wird; da sich aber diese Kraft bei der unzähligen Menge von Erscheinungen in der Natur verschieden darstellt, so scheidet hieraus die Eintheilung der Attraktion in: Cohäsion, Adhäsion, Affinität und Gravitation, als einzelne Grundkräfte der Natur.

1. Von der Cohäsion (Zusammenhang).

Cohäsion nennt man die anziehende Kraft, welche die sich berührenden Theile des nämlichen Körpers auf einander ausüben. Je größer die Menge der Berührungspunkte ist, desto stärker ist auch der Zusammenhang der Theile. Uebrigens kommt es nicht allein auf die Menge der Berührungspunkte, sondern auch auf die Art und Weise an, wie die Körpertheile sich in einander fügen und ob sie mehr oder weniger sich zu dehnen geneigt sind. — Buchenholz ward bei den Versuchen noch einmal so stark befunden als Lannenhholz, Lindenholz noch einmal so stark als Fichtenholz von gleicher Dicke. Ein gewobenes Seil zeigt mehr Cohäsion, als ein gleich dickes geflochtenes, und dieses mehr als ein gleich dickes gedrehtes; gebeert waren sie nicht so stark als ungebeert; man theert sie nur zum Schutz gegen den Einfluß des

Wassers und der Luft. Ein seidener Faden zeigte mehr Stärke als ein leinener, und dieser war ungebleicht stärker als gebleicht.

Durch Bearbeitung kann die Cohäsion eines Körpers erhöht oder vermindert werden. So werden wollene Lächer durch das Walken stärker; Metalle werden durch Hämmern und Schlagen fester, dauert es aber zu lange und ist es zu heftig, so vermindert sich die Cohäsion. Viele Metalle bekommen durch Vermischung mit einem andern eine größere Cohäsion. Die Statue Peters des Großen hat zum Postament einen Grauit, der 4 Mill. Pfd. wiegt; um diesen fortzuschaffen, bediente man sich eiserner Walzen, aber sie brachen wie Staub zusammen, und es gelang erst mit Rugein, die aus Kupfer und Zink gegossen waren. Gold mit Silber oder Kupfer versetzt wird stärker, Silber mit Kupfer ebenfalls. Kupfer mit Zink, woraus man Messing, Tombak, Semilor; Kupfer mit Zinn, woraus man das Stüdgut und Glodengut erhält. Der Widerstand, den ein fester Körper der Aufhebung seiner Cohäsion entgegensetzt, äußert sich auf sehr verschiedene Weise. Hierin liegt zugleich die Wahrnehmung besonderer Eigenschaften fester Körper. Man unterscheidet harte, weiche, mürbe, biegsame, zähe, spröde, dehnbare u. Körper. Viele feste Körper haben die Eigenschaft, sich zusammenzudrücken und ausdehnen zu lassen und diese heißen compressible Körper. Sie weichen aber darin von einander ab, daß viele darunter die veränderte Gestalt auch dennoch beibehalten, nachdem die Kraft schon zu wirken aufgehört hat, z. B. weiches Wachs, feuchter Thon, frischer Teig, Butter u. Andere springen in dem Augenblick, wo die äußere Kraft zu wirken aufhört, in ihr voriges Volumen und Gestalt zurück, diese heißen elastische Körper, z. B. ein Schwamm, ein Streifen Fischbein, das Federhart u.

2. Von der Adhäsion (Anhaftung).

Adhäsion ist die Anziehung zwischen den Theilen zweier verschiedenen Körper. Feste Körper gerathen in diese enge Verbindung, wenn sie in ihren (glatten) Oberflächen sich berühren, z. B. Glas- oder Metallplatten. Flüssige Körper fließen in dem Augenblicke, wo sie an einander haften, auch in einander über, z. B. ein Tropfen Quecksilber zu einem andern. — Erscheinungen, die sich auf Adhäsion gründen:

Staub legt sich an die Decke und Wände des Zimmers an. Wasser, Weingeist, Del und dergl. hängt sich an Holz, Metall, Glas, Stricke u. an. Sind aber diese Körper mit Fett oder Perennmehl (Bartlappfamen) überzogen, so adhärirt die Flüssigkeiten nicht zu denselben. Anders verhält es sich mit Quecksilber; dieses adhärirt nicht zu den obigen Körpern, wohl aber zu Zinn und Blei. Wenn Quecksilber und Zinn ein Amalgama (Mischung) bilden, so vereinigen sie sich fest und genau mit dem Glase. Auf diese Art werden die Spiegel belegt. Auf ein Blatt Staniol oder dünn geschlagenes Zinn wird Quecksilber mit einem weichen Körper (einem Fell) so lange hin und her gerieben, bis das Staniol überall naß davon geworden ist. Dann schüttet man noch Quecksilber darauf und drückt die geschliffene und polirte Glasafel genau an dasselbe. Man läßt es nun eine Zeitlang liegen, und bald hat sich das Amalgama so fest an die Glasafel gehängt, daß es nur mit scharfen Werkzeugen wieder davon zu trennen ist. Dieß sieht man ferner beim Reimen, Ritten, Vergolden, Löthen.

Wasser, Weingeist, Milch, Oele, Quecksilber sind tropfbare Flüssigkeiten, weil einzelne Theile die Eigenschaft besitzen, eine fugelige Gestalt anzunehmen.

3. Von der Affinität.

In der Verwandtschaft der Stoffe erkennen wir eine Anziehung, die durch die

ganze Natur wirksam ist. Wirkt diese Anziehung nur in Berührung oder in sehr kleinen unmeßbaren Abständen, so nennt man sie Affinität, erstrecken sich ihre Wirkungen auf große Entfernungen, heißt sie Gravitation. Erstere erkennen wir aus folgenden Erscheinungen:

Wenn man aus einem Gefäße eine Flüssigkeit, welche die Wände desselben benetzt, unter einem kleinen Neigungswinkel ausgießt, so fließt die Flüssigkeit nicht senkrecht, sondern an den Wänden des Gefäßes herab. Dieses ist weniger bei einer Flüssigkeit der Fall, welche die Wände des Gefäßes nicht benetzt, z. B. Quecksilber.

Eine Flüssigkeit steht in einem Gefäße, dessen Wände sie benetzt, z. B. Wasser in einem Glase, am Rande höher als in der Mitte, und bildet also eine concave (höhlle) Oberfläche. Dagegen steht in einem Gefäße, dessen Wände nicht benetzt werden, die Flüssigkeit, z. B. Quecksilber in einem Glase am Rande tiefer als in der Mitte, und die Oberfläche der Flüssigkeit ist also convex (erhaben).

Taucht man ein Stäbchen in eine Flüssigkeit, von welcher es naß wird, so erhebt sich diese ringsum, wird es aber nicht naß, so entsteht eine Vertiefung. Dasselbe ist der Fall mit einer Glasröhre an den inneren Wänden. Nimmt man hierzu ein so enges Röhrchen, daß nur ein Pferdehaar in demselben Platz hat (Haarröhrchen), so steigt die Flüssigkeit schnell weit in der Röhre über die äußere Oberfläche hinaus. Diese Erscheinung nennt man Capillarität. Vermittelt der Capillarität lassen sich eine Menge Erscheinungen erklären. Das Eindringen des Wassers in Pöschpapier. Ein Sand- oder Aschenhaufen wird bis oben hinauf naß, wenn er mit seiner Grundfläche im Wasser steht. Flüssigkeiten bringen in Zucker, in Holz, in Stricke und allerlei gewebte Zeug u.; das Del und das geschmolzene Wachs oder Unschlitt steigt im Dochte einer brennenden Lampe oder Kerze empor. Gewiß ist auch das Aufsteigen der Säfte in den Pflanzen eine Folge der Capillarität.

Häßer, die ausgetrocknet und lose geworden sind, feuchtet man an, wodurch sie aufschwellen und wieder Haltbarkeit bekommen. Steine, in welche man Keile von trockenem Holze einreibt, können durch wiederholtes Begießen dieser Keile endlich aus einander gesprengt werden. Wasser, das sich in Stricke zieht, schwellt sie auf und macht sie kürzer.

4. Von der Gravitation.

Die Anziehung, welche die Erde gegen alle Körper ausübt, die zu ihr gehören u. auf ihr sich befinden, nennt man (irdische) Schwere, so wie man die Anziehung der Himmelskörper gegen einander die allgemeine Schwere oder allgemeine Gravitation nennt.

Durch diese Anziehung sind demnach alle irdischen Körper in einer unausslöschlichen Verbindung mit der Erde; keiner kann sich von ihr entfernen, keiner von ihr wegschleichen; wie hoch er sich auch erhebt, immer muß er wieder zu ihr zurückkehren. Daher das Bestreben der Körper nach dem Innern der Erde zu fallen, wenn sie nicht gehalten oder unterstützt sind, und daher der Druck, den sie auf die Unterlage ausüben, auf der sie ruhen.

Bei dem Fall der Körper geht man von der Voraussetzung aus, daß die Luft den fallenden Körpern keinen Widerstand leistet, d. h. daß der Raum durch den die Körper fallen, völlig luftleer sei, und dieß nennt man freien Fall der Körper. Erst nach Ausmittlung dieser Gesetze kann man auf Hindernisse Rücksicht nehmen.

Aber nicht nur von der Erde werden die Körper angezogen, sondern es findet auch unter ihnen selbst eine Anziehung statt; und zwar erleidet ein Körper, der von einem andern angezogen wird, eine so vielmal stärkere Anziehung, so vielmal seine Masse der Masse des andern überlegen ist. Dieß kommt daher, daß jedes Atom (kleinster Theil) einer Masse bei der Anziehung mitwirkt und daß, wo mehr Masse ist, auch mehr Atome wirksam sind.

Die wechselseitige Anziehung zweier Körper bringt eine Bewegung zu einan-

der hervor, deren Geschwindigkeit durch die Massen der Körper bedingt ist. Sind beide Massen einander gleich, so nähern sie sich mit gleicher Geschwindigkeit und treffen in der Mitte ihrer Entfernung zusammen. Sind beide Massen ungleich, so werden sie sich mit einer Geschwindigkeit gegen einander bewegen, die zu ihren Massen ein umgekehrtes Verhältniß hat.

Bei dem freien Fall der Körper muß ein Atom mit derselben Geschwindigkeit fallen als die größte Masse. In Röhren, die man so viel möglich luftleer gemacht hatte, fielen Körper der verschiedenartigsten Materie: Gold, Glas, Holz, Kochsalz, Feder, Wolle, mit gleicher Geschwindigkeit zu Boden.

U n m e r k. Man verwechsle nicht, wie es im Sprachgebrauch geschieht, Gewicht und Schwere mit einander. Gewicht ist der Druck, den ein Körper auf seine Unterlage ausübt.

Der freie Fall gehört in die Klasse der gleichförmig beschleunigten Bewegungen.

In der 1. Sekunde fällt ein Körper durch	1 Raum.
" " 2. " " " " Körper durch	3 Räume.
" " 3. " " " " Körper durch	5 Räume.
" " 4. " " " " Körper durch	7 Räume.
" " 5. " " " " Körper durch	9 Räume.
" " 6. " " " " Körper durch	11 Räume.
" " 7. " " " " Körper durch	13 Räume.
" " 8. " " " " Körper durch	15 Räume.
" " 9. " " " " Körper durch	17 Räume.
" " 10. " " " " Körper durch	19 Räume.

Hieraus folgt das Gesetz: die Fallräume der einzelnen Sekunden beim freien Fall, verhalten sich wie die ungeraden Zahlen.

Alle Untersuchungen habenargethan, daß ein freifallender Körper in der ersten Sekunde belläufig 15 Pariserfuß oder et-

wa 15½ rheinländische Fuß falle, der freie Fall in jeder einzelnen Sekunde ist demnach:

In der 1. Sek. 1mal 15 = 15 Pariserfuß.
In " 2. " 3 " 15 = 46 " Pariserfuß.
In " 3. " 5 " 15 = 75 " Pariserfuß.
u. s. w.
In " 10. " 19 " 15 = 285 " Pariserfuß.

In allen 10 Sekunden zusammen 1600 Pariserfuß.

Aus dem Gesetz für den Fallraum einer jeden einzelnen Sekunde läßt sich auch noch kein anderes Gesetz ableiten, nach welchem man den ganzen durchfallenen Raum für eine jede beliebige Zahl von Sekunden angeben kann, ohne erst die einzelnen Fallräume addiren zu müssen. Denn aus den Angaben für die Fallräume der einzelnen Sekunden ergibt sich, daß ein freifallender Körper zurückgelegt hat:

Am Ende der 1. Sek. 1 Raum.
" " 2. " 4 Räume.
" " 3. " 9 " "
" " 4. " 15 " "
u. s. w.

Da nun die Räume die Quadratzahlen der dazu gehörigen Sekunden sind, so muß der ganze Fallraum herauskommen, wenn man die Sekundenbauer seines Falls auf das Quadrat erhebt und mit 16 multiplicirt, um den ganzen Fallraum in Pariserfuß zu finden.

Ein fallender Körper übt auf einem andern, den er trifft, eine desto größere Gewalt aus, je größer die Höhe ist, von der er herabfällt. Viele der Regen, Schnee, Hagel auf die Erde nieder, ohne erst durch die Luft zu gehen, so würden sie mehr oder weniger fürchtbare Verheerungen anrichten.

Von der allgemeinen Schwere.

Die Bahnen aller Planeten um die Sonne haben eine elliptische Form und

sind das Resultat zweier Centrifugalkräfte, die bei der Bewegung des Körpers um die Sonne wirksam sind. Von der Sonne angezogen würde der Planet der Centripetalkraft (Ziehkraft) folgen und in die Sonne hineinstürzen, wenn nicht die Centrifugalkraft (Fliehkraft) in entgegengesetzter Richtung wirkte. Gesähe es dem Schöpfer, die Centrifugalkraft aufhören zu lassen, indessen die Centripetalkraft als sein wirkte, so würde die Erde, noch ehe 65 Tage zu Ende wären, schon in die Sonne gestürzt sein und würde, einen Tag in den andern gerechnet, täglich über 300,000 Meilen nach der Sonne hin zurücklegen. Auch unter sich ziehen sich die Planeten wechselseitig an, allein da die Masse der Sonne noch etliche hundert mal größer ist, als die Masse aller Planeten, so kommt sie nicht in Betracht. Die Sonne hat 337,000mal mehr Masse als die Erde.

Anmerk. 1. Die Bildung der Erde aus dem flüssigen Zustande mußte zufolge des gemeinschaftlichen Drucks aller Theile nach dem Mittelpunkte der Erde, kugelig werden. Dabei mußten, als die Erde anfing, sich um ihre Achse zu bewegen, die Theile um den Aequator herum einen größern Umschwung erhalten und daher mehr gehoben werden, als die Theile nach den Polen zu.

Anmerk. 2. Die beiden oben genannten Grundkräfte sind auch bei der Bewegung des Mondes um die Erde wirksam, und so vollendet der Mond seinen Umlauf um die Erde in 655 Stunden oder in 27 Tagen, 7 Stunden. Folgte der Mond allein der Centripetalkraft, so würde er nach dem freien Fall der Körper in 148 Stunden oder etwas über 6 Tagen auf die Erde fallen.

Von der Wurfbewegung.

Wird ein Körper geworfen, so wird er von zwei Kräften zugleich, von der Schwerkraft und der Wurfkraft in Bewegung gesetzt. Dabei können 3 Fälle stattfinden:

1. Die Wurfkraft geht nach derselben Richtung, nach welcher die Schwerkraft geht, und der Körper der Erde zu.

2. Die Richtung der Wurfkraft geht lothrecht aufwärts und wirkt demnach der Schwerkraft entgegen.

3. Die Richtung der Wurfkraft schließt mit der Richtung der Schwerkraft einen Winkel ein, und die Bahn des geworfenen Körpers bildet eine krumme Linie, die man eine Parabel nennt. Eine halbe Parabel wird sie, wenn der Wurf horizontal geht, und eine ganze Parabel, wenn schräg aufwärts geworfen wird.

Von der schiefen Ebene.

Der schiefe Fall ist wie der senkrechte, eine gleichförmig beschleunigte Bewegung, weil während der Falldauer die Fallkraft eben so zunimmt, wie die Schwerkraft beim senkrechten Falle. Nur fällt der Körper in der ersten Sekunde nicht 15 Pariserfuß. Bei dem Versuche theilte man die Länge einer nicht sehr geneigten Rinne in gleiche Theile ein, die zusammen eine Quadratzahl, z. B. 25 ausmachten. Am Ende der ersten Sekunde hatte der fallende Körper einen Theil durchfallen, am Ende der zweiten 4, am Ende der dritten 9 solcher Theile zurückgelegt, daß mithin die ganzen Fallräume wie das Quadrat der Fallzeiten sich verhalten.

Man bedient sich der schiefen Ebene, theils um eine Last mit verringerter Anstrengung auf eine Höhe hinauf zu heben, theils auch, um sie allmählig von der Höhe herab zu schaffen.

Vom Pendel.

Jeder schwere Körper, der mit einem Faden oder einer Stange von einem unbeweglichen Punkte herabhängt, wird ein Pendel genannt. Ruht der Körper, so ist er senkrecht unter dem Aufhängepunkt. Bringt man ihn aber auf die Seite, so will ihn die Schwerkraft herunterziehen, während ihn der Faden nach dem Aufhängepunkte zurückhält; deswegen muß der Körper die mittlere Richtung dieser beiden Kräfte nehmen, und muß sich in einem Bogen abwärts bewegen, bis er wieder senkrecht unter

dem Aufhängepunkte steht; aber hier kommt er nicht in Ruhe, sondern steigt auf der andern Seite hinauf, um aufs Neue wieder zu sinken und seine Schwingungen so lange fortzusetzen, bis irgend ein Hinderniß ihn daran aufhält. Die merkwürdigen Gesetze der Pendelschwingungen sind die Resultate manigfacher Untersuchungen

1. Weder die Masse, noch die Größe, noch die Gestalt u. des schwingenden Körpers hat im luftleeren Raum irgend einen Einfluß auf die Schwingungsdauer, und wäre die Luft den Schwingungen nicht hinderlich, so würde für gleiche Schwingungsbogen die Schwingungsdauer dieselbe sein.

2. Haben aber zwei Pendel ungleiche Länge, so schwingt das 4-, 9-, 16mal längere, 2-, 3-, 4mal langsamer. Ein Pendel, das schneller schwingen soll, muß daher verkürzt, und wenn es langsamer schwingen soll, verlängert werden.

Man kann ein Pendel so einrichten, daß es in einer Stunde genau 3600 Schwingungen mache, also in einer Sekunde eine Schwingung und ein solches heißt Sekundenpendel. Dieselben Pendel, die zu Paris 86,400 Schwingungen in 24 Stunden machten, hatten in derselben Zeit auf der Insel Cayenne in Südamerika (5 Grad nördlich vom Aequator) nur 86,280 Schwingungen gemacht und mußten nun um $\frac{1}{4}$ Linie kürzer gemacht werden, damit die Pendeluhr wieder richtig ging. — Daher muß die Erde an den Polen eine eingebrückte Gestalt haben.

Daß die Schwerkraft mit der Entfernung von der Erde abnimmt, läßt sich ebenfalls am schließlichen aus den Schwingungen des Pendels abnehmen. Dasselbe Pendel, das an dem niedrigen Ufer des Amazonasflusses 89,770 Schwingungen machte, hatte in eben der Zeit auf dem hohen Berge Pichincha in Südamerika nur 98,720 Schwingungen.

Alle Pendel in Uhren sind physische Pendel. Durch die bewegende Kraft in Uhren (Gewichte oder Federn) erhält der

ist eine der wichtigsten in der Mechanik und findet im gemeinen Leben beim Lasttragen, Balanciren, Seiltänzen u. augenblickliche, wenn auch unbewusste, Anwendung.

2. Vom Hebel.

Eine jede unbiegsame Linie, die an irgend einem Punkte unterstüzt ist, so daß sie sich um diesen Punkt drehen läßt, wird ein Hebel genannt. Den unterstühten Punkt nennt man den Ruhepunkt, auch Bewegungspunkt, die Unterstüzung selbst heißt Unterlage und die Theile des Hebels diesseits und jenseits des Ruhepunktes nennt man seine Arme. Von zwei Kräften, die an dem Hebel wirken, pflegt man die eine, die durch den Hebel bewegt werden soll, gewöhnlich die *Kraft*, und die andere, durch welche dieses geschehen soll, die *Kraft* zu nennen. Sind die beiden Kräfte an zwei entgegengesetzten Seiten des Ruhepunktes, dieser also innerhalb des Hebels, so nennt man ihn einen Hebel der ersten Art, oder einen zweiarmligen Hebel. Liegt aber der Ruhepunkt am Ende des Hebels, so befinden sich beide Körper auf einer Seite und der Hebel wird nun ein Hebel der zweiten Art oder ein *einarmliger Hebel* genannt. Hat nun ein gerader zweiarmliger Hebel seine Unterlage genau in der Mitte und wirken am Ende der beiden Arme zwei vollkommen gleich große Kräfte, so ist der Hebel im Zustand des *Gleichgewichts*. Sind die Kräfte verschieden, so hört dieser Zustand auf.

Hat aber ein gerader zweiarmliger Hebel seine Unterlage nicht genau in der Mitte, sind übrigens die Kräfte gleich, so kann auch in diesem Fall kein Gleichgewicht sein. Kommt ein solcher Hebel in Bewegung, so legt der längere Arm in derselben Zeit einen größern Raum auf- und abwärts gehend, zurück, hat also eine größere Geschwindigkeit als dieser. Es läßt sich mathematisch beweisen, daß die Geschwindigkeit des längern Armes auch gerade so vielmal größer ist, als die des kürzern Armes, so vielmal die Länge von diesem in jener

Länge enthalten ist. Soll nun ein solcher Hebel dennoch im Gleichgewicht sein, so müssen die bewegenden Kräfte am einen Arm so groß sein als am andern. Weil aber die bewegende Kraft gefunden wird, wenn man die Masse mit ihrer Geschwindigkeit multiplicirt, so muß, damit Gleichgewicht sei, der kürzere Arm durch Masse ersetzt, was ihm an Länge abgeht. Das Produkt einer Masse in ihre Geschwindigkeit wird das mechanische Moment genannt. Daher ist jeder zweiarmlige Hebel im Gleichgewicht, wenn das mechanische Moment an dem einen Arm so groß ist, als an dem andern und diese mechanische Momente werden gefunden, indem man die Länge eines jeden Hebelarms mit der daran wirkenden Masse multiplicirt.

1. Der längere Hebelarm sei 24 Fuß und der kürzere 4 Fuß lang; an dem längern Arm hängen 12 Pfund; wie viel Pfund müssen an dem kürzern Arm sein, um Gleichgewicht zu haben?

$$12 \cdot 24$$

$$\frac{\quad}{4} = 72 \text{ Pfd.}$$

2. Der längere Arm sei 100 Fuß, der kürzere 4 Fuß; an diesem hängen 100 Pfund, wie viel müssen am andern hängen?

$$1 \cdot 100$$

$$\frac{\quad}{100} = 1 \text{ Pfd.}$$

Man kann hieraus abnehmen, daß ein zweiarmliger Hebel im Gleichgewicht ist, wenn die Massen sich umgekehrt wie die Länge der Arme verhalten und daß man die ungeheuerste Masse durch das kleinste Gegengewicht vermittelst des zweiarmligen Hebels erhalten könnte, wenn es möglich ist, dem längern Arm die erforderliche Länge zu geben. Das ist es denn auch, was den Hebel so brauchbar macht, wenn man durch kleine Gegengewichte große Lasten in Bewegung bringen will. Bei dem einarmigen Hebel finden eben die Gesetze statt, wie beim zweiarmligen Hebel.

Der Hebel kommt im menschlichen Leben bei unzählig vielen Gelegenheiten vor: Die Krämerwaage, die Schnellwa-

ge oder römische Waage, Hebedäume, Brecheisen, Scheren, Zangen, dieß sind eigentlich doppelte, zweiarmlige Hebel. Der menschliche Arm, die Finger und die Knochen des menschlichen Körpers überhaupt zeigen sich als einarmige Hebel wirksam. — Hämmer, Beile, Schubkarren, Schaufeln, Sensen, die Tasten am Klavier u.

Die *Radwelle* oder *Wellrad* ist jeder Cylinder, der um seine Achse beweglich ist und der durch die Mitte einer Scheibe, eines Rades oder kreuzweise übereinander liegender Speichen geht. Den Cylinder nennt man die *Welle*. Beim *Wellrad* kann um die Welle ein Seil gewickelt sein, woran eine Last hängt; am Umfange des Rades kann auf irgend eine Art eine Last wirken. Hier bildet nun der Halbmesser des Rades den längern Hebelarm, der Halbmesser der Welle den kürzern. Je mehrmal der längere Hebelarm den kürzern an Länge übertrifft, desto geringer braucht die am Umfange des Rades wirkende Kraft zu sein, um eine Last emporzuheben, dieß findet seine Anwendung bei gezahnten Rädern, bei Wasserrädern, Windmühlern, Wagenrädern, Wendeln u. Von den tropfbar flüssigen Körpern.

Die flüssigen Körper sind unter sich darin verschieden, daß sie theils luftförmig, theils tropfbar sind; erstere, zu welchen die Lustarten und Dämpfe gehören, lassen sich in einen engern Raum zusammenbrücken, dehnen sich aber, wenn der Druck aufhört, sogleich wieder in einen größern Raum aus; sie heißen daher ausdehnbare, expansible und elastische Flüssigkeiten.

Die tropfbaren Körper haben zwar kein Bestreben den Raum, den sie einnehmen, zu vergrößern, widerstehen aber mit großer Gewalt jedem äußern Druck, durch den sie in einen engern Raum zusammengedrückt werden sollen.

Kleine tropfbare Körper fallen in Kugelgestalt herab, welche man *Tropfen* nennt, daher die Theile eines tropfbaren Körpers sich doch einander wechselseitig

anziehen müssen, obgleich sie nur sehr lose zusammenhängen. Da nun die Verschiebbarkeit so groß und die Anziehung durchaus gleichmäßig ist, so drücken alle fallenden Theilchen nach einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt hin, woraus denn kugelige Tropfen entstehen. Werden aber flüssige Körper von größerem Umfang von der Schwerkraft stärker angezogen, als die Anziehung nach dem Mittelpunkte beträgt, oder wirkt eine andere Kraft auf dieselben, die größer ist als die Kraft, mit welcher sich die fallenden Theile anziehen, so wird die Kugelgestalt abgeändert. Das Wasser dient als Grundlage aller Untersuchungen über tropfbar flüssige Körper.

Wasser, das von allen Seiten mit festen Wänden umgeben ist, ruhet in diesem Behälter und ist demnach im Gleichgewicht, wenn seine Oberfläche, die man den Wasserspiegel oder Libelle nennt, vollkommen horizontal ist. In diesem Falle ist die Richtung frei fallender Körper senkrecht auf dem Wasserspiegel. Diesem Gesetz wird noch eine größere Ausdehnung gegeben, wenn man gewahr wird, daß es nicht nur bei einem einzigen Behältniß seine Richtigkeit hat, sondern auch, wenn mehrere Behältnisse so mit einander verbunden sind, daß das Wasser aus dem einen freien Uebertritt hat in das andere. Dergleichen Behältnisse und Gefäße nennt man allgemein *communicirende Röhren*, wenn sie gleich nicht immer röhrenförmig sind und jedes einzelne Behältniß wird ein *Schenkel* genannt.

Im Zustand der Ruhe muß das Wasser in allen Schenkeln gleich hoch stehen, es mögen noch so viele Röhren mit einander verbunden und sie an Weite und Form noch so sehr verschieden sein. Eine Ausnahme dieses Gesetzes kann nur dann eintreten, wenn einer der Schenkel ein Haarröhrchen ist. Wasserwage.

Ist die eine Röhre kürzer als die andere, so wird das Wasser aus der kürzern so lange herausfließen, bis es in beiden Röhren einen gleich hohen Stand

hat. Ist aber die kürzere Röhre verschlossen, so wird es auf den Deckel, der ihm den Ausgang wehrt, einen Druck ausüben. Die Berechnung über die Größe des Drucks, den der Deckel zu leiden hat, fordert die Bestimmung des körperlichen Inhalts der Wassersäule, die zum Zustand des Gleichgewichts noch fehlt; und dieser körperliche Inhalt wird gefunden, wenn man den Flächenraum (Quadratinhalt) des Deckels mit der Höhe, die das Wasser von dem Deckel an, in dem andern Schenkel — welcher im Verhältniß zu dem Kürzern sehr eng sein kann — multiplicirt. Ist der körperliche Inhalt der Säule auf diese Weise in Kubikfuß oder Kubitzoll bestimmt und weiß man, wie viel ein Kubikfuß oder Kubitzoll Wasser wiegt, so kann man dann auch den Druck nach seinem ganzen Gewicht bestimmen.

Beispiel: Die Grundfläche des Deckels der kürzern Röhre sei 4 Quadratzuß und die Höhe des langen Schenkels von der Grundfläche des Deckels an gerechnet sei 7 Fuß, der körperliche Inhalt der Säule ist demnach 28 Kubikfuß. Wäre ein Kubikfuß dieses Wassers 70 Pfd., so wäre der Druck auf den Deckel 70 mal 28 = 1960 Pfd.

Cybernien, in welche das Regenwasser vom Dache durch eine hineingeleitete Röhre sich ergießt, können, wenn sie von oben her verschlossen sind, bei starkem Regen leicht zertrümmert werden. Selbst Felsenwände müssen den Druck einer Wassersäule von beträchtlicher Grundfläche und Höhe weichen. Dieß kann sich ereignen, wenn im Innern eines Berges sich Wasser sammelt, das keinen Ausfluß findet.

Auch der Druck, den das Wasser auf den Boden seines Behältnisses ausübt, läßt sich nur dadurch für alle vorkommenden Fälle berechnen, wenn man das Gesetz für den Zustand des Gleichgewichts im Auge behält. Je mehr Bodenfläche und Höhe zunehmen, desto verhältnißmäßig größer muß auch der Druck werden, den er auszuhalten hat, das Gefäß mag nun cylindrisch, kegelförmig

oder eimerförmig sein. Das Gewicht des Wassers thut hier wieder nichts zu dem Druck; bei einem cylindrischen Gefäß kann der Druck des Wassers mit dem Gewicht desselben gleich sein; bei einem kegelförmigen muß hingegen der Druck größer, bei einem eimerförmigen kleiner sein als das Gewicht.

Ein Gefäß habe drei Quadratzuß Grundfläche und sei auf 2 Schuh senkrechter Höhe mit Wasser gefüllt; ein Kubikfuß dieses Wasser wäge 70 Pfd., so hat der Boden einen Druck von 6 mal 70 = 420 Pfd. auszuhalten. Auf der großen Wirkung des Wasserdrucks auf den Boden der Gefäße, beruhet auch die (vom Grafen Real erfundene) *Hydraulische Presse*. Diese Presse dient, um aus gepulverten Substanzen, z. B. aus gemahlenem Kaffee einen Extrakt zu machen, ohne sie erst kochen zu lassen und hat den Vortheil, daß Geruch, Geschmack und Farbe dabei gar keine Veränderungen erleiden. Die Presse besteht aus einem Cylinder, der durch eine Seihe in zwei Abtheilungen getheilt ist. Die obere Abtheilung ist zur Aufnahme der auszupressenden Pulver bestimmt, deren Extrakt durch die Seihe in die untere Abtheilung fließt. Die Pulver, aus denen der Extrakt gezogen werden soll, werden ebenfalls mit einer Seihe bedeckt, auf die man das Auflösungsmittel, z. B. Wasser, Alkohol gießt. Auf den Cylinder läßt sich ein Deckel luftdicht anschrauben und durch den Deckel geht, ebenfalls luftdicht, eine Röhre von ziemlicher Höhe. Wird diese mit Wasser gefüllt, so entsteht durch den Druck, der überhaupt Auflösung befördert, daß die gepulverten Substanzen mit dem Auflösungsmittel sich verbinden und in die untere Abtheilung des Cylinders sich ergießen. Aus dieser werden sie durch einen Hahnen abgezapft.

Da eine jede Flüssigkeit ihren Druck nach allen Richtungen hin verbreitet, so ist außer den bisher genannten Richtungen auch noch der Druck auf die Seitenwände des Gefäßes zu betrachten. Macht man in die Seitenwand eine Oeffnung, so

fließt alsbald Wasser heraus, welches also vorher einen Druck auf diese Stelle ausgeübt hat. Je tiefer ein Punkt der Seitenfläche unter dem Wasserspiegel liegt, desto stärker muß der Druck sein, den er erleidet.

Hängt ein Gefäß, das mit Wasser gefüllt ist, in lothrechtcr Lage, so neigt sich das Gefäß, wenn man irgendwo eine Seitenöffnung macht, doch nicht nach der Seite hin, wohin der Ausfluß stattfindet, sondern nach der entgegengesetzten Seite. Man nennt diese Erscheinung die Müdewirkung und auf ihr beruht Segner's Radwirkungsmaschine oder Segner's Wasserrad. Diese Maschine besteht aus einem Cylinder, der um eine feststehende Achse sich leicht drehen läßt und an dessen unterm Rade eine Anzahl Röhren mit kleinen Köchlein, die alle nach derselben Seite zugehen, angebracht sind. Wird der Cylinder mit Wasser gefüllt, so strömt dieses aus den Köchlein heraus und der Cylinder dreht sich dann nach der entgegengesetzten Richtung um seine Achse.

Steht das Wasser — bei zwei Gefäßen, die am Boden gleich große Öffnungen haben — in dem einen Gefäß viermal so hoch als in dem andern, so fließt in derselben Zeit doppelt so viel, steht es 9mal so hoch dreimal, 16mal so hoch viermal so viel Wasser aus dem einen als aus dem andern. Die in derselben Zeit aus beiden Gefäßen ausströmenden Wassermengen verhalten sich demnach wie die Quadratwurzeln aus den beiden Wasserhöhen.

Wenn man Wasser aus einer höher liegenden Gegend durch Röhren nach einer tiefer liegenden hinkleitet und zuletzt eine Ausgußröhre aufsetzt, so fließt es durch diese so lange ab, so lange die höher liegende Gegend es nicht an Zufluß fehlen läßt. Je höher der Ort liegt, aus dem das Wasser nach der Sprungöffnung fließt, desto höher muß auch der Wasserstrahl emporspringen. Hierauf gründet sich die Anlegung von Springwerken und Wasserlünften.

Für die Fadel

Das Pfaffenhum.

Von S. Lubriab

Woher kommt das Wort „Pfaffe oder Pfaff“ Von der Zusammensetzung der Buchstaben P. F. A. F. Und welcher Sinn liegt darin verborgen? Dieser: „*Pater Fidelis Animarum Fidelium.*“ Deutsch: „Der getreue Vater getreuer Seelen.“ Diesem nach wäre denn das Wort Pfaffe kein Schimpfname auf Priester und Prediger, abgesehen von dem Objectiv „getreu“ das sich nur ausnahmsweise mit der Denkweise und dem Charakter der heiligen Väter vereinigen läßt. Mit dem Begriff von Seele, getreuer Seele, fällt uns der Schlüssel zur Lösung des Pfaffenhumus von selbst in die Hände.

Unwissenheit und Unkenntniß der Naturgesetze, verbunden mit Feigheit, Furcht und Schlechtigkeit der menschlichen Natur, sind die Universal-Quelle aller Religions-Systeme. Ursprünglich waren die Vögel und Priester eben so unwissend, eben so wenig vertraut mit den einfachsten Wahrheiten der Natur wie das blindgläubige Volk selbst. Nur gehörte Involenz und Schlaueit dazu, um für sich den Nimbus der Heiligkeit zu gewinnen und als Vermittler zwischen den Göttern und den Menschen zu gelten. Ich sah Mönche in Italien von der römischen Kirche und Priester in der europäischen Türkei und in Ungarn von der griechischen Kirche, die so stochdumm waren wie die Dummsker Jener, die ihnen den heiligen Saum der Kutte und die Reverende küssen, mit derselben stupiden Reverenz als sie ein Heiligenbild, oder einen Christus an die Lippen drücken. In dieser Kategorie der Geistlosigkeit, wenn auch keine Heiligenbilder küßend, gehören auch unsere Methodisten-Prediger in Amerika, bei denen der heilige Geist aus dem Mastdarm hin-

auf nach dem Gehirn wirkt, und viele unserer protestantischen Prediger, die in theologischen Seminarien per Dampf gebaden ihr schlecht gebadenes Brod an irgend eine Gemeinde gegen billigen Gehalt verkaufen. Doch bin ich auch mit Hunderten von Priestern und Predigern in Berührung gekommen, die auf Universitäten wissenschaftlich gebildet geistig hoch über der Masse des Volkes standen und denen ihr heiliger Beruf nichts anderes war als eine einstudirte Rolle und ihr Zweck — der einer Milchkuh.

Alle die Vergötterungen von Menschen und von Thieren, alle Blut- und Säubopfer, alle Greuel der Inquisition und Religionskriege fließen aus einer und derselben Quelle der Naturnothwendigkeit und der Folgen allgemeiner Unwissenheit und Barbarei. Mit der vorwärtschreitenden Civilisation verfeinerten sich die Sitten und die Superstition. Das Mittelalter, die Glanzperiode des Papstthums, die Concilien der Priester und die Donquixotaden der Scholastiker enthüllen uns ein trauriges Bild der aus Heiden und Juden hervorgekommenen Christen, ihrer Geistesstumpfheit und Depravation.

Sobald es den gelehrten Herren Theologen gelungen war, die Existenz einer Seele und ihre Fortdauer nach dem Tode als Dogma hinzustellen, unter Bedingniß des Lohnes und der Strafe, war auch der Grundstein gelegt zur Herrschaft des Pfaffenhumus. Und das Pfaffenhum, an Ursachen und Folgen geknüpft, wird und muß naturnothwendigerweise so lange fortbestehen, als es Menschen geben wird, die an die Existenz einer unsterblichen Seele und an Lohn und Strafe glauben. Von Hoffnung besetzt und von Furcht bedrängt werden solche Menschen, wie unmündige Kinder, stets der Gängelbände Anderer, des Gebetes der Opfer, der Sündenvergebung (sündiger Priester) und sonstiger geistlicher Quacksalbereien bedürfen; sie werten die Erde als Jammerthal betrachten, ihren Göttern Kirchen bauen und ihren Seelsorgern bequeme Wohnungen; sie werden den leg-

ten sauer verdienten Pfennig auf den Altar des Herrn legen, um geliebte Seelen aus dem Fegefeuer herauszubeten, oder ihre eigenen lieben Seelen nach dem Himmel zu spediren. Nur mit dem Glauben an Belohnung und Bestrafung der Seelen nach dem Tode wird das Reich und die Herrlichkeit der getreuen Väter getreuer Seelen fallen und nicht eher. Dieses Reich ist bereits bedeutend durch Wissenschaft in den höheren und Eklekticismus in den unteren Schichten der christlichen Staaten erschüttert und was den alten morschen Bau noch zusammenhält in seinen Parlekinaden ist nicht mehr ursprüngliche intensive Unwissenheit, noch bloß blinder Glaube und Frömmigkeit, sondern Gewohnheit, materielles Interesse, Mode, Heuchelei, mit einer noch etwas compacten Grundlage von Gedankenlosigkeit und Dummheit. Nicht das: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst ist ein charakteristisches Merkmal unserer seelengläubigen Christen und modernen Pharisäer, sondern das: „Die Welt will betrogen sein“ und, in der That, siehst du die gepuderten Herren und Damen am heiligen Sabbath nach den mit dem Schweiß der Armen gebauten Kirchen wallfahren, so magst du sie flüchtig in zwei Classen theilen: in Betrüger u. in Betrogene. Auch dieses Betrügen und Betrogenwerden hat seine Grenzen und wird ein Ende haben. Es wird eine Zeit kommen, wo man sich wundern wird, daß es einst Menschen gab, die ihrem unsichtbaren Gott Kirchen bauten, um sechs Tage her zu stehen und am siebenten einem heiligen Quacksalber als Geschäftsbude zu dienen. Diese Zeit ist noch etwas fern, aber sie kömmt gewiß, so gewiß als daß die Sonne nie stille stand, noch je stille stehen wird. Wo das Fundament erschüttert, der Grundpfeiler faul ist, dort stürzt der Bau zusammen: so die Bibel als Wort Gottes betrachtet; so Kirchen und Pfaffenbium.

Für die Fadel.

Deutsch-amerikanische Volkslied.

(Von E. Lubig.)

Den deutschen Sängern Amerika's gewidmet.

Unsre Heimath ist die Erde,
Unser Bürgerthum die Welt.
Die durch ein allmächtig Werd
Sich regiert und selbst erhält.
Unser Stolz ist unsre Sprache,
Die ein Teut, ein Humboldt sprach,
Der den Schlaun gegen Schwache
Ihren Herrscherstab zerbrach.

Menschenrechte unser Streben,
Freiheit unser höchstes Ziel;
Und wer dem nicht all' sein Leben,
Als ein Teutscher opfern will,
Der ist aus dem Bund geschlossen,
So uns an die Menschheit schließt,
Wir erkennen als Genossen,
Wer der Freiheit Recht genießt.

Heil Columbia deiner Erde!
Heil dir, Heil Amerika!
Wo der Freiheit jüngstes Werd
Ihre Jünger fern und nah
Mit dem Jubelruf entzündete,
Der aus finst'rer Nacht erscholl,
Wo sie Despothe umstrickte,
Geistertödtend, grauenvoll.

*) Des Nachts am ersten Juli 1865 öffnete sich im alten Pegasus eine porische Alder. Ich stand denn, von Meispomene gelüftet, auf und schrieb obiges Volkslied. Nächsten Morgen trug ich es zu Hrn. Rapp, der die Güte hatte, das Lied, meinem Wunsche gemäß anonym, im Sonntagsblatt der Ill. Staatszeitung vom 2. Juli aufzunehmen. Möge es, den deutschen Sängern gewidmet, ihnen und dem deutsch-amerikanischen Volke überhaupt eine willkommene Gabe sein!

Der Verfasser.

Heil dir, das aus blutigem Kriege,
Jüngst ein Phönix auferstand!
Die Tropfen deiner Siege
An der Schlachtenodem Rand
Sind die heiligen Menschenrechte,
Die man, ach, so lang verhöhnt;
Freigeworden sind die Rechte
Und die Völker sind versöhnt.

Deutsche, laßt uns deutsche Lieder
Singen in Amerika!
Laßt des Adlers stolz Gefieder
Lieben durch Columbia!
Laßt die Stimmen laut erschallen,
Weit hin über'n Ocean,
Daß die Berge wiederhallen:
„Freiheit ist kein leerer Wahn.“

Zeigt die stolze Sternenfahne
Den Gebrüdten überall,
Daß sie geistig sie ermahne
Zu der Willkürherrschaft Fall!
Führt sie hin zu schönen Bahnen,
Zu der Völkerfreiheit Ziel!
Jedes Volk kann sich ermannen;
Wenn das Volk nur frei sein will.

Singt denn Deutsche, deutsche Lieder
Freist der Freiheit jüngsten Sieg,
Der auf blutigem Gefieder
Feiler Sklaverei entstieg!
Laßt die Stimmen laut erschallen,
Daß durch Eures Liedes Macht
Morsche Schranken niederfallen
In der Knechtschaft grauser Nacht

Unsre Heimath ist die Erde,
Unser Bürgerthum die Welt.
Völker, sprechen los: „Es weel
Und, glaubt es, das Aite fällt.
Schwingt mit uns die Siegesfahn
Mischet euren Jubel ein!
Fort mit jenem alten Wahne:
„Völker müßten Rechte sein!“

Die Frauen der französischen Revolution.

Von Jules Michelet

Die Salons. Frau von Condorcet.

Fast im Angesichte der Tuilleries, auf dem jenseitigen Ufer, dem Pavillon de Flore und dem royalistischen Gesellschaftsplatz der Prinzessin von Lambelle gegenüber, erhebt sich das Palais der Münze. Dort gab es einen Salon, den der Frau von Condorcet, jenen Salon, den einer ihrer Zeitgenossen mit Recht den Heerd der Republik genannt hat.

In diesem europäischen Salon des gelehrten Secretärs der Akademie der Wissenschaften vereinigte sich aus allen Weltgegenden her der republikanische Gedanke jener Zeit. Hier gährte er; hier nahm er Körper und Gestalt an; hier fand er seine Formeln. Die erste Idee dazu rührte seit 1789 von Camille Desmoulins her. Aber erst im Juni 1791 trafen Bonneville und die Correliers den ersten Auf nach Republik aus.

Der letzte der Philosophen des großen achtzehnten Jahrhunderts, derjenige, der Alle überlebte, um deren Theorien ins Gebiet der Realitäten hineingeschleudert zu sehen, war der Marquis von Condorcet, der Nachfolger d'Alembert's, der letzte Correspondent Voltaire's, der FreundLutgers. Sein Salon war der natürliche Mittelpunkt des denkenden Europa's. Jede Nation fand sich, wie jede Wissenschaft, in diesem Kreise vertreten. Alle ausgezeichneten Fremden kamen, nachdem sie die Theorien des neuen Frankreichs adoptirt hatten, um hier deren Anwendung zu suchen. Hier fanden sich der Amerikaner Thomas Payne, der Engländer Williams, der Schotte Macintosh, der Genfer Dumont, der Deutsche Anacharsis Cloop. In einer Ecke des Saales stand unbeweglich der eifrige Freund des Hauses, der Arzt Cadants, kräftig und schwermüthig, er,

der die zarte, tiefsinnige Anhänglichkeit, der er für Mirabeau in seinem Herzen trug, in dieses Haus überpflanzt hatte.

Ueber diesen berühmten Denker schwebte die edle, jungfräuliche Erscheinung der Frau von Condorcet, ein Wesen, das sich Raphael zum Urbilde der Metaphysik würde auserkoren haben. Sie war durch und durch Licht. Alles, was sie umgab, schien sich unter den Sonnenstrahlen ihres Blickes aufzuklären. Sie war Stillschöne gewesen und schien noch immer weniger Frau als Edelräulein. Sie war damals sieben und zwanzig Jahre alt, also zwei und zwanzig Jahre jünger als ihr berühmter Gemahl. Sie hatte kurz vorher ihre Briefe über das Mitgefühl geschrieben, ein Buch voll feiner, ungemein zarter Analyse, in dem man unter dem Schleier einer außerordentlichen Zurückhaltung, die Schwermüth eines jungen Herzens, dem etwas gefehlt hat, herausfühlt*). Vergebens hat man sich bemüht, auszusprengen, sie habe sich um die Günst und den Zutritt zum Hofe bemüht und habe sich aus Mißvergnügen, diese Wünsche unerfüllt zu sehen, in die Arme der Revolution geworfen. Dies Alles ist falsch und erlogen.

Das aber, was weniger unwahrscheinlich ist, und was man häufig behauptet hat, ist, daß sie, bevor sie Herrn v. Condorcet geheirathet, ihm unumwunden erklärt habe, daß ihr Herz nicht mehr frei

*) Dies kleine, rührend-schöne Buch, geschrieben vor der Revolution, erschien erst 1798; es theilt die Eigenschaften dieser beiden Epochen. Die Briefe sind an den Doctor Cabanis, den Schwager der Frau v. Condorcet, den untröstlichen Freund, den Vertrauten ihrer tiefen und geheimen Herzenswunde gerichtet — — Frau v. Condorcet hat sie vollendet in diesem bleichen, düstern Elisee d'Autentil, reich an geliebten Schatten. Sie sprechen sehr leise, diese Briefe; den empfindlichsten Saiten ist ein Dämpfer aufgesetzt. Und trotzdem hört man, bei aller Zurückhaltung, die ersten Bekennnisse des jungen Mädchens, die Bekennnisse der Wittve heraus.

sei, daß sie liebe, aber ohne Hoffnung liebe. Der weise Mann nahm das freiwollige Geständniß mit väterlicher Liebe auf und mußte es zart zu achten. Nach derselben Ueberlieferung sollen Mann und Frau zwei ganze Jahre hindurch wie Geister zusammen gelebt haben. Erst 1789, an einem schönen Juli - Augenblick, in welchem Frau v. Condorcet erkannt hatte, wie viel mächtige Leidenschaft in diesem dem Anscheine nach eiskalten Männerherzen aufgehäuft sei, begann sie diesen großen Bürger, diese tieffühlende Seele, die sich mit der Hoffnung des Heils für das ganze Menschengeschlecht mehr als für ihr eigenes Wohl trug, mit der ganzen Aufrichtigkeit ihres Herzens zu achten und zu lieben. Trotz seines Alters fand sie ihn jung, jung durch die ewige Jugend der erhabenen Idee, des schönen Wunsches, die seine Seele belebten und gänzlich ausfüllten. Das einzige Kind, das sie gehabt hatten, war neun Monate nach der Erstürmung der Bastille, im April 1790, zur Welt gekommen.

Condorcet, damals acht und vierzig Jahre alt, fühlte sich durch die großen Ereignisse in der That neu verjüngt; er begann ein neues Leben, ein drittes. Mit d'Alembert hatte er das Leben des Mathematikers, mit Voltaire das Leben des Kritikers gelebt; jetzt schiffte er sich auf den Ocean des politischen Lebens ein. Er hatte früher von Fortschritten geträumt. Jetzt wolle er sie verwirklichen, oder wenigstens all' seine Kräfte den Fortschritten Auerweihen. Sein ganzes Leben bot das seltene Beispiel einer merkwürdigen Verbindung zweier nur höchst selten vereinigter Fähigkeiten: starke Vernunft und unerschütterlicher Glaube an die Zukunft. Stark und unerschütterlich selbst gegen Voltaire, wenn er ihn ungerecht fand. Freund der Economisten, doch ohne Verblendung für sie, behauptete er dieselbe Unabhängigkeit den Girondisten gegenüber. Noch heute lieft man mit Bewunderung seine Vertheidigung von Paris gegen das Vorurtheil der Provinzen, dassel-

de Vorurtheil, das, wie bekannt, auch die Mitglieder der Gironde belebt hatte.

Dieser große Geist war überall gegenwärtig, frei, klar und ganz Herr seiner selbst. Seine Thätigkeit, welche Arbeit ihn auch immerhin beschäftigen mochte, war stets geöffnet. Selbst im Salon dachte er beständig, denn es gab für ihn keine andere Zerstreung, als die des Denkens. Er sprach wenig, hörte Alles und zog Nutzen aus Allem. Nie hat er irgend etwas vergessen. Die Männer ehrten ihn. Die Frauen aber waren erstaunt, erschreckt, einen Mann zu sehen, der Alles wußte bis herab zur Geschichte ihrer Moden, hoch hinaufsteigend bis in die kleinste Einzelheit. Er schien sehr kalt und wenig mittheilend. Nur seine Freunde wußten seine Freundschaft nach dem Eifer zu beurtheilen, den er heimlich geltend machte, um ihnen Dienste zu erweisen. Er ist ein Vulkan unter Schnee, hatte d'Alembert von ihm gesagt. In seiner Jugend, sagt man, habe er einmal geliebt und, da nichts für ihn zu hoffen gewesen war, keinen Augenblick die Idee gehabt, sich ums Leben zu bringen. Aelter und reifer, im Herzen aber nicht kälter geworden, habe er für seine Sophie, seine Frau, eine fortbauende, unendliche Liebe, eine jener tiefen Leidenschaften genährt, die, je später sie sich geltend machen, tiefer als das Leben selbst sind, deren Tiefe sich nicht ermessen läßt.

Und Sophie war dieser Liebe vollkommen würdig. Als der unglückliche Condorcet, gehebt wie ein wildes Thier, eingesperrt in einem wenig sichern Schlupfwinkel, sich selbst das Herz zerfraß mit den Gedanken der Gegenwart und seine Apologie, sein politisches Testament schrieb, gab ihm seine Frau den erhabenen Rath, diese eiteln Kämpfe ruhen zu lassen, seine Denkschrift vertrauensvoll der Nachwelt zu überliefern u. friedlich seine „*Esquisse d'un tableau des progres de l'esprit humain*“ zu vollenden. Er befolgte ihren Rath und vollendete dieses edle, großartige Werk, voll ungeheuern Wissens, voll unbegrenzter Liebe für das ganze

Menschengeschlecht, voll von exaltirter Hoffnung, sich tröstend über seinen nahen bevorstehenden Tod mit dem rührenden Traume, daß es durch die Fortschritte der Wissenschaft dem Menschen einst gelingen werde, den Tod zu beseitigen.

Dies war eine große, schöne, erhabene Zeit! Und würdig dieser großen Männer waren die Frauen, würdig, von diesen Männern geliebt, würdig mit ihnen verschmolzen zu werden durch dasselbe Ideal: Vaterland und Tugend! Wer erinnert sich nicht eines Todtenmahls, wo die Freunde Camille Desmoulins ihn zum letzten Male beschworen, seinen „*Vieux Cordelier*“ nicht mehr erscheinen zu lassen u. seinen Antrag auf Einsetzung eines Gnaden-Ausschusses (Comite de la clemence) auf spätere Zeit hinauszuschieben? Aber seine Lucile, vergessend, daß sie Weib und Mutter sei, schloß ihre Arme um seinen Hals und sagte: Laßt ihn, laßt ihn! Er folgte dem Rufe seiner Bestimmung!

Ein Schatten dieser traurigen Bestimmung lag in den Zügen und in dem Ausdruck Condorcets. Mit der schüchternen Haltung des selbst mitten in der Gesellschaft einsamen Gelehrten, hatte seine Physiognomie etwas Leidendes, Trauriges, Resignirtes. Die obere Hälfte seines Gesichtes war schön. Die Augen edel und mild, voll ernster Idealität, schienen in den Hintergrund der Zukunft zu schauen. Seine große, breite Stirn, geräumig genug, um jede Wissenschaft in sich aufzunehmen, schien ein ungeheurer Speicher, in welchem sich alle Schätze der Vergangenheit aufgehäuft hatten.

Condorcet war mehr umfassend als stark. Man merkte dies an seinem etwas weichen, schwachen, ein klein wenig hängenden Munde. Die Universalität, die auf jeden Gegenstand den Geist zerstreut, ist fast immer Ursache einer gewissen Art von Entkräftung. Fügt dem hinzu, daß er sein Leben im achtzehnten Jahrhundert gelebt und dessen ganze Schwere zu tragen, all' dessen große Eigenschaften

und all' dessen Kleinlichkeiten durchzumachen hatte. — Neffe eines durch und durch jesuitischen Bischofs, der theilweise dessen Erziehung geleitet hatte, schuldete er mehr noch der Bönnerschaft der Herzoge v. La-rochefoucauld. Obgleich arm, war er adelig, betitelt, ja sogar Marquis! Geburt, Stellung und vielfach verzweigte Beziehungen fesselten ihn an *ancien regime*. Gleichen Contrast zeigte sein Haus, sein Salon, seine Frau.

Sophie von Condorcet, geborene Grouchy, zuerst Erzieherin u. begeisterte Schülerin Rousseau's und der Revolution, hervorgegangen aus halb-geistlicher Stellung, um die Seele eines Salons zu werden, welcher der Mittelpunkt aller freien Gedanken war, erschien sie gleichsam wie eine Nonne der Philosophie.

Die Juni-Kriß von 1791 zwang ihren Mann, sich zu entscheiden, welcher Partei er sich anzuschließen habe. Herr v. La-rochefoucauld, sein vertrauter Freund, gab noch nicht alle Hoffnung auf, den Republikanismus Condorcets wie jenen Lafayette's zu schwächen. Leichtler noch hoffte er fertig zu werden mit dem bescheidenen Gelehrten, mit dem milden, schüchternen Manne, den seine Familie in früherer Zeit großmüthig beschützt hatte. Ja, man ging so weit, zu behaupten und im Volke zu verbreiten: Condorcet theile die royalistischen Ideen des Abbe Sieyes. Auf diese Weise stellte man seinen Ruf bloß, während man ihm gleichzeitig als Gouverneur des Dauphins ernannt zu werden.

Aber wahrscheinlich waren es gerade diese Gerüchte, die ihn veranlaßten, sich früher zu entscheiden, als es sonst vielleicht geschehen wäre. Am 1. Juli ließ er durch die Zeitschrift *la Bouche du peuple* bekannt machen, er werde im *Cercls social* einen Vortrag halten über die Republik. Er wartete bis zum 12. und hielt diesen Vortrag mit einem gewissen Muth. Er widerlegte mehrere banale, der Republik gemachten Einwürfe und festsetzte jene Worte hinzu, die allgemeines Erkän-

nen erregten: „Wenn dessenungeachtet das Volk sich berechtigt glaubt, einen Convent einzuberufen, um sich auszusprechen, ob man den Thron beibehalten wolle, ob die Erbllichkeit fortbestehen solle für eine kleine Reihe von Jahren zwischen zwei Conventen, in diesem Falle ist das Königthum den Rechten der Bürger nicht wesentlich entgegenlaufend.“ Dann machte er eine Anspielung auf das über ihr ausgepresste Geräch, daß man ihn zum Gouverneur des Dauphins ernennen wolle, und fügte hinzu: in diesem Falle werde er ihn vor Allem darin unterrichten, sich allenfalls auch ohne Thron zu begeben.

Dieser Anschein von Unentschlossenheit mißfiel den Republikanern und verletzte die Royalisten. Letztere fühlten sich noch tiefer verwundet, als man in Paris ein von so ernster Hand geschriebenes, geistreiches, spöttisches Pamphlet, wie den „Brief eines jungen Mechanikers“ verbreitete, welcher gegen ein mäßiges Parlament sich verpflichtet, einen brauchbaren constitutionellen König herzustellen. Dieser Brief war vom Marquis Condorcet.

„Dieser König,“ sagt er darin, „werde sich meisterhaft aller Functionen des Königthums entledigen, allen vorgeschriebenen Ceremonien genügen, vorgeschriebener Maßen zur Messe gehen und, mit Hilfe einer geheimen Springsfeder, aus den Händen des Vorsitzenden der Nationalversammlung die Liste jener Minister entgegenzunehmen geruhen, welche die Majorität ihm bezeichnet hat. Mein König wäre für die Freiheit durchaus unschädlich und könnte, Falls etwas stökt, mit Hilfe einer sorgfältig vorgenommenen Reparatur bald wieder so gut hergestellt werden, daß das Volk niemals einen König brauchte, wodurch die allerdings sehr gewagte Erbllichkeit der Krone ganz ohne Gefahr beseitigt würde. Dieser König könnte man ohne Widersinnigkeit für unfehlbar erklären!“

Dieser reife, ernste Mann, der sich mit

einem Scherze hinauswagte auf das sturmbewegte Weltmeer der Revolution, verhehlte sich durchaus nicht die Wechselfälle, denen er sich preisgab. Voll Glaubens an die ferne Zukunft des Menschengeschlechts, hatte er weit weniger Glauben für die Gegenwart und machte sich keine Täuschung über die Lage, in welcher sich Frankreich befand, indem er alle Gefahren derselben wohl erkannte. Und diese eben fürchtete er, nicht für sich (gern gab er sein Leben hin), wohl aber für seine von ihm vergebitterte Frau, für das junge Kind, das sie ihm im gehelligten Augenblicke des Juli geschenkt hatte. Vor mehreren Monaten schon hatte er heimlich Erkundigung eingezo-gen über den Hofen, nach welchem er im Nothfall seine Familie könnte flüchten lassen, und endlich hatte er sich für den von Saint-Basery entschieden.

Dies Alles aber wurde vertagt und so rückten die Ereignisse, die er vorhergesehen hatte, allmählig näher und näher hervor. Condorcet ließ sich fortreiben von der Zeit der Schreckensherrschaft. Schöpfer des Verfassungsentwurfs von 92, greift er mit jugendlicher Heftigkeit die Verfassung von 93 an und sieht sich durch diesen unbedachten Schritt gezwungen, einen Zufluchtsort zu suchen gegen die ihm drohende Gefahr der Nichtserklärung.

„Liebe ist unbesiegbar wie der Tod!“ Und gerade in diesen Zeiten des Todes feierte sie ihre erhabensten Triumphe, denn der Tod verleiht der Liebe etwas Heiliges, etwas Brennendes, bittere und dennoch süße, himmlische Genüsse, die nicht irdischer Natur sind.

Man lese Louvets Reise durch ganz Frankreich, um Die wieder zu finden, die er liebte, um mit ihm jene Augenblicke unaussprechlicher Wonne zu theilen, die Beide empfinden, wenn sie, durch das Geschick sich in einem Kerker von Paris oder in einer Höhle des Juragebirges wiedersehend, sich gegenseitig halb vernichtet in die Arme fliegen. Wer hat beim Lesen des neu besessenden Wieder-

sehens nicht hundertmal gesagt: Tod, wenn du die Macht besitzest, den höchsten Genuß des Lebens, die Liebe, zu verbun-derfachen und bis zu solchem Grade zu verklären, dann wahrlich ruher in deiner Hand die Schlüssel des Himmels.

Die Liebe hat Louvet gerettet. Desmouline aber hat sie in den Tod gestürzt, dadurch, daß sie ihn in seinem Heroismus bestärkte. Auch an Condorcets Tode trägt sie gewissermaßen Mitschuld.

Am 6. April 1794 kehrte Louvet nach Paris zurück, um Rodoska wiederzusehen. Condorcet verließ Paris, um Sophiens Gefahren nicht zu verdoppeln. Wenigstens ist dies die einzige Erklärung, die sich auffinden läßt zur Motivirung der Flucht des Geächteten.

Sagten, wie man anderswo gesagt hat, daß Condorcet Paris verlassen habe, einzig und allein darum, um, verlockt vom Frühlinge, die lang entbehrten Freuden des Landlebens zu genießen, so wäre diese Auslegung eben so seltsam als unwahrscheinlich.

Man muß, um Condorcets Flucht zu begreifen, einen Blick in die Lage seiner Familie werfen.

Frau von Condorcet, jung, schön, tugendhaft, Gattin des berühmten Verbann-ten, der, dem Alter nach, ihr Vater hätte sein können, befand sich im Augenblicke der Aechtung ihres Gemahls und der Beschlagnahme seines ganzen Vermögens dem drückendsten Mangel preisgegeben. Weber ihr noch ihm waren Mittel zur Flucht übrig geblieben. Ihr gegenseitiger Freund Cabanis wandte sich an zwei Studenten der Medicin (später berühmt gewordene Lehrer) Pinel und Bopér. Durch sie ward Condorcet in einen gleichsam öffentlichen Ort, bei Madame Ver-net, die in der Nähe des Luxembourgs einige Pensionäre bei sich wohnen hatte, unterbracht. Diese Frau war in der That bewundernswürdig. Ein Montagnard, in demselben Hause wohnend, zeigte sich gut und verschwiegen. Er begegnete Condorcet tagtäglich und gab sich die Mühe,

den Geächten nicht zu erkennen. Frau von Condorcet wohnte in Auteuil und kam von dort jeden Tag zu Fuße nach Paris, um hier für sich, ihre kranke Schwester, ihre alte Gouvernante und ihr junges Kind, Mittel zum Lebensunterhalt zu suchen. Ein Bruder des Secretärs von Condorcet, hielt für sie, Straße Saint-Honore, Nr. 352, also nur zwei Schritte von der Wohnung Robespierre's entfernt, ein kleines Einwandgewölbe. Im Entzefol über ihrer Bude malte sie Portraits. Viele von den Machhabern des Augenblicks kamen hierher, um sich malen zu lassen. Keine Industrie gedieh mehr unter dem Schreden. Jedermann beeilte sich, auf die Leinwand den Schatten eines so wenig sichern Lebens übertragen zu lassen. Der eigenthümliche Reiz der Reinheit und Würde dieser jungen Frau führte ihr selbst die heftigsten Gegner ihres Mannes zu. Was Alles aber mußte sie von ihnen anhören? Wie viel lieblose, rauhe, grausame Aeußerungen und Urtheile! Sie ist davon angegriffen und kränklich geblieben bis ans Ende ihrer kummervollen Tage. Abends, manchmal wann sie es wagte, schlüpfte sie zitternd und gebrochenen Herzens durch die Dunkelheit der Straßen nach der Rue Servandoni, jenem einsamen düstern, feuchten Gäßchen, verborgen unter den Thürmen von Saint-Sulpice. Schauernd, von Jemand begegnet und erkannt zu werden, stieg sie eiligen Schrittes zur armfeligen Dachstube des großen Mannes, des von ihr innig geliebten Gatten hinauf. Liebe und Kindesliebe schenkten ihm einige kurze Stunden der Freude und des Glücks, deren er an der Seite seiner Sophie genoß. Es ist unnöthig zu sagen, wie sehr sie ihm die Mühseligkeiten, die Demüthigungen, die harten Prüfungen und die barbarischen Reichfertigkeiten, diese Foltern ihrer verwundeten Seele, verbarg, wie Alles, was sie thun und erdulden mußte, um ihren Mann zu erhalten, um durch ihre Gebulden daß der Einen, wie die Wuth der Andern seiner Feinde zu befänstigen und auf diese Weise das beständig über seinem Haupte schwebende Fallbeil aufzu-

halten. Aber Condorcet hatte einen zu scharf durchschauenden Blick, um nicht dies Alles zu errathen. Unter diesem bleichen Lächeln, das den innern Kampf ihm verbergen wollte, las er Alles, was sie litt und duldete seinetwegen, was sie that und was sie wagte, einzig und allein für ihn. Ach, dann fühlte er, brennender als je, den mächtigsten Stachel des Schredens. Immer wortkarg, verschloß er Alles, was er darüber empfand, in die tiefsten Falten seines Herzens, begann aber mehr und mehr ein Leben zu hassen, das jenes andere Dasein, welches er mehr liebte als sein eigenes, einer ewigen Gefahr preisgab.

Was hatte er gethan, um diese Todesqual zu verdienen? Keinen von allen Fehlern der Girondisten. Weit entfernt, Federalist zu sein, hatte er das Recht der Hauptstadt vertheidigt und alle Vortheile derselben als Werkzeug der Centralisation ins hellste Licht gestellt. Das erste Manifest der Republik war bei ihm geschrieben und von seinen Freunden hinausgeschleudert worden zu einer Zeit, als Robespierre, Danton, Bergnaub, mit Einem Worte, noch Alle zauderten. Von ihm — wahr ist's — rührt jener erste, unpractische, unanwendbare Verfassungsentwurf her, jene Maschine, die keine Macht in Bewegung zu setzen vermochte, weil sie überladen war von Gewährleistungen, Schranken und Fesseln für die ausübende Gewalt. Jenes schredliche Wort, daß die vorgezogene Verfassung, jene des Jahres 98, nur ein Fallstrich und ein geschicktes Mittel zur Herstellung einer Dictatur sei, hatte wohl Chabot, aber nicht Condorcet gesagt. Erschreckt vor seiner eigenen Kühnheit hatte Jener die Nothwendigkeit gefühlt, sich mit Robespierre wieder auszusöhnen, dadurch, daß auf Chabots Antrag Condorcet in Acht gethan ward.

Condorcet, der die Vertheidigung jenes Sages am Tage nach dem 31. Mai gewagt hatte, wußte wohl, daß dies Wagniß ihm den Hals kosten könnte. Und darum hatte er sich durch Cabanis ein sicher wirkendes Gift verschafft. Stark durch diese Waffe, jeden Augenblick über sein Dasein

zu verfügen, wollte er von seinem Schlupfwinkel die begonnene Polemik, den Zweikampf der Logik gegen das Messer der Guillotine, fortsetzen und die Herrschaft des Schredens durch die Keulenschläge der siegenden Vernunft zu Boden schleudern. Dies war sein fester Glaube an diesen Gott des achtzehnten Jahrhunderts, der Glaube an den unfehlbaren Sieg des gesunden Menschenverstandes!

Von diesem Vorsatze hielt ihn eine milde Gewalt, unbefiegar und unbeschränkt, die Stimme seines heiliggeliebten Weibes, seiner angebeteten Sophie zurück, sie, eine leidende Blume, gleichsam als Geißel der Wuth seiner Gegerner dergestalt ausgefesselt, daß sie, die nur für ihn lebte, auch für ihn sterben sollte. Frau von Condorcet begehrte von ihm das größte aller Opfer, das seiner Lebensdauer, das des begonnenen Kampfes, das heißt mit andern Worten, das Opfer seines Herzens. Sie wiederholte ihm, sich mit seinen Feinden nicht mehr zu beschäftigen, diese ganze, in Wuth artende Welt, die ja doch nur vorübergehend sei, ungehindert austoben zu lassen, sich außerhalb der Grenzen dieser Zeit zu stellen, schon hier Besitz zu ergreifen von seiner Unsterblichkeit und den Gedanken zu realisiren, den er so lange schon genährt hatte, den Gedanken, eine Schilderung der Fortschritte des Menschengeschlechtes zu schreiben.

Groß war die Anstrengung und die Zeit drängte ihn; denn konnte er wissen, ob es für ihn ein Morgen gab? Der Einsiedler, der im Winter des Jahres 1793 von seinem beschneitten Dache herab, aus seiner Dachlufe, nichts als die laubentblätterten Gipfel der Bäume des Luxemburggartens erschauen konnte, überrückte diese rauhe, ungebahnte Arbeit, arbeitete Tag für Tag, Nacht für Nacht, glücklich, sich bei jedem Blatte, bei jedem Abschnitt, bei jedem neuen Jahrhundert seiner Geschichte sagen zu dürfen:

— Uebermals ein Weltalter dem Tode entrissen!

— Gegen Ende des Märzmonats hatte er alle Jeshaler, alle Jahrhunderte der Welt zurückgelegt, gewettet und für kommende Zeiten aufbewahrt. Die Lebenskraft aller Wissenschaften, die Macht ihrer Ewigkeit schien in ihm und in seinem Werke. Denn was ist Geschichte, was ist Wissenschaft? Kampf gegen den Tod! Die leidenschaftliche Begeisterung einer unsterblichen Seele riß den Weisen fort, seine Flügel zu erheben bis zur Höhe jener Weissagung: Die Wissenschaft wird endlich auch den Tod bestiegen. Und dann wird man nicht mehr sterben!

Eine erhabene Herausforderung an die Herrschaft des Todes, die ihn umgab! Eine große, edle und rührende That! Seine Seele hatte sich geflüchtet in das kommende Glück des Menschengeschlechts, in den Bereich seiner unbegrenzten Hoffnungen. Am 6. April, nachdem er die letzte Zeile seines unsterblichen Werks vollendet hatte, zog er seine wollenen Mütze über die Ohren und verließ in schlichtem Arbeitsittel die gastliche Schwelle der guten Frau Verneil. Sie hatte seine Absicht errathen und überwachte ihn. Nur durch List war es ihm gelungen, ihr zu entkommen. In der einen Tasche trug er seinen treuen Freund, seinen Befreier, die Giftpfeife, in der andern den römischen Dichter, der die Trauerhymnen der sterbenden Freiheit geschrieben hat*).

So irrte er den ganzen Tag auf dem Lande herum. Gegen Abend kehrte er in das reizende Dorf von Fontenay-aux-Roses ein; ein lebenswürdiger Ort, bevölkert von Schriftstellern aller Gattungen, ein Ort, wo er selbst, als Secretär

*) *Altera jam toritur bellis civilibus;*

Justum et tenacum propositum virum

*Et cuncta terrarum subacta
Praeter atrocem animum Cato-
nis!*

der Akademie der Wissenschaften, theilnehmend an dem Königthume Voltaire's, so viele Freunde, so viele Höflinge besessen hatte, die sich jetzt auf der Flucht befanden und auseinander gejagt waren. Von dem alten Glanze dieses Dorfes war nur ein Haus noch, das Haus der *potit-menage* (so hieß man Herrn und Madame Suard) übrig geblieben. Ein wahres Miniaturbild an Größe und Geist. Suard, ein kleiner, lebenswürdiger Mann; Madame, lebhaft und nett, Beide Schriftstellern, doch statt dicklicher Bücher, nichts als kleine, leichte Aufsätze, einige Artikel für die Minister oder sentimentale Novellen schreibend. (In Letztern excollirte Madame.) Nie gab es ein Paar, das sich das Leben leichter und angenehmer zu machen verstand, als Herr und Madame Suard. Beide blieben geliebt, einflußreich und geachtet bis an ihr Ende. Beachtet sagen wir, was, Herrn Suard gegenüber, um so mehr sagen will, da er — was vielleicht nicht Jeder weiß — als *le Censor* gestorben ist.

Beide warteten hier, gleichsam vergraben, ungeschädet die Stürme der Revolution ab, indem sie sich niederbuckten und auf keine Weise bemerkbar machten. — Als der ermattete Flüchtling mit bleicher, hagerer Miene, mit ungekämmtem Barte in seiner ärmlichen Kleidung, wie eine beunruhigende Bombe, gänzlich unerwartet in ihr friedliches Haus fiel, fühlte sich der kleine niedliche Haushalt dadurch nicht wenig aus seinem Gleichgewicht gebracht. Was war denn seitdem Alles vorgefallen? Hier schien man es kaum zu ahnen. Das aber, was ausgemacht und sicher ist, war, daß Condorcet bald nach seinem Eintreten durch die Gartenthür wieder hinausging. Er möchte wiederkommen, sagt man ihm. Man wolle die Thür so lange geöffnet lassen. Als Condorcet zurückkehrte, fand er sie verschlossen. — Die allbekannte Selbstsucht der Suard's scheint rair nicht hinreichend, um diese Ueberlieferung für buchstäblich wahr halten. Sie be-

heuern — und wir glauben es ihnen — daß Condorcet, welcher Paris verlassen, um keinen seiner Freunde zu compromittiren, auch sie nicht habe gefährden wollen. Er habe etwas Speise verlangt; man habe sie ihm gegeben. Das sei Alles!

Condorcet brachte die Nacht und den darauf folgenden Tag im Walde zu. Das Raufen hatte ihn sehr erschöpft. Ein Mann, der seit einem Jahre nicht aus seinem Zimmer gekommen war und jetzt plötzlich rastlos umherirrte, mußte sich natürlich bis auf den Tod ermattet fühlen. Und deshalb sah er sich gegen seinen Willen gezwungen, mit seinem langen Barte und seinem verführten Gesichte, als armer Hungerlecker, in die letzte Schenke von Clamart einzufehren. Dort aß er gierig und öffnete gleichzeitig, um sein Herz emporzurichten, den römischen Dichter. Diese Miene, dieses Buch, diese weißen Hände verriethen ihn bald. Bauern, welche dort tranken, (es war der revolutionäre Ausschuss) begriffen sogleich, dieser unheimliche Gast sei ein Feind der Republik. Und ohne Weiteres schleppten sie ihn zum Vorsteher des Districts. Er machte ihnen keine andere Schwierigkeit als die, daß er vor Mattigkeit fast keinen Schritt vorwärts thun konnte, ohne aufs Neue zusammenzusinken. Er hatte sich die Füße wundgelaufen. Man packte ihn auf die elende Schindmähre eines Winzers, der zufällig vorüberzog. In diesem Zustande ward der berühmte Repräsentant des achtzehnten Jahrhunderts unter dem Spott seiner Begleiter nach dem Gefängnisse von Bourg-la-Reine abgeführt. Sein Körper war krank und gebrochen; sein Geist aber blieb hell und klar. Er wollte der Republik die Schande des Vatermords und das Verbrechen ersparen, den letzten jener Philosophen zu richten, ohne die sie nie existirt haben würde.

Um der Guillotine zu entgehen, hatte er das Gift geleert. Er starb am 28. Mai 1794.

Der freie Wille.

Von Dr. Louis Büchner

Der Mensch ist frei, wie ein Vogel im Käfig; er kann sich innerhalb gewisser Grenzen bewegen
L a v a t e r.

Ein freier Wille, eine Willensthat, die unabhängig wäre von der Summe der Einflüsse, die in jedem einzelnen Augenblicke den Menschen bestimmen und auch dem Mächtigsten seine Schranken setzen, besteht nicht.
M o l e s c o l l.

Der Mensch ist ein Naturprodukt, seinem körperlichen, wie seinem geistigen Wesen nach. Daher beruht nicht bloß das, was er ist, sondern auch das, was er thut, will, empfindet und denkt, auf eben solchen Naturnothwendigkeiten, wie der ganze Bau der Welt. Nur eine oberflächliche und kenntnislose Betrachtung des menschlichen Daseins konnte zu der Ansicht kommen, als sei das Thun der Völker und der Einzelnen ein Ausfluß eines vollkommen freien und selbstbewußten Willens. Eine tiefere Einsicht dagegen lehrt uns, daß der Zusammenhang des Natürlichen mit dem Einzelwesen ein so inniger und notwendiger ist, daß hier überall von Willkür und freier Entschließung nur in einem sehr beschränkten Maße die Rede sein kann; sie lehrt uns bestimmte Gesetze in allen jenen Erscheinungen kennen, welche man bisher für Produkte des Zufalls, des freien Willens hielt. „Die menschliche Freiheit, deren Alle sich rühmen,“ sagt S p i r o z a, „besteht allein darin, daß die Menschen sich ihres Wollens bewußt und der Ursachen, von denen sie bestimmt werden, unbewußt sind.“

Daß diese Einsicht heutzutage eine nicht mehr bloß theoretische, sondern durch Thatsachen hinlänglich gestützte ist, ver-

danken wir hauptsächlich der interessantesten und neuen Wissenschaft der Statistik, welche festbestimmte Regeln in einer Masse von Erscheinungen nachwies, von denen man bisher nicht bezweifelt hatte, daß sie dem Zufall oder der Willkür ihr Dasein verdankten. Nur in der Betrachtung des Einzelnen und Kleinen verlieren wir bisweilen den Anhaltspunkt für die Erkenntniß dieser Wahrheit, im großen Ganzen dagegen erblicken wir überall nur eine solche Ordnung der Dinge, welche Menschheit und Menschen bis zu einem gewissen Grade unerbittlich beherrscht. In der That kann man denn auch ohne Uebertreibung sagen, daß sich heute eine Mehrzahl von Aeryten und praktischen Psychologen in dem alten Streite über die Freiheit des menschlichen Willens auf Seite Derjenigen neigt, welche anerkennen, daß das menschliche Thun und Handeln überall in letzter Instanz derart von bestimmten Naturnothwendigkeiten abhängig ist, daß in jedem einzelnen Falle nur der kleinste, häufig gar kein Spielraum für die freie Wahl übrig bleibt.

Wir können nicht daran denken, diese folgenwichtige Wahrheit durch Thatsachen erschöpfend nachzuweisen, da wir sonst fast das ganze Gebiet menschlichen Wissens zu Hülfen nehmen müßten. Indessen hängt dieser Nachweis zu eng und nothwendig mit der ganzen Weltanschauung, welche aus einer empirisch-philosophischen Naturbetrachtung fließt, zusammen, als daß wir ihn an dieser Stelle ganz übergehen könnten. Wir werden im Folgenden versuchen, wenigstens einige Anhaltspunkte für die Möglichkeit dieses Nachweises in einigen leicht verständlichen thatsächlichen Andeutungen zu geben.

Thun und Lassen jedes Einzelnen ist abhängig von dem Charakter, den Sitten und der Denkungsweise des Volkes oder der Nation, der er angehört. Diese selbst aber ist bis zu einem gewissen Grade nothwendiges Produkt der äußeren Naturzustände, unter denen sie lebt und emporgewachsen ist.!

Galton erzählt: Der Unterschied des moralischen Charakters und der physischen Beschaffenheit der verschiedenen Stämme Südafrika's hängt zusammen mit der Gestalt, dem Boden und der Vegetation ihrer verschiedenen Länder. Die dünnen Inlandhochflächen, die nur mit dichten Dschungeln und kurzem Gestrüpp bedeckt sind, begen die zwerghaften und sehnigen Buschmänner; in dem offenen, bergigen, undulstrenden Weidland hausen die Dammares, eine Nation unabhängiger Hirten, wo jedes Familienhaupt in seinem kleinen Kreise oberster Herr ist; auf den reichen Kronländerien im Norden dagegen wohnt die civilisirteste und am weitesten vorgeschrittene Race, die Ovampo's. — Nach Desor lassen sich Gesichte, Sitten, Wesen der amerikanischen Indianerstämme, welche er in Prairie- u. Wald-Indianer unterscheidet, mit Leichtigkeit auf die Verschiedenheit des Bodens zurückführen, den sie bewohnen. — Die Wüste hat nach Karl Müller's Ausdruck ihren Bewohner, den Beduinen, zur „Rage“ gemacht, und der Wahlspruch dieser treulosen Wüstenbewohner lautet nach des General Damas Bericht: „Küsse den Hund auf das Maul, bis du haß, was du von ihm willst.“ — Vor ungefähr 230 Jahren, erzählt Desor, kamen die ersten Colonisten nach Neuengland, in jeder Hinsicht wahre Engländer. In dieser kurzen Zeit ist eine wesentliche Veränderung mit ihnen vorgegangen, es hat sich ein eigener amerikanischer Typus bei ihnen ausgebildet, hauptsächlich, wie es scheint, durch den Einfluß des Klimas. Der Amerikaner zeichnet sich aus durch seinen Mangel an Belebtheit, durch seinen langen Hals, durch das Unruhige, stets feberhaft Aufgeregte seines Charakters. Die geringe Entwicklung des Drüsensystems, welche den Amerikanerinnen jenen bekannten zarten und ätherischen Ausdruck der Figur verleiht, das starke lange, trockene Haar mag im Zusammenhang mit der großen Trockenheit der Luft stehen. Zur Zeit des Nord-

skwind's will man bemerkt haben, daß sich das Aufgeregtsein der Leute in Amerika um ein Beträchtliches steigert. — So würde das Großartige und Rapide in der amerikanischen Staatsentwicklung, welches wir anstaunen und wegen dessen wir die amerikanische Nation bewundern, vielleicht zu einem großen Theil Folge klimatischer Verhältnisse sein! — In dem ganzen Wesen des Engländers brüht sich ein trüber, nebeliger Himmel; die schwere Luft und strenge östliche Bewegung seiner Heimath aus; aus dem Wesen des Italiäners lacht und sein ewig blauer Himmel, seine glühende Sonne entgegen. Die phantastische Märchen- und Gedankenwelt des Orientalen hängt zusammen mit der üppigen und überwuchernden Fülle der ihn umgebenden wunderbaren Natur. Im hohen Norden reifen nur kümmerliche Sträucher, verkrüppelte Bäume und kleine, der Cultur wenig oder nicht zugängige Menschenart. Ebenso wenig läßt der hohe Süden eine höhere Entwicklung des Menschengeschlechts zu. Nur wo Klima, Boden und die äußeren Zustände der Erdoberfläche ein gewisses gleichförmiges Maas, ein mittleres Gleichgewicht halten, erlangt der Mensch jene Stufe geistiger Cultur, welche ihm ein so großes Uebergewicht über seine Mitwesen verleiht.

Stad so die Völker im großen Ganzen nach Charakter und Geschichte abhängig von den äußeren Zustände der Natur, unter denen sie emporgewachsen, so ist der einzelne Mensch nicht minder ein Produkt, eine Summe äußerer und innerer Naturwirkungen, nicht bloß in seinem ganzen physischen und moralischen Wesen, sondern auch in jedem einzelnen Moment seines Handelns. Dieses Handeln hängt zunächst auf's Nothwendigste ab von seiner ganzen geistigen Individualität. Was ist aber diese geistige Individualität, welche so bestimmend auf den Menschen einwirkt und ihm in jedem einzelnen Falle, abgesehen von weiter hinzutretenden äußeren Mo-

menten, seine Handlungsweise mit einer solchen Stärke vorschreibt, daß nur ein äußerst kleiner Spielraum für seine freie Wahl bleibt, was ist diese Individualität anders, als das nothwendige Produkt angeborener körperlicher und geistiger Anlagen, in Verbindung mit Erziehung, Lehre, Beispiel, Stand, Vermögen, Geschlechte, Nationalität, Klima, Boden, Zeitumständen u. s. w. Demselben Gesetz, dem Pflanzen und Thiere unterliegen, unterliegt auch der einzelne Mensch, ein Gesetz, dessen markirten Zügen wir bereits in der Vorwelt begegnet sind. Wie die Pflanze nach Existenz, sowie nach Größe, Gestalt und Schönheit von dem Boden abhängig ist, in dem sie wurzelt, wie das Thier klein oder groß, zahm oder wild, schön oder häßlich ist, je nach den äußeren Umständen, unter denen es aufwuchs, wie ein Entozoe jedesmal ein anderer wird, wenn er in das Innere eines andern Thieres gelang, so ist der Mensch nicht minder physisch und geistig ein Produkt solcher äußeren Umstände, Zufälligkeiten, Anlagen, u. wird auf diese Weise nicht jenes geistig unabhängige, freiwählende Wesen, als welchen ihn die Moralisten sich vorzustellen pflegen. — Der Eine besitzt einen ausgezeichneten Hang zum Wohlwollen; Alles, was er thut, zeugt von dieser Charaktereigenthümlichkeit, er ist mildthätig, verträglich, von Allen geliebt, und sein Genuß besteht darin, diesem Hange nachzuleben. Des Zweiten Charakter neigt zur Gewissenhaftigkeit; man wird ihn in allen Lagen des Lebens seinen Verpflichtungen auf's Genaueste nachkommen und vielleicht seinem Leben freiwillig ein Ende machen sehen, wenn ihm die Möglichkeit dazu benommen ist. Im Gegensatz dazu verleitet den Leichtsinrigen seine geistige Disposition zu Handlungen, die dem Begriff des Schlechten nahe kommen, ja denselben erreichen. Ein Dritter hat einen heftigen, zerstörungslüchtigen Charakter, den nur mit äußerster Mühe Verstand und Ueberlegung in gewisse Grenzen zu bannen vermögen. Der Fünfte besitzt eine große Neigung zu Kindern

und ist der beste Vater, der lebenswürdigste Kinderfreund, während einen Sechsten der Mangel dieses Charakterzuges vielleicht rauh und lieblos erscheinen läßt. Eitelkeit oder Beifallsliebe kann die Ursache der größten Verbrechen oder der verkehrtesten Handlungen werden, und Festigkeit kann einen Menschen, dem auch nur die mittelmäßigsten Geistesgaben zukommen, zu den bedeutendsten Resultaten in Erstrebung irdischer Zwecke gelangen lassen. Welche Verkehrtheiten und ungläublichen Dinge hat der Sinn für Wunderbares im Menschen schon angeordnet! Alle diese natürlichen Neigungen, welche bald aus ererbten oder später erworbenen körperlichen Anlagen, bald aus Momenten der Erziehung, Bildung, des Beispiels u. s. w. hervorgehen, sind so mächtig in der menschlichen Natur, daß die Ueberlegung ihnen nur einen geringen, die Religion meist gar keinen Damm entgegenzusetzen vermag; und stets bemerken wir, wie der Mensch am liebsten und leichtesten seiner Natur folgt. Wir stehen einem Leidenden bei, nicht weil es die Gesetze der Moral so wollen, sondern weil uns das Mitleid dazu drängt. „Die Handlungen des Menschen,“ läßt Auerbach seinen Baumann sagen, „sind unabhängig von dem, was sie über Gott u. s. w. glauben; sie handeln nach inneren Eingebungen oder Gewohnheiten.“ — Wie oft kommt es vor, daß ein Mensch sich selbst und seine geistige Individualität genau kennt, daß er weiß, welche Fehler er machen wird u. s. w.; dennoch schiebt er sich nicht im Stande, gegen diesen inneren geistigen Zwang mit Erfolg anzulämpfen. Auch die mannigfaltigen sonderbaren Widersprüche in der moralischen Natur des einzelnen Menschen (Frommheit oder Kinderliebe ohne Wohlwollen, rührende moralische Gefühle bei den größten Verbrechen u.) lassen sich auf gar keine andere Weise, als in Folge jenes natürlichen Zwanges erklären.

Über nicht bloß das ganze geistige Wesen des Menschen, sondern zum Theil auch jede einzelne seiner Handlungen

soweit sie nicht ein nothwendiger Ausfluß aus jenem Wesen selbst ist, wird durch Natureinflüsse bedingt und beherrscht, welche dem freien Willen Grenzen setzen. Wer wüßte nicht, welchen mächtigen Einfluß s. g. klimatische und Witterungseinflüsse auf unsere jedesmalige geistige Stimmung ausüben! und wer hätte derartige Bemerkungen noch nicht an sich selbst gemacht! Unsere Entschlüsse schwanken mit dem Barometer, und eine Menge Dinge, die wir aus freier Wahl gethan zu haben glauben, waren vielleicht nur Ausdrücke solcher zufälligen Verhältnisse. Ebenso üben persönliche körperliche Zustände einen fast unwiderstehlichen Einfluß auf unsere geistigen Stimmungen und Entschlüsse. „Der junge Mensch“, sagt K r a h m e r, „hat andere Vorstellungen, als der alte, der Krieger denkt anders als der Aufrechter, der Hungernde anders als der Gesättigte, der Bahagliche anders als der Verstimimte und Gereizte u. s. w.“ Welche tiefgreifende Einflüsse auf das menschliche Denken und Handeln durch die mannigfaltigsten Leiden der verschiedensten Körperorgane ausgeübt werden können und in der That ausgeübt werden, ist zu bekant, als daß es mehr als einer Hinweisung hierauf bedürfte, und wurde bereits in einem früheren Kapitel mehrfach im Einzelnen angedeutet. Die schrecklichsten Verbrechen sind ohne Willen des Thäters durch solche abnorme körperliche Zustände unzähligemal hervorgerufen worden. Aber erst die neuere Wissenschaft hat angefangen, einen tieferen Blick in das Innere dieser merkwürdigen Verhältnisse zu werfen und Krankheit in Fällen anzunehmen, wo man früher keinen Zweifel an dem Vorhandensein freier Entschliebung gehegt haben würde.

Somit kann Niemand, der in die Tiefe blickt, leugnen, daß die Annahme eines s. g. freien Willens des Menschen nach Theorie und Praxis in die engsten Grenzen restringirt werden muß. Der Mensch ist frei, aber mit gebundenen Händen; er kann nicht über eine gewisse ihm von der

Natur gesteckte Grenze hinaus. „Denn was man freien Willen nennt“, sagt C o t t a, „ist schließlich nichts Anderes, als das Resultat der stärksten Motive.“ Die größte Mehrzahl aller Verbrechen gegen Staat oder Gesellschaft entspringt nachweisbar aus Affekt oder aus Unkenntniß, als Ausfluß mangelhafter Bildung oder dürftiger Ueberlegungskraft u. s. w. Der Gebildete findet Mittel und Wege, um irgendetwas einem ihm unerträglichen Verhältniß zu begegnen, ihm aus dem Wege zu gehen, ohne gegen das positive Gesetz zu verstößen; der Ungebildete weiß sich nicht anders, als durch ein Verbrechen zu helfen; er ist ein Opfer seiner Verhältnisse. Was thut der freie Wille bei Dem, welcher aus Noth stiehlt, raubt, mordet! Wie hoch beläuft sich die Zurechnungsfähigkeit eines Menschen, dessen Zerstörungstrieb, dessen Anlage zur Grausamkeit groß und dessen Verstandeskräfte klein sind! Mangel an Verstand, Armuth und Mangel an Bildung sind die drei großen verbrechenszeugenden Factoren. Verbrecher sind meistens weit mehr Unglückliche, als Verabscheuungswürdige. „Darum“, sagt F o r s t e r, „hätten wir am besten, Niemanden zu richten und zu verdammen.“

Und hiermit kommen wir an einen Punkt, welchen wir nicht übergehen müssen, obgleich derselbe wegen seiner durchaus praktischen Bedeutung unseren theoretischen Untersuchungen fern zu liegen scheint. Aus dem Umstand, daß eine vorurtheilsfreie und auf Empirie begründete Betrachtung von Natur und Welt durch die zahlreichsten Erfahrungen genöthigt ist, für die Handlungen der Menschen im Großen und im Einzelnen das Vorhandensein bestimmter Naturnothwendigkeiten anzuerkennen, welche den s. g. freien Willen in die engsten Grenzen restringiren, — aus diesem Umstande glaubte man sofort und ohne Weiteres die Folgerung ziehen zu dürfen, die Vertreter und Verfechter jener Erkenntniß wollten Zurechnung und Zurechnungsfähigkeit leugnen, wollten jeden

Verbrecher von seiner Strafe befreien und somit Staat und Gesellschaft und alle Bande gesellschaftlicher Ordnung über den Haufen stürzen. Ueber den letzten Theil dieser Beschuldigung, welcher nicht bloß aus diesem, sondern noch aus einer Menge anderer Anlässe der modernen Naturanschauung tausendfach gemacht worden ist und gerade im jetzigen Augenblick mit größerer Erbitterung als je gemacht wird, werden wir sogleich einige Worte folgen lassen. Was aber ihren ersten Theil anbelangt, so ist derselbe zu absurd und richtet sich zu sehr durch sich selbst, als daß man sich bemühen dürfte, ihn im Einzelnen zurückzuweisen. Niemals konnte eine wissenschaftliche Richtung geeigneter sein, die Nothwendigkeit einer staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung recht schlagend hervortreten zu lassen, als gerade diejenige, welche der modernen Naturwissenschaft ihre Entstehung verdankt, und niemals ist es dieser Richtung eingefallen, dem Staat das Recht der Nothwehr gegen auf ihn ober die Ruhe der Gesellschaft gerichtete Angriffe bestreiten zu wollen. Eine andere Consequenz aber, welche dieselbe allerdings aus ihrer Anschauungsweise des Verbrechens ziehen zu dürfen glaubt und ziehen will, richtet sich auf die Verbannung jener herzlosen Unversöhnlichkeit gegen den Ordnungstörer, welche Staat und Gesellschaft bisher mit soviel pharisaischer Scheinheiligkeit an den Tag zu legen sich bemühten. Mit der Verabscheuung des Schlechten, welches die gesellschaftliche Ordnung stört, verbindet sich auf jener Stufe der Erkenntniß Angemessene zugleich ein Gefühl des Mitleids für den Unglücklichen, welchem es anheimfiel, jene Störung herbeizuführen, und mit wahrhaft humaner Gesinnung gibt er den Vorzug denjenigen Mitteln, welche Verbrechen verhüten — vor denjenigen, welche sie bestrafen.

Seitdem die allgemeinen philosophischen Resultate der modernen Naturforschung angefangen haben, in weiteren Kreisen bekant zu werden, hat man von den sogenannten materialistischen und na-

turalistischen Tendenzen derselben die äußersten Gefahren für die menschliche Gesellschaft befürchtet; ja man ist so weit gegangen, aus solchen Tendenzen gradezu eine Vernichtung aller moralischen Begriffe, damit einen Untergang der Gesellschaft selbst und ein *bellum omnium contra omnes* zu weissagen. Nur Unverstand und ein hoher Grad von Einsichtslosigkeit in das innere Getriebe der Gesellschaft selbst können solche Befürchtungen für gegründet halten. Zu allen Zeiten hat man dem Austausch neuer Meinungen gegenüber ähnliche Tiraden und Prophezeiungen gehört, ohne daß dieselben jemals eingetroffen wären. Die Gesellschaft beruht auf anderen und festeren Grundlagen, als jene Propheten anzunehmen scheinen. — Es würde uns viel zu weit führen und aus dem eigentlichen Kreis unserer Betrachtungen entfernen, wollten wir auf das Genauere dieses Verhältnisses eingehen und uns bemühen, im Einzelnen nachzuweisen, wie die naturalistische Weltanschauung weder den Werth des Moralbegriffes, soweit er als Grundlage der menschlichen Gesellschaft angesehen werden darf, noch überhaupt das eigentliche Wesen und innere Getriebe dieser Gesellschaft zu schmälern oder anzutasten im Stande ist — sowenig schwer eine solche Beweisführung auch sein dürfte. Dagegen kann das vorstehende Kapitel Demjenigen, welcher sich dieses Verhältniß im Einzelnen klar machen will, zum Theil die Wege andeuten, auf denen dieses geschehen kann. Es beruht die Gesellschaft auf den Principien der Nothwendigkeit und der Gegenseitigkeit. Das Princip der Nothwendigkeit ist identisch mit der oben dargelegten Beschränkung des freien Willens und wird durch keine Verschiedenartigkeit allgemeiner Weltanschauung direct, sondern nur sehr mittelbar und auch alsdann nur in einem sehr geringen Grade, gestört. Soweit aber das Princip der Nothwendigkeit nicht in Wirksamkeit tritt, vertritt ein Verhältniß der Gegenseitigkeit seine Stelle, welches im Einzelnen einen ebenso unendlich complicirten und

in Vielem räthselhaften Mechanismus darstellt, wie das oft berührte Verhältniß der Stoffe und Kräfte der Natur zu einander. Diesen Mechanismus nach irgend einem allgemeinen Grundsatz erkennen, erklären oder gar leiten zu wollen, halten wir für durchaus unthunlich. Nur soviel glauben wir von unserm Standpunkte aus mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß diejenigen Ansichten von Gott und Welt, oder diejenigen moralischen Beweggründe, welche unter der naturalistischen Weltanschauung Noth leiden müssen, auf das Getriebe der menschlichen Gesellschaft einen fast verschwindenden Einfluß äußern. — Und recht auffallend mag es bei dieser ganzen Frage erscheinen, daß gerade unsere heutige Gesellschaft im Angesichte gewisser Naturwahrheiten soviel tugendhafte Scham und Entrüstung an den Tag zu legen sich bemüht, sie, deren gesellschaftliche Tugend zum größten Theile nur eine mit dem äußeren Scheine der Moral verzierte Sünde ist. Man sehe sich doch einmal mit einem vorurtheilslosen Blicke in dieser Gesellschaft um und frage sich aufrichtig, ob dieselbe denn wirklich nach tugendhaften, göttlichen oder nur gar moralischen Antrieben handelt oder nicht? Ist sie denn nicht in der That in einem gewissen Sinne ein *bellum omnium contra omnes*? Ein allgemeines Wettrennen, in welchem Jeder den Andern auf jede erdenkbare Weise zu überholen, ja zu vernichten trachtet? Könnte man sich bei ihrer Betrachtung nicht häufig versucht fühlen, sie beinahe so zu schildern, wie *Durmeister* die *Viasilien* schildert: „Jeder thut, was er glaubt, ungestraft thun zu können, betrügt, übervortheilt, hintergeht und benützt den Andern, so gut er nur kann, in der Ueberzeugung, daß Keiner auch mit ihm besser verfähre. Im allgemeinen hält man den, der diesen Weg nicht einschlägt, für zu dumm und zu einfältig, ihn gehen zu können u.“ Ist nicht der überspannteste Egoismus die leitende Triebfeder dieses ganzen Mechanismus, und bemühen sich nicht ausgezeichnete Kenner der europäischen Gesellschaft fortwährend, dieselbe in

ihrer ganzen Herzlosigkeit, Unredlichkeit und Heuchelei zu schildern? Eine Gesellschaft, in der es vorkommen kann, daß Menschen im Angesicht gefüllter Fleischtöpfe verhungern, und deren ganze Kraft in der Unterdrückung und Ausbeutung des Niederen durch den Höheren beruht, hat gewiß nicht das Recht, über Beeinträchtigung ihrer sittlichen Grundlagen durch die Naturwissenschaften zu klagen!

Ja, wer die von uns verteidigte und von allen Pharisäern, Scheinheiligen, Mystikern, Jesuiten, Pietisten u. s. w. u. s. w. auf das Wüthendste bekämpfte Weltanschauung recht versteht, wird vielleicht im Stande sein, sich aus derselben heraus in späterer Zukunft, wie dieses ja bereits in einer fernern Vergangenheit zum Theil der Fall war, ein Gebäude der Gesellschaft entwickeln zu sehen, welches auf idealeren Grundlagen, als den bisherigen, beruhen wird — a u f der Anerkennung persönlicher Menschenwürde und allgemeiner menschlicher Gleichberechtigung.

Mögen sich daher die allgemeinen Ansichten über Weltregierung und Unsterblichkeit ändern und gestalten wie sie wollen — die menschliche Gesellschaft wird darunter niemals ernstlich Noth leiden. Und sollte unsere Ansicht unrichtig sein, sollte es in der That nicht möglich sein, den gebildeten Theil der Gesellschaft seinen Vorurtheilen zu entreißen, ohne damit der Gesellschaft im Ganzen einen Schaden zuzufügen, so könnte die Wissenschaft und empirische Philosophie doch nicht anders als sagen, daß die Wahrheit über allen göttlichen und menschlichen Dingen steht, und daß keine Gründe stark genug sein können, um sie verküßern zu lassen. „*La verité, sagt Voltaire, a des droits imprescriptibles; comme il est toujours temps de la découvrir, il n'est jamais hors de saison, de la defendre.*“)

*) Die Wahrheit hat unverjährbare Rechte; wie es stets an der Zeit ist, sie zu entdecken, ist es nie außer der Zeit, sie zu verteidigen.

Ueber den Ursprung der belebten Welt.

Von Carl Vogt.

Nachdem bewiesen werden kann, daß eine allgemeine Wahrscheinlichkeit zu Gunsten einer natürlichen Schöpfung der organischen Welt vorhanden ist, wird es nothwendig zu untersuchen, ob diese Idee durch besondere, mit den Zuständen der organischen Körper verknüpfte Thatsachen unterstützt oder verworfen wird.

Hier scheinen die Vertheidiger der entgegen gesetzten Ansicht auf den ersten Blick im Vortheil zu sein. „Ja,“ sagen sie, „es mag den Anschein haben, daß die Mineralkörper nach einem Naturgesetz gebildet und geordnet worden sind, es mag sein, daß all' die geognostischen Erscheinungen eine ähnliche Geschichte gehabt haben; aber wenn ihr von Leben und Organisation redet, dann befindet ihr euch auf einem ganz verschiedenen Falle. Das sind Geheimnisse; bei deren Betrachtungen euch die physikalischen Gesetze im Stich lassen, und ihr seid genöthigt zu Ursachen von ganz anderer Natur eure Zuflucht zu nehmen. Ehe der Ursprung des Lebens auf unserem Planeten als eine einfache natürliche Erscheinung angenommen werden kann, müßt ihr nachweisen, daß dasselbe auch noch zur Stunde aus unorganischen Elementen erzeugt werden kann. Dies aber könnt ihr nicht nachweisen, und es muß daher geschlossen werden, daß ein besonderes Eingreifen der Gottheit beim Beginn jeder Species erforderlich war.“

Nichts desto weniger ist es wahr, daß Vieles von alle Dem nichts als bloße Annahme und dem gegenwärtigen Stand und mehr noch der Tendenz der Wissenschaft zuwider ist.

*) Wer solche Dinge heut zu Tage sagt haben kann, weiß ich nicht. Vielleicht ist es eine Hallucination des Verfassers. C. V.

Betrachten wir, erstlich, die Bestandtheile der organischen Körper, so stellt sich heraus, daß dieselbe eine bloße Sammlung von Stoffen der unorganischen oder unbelebten Welt sind. Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff sind die vornehmlichsten. Die ersten Combinationen derselben in den Thieren sind die sogenannten nächsten Bestandtheile, Albumin, Fibrin u. s. w., aus welchen der thierische Körper besteht. Es ist bekannt, daß diese Zusammensetzungen, weit entfernt etwas Besonderes oder Geheimnißvolles zu enthalten, rein chemischer Natur ist. „Es ist jetzt gewiß,“ sagt Dr. Daubeny in Oxford, „daß dieselben einfachen Gesetze der Zusammensetzung die ganze Schöpfung durchbringen und daß, wenn der organische Chemiker nur die nöthige Vorsicht gebraucht, um zu verhindern, daß sich die nächsten Bestandtheile, mit denen er arbeitet, nicht in ihre letzten Elemente zerlegen, das Resultat seiner Analyse zeigen wird, daß sie genau nach demselben Plan wie die Elemente der Mineralkörper zusammengesetzt sind.“ Eine besondere Thatsache verdient hier erwähnt zu werden: „Die Verwandlung von Stärkemehl in Zucker, ein gewöhnlicher Proceß der vegetabilen Oekonomie, wird durch die Erzeugung einer Absonderung, welche Diastase heißt, bewirkt, die sowohl den Durchbruch der Stärkebläschen als auch die Verwandlung des darin enthaltenen Gummi in Zucker verursacht. Diese Diastase kann von dem Chemiker besonders dargestellt werden, und dieselbe wirkt ebenso durchgreifend in seinem Laboratorium, wie in der Pflanzenorganisation. Er kann selbst ihre Wirkungen durch andere chemische Agentien hervorbringen.“ Derselbe Schriftsteller bemerkt irgendwo weiter: „Kein vernünftiger Grund ist bis jetzt angeführt worden, um anzunehmen, daß, wenn wir Macht hätten, die Elemente irgend einer organischen Mischung in ihren erforderlichen Zuständen und Verhältnissen zusammen zu bringen, das Resultat ein anderes sein sollte, als das, welches sich im lebenden Körper erzeugt.“ Jede neue Entdeckung strebt darnach, die

Schranken zwischen organischen und unorganischen Körpern, insofern dabei die chemische Zusammensetzung in Betracht kommt, niederzureißen.“

Wir kennen nun die Elemente der organischen Körper und wissen, daß die ersten Zusammensetzungen derselben bloß chemisch sind. Die Kräfte, durch welche diese Zusammensetzungen bewirkt werden, sind zunächst zu untersuchen. Die vorherrschende Idee war selbster, die Vitalismitäten oder Lebensverwandtschaften seien von durchaus besonderer Natur und hängen von einem mysteriösen Etwas ab, welchem man den Namen Lebenskraft gegeben hat. Diese Idee aber schwabete gegenwärtig mehr und mehr. Nehmen wir die Lebensverwandtschaften als Kräfte an, die die gewöhnlichen chemischen Verwandtschaften aufheben und bekämpfen, so erblicket, daß die Idee eines bestimmten unerforschlichen Principes, von dem sie abhängen, sowohl dem Augenschein widerspricht, als auch zur Erklärung von Thatsachen unnöthig ist. Es wird allmählig offenbar, daß lebendige Strukturen aus der Wirkung einer Menge natürlicher combinirter Kräfte entstehen, als da sind Schwere, Cohäsion, Elasticität, Einwirkung der unwägbaren Körper, und all' die anderen Kräfte, welche auf Massen und Atome einwirken.“ Prof. Draper in Newyork sagt, indem er dieselbe Behauptung aufstellt: „Es ist zum Verwundern, daß in unseren Tagen das kalte System, welches alle Verbindungen zwischen der Naturphilosophie und Chemie ausschließt, noch fortbestehen kann, ein System, das von Anfang an vor den gewöhnlichsten Wahrnehmungen, z. B. der mechanischen Principien des Knochen skeletts, der optischen im Bau des Auges und der hydraulischen in der Bewegung der Herzklappen, hätte zusammenbrechen sollen.“

Soviel über die Zusammensetzung der lebenden Körper; wie aber können wir hoffen, die Gestalten derselben mit physikalischen Gesetzen in irgend welche Verbindung zu bringen? In dieser Hinsicht gewähren uns die mit der Bildung der Krystalle verknüpften Er-

setzungen einige gleichsam biblische Erklärungen. Die Krystalle gehören einer Klasse an, die, wie man sagt, zwischen dem organischen und anorganischen Körpern stehen aus den Agentien, welche Hr. Croffe anwendete, um solche Krystalle darzustellen, die man vorher für ausschließliche Naturprodukte hielt, erhebt unwiderleglich, daß die Krystallisation von elektrischen Einwirkungen abhängt, und daß die speziellen Formen derselben das Resultat der besonderen Natur des sie bildenden Stoffes sind, und der Verhältnisse, unter welchen die Imponderabilien (unwägbarer Körper: Licht, Wärme, Elektrizität, Magnetismus) zu Anwendung kommen. Hier sind es offenbar natürliche Mittel, welche diese Formen erzeugen, die fast ebenso verschieden sind, als die der lebendigen Wesen, und gerade so bestimmt und regelmäßig. Eine gewisse Gemeinschaft der Ursachen zeigt sich in den beiden Fällen durch die überraschende Ähnlichkeit, welche einige Krystallisationsarten mit vegetabilischen Formen haben. In einigen ist die Nachahmung schön u. vollständig, z. B. in dem wohl bekannten sogenannten Baum der Diana. Löset man ein Amalgam von vier Theilen Silber u. zwei Theilen Quecksilber in Schwefelsäure auf, und fägt an Wasser dreißigmal das Gewicht der Metalle hinzu, so glehet ein kleines Stück welches Silberamalgams, das in der Auflösung aufgehängt wird, sogleich das Silber des Amalgams an sich, welches nun sofort eine vollkommen flaudenähnliche Krystallisation bildet. Vegetabilische Figuren zeigen sich auch bei den gewöhnlichen Erscheinungen des elektrischen Fluidums. In den Zeichen, welche die positive Elektrizität verursacht, oder welche die auf ihrem Wege zurückläßt, erblicken wir die Verzweigungen eines Baums sowohl als seiner einzelnen Blätter; die Zeichen der negativen Elektrizität erinnern an die zwiebelartige oder an die sich ausdehnende Wurzel, je nachdem sie sich zusammenballt oder auseinandergeht. Diese Erscheinungen scheinen anzudeuten, daß die elektrischen Kräfte bei Bildung der Pflanzenformen

betheiligt sind; — daß sie mit dem vegetabilischen Leben innig zusammenhängen, selbst keinen Zweifel, denn Wasser, das mit negativer Elektrizität geschwängert ist, unterdrückt, positiv elektrifizirtes Wasser dagegen begünstigt die Keimentwicklung; ein Garten gewinnt an Ueppigkeit, wenn einige leitende Drähte in Zweigen über seinen Beeten auslaufen. In Betreff der Ähnlichkeit der Baumzweige und Blätter mit den Spureindrücken der positiven Elektrizität, und der Baumwurzeln mit denen der negativen, verdient bemerkt zu werden, daß die Atmosphäre, namentlich die unteren Schichten derselben, immer positiv, die Erde dagegen immer negativ geladen ist. Die Uebereinstimmung ist hier merkwürdig. Eine Pflanze erscheint diesem nach als ein Ding, das auf Grund eines elektrischen Gesetzes gebildet worden ist, als ein elektrischer Büschel oder Pinsel. Wir können demnach die verschiedenen Formen der Pflanzen unmittelbar als die Folgen eines Elektrizitätsgesetzes ansehen, welches auf dieselben je nach ihrem organischen Charakter oder den Bestandtheilen ihrer Keime verschiedentlich einwirkt. In der Pappel ist der Pinsel ungleichmäßig und biserziert nur sehr wenig; bei der Buche ist das Gegentheil der Fall; in der Palme wächst der Pinselstiel eine Weile gerade auf, strahlt dann auseinander und biegt sich nach Außen und Unten. Hier sehen wir wenigstens Spuren derjenigen Hülfsmittel, durch die der allmächtige Ratheer all' die Pflanzenformen, mit welchen die Erde überdeckt ist, in's Leben rufen mochte*).

*) Es wäre wohl verlorene Mühe, diese Ansichten im Ernste widerlegen zu wollen, da sie nicht im Ernste vortragen sein können. Der Verfasser könnte mit gleichem Rechte einen Polypen als elektrischen Pinsel, einen Wurm als Pinselstiel und einen Menschen als Composition von vier elektrischen Pinseln (Arme und Füße), einem elektrischen Wurzelknollen (Kopf) und einem gemeinschaftlichen elektrischen Pinselstiel (Rumpf) ansehen. Wir wüßten dann auch recht gut durch welche Mittel der „allmächtige Ratheer“

Wir gehen zu den Einzelheiten der organischen Struktur und der Embryologie über, welche uns einige weitere lehrreiche Aufschlüsse gewähren. Die mikroskopische Forschung hat es jetzt außer Zweifel gestellt, daß die Basis aller Pflanzen- und Thierstoffe aus Kernzellen, d. h. aus Zellen, die kleine Körnchen enthalten, besteht. In diese wird die Nahrung verwandelt, ehe sie sich dem System assimiliert. Die Gewebe sind daraus gebildet. Das Ei, welches dazu bestimmt ist, ein neues Geschöpf zu werden, ist ursprünglich nur eine Zelle mit einem Kerne darin. Wir sehen den Wiedererzeugungsakt der Zellen am einfachsten in den kryptogamischen Pflanzen. „Wenn die Mutterzelle durch Vollziehung ihrer organischen Verrichtungen zur Reife gelangt ist, zerplatzt sie und befreit dadurch die in ihr enthaltenen Körnchen. Diese auf einmal auf ihre eigenen Hülfsmittel angewiesen, in ihrer Ernährung gänzlich abhängig von den umgebenden Elementen, entwickeln sich zu neuen Zellen, die das Leben ihrer Mutterzelle wiederholen. Bei den höheren Gattungen der Kryptogamen zerplatzt die Gebärzelle nicht, sondern die ersten Zellen der neuen Struktur entwickeln sich in ihr, und diese dehnen sich durch einen ähnlichen Verdoppelungsproceß allmählig zu jenem blattähnlichen Gebilde aus, welches die zuerst gebildete Struktur aller Pflanzen ist. Hier wird die kleine Zelle direkt eine Pflanze, ein vollständig ausgebildetes lebendes Wesen. Auch verdient hier bemerkt zu werden, daß bei den Spongien (einer thierischen Form) sich ein Knößchen von dem elterlichen Leibe abtrennt, und ohne allen weiteren Proceß ein neues Geschöpf wird, indem es sich in Betreff seiner Erhaltung nur auf die Flüssigkeit verläßt, in die es fällt. Ferner ist auch neuerdings durch das Mikroskop entdeckt worden, daß, soweit man dies beurtheilen kann, eine vollkommene Ähnlichkeit zwischen dem Ei der Säugethiere in der Periode seines Durchgangs durch den

den Menschen aus einem Klumpen feuchter Erde formt. C. C.

Eierstock und dem Jungen der Infusions- thiere vorhanden ist. Eine der merkwür- digsten dieser Thiere, der *volvax globator*, kann kaum von dem Keim unterschieden werden, der, nachdem er die Fötalent- wicklung durchlaufen hat, ein vollständiges Säugethier, ein Thier von der höch- sten Klasse wird. Man hat selbst gefun- den, daß beide mit jenen Eizellen versehen sind, die, weil sie sich scheinbar im Kreise bewegen den Namen dieses Thierchens theilweise veranlaßt haben. Diese Ähn- lichkeiten sind um so bemerkenswerther, als sie gleichzeitig von verschiedenen zur Zeit von einander entfernt wohnenden Forschern entdeckt worden sind*). Man hat gleicherweise bemerkt, daß die Blut- kügelchen durch die Ausdehnung der darin enthaltenen Körnchen reproducirt werden; sie sind, kurz ausgedrückt, besondere Orga- nismen, die sich durch dieselbe fähigere Erzeugung vervielfältigen**). Man kann demnach sagen, die ganze belebte Natur beruhe auf dieser Ursprungsform; die Grundform der organischen Wesen ist eine Zelle, die neuen Zellen in ihrem In- nern ausbildet, welche sich zur bestimmten Zeit von ihr losrennen und durch andere und wieder andere Zellen in endloser Rei- henfolge ersetzt werden. Könnten wir diese Zellen durch irgend einen Proceß aus an- organischen Stoffen bilden, so würden wir unbestreitbar das Recht haben, zu sagen, daß wir Zeugen einer Uebertragung des Anorganischen in's Organische gewesen seien. Die Möglichkeit eines Anfangs der belebten Schöpfung durch die gewöhn- lichen Naturgesetze würde alsdann als er- wiesenen zu betrachten sein. Nun aber wurde schon vor einigen Jahren von Pro- fessor Dumas verkündet, daß Kügelchen im Albumin mittelst der Electricität er- zeugt werden können. Wenn also diese Kügelchen mit den reproductiven Zellen identisch sind, so wäre die Erzeugung des Albumins durch künstliche Mittel der ein- zige Schritt, der noch zur Wiederholung

des Processes gethan werden müßte. Dies ist bis jetzt noch nicht gelungen; doch weiß man, daß der Proceß ein rein chemischer ist, und man darf daher hoffen, den Mo- dus desselben vereinst noch im Laborato- rium zu entdecken*).

Um diese Ansichten von Leben und Or- ganisation aber auch zugegeben: Die Ver- theidiger des Eingriffs können da- rum immer doch noch sagen, daß eine Uebertragung des Anorganischen in's Or- ganische, wie sie nach unserer Annahme in den früheren geologischen Zeiten statt- fand, dormalen auf der Erde kein gewöhn- liches erkennbares Factum mehr ist: Struktur, Gestalt, Leben — wir sehen nie, daß sie den unbeseelten Elementen mitgetheilt werden; die Erzeugung des niedrigsten Pflanzleins oder Thierchens, anders als durch Wiederholung der elter- lichen Form, liegt außerhalb aller Wis- senschaftlicher Möglichkeiten. Verfolgen wir also die organische Generation bis zur silurischen oder einer noch früheren Epoche und finden wir, daß in der dama- ligen Welt unsere heutigen Naturereignisse ebenfalls an der Tagesordnung waren: so können wir unmöglich einen natürli- chen Ursprung der Species annehmen und müssen uns einen wunderbaren gefallen lassen.

Hier haben wir gewiß die stärkste gegen den natürlichen Lebensursprung je angezogene Beweisführung. Und doch ist die Antwort darauf sehr leicht. Denn erstens ist gar kein Grund vorhanden, anzunehmen, das Leben müsse, obgleich es nach der ersten genügenden Abkühlung der Oberfläche auf natürlichem Wege ent- standen war, nun auch später noch fort- während die Eigenschaft besessen haben, in ähnlicher Weise erweckt zu werden. Das große Werk der Bevölkerung der Erde mit lebendigen Species ist eine vol- lendete Thatsache; die höchsten bekannten

lebenden Species kamen schon vor Jahr- tausenden, um dem Ganzen die Krone aufzusetzen. Da nun das Werk allem Anscheine nach vollendet ist, so können wir eine in die Augen springende Wiederho- lung der Lebens- und Specieserschaffung in unserer Zeit mit Sicherheit nicht mehr erwarten. Eher dürfen wir erwarten, daß die Lebenserscheinungen, deren Zeugen wir sind, sich hauptsächlich, wenn auch nicht ausschließlich, auf eine regelmäßige und unveränderliche Wiederholung der Racen mittelst der gewöhnlichen Ergen- gung beschränken werden. Diese Argu- mentation beweiset so wenig gegen die Zeit, in welcher die Erscheinungen der ersten Art vorherrschten, als es gegen das frühere Wachsen eines Menschen ein Be- weis sein würde, wenn Jemand sagt, er sehe nicht, daß er jetzt noch wachse. Wir müssen die primitive Specieserzeugung entweder als ein Phänomen nach Art der Entwicklung des individuellen Embryos, und zwar als ein vorübergegangenes Phä- nomen betrachten — gerade wie die in- dividuelle Schöpfung mit der Geburt zu Ende ist — oder ausdrücklich und gänzlich als die Folge von Verhältnissen, die, weil temporär, auch zu temporären Resul- taten führten. Nach Befestigung aller gro- ßen geographischen Gebiete mit einer mehr oder weniger vollständigen Reihen- folge von Lebensformen, konnte eine neue Entwicklung derselben kaum noch die Mög- lichkeit für sich haben, vorwärts zu kom- men, und keine, sich bedeutend anzuhel- len, obgleich dieselben schöpferischen Ge- setze annoch in Kraft sind. Oder, diese Operationen können auch periodisch sein und nur selten vorkommen, so daß han- dertig von Generationen vergehen können, ohne Gelegenheit zu haben, den Wirkun- gen derselben beizuwohnen. Wie es sich aber auch mit alle dem verhalten haben mag, aus der Thatsache, daß gegenwärtig keine primitive Schöpfung mehr stattfin- det, kann durchaus kein entscheidender Schluß gegen die natürliche Schöpfung der Zeit, als die Erde noch von allen or- ganischen Bewohnern entblößt war, gezogen werden — wenn anders für eine sol-

*) Die Ähnlichkeit ist vollkommen so groß, als zwischen einem Heupferd und einer Fledermaus. C. B.

***) Ist durchaus falsch. C. B.

*) Leider sind diese Kügelchen von Al- bumin aber nichts als geronnenes Eiweiß und haben mit den repro- ductiven Zellen gar Nichts gemein. C. B.

der Schöpfung einige positive Beweisgründe beigebracht werden können.

Zweitens ist es noch lange nicht gewiß, daß die Verleihung von Leben und Formen an anorganische Elemente nicht auch noch heut zu Tage stattfinden. Das Letztere wird zwar in der wissenschaftlichen Welt nicht allgemein zugegeben; aber prüfen wir einmal die Verwerfungsgründe.

Einer der Hauptgründe besteht darin, daß in vielen Fällen, wo oberflächliche Beobachter früherer Zeiten einen nicht generativen Lebens-Ursprung annehmen (wie in dem berühmten Fall von Virgil's vierter Georgica), sich entweder das Gegenheil herausgestellt, oder durch erschöpfende Versuche so gut wie erwiesen habe, daß eine gewöhnliche Erzeugung stattfand, wenn auch in einer der Beobachtung sich entziehenden Weise. Darauf, daß in manchen Fällen irrtümliche Annahmen gemacht wurden, gründeten neuere Forscher ohne Zauder die Annahme, es gebe keine Fälle, bei welchen die Erzeugung nicht theilhaftig sei. Das aber folgt sicherlich noch lange nicht daraus. Wenigstens giebt es hoch gestellte Männer der Wissenschaft, welche die Schwierigkeiten, die der Annahme der Lehre von der unveränderlichen Erzeugung entgegen sind, einräumen. Dr. Allen Thomson, Prof. an der Universität von Edinburgh, hat mehrere analoge Schlussfolgerungen gezogen, die nach seiner Meinung bedeutende Wahrscheinlichkeitsbeweise zu Gunsten der primitiven Erzeugung der Infusorien, des sogenannten Schimmels und anderer Organismen zu sehen scheinen.

Einer dieser Beweise scheint eine bedeutende Stärke zu besitzen. Die Thierchen nämlich, deren Erzeugung durch Eier (wenn auch nur hypothetisch) angenommen wird, vermehren sich später durchaus nicht in der angegebenen Weise, sondern vielmehr durch Zertheilung ihrer Körper. Siegt es in der Natur dieser Thiere, sich durch Spaltung oder in fissiparer Manier fortzupflanzen, wie konnten sie in einen vegetabilischen Aufguss gerathen? Die Gegner dieser Theorie haben nachge-

wiesen, daß keine Thierchen erzeugt werden, wenn eine vegetabilische Infusion durch eine Lage von Oel von aller Berührung mit der Luft ausgeschlossen bleibt, oder nur Sauerstoff aufnimmt, die vorher durch Schwefelsäure gegangen ist, wodurch alle animalische Beimischungen zerstört werden. Aber sind wir sicher, daß wir in solchen Fällen einige andere notwendige Bedingungen für eine Erzeugung, die nicht aus dem Ei hervorgeht, bei Seite gesetzt haben? Wer sagt uns, welchen Einfluß eine solche Abschließung von der Luft oder ein solches Zulassen von Sauerstoff auf das Verhalten der Imponderabilien in diesem Fall haben können? Ich glaube nicht, daß hierauf eine genügende Antwort gegeben werden kann*).

Vielleicht ist die hergebrachte Lehre in keiner schwierigeren Lage, als in ihrem Bezug auf die Entozoen, oder die Geschöpfe, die in den Körpern anderer Thiere leben und können augenscheinlich nirgends leben, als in dem Innern anderer lebender Körper, wo sie gewöhnlich in den Eingeweiden, zuweilen aber auch in den Augenhöhlen, im Gehirn, in den serösen Säcken oder in anderen von allem Zugang

*) Ueber die Entstehung der Infusorien in Aufgüssen lehrt die Beobachtung Folgendes. In Infusorien, die man durch Kochen von allen organischen Keimen befreit hat, entsteht nie ein Organismus, wenn nur die Luft, die man zu ihnen treten läßt, von allen organischen Einschlüssen befreit ist. Man erreicht dies mittelst Durchleiten derselben durch Schwefelsäure, Nessler, eine glühende Röhre &c. — Mittel, welche alle die Luft chemisch durchaus verändert lassen. Daß in der Luft nicht nur Keime, sondern eine große Anzahl von lebensfähigen organischen Wesen umherschweben, die durch Wind &c. fortgeführt werden, ist unabweisbar und durch die mikroskopische Analyse fallender vulkanischer Aschen &c. vollkommen nachgewiesen. Die Infusorien also, die in Aufgüssen entstehen sollen, sind nur hineingefallen, haben sich darin weiter entwickelt und durch Sprossung und Theilung vermehrt. E. W.

nach Außen abgeschlossenen Orten ihren Aufenthalt nehmen. Einige derselben sind lebendig gebärend, andere legen Eier. Von den Letztern kann nicht angenommen werden, daß sie mit der Luft oder durch die Blutgefäße in den Körper übergehen, denn für den einen Uebergang sind sie zu schwer, und für den andern zu groß. Von den Ersteren läßt sich nicht begreifen, wie sie in junge Thiere kommen — was sicherlich nicht durch Theilung der Eltern geschehen kann, denn man hat gefunden, daß die Entozoen keineswegs in gewissen Generationen einer menschlichen Familie erscheinen; einige von besonderem und bekanntem Charakter erscheinen dagegen nur nach langen Zwischenräumen, und unter außerordentlichen Umständen. Eine aufrichtige Ansicht von der weniger populären Lehre, betreffend den Ursprung dieser niederen Lebensformen, ist von einem lebenden Naturforscher ausgesprochen worden: „die Entstehung dieser Würmer im menschlichen Körper nach der gemeinen Lehre, daß alle erschaffenen Wesen von Ihresgleichen oder aus einem ursprünglichen Ei herkommen, ist so schwierig, daß die Neueren, wie unsere Vorfahren, schon an eine selbstständige Geburt derselben gedacht haben; doch haben sie diese Hypothese mit einigen Modificationen angenommen. So entstehen die Entozoen nicht aus Fäulniß oder Gährung; denn diese beiden Prozesse sind ihrer Existenz eher nachtheilig, sondern aus der Ansammlung und angemessenen Zusammenstellung von Stoffen, die bereits organisiert oder einer organisierten Oberfläche entnommen sind. — Entstehung in dieser Weise ist nicht wunderbarer oder unerklärlicher, als die Entstehung der niederen Thiere durch Theilung ihrer selbst. — Stofftheilchen, die durch die Verdauung und ihren Durchgang durch die lebenden Körper für eine unmittelbare Assimilation mit demselben vorbereitet worden sind, oder lymphatischen von einer bereits organisierten Fläche scheinen weder über noch unter jener Einfachheit der Struktur zu stehen, welche diese wunderbare Entwicklung begünstigt; und die Annahme, daß

ke, gleich den Stücken des Plattwurms, wenn mit lebendigen Theilen in Verbindung gelassen, oder unter andern günstigen Umständen, fortleben u. in Geschöpfe analoger Bildung verwandelt werden können, ist nicht so absurd, um mit D v l b's Metamorphosen verglichen zu werden. — Wir denken, die Hypothese wird auch bis zu einem gewissen Grade durch die Thatfache unterstützt, daß die Entstehung der Entozoen durch alle Ursachen, welche auf Störung des Gleichgewichts zwischen den Secretions- und Absorptionsystemen hinwirken, begünstigt wird. — Hier werden Theilchen von organischen Stoffen als die Urkeime bestimmter und vollständig organisirter Thiere angesehen, von welchen viele ein höchst entwickeltes Fortpflanzungssystem haben. Wie nahe aber diese Theilchen den anorganischen Stoffformen stehen, mag aus dem geflochtenen werden, was wir auf wenigen vorhergehenden Spalten gesagt haben.*)

*) Die Erzeugung der Eingeweidewürmer ist noch in vieler Beziehung dunkel, doch sprechen alle bekannten Erscheinungen durchaus gegen ihre Entstehung auf Kosten der Organismen, welche sie bewohnen. Die meisten derselben erzeugen eine so ungeheure Anzahl von Eiern, daß Millionen dieser Eier verloren gehen können und doch die Existenz der Art gesichert bleibt; — die Erzeugung ist bei den meisten nachgewiesen; — viele machen staunenswerthe Metamorphosen durch, wodurch sie sich in gewissen Zuständen nicht erkennen lassen; — die Wanderungen vieler durch die Blutgefäße von einem Ort zum andern, der Uebergang anderer aus einem Thiere zum andern sind in den neueren Zeiten nachgewiesen worden. Der dunkle Wege, welche die Natur in Erzeugung und Entwicklung dieser Wesen befolgt, sind schon so viele aufgestellt worden, daß wir hoffen können, bald völliges Licht zu erhalten. So viel ist sicher, daß alle jene Hauptansichten, mit denen man sich früher trug, wie z. B. die Unmöglichkeit solcher Wanderungen, das transporirte Leben der Eingeweidewürmer als freie Thiere u. voll-

Während die angeführten als gute allgemeine Beweidsgründe für die Urzeugung, als einer gewöhnlichen Naturbegebenheit, erscheinen, beweiset eine andere Reihe von Thatfachen, daß verglichen Begebenheiten in vergleichungsweise neueren Zeiten stattgefunden haben müssen. Das Schwein, als Hausthier, ist den Anfallen einer Hydatide ausgesetzt, das Thier im wilden Zustand ist es aber nicht; daher die Krankheit, die man bei den Schweinen die Finnen nennt Woher kam nun der erste Erzeuger dieses Hydatiden?*) Ferner giebt es eine Motte, die nur die verarbeitete Wolle angreift, dieselbe aber im ungewaschenen Zustand unberührt läßt. Ein gewisses Insekt verschmäht jede Nahrung, Chocolate ausgenommen; und die Larve von *Oinopota cellaris* lebt nur in Wein und Bier, welche beide von Menschen bereitet werden. Gleicherweise giebt es einen Fisch *Pimelodes cyclopus* genannt, der nur in unterirdischen Gewässern, die mit gewissen vulkanischen Formationen in Südamerika, die jünger sind als die Herrichtung der Erde für unsere jetzigen Species, in Verbindung stehen. Woher also der erste *Pimelodes cyclopus*? Um all' diese verschiedenen Thiere hervorzubringen, müssen noch lange nach der Zeit, in welcher die miraculöse Lebens-

kändig durch die neueren Untersuchungen widerlegt sind. C. B.

*) Da der Finnenwurm (*Cysticercus cellulosae*) auch in dem Fleische des Menschen lebt, so wäre es sehr erklärlich, daß er, als das Schwein Hausthier wurde, von dem Menschen auf dasselbe übertragen wurde. Die übrigen hier angeführten Thatfachen sind alle incomplet, da es durchaus nicht nachzuweisen ist, daß die Larve von *Oinopota* nur in Bier und Wein, nicht auch in anderen gährenden Pflanzenstoffen lebt u. Was den *Pimelodes* betrifft, so lebt dieser auch in anderen Gewässern, als nur in den vulkanischen Höhlungen, und wenn dies auch wahr wäre, woher weiß denn der Verfasser, daß diese Gewässer erst nach der Erschaffung des Menschen entstanden seien? C. B.

einblasung stattgefunden haben selbstzeugungsmittel in Kraft gewesen Und was ist dies andere, als einbindung der älteren, vorgeblich mit sen, Ereignisse, mit den neueren der bezweifelten Urzeugung. Wir durch nicht angebrütet, daß die alte neueren Vorgänge denselben übertragen, daß sie beide Ergebnisse einlen unveränderlichen Kraft sind, göttliche Schöpfer in die Natur leg bei deren Wirkung groß und nicht in Betracht kommt.

Da wir Gründe genug vor uns um das allgemeine Gerede der schaftlichen Welt über die Urzeugung unzulänglich zu halten, so dürfen wir vorbereitet sein, um ohne Erkann Ungläubigkeit die bekannten Versuche Hr. Croffe zu prüfen, die an Erzeugung einer kleinen Insekten später *Acarus Croffi* genannt, in Menge hinauszulaufen schienen. Herr machte gerade einige Krytationsexperimente, wobei er eine volta'sche Batterie auf eine gesättigt Lösung von kieselurem Kali wirkte als die Insekten ganz unerwartet Vorschein kamen. Später versuchte es mit salpetersaurem Kupfer, das tödtliche Gift ist, und auch aus Flüssigkeit tauchten lebende Insekten In Folge der ungünstigen Aufsicht welche diese Experimente fanden, so Hr. Croffe nicht mehr fort; doch den sie später durch Hr. F. Wele's Sandwich wieder aufgenommen und ten genau zu denselben Resultaten. letztgenannte Herr machte, außer den obgenannten Stoffen, auch Versuche Blutlaugensalz, wegen des reichen halts an Kohle, dem Hauptbestand der organischen Körper; und aus Substanz entstanden die Insekten in mehrerer Anzahl. Wenige d'genügend, dieses Experiment mit betätigten Batterie des Hr. Croffe Stande zu bringen; die ersten Hr. Wele's jedoch verlangte als ein Momeat, ein Grund der Annahme, daß die Electricität be

bei dem Phänomen theilhaftig war. Die Veränderungen, welche mit dem Fluidum, an welchem die Versuche angestellt wurden, vorgingen, waren sehr bemerklich u. fast gleich. In Hrn. Wee k e s Apparat wurde das kiesel-saure Kali zuerst trübe und nahm dann ein milchartiges Aussehen an. Um den negativen Pol der Batterie, der in die Flüssigkeit getaucht war, sammelte sich zuerst eine gallertartige Materie. In diesem Stoff beobachtete Hr. Wee k e s den eigentlichen Akt des Auftauchens eines dieser Insekten, wobei es auf die Oberfläche emporstieg, und sich in einem dunklen Winkel des Apparats zu verstecken suchte. Die von beiden Forschern producirten Insekten scheinen dieselben gewesen zu sein, nämlich eine sehr kleine und durchsichtige Art von Mäusen, mit langen nur durch's Mikroskop sichtbaren Borsten. Es verdient bemerkt zu werden, daß einige dieser Insekten gleich nach Beginn ihrer Existenz sich vermehrt zu haben scheinen. Zuweilen sah man sie nach dem Fluidum zurückkehren, um sich Futter zu holen, auch fraßen sie gelegentlich einander auf.

Die Ausnahme von Neuerungen in der Wissenschaft muß immer durch eine Menge verwandter und bezüglicher Erscheinungen, die das öffentliche Bewußtsein bereits anerkennt und besitzt, und welchen die neue sich anschließen kann, vorbereitet werden. Eine noch so begründete Neuerung jedoch wird, wenn keine hergebrachten Wahrheiten, mit welchen sie in harmonische Beziehung gesetzt werden kann, vorhanden sind, nicht so leicht angehört werden. Kurz unsere Ungläubigkeit wird sowohl durch unsere Unwissenheit als durch unsere Wissenschaft genährt, und wenn der ausgezeichnetste Naturforscher vor drei hundert Jahren mit einer Wahrheit an den Tag getreten wäre, die mit dem damals noch unbekanntem kopernikanischen System in Einklang gestanden hätte, er würde ohne Zweifel in der wissenschaftlichen Welt ebenso verhöhnt, wie es damals geschah, oder er würde im besten Fall, in tausend verschiedenen Weisen gemäß den hergebrachten Vorstellungen falsch inter-

pretirt worden sein. Die eben beschriebenen Experimente wurden daher von einem Publikum, welches nie ein Factum entdeckt oder sich eine Vorstellung gemacht hatte, welche jenen analog gewesen wären, sehr ungnädig aufgenommen. Es wurde für göttlos gehalten, selbst nur zu vermuten, daß Thiere durch einen von Menschen erdachten Apparat erzeugt werden könnten. Als wahrscheinlichste Erklärung des Phänomens wurde gesagt, die Insekten hätten sich lebendig aus Eiern entwickelt, die sich in der Flüssigkeit selbst oder an dem Holz des Gefäßes, in welchem die Experimente gemacht wurden, befunden hätten. Gegen diese Einwürfe mag Folgendes bemerkt werden. Die Annahme einer Gottlosigkeit entspringt aus einem durchaus vollständigen Mißverstehen dessen, was man unter einer Urzeugung von Insekten zu verstehen hat. Nur durch die gedankenloseste Unwissenheit könnte der Experimentalist für den Urheber der Existenz dieser Geschöpfe angesehen werden. Das Aeußerste, was man ihm ver danken oder vorwerfen kann, ist, daß er die natürlichen Bedingungen zusammenstellte, durch welche die wahre Schöpferkraft, die ursprünglich von dem göttlichen Urheber aller Dinge ihren Anstoß erhielt — in jenem Fall in Thätigkeit zu treten veranlaßt wurde. Nach unserer Hypothese war der Aearus Croffti ein von Anfang an vorherbestimmter Typus eines Wesens, das unter gewissen physikalischen Bedingungen in's Leben treten sollte. Als eine menschliche Hand diese Bedingungen zusammenstellte, vollzog sie einen Akt, wie wir täglich hunderte von Handlungen vollziehen, welche die natürlichsten Folgen haben; mehr aber thut sie nicht. Die Production des Insekts, wenn sie wirklich stattfand, war so klar ein Akt des Allmächtigen, als wenn es der letztere mit seinen eigenen Händen geformt hätte. Für die Annahme, daß eine wirkliche Urzeugung stattfand, verdient noch bemerkt zu werden, daß bei Wee k e s Experiment als nur erdentlichsten Vorkehrungen getroffen wurden, um eine Entwicklung aus Eiern unmöglich zu machen. Das Holz des Ge-

fäßes wurde in einer mächtigen Dose gebadet; der Apparat war mit einer Glasglocke zugedeckt, die Luft wurde zurückgehalten durch die beständig aus der Flüssigkeit aufsteigenden Dämpfe, für deren Entlassung eine besondere Oeffnung an der Spitze der Glocke angebracht war, so daß nur die Dämpfe hindurchgehen konnten. Das Wasser war desillirt, und die Siliciumsubstanz war einer Weisglühige unterworfen worden. So schien jede Täuschung der Zugang abgeschnitten zu sein. Unter solchen Verhältnissen wird ein aufrichtiger Sinn, der in dem Gedanken einer neuen Schöpfung nichts Gottloses oder Unphilosophisches erblickt, wohl geneigt sein, zu denken, daß es weit unschwerer ist anzunehmen, eine solche Schöpfung habe wirklich stattgefunden, als zu glauben, in jenen beiden, durch Ort und Zeit getrennten Fällen, seien genau dieselben Insekten zufällig aus versteckten Eiern entstanden. *)

Für die Fadel.

St r e i f z ü g e.

Von E. Lubwig.

Juni 1865.

Dem Kalender nach leben wir jetzt im Sommer und so haben wir denn auch endlich in Minnesota wieder den lange ersehnten Sommer mit seinen heißen Tagen u. kühlen Nächten. Nicht nur Weiber und April haben ihre Kaunen; auch der Juni hat sie trotz seines männlichen Ge-

*) Wer glauben will, kann freilich glauben. Die ganze Geschichte von den Versuchen der Herren Croffe und Wee k e s, die der Verfasser hier erzählt, wurde sehr bald als Humbug erkannt, zumal da man einsehen mußte, daß diese Versuche durchaus keine Garantie gegen das Einschleichen der Milken von außen boten. E. W.

Mechtes. Heute 95 Grad Fahrenheit im Schatten und offene Fenster des Nachts; morgen Regengüsse und kalte Nächte, daß man wollener Decken bedarf, um im Bett nicht zu frieren, und der sich aufblähende Aeolus, der Gott der Winde, ist so impertinent, daß man eher versucht wird, ihn zu verwünschen, als ihn seiner atmosphärenreinigenden Kraft wegen zu verehren. Heute entzückt mich der Garten in Reinlichkeit und Frische; morgen überfluthet der Regen die Wege, zerbrüt die Beeten; Frost bedroht die Vegetation und die Bäume habe ich mit Stricken gegen die Wuth des Sturmes zu schützen. So können und wollen es uns die Götter nie ganz recht machen. Ich füge mich in ihre Launen und Dicitate und genieße das Angenehme, wo es sich mir immer darbieten möge, und zwar in vollen Zügen einer normalen inneren Ruhe.

Eine Promenade im Garten, wenn der volle Mond am blauen Atherpavimente schwebt, ein Leuchthurm zweier Welten; die Pflege der Blumen und Gemülse; eine Siesta unter dem schattigen Laubdach der tausendjährigen Eichen und um Mitternacht eine Tasse Java; welch' entzückende Genüsse, entschädigend für die Schattenseiten des Lebens!!

So entschwand mir ein Theil des Juni-Mondes und am 21., von Frn. Vogler, dem Fadel-Geher, und dem kleinen, treuen vierfüßigen Freund Finni an Bord begleitet, sprach Ahasverus wieder: „Lebt wohl, Ihr Lieben, auf Wiedersehen!“ Dieses Scheiden und Wiederkehren, dieses unfläte Leben wird wohl mein Loos sein, so lang ich lebe, so lang ich Kraft besitze, die Feder zu führen und die Strapazen zu ertragen, die stets eine Reise begleiten und möge sie auch eine noch so angenehme sein.

Ich fuhr an Bord des splendiden War Eagle, von der Nordwestlichen Dampfboot-Gesellschaft, nach Lake City. Wir verließen des Abends um Sechs St. Paul und des Morgens um Fünf stieg ich an's Land. Ich berührte diese Station, um die künftigen Schwiegereltern

meiner Cora, die Familie J. Hubbard persönlich kennen zu lernen, die da drei Meilen von Lake City am See Pipin eine Farm besitzen. Der Eigenthümer eines Mietstalles (*livery stable*) brachte mich in einem *Buggy* hinaus, durch das schöne Revier am See gleichsam im Fluge hingetragen von einem stolzen jungen Hengst, der einem Patroklus Ehre machen würde. Der Empfang des fremden Gastes, der sich da selbst introducirte, war herzlich. Nach einem sehr guten Frühstück machten wir einen Spaziergang, oder vielmehr „eine *voyage a-tour de la Farm*“ des Mr. Hubbard. Die Farm, in Einer Parcellen von hundert und zwölf Acker Land bester Qualität, erstreckt sich vom Seeufer eine Meile weit nach den waldigen Hügel (Bluffs) hin. Weizen, Weisbalkorn, Hafer, Zuckerrohr (zu Verrettung von Syrup) und Kartoffeln sind die Produkte, so hier, wie überhaupt in Minnesota, mit gutem Erfolg gepflanzt werden. Schaauszucht bildet einen Hauptzweig der Oekonomie. Der Mangel an Weinreben wird durch Johannisbeeren und Stachelbeeren ersetzt, wovon man, mit Zusatz von Zucker, ein sehr gutes, dem Wein ähnliches Getränk bereitet. Da fiel mir denn in diesem schönen Gau der „*Vicar of Wakefield*“ ein u. sein *Gooseberry Wine*, u. seine Gäste und seine Töchter. Wir tranken Johannisbeeren-Wein u. an der Mittagstafel waren, außer mir, auch eben andere Gäste, ein Farmer aus der Nachbarschaft und seine Tochter, ein recht hübsches junges Fräulein. Und so will ich denn im Geiste des braven Vicars auch das Personal unserer Gesellschaft skizziren. Herr Williams, ein Sprößling der Neuengland-Staaten, präsentirte sich als amerikanischer Gentleman, der Erziehung und der Kleidung nach. Daß er, so wie seine Landsleute in der Regel Kirchenmitglied ist, versteht sich wohl von selbst und bezeugte es auch durch ein salbungreiches, kurzes Tisch-Gebet, das er vor dem Essen laut hersagte. In der Politik gehört er zur äußersten Linken des Abolitionismus und befürwortete

mit Emphasis „den Strid für Jeff. Davis u. das Stimmrecht der Neger.“ Gegen mich benahm er sich sehr wortfarg; da er möglicherweise schon gewußt haben mag, daß ich nicht nur ein „*Ausländer*“ sondern sogar ein „*Ungläubiger*“ sei. Gegen diese Sorte aber von Menschen fühlen die „*Eingeborenen*“ und „*Christen*“ in der Regel keine besondere Sympathie, um so weniger, je anmaßender sie nach ihrer amerikanischen Geburt *par excellenc* u. je fanatischer sie im Glauben sind. Seine Tochter, die niedliche Feldblume, hat eine englische Bildung genossen und spielt auch Clavier.

Innig und vertrauensvoller zeigten sich Herr und Frau Hubbard gegen mich: er, ein gutgeschulter, biederer und fleißiger Farmer von echtem Schrot und Korn; sie, eine emsige Hausfrau und gebildete *Lady* im wahren Sinne des Wortes, an der meine Tochter eine gute Mutter und Freundin, und in welchem Kreise sie gewiß auch häusliches Glück finden wird, frei von Nahrungsorgen, gewürzt durch Beschäftigung, durch Liebe und durch Freundschaft. Schon die Lage der Farm, dem romantischen Maiden-Rock gegenüber, Berge und blühende Farmen und der große Spiegel des Sees, müssen beitragen, ein liebend Paar zu beseligen.

In jeder Hinsicht befriedigt verließ ich die Farm, in der Hoffnung sie nicht zum letzten Male gesehen zu haben. Fr. H. wollte mich zurück nach dem Städtchen (*town*) fahren; doch zog ich es vor, zu Fuße zu gehen. Er begleitete mich denn, indes Frau H. mit Herrn und Fräulein W. dahin fuhr. Wir besuchten die Freischule, um die Schwester meines künftigen Schwiegerohnes Clarence zu sehen. Ein munteres und talentvolles Mädchen von acht Jahren. Der Oberlehrer Fr. Pahn, deutscher Abkunft, fühlte mit mir den Mangel an Lehrer-Seminarien, wo competente Pädagogen herangebildet werden. Wird wohl auch noch kommen.

Nun muß ich noch der Hauptperson

im kleinen Drama erwähnen, des Bräutigams. Obſchon der einzige Sohn ging er von der Schule weg aus Patriotismus in die Arme, um gegen die Rebellen zu kämpfen. Seine Jugend und ſeine Fähigkeiten jedoch entzogen ihn großentheils dem Feldeleben; indem er durch General Sibley, während des Krieges gegen die Indianer, in der Kanzlei zu St. Paul detaillirt und verwendet wurde. Eben da war auch eine Weile ſein Freund Victor Peterson, ein Schwede, der Bräutigam einer meiner andern Töchter, Isabella. Beide werden in Bälde dem Kriegsgott Mars Lebewohl ſagen, und zur Fahne Hymen's ſchwören. Jener iſt 21, dieſer 23 Jahre alt: beide ſind brave, intelligente u. fleißige Jünglinge, um deren Zukunft mir nicht bangen darf. Die erſte Bedingung einer glücklichen Ehe „Liebe“ iſt da; Alles Uebrige, um als vernünftiger Menſch auf Erden glücklich zu ſein, findet ſich leichter, beſonders in Amerika und ſo gebe ich denn als Vater meinen Segen und ſage *Sela*.

Der Fluß iſt für den Verkehr von großen Böten noch immer hoch genug; auch fehlt es an Paſſagieren und Fracht nicht.

Lake City iſt herrlich gelegen; die Straßen ſind breit und regelmäßig angelegt und haben mehre ſchöne Reſidenzen wohlhabender Yankees. Das deutſche Element iſt da noch ſchwach vertreten. Dennoch macht eine Brauerei der Herren Buſch und Minges gute Geſchäfte; denn die fremde Civiliſation hat auch den Amerikaner bereits bis zum „Lager“ europäiſirt. Von fünf Deutſchen, die mir *en passant* zu Geſicht kamen, haben Vier die Fadel beſtellt. Trotz alledem und alledem erlaubte es mir die Courtoiſie nicht, den Wunſch Frau Hubbard's, ihren „guten Paſtor“ zu beſuchen, abzuschlagen. Derſelbe ſorgt nicht nur als Pſtör für den Himmel ſeiner Heerde, ſondern auch für die Bedürfniſſe der Erde, als da ſind: Contrakte, Kaufbriefe, Vollmachten, Aſſeuranz-Documente und dergleichen, in der Qualität eines Notarius und Agenten. Da ich

mich wohl bei der bevorſtehenden Trauung dem Wunſche der Schwiegerſöhne und Eltern der republikaniſch-demokratiſchen Majoritäts-Regel werde zu fügen haben, ſo wäre es mir am liebſten, wenn dieſer Herr Paſtor die feierliche Handlung vollzöge, da er nicht abſolut Pfaſſe, ſondern auch Civilbeamter iſt. Die egentliche Ehe iſt ja die Liebe; der Contract gehört dem Civilgeſetz an und hat mit der Kirche Nichts zu ſchaffen. Wollte man übrigens mit trotziger Beharrlichkeit ſeine eigenen Principien bis zur äußerſten Conſequenz verfolgen und allen Perſonen den Krieg erklären, die ſich durch Glaube, Unwiſſenheit oder Corruption Anderer hier zu Land ernähren, ſo wäre es beſſer nach den Pottentoten auszuwandern, oder als Robinson Crusoe eine Inſel zu bewohnen, um allein ſich ſelbſt zu genügen. Für meine religiöſe Meinung abſolutes Recht und völlige Freiheit der Aeufferung derſelben verlangend, mag denn jeder Andere der „affverwandten Gotteſebenerbilder“ auf ſeine Façon ſelig zu werden ſuchen und „Narren mögen Narren bleiben, und nach Belieben Fokus Fokus treiben.“ Durch den leiſeſten Widerruf der in meinen Schriften verbreiteten freien Grundſätze hätte die Oppoſition Urſache, Capital für Proſelyten zu machen; das ſoll ihr nicht zu Theil werden und wenn einſt der Tod abrufft zur letzten Station des Lebens, ſo will ich ſie, wie alle meine irdiſchen Reiſen, allein antreten, ohne anmaaſſenden oder ignoranten Wegweifer nach dem Himmel. Ach, gälte es Einen, bebölkert von ſchönen, ewig jungen Frauen, mit denen man bloß geiſtig ſchwelgend ſelig iſt, wo Blumen blühen, ſo nie verwelken und wo Nectar und Toſater fließt — wie gerne möchle da der alte Fadel hinein! Aber, aber, und wieder aber — der Himmel iſt Traum, die ewige Seligkeit Schaum; nur die Erde gehört dem Menſchen an, dem belebten Erdenkloß: erobere ſie dir mit ihren Freuden, trag ohne Murren ihren Schmerz und lerne durch ein vernünftiges Leben den Tod als Freund

begrüßen, der Geiſt und Herz, die ſo oft in Kampf und Zwiespalt ſich beſehen, den ewigen Frieden bringt, als treuer Bote ewiger Stoffverwandlung! Amen.

Im American Hotel zu Lake City gut ſoupiert und übernachtet und am 23. des Morgens nach Winona gefahren. An Bord der Nordweſtern-Line fährt man einen ausgezeichneten Tiſch: Köche und Aufwärter ſind Neger mit europäiſchen Phyſionomien. Die edlen Kaukaſier eſſen mit Wolluſt Das, was die Hand des Schwarzen bereitet; doch mit einem Farbigen an Einem Tiſche ſitzen, in Einem Wagen fahren, ihm ſogar politiſche Rechte geben, das wollen ſie, in großer Mehrheit, noch immer nicht, dazu iſt ihre ſonderbuntlerische Arroganz zu plump, ihre Vernunft zu wenig für den Humanismus herangebildet und aus dieſer Arroganz, aus dieſer Dummheit, aus dieſer Principien-Verletzung in einem demokratiſchen Staate, wo man den Entwidlungs-Proceß nicht hermetiſch verſchließen kann, werden ſich in der nächſten Zukunft noch gewaltige Stürme erheben, um endlich die Luſt von den Miasmen der Vorurtheile zu reinigen. „Ihr mögt ſchimpfen und toben — ſie dreht ſich doch.“

Auf der Fahrt von Winona nach Lake Croſſe traf ich, ausnahmsweiſe, angenehme Geſellſchaft durch Hrn. Benzberg aus St. Paul, der in Deutſchland zum Doctor beſtirt, in Amerika zum Bierbrauer promovirt wurde, ein Tauſch, welchen er in pecuniärer Hinſicht gewiß nicht zu bereuen hat. Europäiſchen Ex-Studien wäre es überhaupt zu ihrem und Anderer Vortheil zu rathen, hier zu Land den Schuldünkel abzulegen und ſich ſo ſchnell wie möglich einem praktiſchen Fach in die Arme zu werfen, ehe ſie verbummeln, oder zu Charlatanen werden. Beides Fälle, die ſo oft vorkommen. Von Winona habe ich Nichts zu erwähnen, als daß der Eiſenbahnbau nach St. Peter hinaus raſch vorwärts ſchreitet, daß „zwei Frauen“ ein ſehr gutes deutſches Hotel eröffnet haben, daß Beder ein würdiger Nachfolger des Cam-

brinus und J. Schmidt der König der Mejer des Nordwestens genannt zu werden verdient.

Betreff einer Einladung am Abend bewog mich die Stille meines Zimmers im St. Charles Hotel zu La Crosse, so das rauhe Wetter nach Außen, mit dem österreichischen Bauerjungen zu singen: „Zu dir bin i ganga, bei dir hat's mi g'freut; zu dir geh i nimma, der Weg is mer zwelt.“ Doch aufgeschoben soll künftig trotz des weiten Weges nicht aufgeschoben sein.

Am 26. collectirt und des Abends auf den Wogen des Mississippi nach Prairie du Chien gefahren, um dort mit dem Bahnzuge nach Milwaukee zu verbinden.

Aus den Zeitungen sah ich, daß Missouri, wo die vielseitig impugnierte neue Constitution vom Volke angenommen, und Tennessee, beide ohne Sklaverei, in die Union aufgenommen wurden. Nun ist die Reihe an den übrigen Staaten, vorwärts in Rebellion. Präsident Johnson's Quelle der Begnadigung von Rebellen, die seine Pardonirung anleben, wird als unerträglich erwähnt. — Es läßt sich Manches dafür und Vieles dagegen sagen. Wahrscheinlich glaubt der Präsident, daß es nicht genug Hanf in Amerika gäbe, um alle die Rebellen und Hochverräther zu hängen. Auch hat man ja durch Behandlung des rebellirenden Südens als „kriegführende Macht“ u. durch Parolirung ganzer Regimenter der braverkämpfenden Kavallerie die Brüste abgetragen, welche zum Galgen führt, dessen „ultima ratio“ besonders dem Ausland gegenüber bedeutend mit den völkerrrechtlichen Begriffen in Conflict kommen würde. Nun, so experimentirt denn weiter fort; der Zeitgeist und der Drang der Zeit wird noch Manches zur Reife bringen, was gewisse Leute gerne im Keim ersticken möchten, um den alten „status quo“ wieder herbeizuführen. Absurd und lächerlich zugleich! — *Vous verrez.* — Wer aber Augen hat und sieht nicht, Ohren und hört nicht, Geheirn und denkt nicht, der rennt leicht

mit dem Kopf an die Wand und erwacht schmerzlich aus seiner Beläunung mit einem: „*non putabam.*“ (Das dachste ich nicht.)

Daß La Crosse eine rührige Stadt ist, habe ich schon öfter erwähnt. Die Brauer Gund und Heilmann lassen eben, nahe der Dampfbootlandung, ein großes Gebäude aufführen, das für ein amerikanisches Hotel erster Classe bestimmt sein soll. Herr Georg Lang hat sich durch Eröffnung einer Gartenwirtschaft neues Verdienst erworben; denn was er etablirt, das hat Geschmac und eifert auch Andere an zum ästhetisch Schönen.

Der Fluß ist bedeutend im Fallen, was für St. Paul allerdings ein großes Misere. Daher bereits das unregelmäßige Eintreffen der Boote. Gestern kam das nordwestliche Boot um 4 Uhr des Nachmittags zu La Crosse an, heute wurde es neun Uhr Abends, inbessen die Key City, fünf Stunden lang auf einer Sandbank festsaß. Mit den großen Booten wird es denn nun bald ein Ende haben und die Reisenden werden es sich wieder gefallen lassen müssen, auf elenden kleinen Fahrzeugen, wie Haringe zusammengepackt, zwischen La Crosse und St. Paul sich maltrairiren zu lassen.

Zwischen La Crosse und Prairie du Chien hatten wir Fahrwasser genug, doch verurlichte dichter Nebel einen Aufenthalt von mehreren Stunden, daher wir erst nächsten Tag gegen Mittag auf der „Hundeprairie“ ankamen, wo mehre Passagiere ausstiegen, um per Eisenbahn nach Milwaukee und Chicago zu fahren. Das neue palastähnliche Rail Road House an der Landung bot mir einen Schreibstisch in einem freundlichen Raume und ein „*first rate dinner*“, wodurch das Laviren von fünf Stunden durchaus nicht belästigend war.

Die Fahrt von Prairie du Chien nach Milwaukee nimmt 12 Stunden. Da die Waggons, besonders mit verabschiedeten Soldaten überfüllt waren, zog ich mich in den Schlafwaggon zurück, wo mir, gegen \$1.25 ein bequemer Sitz und ein gutes Bett zu Theil ward. Auch

hatte ich das Vergnügen, da mit Hrn. Salomon, früheren Gouverneur von Wisconsin, zusammenzutreffen. Ein Deutscher, mit Intelligenz und Tugenden begabt, wie man sie in Amerika nur äußerst selten findet.

Der Tag meiner Ankunft in Milwaukee, am 28. Juni, war der Eröffnungstag der großen „Sanitary Fair“. Ich fand da das Schöne und Rühliche in reicher Mannigfaltigkeit vertreten und die Elite des schönen Geschlechtes der Stadt, in pikantem Costüm sich wie Sphibiden präsentirend, wetteiferte die eleganten und zierlichen Waaren an den Mann zu bringen. Das deutsche Departement verdient besonders erwähnt zu werden. Die Eröffnung der „Ausstellung“ wurde durch eine Rede von 100 Kanonen dem Publikum bekannt gemacht. Auch fehlte es nicht an Glodengeläute und Muehmusik. Das großartige Unternehmen wird sich um so mehr rentiren, da der Ertrag für den höchst wohlthätigen Zweck eines Jubiläumshauses bestimmt ist. Für die Feste des nahen 4. Juli werden ebenfalls großartige Anstalten getroffen. Künftig sollte das Volk nicht nur den 4., sondern auch den 5. Juli als einen Erinnerungstag der Wiedergeburt der Republik und Reconstitution der Union feiern. Solche Feste nähren den republikanischen Geist im Volk und sollten stets auf erlauchter Weise gefeiert werden.

Capitain Domschke hat wieder seine frühere Stelle als Redakteur des „*Drauf*“ eingenommen und das Blatt wird mit namhaften Theilnahme sich erstreckend, in Hälbe täglich erscheinen. Auch ist mir bekannt, daß die geistreiche Frau Anna Annette, nach 4jähriger Abwesenheit in der Schweiz, in wenigen Tagen nach Milwaukee erwartet, und künftig in St. Louis ihren Wohnort wählen wird.

Am 29. des Abends bin ich in Chicago angekommen, um von dort meine Tour nach dem Staat Indiana zu machen. Die Bahn zwischen Milwaukee und Chicago ist sehr gut. Die

brinus und J. Schmidt der König der Metzger des Nordwestens genannt zu werden verdient.

Betreff einer Einladung am Abend bewog mich die Stille meines Zimmers im St. Charles Hotel zu La Crosse, so das rauhe Wetter nach Außen, mit dem österröschischen Bauerjungen zu singen: „Zu dir bin i ganga, bei dir hat's mi g'freut; zu dir geh i nimma, der Weg is mer j'weit.“ Doch aufgeschoben soll künftig trotz des weiten Weges nicht aufgeschoben sein.

Am 26. collectirt und des Abends auf den Bogen des Mississippi nach Prairie du Chien gefahren, um dort mit dem Bahnzuge nach Milwaukee zu verbinden.

Aus den Zeitungen sah ich, daß Missouri, wo die vielseitig impugnierte neue Constitution vom Volke angenommen, und Tennessee, beide ohne Slaverie, in die Union aufgenommen wurden. Nun ist die Reihe an den übrigen Staaten, vorwärts in Rebellion. Präsident Johnson's Quelle der Begnadigung von Rebellen, die seine Pardonirung anflehen, wird als unerhörtpflich erwähnt. — Es läßt sich Manches dafür und Vieles dagegen sagen. Wahrscheinlich glaubt der Präsident, daß es nicht genug Hanf in Amerika gäbe, um alle die Rebellen und Hochverräther zu hängen. Auch hat man ja durch Behandlung des rebellirenden Südens als „kriegsführende Macht“ u. durch Parolirung ganzer Regimenter der braverkämpfenden Kavallerie die Brücke abgetragen, welche zum Galgen führt, dessen „ultima ratio“ besonders dem Ausland gegenüber bedeutend mit den völkerröschlichen Begriffen in Conflict kommen würde. Nun, so experimentirt denn weiter fort; der Zeitgeist und der Drang der Zeit wird noch Manches zur Reife bringen, was gewisse Leute gerne im Keim ersticken möchten, um den alten „status quo“ wieder herbeizuführen. Absurd und lächerlich zugleich! — *Vous verrez.* — Wer aber Augen hat und sieht nicht, Ohren und hört nicht, Gehirn und denkt nicht, der rennt leicht

mit dem Kopf an die Wand und erwacht schmerzlich aus seiner Betäubung mit einem: „*non putabam*“. (Das dachte ich nicht.)

Daß La Crosse eine rührige Stadt ist, habe ich schon öfter erwähnt. Die Brauer Gund und Heilmann lassen eben, nahe der Dampfbootlandung, ein großes Gebäude aufführen, das für ein amerikanisches Hotel erster Classe bestimmt sein soll. Herr Georg Lang hat sich durch Eröffnung einer Gartenwirtschaft neues Verdienst erworben; denn was er etablirt, das hat Geschmac und eifert auch Andere an zum ästhetisch Schönen.

Der Fluß ist bedeutend im Fallen, was für St. Paul allerdings ein großes Misere. Daher bereits das unregelmäßige Eintreffen der Boote. Gestern kam das nordwestliche Boot um 4 Uhr des Nachmittags zu La Crosse an, heute wurde es neun Uhr Abends, indessen die Key City, fünf Stunden lang auf einer Sandbank festsaß. Mit den großen Booten wird es denn nun bald ein Ende haben und die Reisenden werden es sich wieder gefallen lassen müssen, auf elenden kleinen Fahrzeugen, wie Haringe zusammengepackt, zwischen La Crosse und St. Paul sich maltraitiren zu lassen.

Zwischen La Crosse und Prairie du Chien hatten wir Fahrwasser genug, doch verursachte dichter Nebel einen Aufenthalt von mehreren Stunden, daher wir erst nächsten Tag gegen Mittag auf der „Hundeprairie“ ankamen, wo mehre Passagiere ausstiegen, um per Eisenbahn nach Milwaukee und Chicago zu fahren. Das neue palastähnliche Rail Road House an der Landung bot mir einen Schreibstisch in einem freundlichen Raume und ein „*first rate dinner*“, wodurch das Laviren von fünf Stunden durchaus nicht belästigend war.

Die Fahrt von Prairie du Chien nach Milwaukee nimmt 12 Stunden. Da die Waggons, besonders mit verabschiedeten Soldaten überfüllt waren, zog ich mich in den Schlafwaggon zurück, wo mir, gegen \$1.25 ein bequemer Sitz und ein gutes Bett zu Theil ward. Auch

hatte ich das Vergnügen, da mit Hrn. Salomon, früheren Gouverneur von Wisconsin, zusammenzutreffen. Ein Deutscher, mit Intelligenz und Tugenden begabt, wie man sie in Amerika nur äußerst selten findet.

Der Tag meiner Ankunft in Milwaukee, am 28. Juni, war der Eröffnungstag der großen „Sanitary Fair“. Ich fand da das Schöne und Nützliche in reicher Mannigfaltigkeit vertreten und die Elite des schönen Geschlechtes der Stadt, in pitantem Costüm sich wie Sphibiden präsentirend, weiterferte die eleganten und zierlichen Waaren an den Mann zu bringen. Das deutsche Departement verdient besonders erwähnt zu werden. Die Eröffnung der „Ausstellung“ wurde durch eine Salve von 100 Kanonen dem Publikum bekannt gemacht. Auch fehlte es nicht an Glockengeläute und Blechmusik. Das großartige Unternehmen wird sich um so mehr rentiren, da der Ertrag für den höchst wohlthätigen Zweck eines Invalidenhauses bestimmt ist. Für die Feier des nahen 4. Juli werden ebenfalls großartige Anstalten getroffen. Künftig sollte das Volk nicht nur den 4., sondern auch den 5. Juli als einen Erinnerungstag der Wiedergeburt der Republik und Reconstruction der Union feiern. Solche Feste nähren den republikanischen Geist im Volk und sollten stets auf eclatante Weise gefeiert werden.

Capitain Domsche hat wieder seine frühere Stelle als Redakteur des „Herold“ eingenommen und das Blatt wird einer namhaften Theilnahme sich erfreuend, in Bälde täglich erscheinen. Auch erfährt ich, daß die geistreiche Frau Mathilde Anneke, nach 4-jähriger Abwesenheit in der Schweiz, in wenigen Tagen zu Milwaukee erwartet, und künftig hier oder in St. Louis ihren Wohnsitz wählen wird.

Am 29. des Abends bin ich in Chicago angekommen, um von dort auf die Tour nach dem Staat Indiana fortzugehen. Die Bahn zwischen Milwaukee und Chicago ist sehr gut. Wir haben

wieder viele Soldaten an Bord, die vom Kriegsdienst entlassen nach ihren respektiven bürgerlichen Berufsgeschäften zurückkehren.

Die Hunderttausende, die in Schlachten fielen, theils als Krüppel ihr ferneres Leben zu fristen haben, werden in kurzer Zeit durch Immigration ersetzt werden, welche nach Zeitungsberichten in diesem Jahr eine sehr namhafte sein wird. Wirkt nicht auch du, mein Vaterland, ein Contingent und senden? Doch die Ungarn sind kein migratorisches Volk und der Kaiser wird wohl schon aus Interesse seines Thrones durch eine freisinnige, dem Juvel in Papenburgs Krone angemessene Politik dafür sorgen, daß seine Ungarn nicht europamüde sich nach unseren, freilich vollen, überseelischen Fleischschöpfen sehnen

Juli 1865.

Die große „Fair“ (Ausstellung) von Chicago, welche über \$300,000 reinen Gewinn einbrachte, ist vorüber. Ich sah bloß noch das Skelet des colossalen, temporären Bretterpalastes mit seinen Seen, Springbrunnen, Statuen, Büsten, Bäumen und Blumen. Außer dem New-Yorker „Crystal-Palace“ war Dies wohl der großartigste Humbug, den der amerikanische Genius für einen edlen Zweck in's Werk gesetzt hat. Bei solchen Unternehmungen giebt es immer einzelne „Smarte“, die sich die Hände waschen. Bei erwähnter Fair soll eine arme Dame, die bei Gesellschaften als Präsidentin figurirte, so viele Geheule erhalten haben, daß sie sich jetzt ein Haus baut im Werthe von \$25,000. Gewiß ein guter Lohn für die Bemühungen eines „soldatenfühlenden“ Herzend. —

Ich machte eine Spaziersfahrt auf einer die große Stadt nach allen Richtungen durchkreuzenden Eisenbahnen nach Camp Douglas, um dort in der Nähe der Unterwelt einen Landsmann, Hrn.

Bred, zu besuchen, der da als Professor der modernen Sprachen angestellt ist. Sein Lieblingesach ist die lateinische Sprache, in welcher er excellirt; zu dieser Stelle wußte sich ein „sprachverhungernder“ amerikanischer Stümper durch Einfluß einzuschleichen, was leider, so oft zum größten Nachtheil der Studirenden der Fall ist. Ich traf da auch einen Professor aus Peru, Ind., einen Tyroler, Hrn. Mähnbach, einen sehr intelligenten Mann, und Hrn. Tackelschusky aus Ungarn, der als Capitain unverwundet in mehren Schlachten, zu Manitowad, Wis., eine Herzwurde erhielt, von welcher er jetzt von einer sehr hübschen jungen Frau in Hymen's Tempel curirt wird. Das sind wohl die süßesten Wunden, so ein Mann erhalten kann die Wunden von Amor's goldenem Pfeil!

Ich bekam da ein Curiosum in Form eines englischen Pamphlets, zu Gesicht, von dem seit einigen Jahren verschollenen „Apostel und Gesandten Gottes“ Andreas Smolnikar, wailand katholischer Professor des Bibelstudiums zu Klagenfurt, in Oesterreich, der nach Amerika kam, um die „babylonische Pore“ wie er das Papstthum in seinen voluminösen Werken nennt, zu stürzen. Weiß nicht, ob der gute alte Schwärmer und gelehrte Narr noch unter den Lebenden barfußelt; doch so viel ist gewiß, daß seine göttliche Sendung eine verfehlte war, indem Rom noch immer nicht verlore und der Katholicismus in Amerika in den letzten 20 Jahren colossale Fortschritte im geistigen Rückschritt gemacht hat. In jenem Pamphlet figurirt der Insibel Ludwigh als spirituellistisches Medium, den die Geister im Jahr 1847 auserwählt hatten, um, mit allen Kriegsinsignien ausgerüstet, in Europa die Revolution von 48 heraufzubeschwören, zum Schrecken aller Könige und Pfaffen. Eine große Ehre, in der That! Um so weniger verdient, da die Geister bei Gründung einer Republik, durch Einfluß von Dämonen a la Se-

nator Goshler zu Hamburg, eben so ohnmächtig waren, wie Smolnikar, der Gesandte Gottes, bei Umstürzung des Papstthums. Gerüttelt wurde in jenem Jahr der Verheißungen allerdings gewaltig am Alten; doch wird es noch eine ziemliche Weile nehmen, ehe „Gott und die Geister“ stark genug sein werden, um es zu stürzen. Indessen werden Smolnikar und Ludwigh längst zusammen im Himmel mit Geistern verkehren, die sich Jenem schon im Leben bis zum Verücktsein manifestirt hatten, und nach deren Bekanntschaft Dieser noch immer vergebens sich sehnt.

Leidet Professor Bred zuweilen an Heimweh oder sonstigem spleen, so nimmt er bloß das geistreiche Pamphlet zur Hand und der Choler verwandelt sich alsbald in demokratisches Lachen. He da, Herr Apostel Smolnikar, da Unten oder dort Oben, ist es nicht ein neuer Beweis für Sie und Ihre Anhänger, daß sich die Geister gewisser Menschen als Nation bedienen, wenn sie einen ganzen, gelungenen, oder halben, verpöfchten Plan ausführen wollen? Ein neuer Beweis, wenn ich Ihnen sage, daß ich nach einem höchst profalschen Collocations Tage nach Mitternacht aufwachte, und mich, auf der Bahn der Preis-Dichterei, gedrungen fühlte aufzustehen und ein deutsch-amerikanisches Volkslied zu schreiben. Seltsamer Stoff dieses Gehirns, das so Vieles empfangt und so Vieles vergißt; das abgesspannt wird mit dem abgesspannten Körper, das bei bestimmten Einflüssen in dichterische oder in sieberische Ertafegeräth, bei etwas zu viel Alcohol besoffen wird, und durch Verlegungen, religiöse Tollheiten und allerlei fixe Ideen das Ebenbild Gottes in's Narrenhaus spedirt! Ein deutsches Volkslied von einem Ungar geschrieben — das kann den Preis unmöglich erhalten und ist Das nicht wirklich Geistespuß, wenn er sich bei seiner stolzen Nation reinigen will vom Verdacht eines nationalen Verbrechens? Nun, unsterbliche Geister u.

Nacht des Geldes wegen; der Pfaff verkauft den Himmel und vergiebt die Sünden für Geld; der Lehrer kreischt sich beifer des Geldes wegen; der Handwerker hobelt und leimt, und näht, u. schweiß für Geld; der Bauer pflügt des Geldes wegen; der Tagelöhner quält sich für Geld; der Zeitungsschreiber schreibt und schimpft für Geld; selbst der Schauspieler und der Concertist, deren Hauptmotor Ruhm und Ehre sind, spielen und singen für Geld u. s. w. Nur der Dichter, der Bildhauer, der Maler werden durch den „innern Gott“ erwärmt, durch den Genius befeuert und Geld hat für sie, als solches, keinen Werth, daher sie in der Regel arme Teufel sind. In ihre Kategorie gehört auch der Reformier, der Weltbeglückter, dem die Menschheit über den Werth des Geldes steht, und der gerne hungert, wenn Jene prassen, die ihn entweder hassen, oder als Narren verlachen. Selbst die Gadel brennt nicht ohne Geld und obson dieser Vampenfloss dem Gadel nicht Zweck, sondern Mittel ist, so muß er ihn doch haben, um — für Pech zu sorgen, an dem es ihm auch, besonders im bildlichen Sinne nur höchst selten gefehlt hat. Da nun, besonders in einer Republik, der Werth des Menschen nach dem Pfund gemessen wird und ein Mensch ohne Geld ein Lump ist, so ist es allerdings vernünftig und notwendig nach Geld zu streben. Ich habe also Nichts dagegen, wenn man schon die Kinder den Werth des Geldes kennen lehrt; doch sollen vernünftige Eltern es sie blos als (an und für sich werthloses) Mittel, nicht als Zweck schägen lehren; denn Lump im wahren Sinn des Wortes ist Jeder, der Ueberzeugung, Princip und Tugend für Geld verschachert. Metall und Papier können dem Menschen keinen inneren Werth verleihen und es ist Thorheit und Dummheit zugleich, einen Reichen des Geldes und des Besizes wegen höher anzuschlagen in der Scala des Menschen-courses als den Armen in der Scala, in welcher vor dem Tribunale der Vernunft nur Tugend, That und Handlungen

des Menschen vollgewichtigen Werth haben.

Um auf dem Wege des Geldes noch ein Mal zu den Turnern von Chicago zurückzukommen, erlaube ich mir, ihnen den bescheidenen Rath zu ertheilen, sich neben den *crepundia* auch mit *scientia* zu befassen, und einen Theil des Geldes, das ihnen durch Bälle, Concerte, Pic-Nicks u. dgl. so reichlich zufließt, auf öffentliche Vorträge, wenigstens jeden Monat ein Mal, auf Debatten über religiöse, politische und sociale Thematika und auf radikale Schriften zu verwenden.

Arbeiter, Unwissenheit und Geistes-trägheit können euch nur schlechte Früchte tragen. An der rothen Halsbinde hängt, wahrlich, das Wesen des Turners nicht und die rothe Farbe verträgt sich mit der schwarzen Farbe der orthodoxen Dummheit nicht. Wo ist euer Phalanx für geistigen Fortschritt? Wo euer Zusammenwirken für Verwirklichung humanistischer Fragen? Wo sind eure Altäre, deren Ihr dem Cambrius schon so viele erbaut habt, wo sind eure Altäre, auf denen Ihr opfert zur Hemmung und zum endlichen Sturz des Pfaffenthums? Ihr habt im Kriege rühmlich euer Leben preisgegeben; im Frieden sollt Ihr dem Geiste säen, um im Geiste politische u. sociale Stellung und Freiheit zu erndten! Es mag Bier in Strömen fließen; Ihr möget eure Jugend auch sinnlich genießen; doch sollt Ihr auch aus Aethusen's Quelle trinken und Erkenntnis schöpfen, um nicht Pfaffen, Demagogen und Capitalisten als *crepundia* (Spielzeug) und als feiltes Werkzeug zu dienen.

Nach dem Concert in der Turnhalle ging ich, ein Fremder in Israel, nach Melm's Garten des Hrn. Rabisch, wo mir bei einer Tasse Kaffee die Abendkühle beim Säufeln der Bäume wohl that.

Als ich heimkehrte, scholl aus der Nachbarschaft, (ich glaube es war in der

Arbeiterhalle) Tanzmusik in meine stille Klause herein und ich entschlief im Gedanken: daß Chicago sich über die Strenge des Sonntagsgesetzes nicht zu beklagen habe.

Am 3. nach La Porte, im Staate Indiana, gefahren und im Washington Haus abgestiegen, das gut geführt wird. Die prachtvollen weißen Litten in den kleinen Seen an der Stadt waren eben wieder in voller Blüthe und die Stadt hat hier durch Hrn. Albrecht ein gutes Feld für gesunde Früchte gewonnen. La Porte ist ein sehr freundliches Städtchen von circa 6000 Einwohnern. Zur Gewerthätigkeit gehört besonders die Bleistiftfabrik der Herren Weisner und Frankel. Hr. Gedle hat vor Kurzem dem deutschen Publikum ein am Ort sehr anmuthig gelegenes Gartenlokal eröffnet. Eine Resource, die bei der drückenden Sommerhitze von großem Werth ist.

Am glorreichen 4. Juli, dem Tag der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, in South Bend angekommen. Die Geschäftsläden waren alle festlich geschlossen und hätten nicht die Turner durch eine Procession von circa 40 Mann und schallende Musik ein Lebenszeichen von ihrem Freiheitsinn gegeben, so wäre es da still und öde gewesen wie in den Straßen von Pompeji oder in der Marktstraße von Philadelphia an einem christlichen Schabbath. Ich folgte dem Zug nach dem „Fairground“ hinaus, wo ein Turner ein Pic-Nick veranstaltet hatte und wurde da bald von Einigen „long“ und freundlich bewillkommt. Also bei den Turnern in South Bend kein Fremder in Israel! Da eben kein Auar da war, habe ich, Pilatus im Credo, die Einladung des Sprechers, Hrn. Gottfried Meyer, und einiger Anderer zum Verein, mit Vergnügen angenommen. Ja, ich muß gestehen, daß ich mich sehr freue, an diesem Tage, nach einem zweiten Sieg der bedrohten Republik, zu sprechen. Das Pic-Nick war zahlreich, besonders vom schönen Geschlecht und

sehen Volke Oesterreichs mit Tyrol u. s. w. Diese drei Staaten, jeder seine Nationalität während, seine Sprache, Sitten und Literatur pflegend, erwählen auf etwa 10 Jahre ihre Gouverneure und bilden jeder ein selbstständiges Ganze, geschützt und zusammengehalten durch eine österreicherische Union. Was der Präsident den Ver. Staaten ist, das sei der Kaiser, der Erbfolge nach, der Gesamt-Union von Oesterreich. Aufhört der Monopolen aller Art Beziehung der Kaiser vom Gesamtstaat, als Höchster Beamter und oberster Feldherr, einen liberalen Gehalt. Das Ministerium ernenne der Kaiser und werde der Majestät verantwortlich gemacht. Gewissensfreiheit und freie Schulen seien in jedem Staate der geistige Hebel der Intelligenz. Sämmtliche Kirchengüter fallen der Union anheim und man verwerde sie als Nationaleigenthum. Da Intelligenz und Tugend eines Volkes die sicherste Stütze eines vernünftigen und tugendhaften Kaisers sind, so verpöne man den römischen Einfluß eines heiligen Vaters und lasse Jedem auf seine Fagon selig werden. Nah, sagt Ihr, das wäre ja ein republikanisches Kaiserreich und der Kaiser bloß ein Popanz. Ja, gerade so wie wir hier ein republikanisches Königreich haben mit dem Popanz eines Präsidenten, der jedes Mal 4 bis 8 Jahre lang regiert, oder richtiger gesagt, administriert. Durch das Erbrecht entgeht Ihr den Wahlkürmen und Wahlintriguen und ein impotenter Kronprinz, kann, laut Unionsbeschluß, durch den fähigsten Nachfolger ersetzt werden. Dies schiene mir eine zeitgemäße Reform zu sein, um die Revolution zu verhüten. Die Guillotine hat sich, an und für sich, als sehr schlechter und unzuverlässiger Reformator bewiesen. Noch giebt es Einen Weg des Heils und der Größe für den Kaiser von Oesterreich: er mache sich zum Kaiser eines einzigen Deutschlands, er gebe den verschiedenen Nationalitäten Ihre selbstständigen Verfassungen u. bilde Eine Union im großen Maßstabe. Demnach müßte

Oesterreich in Deutschland aufgehen und mit der Duodez-Wirbelschaft der Könige und Fürsten hätte es, zum Segen des Ganzen, ein Ende. Also ein deutsches republikanisches Kaiserreich mit den heterogensten Nationalitäten durch das Band der Union in Harmonie gebracht — welche Macht von Außen könnte einem solchen Staate gefährlich werden? Keine, selbst nicht vereinigt — so wenig als eine Macht der Erde diese Republik in Amerika zu vernichten vermag. Einheit macht stark. Heterogene Elemente in politische Harmonie zu bringen, ist Staatsweisheit. Versucht es; friedliche Experimente sind stets revolutionären vorzuziehen. Aufhalten könnt Ihr den Zeitgeist ja doch nicht und das Endziel republikanischer Verfassungen, das den Völkern gestedt ist, kann keine Macht der Welt zu Nichts machen. Wollen sehen, ob Samuel, der alte Fadel, ein falscher Prophet war.

Sonntag des Abends besuchte ich die Turnhalle. Der große Saal war mit einem fashionablen Publikum gefüllt. Die Musik war sehr gut. Nach dem üblichen Sonntags-Humbug werden auch diese Concerte von Walzern und Polpourries, als „Kirchenmusik“ angezeigt, um den Sabbath zu heiligen. Ein heuchlerisches Volk, in der That, das noch immer nicht reif genug ist, in der Praxis den Staat von der Kirche zu trennen und das Juden und Nichtgläubige mit dem puritanischen Sonntagsgesetz maltrairt zum Hohne der Menschenrechte eines freien Bürgers.

Die drei großen Buchstaben C. F. C. welche ich einst solchen Turnhallen als Aufschrift empfahl, die nicht geneigt sind, das geistige Turnen als ihre Hauptaufgabe zu betrachten, waren bei erwähntem Concerte sehr gut repräsentirt. Prof. Brock meinte, ich solle C. F. C. in drei große C. verwandeln, wodurch ich mich zugleich mit Voltate in eine Metempsychose versetzen würde. Derselbe bereitete nämlich Holland und als man ihn frag, was er von den Holländern halte,

brantwortete er die Frage mit C. F. C. Das heißt: canal, canoe, canaille. Das Mysterium aber der drei C. am Frontispice solcher Turnhallen, wo dies muskirt, getanzt, Comédie gespielt und das geistige Turnen, Debatten, radikale Vorträge und das Lesen freier Schriften systematisch verpönt wird, um dem Glauben und der Dummheit einzelner ungeschulter Knoten nicht weh zu thun, resolvirte sich denn in *Cerevisia. Crepundia. Omnia*. Es giebt sehr wenige Katholiken, die den Sinn der lateinischen Messe verstehen, waram sollte es nicht auch Leser der Fadel geben, die diese todte Sprache nicht verstehen? Der Wissbegierige findet übrigens leicht einen Priester, der ihm als Dolmetsch dienen kann, oder man wende sich schriftlich an den Sittenrichter Hrn. Doctor Hesse zu East Saginaw, der gewiß gerne, mittelst Consultation eines Lexikons, darüber Aufschluß geben wird. Das Porto eines Briefes kostet bloß 3 Cents, und die Uebersetzung jener drei mysteriösen, ominösen großen C. ist ganz gewiß das doppelte Porto werth.

Wie man den Werth des Geldes die Kinder in Amerika lehren soll, davon habe ich mich im Hause eines Freundes, eines gebildeten Israeliten, überzeugen können. Zwei talentvolle Kinder, ein Mädchen und ein Knabe, wurden vom Vater aufgefordert, den „Alpenjäger“ zu declamiren. Beide, etwas scheu, weigerten sich, es zu thun. Als nun der Vater dem Mädchen eine Dollarnote als Belohnung präsentirte, war die Zunge wie durch einen Zauber gelöst. Magnetisch berührt durch das Medium, das durch Kirchen und Paläste dringt, trat auch der Knabe fordernd in die Schranken und belde erhielten den Preis. Ja, das liebe Geld spielt eine große Rolle in der Welt, besonders in der amerikanischen Welt. Der Kaufmann speculirt und wagt des Geldes wegen; der Advokat beackert und besticht die Jury mit Worten des Geldes wegen; der Arzt besucht seine Patienten bei Tag und bei

Nacht des Geldes wegen; der Pfaff verkauft den Himmel und vergeht die Sünden für Geld; der Lehrer kreischt sich heifer des Geldes wegen; der Handwerker hobelt und leimt, und näht, u. schwingt für Geld; der Bauer pflügt des Geldes wegen; der Tagelöhner quält sich für Geld; der Zeitungsschreiber schreibt und schimpft für Geld; selbst der Schauspieler und der Concertist, deren Hauptmotive Ruhm und Ehre sind, spielen und singen für Geld u. s. w. Nur der Dichter, der Bildhauer, der Maler werden durch den „innern Gott“ erwärmt, durch den Genius befeelt und Geld hat für sie, als solches, keinen Werth, daher sie in der Regel arme Tölpel sind. In ihre Kategorie gehört auch der Reformler, der Weltbeglucker, dem die Menschheit über den Werth des Geldes steht, und der gerne hungert, wenn Jene prassen, die ihn entweder hassen, oder als Narren verlachen. Selbst die Fadel brennt nicht ohne Geld und obgleich dieser Ympenstoff dem Fackler nicht Zweck, sondern Mittel ist, so muß er ihn doch haben, um - für Jech zu sorgen, an dem es ihm auch, besonders im bildlichen Sinne nur höchst selten gefehlt hat. Da nun, besonders in einer Republik, der Werth des Menschen nach dem Pfund gemessen wird und ein Mensch ohne Geld ein Lump ist, so ist es allerdings vernünftig und nothwendig nach Geld zu streben. Ich habe also Nichts dagegen, wenn man schon die Kinder den Werth des Geldes kennen lehrt; doch sollen vernünftige Eltern es sie bloß als (an und für sich werthloses) Mittel, nicht als Zweck schätzen lehren; denn Lump im wahren Sinn des Wortes ist Jeder, der Ueberzeugung, Princip und Tugend für Geld verschachert. Metall und Papier können dem Menschen keinen inneren Werth verleihen und es ist Thorheit und Dummheit zugleich, einen Reichen des Geldes und des Besizes wegen höher anzuschlagen in der Scala des Menschenlebens als den Armen in der Scala, in welcher vor dem Tribunale der Vernunft nur Tugend, That und Handlungen

des Menschen vollgewichtigen Werth haben.

Um auf dem Wege des Geldes noch ein Mal zu den Turnern von Chicago zurückzukommen, erlaube ich mir, ihnen den bescheidenen Rath zu ertheilen, sich neben den *crepundiis* auch mit *sciendibus* zu befassen, und einen Theil des Geldes, das ihnen durch Bälle, Concerte, Pic-Nics u. dgl. so reichlich zufließt, auf öffentliche Vorträge, wenigstens jeden Monat ein Mal, auf Debatten über religiöse, politische und sociale Thematika und auf radikale Schriften zu verwenden.

Arbeiter, Unwissenheit und Geisteslosigkeit können auch nur schlechte Früchte tragen. An der rothen Halsbinde hängt, wahrlich, das Wesen des Turners nicht und die rothe Farbe verträgt sich mit der schwarzen Farbe der orthodoxen Dummheit nicht. Wo ist euer Phalaris für geistigen Fortschritt? Wo euer Zusammenwirken für Verwirklichung humanistischer Fragen? Wo sind eure Altäre, deren Ihr dem Cambrinus schon so viele erbaut habt, wo sind eure Altäre, auf denen Ihr opfert zur Hemmung und zum endlichen Sturz des Pfaffenthums? Ihr habt im Kriege rühmlich euer Leben preisgegeben; im Frieden sollt Ihr dem Geiste säen, um im Geiste politische u. sociale Stellung und Freiheit zu erndten! Es mag Bier in Strömen fließen; Ihr möget eure Jugend auch sinnlich genießen; doch sollt Ihr auch aus Aethusen's Quelle trinken und Erkenntniß schöpfen, um nicht Pfaffen, Demagogen und Capitalisten als *crepundia* (Spielzeug) und als feiltes Werkzeug zu dienen.

Nach dem Concert in der Turnhalle ging ich, ein Fremder in Israel, nach Melm's Garten des Hrn. Rabisch, wo mir bei einer Tasse Kaffee die Abendfülle beim Säufeln der Bäume wohl that.

Als ich heimkehrte, scholl aus der Nachbarschaft, (ich glaube es war in der

Arbeiterhalle) Tanzmusik in meine stille Klause herein und ich entschloß im Gedanken: daß Chicago sich über die Strenge des Sonntagsgesetzes nicht zu beklagen habe.

Am 3. nach La Porte, im Staate Indiana, gefahren und im Washington-Haus abgestiegen, das gut geführt wird. Die prachtvollen weißen Lilien in den kleinen Seen an der Stadt waren eben wieder in voller Blüthe und die Fadel hat hier durch Hrn. Albrecht ein gutes Feld für gesunde Früchte gewonnen. La Porte ist ein sehr freundliches Städtchen von circa 6000 Einwohnern. Zur Gewerthätigkeit gehört besonders die Bleistiftfabrik der Herren Meisner und Frankel. Hr. Gedde hat vor Kurzem dem deutschen Publikum ein am See sehr anmuthig gelegenes Gartenlokal eröffnet. Eine Resource, die bei der drückenden Sommerhitze von großem Werth ist.

Am glorreichen 4. Juli, dem Tag der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, in South Bend angekommen. Die Geschäftsläden waren alle festlich geschlossen und hätten nicht die Turner durch eine Procession von circa 40 Mann und schallende Musik ein Lebenszeichen von ihrem Freiheitsfinn gegeben, so wäre es da still und öde gewesen wie in den Straßen von Pompeii oder in der Marktstraße von Philadelphia an einem christlichen Schabbath. Ich folgte dem Zug nach dem „Fairground“ hinaus, wo die Turner ein Pic-Nic veranstaltet hatten und wurde da bald von Einigen erkannt und freundlich bewillkommt. Also bei den Turnern zu South Bend kein Fremder in Israel! Da eben kein Aethur da war, habe ich, Pilatus im Credo, die Einladung des Sprechers, Hrn. Gottfried Meyer, und einiger Anderer vom Verein, mit Vergnügen angenommen. Ja, ich muß gestehen, daß ich mich gefehnt habe, an diesem Tage, nach einem zweiten Sieg der bedrohten Republik, zu sprechen. Das Pic-Nic war zahlreich, besonders vom schönen Geschlechte und

auch von mehren Amerikanern besucht. Dieser Herren *Natives* ist es nicht eingefallen, Etwas für die Feier des vierten Juli zu thun und desselben politischen Verbrechens, derselben Unterlassungsfünde hat sich der Böbliche Stadtrath schuldig gemacht, entweder aus Mangel an Geld oder aus Mangel an Freiheitsliebe. Kein Glockengeläute, keine Volksprocession, keine Freudenstöße — einzelne Verpuffungen von Fröschen und Revolvern abgerechnet, die den Donner der segreichen Kanonen zu verhöhnen schienen — keine englische Rede, kein Ablesen der Unabhängigkeitserklärung: der Kälteste 4. Juli, bei 98 Grad Fahrenheit, den ich seit 28 Jahren erlebt habe.

Abgespannt durch die drückende Hitze zog ich mich bald wie eine Schnecke in mein Gehäus zurück. Es war zu heiß, um zu denken; zu heiß, um zu schreiben; zu heiß, um zu essen und je mehr Lemonade ich trank, desto mehr schwigte ich. Dann erst die schwüle Nacht! Kaum hatte ich bis Mitternacht geschlummert, stand ich auf, um am offenen Fenster Luft zu schnappen. Und der Nachtgeist zog mich an den zu einem Schreibpult umgewandelten Waschtisch hin und ich schrieb, bei dampfendem Meerschäum, folgende Nachgedanken nieder:

Kein Lüftchen weht;
Der Nachtgeist geht
Auf geisterleichten Füßen
Still durch den Gau
Und macht die Menschen läsen;
Es grunzt 'ne Sau,
Im Hofe bellt der Hund
Und in dem Schlund
Der Sümpfe quaden Frösche.
Ich aber spute mich und lösche
Das Unschlitt-Licht;
Doch schlafen konnt' ich lange nicht.

Im Traum reicht mir ein Mann,
Soll Haß und Wahn,
Statt Lagerbier ein Gläschen Wein.
Wein Herr, was soll das sein?
Er grunzt und meinem Mund

Entfährt ein Fluch in böser Stund.
Ich schimpfe und wir schmolten
Ganz jämmerlich wir zollten
Uns Epithete von Barbaren,
Von Höckerfrau'n und Janitscharen.

Ich mache auf und streck die Glieder;
Ich mache Licht und rauch und rauche
wieder.

Bald aber regt es mich zum brechen. —
Um mich zu rächen,
Schneuz mit den Fingern ich das Licht
Und setz mich dicht
An's off'ne Fenster,
Um die Gespenster
Des näch'tigen Grauens zu beschwören,
Daß sie mich tröstend doch erhören.

Es ist zu heiß, zu denken,
Es ist zu heiß, zu essen —
So schrieb ich kurz zuvor; nun aber
wanken

Im magren Kopfe die Gedanken,
Und aus beengten Schranken
Entquillt mir ein Ideenstrom;
Doch, ach, kein Wasser,
Um meinen Gaumen abzukühlen,
Noch Wurst und Brod,
Um meinen Hunger auch zu stillen
In dieser schweren, schweren Noth.
Nichts zu essen, Nichts zu trinken;
Gottlob, daß keine Wanzen sinken,
Und kein Moskito um mich singt,
Das vollends zu Verzweiflung bringt.

Ich muß mich rächen
Für Schwitzen, Dursten, Brechen;
Will zeigen, daß ich stärker bin,
In meinem Philosophen-Sinn
Als alle Elemente
Und quäl'nde Sacramente.
Ich sput' mich denn, ein alter Kämpfe,
Ergreif' die Muse an dem Hemde;
Denn 's war ja Mitternacht,
Als ich mit ihr erwacht.
Ich fange an zu meditiren,
Sogar auch zu philosophiren:
„Ob Hitze, oder Kälte,
Diese beiden Lebensplagen,
Leichter zu ertragen?“
Ich kam in Balde
Zum Resultat dahinter, i

Daß dort ein Minnesota-Winter
Und hier ein Indiana-Sommer
Für Bären und für Affen,
Doch nicht für Menschen sei geschaffen.

Den dort'gen Winter will ich fliehen.
Will nach 'nem mildern Klima ziehen
Doch, ach, es ist vergebens!
Wo findet man des Lebens
Bollkommene Glückseligkeit,
Wo Nichts uns quält u. Alles freut? —
Der Scylla wollen wir entfliehen
Und, siehe da, es ziehen
Dämonen mit der Hölle Pein
In die Charibdis*) uns hinein

Das Glück ist eben nur ein Flimmer,
Glückseligkeit ein Schimmer.
Du mögest König oder Bettler sein,
Du kannst nicht ungetrübt dich freu'n.
Bald ist's zu kalt und bald zu heiß,
Bald quält die Kälte, bald der Schweiß.
Bald g'nug zu essen und kein Appetit.
Bald Appetit und Nichts zu fressen;
Bald munter, frisch und stark,
Und bald das Podagra im Mark;
Jung entzündt durch Weiberschmünzeln,
Alt verhöhnt ob seiner Runzeln.
Heut' beklatscht und morgen ausae-
piffen
Dem Pöbel, roh und ungeschliffen;
Bald freiheitsglühend, bald sich be-
klagend,

Der Zweifel an dem Geiste nagend,
Ob Völkler-Dummheit,
Willkühr, Bankeimuth und Besheit,
Am geist'gen Fortschritt fast verzagend.

So schwankt denn stets die Waage
Zwischen Freude, zwischen Plage
Auf und nieder und das Herz,
Das heutz überfelig ist, wird morgen
Beengt durch Sorgen.
Verdammt zu Leid und Schmerz.
Das zeigt ja schon der Reim,
Da er wie Leim
Das arme, kleine Herz
Eischmiert mit Weh und Schmerz.

*) Zwei für den Schiffer gefährliche Stellen in Sicilien, welche ich im Jahr 1827 glücklich passirte. P.

Sich geistig über alle diese Beschwerden, Plackereien und Verlethe des Satans zu erheben, Ist in diesem besten Leben Die schwerste Kunst, In welcher selbst der beste Christ Und größte Philosoph nur Stümper ist.

In Gesellschaft von Dr. Zed nach der Brauerei des biedern W. Meeser gefahren und von da 2 Meilen, zwischen saatenreichen Feldern, hinaus nach der Universität der *Notre Dame du Lac*. Da nur Katholiken der Mutter Gottes die Ehre erweisen, sie als Heilige zu verehren, so kann man aus dem Namen „Unsere Dame“ schließen, daß die Universität eine katholische ist. Ein prachtvoll situirtes Plätzchen, ganz dem Studium und contemplativen Leben des *Dolce far niente* (Nichtethun) gewidmet; doch giebt es auch Laienbrüder, die *fan no qualque cosa* (Etwas thun) und als Handwerker thätig sind. Das Universitätsgebäude ist eine vier Geschos hohe, imposante Baute, noch nicht ganz vollendet. Im Vordergrund laßt eine schattige kleine Anlage zur Meditation, zum Beten des Breviariums und zur Ruhe ein. Neben steht eine Kirche aus Backstein mit zwei hölzernen Thürlein, wo ein Glöckenspiel angebracht ist, um jede Stunde die Sterblichen an die Vergänglichkeit des Irdischen in melodischen Tönen zu erinnern. Wohl dem, der reinen Herzens lebt und dessen Sterben dem Verhalten einer Glocke gleicht! Ein Priester sagte uns, daß im letzten Semester 360 Studenten da waren. Kost, Wohnung und Unterricht für einen Jüngling beträgt 300 Dollars rei Jahr. Im Refektorio, *alias* Speisesaal, sprach ich eine Weile mit einem jungen Etyroler, einem gebürtigen Tyroler. Tyrol schickt überhaupt ein gutes Contingent zur Verbreitung und Pflege des Katholicismus nach Amerika. Wü h l e n b a c h und A n k e r, die rei böse Geist als Mediren sich auserforen hat, machen als Abirränige eine Ausnahme. Sonderbar ist es, daß beide diese gelehrten Her-

ren Tyroler in Peru als schlichte Lehrer zusammen trafen, obgleich competent, Professoren zu sein. *Non cuique ridet Apollo*; das heißt: „nicht Jedem will das Glück wohl.“ Da die Kirche offen war, entweichten wir sie mit unserem Besuch und sollte man erfahren, daß der Fackler ihre Schwelle betrat, so dürfte wohl Weltrauch und Weihwasser in Anspruch genommen werden, um seine Fußstapfen zu sühnen. Es sind einige Dehlgemälde da; doch keine von klassischer Bedeutung. „Zuerst das Nüßliche, dann das Schöne; zuerst still und bescheiden, dann imponirend und herrschend“ — das ist so die Maxime der Jesuiten, von denen wohl die hiesigen Väter von St. Croix (vom heiligen Kreuze) Ableger sein mögen. „Als Wölfe habt Ihr uns verjagt, als Löwen kommen wir wieder.“ Der Katholicismus ist ein geheimer Dredon, der noch manchen Stürmen und Bomben der Reformation trogen wird. Sein System ist durch und durch confesquent und indes der Protestantismus in einem Parkeskleide auf Stelzen geht, schreitet der Katholicismus im Prachtgewande der Kunst stolz einher. Ich wiederhole es auch hier wieder, was ich öfter geäußert: würde man mich zwingen, eine Religion anzunehmen, so wäre es die Katholische. Ganz nahe zur Universität ragt ein solides Wohngebäude aus den Baumkronen eines Parks hervor, bespült von den Wellen eines kleinen Sees. Wie gesagt, das Ganze ist ein allerliebtes Plätzchen für Studierende und für Faulenzer. Eine halbe Meile von da ist ein Dameninstitut von St. Mary. Eine sehr anmuthige Promenade an süßlichen Abenden und beim Mondeschein für die Schwestern der heiligen Maria und die Brüder des heiligen Kreuzes. Ach, das Eölibat ist doch eine schwere Penitenz, die bloß durch Plato und D—n versöhnt werden kann. Der Mensch hört eben nicht auf, menschlich zu fühlen, menschlich zu begehren, auch wenn ihn das heilige Gewand des Klosters und des Priesterthums der profanen Menschheit entzieht. Und Kloster-

sünden des Fleisches, sind wohl von allen Sünden die verzeßlichsten, denen ich selbst als Weltpriester nie die Absolution versagen würde. Das Lehrsystem ist hier, wie in allen katholischen Schulen und Instituten gebiegen, und auf Zucht und Gehorsam der Jugend wird nirgends solche Rücksicht genommen, wie eben in katholischen Anstalten. Die religiöse Dressur abgerechnet, würde ich sie für meine Knaben allen anderen Frei- und Privatschulen vorziehen. Aber — „trau ihm nicht, denn er ist katholisch,“ sagt das ungarische Sprichwort der Kalviner, obgleich die Doctrin Calvin's in dogmatischer Hinsicht nichts anders ist, als eine Bastardgeburt des Katholicismus. Das schönste Maulthier ist noch lange kein Vollbluthengst der edlen Pferde-Race. Die äußerste Consequenz findet sich bloß im Katholicismus u. Atheismus: zwischen liegt Phrasendrescherei u. Halbheit. Doch genug des Vergleichens; sonst ziehen die Väter des heiligen Kreuzes den Schluß daraus, daß der Atheus Lubvigh Anlagen habe, in den Katholicismus überzuschnappen und *a la list* Mönch zu werden, vor welcher Thorheit ihn alle Heiligen und Nichtheiligen im Himmel, die sich, nach Smolnikar, der Sterblichen als Medien bedienen, bewahren mögen zur Ehre des gesunden Menschenverstandes. Etsa. —

South Bend ist eine gewerthätige Stadt von circa 6000 Einwohnern. Es sind da 3 Sägemühlen, 1 Maschinen-Werkstätte, 1 Dreschmaschinen-Fabrik, 1 Wollenfabrik, 3 Mahlmöhlen, 1 Werkzeug-Manufaktur u. d. d. G., 3 Meubelfabriken. Mit dem Turnverein, der radikale Elemente besitzt, ist eine Gefangenen-Kolonie verbunden.

Von South Bend via La Porte nach Plymouth; eine kleinere, doch ebenfalls rührige Stadt. In La Porte hörte ich, haben die Amerikaner den Vierten auf würdigere Weise gefeiert als zu South Bend. In Plymouth hält Herr J. K. Haslanger ein gutes deutsches Gasthaus. Seit meinem letzten Besuch wurde hier

Vereinigte Staaten-Anzeigen

HOTEL DIEZ,
Ecke von Broadway und Spring Str.
New-York.

Wilhelm Diez, Eigenthümer.
Dieses prächtige Hotel wird ganz in
europäischem Style geführt.

Carl Grüner's Hotel.
Ecke von West-Huron- und Genesee-Strasse.
Buffalo, N. Y.

Reisende können zuverlässig auf gute
Bedienung rechnen.

National-Hotel.
Ecke der Wasser- und St. Clair-Strasse.
Cleveland, O.

Fr. Weidenkopf: Eigenthümer.
Reisende können auf gute Bedienung
rechnen. Auch ist für Stallung gesorgt.

Böhm's Hotel.
Ganz nahe am N. W. Centralbahn-Depot
Rochester, N. Y.
J. Böhm: Eigenthümer.

Weber's Hotel.
Heinrich Weber: Eigenthümer.
Ecke von Wasser- und Wayne-Strasse,
Sandusky City, O.

Solide und billige Bedienung für Rei-
sende. Gute Stallung für Fuhrwerke.

St. Charles Hotel.
Louis Ewo: Eigenthümer.
Pearl-Strasse, in Michel's Block.
La Crosse, Wisc.

Reisende finden bequem eingerichtete
Zimmer.

W. Dickenscheid's Hotel.
222 Walnut-Strasse, zwischen der 6. und 7.
Cincinnati, Ohio.

Reisende und Kostgänger finden gute
Bedienung.

A. Schulze's Gasthaus.
Zweite Strasse, nahe der Dampfboot-Landung.
Aurora, Ind.

Deutscher Tisch und gute Zimmer.
Auch ist für Ställe gesorgt.

Toledo-Haus.

Deutscher Gasthof von Fr. Severin.
Nr. 33 Washington-Strasse,
nahe St. Clair-Strasse, nahe dem Eisenbahn-
Depot und Landungsplatz der Dampfboote.
Toledo, Ohio.

Der Gasthof ist neu eingerichtet und
bietet Reisenden alle Bequemlichkeiten.

William Tell Hotel.
408 und 410
Pennsylvania Avenue, zw. 4 1/2 und 6. Strasse,
Washington, D. C.
O. H. Buehrke & J. Lowenstein,
Eigenthümer.

Einzelne Zimmer, mit oder ohne Kost. Deut-
sche Küche.

EUROPEAN HOTEL.
L. Emerich, : : : Eigenthümer,
Washington, D. C.

Dieses im Centre der Stadt gelegene
Hotel ist in directer Verbindung mit der
Eisenbahn. Die einzelnen Zimmer bie-
ten alle Bequemlichkeit; die Küche ist
mit guten Köchen versehen und die mit
dem Hotel vereinigte Restauration ist bei
Abgang sowohl wie bei Ankunft der Bahn-
züge offen. Man logirt da bei Tag und
bei der Woche. Für gute Getränke wird
besonders gesorgt.

Deutsches
Gasthaus zum Wilden Jäger,
S. Müller, Eigenthümer.
Jackson Strasse, zwischen der 3. und 4. Strasse,
St. Paul, Minn.

DEUTSCHES HOTEL,
Eigenthümer: Samuel Lauer.
Muscatine, Iowa.

Reisende finden da guten Tisch und ein-
zelne Zimmer.

Erd's Dakotah-Haus,
New-Ulm, Minn.,
(früher Bittel's French-Restauration,
Chicago, Illinois.)

Reisenden diene zur Nachricht, daß der
Unterzeichnete das durch Adolph Seiler
mehrere Jahre geführte Hotel übernommen
und am ersten Mai d. J. eröffnet hat.

Die Zimmer bieten alle Bequemlich-
keit.

Der Tisch wird in deutschem Style ge-
führt.

Für Stallungen ist auf das Beste ge-
sorgt.
Frank Erd.

Johann Müller,
Importeur von
Weinen, Liqueuren, Cigarren u. s. w.
Händler in
Bourbon, Korn-Whisky u. inländi-
schen Getränken.

Nr. 266 St. Washington-Strasse,
Indianapolis, Indiana.
Carl Hoffeld, reisender Agent.

Neues deutsches Hotel.
C. D. Gerlach,
Ecke von Randolph u. Fortstrasse,
nahe am Markt.

Detroit, Michigan.

Empire State Mill

Jakob Ambos u. Comp.
Syracus, N.Y.
Fabrikanten von Weizen-Gries (*farina*), gespalteten Erbsen, gerollter Gerste, *homony*, Hafermehl u. s. w.
Importeurs von europäischen Produkten.
Preis-Listen werden portofrei zugesandt.
J. Ambos.
Ed. Morell.

Mag Bros & Co.
Niagara Falls, N.Y.

Groß- und Kleinverkäufer von Indianer-Arbeiten, Perlwaaren u. s. w.
Reisende, so die weltberühmten Fälle besuchen, werden wohl thun obiges Geschäftsalokal zu besuchen, da sie daselbst unentgeltlich Auskunft erhalten über Posten, Merkwürdigkeiten der Umgegend u. s. w.

Joseph Perley,

Wissenschaftlicher und praktischer Optiker.
paßt dem Gesicht die besten Gläser an, setzt künstliche Augen, ohne Schmerz, ein — und hat stets eine Auswahl von
Mikroskopen,
Vergrößerungsgläsern,
Stereoskopen,
Zeicheninstrumenten,
Teleskopen,
Opern- und
Marine-Gläsern,
Barometern und
Thermometern.
Nr. 122 Superior-Strasse unterhalb dem Weddel-House.
Cleveland, Ohio.

J. Hingen u. Rosen,

Planoforte - Fabrikanten,
Markt-Strasse, Nord-Ecke, zwischen 6- und 7-
Strasse.
Louisville, Kentucky.
Die Instrumente sind nach dem modernsten Styl und für ihre Güte wird garantiert.

C. Schulenburg u. Co's

Billard - Fabrik,
52 und 53 Schuyler-Strasse, Detroit, Mich.
Alle Sorten Billiards, Pigeonhole- und Bagatell-Tische, sowie die dazu gehörigen Artikel, werden stets in bester Auswahl vorräthig gehalten und alle Aufträge prompt ausgeführt und garantiert.

Teutsche Bank.

von Gebrüder Willius und Dunbar.
(Gründer D. & C. Willius.)
Saint Paul, Minnesota.

Martin Landenberger's

WOOLEN HOSIERY,
Frankford Road und Bedford Straße, unterhalb Franklins-, Kensington, Philadelphia.

Yuette u. Dickmann,

Casimir- und Tuchhändler
84 Duane Straße, New York.
Es ist ein Lager und vollständiges Assortiment von deutschen und französischen Tuchen der besten Fabriken.

W. Wilkens u. Graue.

Frederic Road,
Baltimore, Maryland,
fabrizirt und hat stets am Lager die feinsten Sorten von reinem Pferde- und Kuh-Haar, so auch gemischtes und Schweinehaare zu den billigsten Preisen. Baltimore Niederlage:
Schloß-Ecke von Pratt u. Charlesstrassen.
Aufträge durch die Post empfangen, werden besorgt. Für rohes Pferdehaar etc. wird der höchste Preis gegeben.

Photographische Linsen

für Porträts und Landschaften
mit Uebereinstimmung des Gesicht's u. des chemischen Focus.
verfertigt von
Volgtländer und Sohn.
Die einzigen Agenten für die Vereinigten Staaten sind:

Benjamin French und Co.
No. 152 Washington Straße, Boston.
Herr A. Sommer, Sohn des Herrn Volgtländer, ist mit dem Geschäft assortirt und ertheilt betreff der Linsen alle nothwendigen Informationen.
Auswärtige Bestellungen für alle in dieses Kunstfach einschlagende Apparate und Requisiten werden auf das Prompteste besorgt.

Dr. S. Wolff

Nr. 180 West-Third-Str.,
Cincinnati, Ohio
heißt zuverlässig die Flechte, den Ringwurm, die goldne Ader, Warzen und jede Art von Hautkrankheit, Rothlauf, Geheime Krankheiten u. s. w.
Office-Stunden von 7 — 8
Uhr A.M. 1 — 3 N.M. u. 7 — 8 Abends.

Lichtbilder.

Die Unterzeichnete hat Martin's Bilder-Galerie käuflich übernommen und empfiehlt sich dem Publikum auf das Beste.
Mathilde Kersch.
St. Paul, dritte Straße, über Weber's Laden.

Bepler's Banknoten-Lite.

herausgegeben
Bepler u. Comp.,
Nr. 254 Main-Strasse, zwischen der 8. und 9.
Cincinnati, Ohio,
erscheint monatlich in deutscher Sprache und giebt die Beschreibung der guten und falschen Noten.
Preis: \$2.00, in Vorausbezahlung.
Subscription-Geld in registrierten Briefen geht auf unser Risiko.

Bepler u. Comp. kaufen und verkaufen Wechsel auf's Inland und auf Deutschland, sowie uncurrente Banknoten und amerikanische und europäische Gold- und Silber-Münzen, collectiren Wechsel- und Geschäfts-Noten und verleihen Geld auf kurze Zeit.

Neu erschienen:

Die Reconstruction
und
die Neger.
Von Ludwig Greiner.
Preis per Heft 20 Cts.
Zu beziehen durch H. Eberle,
Vor 93. Indianapolis, Ind.

Neu erschienen

und im Verlag von Jg. Kohler, 202
N. 4. Straße Philadelphia, Pa. zu haben
Schiller und seine Zeit.
Von Scherr.
In Leder gebunden \$1.50

Schiller's sämtliche Werke,
in englischer Sprache,
in zwei Bänden.
1864. In Leder geb. \$5

**Winona- und St. Paul-
Bahn.**

Der Zug von St. Paul um 6 Uhr
des Morgens und um 10 Uhr abends
10 Uhr 30 Min. ab.
Von Red-Be um 3 Uhr N. am Mittag
und kommt nach Winona um 6 Uhr 20
Minuten.
Stage-Wagen verbinden St. Charles
nach Chatfield, und zu Red-Be nach
Dwatonna, Mansata, nach dem südlichen
Minnesota, und nach Cannon-Falls und
St. Paul.
Winona, Aug. 1864.
John Newell, Super.

ein schönes Depot und einige solide Badsteinhäuser gebaut. Die Stadt zählt 2000 Einwohner, denen sichtbar der Bart wächst; denn man sieht sich nach einem guten deutschen Barbier. Also auf Figaro! In Plymouth ist Etwas zu machen. Daß Koch's Siefel- und Schuhgeschäft im letzten Jahr für 28,000 Dollars Waaren verkauft hat, ist gewiß ein Zeichen guter Geschäfte. Nach Bierbrauern ist hier kein Verlangen; denn Klinghammer liefert guten Stoff in reicher Quantität. Auch den Schmiid und Wagenfabrikanten Christ. Hacklanger kann kein Aenderer bieten und Schlarb's Billiard-Salon und der Arbor-Salon dem Depot gegenüber gehören zu den frequentesten dieser Art Lokale, an denen keine amerikanische Stadt Mangel leidet. Es scheint, daß der Mensch hier bloß lebe, um zu trinken.

Bei A e n n e r, im Arbor-Salon, wurde der einzige Jahrgang der Fadel, der noch (vom Jahr 61) übrig war, zu 50 Cents ausgedrückt; ich gewann ihn selbst und bei dem zweiten Würfeln zu 10 Cent, fiel er dem Adhler Nic. B e t t e r zu, dem eifrigsten Leser unter den Competitoren. Ueber Krebs und Maculatur kann ich mich bei meinem Verlage nicht beklagen; doch von materiellem Lohn ist noch immer keine Spur vorhanden. Geneveta und Schinderhannes und sonstige Volks- und Erbauungsschriften haben Verlegern gewiß mehr eingetragen als mein „Priester-Spiegel“, der „gesunde Menschenverstand“ u. s. w. Aus der Volksliteratur erkennt man den Volksgeist; der unfrige ist noch nicht weit über den „Novellenschlag“ und „die Gartenlaube“ hinaus. Was das amerikanische Volk am meisten liebt, das kann man aus dem Schund der englischen Literatur sehen, der Reisenden in Eisenbahnwaagons von Geist- und Sittenvorpefenden Colporteurs feilgeboten und verkauft wird.

Fort Wayne, eine der größeren Städte im Staat, in welcher von 25,000 Einwohnern $\frac{1}{3}$ Deutsche wohnen, war meine nächste Station. Die Fadel hat hier 22 Abonnenten; bei den vielen Kirchen, bei

dem stau vertretenen nichtleienten Pies und den vielen gebildeten Geschäftsgoim und Juden gewiß eine große Zahl! Ich kann nicht umhin, der Seltenheit wegen, des Bierbrauers B e d zu erwähnen, der mir, anstatt ein Glas Lager zu präsentieren die Wahl ließ zwischen Rheinwein und Champagner und der nicht nur für sich und einen in Deutschland abwesenden Nachbarn die Rechnung des Jahrganzes, sondern für 3 Jahre pränumerando bezahlt hat. Vor wenigen Jahren fing B e d sein Geschäft mit wenigen Mitteln an und jetzt gehört seine Brauerei zu den einträglichsten des Staates. Er hat sich als Brauer und durch sonstige Acte bei seinen amerikanischen Mitbürgern, ohne Unterschied der Partei, so beliebt gemacht, daß sie ihn mit einem Silberseice, bestehend aus Humper, 4 Bechern und einer Tasse, nebst einem Stod mit massiv-goldnem Knopf beschenken, im Werthe von circa 500 Dollars. Da heißt es: dem Verdienst keine Krone, welche freilich für Reformen u. sonst ge „Braucher des Geistes“ in der Regel bios eine Distel- oder Dornenkrone ist.

Auf einer der Kirchen, die an mir einen so großen Verehrer besitzen, erquidte mich der Anblick eines langen, mageren, vergoldeten Engels, befracht, in Strümpfen und Schuben, die Posaune in der Hand. Das Symbol der Erweckung der Todten am jüngsten Tage. Der Enael würde sich auf einem Spritzenhause besser ausnehmen wo er als Symbol bei Feuerbrünken die Lebenden aus dem Schlafe wecken könnte. Die Todten werden doch nicht wach; so gewaltig auch Engel und Pfaffen die Posaune blauen mögen. Utio nehm ihn herunter, Ihr guten Leute, verkauft ihn an eine Feuer-Compagnie und pflanzt das Kreuz auf, das Symbol der Hinrichtung eures lieben Gottes Jesus Christus. Im Kreuz, die Menschwerdung Gottes abgerechnet, liegt doch noch ein vernünftiger Sinn; denn das Volk steinigt ja überall seine besten Propheeten und Ihr selbst kreuzigt im blinden Eifer täglich die Vernunft. Doch die Vernunft taugt eben nichts, sagte mir ja

die Frau eines braven Bekannten zu Fort Wayne, der Glaube allein set es, der den Menschen zient und selig macht; also: kreuziget Ihr Lutheraner, kreuziget Ihr Methodisten, kreuziget Ihr Katholiken, kreuziget Ihr Christen aller Sektien, kreuziget die Vernunft, damit die Dummheit herrsche und selig werde im Himmel und auf Erden!

Fort Wayne hat viele Fabriken, unter welchen sich zwei Seelen-Fabriken befinden, in denen Geozarchie, Beschaffenheit und Regierungsform des Himmels gelehrt wird: eine lutherische und eine methodistische, in der lateinischen Sprache *Se minaria* genannt. Von Samen (der Saame). Ja, da wird so mancher Saame vergossen und ausgestreut, dem keine leibliche Frucht entwächst! Ein Saame des Molochs und des blinden Glaubens, der im Eifer der anmaßenden Ignoranz Irren versegert und verdammt, der nicht glaubt, daß in der Hostie der wahre Leib Jesu stecke, der selbst im Magen einer Kage, die sie frist, Gott und Mensch in Einer Person bleibt und der heilige Geist vercruste selbst im Excrement einer solchen das heilige Abendmahl unberufen verpreisenden Kage nicht

der nicht glaubt, daß man sich vom heiligen Geist getrieben, durch die Gnade Gottes beseit, wie ein Wahnnärrer in der Kirche „von Menschenhänden gemacht“ gehenden müsse, um nach dem Tode durch den Erzretellen Gabriel auf erweckt, ewig selig zu werden. Ja, kreuziget die Vernunft; denn sie ist ein gefährlich Ding, das den Menschen auf Erden ohne Gängelband läßt und ihm den Himmel raubt —

Ich traf zu Fort Wayne Hrn. Dänische, mit dem ich, als er Agent Berbaro's war, in EastSaginaw den famosen Ball besucht hatte, dessen Schilderung mir, trotz der zartesten Berührung zoologischer Pointe dort unerwartet ein geistiger Feinde gemacht.

Reisenden empfehle ich Hrn. Erdmann's Hotel, das Mayer-House. Der Tisch ist

sehr ant, Zimmer und Betten sind rein gehalten; nur die Tafeldecken muß man der Verleumdung weichen lassen, da sie den Gästen an den untern Tischen weniger Aufmerksamkeit schenken als denen an den obern. In Amerika, wo — mit Heyne zu sprechen — Alle gleiche Heil sind, sollte es, besonders in Hotels, keine Bevorzugung geben.

Ich habe den *Pittsburgshop* (die Pittsburg und Fort Wayne-Eisenbahn-Maschinen-Werkstätte) besucht. Ein colossales Etablissement, in dem monatlich 30—40,000 Dollars an Arbeiter ausbezahlt werden.

Von Fort Wayne fuhr ich auf der *Toseros, Wakas's u. Western-Bahn*, 20 Meilen, nach Huntington, einer Stadt, welche ich früher noch nie berührt hatte. In einem deutschen Hotel fand ich Alles, um mir den Aufenthalt in's Sonntag angenehmer zu machen. Das Stadtkranken wuchs aus den Wäldern eines flachen, fruchtbaren Terrains hervor und hat circa 2500 Einwohner, von denen 1/3 Deutsche; meist Katholiken. Es sind hier drei deutsche Schulen, Schaefer's deutsche Apotheke, ein deutscher Arzt, drei Kleiderhandlungen, von denen die des Hrn. Dick ein reich sortirtes Waarenlager hat, eine Brauerei und eine Freischule. Die Fackel hat auch hier, durch Hrn. F. Kopp, Aufnahme gefunden. Ich fand da anerkennend ein deutsches Publikum, das den Wein dem Bier vorzieht. Des Abends traf ich in *Lauermann's* und *Kahn's* Salons eine intelligente und solide Gesellschaft, gemischt von gleich und wohlgeborenen Juden und Christen, die weder von Ellohim, noch von Jesu besonders viel Glauben hatten und sich der Conservation, wie gewöhnlich bei Männern, um Schicklichkeiten u. Jehudams drehen, da sprühen, trotz Beschreibung und Laufe, die Augen der Juden u. der Golim wie die eines Scaucaloten bei Anblick der *Guloune*, oder die einer feuchden Judenbraut beim ersten Anblick der *Butsch-galm Meschore's*. *Butsch-*

galm heißt — nach Levi und Kahn — verdrückt Hosen u. Meschore's Diener; so haben die Hebräer des billigeren Orient's den Hosenträger zum Diener der Hosen gemacht. Ob übrigens zu Moses Zeiten die Juden bereits Hosenträger konnten, muß erst noch durch einen gelehrten Rabbi entschieden werden. Christlich-theologische Autorität wird nicht angenommen, da sich Diefelblos bis zu dem Noth Jesu und den Strumpfbändern Maria erstreckt.

Hestiaer Gewitterregen hat die schwüle Luft nicht nur, abgekühlt, sondern es ist sogar kalt genug für einen Oberrock.

Am 10. Juli von Peru nach Logansport gefahren. Mein Aufenthalt in Peru war sehr kurz, da hier Welschhorn einen besseren Boden hat als die radikalen Principien der Fackel. Nun, die Menschen sind eben verdrückt und Jeder hat so seinen eigenen Geschmack.

Aus den Zeitungen ersehe ich, daß E. Harold, E. Pagne, G. A. Zerobit u. Frau M. E. Zurrat, als Vertheilte am Worte *Vincro'n's*, gedenkt und Dr. Mudd u. D. Roablin für lebenslange Kerkerstrafe verurtheilt worden sind. Ein böses Omen für den noch im Kerker schmachtenden Jeff. Davis. Ein fürchterliches, doch verdientes Loos! — Bedenke von Allem was Du thust das Ende — heißt es — Reue kommt oft zu spät. —

Einflussreiche Stimmen lassen sich bereits für allgemeines Stimmrecht der Neeger vernehmen; nicht weil am Stimmkasten die Intelligenz erwogen, sondern die Stimmen gezählt werden und die Stimmen der Neeger im Süden nothwendig sind, um den Rebellen nicht wieder die politische Macht in die Hand zu geben. Also Alles „*expediency*“ und „*necessity*“. — Von Humanität und Anerkennung der Menschenrechte keine Spur. Selbst die vielgelesene *New-Yorker-Stratezeitung* hat sich bereits zu Gunsten des Stimmrechts der Farbigen vernehmen lassen. Ach, welches Bauchgrimmen wird diese Pille ihren meist demo-

kratischen Lesern nicht verursachen. — Weh' ihr des Irwells wegen! Auf jeden Fall ein „*faul pas*.“ — Seht, Ihr Gebildeten und Verblendeten, das ist der Zeitgeist, der euch am Seil der *„Nothwendigkeit“* vorwärts zieht zu eurem eigenen Wohle und zum Wohl der Republik!

In Logansport sah ich drei Elefanten des allbekannten *Dan Rice* durch die Straßen treppieren. Ein colossales Thier und doch nur ein Zwerg in Vergleich zu dem längst ausgestorbenen Geschlecht des *Mammoth*; *a peu pres* wie sich das Körpermaß eines österreichischen Grenadiers nebst Bärenmütze zu jenen Menschen verhält, die laut geologischen Nachweisungen vor 24,000 Jahren in Californien gelebt haben. Ach, welche Zwerge sind wir jetzt und wie ein colossales Irribum sind biblische Erschaffung der Welt und Heitrechnung der Juden! — Die „*great show*“ des *Dan Rice* hat sehr viele Landleute nach der Stadt gezogen, was besonders den Salonhaltern und einem Musikschreiber, der auf der Straße *Warzen* operirt, großen Vortheil brachte.

Logansport vergrößert und verschönert sich mit jedem Jahr. Das deutsche Element ist auch hier stark vertreten. Die Apotheke der Gebrüder *Borges*, das *Tal-* und *Salongeschäft* des Hrn. *Schabelmann*, die *Herberti* von *Alneley*, J. *Seiter's* *Crafer*, und neu etablirte *Esig* *Fabrik* u. *Branning's* u. *Co's* *Brauerei* machen ausgezeichnete Geschäfte. Hr. *Abel*, ein deutscher *Gymnasial-Professor*, hat vor Kurzem eine deutsche Schule eröffnet, und ertheilt Privatunterricht in alten und modernen Sprachen. Auch fehlt es an guter Musik nicht, die *Silver Band* des Hrn. *F. Petting* und das *Musik-Chor* des Hrn. *Wachter* verdienen erwähnt zu werden.

Wie ich vernahm, will *Branning* seinen Geschäftsantheil verkaufen, was ich erwähne, um einem deutschen Brauer Chance zu geben, sein Glück zu machen.

Da der Nachzug nach *Indianapolis*

erst um 11 Uhr abgeht, hatte ich Zeit u. Muse, *Dan Rico* zu besuchen. Das war in der That, eine ausgefüllte, höchst angenehme Stunde. Nicht als hätte ich noch keine Pyänes, keine Tiger, keine Löwen, kein Lama, keine Elephanten, keine Kameh's, keine Papageie und Affen gesehen — ich sah ja den *Jaggu des Jants* in Paris, und Karavaneen von Kamehlen im Orient — sondern weil das Schöne und Seltene auch in der Wiederholung Genuß gewährt und besond'rs da ich eine interessante italienische Conversation mit einem viel gereiserten und in eifrigsten Albino, aus Madagascar, hatte, und auch, weil es mir höchst angenehm war, im bunten Gewühle von meist gesehenden Menschen naturphilosophische Betrachtungen anzustellen. Bei denen ich, trotz aller theologischen und geologischen Hypothesen und Argumentationen, mit dem Albino, zum Schluß kam: daß die gesammte Schöpfung „Folge der kochlichen Nothwendigkeit“ und „Caprice der Natur“ ist. — Pab, wird man sagen: das ist eben auch Hypothese. Nun so ist dies eben meine Hypothese, die Jeder nach Belieben impugniren möge. Der Albino ist ein schöner Mann von gewaltiger Musculatur, mit vollem Bart, feinem, struppigem, doch nicht wolligem Kopfsaar, röthlichen matten Augen, 40 Jahre alt; seine Frau, häßlich und intelligent, ist eine geborene Italienerin, und ihr Sohn von 8 Jahren ein hübscher Junge. Ich sah und sprach hier auch eine amerikanische Dame aus Springfield, Mas., mit männlichem Kinndart.

Der Albino erzählte mir, daß er einen Albino gekannt habe, der mit einer gewöhnlichen weißen Frau Kinder zeugte, die der Mutter gleichen und einen Andern, mit einer Albina verewählt, deren Kinder weiß waren und struppiges, wolliges schwarzes Haar hatten. Das ist das „große Spiel“ der Natur und es ist unmöglich zu bestimmen, ob der Affe der erste Vater des Menschen, oder der Mensch der erste Vater des Affen war.

So viel steht fest, daß die ganze organische Schöpfung (das Wort ohne Begriff ein's anderen Schöpfers als der Natur selbst gebrauchend) sich auf die selben nothwendigen Gesetze der Productivität reduciren läßt und ganz besonders die biblische Erzeugung von Adam und Eva als „plumpen Aribum oder als Fabel hinstellt. In einem dritten Zelte waren Wandtableaus ausgestellt: Lincoln, seine Gattin und Booth, dessen Mörder; Lincoln auf der Pforte; Secretär Seward und Lewis Payne, der ihn mit Dolchstichen schwer verwundete und vor wenigen Tagen gehängt wurde. Die Figuren, wurden in New York gemacht. Die Gelungensten sind Lincoln auf der Pforte und Seward. Payne war ein schöner junger Mann mit einem schwarzen Schnurbart und nachlässig herabhängenden Haaren, modern schwarz gefärbt, die Bekleider in hohen Reiterstiefeln tragend. Ein vollkommener Typus eines jungen melancholisch cholertischen, südlischen Evadenscherlers. Im selben Zelte war auch das in Anzeigen und auf Schaulappen sogenannte und dargestellte „einzig lebende Skelet“, ein junger Deutscher aus Ohio, Namens Hancock dem Großvater nach von englischer Abstunft. Hancock ist jedoch keineswegs ein Skelet, sondern ein bis unter die Hüften hinab, vollkommener, kräftiger Mensch mit steinähnlichen Beinen, die so dünn sind, daß man sie mit der Hand umspannen kann. Füße und Fehen sind vollkommen. Geben kann er nicht, frank, wie er mir sagte, war er noch nie. „Auch er ist ein Specimen von christlich-göttlicher Nachvollkommenheit, die den Theologen nach nichts Unvollkommenes hervorbringen kann.“

Ich wohnte in Loanspost in einem englischen Haus, wo ich für drei Dollars per Tag wegen Mangel eines Schlüssels des Nachts die Thür mit der Bettstelle verbarrikadirte; indem die Schloßer an den Thüren mich zum Schluß führten, daß es Diebe giebt; wo ich wegen Mangel an Sonnenschein in Einem

Tag nicht drei Stück Wäsche erwärmen bekommen konnte; und wo die Gäste mit ihren bechnugten Messern von der Butter nahmen; eine Indienz, welche ich in Häusern erster Klasse noch nirgends getroffen habe. Zimmer u. Bett waren übrigens ganz gut.

Des Nachts fuhr ich *via Kokomo* in einem sehr bequemem Schlafwaggon auf den guten Schienen der An-ianapolis u. Peudahn nach An-ianapolis, der Hauptstadt des Staates Indiana, und — von hier am 13. nach Terrehaute.

Die Reise von Chicago bis hier bietet an Naturscenerien durchaus nichts Schönes; Alles flach, waldig und monoton — eine gute Boden für Farmer, wenn nicht allerlei Insekten die Pflanzenernte verderben, was es, leider, dieses Jahr her der Fall ist. Nicht nur der Mensch, auch Vegetabilien und Cerealien haben ihre Feinde. Also, tröste dich, armer Derivatur, laß dich den Gesetzen der Natur, laß über deine Feinde nicht. Denn auch sie besanspruchnen ihr Recht auf ihre Börse, auf deine Ehre, auf dein Leben wie der Erdloch auf zarte Pflanzen, die Welpen auf die süßen Früchte, die Wanne auf dein Gut. Du magst sie abwürgen oder verüben; das Leben ist Kampf, ist wechselstündiger „Aufstiegs- und Zersetzungsproceß“, genannt: Allmacht und Weisheit Gottes.

Durch Theilnahme der Herren *Arrey* und *Steinwehl* ist hier die Zahl der Abonnenten bis auf 19 gestiegen; freilich ein kleiner Contingent neben den 100 Abonnenten die hier der jungwacwande reisende Herr von *Geherd's* Marunslaupe gewonnen hat. Wissenschaft u. d. Radikalismus sind eben schwer vorzutreiben und nicht alle, die Herr, *Geherd*, sagen, kommen in's Dinnreich. — Der Turnverein war das auf 12 Mitglieder herabgeschmolzen; jetzt zählt er wieder 50, mit einer Gesangs-Sektion von 30 Sängern Sprecher der Turngemeinde ist Herr *Steinwehl*; Director der Gesangssection Professor *Siebert*. Terre-

haut, die Prairiestadt, hat eine sehr schöne, breite Geschäftstraße mit reichfortirren Kaufläden. Das deutsche Element ist auch hier stark vertreten. In den Nebenstraßen giebt es mehre schöne Residenzen und anmutige Gärten. Der Mayor (Bürgermeister) ist ein intelligenter Deutscher, Herr Grg. E. a n a z, der seit dem Jahr 1841 in Aemtern ist. Auch der Sheriff, Herr Kaiser, ist ein Deutscher.

Es sind hier 5 Brauereien von denen 2 Lagerbier fabriciren, Moaer und Menagel. Auch sind da 3 Unterstüßungsvereine, Harugari, Druiden, und der Deutsche Unterstüßungsverein. Bei Fischer findet man gute Restauration u. bei Kagendach gute Caarren. An Kirchen ist Ueberfluß, an wahren Frommen Mangel, wie überall in der christlichen Republik.

Beim Abgang des Zuges nach Evansville hatte ich Gelegenheit unter den Reisenden den im Feld berühmten und durch seinen politischen Passus anrühmigen General Sherman zu sehen und zu begrüßen. Die Entfernung ist 109 Meilen, welche wir in 8 Stunden zurücklegten.

Evansville ist eine sehr hübsche und lebhafteste Stadt am Obflusse, mit circa 15,000 Einwohnern. Es erscheinen hier 2 deutsche tägliche Zeitungen. Die großen Geschäfte, Handel und Fabriken, sind meist in Händen von Deutschen. Auffallend ist es daß hier bei 17 Kirchthürmen, die als so viele Meilenzeiger nach dem Himmel prangen, bloß eine enaliche Zeitung herauskömmt, welche in der Stadt nicht mehr als 700 Abonnenten besitzt. Ein sicherer Beweis, daß da mehr gelehrt als gelesen wird. Der Turnverein beginnt auch hier, nach den Verbütungen des Krieges, sich wieder zu heben und zählt 100 Mitglieder. Sprecher ist Herr Bischof, der den Mut hatte zu jener Zeit eine republikanische Zeitung herauszugeben, als es noch gefährlich war, den partidemokratischen Leu zu werken und wo ein Mensch, der an Menschenrechte, ohne Unterschied der Race, glaubte, im besten Lichte betrachtet

als „Narr“ verhöhnt wurde. Der Sieg der „großen Kanone“, als Reformator in der Wusterrepublik, hat die Zahl dieser Narren so sehr vermehrt, daß es bald nur noch wenige geschickte Leute geben wird, die da glauben, Menschen mit schwarzer Hautfarbe seien zweibrünnige Lastthiere, von dem lieben Gott für die edle kaukasische Race zu Sklavendiensten bestimmt. Die politische Geschichte der Regier in diesem Lande hat sehr viel Aehnlichkeit mit den Jahrhunderte lang von den ignoranten und anmaßlichen Christen als geächtete Partas behandelten Juden und sonderbar ist es, daß gerade unter den Juden hier sehr viele die göttliche Institution der Sklaverei verteidigt haben. Es ist anders geworden und es scheint, als ob sich selbst die Häbesten der Conservativen, welche die Sklaverei in Schutz nahmen, theils todtschweigen wollten, über ihren Fall sich freuen und von der Republik eine bessere Zukunft hoffen. — Mir ist diese Hoffnung zur apodiktischen Gewisheit geworden; so sehr mir auch noch vor der „Reconstruction“, vor dem Wiederaufbau der Union graut, welche in den Händen unseres großen Schneiders und Präsidenten Johnson noch immer kein festes und sicheres Stütz erhalten hat. Liefert Ihr die politische Macht, ohne das Gegengewicht der Stimmen loyaler Farbigen, in die Hände der geheime Rache nährenden und sich stets nach den alten Fleischköpfen zurücksehenden Rebellen in die Hände, so kann das noch schlimme Folgen für die Zukunft haben. Der Ruck für die moderne Zeit, der sich unter der Nähmaschine des Präsidenten befindet, ist also noch immer nicht fertig und wir bedürfen tüchtiger Gesellen, um ihn nicht zu verpfuschen.

Ich verließ Evansville des Nachts bei abscheulichem Regenwetter und fuhr auf den Wellen des Ohio, die so gelb wie die der römischen Tiber waren, 200 Meilen nach Louisville, im Staate Kentucky. Die Ufer sind eine große Strecke hin auf niedrig und eintönig. Die wenigen

kleinen Städte sind weder schön noch rührig und einzelne feilsche Partien waren am Tage das Einzige der Scenerie, an dem das Auge mit Vergnügen weilen konnte. Wir passirten Tell City. Auch ein deutsches Vereins-Unternehmen, das sich nach Jahren noch immer nicht über die Dimension eines Krähwinkels erhoben hat. Hätte gerne da abgehalten; doch verhinberte mich schlechtes Wetter daran. Es war wohl gut; denn auch da hätte es ja wieder geheißen: „es ist schwer zu sehen, und keine Satiren zu schreiben.“ Oberhalb Tell City erhöhen sich die Ufer und sind weniger monoton. An Bord unserer Role Hyte hatten wir viele Frauenzimmer, unter denen jedoch keine blühende, üppige Rose war; eigenthümliche Geschöpfe, die ihre ländliche Ignoranz mit dem Firniß der Mode übersündeten. Ignorantinnen; doch keine lebenswürdigen, wie die Märchen im Lande der Hellenen.

Wir haben New Albany gegenüber vor Portland angehalten und ein Straßen-Eisenbahnwagen brachte mich nach Louisville. Der Charakter dieser Stadt präsentirt sich durch colossale Tabakskässer, maulstierkelbante zweirädrige Karren, schwarze Gesichter und rauhe Cavaliere hoch zu Ross, als ein rein südlicher. Der Staat Kentucky hirtel und jekt das eigenthümliche Bild eines Staates in dem die Sklaverei nominell besteht; der Sklave keinen Werth mehr hat und, mit einem Paß versehen, hingehen kann, wohin er will. Die Conservativen sind über die Einmischung der Soldaten bei den bevorstehenden Wahlen sehr erbost. Nicht ohne Ursache, denn die Leute in blauen Hosen werden streng dafür sorgen, daß Alle, die an der Rebellion theilgenommen haben von den Stimmkästen zurückgewiesen werden. Die Ritter, die unter Morgan u. Kirby den Staat übersaßen hatten, mögen versichert sein, nicht stimmen zu dürfen. Die Conservativen wollen uns glauben machen, daß bles Jene als Rebellen zu betrachten sind, welche die Waffen ergriffen haben; es ist jedoch sehr im Irrthum.

Die Arbeitszustände sind gegenwärtig in Kentucky in einem höchst unregelmäßigem Zustand. Es ist nicht selten, daß ein Farmer im Glauben zu Bette geht, er habe 20 Arbeiter für sein Feld und des Morgens ohne alle Hüfe sich verlassen sieht. So unwissend die Necker auch sind, so wissen sie doch, daß die Sklaverei nur noch in Kentucky existire, und da auch in den letzten Zügen liege. Es nicht einsehen, daß das Heil der Landbesitzer nur in der factischen Aufhebung der Sklaverei liege, ist Blindheit und Stupidität. Der Sklave, der wegläuft, begreift sein Interesse weit besser, als der Sklavenbesitzer, für den er in Folge des Krieges werthlos geworden. Die Kentucky'r sind des „Kriegsgaschens“ müde. Es ist gewiß kein angenehmer Zustand. Nehmt das „Amendement zur Constitution“ an und Ihr werdet von der Soldatenwirtschaft befreit werden. Die Sklaverei war die Ursache des Krieges, das „Kriegsrecht“ ist die Folge davon. Mit der beseitigten Ursache verschwindet auch der Erfolg.

In der Stadt sind die Geschäfte trotz alledem sehr blühend. Ich habe die Mainstraße noch selten so lebhaft gesehen wie jetzt. Louisville hat eine große Zukunft. Ich hatte dieses Mal hier keine Geschäfte und blieb bloß einen Tag da, um einige meiner Freunde zu besuchen. Einen vermiste ich, den Apoptiker Stein. Das traurige Ende dieses, einst so geachteten und einflussreichen Mannes, sollte Allen als warnendes Beispiel dienen, die den Weg der Müßigkeit verlassen und sich dem Bummeln hingeben, das endlich zur Manie und in's sichere Verderben führt. Stein war ein tüchtiger Chemiker, ein thätiges Mitglied des Freimännervereins und Präsident des Schulvereins. Er war es der mich von Savannah zurückgekehrt mit einer Flasche Ungarwein „gebeert“ und im Namen der freien Deutschen in Louisville mit einer Goldfeder „gefedert“ hat. Wie kräftig, wie begeistert war damals seine Rede und wie tief ist er, der Rän-

pfer für Vernunft und Freiheit durch den Geist und Körper zerkörenden Branntwein gesunken! Er verkaufte sein Geschäft, das er verwahrloste, und wurde endlich, vor Kurzem, Soldat. Nach zwei Tagen seiner Dienstzeit verließ er des Nachts, wahrscheinlich von Manie befallen, seine Kammer. Der Schildwache vorübergehend gab er auf 3maliges Anrufen seine Parole und — zwei Kugeln machten seinem Leben ein Ende. Er hinterließ eine gebildete Frau und brave Kinder. Welch' trauriges Loos! Freie und gute Menschen, die ihn kannten, bedauern ihn und werden stets sein Antefen ehren.

Im Woodlandgarten des Hrn. Truove war eben Pick-Nick, das jedoch sehr spärlich besucht war. Es ist dies ein sehr schöner, geschmackvoll angelegter Park, mit hohen Schattenbäumen und Blumenparten. An Sonntagen wird das Lokal stark frequentirt; so, daß sich die Einnahme an manchem Tage von 500 bis 1000 Dollars beläuft.

Im Hause des Doctor Bischof entschwanden mir angenehme Momente des Abends. Seine Tochter trug Piecen auf dem Klavier mit vieler Fertigkeit vor, von ihrem Bruder mit der Violine begleitet. In der Turnhalle der Herren Louis Chermann und Reiff traf ich interessante Gesellschaft, wo philosophische und politische Thematata debattirt wurden, an welchen besonders Herr Greve und Dr. Bischof participirten. Die freie Vereinsschule besteht noch; doch ist das Zusammenwirken auf freiemem religiösen Gebiete gänzlich verschwunden. Der Mangel an Einigkeit im großen Ganzen, der sich nicht nur bei Deutschen, sondern bei allen Nationen kundgiebt wird durch Clubs ersetzt, deren höchster Zweck ist: „Bier, Kartenspiel und Billard.“ So verflümmert denn der freie Geist und verbröckelt sich erfolglos, trotz aller vorhandenen, brach und zerstreut liegenden Elemente. Einzelne klagen über und beklagen den trostlosen Zustand; doch wer vermag es, den traffen Materialismus, die anmaßende Suffisance, den

blasirten Indifferentismus, das Geschäfts- und Geldjagen so vieler unserer Radikalen und die Geistessträgheit so vieler Schreier zu Einem großen, harmonisch zusammenwirkenden Ganzen zu verschmelzen? Jener radikalen Jesuiten nicht zu gedenken, die an der Spitze einzelner Bewegungen figuriren, ohne selbst ein Opfer zu bringen. Was macht die katholische Kirche auch hier zu Lande stark? Systematische Einheit der Führer und Beter und Opfer der Gläubigen. Was macht uns der Kirche gegenüber schwach? Eifersüchtelei, Haarsplitterei der Führer und Nichtlesen freier u. wissenschaftlicher Schriften, aus Faulheit, oder Geiz der Ungläubigen. Dies ist der Schlüssel zur Ephyra. Der Drang nach dem Himmel ist epidemisch, der Drang nach Wissen endemisch und die *vox populi* ist nichts anders als die Stimme der Dummheit und das Echo von Priestern und Demagogen. Verlassen wir dieses Thema, das ja doch nur ein Schrei in die Wüste ist, und fahren wir an Bord des General Kyle nach Madison. Der schöne und große Ohiodampfer war gefüllt mit Passagieren, unter denen auch mehr Soldaten und einige Offiziere waren. Zwei der Offiziere, holländische Männer, hatten sogar keine Uniformen und gewöhnliche Stiefel. Die Bürgergardesoldaten, wie gewöhnlich, waren ungebürstet, ungekämmt, ungewickelt. Zerrißene Hosen, zerlöcherter Hüte; rostige Eisenbeschleiden und rostige Sporen sind keine seltene Erscheinung, obgleich Uncle Sam seine Leute weit besser bezahlt als irgend ein Monarch in Europa. Extreme berühren sich auch in dieser Hinsicht: „türkisches Militär und amerikanisches Militär.“

Madison ist eine schön gelegene Stadt, wo man sich aus Amerika nach Pompeji versetzt glaubt: still und öde. Ihre Schwesterstädte Aurora und Lawrenceburg sind kleiner, doch ruhiger. Beionders nimmt Aurora einen sichtbaren Aufschwung. Die Lage dieser Stadt ist prachtvoll. Die Fahrt von Louisville

nach Cincinnati, 150 Meilen, kostet bloß 2 Dollars — ist also, durch Opposition auf Null reducirt; denn die Beförderung allein ist ja mehr als 2 Thaler werth.

Ich habe dieses Mal in Cincinnati in Dickescheid's Hotel Quartier genommen, das im Centro der Stadt gelegen deutschen Reisenden zu empfehlen ist.

Die Würfel sind gefallen — ich werde künftig die Fadel in Cincinnati herausgeben. Die Schwierigkeit in St. Paul bei Erfranken oder Abgehen eines Sebers einen andern zu finden; die zu große Entfernung im äußersten Nordwesten; die beschwerliche Stagefahrt im Winter von 120 Meilen bis La Crosse, bei Ermangelung einer Eisenbahn, winaen mich meistens Wohnsig zu verändern. Ich habe noch keine Stadt so ungerne verlassen wie mein idyllisches Plätzchen unter den zwei Eichen im schönen St. Paul. Ich habe dort, von der Reise zeitweilig ausruhend, die angenehmsten Stunden meines Lebens genossen. Das Stillleben in einem Garten mit Blumen und Bäumen hat für mich und auch für meine Gattin mehr Reiz als das laute und bunte Treiben zwischen den Mauern einer Stadt. Ich liebe zuweilen gute Gesellschaft; doch ist es die Einsamkeit, die ich stets dem geräusch vorgezogen habe und ich fühle nirgends unwohler als auf Märkten und bei Trinkgelagen von Volkshessen. Ich bin eben weder Geschäftsmann noch habitueler Trinker. Cincinnati ist im Mittelpunkt für meine Excursionen; ich bin das Reisen gewohnt und ohne Reisen würde auch die Fadel bald auf ein Minimum der Abonnenten reducirt werden, anstatt deren Zahl zu vermehren. Also nicht Wankelmuth, sondern Nothwendigkeit hat mich zu einer Geschäftsverlegung bewogen.

Es ist Sonntag; ein angenehmer Tag von 85 Grad Fahrenheit. Zwischen 80 und 90 Graden fühlt sich der weiße Mensch behaglich, was darüber ist, kann nur einem afrikanischen Vollblut behagen.

Ich habe des Morgens im Saal der

Turnhalle einen Vortrag gehalten über das Thema: Unsere Zeit und ihre Zeiten für die Zukunft. Es waren circa 200 Zuhörer anwesend, aus deren Befall ich schließen konnte, daß sie zur „Section“ der Menschenrechte gehörten, die ich in einer deutschen St. Louis-Zeitung zum ersten Male mit der Benennung „Galenpartei“ beilegte fand, weil sie so wärtsch und so grausam sind, für Neger das Stimmrecht und für weiße Reellen Confiscation des Eigenthums und politischen Tod zu verlangen. Der blickige Volksfreund hat jene Schilberung der ichtigen Parteischattstranen, mit großem Beifall beakletet, in seinem vielgelesenen demokratischen „Freund des Volkes“ aufgenommen. Was die corrupten Heis an dem Insinect und die Leidenschaften ihrer vorurtheilsbefangenen, theils ignoranten Leser und Buchstabierer wohl noch für allerlei Parteinaamen erfinden werden! Wen die Götter verderben wollen, dem nehmen sie zuerst den Verstand. In dieser Hinsicht sind viele unserer „politischen Pfaffen der Presse und des Stumpes“ den Göttern ähnlich.

Anstatt mit den Ausfliegenden einen Ausflug zu machen, nach Cumingsville, nach Springgrove, nach Val. Müller's Park und wie die vielen Berganläugsplätze alle heißen mögen, zog ich mich nach einem vaterländischen Wohl bei J. Brad von Topfen = Tasterin (siehe Adelung's Wörterbuch) zurück auf meine Stube und zog da die Kühle derselben dem Schatzten der pittoresken Berge vor. Als ich da saß und schrieb zog mich ein Trauermarsch an's Fenster. Es war ein Leichenzug; der Leichenzug eines Negers. Ein Weißer saß am Vode des Leichenzuges, dem viele Kutschen und Buggies gefolgt waren. Auch waren Neger, mit den Kappalien der *Odd Fellows*, die galien genannt (von Rex, der König) decorirt, im solenen Zuge. Gleich erzeugt, gleich geboren, reistigen und sinnlichen Freuden, physischen und moralischen Leiden gleich unterworfen, gleich gestorben mit dem weißen Ebenbilde

Gottes, und von den Würmern gleich mit ihnen gefressen, giebt es doch noch der geschulten und ungeschulten Schwafköpfe und hochwüthigen weißen Thoren so viele, die den Farbigen, als untergeordnete Rasse, entweder der Farbe, oder — ihres eiaenen Erstankes uneingedenk — des Geruches wegen von dem Geschlecht der Menschen und der Menschenrechte ausschließen wollen. Seltsames Cabellhier, wie wenig kennst du die Natur in ihrer mannigfaltigen Produktion, bedingt durch Boden und durch Klima, wie finster und schwarz ist es in deinem Gehirn, das es nicht begreifen kann, daß auch der Neger Mensch ist, wie du, und bildungsfähig, wenn auch nicht so leicht wie die kaukasische und mongolische Rasse. Die Leiche eines Schwarzen sinkt nicht mehr als die eines Weißen und im Leben sind es die Handlungen, so den Werth des Menschen bestimmen und nicht die Farbe.

Abends machte ich eine Fußreise über den Rhein; das heißt, nach dem deutschen Stadttheil über den Canal. Welch ein Drängen und Treiben in der wine- und Balnatstraße! Nur deutsche Sprache hörte ich und konnte kaum glauben, daß ich in Amerika sei. Ich trank bei Hauser ein Glas Rheinwein, und ging zu dem Concerte in die Turnhalle, das zum Benefiz des Capt. Henry Heybe gegeben wurde. Selbstverständlich war es ein *Sacred Concert*; da in unsrer puritanischen Maulthier-Republic am heiligen Schaboth alles Profane verpönt ist, ausgenommen Comodie und Lanner'sche Walzer. Herr Steinbach spielte sehr fertig Klavier, Herr Feltner entzückte mich mit den Ephemären seiner Violine und Hyde u. Lucius haben gut gesungen. Schade, daß Fräulein Anonyma Zehnpunkt, das „die Liebe“, von Möhrenschläger, hätte singen sollen, besser ward und so das Feld ausschließlich den Männern überlassen mußte. Der Saal war ebenso schwach besetzt wie bei meinem Vortrag, obschon 25 Centis für ein gutes Concert und 10

Genie für eine passable Rede gewiß ein sehr geringer Preis ist. Aber das vielköpfige Publikum hat eben zuweilen seine Mucken.

Zehn Thaler mehr oder weniger Einnahme, für einen Redner wie der Fackler, ist eine Bagatelle; aber 100 Zuhörer mehr bei einer Rede ist für das freie Prinzip gewiß ein nicht zu gering anzuschlagender Gewinn.

Aus dem Concerte ging ich nach der Arbeiterhalle, wo der geräumige Garten sehr zahlreich besetzt war. Hier genug; aber außer Käse und Brod Nichts zu essen. Ich ging nach dem nahen Löwengarten, der ebenfalls sehr zahlreich besucht war. Herr Meyer, der nicht Bäurische sondern Bayrische, freundliche Wirth, sagte mir, daß er an guten Sonntagen 100 bis 135 Caks (Käse) Bier verzapfe. Da ist es denn kein Wunder, daß man neben vollbrüstigen hübschen deutschen, biertrinkenden Mädchen und Frauen so viele fette Männer und dicke Biergesichter sieht, wenn es anders wahr sein soll, daß Biertrinken fett mache. Ich liebe ein Glas Bier, wenn ich durstig bin; aber drei Gläser reichen hin, um mich complet dumm zu machen, und der Ergoß der Corpulenz hat für mich nicht Werth genug, um das Fettmachen durch Uebelbiertrinken an mir selbst zu versuchen.

Im Löwengarten traf ich einen Bekannten und Denkgenossen aus Louisville, Hrn. Schuff. Er sehnte sich nach Virginia Seeding, und ich begabte nach etwas Gutem zu schmausen und so gingen wir denn zu einem gutem Engel des Restaurationshimmels, in der Winestraße, wo wir Beide das Ersehnte gefunden haben.

Auf dem Heimwege passirten wir die „vormalige“ Freimännerhalle, wo William Haysaured als Reformler Vorbeeren geerntet hat, auf welchen jetzt der Politiker und Minister Haysaured zu Ecuador austritt. — Daß er die Bahn der Reform verließ, daran trägt das Vo-

eine weit größere Schuld als er selbst. Der Pionier u. Fackler — die werden nach Belohnung noch Beifall des Volkes am wenigsten des Janbagels, lechzen und reich in sich selbst sind, im Bewußtsein, stets ihrer U.berzeugung zu folgen und sich consequent zu bleiben — sind eben *raras aves* (seltene Vögel), und da sie weder mit dem Geschlechte der Gimpel, noch mit dem der Raubvögel *par excellence* classifirt werden können, so möge man sie süglich, als seltene Vögel, zu den weißen Raben zählen. In der Freimännerhalle (jetzt deutsches Haus genannt), wurde Abends eine englische Comödie aufgeführt, welche nach Schuff's Arbeit ganz schauerhaft gewesen sein soll. *Thus we go; churches up, and Halls of Science down*; nichts desto weniger werden durch die Macht der Wissenschaft und sonstige Combinationen, des stets thätigen Zeitgeistes endlich auch die Kirchen mit der Sklaverei ein gleiches Loos theilen und zu den Antidivulianen des Christenthums gehören. Wir erleben es freilich nicht; aber mit uns stirbt die rastlose Menschheit noch lange nicht.

Am 24. begab ich mich in Gesellschaft einer jungen Dame aus Aurora, Miss Nora Bianca Purel, an Bord der Bostona, Capt. Rodwid. Das Boot ist sehr gut u. macht regelmäßige Fahrten zwischen Cincinnati, Rayville und Portsmouth. Es war gefüllt mit Passagieren und es bewegten sich da auch einige Errebelln, unter denen der Bruder des notorischen Rebellen und Guerilla-Chefs Thompson eine athletische Gestalt und besoffen wie eine Kanone, besonders hervortragte. Trotz des Raufches konnte man jedoch kein unanständiges Wort von ihm hören; ein südllicher Gentleman, übermannt durch die Gewalt des Brandy. Etwas unanständiger benahm sich sein edler Trinkcolleague, ein rotthaariger Bursche, der mit *Goddams* auf den Lippen und mit den robusten Händen gesticulirend sich nach einem lokalen „fight“ zu sehnen schien. Auch traf ich eine bekannte, in-

telligente Frau an Bord, die eben aus Deutschland nach ihrem alten Wohnsitz in Portsmouth als Wittwe zurückkehrte, da sie ihren Gatten zu Landau im Kirchhofe zurücklassen mußte. So sind die Schicksale der Menschen. Heute glücklich und heiter, morgen in Trauer gehüllt.

Portsmouth ist eine schön gelegene Stadt von circa 8000 Einwohnern. Die deutsche Bevölkerung war streng conservativ und demokratisch, bis der Strom der Rebellion Nichts mehr für die „göttliche Institution des Südens“ zu conserviren übrig ließ. Die Partei aber hat noch immer große Hoffnungen für die nächste Zukunft; denn die Stimmrechts-Frage der Neger bietet noch ein großes Feld für leidenschaftliche Debatten und die drei Götter Vater, Sohn und Geist mögen Euch bewahren, daß sie nicht durch brutale Nothwendigkeit einer St. Domingo-Affaire gelöst werde. Der fatale Neger wird uns noch viel zu schaffen machen. Am besten wäre es wohl für die Ruhe der Republik, wenn man die vertehrte Masse der durch den Krieg befreiten Sklaven irgendwo colonisire und den intelligenten Farbigen, deren es im Norden und Süden sehr viele giebt, gleiche Rechte mit den Weißen gäbe. Die Meinungen sind eben verschieden und aus Meinungsverschiedenheit entstehen Schismen, Parteien, Conflicte und nicht selten auch Todtschlägerei und Kriege. Für das allgemeine Stimmrecht der Farbigen ist noch wenig Aussicht; den der Geist des großen Schneiders Johnson ist der böse Geist des großen Volkes. Der Präsident hat Carl Schurz nach dem Süden geschickt, um zu recognosciren, wie die Maschine der Reconstruction arbeitet. Welche Comödie! Welche Thorheit! Welcher Mangel an Logik und Consequenz! Welche Widersprüche! Die rebellischen Staaten, sagt Johnson, waren nicht außer der Union und dennoch — sollen sie wieder aufgenommen werden. Köstlich.

Bei einem mit der südllichen Institu-

mit G. Sellisch, wo Herr Althardt am Klavier und Fräulein Lorch mit ihrer merkwürdigen Stimme die Momente anwurzeln. Am 1. August im letzten Tag des Juli gleichen und dem alten Wind der Wonne u. des Berges üngnis Hülfhorn reichen, um nicht zu versauern in diesem Land der trocknen Prosa und Krämelei!

August 1865.

Als ich am 1. den Reigen des Augustmonats mit einer kleinen Excursion nach Port Clinton, an Bord des General Grant, der regelmäßig zwischen diesem Staates und Sandusky verkehrt. Die Island Queen fährt täglich nach Kelly's Island und das Boot Clinton, Capt. Frynsee, steht mit Port Clinton durch wöchentliche Fahrten in direkter Verbindung.

Wir landeten vor Johnson's Island und an einigen anderen Punkten und kamen nach einer dreistündigen Fahrt auf den ruhigen Bogen der Sandusky Bay nach Plaster Bed, wo ein offener Wa. ren in Bereitschaft stand. Wir fuhren vier Meilen, auf dem prägen Wege auf der Halbinsel und erreichten Abends Port Clinton. Ich traf da ein deutsches Gasthaus, wie man es selten in kleinen Städten findet, das an Reinlichkeit u. gutem Tisch jenen unser deutschen Wirth als Muster aufgestellt werden kann, die rücksichtslos Alles aus ihren schmierigen Häusern verbannen, was einem Reisenden Comfort bietet, und durch die in den Stallungen für Pferde auf das Beste gesorgt wird.

Die Halbinsel ist sehr gut cultivirt. Dem Weinbau widmet, wie auf allen diesen Ufern, besondere Aufmerksamkeit. Die Reben werden meist auf Draht in Reihen gezogen. Der Wein ist gut und könnte noch weit besser sein, wenn man nicht die besten Trauben vom Stadweg perhaptet und den Wein we-

nigster's Ein Jahr lang im Keller liegen ließe. Die Erndte verpricht hier eine sehr ergebliche zu werden, insofern auf den Weinbergen bei Cincinnati die Trauben in Folge des vielen Regens sauer und abfallen. Der Staat Ohio ist reich mit der großen Weinkultur von Amerika zu werden. Vor der Stadt Sandusky allein sind jetzt schon zweitausend Acres mit Catawba, Isabella und Delaware bepflanzt.

Port Clinton ist ein sehr stiller, anmuthiges Plätzchen, wo — die Liebe ein Verbrechen. Einen Beweis davon liefert kürzlich ein achtbarer amerikanischer Artist, obgleich verheiratet, das Unalück hatte, sich in ein Mädchen zu verlieben und wovon die Folge Vergiftung war. Es ist weit schwerer, die Leidenschaft zu bremsen, sich über moralische u. physische Schmerzen zu erheben, als Selbstmord zu begehen, dem ich, obgleich selbst der Philolog Seneca ihn billigt, durchaus nicht das Wort sprechen kann, wenn anders dadurch nicht höhere Zwecke, die das Leben eines Individuums überwiegen, bedingt sein sollten. Der Doctor lebte im Wohlstand, war ein guter Kirchmann, Mitalied einer Loge und wurde mit allen Feierlichkeiten eines Logenbruders begraben. In meinem alten Vaterland wird dem Selbstmörder die geweihte Erde des Friedhofes verweigert. Ich kann den Selbstmörder bedauern; warum sich noch an seiner Leiche rächen und ihm den Stempel der Infamie aufdrücken?

Ich machte zu Port Clinton mit einem interessanteren jungen Arbeiter Bekanntschaft, Namens Schenkel, der kürzlich aus Deutschland kam und sich noch sehr nach der ihm imahinlichen Gemüthlichkeit sehnt. Solche Charaktere von Arbeitern, unter denen es leider, noch immer sehr viele ungeschulte Raoten giebt, werden von ihren Kollegen dieses Callberts nie verstanden und als Aristokratien beschimpft, was ihnen jedoch bloß zur Ehre gereichen kann. Wäre

doch in einer Republik jeder Mann Aristokrat im wahren Sinne des Wortes, ein intelligenter und gebildeter Mensch, würdig des Griechischen Aristokrat! Wir machten zusammen einen Spaziergang und badeten im Erie-See.

Nach Sandusky zurückgekehrt erwartete mich abermal ein Begegnung, wie man es selten findet. Durch Güte des Maschinenkromer konnte ich an einer Monatschein Spazierfabrik teilnehmen. Wir fuhren auf einem kleinen Dampfboot, das die Herren Kromer, Kromer und Rindfleisch zu ihrem Privatvergnügen bauen und elanen. Es hat fünf Pferdekraft und kostet \$1.500. Wir hatten Musik an Bord, eine Gitarre, eine Violin und ein Violoncello. Unser Ziel war Cedar Point, 3 Meilen von der Stadt, wo in Folge einer betroffenen Rebellen-Invasion, von Canada aus, Parapeten gebaut wurden, mit 100pfündigen Kanonen bemant. Ein ähnliches Fort wurde auch gegenüber auf Johnson's Island errichtet. Fremont ließ zur Zeit der Gefährlichkeit St. Louis durch solche Werke bedecken; Fremont zeigte durch seine Proclamation Lincoln, dem Präsidenten, wie man Sklavensbesitzer in Rebellion behandeln müsse und Fremont mußte fallen; denn sein Verdienst stand dem Demagogen Frank Blair und seiner Clique im Wege.

Als wir Sandusky verließen, war der Himmel umwölkt, durchdrungen von Regen. Zu Cedar Point angelangt zertheilten sich die Wa. ren und der volle Mond schwebte ein Leuchtbild zweier Welten am blauen Nachtdem. Es war eine prachtvolle Nacht. Wir landeten am Fort, wo jetzt bloß 5 Soldaten stationirt sind, um das Regierungseigenthum zu überwachen. Die Musiker spielten im Zimmer der Soldaten und es wurde eine Weile getanzt. Die Rückfahrt war prachtvoll und heitere Lieder erklangen im Flußbentriebe der großen Bay. Nachdem wir gelandet, regairte sich die Gesellschaft bei Bergamotter mit Catawba und Jamb. von Krust und Stop; denn, wenn Geist u.

geschlossen; die Trinklokale, nach ameri-
kanisch-beuchlerischer Sitte, von hinten
offen. Festlich gekleidete Herren und Da-
men wallfahrten nach den vielen Kir-
chen. Die Eisenbahnwagen bewegen sich
in der Meilen langen High-Strasse nach
Süden und nach Norden. Die Deut-
schen ziehen des Nachmittags größtentheils
nach der Schießstätte und ich mache eine
Spazierfahrt mit Hrn. Krumm nach dem
Green Lawn Cemetery. Ein großer,
schattiger Hain der Todten, mit vielen
geschmackvollen Grabsteinen aus weißem
Marmor. Kein Volk der Erde verwen-
det auf die Friedhöfe so viele Sorgfalt
wie, der Türke und der Amerikaner. Dort
im Orient Cypressen; hier meist Eichen-
haine. Dort Halbmond und Turban;
hier Kreuz u. Basen. Hier Eine trauernde
Witwe am Grab des Hingeschiedenen;
dort ein halbes Duzend. Sechs ist die
legale Zahl der Weiber eines Türken;
Eine Frau für Einen Mann ist Gesetz
für den Christen, mit Ausnahme der
Mormonen am Salzsee. So meistert
ein jedes Volk, an den Naturgesetzen auf
beliebige Weise und was bei Einem gu-
ter Tosa und Tugend, das ist bei einem
Andern ungeziemend und wohl gar Ver-
brechen.

Vom Friedhof fuhren wir zwei Mei-
len nach dem *Camp Chase*. Dieses
Lager ist zur Dimension einer Stadt her-
angewachsen, die zuweilen mit vier bis
fünftausend Soldaten bevölkert war, außer
den gefangenen Rebellen, deren Zahl sich
auf dreitausend belief. Wir passirten
den Friedhof außerhalb der Einfriedung
des Lagers, in welchem über zweitausend
Secessionisten begraben liegen. Ich kann
den Gefühlen nicht genug Ausdruck ver-
leihen, die sich da melner bemerklert
hatten.

Der böse Geist des Kriegs schien über
mir zu schweben,
Ich glaubt' Kanonendonner und Kartäts-
schenfeuer
Zu hören und ich sah die Erd erschüttert
beben
Durch die *Bellona*, dieses wilde
Ungeheuer.

Hier schelte der Sterbende am todten
Kosse,
Dort reichte seine blut'ge Hand der Kampf-
genosse
Dem Feinde, um mit Fluchen, Beten,
Stöhnen
Sich nun im Todesaugenblicke zu versöh-
nen.

Hier sah ich schwere Wagen vollgefüllt
mit Leichen,
Und mit Verstümmelten hin durch das
Schlachtfeld streichen,
Um sie nach den Spitälern fortzubringen.
Dort Amputationen zu vollbringen,
Theils hinzustehen in des Herzens wildem
Schmerz.

Verhätet durch die Kampfbegier zu Erz.
Ich sah den Drusus offen und Dämon-
lächeln.

Die Cumenyden ihre Opfer lächeln.
Es graute mir vor Menschen, die sich glü-
hend hassen,

Anstatt als Brüder liebevoll sich zu fassen.
Das ist die Liebe, racht ich, welche Chri-
sten lehren,

Die Heiden zu dem Christenthum befeh-
ren;

Die Menschenrechte pred'gen, Freiheit be-
gen

Und Sklavenketten an den Menschen le-
gen.

Das sind die blut'gen Saaten, die sich rä-
chen

An Heuchelei und an politischem Verbre-
chen;

Das ist der Sünden Wuch,
In Ario's Rollen blutig eingebucht.

Berwandte, Väter, Mütter, Schwe-
stern, Brüder sag n

Und jammern, fluchen, beten, fragen
Vergebens nach dem Liebting, der im

Kampf gefallen,
Um ein Atom im fernen Grabe zu ver-
hallen.

Würgengel, Ungeheuer, bist endlich müd
geworden

Durch Plündern, Sengen, Brennen und
durch Morden;

Zoast dich gesättiget zurück zur Hölle,
Und das *Te Deum* winselt an der

Schwelle;

Der Sieger aber mit der wilden Rotte;
Dankt für den Sieg nun seinem Fabel-
gotte.

Bereu'gen wölltet Ihr des Negers
Sklavenkette,

Entsetzlich und dennoch gerecht ist euer
Lohn.

Und Ihr, wollt Ihr den Enkeln eure Frei-
heit retten.

So sprecht in Zukunft nicht den Menschen-
rechten Hohn!

In einigen der verlassenenen und tod-
ten Straßen des Lagers bewegten sich
Soldaten eines Regiments von Han-
cred's Division, auf Entlassung wartend.
Ein Man, der eben an einem Brunnen
Wasser schöpfte, begrüßte mich in ungaris-
cher Sprache. Er hieß Ember, deser-
tirte 1848 in Mailand als Zugcorporal
unter General Radetzky, fecht im ungaris-
schen Krieg und dient jetzt als Veteran
dem Uncle Sam, gegen ein Hanngeld
(*Bounty*) von \$1000, welche Summe
er seiner Frau in Cincinnati gelassen hat.
Das Hanngeld, das während des Krie-
ges an Soldaten bezahlt wurde, beträgt
Tausende von Millionen. Fünfhundert
bis tausend Dollars an Einen Mann —
hat je ein Monarch ein so hohes Han-
geld bezahlt? So ist es auch mit der
Beibehaltung der Officiere, welche fast an
Verschwörung grenzt. Manche wurden
indurch auch selbst zu Verschwörern;
indess viele für sich und ihre Familie
gesorgt haben.

Von Columbus fuhr ich am letzten
Juli nach Sandusky. Hier finde ich fast
jedes Mal Vergnügen und angenehme
Momente. So war es auch jetzt.

„Mit einem Fräulein, zart wie eine
weiße Rose,

Trank ich ein Glas von perlendem Ca-
tamba-Wein;

Doch kaum nippt ich, von Wonne trun-
ken,

Im Beschauen rein versunken,
Verschwand die Rose

Und ließ mich Zimmer auch allein.“

Der Abend entschwand in angeneh-

mit Gesellschaft, wo Herr Alkädt am Klavier und Fräulein Lorch mit ihrer melodischen Stimme die Momente arwurk hat. Als der August dem letzten Tage des Juli gleichen und dem alten Wind der Sommer des Berges ünges Hüßhorn leihen, um nicht zu verfluren in diesem Land der irdischen Prosa und Krämerel!

August 1865.

Ich beginne den Reigen des Augustmonats mit einer kleinen Excursion nach Port Clinton, an Nord des General Grant, der regelmäßig zwischen diesem Staates und Sandusky verkehrt. Die Island Du en fährt täglich nach Kelly's Island und das Boot Clinton, Capt. Frynsee, steht mit Port Clinton durch wöchentliche Fahrten in direkter Verbindung.

Wir landeten vor Johnson's Island und an einigen anderen Punkten und kamen nach einer dreikündigen Fahrt auf dem ruhigen Bogen der Sandusky Bay nach Plaster Bed, wo ein offener Baun in Bereitschaft stand. Wir fuhren vier Meilen, auf dem prägen Wege auf der Halbinsel und erreichten Abends Port Clinton. Ich traf da ein deutsches Gasthaus, wie man es selten in kleinen Städten findet, das an Reinlichkeit u. gutem Tisch jenen unserer teutschen Städte als Muster aufgestellt werden kann, die rücksichtslos Alles aus ihren schmerzigen Häusern verbannen, was einem Reisenden den Comfort bietet, und durch die in den Stallungen für Pferde auf das Beste geforgt wird.

Die Halbinsel ist sehr gut cultivirt. Dem Weinbau widmet, wie auf allen diesen Eilanden, besondere Aufmerksamkeit geschieht. Die Reben werden meist auf Dräben in Reihen gezogen. Der Wein ist gut und könnte noch weit besser sein, wenn man nicht die besten Trauben vom Stadweg perkauft und den Wein we-

nigsters ein Jahr lang im Keller liegen ließe. Die Ernte verpricht hier eine sehr ergiebige zu werden, insofern auf den Weinbergen bei Cincinnati die Trauben in Folge des vielen Regens faulen und abfallen. Der Staat Ohio ist reich mit der großen Weinkeller von Amerika zu werden. Vor der Stadt Sandusky allein sind jetzt schon zweltausend Acker mit Catawba, Isabellas und Delaware bepflanzt.

Port Clinton ist ein sehr stiller, anmuthiges Plätzchen, wo — die Liebe ein Verdrehen. Einen Beweis davon lieferte kürzlich ein achtbarer amerikanischer Arzt, der, obgleich verheiratet, das Unalück hatte, sich in ein Mädchen zu verlieben und wovon die Folge Vergiftung war. Es ist weit schwerer, die Leidenschaft zu bemeistern, sich über moralische u. physische Schmerzen zu erheben, als Selbstmord zu begehen, dem ich, obgleich selbst der Philosoph Seneca ihn billigt, durchaus nicht das Wort sprechen kann, wenn anders dadurch nicht höhere Zwecke, die das Leben eines Individuums überwiegen, bedingt sein sollten. Der Doctor lebte im Wohlstand, war ein guter Kirchmann, Mitglied einer Loge und wurde mit allen Feierlichkeiten eines Logenbruders begraben. In meinem alten Vaterland wird dem Selbstmörder die geweihte Erde des Friedhofes verweigert. Ich kann den Selbstmörder bedauern; warum sich noch an seiner Leiche rächen und ihren Stempel der Infamie aufdrücken?

Ich machte zu Port Clinton mit einem interessanten jungen Arbeiter Bekanntschaft, Namens Schenkel, der kürzlich aus Deutschland kam und sich noch sehr nach der heimathlichen Gemüthlichkeit sehnt. Solche Charaktere von Arbeitern, unter denen es leider, noch immer sehr viele ungeschulte Knoten giebt, werden von ihren Kollegen dieses Landes nie verstanden und als Aristokraten beschimpft, was ihnen jedoch bios zur Ehre gereichen kann. Wäre

doch in einer Republik jeder Mann Aristokrat im wahren Sinne des Wortes, ein intelligenter und gebildeter Mensch, würdig des Griechischen Aristokrat! Wir machten zusammen einen Spaziergang und badeten im Erie-See.

Nach Sandusky zurückgekehrt erwartete mich abermal ein Vergnügen, wie man es selten findet. Durch Güte des Maschinenmeisters Kromer konnte ich an einer Montschlein Spazierfabrik theilnehmen. Wir fuhren auf einem kleinen Dampfboot, das die Herren Krog, Kromer und Rindliff zu ihrem Privatvergnügen bauen und elanen. Es hat fünf Pferdekraft und kostet \$1.500. Wir hatten Musik an Bord, eine Guitare, eine Violine und ein Violoncello. Unser Ziel war Cedar Point, 3 Meilen von der Stadt, wo in Folge einer bedrohten Rebellen-Invasion, von Canada aus, Parapeten gebaut wurden, mit 100 Pfundigen Kanonen bemant. Ein ähnliches Fort wurde auch gegenüber auf Johnson's Island errichtet. Fremont ließ zur Zeit der Gefahr St. Louis durch solche Werke bedecken; Fremont zeigte durch seine Proklamation Lincoln, dem Präsidenten, wie man Sklavenbesitzer in Rebellion behandeln müsse und Fremont mußte fallen; denn sein Verdienst stand dem Demagogen Frank Blair und seiner Clique im Wege.

Als wir Sandusky verließen, war der Himmel umwölkt, durchhüllt von Blitzen. Zu Cedar Point angelangt zertheilten sich die Bothen und der volle Mond schwebte ein Leuchthorn zweier Welten am blauen Nachtdorn. Es war eine prachtvolle Nacht. Wir landeten am Fort, wo jetzt bios 5 Soldaten stationirt sind, um das Regierungseigenthum zu überwachen. Die Musiker spielten im Zimmer der Soldaten und es wurde eine Weile getaut. Die Rückfahrt war prachtvoll und heitre Lieder erkollten im Flußbennevier der großen Bay. Nachdem wir gelandet, regalierte sich die Gesellschaft bei Beramoser mit Catawba und Jubel von Kunst und Trop; denn, wenn Geist u.

Setz sich laden, will auch der Wagen seine Rechte haben.“ Nachdem ich noch eine *Buggy*-Fahrt mit H. Weber erwähne, scheide ich von Sandusky. Und nun lebt denn wohl, Ihr Damen und Ihr Freunde, die Blumen auf den Pfad des Wanderers streuten, lebt wohl, gedenket mein!

Von Sandusky auf den Schienen nach Cleveland gefahren, wo meine Mühen stets gute Geschäfte lohnen; doch nur selten Vergnügen meiner harret. Cleveland ist eine der schönsten Städte des Westens, mit breiten prachtvollen Straßen, schattigen Alleen und hübschen Gärten. Mein vormaliger Agent, Herr Emrich, der als Lieutenant unter Napoleon den russischen Feldzug mitmachte, lebt noch immer, ein Greis von 84 Jahren.

Von Cleveland nach Buffalo, N.Y., zog ich dieses Mal eine Fahrt auf dem Griesee der Eisenbahn vor. Die Entfernung zu Wasser beträgt 190 Meilen; der Fahrpreis ist bloß \$4.50; Zimmer und zwei Mahlzeiten mitgerechnet. Der Steamer *Atlantis*, an dessen Bord ich fuhr, ist groß und elegant. Diese Küstenschifffahrt ist unstreitig der Eisenbahn vorzuziehen und es soll nicht meine letzte sein, trotz der Gefahr des Verbrennens und Colicirens. — Wir sind früh des Morgens in Buffaloes angekommen. Es war Sonntag. Wie konnte ich diesen Tag der Ruhe besser feiern, als durch einen Besuch der Niagara-Fälle? Ich fuhr denn nach dem Depot und nahm den Zug um 9 Uhr V. M. nach den Fällen, um sie und dann auch Frau Webr's ausgezeichnete Tafel im idyllischen *River Hotel* zu genießen. Das Haus war mit interessanten Gästen aus New York und Bekannten aus Cincinnati besetzt. Des Morgens Regen, des Nachmittags freundliches Wetter.

Ich habe sie denn wieder gesehen, habe sie zum tausend u. ersten Male gesehen — die „göttliche Giesekanne!“ Das Wäldchen zwischen dem Goats Island und den Fällen ist noch immer im Bes-

itz eines Barbaren, der aus Überfluß an Geiz oder Mangel an Reichthum und Liebe zu seinen Nebenmenschen kein Pain wild liegen läßt, anstatt ihn in einen herrlichen Park zu verwandeln. Was ließe sich da nicht mit Geschick und etwas Geld machen! Läßt man sich einen Thaler von jedem Fremden bezahlen, der darüber, anstatt für jeden einzelnen Gang von der Stadt hinüber zu dem Fall an der amerikanischen Seite 25 Cents zu erlegen, befugt wird, während seines Aufenthalts zu Niagara, diesen Spaziergang noch Belieben zu machen, so könnte man ja auch auf den Besuch des Parkes die Taxe legen, um das darauf verwendete Geld zu verzinsen. Leute, die nach Niagara kommen und 4 Thaler per Tag im Hotel bezahlen, würden gewiß gerne Einen Thaler für den Genuß eines schönen Parkes steuern. Was für Webr durch Blumenanlagen u. Nebengedenken zur Verschönerung seines Hotels *en miniature* gethan hat, das könnte und sollte der Eigenthümer des erwähnten Wäldchens im Großen thun, sich selbst zur Ehre und rein Günstigen zum Vergnügen.

Bei meinem letzten Besuch der Fälle hatte ich meine Gattin bei mir, die mir nun an den Fällen im Geist vorkommt u. mich zu so gütigen Strophen begeisterte:

Ich dachte an dich, o's mir
In diesem majestätischen Revolver
Im Schatten derer Bäume
Der Nereiden und Najaden Räume
Durchwallten; der Tritone Rosen
Belüfteten, von dem feinen Tosen
Der Fälle selig aufgeregt,
Im Innersten bewegt.
Ich sehe dich im Geist,
Einsam wieder und verwaist;
Ich sehe dich, wie hier dein Herz
Das oft den Fällen gleich in Schmerz,
Von Eiß war tief erfüllt,
In stiller Ruhe schmerzgestillt,
Wie sich dein kühner Geist erhob
Für göttlichen Natur und ihrem Lob,
Das du nach langem Schwören
Mit schwachem Worte wolt'st bezugen.

Verwaist und ein'am bin ich wie der
Und sing am Fluthen-Krater-Schwänen-
Herder. —

Aus der Fall-Dorn erschallen
Hör' aufsteigt ich deine Stimme wieder-
hallen

Und auf der Iris farbenreichem Schleier
Seh ich mich im'arm Feuer
Dich ma'sch schweben,
Das Theu'ste mir im Leben.

Die Leidenschaft ist wild,
Die Liebe mild;
Die Leidenschaft verzehrt,
Die Liebe nährt.
Ich hab' die Leidenschaft durchkämpft;
Die wilden Stürme sind gedämpft.

Es gleicht die Leidenschaft der
Fälle Wogen

Und Liebe ist der Himmelberg,
Der über Stürmen schwebt,
Zum Ideal erhebt,
Das keine Furchen tragen kann;
Das auf des Götters stiller Bahn,
Von Göttern erhallt,
Das Herz mit Besen weht,
Die bis zum Tode fordbestehet
Und nie in Leibe untergeht.

Die großen Hotels waren mit farbigen
malen Wänden als allen Gezeiten der
Union besetzt. Unter den Fremden zu
Niagara war eben' auch ein Graf Egon
aus Oesterreich, der mir von Herrn. Max
Brooks, einem leßigen gebildeten Bü-
ger als sehr interessante Personalkritik
geschilbert wurde.

Geistlich und körperlich restaurirt ver-
ließ ich Niagara nach zwei stunden-
langen Besuchen der Fälle. Die Schwelgere
wird mir den höchsten Genuß, wenn
ich ihre Reize nichttheilhaftig; zu lang-
sam Bewußtsein derselben spannt ab;
eben so wie das Große, das Erdadere.
Der höchste Genuß liegt in der Mes-
serschöpfung des zu genierenden Geistes
standes, und die Pausen sind es, die
ihm die Würze verleihen, vor Lethargie
und Ueberdruß bewahren.

Nachdem ich in Buffalo zwei Tage

angenehm und nützlich zugebracht, legte ich meine Reise fort nach Rochester und Syracuse, im Staate Newyork. Die Tour nach Boston, Newyork, Philadelphia, Baltimore, Washington und andern Städten im Osten habe ich bis Herbst zu verschieben, da das dritte Heft der Fackel der Vollendung nahe ist und in Bälde expedirt werden muß.

Buffalo am Erie-See, durch Dampfschiffahrt, Eisenbahnen und Canal begünstigt, ist in dem kurzen Zeitraum von 30 Jahren, als es noch ein Dorf war, zu einer großen und schönen Stadt herangewachsen. Ein Drittel der Bevölkerung besteht aus Deutschen. Deutsche Kunst und Literatur sind hier nicht besonders verbreitet; doch fehlt es nicht an gebildeten und freisinnigen Deutschen. Besser gereicht auf diesem Boden, gepflegt durch die unterste Schicht des Volkes, der Katholicismus. Es sind eben wieder eine colossale Kirche und ein hoher Weizenzeiger nach dem Himmel im Bau. So lange die Menschen den Weg dahin nicht allein finden, wird es immer Pfaffen geben, die sie am Gängelband führen wie unmündige Kinder. Nur mit der positiven Religion u. mit dem Glauben an die Götter fallen die Kirchen fallen, und „Geist und Wahrheit“ zu ihren Rechten gelangen. Nur die Errungenschaften der Wissenschaft und die Resultate tiefer Forschung als ein sind im Stande Priester und Seelsorger entbehrlich zu machen. Schimpfen und Lästern dessen, was Andern noch heilig, und leichsinniges Ginnergläubigen; ohne die Gesetze der Natur kennen zu lernen und aufzuring nach Wahrheit zu forschen; giebt keine Garantie für geistige Freiheit, und Projekte, die auf diese Weise gemacht werden, sind — ohne Anerkennung des Einengesetzes — eine schlechte Acquisition für die Gesellschaft und sicheres Pfaffenfutter, so bald Unglück, Krankheit u. d. Tod den wankenden Skepticismus und leichten Unglauben erschüttern.

Zu den ältesten demokratischen Zeitun-

tungen, neben den Matadoren der Newyorker Staatszeitung, des Westboten zu Columbus und des Keatinger Adlers, gehört der Weltbürger von Buffalo, dessen Gönner, Herr Zahn, das Unglück hatte, durch den Fall eines Freiheitsbaums (*Liberty pole*) getödtet zu werden. Nun hat der Freiheitsbaum auch die Sklaverei torrigeschlagen, welche wir alle Demokraten der frühern Decaden vergetens todzuschweigen suchten und deren Fall jetzt noch viele „gute Demokraten“ beklagen —

„Und solche Demokraten sind noch immer Knechte

Und ahnen kaum die Menschenrechte.“

Der Telegraph dient der republikanischen Partei, die eben so wie die demokratische Partei nach dem Fall der Sklaverei einen schismatischen Prozeß durchzumachen hat, um neuen Ideen des Fortschrittes Ausdruck zu geben. Aus dem Chaos hat sich die Erde gestaltet u. aus der Rebellion wird endlich eine neue Republik entstehen. Es giebt hier deutsche en gros Geschäfte, deutsche Apotheken, deutsche Buchhandlungen, deutsche Cigarrengeschäfte und große Brauereien, einen Turnverein, mit drei U. und viele Gesellschaften und Unterstufungsvereine.

Im Interesse der Reisenden erwähne ich, daß Herr Walter Grauer ein Hotel eröffnet hat, wo man comfortable Zimmer, und guten Tisch findet. Es darf den Leser nicht wundern, daß ich in den Streifzügen so oft der Wirthe und Gasthäuser erwähne — sind ja, doch gute Hotels höchste Nothwendigkeit, um Einem das Leben auf Reisen nicht zu verleiern. Aber wie arm sind wir Millionen Deutsche in Amerika in dieser Hinsicht noch best! So colossale Fortschritte man in der Kunst Bier zu brauen gemacht hat, so langsam schreitet die edle Kochkunst voran. Fleisch genug und Kaffee genug in jeder Taverne; doch welche Zubereitung des Fleisches und welcher Kaffee! Auch braucht man nicht wie in vielen Orten in Rußland, Polen und Ungarn, auf Stroß zu liegen; noch mitunter welche

Betten! Nach den Regeln der Kochkunst ist man bis jetzt in deutschen Hotels nur in Newyork, besonders bei Dick, Taste Nr. 1 und zu Niagara, Taste Behr Nr. 2, Nummer 3 der Gourmandie giebt es noch nicht; doch findet man comfortable Zimmer und guten Tisch bei Bernede in Milwaukee, Leinberger in St. Louis, bei Pfaff in Boston, bei Ruellius in Philadelphia, bei Simon in Baltimore, bei Kullmann, bei Emrich und bei Hüfke in Washington, bei Pfeifer und bei Fickelheit in Cincinnati, bei Böhm in Rochester, bei Gruner in Buffalo, bei Peter zu Dunkirk, bei Frau Behn zu Hartford und bei etwa einem Duzend Aererer in den Ver. Staaten. Alles Uebige ist geschmornes Sohlenleder auf schmiergem Tischkuch liegend. In amerikanischen Hotels erster Classe hat man gewöhnlich französische oder deutsche Köche, mitunter auch Negere. Die Kost in amerikanischen Hotels zweiten Ranges ist unter aller Kruttschlecht; doch zeichnen sich auch diese durch Keimlichkeit des Tisches, der Zimmer und der Betten aus. An Keimlichkeit in Wohnung und Kleidung wird der Amerikaner überhaupt von keiner Nation der Welt übertroffen. Amerikanische Frauen sind durch bewußte Reise in solchem Ruf gekommen, als wären sie faul und schünten die Arbeit; zu welcher Charakteristik sie sich wahrscheinlich die *Rocking chair Ladies* in Boardinghäusern als Muster genommen haben. Das ist Irrthum, oder Verleumdung. Die Amerikanerin, die Gattin des Farmers, arbeitet nicht auf dem Felde, höchst selten im Garten; aber das Handweben, Kochen, waschen, bügeln, nähen, Zimmer rein machen und selbst Schreier ist ihre Spähere und wird von keinem andern Weibe übertroffen. Ich habe in Hunderten von Wohnungen der Handwerker und der Farmer, ja selbst in Stadtbüten, die größte Ordnung und höchste Keimlichkeit gefunden. Jedem das Seine. Auch mein Weib ist Amerikanerin und wird von keinem Weibe in dieser Hinsicht übertroffen. Auch nehmen sie gern das Gute von andern Nationen an; nur das Compliment der

deutschen und französischen Küche will ihnen nicht bezaugen. Ungarische Strauben zu baden; Köche, Dampföfen u. allerlei deutsche Ausläufe und Mehlspeisen zu kochen ist ihre Sache nicht: das nimmt zu viel Zeit weg und schmeckt ihnen nicht besser als irgend ein guet *Pis* oder *Pudding*.

Nun gehen wir aus dem Sanctum der Küche wieder in's Freie hinaus und zwar nach Rochester. Eine große und schöne Stadt am Genesee-Fluß gelegen. In eintausen Straßen sah ich noch Spuren der Verwüstung durch die Fluth am 17., 18. und 19. März v. J. Häuser stürzten ein und Brücken wurden zerstört. In meiner Verwunderung hörte ich, daß bei jener Catastrophe kein Menschenleben verloren ging. Schlimmer als bei dieser Uberschwemmung kamen jene Reisende weg, die sich vor Kurzem an Bord des Dampfers am Huronensee befanden, der mit einem andern in Collision kam, wodurch über 100 Menschen ihr Grab in den Furchen fanden. Der glücklichen Verbrechen unergreiflicher Nachlässigkeit nennt man *accidents*. — Die Zeitungen berichten darüber und — die Ziffern im Register der Erobrdückung sind geüchlich. Ach, das Hohe Ebenbild Gottes, das nach Thronen ringt, das Welttheile erobert, das die Gesetze der Natur erschallt, das Systeme schafft, das Krieg führt und Revolutionen macht, das sich so groß, so mächtig, so wichtig dünkt, ist es denn eigentlich mehr im Unterra, vor dessen Größe es dem enolischen Verstand des Menschen schwindelt, ist es mehr als eine Ameise, ein Wurm, eine Molecule ein Atom? Ja, Ziffern sind die Menschen, leicht ausgewischt wie Ratten auf der Schiefertafel des Knaben. — Doch wese, wenn diese philosophische Wahrheit einen Eroberer erfaßt hat, welche Völkern; denn seine Philosophie wird zu ihrer Geißel werden, wie Caesar, Tamerlan, Attila, Alexander und Napoleon.

In Rochester wohnen viele Deutsche.

Es erscheinen hier zwei tägliche Zeitungen: der *Beobachter*, ein republikanisches Blatt und das *Volkblatt*; ein Organ, im Kampfe der Kupferschlangen gegen die Hydra der Menschenrechte. Auch besetzt hier ein drei C. Turnverein, wie ich aus einem Plakat ersehen konnte durch welches das Publikum zu einer Heilig-Vorstellung für C. Wolf eingeladen war. Es giebt der Wölfe viele und mancherlei, vierfüßig sowohl wie zweibeinige; ich habe besonders vorlegiern Respect, wenn sie im Parteilosigkeits während mit ihren biffaliischen Zähnen ihre Wie zerfleischen. Wolf ist mir ein Name, der mich stets mit Edel, Grauen und Entsetzen erfüllen wird; denn ich habe es erfahren, daß es Menschen giebt, die schlechter und gefährlicher sind als Wald- und Prairie-Wölfe.

Herr Carl Wolf war mir als Schauspieler nicht bekannt; doch hatte der Name Grahn auf dem Platate für mich großes Interesse. Ich sah Fräulein Grahn vor mehreren Jahren auf der Bühne in St. Louis in der Olanperiode des deutschen Theaters, unter Regie des Allernachgeliebten *Börnstein*, und werde sie nie vergessen. Fräulein Grahn ist jetzt Frau *Weder-Grahn* geworden und der Jugend Reiz und Grazie sind nun auch von ihr bereits verschwunden. Man gab: „Fridolin, der Gang nach dem Eisenhammer.“ Der Saal, im Turnlokal, war schlecht besetzt, denn es war ja nicht Sonntag und für einen Wochentag giebt es hier kein Theaterpublikum. Der weise, weiße Mohr der Stadt hat vor Kurzem geruht, die Theater-Vorstellungen der „*Dutch*“ zu verbieten und das Publikum ruft: es lebe die Freiheit! Der Preußenkönig giebt den Volkstrepräsentanten Fußritte auf das Hintergesicht und sie rufen: es lebe der König! Bismarck läßt das constitutionelle Volk, das sich zu Köln zu einem großen Fest versammelt, durch Bajonete und Polizeibüttel verjagen und das verjagte und gehegte Volk ruft: es

lebe die Constitution! Extreme berühren sich und das Volk ist überall der große Feind, auf dem Tyrannen, mit und ohne Krone, reiten.

Der katholische Fridolin ist, wahrlich, kein Stück, das weiter den Ideen der Neuzeit angemessen, noch dem geistigen Fortschritt förderlich — auf der Bühne eines Turnlokales gegeben werden sollte; denn war es ja die Messe und Fridolin's Gebet, das seine Unschuld beschützt und den Schultrigen dem Feuerob überliefert hat: also den Gläubigen von der Macht des Gebetes und von der Gerechtigkeit Gottes überzeugen soll. Doch was kümmern sich unsere Schauspieler und Arien um den Fortschritt? Tenbenz-Stück ist jedes, das ein volles Haus verspricht und da Vernunft und ethischer Geschmack in der Minorität sind, so wird denn auch solcher Stücken, die am wenigsten Vernunft und ethischen Werth besitzen, bei Auswahl der Vorzug gegeben. Nun, die Menschen sind eben Das, was sie sind; nur verlange man nicht, daß die Minorität sich selbst aufgeben und Das bekämpfe, was es für tadelnswürdig hält.

Grahn ist, trotz der entwichenen Grazie, noch immer Künstlerin, die sich auf solchen Brettern ausnimmt, wie eine Amazone unter Myrmidonen.

Herr Wolf spielte den Grafen von Savern recht brav. Der Burgvogt, Turner *Gernand*, besitzt Gewandtheit für die Bühne; doch verdiente er den Feuerob; denn er hatte seine Rolle schlecht memorirt. Turner *H. Sed*, in der Rolle v. *Felsed*, ließ Nichts zu erwarten übrig: imponantes Äußere, gutes Geberden und Mimenspiel, kräftige und correcte Sprache, richtige Auffassung des Charakters der Rolle. Fridolin wird trotz seiner hübschen Erscheinung auf der Bühne nie Glück machen, eben so wenig Luitgarte, trotz ihrer sehr interessanten Bühnenfigur. Bei der Kunst hilft es eben auch: Viele sind berufen; aber Wenige auserwählt. Das Orchester — wenn man eine Belge mit Klavierbeglei-

tung so nennen darf — war ein Armuthszeugniß für die Kunstleistungen des deutschen Publikums von Rochester. — Ich war froh, meine Nora Bianca nicht mit in's Theater genommen zu haben; denn sie hätte da unstreitig wieder die „Fäls“ bekommen, die sie zu Sandusky überfallen hatten, als ich mit ihr in Voss's Barbierladen trat, wo eben seine 2 Jungen geigten. Hätte nie gedacht, daß vierfüßige junge Damen so Jarte Nerven haben können, um durch die Töne einer Geige fast bis zum Tode afficirt zu werden. Das arme Geschöpf heulte ganz jämmerlich, stierte die Zunge heraus, verdrehte die Augen, gebrochelte sich wie rasend. Ein kaltes Ballo hat sie, zu meiner größten Freude, wieder hergestellt und ich werde trachten, daß sie künstig vom Geigen verschont bleibe. So haben wir denn auch Psychologie der Hunde zu studiren, um den Thierseelen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. O, Orpheus, o, Orpheus, du magst mit deiner Lyra wilde Thiere bezähmen; mit einer Geige würdest du ein zahmes Hündchen tödten. Das ist eben auch ein Mysterium der thierischen Nerven, das den Psychologen flugzu macht.

Der Radikalismus hat in Rochester ein sehr stilles Feld und leidet an der Schwindsucht, wenn man anders berechtigt ist, die Fackel als Pulsfühler zu betrachten. Uebrigens sei es nicht gesagt, daß es hier an gebildeten Deutschen fehle, nein, ich habe in der That, in Salons, rasch beist in Bier salons, sehr intelligente Gesellschaften gesehen, die der Erlösung durchaus nicht mehr zu bedürfen schienen. Es geht Nichts über die Sufficance vieler unserer ionangebenden Matadoren der Bildung und über die Blasfröhheit so mancher Liberalen, die hoch immer nicht beareifen können, daß Mangel an Radikalismus, das heißt an entschiedenerem Humanismus, ihnen mit Jenen zugleich den Stempel der Barbarei aufdrückt, die factisch noch Barbaren sind.

In Syrakus vermißte ich das Obr des Dionisius; doch nicht die Reize der Natur, mit welchen sie mit ihrer sicilianischen

Schwester zu wettersern berechtigt ist. In der That, ein Florenz, *en miniature*, die fe salzergiebige Stadt Syrakus in Amerika! Man gebe die Anhöhe hinauf, wo der große Brauer Hetz und der kleine Schneider Meier ihr Haus auf festen Grund gebaut, man überschauet das Stadt-Terrain mit seinen grünen Bergen, mit seinem schillernden Onondalga See und man wird da ein Panorama sehen, wie man es in Amerika selten findet.

Von Syrakus ging es, via Rochester, nach Dunkirk, N.Y., wo ein gutes Zimmer im Sichel Haus bei der Ruhe des Sonntags meiner Muse günstig war. Auch ein Piano im Nebenzimmer und etliche Lieder des Gesangsveretns von Dunkirk trugen bei, mein isolirtes Stillben zu würzen. Ich sehnte mich weder nach Gesellschaft, noch nach Bekanntschaft u. neuen Abonnenten; unbekümmert, ob man meine Zurückgezogenheit als Laune oder Narrheit gedeutet haben möge.

Bei einem Abendspaziergang nach dem nahen Erie-See sah ich, daß auch Dunkirk in den letzten Jahren sich namhaft vergrößert und verschönert hat. Die Lage der Stadt ist anmuthig u. am Depot herrscht der vielen Jüge wegen, die da kommen und abgehen, reges Leben, durchbraust vom Südhorn u. Zischen u. Schellen der Lokomotiven. Vor meiner Abreise sprach mich ein junger Mann an, der mir alsobald sagte, daß er in der Rebellenarmee und später im loyalen Heer gedient habe. Er war ein Jude, der lange im Süden gelebt hat und jetzt die Aufhebung der Sklaverei bedauert und die elente Bemerkung machte, daß es die Republikaner wohl bald einsehen werden, daß sie Unrecht gehabt haben; der Neger, meinte er sei faul und taugte bloß für die Sklaverei. Das ist das Urtheil eines Deutschen, der einer Rage entsprossen, die in Sklaverei gelebt und später Jahrhunderte lang durch die Christen politisch geschützt war. Was die fanatischen Christen der Vorzeit an den Juden verbrochen haben das haben sie in den Sklavensstaaten an den Negern verbrochen; daß

sie vertheert und faul sind haben die Weissen zu verantworten. Faul? Wer hat die Plantagen bearbeitet und die Sklavensbarone reich gemacht? Die Neger. Freiheit und Eigenthum wird sie die Arbeit lieben lehren und die Schule wird die junge Generation zu nützlichen Bürgern heranbilden. Wahrlich, faul und eben so unwissend wie der Neger sind die meisten Weissen im Süden, die, wie es sich schon erwiesen hat, Arbeit und Schule mehr verabscheuen als der befreite Sklave.

Von Dunkirk fuhr ich nach Erie, Pa. Indeß ich im Hause des Hrn. Severin am schönen Bilde des Familiengütdes mich erfreute u. einen vierhändigen Vortrag am Piano seiner zwei Töchter genießen habe, machten mich die Leiden des Pianisten und Componisten Willing traurig, sehr traurig. Der kühne Geist, der in Tönen schwelgt, ist durch Kethargie beabgemumt und die Hände die dem Kaiser Jubelstöne erwecken, sind jetzt gichtartig gelähmt. Ach, welch' zerbrechliches Gefäß ist der Mensch, dessen Geist sich zu den Sternen erhebt der Systeme schafft, nach Ruhm und Ehre strebt, um über eine Weile hinzusehen und im Schooß der Erde zu verwerfen! —

Das Dehlbohren, sagt man, wird in Erie mit gutem Erfolg betrieben. Der Gernmer-Brunnen in der 10. Straße, verspricht guten Erfolg. Doktor Gernmer, ein tüchtiger Mineralog, besitzt eine große Sammlung von thhaltigem Mineral u. er zeigte mir, durch sein Mikroskop, Sandstein, welcher 362 Fuß tief von der Erde heraufgebohrt wurde. So bohrt u. gräbt und steigt der Mensch in die Tiefe der Erde hinab, um Reich thümer zu erwerben und nach wenigen Jahren genügt dem Millionär ein Grab von 4 Fuß Tiefe u. sein Cadaver unterliegt demselben Raumproceß, wie das des armen Arbeiters, durch dessen Schweiß er sein u. Reichthum erworben. Ob auf der Rennbahn unserer gepriesenen Civilisation der Millionär in sich glücklicher war als der Arbeiter, das ist schwer zu bestimmen; denn der Schein trägt und es ist nicht Alles Gold

was glänzt. So viel ist jedoch gewiß, daß der Mensch, der immer mehr haben will, nie zufrieden ist und der Unzufriedene nicht wahrhaft glücklich sein kann. Schon das Jagen nach Geld, das mit steter Unruhe verknüpft ist und die Furcht vor Verlust des Besizes, so wie das bittere Gefühl, die Reichthümer dem Tode überliefern zu müssen, oder lahenden Erben, oder Kindern, die gewöhnlich gerade durch Reichthum verderben, sind für den denkenden Menschen hinreichend, um den Geliebten eher zu bemitleiden als zu beneiden. „Nur die Weisheit ist der sicherste Schatz des Lebens.“ Gesund an Geist und an Körper ein heiteres Temperament, innere Ruhe und frei von Nahrungsorgen, von keinem Gläubiger gedrängt, das sind Schätze von wahren Werth; nicht Gold und großer Besitz.

Von Erie fuhr ich 190 Meilen auf der Eisenbahn nach Pittsburg. Pittsburg und Allegheny City gegenüber sind Städte, wo man ganze Straßen von Deutschen bewohnt findet und doch haben sie es noch zu keinem deutschen Theater, nicht einmal zu einem deutschen Hotel gebracht. Jetzt spricht man vom Bau eines Opernhauses und eines Monuments für die gefallenen Krieger. Die vielen Fabriken in Pittsburg und Umgebung hatten während des Krieges vollauf zu thun und das Geschäftsleben ist auch jetzt noch sehr rübrig. Am besten gedeihen hier Kirchen und Trinklokale. Ein Zeichen, daß viel gebetet und sehr viel getrunken wird. Ich habe gegen das Trinken irgend eines reinen Getränkes Nichts; wenn nur das zu viel trinken und saufen nicht das Volk demoralisirt. — Auch habe ich gegen das inbrünstige Gebet des wahrhaft Frommen Nichts einzuwenden; aber die Heuchler! die Heuchler und Phariseer, die „Geschäfts-Christen,“ die für Kirchen zeichnen, um dafür indirekte Zinsen zu erhalten, die in die Kirche gehen, und lange Gesichter schneiden, um Credit zu erhalten und auf die Kundtschaft, oder, als Aemter-

jäger, auf die Stimmen der Gläubigen operuliren! Das sind gefährliche Pestbeulen unserer corrupten Civilisation, wo der freisinnigste Prediger nicht die ganze Wahrheit sagen darf, um im Brod zu bleiben und die Socken nicht zu verlieren, und wo die Kirchenglieder, unter dem Schein der heiligen Religion, sich gegenseitig ausbeuten und betrügen. Durch tausend Fälle könnte ich diese Wahrheit bewrisen, hätte ich Lust diese Heuchler auf den Pragen zu stellen. Auch gegenwärtig sind wieder in Pittsburg und *vis a vis* zu Birmingham große Kirchen im Bau. Der Bau beschäftigt die Arbeiter, sagst du. Ja wohl, aber auch vom Schwelß der Arbeiter werden die Kirchen gebaut; der letzte Cent wird für den Himmel geopfert, um einen ehrwürdigen Faulenzler auf Erden gemächlich und anständig zu ernähren. Das Volk will es so haben. Nun, des Volkes Stimme ist ja Gottes Stimme und so möge denn der Wille Gottes, des großen Fabelkönigs im Himmel der Chimären, gehen! Aber die Folgen, die Folgen von diesem „Glauben und Heucheln!“ Dieser Saame der Zwietracht, der durch die sich gegenseitig beschuldenden Secten u. Sectirer gestreut wird! Diese Unverschämtheit der Pfaffen, die sich in Familien einmischen, und der Religion wegen das häusliche Glück zerstören; sie, die Nichtchristen und sogenannte Ungläubige und Freigeister mit ihrem Anathema belegen! Dieser Einfluß der Kirche, einzig allein nur im System der Verdummung, dieser gefährliche Einfluß auf den Staat! Das ist es, was es mir zur Pflicht macht, gegen positive Religion und Gott und Kirche Opposition zu machen so lang ich lebe! So ist es denn eben auch hier am Platze, die Unverschämtheit eines deutschen pietistisch n Pfaffen von Birmingham zu rügen und Se. ehrvergessene Ehrwürden auf den Pragen zu stellen, damit ihm jeder Vernünftige und Gerechte moralisch in's Angesicht spreie.

Die Gattin eines meiner Abonnenten der Fadel verlangte am Sterbebett das

heilige Abendmal zu nehmen, an das sie im Leben, mit gesunden fünf Sinnen nicht geglaubt hat, nicht glauben konnte. Der Gatte, ob schon kein Kirchenmitglied, wollte den Wunsch der Sterbenden nicht versagen. Der Hirt kam denn und reichte seinem reuigen Schaaf die Hostie, welche war der wahre Leib Jesu Christi, des Heilandes. Abgesehen von der Dummheit, daß ein Bäcker im Stande sei den Leib Christi zu backen, oder der Prediger, die Hostie in den wahren „Leib Gottes“ zu verwandeln, mag ein im Fabel-Christenthum erzogener Sterbender momentanen Trost durch diese Handlung erhalten und selbst ein Nichtchrist sich bewogen fühlen, den letzten Wunsch eines Sterbenden zu erfüllen. Der Gatte that also, was er für seine Pflicht hielt und der Pfaffe hätte thun sollen, was seines Berufs war. Doch Das genügte dem heiligen Mann im schwarzen Rod mit schwarzem Herzen nicht. Er wollte einen öffentlich en Triumph feiern über den ungläubigen Gatten, indem er ihn am Grabe frug: wo Er jetzt seinen Trost finde? Heißt das nicht die Unverschämtheit auf die äußerste Spitze treiben?! Der schlaue Pfaffe konnte wohl voraussehen, daß der Schwächte, am Grab trauernde Gatte, verblüfft durch diese Frage, keine Antwort geben werde. Ich aber frage Sie jetzt in seinem Namen, Sie Ehrwürdiger Jesuit, Sie Heuchler oder Ignorant, (*medium non datur*) mit welchem Rechte können Sie irgend einen Menschen öffentlich am Grabe seines Nichtglaubens wegen blamiren, anstatt den Trauernden zu trösten, ob schon er, wahrhaftig, Ihres Trostes nicht bedarf?! Haben Sie denn Gewißheit von einem Jenseits, auf das Ihr Trost beruht? Ist je ein Sterblicher zurückgekommen, um Ihnen Kunde zu geben von einem Wiedersehen? Sie antworten mit Ihrer Offenbarung und der Spiritualist mit seinen Medien. Woplan, mögen Sie sich durch die Offenbarung mit dem Himmel trösten u. der Spiritualist durch seine Medien mit einem Wiedersehen! Doch vermaßen Sie sich ja nicht alle Leute für tröstlos am

Sterbebett oder am Grabe ihrer Lieben zu halten, die weder an die antiquirte Dummheit einer Offenbarung glauben, noch dem modernen Glauben der Geistesfreiheit huldigen. Thun Sie künftig, gegen Bezahlung, was Ihres Amtes ist; säen Sie den Saamen der Liebe u. Eintracht, ohne Unterschied des Glaubens! — Gehören Sie aber zu Jenen, Die da lehren: „Zwinget sie hereinzukommen!“ so erkläre ich Sie für eine Bestie in Menschengestalt, die gefährlicher ist als Tiger und Hyäne. Uebrigens mögen Sie solche schwache Weiber und Männer, die ohne die Gründlichkeit der Wissenschaft und ohne die Tiefe des Forschens zu besitzen am Sterbebett wanken und nach einem Seelsorger verlangen, füglich als Pfaffenfutter betrachten, nur machen Sie sich kein Recht an, aus solchen, wahrscheinlich häufigen, Fällen Argumente für die Wahrheit zu ziehen und consequente Denker, die ihrer Denkkraft bis zum letzten Augenblick des Lebens mächtig und sich selbstbewußt sind, in deren Kategorie zu setzen. Die Wissenschaft hat bereits Theologie und Dogmatik zu Schanden gemacht und nur durch crasse Unwissenheit der Masse und durch Heuchelei vieler Scheinheiligen, die mit der Religion Schwärze treiben, besteht die Kirche noch in scheinbarer Macht und Größe. Glauben Sie es mir, Ehrwürdiger P. F. A. F., daß Ihre heilige christliche Kaste — die sich, wie Wolf und Geier vom Aase anderer Thiere, von der Dummheit der Gläubigen und Charakterlosigkeit der Heuchler nährt — von der Erde verschwinden wird, wie griechische Drafel, olympische Götter, christliche Inquisitoren und türkische Janitscharen bereits verschwunden sind. *Peccat! Scilicet: Ihre Kaste.* —

Die hohen pittoresken Berge um Pittsburg, die colossalen Brücken über die Allegheny- und Monongahela-Flüsse, so sich da vereinigen um den schiffbaren Obio zu bilden, und die rauchenden Schornsteine der vielen Fabriken gewähren einen imposanten Anblick; auch sind die Straßen lebhaft und das Leben rührig. Pitts-

burg ist also eine große und sehr interessante Stadt; aber der Rauch, der vulkanische Rauch u. unvermeidliche Schmutz sind Attribute, welche mir das Leben hier sehr verleben würden. Die Nonnen u. Schwestern in ihren schwarzen Klidern kommen da am besten weg; doch zweifle ich, daß es Damen selbst im Sanctum ihrer Wohnungen möglich ist, sich in Weiß zu kleiden. Das Zimmer meines Hotels war mit einem Teppich belegt und dieser war so schmutzig, selbst nach dem ihn eine alte Josee gefegt hatte, daß meine Nora Bianca förmlich in eine *donna nera* metamorphosirt wurde, und die Seife nicht hinreichte, um sie in Einem Wasser rein zu waschen.

Auch in Allegheny ist es in dieser Hinsicht nicht viel besser; besonders haben in einigen Quartieren die Bretterhäuser der engen Straßen ein gräßliches Aussehen. Dennoch hat Pittsburg trotz Ueberfluß an Rauch und Wasser keine öffentlichen Bäder; ein Bedürfnis, das der Türke zum Besten des Volkes zu befriedigen versteht, indeß der amerikanische Christ die Reichen nach den Bädern von Saratoga, Atlantic City, Cap May u. s. w. verweist, und um den Segen der Armen durch öffentliche freie Bäder sich durchaus nicht bekümmert. Nicht nur körperlich ist der Türke reiner als der Christ; er ist es auch moralisch: sein Wort bedarf keines Eides und ist besser als der Contract des Christen. Ja, so ist es, Ihr Frömmel u. Heuchler; ich habe mich zu Smyrna und Constantinopel selbst davon überzeugt.

In Allegheny machte ich mit einer sehr hübschen und interessanten jungen Jüdin Bekanntschaft. Wir sprachen über allerlei Vorurtheile und sie erzählte, wie sehr es sich ihre Nachbarin, eine Amerikanerin angelegen sein lasse, sie zu belehren, um ihre Seele für den Himmel zu retten. Ach, hieße das nicht eine kleine mosaische Dummheit mit einer großen, christlichen Dummheit vertauschen? Ganz gewiß. Eine andere Dame daselbst erzählte einen sehr interessanten Fall, der sich in ih-

rer Heimath, in Rheinbaiern ereignet hat. Ein Jude, Namens Koch, hatte die Absicht sich taufen zu lassen und ging in dieser elenden Absicht zu dem Decan des Distrikt. Der Decan, bereits von seinem Vorhaben in Kenntniß gesetzt, verahmte sein Verlangen, prüfte die Schwabl tüchtig durch und sprach: „so, jetzt sind Sie getauft; nun gehen Sie nach Haus und sorgen für Weib und Kinder, wie es einem braven Manne ziemt.“ Wabstich, das war ein vernünftiger Priester, das war kein fanatischer Proselytenmacher. Möge dem braven Decan der Convent der nächsten deutschen Revolution ein Monument votiren! Wie herrlich contrastirt die Taufe dieses Decans mit der Grabrede des Pfäffleins von Birmingham!

Am Abend vor meiner Abreise hatte ich Besuche von einem Prediger und von einem Lehrer. Von einem Prediger? Ja, von einem Prediger, der zur äußersten Linken gehört, der auf der Kanzel weret Himmel noch Hölle erwähnt und seine Predigten nach den Grundsätzen eines Molescott und Büchner modellirt. Es war Herr Polster, aus Oberkühn in Ungarn, dessen Onkel im Jahr 1815 mein Schulkamerad im Gymnasio zu Domburg war. Wie die Menschen sich zerstreuen und oft sich seltsam begegnen! Der Lehrer, Herr Neuffer, brachte mir eine Rolle Klaviernoten, ein Geschenk für meine älteste Tochter Adoline. Auch die Schicksale der Menschen sind oft sehr wunderbar, oder besser gesagt, sonderbar. So erkundigte ich mich hier nach einem alten Bekannten und *quondam* Abonnenten der Fackel zu Allegheny City, mit der geklärten Frau: Lebt denn Hartje noch, der arme Sattler u. mailand Friedensrichter? Ja wohl, hieß es, der arme Sattler ist jetzt Millionär in Folge glücklicher Dehl-speculation. Nun, Herr Dehprinzhartje, ein Faß Dehl nach Cincinnati geschickt, um die radikale Presse zu schüttern, die sehr des Dehles bedarf, wäre ein Geschenk, das einem Millionär Ehre machte. Wollen Sie nicht Verleger meines nächsten Werkes werden, oder wollen Sie geze-

Dedication auf fünfhundert Exemplare pränumeriren? Oder, oder sind Sie nicht mehr der alte Partie? Erwachten Sie jetzt etwa Kirchen mit Ihrem Petroleum? Entschuldigen Sie die Frage, die naiv und scherzend, doch, gewiß, nicht unverschämmt genannt sein soll.

Auch vernahm ich, daß Scriba, der Gründer des *Freiheitssundes*, noch lebt und daß es ihm gut geht. Nun, das freut mich in der That. Möchte es doch allen braven Leuten gut gehen!

In Pittsburg vollendete ich meine diesmalige, ziemlich lange Collections-Tour, und ich hatte wieder Ursache, den unsichtbaren Göttern des Olymps zu danken, daß ich auf einer Tour von mehr als dreitausend Meilen von amerikanischen Accidents verschont blieb. Vor denen ich so ungeheuer viel Respekt habe.

Nun geht es auf der ausgezeichneten Pittsburg und Fort Wayne Bahn, von Chicago nach Milwaukee, hinauf nach der temporären Heimath zu St. Paul, das nicht nur Deutsche, Norweger und Schweden, sondern in neuester Zeit selbst Kapländer zu ihrem Asyl erkoren haben. Hat je ein Land der Welt eine solche Mulkertarte von heterogenen Völkerschaften aufzupreisen gehabt, wie diese Republik von Nordamerika? Wenn die Blorreiche an den experimentirenden Nabelstücken unserer großen Schneewer-Präsidenten Johnson und seines Hülfsellen Seward jetzt nicht zu Grunde geht, sie, die nach Wegung der Rebellion zu den herrlichsten Hoffnungen berechtigt, so wird sie Jahrhunderte fortbestehen zum Heil der Wölfe! Untergang, oder fortbestehen? *That is the question.* Ich glaube an das Fortbestehen; doch nicht an die Ewigkeit irgend eines menschlichen Systems einer menschlichen Regierungsform — im Endlichen handelt es sich blos um Jahrhunderte; die Jahrtausende tragen schon den Keim der ewigen Vergessenheit in sich und sprechen höchstens noch zu der Nachwelt durch die Hieroglyphen der Fossilien.

Ich kam auf der Fahrt nach Chicago *vis-a-vis* einer jungen, zweihundertpfundigen Irländerin zu sitzen, die noch ganz

grün soeben von der Smaragd-Insel herüber nach Amerika kam. Sie brachte rosige Wangen, starke Häute und die katholische Religion mit ins Land der Verbeihungen und der vollen Fettschöpfe. Auch waren da kerngesunde deutsche Mädchen und deutsche Burche, die alle nach dem Westen zogen, wo noch Raum genug ist für ganz Deutschland, die gekrönten Häupter mitzerechnen, falls ihre Unterthanen treulos sie verlassen sollten, um hier frei zu sein. Freilich wäre es vernünftiger, wenn die Unberühnten die gekrönten Häupter herüberschickten, die es im schlimmsten Falle nicht nöthig hätten, die Lauefabri im Zwischened zu machen und die heilige Freiheit mit schweren Feldern zu erkaufen; aber, aber, Unterthanenverstand ver trägt sich mit Vernunft nicht, und souverain ist hier selbst bei uns die Unvernunft, *and that is the great political riddle, solved by carpenters, railroplitters, and by tailors*, zum Staunen der größten Staatsmänner in Europa.

Ich präsentirte meinem *vis-a-vis* *Sugar Crakers* und Pfirsche und sie nahm und aß; ich reich e ihr mein Gläschen mit herrlichem Cognac aus dem Keller des Herrn Diecker von Pittsburg und sie nahm und trank; auch bot ich ihr ein Stück von einer Wurst an; doch sie nahm es nicht und sprach: *it is Friday.* Ich aber sagte: *that is right; if you think meat on Friday a sin, dont eat it*, denn ich halte ja dafür, das alles das, was man gegen die Stimme seines Gewissens thut, unglücklich macht: also auch Fleischessen an einem Freitag. Können Ihr Etwas einwenden gegen dieses mein Axiom? Ich habe, obchon ich freilich im Punkte des Fleischess kein katholisches Gewissen beß, mich stets an dieses Axiom gehalten, befunde mich innerlich ganz wohl dabei und bin doch auch äußerlich in Hinsicht des Genusses nicht zu kummern. Nur bedauere ich, daß es auch für den Ungläubigen der Fasttage viele, nur zu viele giebt, wo Abstinenz zur schweren Buße wird. Nun, die Civilisation erbeischt eben, wegen der vielen Vortheile, die sie den Schwachen über die

Starken bietet, auch ihre Opfer, ihre Bußen, welche sich Manche selbst auferlegen und deren Andere sich *volens volens* unterziehen müssen, um — tugendhaft zu sein.

Zu Cristine, wo sich die Bahnen kreuzen, mußte ich eine Nacht überfrign. In Chicago hatte ich gerade so viel Zeit, um bei Kallich zu rinnen und in May's neuer Restauration Kaffee zu trinken. In Milwaukee hatte ich über Sonntag, zwei Tage zu verweilen; nicht um zu collectiren, sondern um vom Collectirten für meinen Sohn Samuel, der, als Schüler in Charlmann's englisch-deutschem Institut, jetzt sehr brav und in seiner Klasse sogar der Erste ist, so auch für meine beiden Bräute zu St. Paul, für Hochzeitsgeschenke, zu verzuzgaben.

Der Sonntag bot dieses Mal weder eine Theatervorstellung, noch sonstiges Vergnügen. In der Turnhalle war eine Baueidner-Production des Herrn Graff angezeigt; doch Unwohlsein des Ventroloquisten und Tausendkünstlers hat mich um den Genuß gebracht. Ich machte Montag vor meiner Abreise meine Besonntschafft im St. Charles Hotel, und fand in ihm eine extravante, vielgereseite und sehr interessante Persönlichkeit. Unter den vielen Gästen im Hause waren auch Herr Apotheker Schüge aus St. Louis und Herr Methua mit seiner lebenswürdigen Gattin und dramatischen Künstlerin Schaller, die auf der deutschen, sowie auf der englischen Bühne sehr gewandt ist. Seltsame Begegnung in der That! Methua kannte mich aus der Fadel und sagte, er habe mir, als er noch Jüngling war, einen Brief aus Wicksburg geschrieben und darauf Antwort erhalten. Was mich besonders freuen konnte, war, daß er mir den Rath, den ich ihm damals ertheilt hatte, *ex tempore* ertheilt, und welcher folgendermaßen lautet: „Fürchten Sie den kühnsten Flug Ihres Gedanken nicht; lernen Sie entbehren und leben Sie nie auf Kosten Anderer.“ Er hat den Rath befolgt, und in seiner jetzigen Lage braucht er Nichts zu entbehren, was das Leben eines le-

brunstroh n Mädchen angenehm macht. Ich notirte den Satz in mein Notizbuch, theile ihn hier mit, damit eurer Rath auch anderen Jungfrauen als Richtschnur dienen möge. Wer ihn befolgt, wird er gewiß nicht zu bereuen haben.

Auch habe ich das A. r. nügen, im gebildeten Kreise. Heisberg und Weiskirch angenehme Momente zu genießen und hier die Schif Keller n Mathilde Anna de nach vier Jahren wieder zutreffen. Sie kehrt von Kurzem aus der Schweiz nach Milwaukee zurück und geduldet in Wälde mit Fräulein Kapp, einer sehr gebildeten Dame und ausgezeichneten Lehrerin, ein Damenstium zu eröffnen. Das Unterrichten ist ein lohnendes; doch kann es mit solchen Kräften an gutem Erfolg nicht fehlen.

Von Milwaukee reiste ich, ohne Aufenthalt, via La Crosse nach St. Paul, wo ich nun voll zu thun haben werde, um die Hochzeit von zwei Töchtern zu feiern und die Ueberriedeung nach Cincinnati zu arrangiren.

Auf und nieder schwankt die Waage;
Sewie Lust und Sorgen Pl. ge.

September, 1865.

Es giebt allerlei Streifzüge der Menschen auf Erden, der himmlischen nicht zu gedenken, über deren Beschaffenheit ich jedoch von keinem Tyrannischen Geist noch Kunde erdient, um auch ihrer zur Erbauung und Belustigung der Leser Erwähnung zu thun. Die Erde ist ein sehr großer Kumpfen, auf dem sich von einer unbedeutenden Höhe der längste und der tiefste Meer, und wäre er Doctor mit einer Allonge-Peücke oder General Major mit einem Federbusch, eben nicht größer ausnimmt als eine photographirte Puppe. Vergleicht man die Erde mit dem Universo, so ist sie kaum ein Nauplius-Ei und die Menschen die kleinen und die großen, die schwarzen und die weißen, die Nationen und die Weisen, die Jesupysen und die Päpste, ver-

lieren sich so sehr aus dem normalen menschlichen Gesirke, daß sie nicht nur nicht als Moleküle erscheinen, sondern als Impomder-bilia analogisch und specifisch als unwägbar betrachtet werden müssen. Sehr denn, Ihr stolzen Eroberer, Ihr eiteln großen Männer, wie Ihr, unter gewissem Bedingungen betrachtet, unter die Weibengröße herabsinkt, und nimmt man Euch erst den Nimbus, der, wenn auch noch so groß, nicht größer als der Hitzel eines Spinnens erweht, so sinkt Ihr, selbst im besten Lichte betrachtet, zur Größe eines Titipuaners herab. Und dennoch so viel Hochmuth, so viel Aufgeblasenheit, solche Abgötterei unter den irdischen, vernunftbegabten, raffensveredelten Drangutanas! Cook war ein Streifkavalier im Großen; denn er umsegelte ja die Welt; Humboldt bereiste auch ein großes Theil der Erde; aber so auch gar viele Matrosen; nur mit dem Unterschied, daß diese der Nachwelt keine wissenschaftlichen Resultate hinterlassen, und selbst Matrosen Abenteuer bloß in Romanen gewandelt werden. Das Wort groß ist auch bei Nieten relativ. Die meisten Menschen beschränken ihre Streifzüge bloß auf den kleinen Raum ihres Geburtsplatzes; unter die Zahl dieser glücklichen *glebas adscriptorum* gehörte auch mein Urgroßvater und Großvater, indeß mein Vater schon Reisen machte von etwa hundert deutschen Meilen und meine Wanderungen, Fahrten, Ritte und Streifzüge sich auf Tausende von Meilen belaufen. Da heißt es nun freilich: „Er hat große Reisen gemacht;“ doch was sind Ungarn, Deutschland, Schweiz, Frankreich, Italien, England, Griechenland, Türkei und die Ver. Staaten, wo ich gestreifzügelt, im Vergleich zu dem Erdball! Eine gelstliche Französin machte eine Reise, „um ihr Zimmer,“ so ohne alle Weichwerde, und dennoch, gewiß, sehr interessant war. Der Eine studirt bei seinen Streifzügen Character, Sitten und Gebräuche; der Andere sucht exotische Pflanzen, Käfer, Steine und Thiere und bringt sie in wissenschaftliche Systeme; der Engländer reist, um im

Ausland wohlfeiler zu leben als zu Hause und ich reiste meistens aus innerem Drang, ein Stück Welt zu sehen und das Gesehene und Erlebte Andern mitzutheilen.

Der Streifzug dieses September Monats dreht sich meist „um meinen Vater“ und um den Spiegel meiner Kinder, in welchem sich ein liebender Vater naturwüchsig und vergeßlicher Weise so gerne beschaut und sich freut, wenn er reinigt und seine Flecken hat.

Hätte nie gedacht, als ich, ein alter Junggeiße ein siebenjähriges Weib zur Seite nahm, daß ich das Glück erleben werde, die Hochzeit meiner Töchter zu feiern, und zwar auf eine splendiden Weise als es die meinige gewesen. Welcher Contrast! In Gegenwart einer adeligen, alten Jungfrau, im Nebenzimmer eine kranke Tante derselben, stand ich da, selig wie ein Gott im Olymp, mit mehreren schönen Paraden — beide ohne Brautkleid, ohne die Stola für den Act als unser Herr Redner Ginal in Philadelphia nach einem sehr frugalen Souper so zu sagen aus dem Stegreif zusammengekoppelt hat. Und jetzt sind Mutter, Töchter und Nehrinnen mehre Wochen lang beschäftigt, um die beiden Bräute auszustaffiren, die an Einem Tage, am 14. September, getraut werden. Da werden denn die Räume ausgemessen, um zu sehen, wie viele Gäste man placiren könne, und da das Speisezimmer bloß für vierundzwanzig Gäste Platz hat, und die Eltern und Kinder der Brautgatten mit unserem eigenen Personale diese Zahl beinahe in Anspruch nimmt, so können bloß Einige unserer wenigen Hausfreunde eingeladen werden. Die geschäftige Hausfrau, ihrer eigenen Trauung im höchsten Einkunde vergessend, oder sich dafür redigirend, bietet Alles auf, um ihre Töchter so anständig wie nur möglich auszustaffiren und den Festabend durch eine Tafel zu verherrlichen, die den Gästen Nichts zu wünschen übrig lassen soll. So war es denn auch. Der Himmel, wie man zu sagen pflegt, hing voll Segen. Man sahen

von drei Wochen vor der Hochzeit den Oktoberabend in Hymens Tempel zu feiern. Es geht doch Nichts über ein verliebtes Mädchen, an der Schwelle der Verwirklichung ihrer geheimsten Wünsche! Beste Kuchen mit passenden Devosen und nistige Delicatessen, Welschhübner und Champagnerflaschen ließen mich momentan in Zweifel, ob ich im eignen Hause ohne, oder ob das Alles eine improvisirte Stelle aus dem „Tischel deck dich“ ist. Es ging da wirklich zu, wie im Haus des reichen Mannes; denn ich offerte ja Alles, was ich eben so glücklich dar, opfern zu können. Ich frug mich zweifeln im Stillen, ob ich denn wirklich derselbe sei, der es als Redacteur der alten und neuen Welt mit acht Dollars pro Woche Gehalt gewagt hat, zu heirathen; derselbe, den alsbald der grausame Schneider für den ersten auf Credit bestellten amerikanischen Anzug verkauft und ein braver Mann durch seine Bürshaft vom Schulgesänknis gerettet hat; derselbe, der oft alle Schulbücher mit seiner Dulcinea durchstöberte, um Kupfer und Fäden für Brod und Butter; derselbe, der seine Uhr verlegte, um in New York als Rationalistenredner Rok und Logik für eine Woche zu bezahlen; der ins Handhaus ging, um als unaludseliger Gastwirth in der Duane Straße ein Stück Neudel oder Bettzeug zu kaufen; der im Jahr 1848 zu London und Hamburg Precht hatte und seine Passage im Zwischendeck mit einer von einer Gräfin in Ungarn um Andenken erhaltenen goldenen Uhr unrichtete; den nach vieljährigem Streben und Arbeiten stets mit Sorgen und Schulden zu kämpfen hatte; kurz, ich frug mich, ob ich denn wirklich der arme Fackler sei? Ich fühlte mich denn um so glücklicher, nach all dem Misere durch Fleiß und Beharrlichkeit mir endlich auf selbstgeschaffener Bahn eine sorgenfreie Existenz errungen zu haben.

Auch der Himmel war in der Epitaphen erwohnt zu St. Paul stets heiter und ich ergötzte mich an den Blumen und Pflaunen des Gartens und pflanzte die Beete unbeachtet der Tag nicht mehr fern war,

an dem ich dies mein kleines Paradies für immer werce verlassen müssen. „Nicht für Euch pflüget Ihr Dornen,“ sagt Virgil. Nicht für meine Lebensdauer pflanzte ich Bäume und in der so sauer errungenen idyllischen Villa werden sich bald Andere ihrer Reize freuen. Es ist eben Nichts beständig im Leben als — der Wechsel, und wenn auch ungern, so werde ich doch ohne Murren und Klagen aus Eren scheiden. So lange der vernünftige Mensch sich selbst nicht verliert, hat er Nichts verloren, und die Welt bietet neben den unvermeidlichen Leiden und Plakereien überall auch Genuß und Freuden. Ja, ungetrübte Freude n gibt es kaum. Auch meine Hochzeitsfreude war nicht ungetrüb; denn ich mußte entweder despotisch gebieten, daß die Trauung durch keinen Geistlichen vollzogen werde, oder ich mußte mich in den ausdrücklichen Wunsch der Eltern der Bräutigame fügen. Im ersteren Falle wäre ich durch äußerste Consequenz als Fanatiker erschienen und hätte Allen die Freude verdorben; im letzteren, der Mehrheit nachgebend, hörte ich die Harmonie des Ganzen nicht und hatte das Weh, in meiner Stellung dem Pfaffen thum gegenüber, nur allein zu fühlen. Man stellte einen Prediger der Episcopalkirche; einen an und für sich sehr intelligenten und lebenswürdigen Mann, den ich ersuchen ließ eine passende Rede zu halten und nicht zu beten. Die Hochzeitsgäste erschienen und auch Se. Ehwürden, der mich alsbald versicherte, daß er streng nach kirchlicher Vorschrift die Trauung vollziehen müsse. Wohl, sagte ich, thun Sie denn, was Sie müssen; ich werde Sie nicht hören. Was mich betrifft so kann ich Alles ruhig mit anhören und meinerwegen hätte die Trauung eben so wohl ein jüdischer Rabbi, ein türkischer Musli, oder der heilige Vater von Rom vollziehen können; doch der falsche Ehen, der durch „einen Pfaffen im Hause“ auf mich fallen mußte, der war es, so mich schmerzte und mich auch wieder im Glauben bestärkte, daß es schwer ist, gegen die Macht der Kirche anzukämpfen,

die sich indirekt bereits in hohem Grade unser s Staates bemächtigt. Ubrigens war die Episcopalkirche einfach und den darin erwähnten „dreinigen Gott“ abgerechnet, sogar vernünftig und erbaulich. Ich betete dem: *Father, Son and Holy Ghost* fühlte ich einen elektrischen Schlag, der sich plötzlich weichen mir gegenüberstehenden Freunden mittheilte und in einem factischen Orgel einigen Läuteln vibrirte. Bide waren Arbeiter; der Eine Jure von Geburt.

Das stille Weh war flüchtig und bald überhäubt von dem Gefühl der inneren Freude, als die Brautpaare festlich das stand in Frühling des Lebens und sich, zu Thänen gerührt, nach der Trauung küßten. Es war dies unbinget der schönste Abend meines Lebens, der wie ein Stern glänzen wird am Horizont meiner vielen angenehmen Erinnerungen. Die beiden Jünglinge schön und feingebildet, der Eine in samaritanischer Kleidung, der Andere in Offiziersuniform, und die beiden Mädchen, Isabella einer üppigen Maggarrin ähnlich, Cora, zart wie eine Hebe, beide wohl gekleidet, formirten eine Gruppe, die einem Künstler als Modell hätte dienen können zu einem herrlichen Tableau.

An der Tafel präsidirte der Frohsinn, und Alles war heiter und alücklich; nur der aristokratische Herr hatte in einen sauren Apfel zu beißen, der ihm Bauchgrimmen zu verursachen schien; denn meine Frau, etwas volllaut und naiv, sprach zu ihm in Englisch: Wohl, Doctor, ich hoffe, Sie werden es nicht gegen das Dogma Ihrer Kirche finden, die Champagne Flasche zu öffnen, die vor Ihnen steht. Der Rork floß mit einem Knall zum Plafond; der Doctor aber erwiderte Nichts, blieb verstimmt und empfahl sich sogleich nach dem Festessen. Und — die Erziehung rautische vorüber, wie alles Erlebte, Nicht zurücklassend als die Erinnerung.

Am nächsten Tag riefte Cora Hubbard mit ihrem Gatten und ihren Schwiegervätern nach ihrer neuen Heimath ab, nach der Farm am See Pivm. Einige Tage später ging Isabella Peterson mit ihrem

Garten nach Buffalo, N. Y., wo er im Fort Porter stationirt ist, begleitet von meiner Gattin und dem jüngsten Sohne. Ich aber, Apasoverue, der keine bleibende Stätte haben soll und sich auch nach keiner sehnt, blieb zurück um — auf dem Wege der Verfrachtung Haus und Meubles zu verkaufen. Da gab es denn wieder eine ganz andere Erscheinung mit der roth-n Auctiionsfabne auf den Stachrien des Gartens aufgepflanzt. Auch bei dieser höchst prosaischen Affaire des „zum ersten“, „zum zweiten“, „zum — zum dritten Male“ war mir Fortuna hold; denn es wurde Alles für guten Preis verkauft.

„Ausgebrannt, doch ruhig stand das Haus“ das ich am ersten October zu räumen versprach. Nachdem gleichsam der Bliß in die Familie geschlagen, um sie in Alle Winde zu zerstreuen; nachdem keine betteren Lieder wiederhallten, kein Clavier erkundte, keine Spur von Comfort mehr sichtbar war, und ich einige Tage die Stelle des Koches zu spielen und mit dem ältesten Sohn auf dem Stur auf einer reservirten Matratze zu schlafen hatte, blieb mir in Et Paul nichts mehr zu thun übrig, als Alles zu bezahlen, was ich zu bezahlen hatte, um ohne Schulden und ohne Schuld zu scheiden; Typen, Bibliothek, Bilder und Verlagschriften zu verpacken und — nach Cincinnati zu verschiffen. Bald darauf war ich re-sefertigt, durchslog mit trunkenem Blicke die symmetrischen Räume des Gartens, liebkoste jede Blume, wie beim Scheidern ein Liebender die Geliebte liebkostet, sandte den tausendjährigen zwei Eichen ein lautes Lebewohl zu, blickte am Scheidewege zurück nach meinem verlorenen Paradiese, wo ich so glücklich, oft so selig war, und — *All on board* scholl es in meine Ohren — das Dampfboot stieß vom Ufer und hin schwamm ich, von Samuel jr. begleitet, auf den Fuhren des Mississippi nach Lake City, um dort für längere Zeit von meiner lieben Cora zu scheiden. Das glückliche Paar! Ach, der jungen Liebe; wenn sie doch ewig grünend bliebe. Sie begleitete mich, mit ihrem *dear* Clarence, in einem Suggy 18 Meilen bis Waba-

shaw, wo ich an Bord eines Dampfers ging, daselbst meine älteste Tochter und den zweiten Sohn traf, mit denen ich nach dem Ziele der neuen Bestimmung fuhr. Alles ist veränderlich und dem Wechsel unterworfen. Der Moment der Gegenwart gehört schon der Vergangenheit an, und ein dichter Schleier umhüllt des Menschen Zukunft.

Für die Fabel.

Das Ganglion-Nervenleben.

Von Dr. Joh. Bischoff.

Es ist eine zu beherzigende und frappante Thatsache, daß dem so wichtigen Ganglion-Nervenleben in belebten Schriften und Journalen so wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird. Dieser Nerv ist es ja, der durch unseren ganzen Körper verkreist ist und alle anderen Nerven und Gefäße lymphatischer Natur, oder Blutgefäße, eifersüchtig und besorgt, bald bekleidet, bald unbekleidet, berührt und sie nie im Stich läßt. Fast ausschließlich nur in den Lehrbüchern über Anatomie und der sich auf unseren Corollarien basirten Physiologie wird über diesen Korb von einem Nerv genügende und belehrende Rücksicht genommen. Natürlich kann dabei die Pathologie, als Belehlerin der Abweichungen von den Nerven, ihr nicht entzogen werden, sondern muß sie vielmehr stets schweherlich begleiten.

Vor Allem glaube ich einen Unterschied zwischen Ganglion und *plexus* (Wesflecht) machen zu müssen; denn während ein Ganglion seine Nervenfasern in sich selbst aufnimmt, und manchmal sogar auf der entgegengesetzten Seite, oder auch bei manchen Knoten nebeneinander abgibt, erweist es sich bei einem Plexus, daß die Nervenfasern stets bloß Verschlingungen machen, welche immer ein und dieselben Nerven bleiben, sich nirgends mit einer und derselben Nervengattung vereinigen, oder die Absicht zeigen, es thun zu wollen und zwar auch nur in einer und derselben Richtung zu dem Orte ihrer Bestimmung ihre Wanderung fortsetzen, bloß um Kap-

porte von den in einem solchen Plexus befindlichen ganglionischen Nervenfasern aufzunehmen und weiter zu befördern.

Wir wissen und sehen täglich, daß unser Wunschen, unser Wollen oder Nichtwollen mit Blitzeeschnelle an der Stelle seiner Bestimmung anlangt und von den Ganglionen capirt und occupirt wird, so gleich wir auch die angenehmen oder unangenehmen Wirkungen je nach ihrer quantitativen Stimmung wahrnehmen.

Sobald wir uns in die Historie dieses Korbens von einem Ganglion einlassen, seine Aktionen, wenn auch nur oberflächlich, beobachten und sie nach ihrem Werthe würdigen, so kommen wir bei näherer Betrachtung unmittelbar auf den Kriegsfuß mit den dem großen und dem kleinen Gehirn zugeschriebenen, und wohlthätig eingepfunden Ansichten der imratorischen Thätigkeit des großen und kleinen Gehirns. Für das Da für erst Dagegen kann Niemand Belege liefern; denn wir können ohne das Consensum unseres Gehirns eben so wenig existiren, als ohne den Ganglionennerv; doch sah ich in Wien im allgemeinen Krankenhause einen alten Krieger, dem der größere Theil des vorderen Lappens vom großen Gehirn auf der linken Seite beinahe auf die *sella turcica* (Türkensattel) von einem jedenfalls sehr schweren Stöße, sammt seiner tuborigen Beidung förmlich abrakert war, und mit jenem Krieger sprach ich oft, auch über seine Gegenstände, jedoch mit der Eigenhumlichkeit, daß er nach beendigtem Gespräch alles Gelegte total vergessen hat. Fragen wir nun ganz aufichtig: was würde geschehen sein, wenn ein ebenso großes Stück eines Ganglionennervs von derselben Extension und Circumferenz verloren gegangen wäre? Die Antwort liegt zu nahe, um sie erst lange suchen zu müssen: „er wäre gestorben.“

Dieser Ganglionennerv hat wohl nicht vergebens seine vielen Manations; umsonst haben ihm meine ästhetischen Vorfahren wohl nicht den Epitheton *nervus sympathicus* (sympathischer Nerv). Den ruhmvollen, gewichtigen und egoistisch-

materiellen Nerven *nerous vegetativus* (vegetativer Nerv) verdient er ganz gewiß im vollkommensten Maasse.

Wo entspringt oder beginnt denn nun dieser vegetative Nerv? Die Frage ist ebenso schwer zu beantworten, als diese: wo fängt ein Kreis an, sei es ein mathematischer oder elliptischer, kurz: eine in sich selbst zurückführende Linie? Man müßte antworten: überall und nirgends. Allem muß jedoch eine *Radix primitiva* (Urwurzel) haben, ausgenommen, der himmlische, elliptische und stets verborgene Gott.

Demnach wird es in der Ordnung sein, die Beschreibung mit dem größten Ganglion, mit dem *ganglion solaris* (Solar-Ganglion) zu beginnen. Diesen hat die Natur sehr vorsichtigerweise und vorsorglicherweise hinter einen ziemlich dicken Dmentum (Fettschurz), und über die vordere Oberfläche der Magenwandung placirt, wodurch er gegen Kälte, Druck, kurz gegen äußere und innere Feindseligkeiten möglichst gut geschützt wird.

Der Name dieses Ganglions ist einer der bezeichnendsten in der Anatomie der Nervenlehre; denn so wie die Sonne ihre Wärme und ihre Lichtstrahlen concentrisch abstrahlt, verfährt auch er und führt es aus bis zum äußersten Ende des *os occipitium* (Steißbein, bis zum Penis (männliches Glied) und zum Anus (After), ebenso auch bis zur *Glandula pingualis* (Zirbeldrüse) oder zur Iris (Regenbogenhaut) und bis zu der Haarwurzel meines Vaters (Pinterer). In der Bauchhöhle scheint er seine ursprüngliche Hausbalgung nicht unabsichtlich Weise aufzuschlagen zu haben; denn wenn nicht alle Erscheinungen, oder vielmehr alle Experimente trügen, so ist und bleibt der Magen der Focus unserer Existenz. Ich bekräftige dies mit den Worten meines sehr achtbaren Prof. S. R o d o v a n s k y in Wien, der da sagte: „Wir Menschen gleichen wärmenden Ofen, die von Zeit zu Zeit der Heizung bedürfen.“

Nun, können wir wohl dasselbe von unserem großen und kleinen Gehirn sagen,

oder es gar von der *medulla oblongata* (verlängertes Rückenmark) behaupten? Gewiß nicht.—Diese weißlich graue Substanz, dieses oft so präberisch hingestellte und definirte Gehirn hat durchaus keine Bevorzugung anzusprechen, weil dieser sympathische Nerv mit diesen beiden Substanzen, dem großen und dem kleinen Gehirn, somit der *Medulla oblongata* seine Herrschaft oberherrlich theilt.

Indem wir der Wanderung dieses oberherrlichen Nerven folgen, wollen wir zuerst bis zur Leber gehen und das Pancreas (Betröse) im nicht ausgefüllten Zustand des Magens hinweglassen. Er zeigt uns an, daß er dem Quale und Quantum (wie und wie viel) der diesem Organe von der Natur zum Auftrag gegebenen Absonderung von Galle eine besondere Aufmerksamkeit schenkt; daher thut er es auch mit einem kleinen Geschwader von Ganglien, Nerven und Nestchen, von denen jedes unserer unteren Hohlader seine verliebten, wie auch seine molinirenden Wirkungen, je nach seinem von Außen kommenden Reiz erfährt, ihn pünktlich mittheilt und uns Menschenkinder, oder besser gesagt, Ebenbilder Gottes, hübsch zu Hypochondristen, oder auch zu Amateuren aller Schwönen, Colen, Wahren, Gemeinnützlichen u. s. w. macht.

Gehen wir um einige Zoll weiter in die Bauchhöhle hinab, so finden wir den *plexus umbrales* (Nabelstrang), von welchem aus die *arteria spermatica* (Saamenarterie) mit ihren Zweigen und Knoten oder Ganglien versehen und bekleidet wird. Der Saamenerv, oder die nicht umsonst so hoch oben entspringende Saamenader, wird ebenfalls sorgfältig bekleidet. Die längste der Arterien, die ohne Zwänge in unserem Körper fungirt, ist sicher diese Saamenader und zwar nur, weil sie die Auffüllung der *cavernosa* Körper, bei dem bligebischen Eintritt, zur Aufgabe hat und es auch erfahrunsgemäß thut; vorausgesetzt, daß keine Art von spiritueller, oder imaginärer, oder gar physischer Gegenwirkung stattfindet. Welchen Höllenstrafkessel dieser *plexus papalis* (Geschlechts-Nervenge-

flecht) in der durch die Geschichte des menschlichen Lebens oft so fürchterlich bezeichneten Carriere der Eiferkucht anführt, wissen oder sehen wir häufig vor unseren Augen; und unsere Polizeigerichte bestätigen es durch die Chronik scandaleuse, um weiterer Citate bedürftig zu sein. Glücklich, wer diesem sympathischen Nerv eine vernünftige Spitze bieten kann.

Die untere Hälfte des *plexus solaris* des sympathischen Nerven will ich unberührt lassen, weil ich ja doch Vieles unerwähnt lassen muß, was zu einer vollkommenen Beschreibung führen würde, wie z. B. der *plexus pupalis* unter dem Uterus (Gebärmutter), die *Ovaria* (Eierstöcke) bis zum Clitoris (Kügler) herab, weil ich mir es schon ein Mal durch einen ähnlichen Artikel über *Hystérie*, mit dem schönen Geschlechte verbunden habe und mir daher keinen zweiten Versuch erlaube. Der Stoff wäre zwar für ein intelligentes Publikum reichhaltig und interessant; doch „*contre la force si n'y a pas de resistance.*“ (Gegen die Gewalt giebt es keinen Widerstand.) (Acht den der Vernunft und Weisheit.)

Nun wollen wir diesen herfürlichen Nerv des *plexus solaris* nach anwärts verfolgen, wo er mit der Speiseröhre durch das Zwerchfell in die Brusthöhle hineinkommt, und wo er, in Hinsicht seiner eigenen Qualität, also auch in Betreff seiner Actionen, wieder vielen Spektakel macht. Sobald wir mit ihm in die Brusthöhle hinaufgestiegen sind hinabgekommen sind, sehen wir alsbald einen fleckenigen Zug von Nestchen auf der einen Oberfläche des Zwerchfelles abgeben; das sich mit dem pneumogastrischen Nerv, dem *Nervus vagus* (herumschweifenden Nerv) in Verbindung setzend, sich dem *Nervus cordialis* (Herznerv) und *Nervus pulmonalis* (Lungennerv) nähert; sich in denselben verwebt, und seine Herrschaft daselbst nicht nur zu zeigen droht, sondern auf eine mehr oder minder unsanfte Weise auszuführen weiß; weswegen wir auch so

*) *Que—la resistance de la raison, de la sagesse.* L.

häufig zu sogenannten Brustkranken gerufen werden, bei denen ein organischer Fehler so wenig vorhanden, wie bei einem hysterischen Übergroßen. Die Reucherien, so uns da begegnen, beruhen auf weiter Nichts als auf einer hypersthenischen Thätigkeit dieses sympathischen Nerven, welcher auf das Geschwinde durch eine entsprechende Conservation gebeißt werden können, während pharologische Medicamente uns zu Charlatanen machen würden. Unter den vielen Beflechten, so dieser Heros der Nerven hier macht, wollen wir bios des Plexus cordialis und pulmonalis erwähnen.

Wer, oder was macht uns bei tiefer Trauer, ebenso bei excentrischer Freude in Ohnmacht fallen? Ist es irgend ein sensibler, ein motorischer oder gar specifischer Nerv? O, nein. Es ist ganz einfach der sympathische Nerv, dem diese Action zugeschrieben werden kann. Unser Herz klopfen z. B. nach intensiver Freude, oder nach Leid, wird ganz sicher von keinem andern Nerv hergeleitet und ausgeführt. Beispiele erklären dieses Alles oft genug und wiederholen sich nur zu häufig, um auch nur dem leisesten Zweifel Raum zu lassen. Exempla sunt obiosa.

Die Partie, oder das kleine Geschwader, das zur Lunge führt, macht zunächst Freundschaft mit den Arterien und Venen der Lunge. Kaum ist jedoch diese Arbeit abgethan, so beobachtet dieser Kolbold die Art der Arbeit eines jeden Nerven und Nerven anderer Natur, als er selbst ist und zwar eifersüchtig, damit ja sein Name keinen Schaden leide am Ruhme seiner Oberherrschaft.

In atmosphärische Angelegenheiten kann ich mich natürlich nicht einlassen, weil dieselben ihre Primitivursachen vorzüglich in organischen Fehlern haben, die unsern sympathischen Nerv gar nichts angehen. Indem wir die Nervengeflechte unserer beider Landvögel betrachten, ihre schmeichlerische Aufnahme von Zweigen anderer, also sensibler Nerven, — während dem er sie doch so meuchlerisch straft, kommen wir am Kehlkopf vorbei direkt in die

Schädelhöhle. Den Larinx (Kehlkopf) dürfen wir nicht so stillschweigend übersehen, denn hier hat unser sympathischer Nerv häufig mit den sehr kleinen Ligamentis cruciatis (Stimmrigenbänder) zu thun, wann er, wie eingeschlafen, seiner Hauptverrichtung vergißt, dann alsbald eine schnarchende, anstatt harmonische Vibration annimmt und dem Zuhörer, trotz aller Oberherrschaft, Beweis von der Möglichkeit einer Ermüdung liefert. Trotz alledem sollte man jedoch meinen, daß er Herr sei über diese vier Stimmrigenbänder, so mit den daneben vom Gehirn herantretenden Nerven, weil er sonst, wie Exempla lehren, keinem sogenannten Bauchredner — bei dem doch die Stimme, oder besser gesagt, die Luftsäule eine sehr breite sein muß — erlauben könnte seine Productionen einem perplexen Publikum gegenüber aufzuführen, das den Sprecher in irgend einem unterirdischen Gehäule, in einem Keller oder dergleichen suchen zu müssen glaubt und für akustische Täuschung hält, was es auch in der That ist. Im Innern des Gehirns, der Schädelhöhle, ankommen, wollen wir durch das große Hinterhauptloch hineingehen, dort sehen, wie er an beiden Seiten, der partis basilaris ossis sphenoides hinauf, vorher viele Gängen und Zweigen an das kleine Gehirn abgibt, bis zum Türkensattel gelangt, wo er der bereits erwähnten glandula pituitaria an beiden Seiten seine sehr artige Aufsicht macht, dieselbe entweder amuffirt oder anupirt; daher wir auch das Auge nehm so leicht behalten, während das Unangenehme gleichsam auf dem Fittig eines Vogels verschwindet. Die äußerst interessante Lebensgeschichte der Zirbeldrüse gehört, wenn ihr Genüge geleistet wird, in ein anderes Gebiet; als das unserer Darstellung ist. Zum Schluß reisen wir der hinteren Porthen des ganglion ophthalmicus (Augennervegeflecht) vorüber, von dem es seine Zweige bekommt, was wir bei einem gut entwickelten Vestrium tremens (Säuferswulst) sehen, ohne den nervus abducens oculi (abgehenden Augennerv) zu verlas-

sen, bis zur glandula lacrymalis (Thränenlöcher). (Ich wollte, ich hätte einen Schoppen von lacrima Christi aus Neapel; welcher Gusto wäre das nicht!) Hier sehen wir die divergirendsten Impressionen dieses Ganglionnerven bei dem einen oder andern Individuum, je nach dem Entwicklungsgrade, oder vielmehr der Veranlassung dazu, so er empfangen hat. Seine Verbindungen und egoistisch herrischen Einflüsterungen auf die Gehirn- und Rückenmark-Nerven will ich schließlich noch etwas specialisiren. Als Mahnung sei denn gesagt:

Auf verschiedene Facultäten, welche unserem menschlichen Körper eigen sind, Bezug nehmend, wird wohl mancher Leser sich wißbegierig um den Sitz des Verstandes, der Vernunft so uns doch vor anderen Thieren anzeichnen soll, ernstlich bekümmern. Wo soll man z. B. die Phantasie, die Liebe, die Eifersucht suchen? Im großen, oder im kleinen Gehirn, oder im sympathischen Nerv? Ich erwidere darauf, daß man die Eigenschaften oder Fähigkeiten irgend eines organischen oder anorganischen Körpers nur dann inne wird, wenn man experimentell weiß, welche Einwirkungen auf uns machen. Vorher, ohne Experiment, bleibt uns das Gebiet des Zweifels vollständig offen, oder wir werden sogar zum Spielball eurer Illusionen.

Die Vernunft, die Berechnern der Folgen irgend einer Handlung, wird — etwa nicht mit Unrecht — als die oberste Facultät unseres Erdenlebens betrachtet, oder wohl gar als solche vertrieben — sie muß in jeder Branche der Gesellschaft Rechenschaft ablegen, dort sie wird, ihres Namens unwürdig, als Unvernunft bloßgestellt, was für einen Menschen eben nicht schmeichlich ist. Sagte ich z. B. einem Schulknaben, Eins sei Drei und Drei sei Eins, so würde er mich mit Recht einen Ignoranten nennen. Unsere Gehirnthätigkeit beweist dies durch das Impugniren des Unsinns, und der nervus sympathicus, der diese Action mit dem Beweis des Gegenheiß, dem Edel, der

Berachtung, der Entrüstung u. s. w., oder gar mit handgreiflicher Demonstration sanktionirt, sendet alsbald seiner motorischen Kraft, welche ihrerseits die Muskeln commandirt, entsprechende Befehle ab.

Die Eifersucht ist nach Sappyr's Definition, eine Sucht, die Leiden schafft. Ganz wahr. Lassen wir aber unseren sympathischen Nerv materiellen Mangel leiden, so wird sich alsbald die Eifersucht mit ihren Leiden in einer Sucht nach Nahrungsmitteln und fernerer Vegetation schenken! Dem Anaom ist es jedoch, trotz seines bewaffneten Auges und Mikroskops, noch nicht gelungen, diese Sucht diesem oder jenem Nerv positiv zuzuschreiben; so viel ist jedoch gewiß, daß wir sie nicht in irgend einem Augennerv, sondern vielmehr, nach der spezifischen Einrichtung und Action, in plero pupali suchen müssen, bei welchem bekanntlich unser sympathischer Nerv eine so meisterhafte und commandirende Rolle spielt.

Die Eifersucht, so über den Werth einer Person, einer Sache, einer Handlung, nach Vergleichung und Abschätzung entsteht, paßt am Besten in die Sphäre des Egoismus, obgleich dieser Kobold auch da nicht am besten weglömmet.

Die Liebe hat meines Erachtens nach ihren Sitz in jedem Molekül unseres Körpers. Der deutlichste Beweis davon ist der Spiegel, in dem wir unser vielgeliebtes Ego (Ich) gar so gerne beschauen und für das Niederbrochenwerden so ängstlich besorgt sind. Ich meine nicht den Spiegel an der Wand, sondern jenen, der in unserer Stube vor und neben uns herumwandelt, das heißt, unsere Descendenten, unsere Kinder. Wie viel Freude schafft uns nicht, bei vernünftiger und sorgfältiger Pflege, dieser Herr Sympathicus! während, wir in entgegengelegter Richtung und bei verkehrter Erziehung so streng bestraft werden, an unserm theuren Egoienpiegel oft Verdruß haben, oder ihn auf dem Krankenbett durch den unerbittlichen Herrn Mors (Tod) zerbrochen sehen.

Die verschiedenen Benennungen welche die Liebe zu diesem oder jenem Ge-

genstande bezeichnen, sowie auch ihre Antipoden, Haß, Antipathie, Ekel, Abneigung, kurz Beziehungen so der Attraction fremd, und der Repulsion angehörend, unberührt lassend, wäre es wohl geeignet; diesem Herrn Nervus auch auf religiösem Gebiet zu begegnen, um nachzuweisen, wie er auch da seine Oberherrschafft geltend zu machen wiß. Nur ein blödsinniger Laie könnte es wagen, diesem dominanten Nerv seine Herrschafft auch auf religiösem Gebiete streitig machen zu wollen. Bei dem schönen Besuche spekulationist und römisch Herr Sympathicus mit ganz besonderer Behemung; vorzüglich, wenn der Herr Pastor noch in seiner jugendlichen Frische stehend mit Kraft und süßlichen Worten diesen Nerv andockert und ihm zugleich Schmelzheit, wodurch er den Appetit erweckt nach allerlei stillen Genüssen und Freuden im Himmel und auf Erden.

Wer geneigt ist, gegen diesen Heros und Robolo, den sympathischen Nerv, in die Schranken zu treten, dem rufe ich am Schlusse zu: „Nihil est in intellectu, quod non plus in sensu faciat.“ (Es ist im Verstande Nichts, das nicht früher in den Sinnen war.)

Für die Fackel.

Die Beharrlichkeit des Weisen.

Nach stoischen Principien bearbeitet von E. Subsig.

Nach allen Lehren und Sitten der Alten, selbst der edelsten Griechen und Römer, hatte der Mann zu herrschen und das Weib zu gehorchen. Die sogenannte „Heilige Schrift“, welche in unserer christlichen Republik in so hohem Ansehen steht, und als „Wort Gottes“ verehrt wird, gebietet ebenfalls, daß das Weib dem Manne unterthan sein müsse, welches Gebot bei jeder christlichen Trauung durch die Braut durch einen Eid besiegelt, oder besser gesagt, versiegelt wird; denn kein Weib auf Erden genießt solche Vorrechte, wie das amerikanische und von

Unterthänigkeit und Gehorsam gegen den Gatten findet man keine Spur in amerikanischen Ehen. Nun, das hat, den christlichen Meinid abgerechnet, sein Gutes; denn mit der zunehmenden Cultur des Weibes tritt dasselbe in die „gleichen Rechte“ mit dem Manne ein und die weibliche Salaverei hat aufgehört. Meine jüngste Tochter an einen Christen, auf Verlangen der Verwandten, durch einen Prediger, sage Prediger der Episcopalkirche verheiratet, nahm die Formel der Unterthänigkeit mit Stillschweigen hin, was mir, in der That, Freude gemacht hat.

Der Unterschied, welcher nach der alten Doctrin zwischen Mann und Weib stattfindet, bestand zwischen den Stoikern und Andern, die sich Philosophen nannten. Diese verfahren mit geistigen und körperlichen Krankheiten wie gewöhnliche Ärzte, und heilen durch gelinde, theils drastische Mittel; der Stoiker empfiehlt nicht die Annehmlichkeiten des Lebens als das höchste Gut, sondern sucht sich und seine Adepten über das Vergnügen zu erheben, und sich außerhalb der Schläge des Schicksals zu stellen.

Cato wurde von seiner Zeit nicht verstanden, und er hatte Schimpf und Hohn der Masse zu dulden; doch Cato erhob sich über jene Beleidigung, indem er einer Schule angehörte, die da lehrte, daß der Weise über Schimpf und Spott erhaben sei. Nach dem Fall der Freiheit wollte Cato nicht länger leben und, mit seinem Tode besiegelte er das Buch der weisen Stoa.

Der Weise kann sich nicht über Indignation hinaussetzen; er fühlt das ihm erwiesene Unrecht; doch sein Geist erhebt ihn über dasselbe. Es giebt in der Welt Nichts, das so heilig wäre, um nicht durch Unverstand und Rohheit entheiligt zu werden. Nicht das ist unverwundbar, das nicht erreicht wird, sondern das, was, wenn getroffen, unverletzt bleibt. Stark ist nur Jener, den das Unglück nicht beugt, nicht Jener, der vom Volk geschmeichelt, gemächlich dahinglebt, Gleichviel, welche und wie viele Schicksals-

schläge den Stoischen Weisen treffen mögen; seine Kraft besteht darin, daß er über Alle sich zu erheben weiß. Man mag einen Tempel niederbrennen, das Heiligthum desselben, ein Solches nämlich angenommen, kann nicht zerstört werden: so der Weise. Der Stoiker kann Nichts verlieren, über dessen Verlust gewöhnliche Menschen klagen und sich trostlos fühlen; er verwahrt Alles in sich selbst, zufrieden mit dem Bewußtsein der Tugend, so über alles Aeußere erhaben ist, das die Menge festhält. Das Unglück raubt dem Menschen bloß Das, was ihm das Glück gegeben hat; die Tugend ist kein Geschenk des blinden Glücks, kann also von ihm auch nicht genommen werden. Demetrius Poliorcetes verlor sein sämmtliches Vermögen; der Feind raubte ihm seine Töchter und sein Vaterland kam in Feindes Gewalt. „Ich habe Nichts verloren,“ sagte er, „denn Alles, was mir in ist, trage ich mit mir.“ Es scheint eine herzlose Kälte in diesen Worten zu liegen und dennoch sind es, streng betrachtet, Worte der so herrlichen und unerschütterlichen Weisheit; denn Alles, was außer uns selbst liegt, kann nicht als permanentes, sondern bloß als zeitweiliges Eigenthum betrachtet werden, dem Zufall und Unglück unterworfen.

Sage mir, konnte jenem Demetrius ein Dieb, ein Verläumder etwas anhaben, da er zwischen dem Tumulte der Waffen, bei den Flammen der brennenden Stadt, bei dem Fall der zerstörten Tempel ruhig blieb? Es mögen die Mauern von Babylon zusammenstürzen, Carthago und das Capitol von Rom mögen zusammenfallen und den Lebenden den Sturm der Zerstörung zeigen. Die feste Burg, welche durch die Tugend des Weisen beschützt wird, steht unerschütterlich gegen alle Angriffe und Stürme von Außen; sie ist uneinnehmbar, unverwundbar, Göttern gleich.

Man sage nicht, solche Weisheit findet man in der Welt zu finden. Wenn uns die Geschichte auch nur Einen vorführt, würdiger, der, durch Tugend befeelt, sich über jeden Verlust sich zu erheben wußte, wie

z. B. Cato es gethan hat, so ist das schon Beweis genug, daß der Mensch werfen werden kann, wenn er sich ernstlich bestreht, es werden zu wollen. Ich selbst, in der Schule des Lebens durch Täuschungen und Unglück gestählt, bemühe mich seit lange bei dem Ideale nahe zu kommen, und habe ich es auch noch nicht erreicht, so bin ich ihm doch bereits nahe gekommen. Nur der schwächere Theil kann leicht verlegt; die Tugend nur durch das Laster bedroht werden. Der Weise ist stark im Geiste und die Tugend über den Stachel des Bösen erhaben. Man kann Injurien erhalten, ohne doch von ihnen schmerzhaft afficirt zu werden, sowie man im Wasser sein kann, ohne zu schwimmen. Dem Weisen kann man weder nützen, noch schaden; denn er hat Alles in sich selbst, was stark und beharrlich macht; wieweil ein Gott, dessen Existenz zugegeben, weder Hilfe von den Menschen bedarf, noch beleidigt oder beschädigt werden kann. Die einem Gott zugeschriebene Unsterblichkeit abgerechnet, ist der Weise Gott ähnlich, d. h. dem Ideale der Vollkommenheit; denn das Wort Gott ist ein Schall ohne innere Wahrheit.

Die Stoa steht weit höher als jede Religion; denn die Geschichte zeigt uns, daß Tausende von Menschen böse und lasterhaft, im Glück hochmüthig, im Unglück schwach sind, trotz alles ihres Glaubens und Betens. Das Leben, Gefährnisse und Galgen liefern uns hinlängliche Beweise für diese Behauptung.

Lerne entbehren! Du magst Manches wünschen; doch hoffe und fürchte Nichts; selbst nicht den größten Schmerz; denn wenn er jenen Grad erreicht hat, daß er nicht mehr ertragen werden kann, ist ihn der Alles bereitgenoe Tod. — Der Weise, der da weiß, daß die Natur mit Wenig zufrieden, wird sich keine Unruhe bereiten durch Jagen nach Reichthümern, deren Besitz selbst durch die Angst, sie zu verlieren, ein Hin und Her des inneren Glücks ist. Der höchste Reichtum aber des Weisen ist das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht und die damit verbundene innere Ruhe.

Es ist unmöglich, physische Schmerzen nicht zu fühlen; beim Feinden Anderer und des Vaterlandes unberührt zu bleiben; es ist gegen die Natur des fühlenden Menschen, am Grabe eines Freundes, eines Vaters, eines Kindes kalt und thranenlos zu stehen; aber es ist möglich, sich über Schmerzen zu erheben und das Noos der Vergessenheit über irdischen Verlust auf die Gräber der Liebe zu pflanzen und das Andenken der hingeschiedenen Geliebten geistig und bis zum eignen Tode im Herzen zu beugen. Tugend kann nur Das sein, was gegen Leiden und Stürme anzukämpfen hat und aus dem Kampfe siegreich hervorgeht.

Der Weise räumt gerne ein, im Leben das Recht auf seine Meinung ein und läßt ihn selbst für seine Handlungen verantwortlich sein; was er jedoch auch für sich in Anspruch nimmt. Jene, die ihn seiner Meinung, seiner tugendhaften oder excentrisch scheinenden Handlungen wegen verspotten, verfolgen, verdammen, betrachten er als erwachsene Kinder und beugen ihnen in derselben Weise wie diesen. Wäre es nicht Thorheit, wenn der Aufseher einer Irrenanstalt sich durch Insulte eines Geisteskranken, oder der Arzt durch einen Kranken sich beleidigt fühlen könnte? Unvernünftige und böse erwachsene Menschen behandeln der Weise wie Knaben: er läßt sie ruhig neben sich herlaufen, und erschrecken sie sich, ihn am Bart zu raspen, so wehrt er sie ab, wie man Wunden oder böse Hunde abwehrt; oder er züchtigt sie auch, um sie von fernem Frevel zurückzuhalten. Welche und mit hohen Aemtern Bekleidete dauert er mehr, als er sie bewundert oder gar beneidet; denn er kennt die Wege, wie man gewöhnlich reich wird, und verabscheut dieselben; so wie er Jene, die in hohen Aemtern figuriren und nicht selten sich aufblähen, für Kranke hält, bei denen Ambition und Hochmuth die Oberherrschaft ausüben, mit Hintenanlegung der Tugend, der Menschlichkeit und Principientheue. Der Reiche, ohne höheren Aufschwung des Geistes und Herzengüte, ist elender als der Bettler; Jener bedarf

viel, Dieser wenig. Er kümmert sich um Leute nicht, welche die Nase hoch tragen und betrachten sie wie den Pfau, der ein stolzes Rad schärft und auf häßlichen Füßen einberichtet. Er hat die meisten Menschen nach ihren vorherigen Handlungen und Thaten entweder für gleiche Flegel, oder für gleiche Thoren. Es ist ihm gleichgültig, ob man ihn schief beurtheilt; er kümmert sich nicht um den Beifall oder den Tadel der Masse, sondern er verfolgt seinen Weg, wie die Gestirne, gegen die träge Meinung Anderer. Ruhet ihn das Kleine nicht, so weiß er sich auch über das größte Unrecht zu erheben. Er hat Nichts mit der Menge gemein. Das Glück besiegt uns, wenn wir nicht Kraft genug besitzen, es zu besiegen, sagt Seneca ganz wahr.

Es ist dies eine sonderbare Welt, ein seltsames, miunter erkärmliches, eendebellagenwerth's Treiben der Menschen. Einer ist in der Regel, des Andern Feind und fast jeder, selbst der stupide Kerl, glaubt, daß sich um sein liebes Ich die ganze Welt drehe. Liebe ist mehr geahnt als geübt. Haß und Antipathie spielen eine wichtigere Rolle als Neigung und Sympathie. Ein tolles Wetrennen auf der holprigen Bahn einer Astercolifikation; auf welcher Jene gewöhnlich den Preis erringen, die am wenigsten ihn durch wahres Verdienst und innere Weisheit verdienen. Wer in dieser Republik nicht ganz zum Elaken Iraens eines Geschäftes herabgesunken ist, dem nicht so viel Zeit übrig bleibt, um zuweilen in die Schatten seines eigenen Ichs betrachtungsweise hinabzusteigen und außerhalb seiner selbst Forchtungen anzustellen, dem wird es ein Leichtes sein sich zu überzeugen, daß Corruption wie ein Krebsgeschaden am Volk nagt, daß Banqueroutteure, vom Pöbel angeklagt, in Equipagen fahren und ehliche Leute hungern wenn auch gerade nicht hungrig, zu Fuß gehen; der wird leicht Menschen-Ereplare finden, die durch Aunangeständigkeit, Parteiaccommodation, Grundlosigkeit, Speichelleckerei, Bedientendienste, ohne alles andere Wissen als das

der Parteipolitik, sich auf die höchste Stufe der Administration emporgeschwungen haben, und Andere, die im Felde d. General-Majoren geworden sind; in den Jesuitens zu mühe mächtigen Advokaten alternen Vämten oder zu Pfriemen und zur Rede qualificirt sind; der wird finden, daß die Schlichtheit und Mittelmaßigkeit in Aemtern culminirt, und ihre Ruhigkeit von unten herauf empfängt; er wird finden, daß man in neuester Zeit den Hochverrath als das größte Verbrechen an der Republik hingestellt hat, und Hochverräter zu Hunderten parocirt; ja, sie sogar mit einflußreichen Stellen honorirt. Alles Das sieht ein Benützte, der Weise, und fragt sich ob es denn wirklich so weit gekommen ist, daß man Spitzbube sein müsse, um Etwas zu werden, zu Etwas zu kommen? — Er wird darn in sich selbst zurück sehen, den Stab über die Reichen brechen und die Scheingröße verachten und auf den Pranger stellen, wohin sie vor dem Tritum der Gerichte gehört. — Er wird sehen, wie Alles rennt und jaht, um dem Hunger zu entfliehen und wie gar Viele die schlechtesten Mittel nicht scheuen, um zu glänzen. — Er wird, wie die Schnecke sich in ihr Gehäuse, sich in sein eigenes beschriebenes Ich zurückziehen und mit Verachtung und Bedauern, auf eine vorzunehmlose und corrupte Welt blicken, die ihn umgibt. Er wird streben, sich durch rechtliche Mittel unabhängig zu machen, und mit Leichtigkeit Das ertragen; wonach so viele Auctoren, mit Aufopferung ihres inneren Wertes, so ernstlich jaagen. Sieht er wohl er auch sehen muß, daß er, dem äßren Leben nach, ein besseres Loos verdiene, so wird er sich doch die Frage stellen, ob seine dürftige, glanzlose Stellung eine verdiente, oder unverdiente sei. Fühlt er sich schuldig, so hat er sein Loos als verdientes Urtheil hinzunehmen; fühlt er etwas Besseren werth zu sein, so fällt die Schmach auf Andere zurück und kann seiner innern Ruhe keinen Abbruch thun.

Frei da zu stehen auf selbstgeschaffener

Bahn, rastlos und beharrlich sein Ziel verfolgen, den Fitter vom echten Metalle scheiden; unbekümmert um Lohn und Anerkennung, um Lob und unbedienten Tadel; das Schöne verehren, das Gute lieben und nach Aüßren üben, das Breite erfassen und Aüßren mittheilen — das sind die wesentlichen Kennzeichen eines Weisen nach dem Geiste der Stoa.

Die Frauen der französischen Revolution.

Von Jules Michelet.

Die Frauen-Clubs. — Olympia de Gouges. — Rose Lacombe.

Die Jakobiner nannten sich, wie wir bereits erzählt hatten, Freunde der Verfassung. Der Club, der sich unterhalb des Saales der Jakobiner versammelte, nannte sich die bürgerliche Gesellschaft der Vaterlandsfreunde beiderlei Geschlechts, oder, kurzweg, Vertreter der Verfassung. Dieser Club hatte im Mai 91 eine starke Ausbreitung genommen. Bei einem großen Anlaß wo, er gegen die Beschlüsse der *Assemblée constituante* protestirte zählte er 3000 Mitglieder. Um diese Zeit erwarb er ein neues berühmtes Mitglied, Madame Roland, die erst kurz vorher nach Paris gekommen war.

Leider kennt man nur wenig die Geschichte dieser Frauen-Clubs. Das Wenige, das man davon weiß, findet sich nur bei äufig erwähnt in den Journalen und Libelles der damaligen Zeit.

Mehrere dieser Frauenvereine waren gegen 1790 und 91 von Olympia de Gouges, einer velbegabten Improvisatrice, gearündet worden wie, wie Lope de Vega, taatlich eine Tragödie schrieb. Trotz ihrer nicht reich n Fruchtbareit besaß sie nur wenig wissenschaftliche Bildung. Einige behaupten sogar, sie ha-

be weiter lesen noch schreiben können. Sie war — geboren im Jahre 1755 zu Romaubin — Tochter einer Puztrödelerin. Ihr Vater soll, nach der Aussage der Ehen, Kaufmann, nach der Beschreibung Anderer Schriftsteller gewesen sein. Viele glauben, sie sei ein uneheliches Kind Ludwigs XV. Diese unglückliche Frau, voll groß erziehler Freuden war das Spritzzeug und Opfer ihres oft allzuheftigen Menschlichkeitsglaubens. Sie war es, die das Recht der Frauen durch einen eben so gerechten als erhabenen Satz verteidigt hat: Da die Frauen eben so gut als die Männer berechnung sind, das Schicksal zu bestreiten, so haben sie auch dasselbe Recht auf die Anerkennung.

Revolutionärin im Juli 89, war sie am 6. Oktober Republikanin geworden, als man den König wie einen Geiseln nach Paris entlockt hatte. Unter dem Einflusse der Furcht und des Rathes Ludwigs, war sie im Juli 91 eine glühende Republikanerin, die als man ihm den Prozeß zu machen begann, den Muth verlor, den König zu überreden. Man lachte über ihre Inconsequenzen. Sie aber wollte die Spätter zur Reue zu bringen, dadurch, daß sie in ihrer süßlichen Verflüchtigen Seden, der sie zu beleidigen warte, zu einem Zweikampf auf Pöhlen heraufstiege.

Der Allem war die Partei Lafayette's bemüht, sich ihrer zu bemächtigen und sie an die Spitze eines contrarevolutionären Festes zu stellen. Bei mehr als einem Anlaß ließ man sie Dinge sagen und schreiben, die ihr schwacher Geist nicht zu begreifen vermochte. Mercier und andere Freunde riefen ihr verzeihene, nicht wieder zu gehen. Und trotzdem that sie es und verließ sich dabei auf die Unvergleichlichkeit ihrer Abichten, die sie dem Publikum in einer sehr edel gehaltenen Schrift: Der Stolz der Unwissenheit, erklärte. Als sie den König vor den Schranken des Nationalconvents sah, erbot sie sich, obgleich aufrichtige Republikanerin, ihn dennoch zu verteidigen. Dies Anerbieten ward

nicht angenommen. Aber seitdem war sie verloren*).

Die Frauen wagen bei der öffentlichen Kundgebung ihrer Gefinnungen, mit welchen sie den Patrien Trost bieten, immer mehr als die Männer. Es war ein verabscheuenswürdiger Machiasellismus jener blutigen Tage, seine unreinen Hände auf jene Frauen zu legen, deren Heldenthum Begeisterung hervorrufen konnte, und sie lächerlich zu machen durch Beleidigungen, welche die männliche Robheit so leicht und ungestraft an dem schwächeren Geschlecht ausüben kann. Eines Tages ward Olympia de Gouges, in einer Volksgruppe ergriffen, beim Schwefel genommen. Ein rother Lämmel baß den unter einer Hand gedrückten Kopf und entsetzt ihm die Haube: ihre Haare entseffeln sich, arme, graue Haare, obgleich sie damals erst 38 Jahre zählte. Talent und Redendkraft hatten sie vor der Zeit verbleicht — Wer will Olympia's Kopf für fünfzehn Sous? fragte der Barbar. Mein Freund, sagte sie ruhig, hier nimmdreißig dafür! Man lachte und die Gefahr war überstanden.

Doch nicht für lange Zeit! Bezogen vor das Revolutionsgericht, mußte sie die bitterste aller Erfahrungen machen, sich von ihrem eigenen Sohne mit Verachtung verurtheilt zu sehen. Da gebriecht es ihr an Kraft: Durch jene traurige Rückwirkung der Natur, von welcher selbst die Unterschrockenen nicht immer ausgeschlossen sind, fühlt sie sich plötzlich wack und zu Thänen gestimmt. Sie ward wieder Weib: schwach, ält und den Tod fürchtend. Man hat ihr, daß man schwangere Frauen eine Vergeltung der Todesstrafe gewähre. Auch sie, sagte man, wollte es sein. Einer ihrer Freunde soll ihr diesen traurigen Dienst,

*) Ihre Verteidigung des Königs erloschen während der Debatte des Prozesses unter dem Titel: Die drei Urnen, oder das Wohl Frankreichs. Das Erscheinen dieser Schrift war der Grund oder richtiger, Veranlassung zu ihrer Verurtheilung.

E. R. D.

dessen Nutzen ich leicht voraussehen war, unter Thronen geleistet haben. Die vom Tribunale befragten Chirurgen erklärten, daß Olympia's Schwangerschaft — wäre sie wirklich vorhanden — noch zu neu sei, um von ihnen befragt werden zu können.

Erst im Angesichte der Guillotine fand sie ihren ganzen Muth wieder und sie starb, indem sie dem Vaterlande anempfahl, ihre Ehre zu rächen und ihrem Namen einen Platz in seinem blutenden Herzen einzuräumen*).

Die Frauen-Clubs, die sich im Jahre 93 ganz und gar geändert hatten, begannen seitdem immer mehr Einfluß zu gewinnen. Der Club der *Femmes revolutionnaires* besah damals in seinem Oberhaupt und Leiter ein Mädchen von großer, fühner, fortsetzender Beredsamkeit, das die Mädchen das in der Nacht des 31. Mai, in der Gewerksammlerung der *Evocato*, in welcher der Sturz der Girondisten beschlossen worden war, zuerst die Initiative ergriffen und in ihrer Heftigkeit die Wuth der Männer überflügelt hatte. Ihr damaliger Leiter war ein junger Lyonser, der Secleir hieß, als ein eifriger Apostel Chalet's und ein vertrauter Freund des Trugens der Saint-Martin'sche. — Jacques Roux — galt, jenes Jahr, dessen zahlreiche Reden viele communisken Ideen verbrüteten. Secleir, Roux und Andere schrieben nach der Ermordung des sogenannten *Ami du peuple* ein Journal, das, ob es gleich der *«Schatten Marat's»* hieß, eine nur sehr wenig maratistische Tendenz verfolgte.

Diese kühnen Neuerer, heftig geacht von Robespierre und den Jakobinern, waren Ursache, daß die ihre feindselig auftraten gegen die Frauen-Clubs, wo die von ihnen gepredigten Neuerungen warmen Anklang fanden.

*) Sie ward am 5. November 1793 guillotiniert. Bald nach ihrer Hinrichtung erschien ihr *«Testament politique»*, eine Schrift, die besser als alles Andere geeignet ist, die vielfachen Widersprüche ihrer politischen Glaubensmeinungen aufzuklären.

E. R. D.

Andererseits waren die Fischeiber nach Marktrauen größtentheils gut königlich gefinnt und im höchsten Grade aufgebracht über die Abnahme ihres Handels, gegen diese Frauen-Clubs empört und gingen in ihrem ungerechten Zorne so weit, diese Clubs für das Sinken ihres Handels verantwortlich zu machen. Eifer und besser genährt als diese Frauen (arme Arbeiterinnen) schlugen sie diese häufig. Mehr als einmal überfielen sie eine dieser Clubs unter den Schutz der Saint-Eustache und jagten sie, mit Besenstielen und Prügeln anderer Art bewaffnet, aus dem Sitzungssaale.

Wieder andererseits fanden es diese Republikanerinnen im höchsten Grade unangemessen, daß jene Fischeiber es absichtlich vergaßen, die dreifarbigte Cocarde zu tragen, die laut dem Gesetze alle Welt zu tragen verpflichtet war. Im October 93, zur Zeit der Hinrichtung der Girondisten, verkleideten sie sich als Männer, zogen bewaffnet durch die Markthallen und verhöhnten und beleidigten die Fischeiber- und Gemüsehändlerinnen. Diese fielen wie rauchschäumende Furien über sie her und ließen ihnen mit Hilfe ihrer treuen Häute, zum Ergötzen aller männlichen Zuschauer, eine unanständige Züchtigung, die das Geschlecht der verkleideten Angreifer verrieth, angedeihen. Ganz Paris sprach von nichts Anderem. Ja sogar der Conservatismus schloß sich hinein und entschied . . . aber gegen die armen Opferlammern ihrer republikanischen Organisation. Es ward den Frauen untersagt, sich zu versammeln. So ward diese große sociale Frage mit Einem Male durch Zufall erwürgt.

Was aber wurde aus Rose Sacombe? Seltsam und sonderbar! Dieses hübsche Weib hatte, wie die Mehrzahl der Schwedensmänner jener Zeit, einen Tag der Schwärze und Menschlichkeit, der sie ins Verderten stürzte. Sie hatte sich bloßgestellt durch den Versuch, einen Verdacht gegen zu reiten. Das war der tragische Augenblick im Märzmonat 94. Sie begehrte als Schauspielerin, engagirt beim Theater in Dunferque, einen Paß dorthin.

Im Juni desselben Jahres fielen wir sie wieder an den Pfosten der Gefängnisse, um den Gefangenen Wein, Zucker, Pfefferkuchen zu verkaufen, ein einträgliches Geschäft, das, durch die stillschweigende Erlaubnis der Kerkermeister, ihr erlaubte, ihre billige Waare um jeden Preis zu verkaufen. Kein Mensch wäre im Stande gewesen, in ihr die wüthende Bacchantin von 93 herauszufinden. Sie war eine auf ihren Nutzen bedachte Verkäuferin geworden, dienlich zwar, aber — der Wahrheit die Ehre! — noch immer frisch, hübsch und artig!

Therogine de Mericourt (1789—1793.)

Es giebt ein sehr hübsches in Kupfer gestochenes Bild von dieser schönen, tapferen unglücklichen Küsserin, die am 5. Okt. damit angefangen hatte, das Regiment von Flantern für das Volk zu gewinnen und dadurch die letzte Stütze des Königs zu zertrümmern. Sie war's, die — am 10. August — in der ersten Reihe der Kämpfenden, den Degen in der Hand, ins Schloß der Tuilerien einbrach und aus der Hand der Geger eine Bürgerkrone erhielt. Jenes Portrait, angebracht in der Salpetriere, wo sie später als Märtyrin eingesperrt war, erinnert lieber nicht sehr schwach an die bildmüßige Schönheit, die das Herz unserer Väter entzückt und ihnen in einer Frau das Bild der Freiheit gezeigt hat.

Der runde, starke Kopf (ein wahrer Typus der Küsserin-Bevölkerung), das schwarze Auge, etwas starr und hart, hat seine Glammen noch. Noch wohnt die alte Leidenschaft, die Spur jener heftigen Liebe davon, für die dieses Weib gelebt hat und gestorben ist, jene Liebe — Mat für einen Mann, sondern (wie sehr dies auch Manchem bei Feldern haben und wahrscheinlich vorkommen mag!) jene große, heilige Liebe für eine große heilige Sache, die Liebe zur Freiheit, die Liebe zur Revolution.

Doch bei aller Gluth ist das Auge dieses armen Weidwunders wild, scharf und heftig, voll von Bitterkeit, Vorwurf und erstarrtem Schmerzgefühl. Zeit und Unglück haben sie gelehrt. Ihre Tugenden haben etwas Materielles angenommen. Die schwarzen Haare abgeradelt, die runde ein Tuch zum Umarmen gehalten werden, ist alles frei. Ihr matter Balm — die letzte Schönheit — beweist auch seine reinen Seiten, fast jungfräulichen Formen, daß die Unglückliche ihre Kräfte vergessend an die Keilspitze und Anker, an sich und für sich selbst die wenigen Leiden schafflich war, als der Ruf sie und gleich dort hat.

Um diese Frau vollkommen zu verstehen, muß man die Heimath, das Land der Wallonen, von Tournai bis Lüttich, und vor Allem Lüttich, die kleine, glühende, fröhliche Frankreich am Maasstrom, die Vorkant der Niederlande, so tief hineinwerfen in die Mitte der europäischen Bevölkerung, können, dieses kleine Lüttich, das eine glorreiche Geschichte aufzuweisen hat als manches größere Land. — Um Therogine zu verstehen, muß man das Schicksal dieser Stadt Lüttich, dieser Märtyrerin der Freiheit beim Abbruche der französischen Revolution, näher ins Auge fassen. Erstens: der drückendsten Tyrannei, Sklaverei der Priesterherrschaft, zerbrach sie dieses Joch, um zwei Jahre später von Neuem zurückzufallen in die Rollen ihres, mit der Hilfe Desseins ihr aufgedrungenen Bischofs. Die Küsserin, die sich in Massen nach Frankreich übergesiedelt hatten, zündeten sich in den Reihen der fanatischsten Armeeen auch ihre unerschrockenen Opferleistungen nicht minder als durch ihre feurige, hinterbundene Beredsamkeit auf den Redertischen der revolutionären Clubs aus. Sie waren die Brüder, die Kinder Frankreichs. Das rührendste von allen Festen der Revolution ist nach unserer Ansicht jenes, bei welchem die Pariser-Gemeinde Lüttich feierlich an Kindestatt annehmend die ruhmreichen Archive dieser freibeitrunkenen Stadt durch die Straßen

von Paris ziehen ließ, bevor man sie in den Schoß des Stadthauses aufnahm.

Theroigne war die Tochter eines ziemlich wohlhabenden Pastors, der ihr eine gute Erziehung hatte geben lassen. Sie besaß von Natur aus eine große Festigkeit des Geistes und eine ihr gleichsam angeborne Beerdlichkeit: der Lütlicher Rage hat viel mit dem Süden Frankreichs gemein. — Verführt durch einen deutlichen Coelmann und von ihm im Stich gelassen, gina sie nach England, sah sich dort bewundert und von Abergelben umringt, unter welchen sie vor Allen einem italienischen Sängler, einem alten häßlichen Castraten, den Vorzug gab, der sie, gleichsam als Dank für diese Vorliebe behielt, pünktlich und ihre Schmuckstücke verkaufte. Damals liebte sie sich nach ihrer Heimath („la Campagna“) Gräfin von Campanados nennen*).

Als sie nach Frankreich kam, schwärmte sie auch hier für Männer, deren Herz nicht wußte, was Liebe ist. Sie erklärte sich frank und frei, sie verabscheute den unsittlichen Lebenswandel Mirabeau's. Dafür liebte sie desto eifriger, desto althöher den kalten, trockenen Eypes, der ein geborner Weibe feind war. Außer ihm rechnete sie noch einen andern ernstlichen finstern Mann aus, einen von jenen Leuten, die früher den Cultus der Vernunft einlegten, den Schöpfer des republikanischen Kalenders, den Mathematiker Romme, dessen Gesicht eben so häßlich, als sein Herz rein, groß und edel war. Und dieses Herz durchbohrte er an jenem Tage, an welchem er die Revolution für feind hielt.

Romme war 1789 von Rußland hermgelert. Er war Haushofmeister des jungen Prinzen Siregnoff und machte sich seine Wissenschafte den seiner Aufsicht anvertrauten Bölling in den Salen der schönen Lütlicherin, die von Männern

*) Ein gewollener behaupten, daß sogar der Prinz von Wallis, der nachmalige König Maria IV., für die Schöpfung der sogenannten Gassia von Campagnos geschwärmt haben soll. E. M. D.

wie Gleyes und Petion de Villeneuve*) besucht wurde, einzuführen. Das heißt genau gesagt, daß Theroigne, wie wir selbst auch ihre Stellung sein möchte, ein keineswegs ganz verlorenes Geschöpf war.

Ganze Tage brachte sie auf der Tribüne der Nationalversammlung zu, kein Wort von dem verliert, was hier gesagt ward. Einer der spottbilligsten Mitglieder jener königlich gekrönten Herren, welche die „Actes des apotres“ schrieben, wir Jener daß sie Theroigne mit dem Deputirten Populus verheirateten, der sie nicht einmal gekannt hat; eine Heirat, die ihr wohl bloß des zweideutigen Namens ihres Bauern wegen angeordnet ward. Die Royalisten nannten sie die Braut des Volkes, „amanda populi“ Apasie des Münstens u. s. w.

Aber wenn Theroigne auch nicht so Ansehenswerthe hätte, so wäre sie doch unsterblich durch ein bewundernswürdiges Blatt des „Vieux Cordeliers“, worin Camille Desmoulins eine Sitzung der Cordeliers schildert. Hier ein Auszug aus jener Nummer:

Der Redner wird unterbrochen. Ein Geräusch macht sich hörbar an der Thür, ein schmeicheles, angenehmes Gemurmel. Eine junge Dame tritt herein... Sie verlangt zu sprechen! Wie? Darf man seinen Augen trauen? Diese Dame ist nicht Gringeres als die schöne Amazone von Lüttich, Mademoiselle Theroigne! Ja, das ist ihr reißender Ueberd und der Deputirte, den sie am 5. Okt. trug in Brüssel, als der erschreckliche Ton ihrer Stimme das Regiment von Fandern beehrte. Der Enthusiasmus hat seinen Brennpunkt erreicht. „Es ist die Königin von Saba, ruf Desmoulins. Sie kommt den Salomon des Lüttichs zu besuchen.“

Und schon hat sie mit dem leichten Schritt des Panthers den ganzen Saal durchstritten und sich auf die Rednerbühne geschwungen. Ihr schönes, leb-

*) Der erste Maire der Stadt Paris. E. M. D.

haft gerühmtes Angesicht erscheint. Blize scheinend mitten unter den düstern apostrophischen Gestalten Danton's und Marat's.

„Seid Ihr wirklich Salomone,“ ruft sie aus, „woblan, dann werdet Ihr's beweisen: Ihr werdet den Tempel bauen, den Tempel der Freiheit, das Herz der Nationalversammlung. Und Ihr werdet es dorthin bauen, wo einst die Kapelle stand.“

Wie? Während die ausübende Gewalt den schönsten Palast des Erdkreises, den Pavillon de Flore und die Säulengänge des Louvre bewohnt, lagert die gelagerte Gewalt unter den Zelten, im Ballhaus, in der Ritze, wie die Taub-Neub's, die seinen trockenen Fled findet, um darauf ihren Fuß zu setzen.

Das darf so nicht länger bleiben! Es ist Zeit, daß das Volk, die Gebäure betrachtend, welche von den bedenklichen Gewalten bewohnt werden, schon durch den Anblick allein erfahre, wo der wahre Herrscher thronet. Was ist ein Herrscher ohne Schloß? Ein Gott ohne Kirche, ohne Altar! Wer wird seinen Cultus anerkennen?

Bauen wir diese Kirche, diesen Altar! Und daß Alle zu diesem Bau beitragen, daß Alle ihr Gold, ihre Erbschaft beitragen! Hier mit Freuden! Hier die Meinungen! Ja, Brüder, laßt uns bauen diesen einzig wahren Tempel. Keiner ist Gones würdiger als der, in welchem die Erklärung der Menschenrechte verkündigt ward. — Paris, der Wächter dieses Tempels, wird dann weniger eine Stadt als das gemeinsame Vaterhaus aller Franzosen, der Sammelplatz aller Stämme, ihr Jerusalem sein!

Als Lüttich, durch die Oesterreicher in Boden geworfen, seinem geistigen Tyrannen zurückgegeben war, eilte Theroigne nach ihrer Heimath, um dort Propaganda zu machen für Frankreich. — Von Spionen verfolgt, ward sie bei ihrer Ankunft in Lüttich sofort festgenommen, hauptsächlich als Mitschuldige an dem Attentat des 5. Okt. gegen die Kö-

nigin von Frankreich, die Schwägerin Kaiser Napoleons.

Nach Wien abgeführt und erst nach viermonatlichem Verhöre aus Mangel an Beweisen freigelassen*), lehrte sie nach Frankreich zurück, doppelt erbittert gegen Marie Antoinette und deren Agenten, die sie bis nach Lüttich verfolgt und dort an die Desfreges ausgeliefert hatten. Sie brach sich riesige Abenteuer und wollte es veröffentlichten. Schon hatte sie, wie es heißt, einige Botschaften daraus bei den Jakobinern vorgelesen, als die Revolution des 10. Augusts ausbrach.

Keiner von allen Royalisten war ihr mehr verhaßt als der Journalist Suleau, eines der mächtigsten Werkzeuge der Contré-Revolution. Sie haßte ihn nicht allein wegen seiner Ausfälle wegen, zu deren Hellschreiber er sie gemacht, sondern mehr noch darum, weil er in Brüssel, unter dem Schutze der dort reichlichen Bazonnats, ein Journal redigiert hatte, das unter dem Titel „die Stimmglocke vor Kontar“, gegen die Väter der Revolution aufgetreten war und die Häupter derselben verächtlich angefaßt und, wie Theroigne behauptete, in den Staub gegeben hatte.

Suleau war gefährlich, nicht bloß durch seine Feder, sondern mehr noch durch seinen Muth und seine weithin ausgebreiteten Verbindungen in der Provinz und selbst außerhalb Frankreichs. Montlosier erzählt, daß Suleau in einem Augenblicke der Gefahr ihm geklagt habe: „Wenn's nöthig ist, werde ich Euch meine ganze Plebeie zu Hülfeschicken.“ Suleau, wunderbar thätig, sollte die Gabe zu besitzen, sich vorzulesen zu können. Man begegnete ihm überall, häufig verkleidet. Kasparer sagt, er habe ihn so gefunden, als

*) Von Wien nach dem Spielberg abgeführt und dankte sie ihre Freilassung einem und allein der Mutter des Kaisers Napoleon, von dem die Kunde ihrer schonartigen Schönheit an sie, vertheilt, abhing. Sie kam hin und, von dem Schlingel ihrer Kette geteilt, dort länger verweilt haben soll, als ursprünglich beabsichtigt gewesen war. — E. M. D.

er, im Jahre 90, Abends das Hotel des Erzbischofs von Bordeaux verließ.

Auch am Morgen des 10. Augusts hatte Suleau sich verkleidet und bewaffnet in dem Augenblicke, als die Wuth des Volks ihren Gipfel erreichte. Er wurde festgenommen mitten unter einer mit Flugbüchsen bewaffneten Royalisten-Patrouille, die einen Rundzug um die Tuilerien gemacht hatte.

In dem Augenblicke, als man Suleau festnahm, luftverwandte Theroigne mit einem Garbisten auf der Terrasse der Feuillanten. Sie erkannte ihn. Vom ritterlichen Standpunkte aus hätte sie ihn beschützen und verteidigen sollen, weil er sie immer verhört und beleidigt hatte; aber von dem damals herrschenden Gesichtspunkte aus war es ihre Pflicht den öffentlichen Feind, ob er gleich auch ihr persönlicher Gegner war, zu vernichten. Ein Commissär, der auf eine Bank gesprungen war, versuchte die Menge zu beruhigen. Theroigne stieß ihn herab, stellte sich hinauf und sprach gegen Suleau: „Zweihundert Mann der Nationalgarde vor heideltörn die gefangenen Royalisten; man erzwingt von der Sektion einen Befehl, auf jeden Verstand Bezugs zu leisten. Einer nach dem Andern herbeigehten,“ wurden sie von der wüthenden Menge erdrückt. Suleau soll mehr Muth als alle Andere gezeigt und einem der Bürger ein Schwert entrisst haben, um sich Bahn zu brechen. Um diese Scene besser auszumalen, behaupten Viele, das Mannweib Theroigne habe mit ihrer Hand diesen stinken, schlaffen und von der Wuth der Versammlung aufgeschritten Mann niedergerissen. Andere sagen, jener Garbist, welcher sich seinem Arme Theroigne geföhrt, habe ihm den ersten Schlag beibracht, der ihn bürstet zu Boden geworfen; Theroigne und andere Weiber hätten ihn dann gleichwohl gemordet.

Theroigne's Ebnahme am 10. Aug. die Krone, die ihr die siegreichen Marsfelder zuerkantet; hatten ihre Verbindungen mit den Girondisten; den Freunden der Marzeller, die diese nach Paris

hatten kommen lassen, immer fester und fester geknüpft*). Sie schloß sich ihnen fester an nach den Septembermorden, die Danton auf seinem Gewissen hat. Seit dem April 92 hatte sie mit Robespierre gebrochen. Sie besaß den Muth, in einem Kaffeehause in Gegenwart vieler seiner Anhänger laut zu äußern:

„Wenn dieser Mensch fortfährt, alle Welt ohne Beweise der Schuld zu verurtheilen, dann entziehe ich ihm meine Achtung!“

Als dies am Abende desselben Tages von Collot, d'Herbois ironischen Tones den Jakobinern wiedererzählt ward, besand sich Theroigne auf der Zuhörerbühne mitten unter den eifrigsten Anhängern Robespierre's. Trotz aller Anstrengungen die man machte, sie zurückzuhalten, sprang sie über die Schranke, welche die Tribunen vom Sitzungssaale trennte, durchbrach die feindliche Menge und beehrte, gehört zu werden. Man verstopfte sich die Ohren aus Furcht, aus ihrem Munde eine Lästerung gegen den Gott dieses Tempels zu vernehmen. Die arme Theroigne ward ungehört hinausgejagt. Aber trotz ihres Bruchs mit den Jakobinern, blieb sie doch immer populär, geliebt und bewundert von der Menge auf die ihr Muth und ihre Schönheit einen magischen Eindruck machten. Ihre Feinde ersannen ein Mittel, ihr diesen Zauber zu rauben und sie vor den Augen des Volks herabzuwürdigen durch die feigste Rache, die ein Mann auf eine Frau auszuüben im Stande ist. Ein Morgen, als sie ganz allein auf der Terrasse der Feuillanten spazieren ging, bildete sich fast auf derselben Stelle, wo am 10. Aug. vor ihren Augen Suleau niedergemetzelt worden war, eine dichte Gruppe, die sie fest umlagte. Sie umgriff ihr die Kette, aufhob und sie rief wie sie war, mit Hochrufen gückigte wie ein Kind unter dem lauten Jubel der Zuschauer. Ihr Bitten; ihr Schreien, ihr

*) Um jene Zeit soll sie ein Liebesverhältniß mit Barrereur, dem Anführer der Girondisten, angeknüpft haben. — E. M. D.

verzweifelndes Geheul verdoppelten das Gelächter der cynischen, grausamen Men-
ge.

— Haut zu, haut zu! schreien die alten Weiber, die deren Jugend, deren Schönheit beneideten.

Die Unglückliche, endlich freigelassen, fuhr zu schreien und zu heulen fort, weniger aus Schmerz, als aus tiefbeleidigtem Schamgefühl. Gebrochen und ge-
stört durch diesen Akt barbarischer Beleidigung, verlor sie ihren Verstand.

Von 1793 bis 1817, während dieses Zeitraums von 24 Jahren, blieb sie ver-
rückt und wüthend in den Mauern der Salpêtriere, heulend wie am ersten Tage ihrer furchtbaren Demüthigung. Es war ein herzbrechendes Schauspiel, dieses schöne, heldenmüthige Weib zu sehen, das mehr und mehr bis zu einem Thiere herabgesunken war, gleich einer wüthenden Hyäne an den Eisengittern ihres Kerkers räuelnd, sich selbst zerfleis-
chend mit ihren schmutzigen Nägeln, herabgesunken bis zu jener Stufe des Wahnsinns, daß sie zuletzt ihre eigenen Excremente aß.

Die Royalisten pfeiften sich in dem Stauben, darin eine Rache Gottes zu erblicken.

So starb dieses Weib, dessen verhängnisvolle Schönheit die Revolution in den ersten Tagen ihres Enthusiasmus bezau-
bert und berauscht hatte, untergegangen in ihrem eigenen Schmutze, am 9. Mai 1817.

Und nur ein einziges Blatt besaß den Muth, mit zwei Zeilen den Tod dieser Circe der Revolution anzuzeigen*).

*) Ein belgischer und ein deutscher Dichter haben dieses Weib zur Heldin eines Gedichts gemacht. Adolph Mathieu schrieb eine „Theroigne de Mericour“, Rudolph Gottschald eine „Lombertine“. — Wer mehr wissen will über diese Frau, findet Aufschluß über sie in meinem „Dolch“ (Harten-Almanach, Jahrgang 49) E. M. D.

(Eingefandt.)

Au meine Freundin M.

Von F. v. Walthausen.

Wo Freundschaft immer sich gezeigt im Leben,
Wo Hochachtung mit Liebe ernst verbunden,
Bedenkt man gern zurück der stüch'tigen Stunden,
Und sucht beglückt nach ihnen hinstreben.
Das kurze Dasein! Was vermag's zu geben,
Mit seinen Plagen, Leiden, tiefen Wunden?
Doch wenn zwei Wesen ernstlich, treu verbunden,
Um wahre Freundschaft wirklich zu erstreben,
Belämpft das Menschenkind so leicht die Sorgen,
Die überall und täglich es ergreifen,
Und blüht vergnügt auf jeden neuen Morgen.
Drum laß, Marie, uns're Freundschaft theilen:
Nimm diese Zeilen, die aufrichtig sagen,
Was still der Freund nur darf der Freundin klagen

Das Alter des Menschengeschlechts.

Von Dr. M. J. Schüden.

Eine der wichtigsten Fragen, welche gegenwärtig die Naturwissenschaft beschäftigt, ist ohne Zweifel die nach dem Ursprung und dem Alter des Menschengeschlechts auf der Erde. Zwei Werke, die beide schon schon früher angeregt, aber immer wieder bei Seite geschobenen Geranten behandeln, haben in neuerer Zeit erst vermocht der Angelegenheit einen solchen Anstoß zu geben, daß sie vollständig in den Vordergrund der Untersuchungen getreten ist; und von Keinem, der in den Naturwissenschaften lebt, noch wieder vernachlässigt und mit Stillschweigen übergegangen werden kann. Es sind dies die beiden Arbeiten von Darwin über die Entstehung der Arten und von Lyell über das Alter der Menschen auf der Erde.

Die Frage, um die es sich hier zunächst handeln wird, ist die: Wie lange giebt es Menschen auf der Erde? eine Frage, für deren Beantwortung allerdings schon frühe Thatsachen sich darbieten haben, die man aber zurück-
und unbeachtet liegen ließ, weil Vorur-

theile der mannichfachen Art damit in Streit kamen. Das Eine d. rielben muß ich hier kurz berühren. Es ist das Vorurtheil, welches auf unserem Jucundanterrichte entspringt und lange Zeit auch die Geologen verhindert hat, ihre eignen anknüpfenden Entdeckungen richtig zu verwenden. — Die Meinung, als sei die Zeitrechnung, welche man gewöhnlich den Erzählungen des alten Testaments unterlegt, wirklich in demselben enthalten und habe somit nicht nur wissenschaftliche, sondern geradezu heilige Autorität zu beanspruchen, hat lange Zeit selbst die Männer der Wissenschaft verwirrt, und zu falschen Beurtheilungen der klarsten Thatsachen verführt. — Erst im XII. Jahrhundert finden die Juden an, sich allgemainer der Rechnung nach Jahren der Welt zu bedienen und selbst ihre, noch keinwegs über allen Zweifel erbobenen Sagen schieben die erste Aufstellung dieser Zeitrechnung überhaupt den ersten Versuch, den Erzählungen des alten Testaments, ihres Weiterstrebens ungeachtet, eine feste Chronologie unterzulegen, nicht weiter zurück als bis in die Mitte des IV. Jahrhunderts nach Christo, um welche Zeit der Rabbi Hillel Ben Jeduda zu Liberias diese neue Chronologie erfunden und aufgestellt haben soll. — Thatsache ist, daß das alte Testament zur Aufstellung einer festen Zeitrechnung überhaupt gar keine Grundlagen darbietet, weil die Juden selbst nie eine Zeitrechnung gehabt hatten. Ist doch in der Th t das früheste Datum in der ganzen Weltgeschichte, das früheste, welches wirklich wissenschaftlich feststeht, der Beginn der Nabonassarischen Aera 747 vor Chr. Alles was dem vorhergeht, verliert sich sehr bald in vage nur mehr oder weniger wahrscheinliche Vermuthungen, unter denen nur einige Zeitbestimmungen aus der Aegyptischen Geschichte, die mit astronomischen Thatsachen in Verbindung gebracht werden können, der Gewißheit ziemlich nahe kommen.

Das unbeachtete Rad wirken des hier erwähnten Vorurtheils war es eben, welches die Geognosten so lange blind machte

gegen alle Entdeckungen, wodurch die Entstehung der Menschen auf der Erde in Zeiträume versetzt wird, die weit über alle angeblichen Berechnungen von dem Alter der Welt hinauszugreifen. — Wenn man die gewöhnlich angegebenen lächerlich kurzen Zeiträume von etwa 6000 Jahren als Maßstab festhielt, so war es allerdings unbegreiflich wie die großen Veränderungen, von denen die Erde Zeugniß ablegte, ohne unerklärbare pöbliche Revolutionen vor sich gehen, wie der Mensch aus dem Zustande eines sehr rohen Wilden zu den hohen Culturstufen, mit denen wir ihn schon in dem Beginn der Geschichte auftreten sehen, sich hinauf bilden konnte. Zum Glück sind wir aber jetzt im Stande, das alte Vorurtheil in einer solchen Weise zu durchbrechen, daß es seinen ganzen Einfluß verlieren muß. — Wenn man mit der Erscheinung des Menschen auf der Erde nothwendig auf wenigstens 100 000 Jahre zurückgewiesen wird, so bedarf es keiner Entschuldigung mehr, wenn man die allmähliche Entwicklung der Erde selbst nach vielen Millionen von Jahren abzumessen versucht.

Es ist nun an sich klar und bedarf keiner weitläufigen Auseinandersetzung, von wie weitreichendem Einflusse es auf die Behandlung der verschiedensten, kaum damit irgendwie verwandt scheinenden Disciplinen sein muß, wenn man nachweisen kann, daß das Alter des Menschengeschlechts so lange Zeiträume umfaßt, daß dieselben für die langsamen Entwicklungen aus einem rohen, fast thierischen Zustande durch ganz kleine, erst allmählich in Jahrtausenden sich summirende Fortschritte zu höheren Culturstufen genügend Raum gewähren. — Nicht nur die Ansichten der systematischen Naturgeschichte, sondern auch die der Physiologie, der Ethnographie, der Linguistik und vieler anderer Wissenschaften werden nach und nach den tiefreichenden Einfluß dieser neuen Entdeckungen erfahren. Diese Wichtigkeit läßt es denn auch gerechtfertigt erscheinen, wenn ich hierüber die dahineinschlagenden Entdeckun-

gen einen etwas ausführlicheren Bericht erstatte, indem ich dabei vorzugsweise an das eben erschienene schon oben erwähnte Werk des berühmten englischen Geognosten Sir Charles Lyell anknüpfe.

Im Jahre 1838 sprach es der Archäolog Boucher de Perthes in seinem Buche, von der Schöpfung eine Abhandlung „über den Ursprung und Prozeß der Weisen,“ zuerst ganz bestimmt aus: „daß man endlich im Diluvium trotz menschlicher Fossilien Spuren von vor-diluvianischen Menschen finden wird.“ — Dieser seiner Ueberzeugung folgend, durchforschte er mit unermüdlichem Fleiße alle Diluvialgebilde, die ihm geeignet schienen, dergleichen Spuren trüberer Menschen zu umschließen und fand endlich in den Steinbrüchen im Somerthal in der Nähe von Amiens den Lohn seines Eifers. Seine Entdeckungen stellte er dann 1847 und 1857 zusammen. Er theilte zahlreihe Abbildungen der gefundenen Kunstprodukte, namentlich aus Feuerstein gearbeitete Beile, Lanzens- und Pfeilspitzen, Messer und dergleichen mit. Seine Entdeckungen wurden anfänglich mit kindischem Lachen, dann mit Zweifel und Widerspruch aufgenommen. Er verlor aber nicht den Muth, alle Entwürfe widerlegend, zwang er endlich die Geognosten, von der Sache Kenntniß zu nehmen; die Junjorte wurden von den ausgezeichnetsten Männern der Wissenschaft genau untersucht die Entdeckungen und die Richtigkeit der daraus gezogenen Schlüsse bestätigt und endlich der Satz in der Wissenschaft zugelassen, daß in einer undenklich frühen Zeit zusammen mit Mammuth Rhinoceros, Höhlenlöwen, Höhlenhyänen, Höhlenbären und anderen einer längst vergangnen Periode der Erdbildung angehörenden, lange vor der ältesten Sagenzeit ausgestorbenen Thierarten auch der Mensch schon Bewohner der Erde gewesen sei. Wenn vor Boucher de Perthes Niemand einem solchen Gedanken hatte Raum geben wollen, so wurden jetzt von allen Seiten ähnliche Thatsachen bekannt gemacht

oder früher schon entdeckte, aber unbeachtet gebliebene Erscheinungen aus der Nacht der Vergessenheit hervorgezogen. Gegenwärtig sind schon gegen 35 bis 40 solcher Beobachtungen bekannt geworden, deren älteste sogar bis auf das Jahr 1715 zurückgeht, Beobachtungen, welche sich auf die verschiedensten Deutlichkeiten, Aegypten, Sicilien und Sardinien, die Pyrenäen, das mittlere Frankreich, das Rhein-, Dils- und Somerthal, die Schweiz, den Rhein, Dänemark, ganz England und Schottland, Brasilien, Florida, das Mississippi- und Ohiogebiet beziehen. Nach diesen sämmtlichen Entdeckungen zusammen genommen kann man die Anwesenheit der Menschen auf der Erde schon gegenwärtig auf weit über 100,000 Jahre zurückdatiren und doch stehen wir jedenfalls erst im allerersten Anfang und keineswegs am Ende der Entdeckungen.

Um die Sache dem allgemeinen Verständnisse näher zu bringen, will ich zunächst eine Uebersicht der allmählichen Entwicklung der Erdoberfläche und ihrer Perioden geben und dann die wichtigeren der gemachten Entdeckungen in diese Perioden einreihen. Bestimmte Gesteinsarten, die wir nach den in ihnen enthaltenen Versteinerungen als gleichzeitig erkennen, nennen wir Formationen; eine Reihe solcher Formationen, die durch gewisse Charaktere als näher verwandt sich zeigen, nennen wir Perioden, und mehrere Perioden können wir noch wieder als Epochen zusammenfassen. — Wenn die älteste Epoche so eigenthümliche Pflanzen und Thierformen darbietet, daß kaum irgend eine Beziehung derselben auf die jetzt um uns lebenden gefunden werden kann, so zeigt die zweite Epoche eine allmähliche Verähnlichung mit unserer Jetztwelt, aber erst in der dritten Epoche treten nach und nach anfänglich in geringerer Artenzahl, dann allmählich immer häufiger Thier- und Pflanzenarten auf, die sich auch noch jetzt lebendig auf der Erde finden. Die älteste Epoche oder die Paläozoische umfaßt fünf Perioden mit 9 Formationen; die Secundäre oder Mesozoische Epoche 3 Perioden mit

18 Formationen, endlich die Tertiäre oder Känozoische Epoche drei Perioden mit 7 Formationen. Auf diese 34 Formationen folgen dann noch zwei, welche man als die vierte oder Quartäre Epoche zusammenfaßt; die älteste dieser letzten Formationen bezeichnet man als die *Postpliocäne*, sie enthält zwar keine Muscheln mehr, die nicht auch jetzt noch lebend auf der Erde gefunden würden, aber dagegen sehr viele eigenthümliche jetzt längst ausgestorbene Säugethierearten, Elephanten, (Mammoth), Rhinoceros, Löwen, Hyänen, Bärenarten, Mastodonten und andere. Die jüngste Formation endlich, welche man als *Neuzzeit* bezeichnet, bietet uns ausschließlich nur noch jetzt lebende Organismen aus allen Lebenskreisen dar. — Die postpliocäne Formation bezeichnete man früher auch wohl als *Diluvium* und die Neuzeit als *Alluvium*, beides sehr schlecht gewählt und daher mit Recht von den neueren Geognosten beseitigte Ausdrücke. Bestimmt kann man nachweisen, daß im Anfang der postpliocänen Formation Europa eine von der jetzigen ganz verschiedene geographische Gestalt und in Folge dessen manche höchst eigenthümliche physikalische Erscheinungen dargeboten hat.

Am Ende der Tertiärperiode war die große Sahara, wie die Bohrversuche von Laurent bewiesen haben, ein Meeresbecken, dagegen hingen nach den Untersuchungen von Heer und Anderen das nordwestliche Afrika, die Azoren u. Portugal mit dem südöstlichen Nordamerika in einem großen Continent zusammen, woraus sich die Uebereinstimmung der Flora und Fauna der genannten Länder am Ende der Tertiärepoche erklärt. — Das erste Verhältniß, ein Meeresbecken statt einer glühenden Sandwüste, hatte zur Folge, daß es für Europa keinen gegenwärtig aus der Sahara kommenden heißen, gleichschmelzenden Föhnwind gab; das zweite schloß den die ganze Westküste von Europa erwärmenden Golfstrom vom nördlichen Atlantischen Ocean ab. Der Golfstrom lief

vielmehr durch das Gebiet des jetzigen Mississippi gerade nach Norden und brachte seinen erwärmenden Einfluß in die amerikanischen Polarregionen, wovon sich die letzten Spuren wahrscheinlich erst im Beginn der historischen Zeit vorfinden haben, da sich die irden Normegischen und Isländischen Colonien auf Grönland im IX. und X. Jahrhundert nicht südlich denken lassen, wenn das Klima jener Gegenden nicht bedeutend milder als gegenwärtig gewesen wäre. In Folge dieser ganz verschiedenen Vertheilung von Land und Meer, von Wärme und Kälte, war Europa im Beginn der postpliocänen Periode viel rauher als jetzt und zeigte eine Ausdehnung der Gletscher und eine Ausdehnung von Eis, die für diese Zeit von Namen der Eiszeit bei den Geognosten in Ausnahme gebracht haben. Man darf dies aber nicht so verstehen, wie es anfänglich auch wohl von Männern der Wissenschaft aufgefaßt worden ist, als ob es eine Zeit gegeben habe, in welcher die ganze Erdoberfläche im Eise erstarrt gewesen wäre, vielmehr, wie es niemals eine die ganze Erde bedeckende Euth, wohl aber zu verschiedenen Zeiten auf je dem beschränkteren Theile der Oberfläche solche Bedeckungen des Bodens mit Wasser gab, so wurde auch die Temperatur erniedrigung, die das Wachsen der Gletscher in einem Gebirge system hervorrief, durch eine erhöhte Temperatur in anderen Regionen wieder ausgeglichen; mit dieser Warnung können wir nun immerhin aussprechen, daß fast jeder Theil der Erdoberfläche einmal seine Eiszeit erlebt hat. — Die Geographie des nördlichen Europa war nun folgende:

Anfänglich bedeckte Meer fast den ganzen nördlichen Theil von Finnland durch die Ostsee provincen, das nördliche Deutschland bis Dänemark und ebenso Großbritannien mit Ausnahme eines schmalen südlichen Strahls und der höchsten Gebirgspunkte, die als Inseln aus dem Meere hervorragten. Gleichzeitig war nur der mittlere höchste Theil von Skandinavien frei vom Meere und gerade wie

gegenwärtig Grönland ganz in Eis gebüllt. In dieser Zeit trugen die sich ablösenden Eisberge u. Eisinseln Schutt, große und kleine löcherförmige Felsen über das Meer nach Osten, Süden und Westen und wo das Eis strandete und in der südlicheren Luft schmolz, fiel ein jener Schutt, jene Felsstücke auf den Meeresboden. Darauf folgte eine Zeit, in welcher sich der Boden allmählich hob und zwar bis zu einem solchen Niveau, daß England und Frankreich in feste Landverbindungen geriet und ein großer Theil der Nordsee trocken gelegt wurde. In dieser Zeit breiteten sich denn auch Nordfranzösische u. Deutsche Pflanzen und Thiere über England aus. Gerade in dieser Periode behielten sich die Gletscher in Tyrol, der Schweiz, Frankreich und Großbritannien von den viel höheren und daher viel kälteren Bergen zu einem Umfange aus, von dem uns jetzt nur noch die Schichten und Schrauden auf den Felsen, die ältesten noch existierenden Moränen und Gletscherklüften Nachricht geben. Diese Gletscher, mit ihren mächtigen schweren Massen auf den festesten Unterlagen sich fort schiebend rieben von denselben, wie das auch noch jetzt geschieht, eine große Masse des feinsten Staubes ab, die dann von Bächen und Flüssen fortgeschwemmt, in den Ebenen wo die Läger sich ausbreiteten, abgelagert wurde und so die eigenthümlichen oft mächtigen Schichten bildete, welche von den Geognosten als *Löß* bezeichnet werden. — Nun trat wieder eine allmähliche Senkung ein, welche England und Frankreich voneinander trennte und die Nordsee wieder als Meer herstellte. Ich habe in Vorstehendem nur die großen Hauptzüge jener Periode charakterisirt, während zeitweilig und an verschiedenen Orten untergeordnetere Hebungen und Senkungen noch vielfach mit einander gewechselt haben müssen. Man wird aber nur durch diese gewaltigen Veränderungen in der geographischen Vertheilung von Land und Meer und den mannichfachen dadurch bedingten klimatischen Veränderungen eine

etwas anschaulichere Vorstellung davon erhalten, welche unendlich lange Zeiträume nöthig gewesen sind, um alle diese Erscheinungen entstehen und vergehen zu lassen. Ähnliche Bewegungen der Erdoberfläche wie die erwähnten haben zu allen Zeiten stattgefunden und langsam, aber in Zeiträumen von Hunderttausend und mehr Jahren, die Geographie der Erde umgestaltet. Ähnliche Bewegungen sind aber auch an den verschiedensten Orten innerhalb der streng historischen Zeit vor sich gegangen oder greifen noch jetzt auf der Erde unter unseren Augen Platz, s. B. die bekannte schon von Celsus erkannte Bewegung, durch welche die ganze Ostküste von Schweden, schneller im Norden, langsamer im Süden, aus dem Finnischen Meerbusen hervorgehoben wird. Da wir diese letztere Bewegung in genügend langen Zeiträumen beobachten und mit Messinstrumenten controliren konnten, um von derselben ein mittleres Maß der Hebung oder Senkung abzuleiten, so gewinnen wir dadurch einen Anhalt zur Berechnung geognostischer Perioden, indem uns die Umgebung von Stockholm auf eine Niveauveränderung von 1 Fuß im Jahrhundert hinführt. Ein anderes Beispiel bietet uns die Grenze zwischen Schottland und England dar, wo seit der Errichtung der sogenannten Pictenmauer unter Hadrian sich das Land um etwa 20 Fuß gehoben hat. Daraus ließe sich ein mittlerer Werth der Niveauveränderungen von etwa 1½ Fuß für das Jahrhundert ableiten. Wenn wir nun in England und Schottland Beweise finden, daß sich der Boden innerhalb der eigentlichen Neuzeit im Ganzen um 600 Fuß gehoben habe, so setzt das schon einen Zeitraum von 40,000 Jahren voraus. Indes führe ich dieses hier nur an, um an einem einzelnen Beispiele dem Laien verständlich zu machen, auf welche Weise der Geognost zur Bestimmung der Zeiten, in denen ein Ereigniß stattfand, gelangt. Natürlich ist die Berechnung für jede einzelne Derlichkeit, für jede einzelne

Erscheinung immer nach den besonderen Umständen und Erwägungen eine sehr verschiedene, beruht aber immer auf ebenso sicheren, ja meistens noch sichereren Grundlagen als die Angaben der Historiker für Ereignisse, die auch nur einigermaßen weit in der Geschichte zurückliegen. Auf diese Weise können wir nun feststellen, daß die Formation der Neuzeit zum allerwenigsten einen Zeitraum von 100,000 Jahren und die postpliocäne Formation jedenfalls einen ebenso langen oder noch längeren umfaßt, daß wir daher schon mit den letzten Formationen der tertiären Epoche in Zeiten die mehr als 300,000 Jahre hinter der Gegenwart zurückliegen, eingeführt werden.

Ich gehe nun zu einer etwas genaueren Darstellung der wichtigsten der oben erwähnten Entdeckungen über und zwar will ich dieselben nach ihrem Alter in drei Gruppen ordnen, die ersten, welche noch den Menschen in der Neuzeit, in den uns vertrauten Umgebungen betrachten, die zweiten, welche das Vorhandensein des Menschen in der zweiten Höhe der Postpliocänformation als Zeitgenossen des Mammuth und Rhinoceros darthun und endlich die dritten, die ihn als gleichzeitig mit den mächtigen Gletscherentwickelungen der älteren postpliocänen Formation, der sogenannten Eiszeit erscheinen lassen.

Die erste interessante Thatsache bieten uns die Torfmoore der Dänischen Inseln und die an ihren Ostküsten sich findenden oft 2 Millionen Cubikfuß umfassenden Bänke von Austern- und anderen Muschelschalen, Knochenresten, Steinwaffen und dergleichen, welche die Dänen Rjökkenmødding (,,Muschelbruch") nennen. Die Untersuchungen dieser Alten der Vergangenheit erzählen uns die Geschichte einer Bevölkerung, welche vor wenigstens 10,000 Jahren in diesen Gegenden unter mächtigen Kiefernwäldern, ohne Baumart, die jetzt ganz aus Skandinavien verschwunden ist, von Jagd und Fischfang lebte. Die Bearbeitung dieser Entde-

dungen verdanken wir hauptsächlich dem Dr. Steenstru, Dr. Dush und einigen Anderen.

An diese eben erwähnten Funde schließen sich sehr eng die viel interessanteren an, mit denen uns seit 1858 durch eine Reihe von Aufsätzen in den *Actes* der Zürcher antiquarischen Gesellschaft, sowie in selbstständigen Werken Keller und Rütimeyer bekannt gemacht haben. Man fand nämlich zuerst in dem trocknen Winter 1857 im Zürcher See bei Melin, später in fast allen übrigen Schweizer Seen die Reste von Pfahlbauten (auf Plattformen im Wasser errichteten Wohnungen) wie sie schon in ältester Zeit von Herodot bei einem Thrakischen Stamme, der im See Prasias im heutigen Rumelien seine Wohnsitze aufgeschlagen hatte, 520 vor Chr. beschrieben worden sind. Zugleich umschloß der Schlamm der Schweizer Seen zahlreiche Knochenreste, Steine, Bronce- und Eisenwaffen, Töpfergeschirr, Kähe u. dgl. m. — Die genauere Durchforschung dieser Reste führte zu einer ganzen Geschichte dieser Pfahlbautenbewohner, die wohl auch über 10,000 Jahre zurückreicht und sich kurz so wiedergeben läßt. Die ersten Gründer dieser Pfahlbauten kamen aus Asien, von woher sie noch Steinwaffen aus Beilstein, der in Europa nicht mehr gefunden wird, mitbrachten. Sie wurden von anderen wahrscheinlich Iberischen Stämmen verdrängt und diese mußten wieder den Kelten der ächten Bronzezeit weichen. Von diesen wissen wir durch Meyer, daß sie noch 1500 Jahre vor Chr. von Kleinasien bis zum Weste von Europa's sehr verbreitet waren. — Den Kelten folgten jüngere Stämme, die bereits Eisenwaffen führten und etwa 200 Jahre vor Chr. zur Zeit der Griechischen Besitzungen in Marseille, aus welcher Zeit einige Münzen gefunden wurden, so daß Cäsar schon keine Kunde mehr von ihnen erhielt. Man unterscheidet hier deutlich ein Zeitalter der rohen durch Absplittern geformten u. ein anderes der sorgfältig durch Schleifen geglätteten Steinwaffen. Beide gehen der

Zeit der Iberischen und der diese verdrängenden Keltischen Stämme vorher, denn diese beiden haben in ihrer Sprache das Wort für Erz aus derselben Wurzel wie in alten Indogermanischen Sprachen abgeleitet. Bei den Basken (Iberera) findet sich „*urraida*“, bei den Iren, Wallisern u. s. w. (Kelten) „*jaran*“, „*hajarn*“, „*houarn*“ u. s. w. — Die Iberische und Keltische Zeit charakterisiren sich in jenen Resten durch eine rohere und eine feinere, zierlichere Bearbeitung der Broncewaffen, worauf denn endlich die Stämme mit Eisenwaffen, wohl die ältesten Teutonischen folgten. Auch in der Lebensart und den Nahrungsmitteln giebt sich ein solcher periodischer Fortschritt vom roheren zum civilisirteren Zustande zu erkennen.

Eine weitere interessante Entdeckung wurde durch die von Horner, dem Präsidenten der geologischen Gesellschaft in London, veranlaßten systematischen Bohrungen im Nilthal herbeigeführt. Dieselben brachten aus Tiefen von 60 u. 72 Fuß Bruchstücke von Aegyptischem Töpfergeschirre heraus. Da wir nun durch Girard's und Roieres gründliche Untersuchungen belehrt die säculare Erhöhung des Bodens durch den jährlich abgelagerten Nilschlamm im Mittel zu etwa ½ Zoll annehmen dürfen, so haben wir hier einen Beweis, daß die Aegyptische Cultur im Nilthal schon wenigstens 24,000 Jahre alt ist, daß also die immer für fabelhaft angesehenen Angaben Manetho's über das Zeitalter der ersten Dynastien vielleicht nichts weniger als übertrieben sind.

Noch weiter in der Zeit zurück werden wir aber durch die interessanten Bohrungen im Delta des Mississippi geführt, von denen uns Dr. Kennet-Dowler in seinem Werke über New-Orleans ausführliche Nachrichten mitgetheilt hat. Nach den sehr umsichtigen Untersuchungen dieses Forschers, der alle auf die Bildung des Mississippi-delta's von Einfluß stehenden Verhältnisse sorgfältig erwogen hat, ist zur Bildung dieses Delta's ein Zeitraum von mindestens 258,000 Jah-

ren erforderlich gewesen und die Menschenknochen, die man aus einer sehr bedeutenden Tiefe heraufbrachte, dürfen ein Alter von wenigstens 57,000 Jahren beanspruchen.

Endlich erwähne ich noch der beim Graben des Södertelgecanals, der den Mälarsee mit dem Finnischen Meerbusen verbindet, 64 Fuß unter der Oberfläche des Bodens gefundenen Fischerhütte, in deren Flur man eine Art von Heerd, Holzbohlen und Reissigbündel fand. Wir kennen den gegenwärtigen Beitrag der Niveauveränderungen der Schwedischen Ostküste sehr genau. Eyll hat sie für die hier in Betracht kommende Umgegend von Stodholm auf 10 Zoll für das Jahrhundert berechnet. — Zugleich hat er eine vorübergehende Senkung, wodurch eben jene Hütte mit Meeresstrand und Meeresmuscheln bedeckt wurde nachgewiesen, die für die Umgebung von Stodholm wenigstens 400 Fuß unter den jetzigen Spiegel der Ostsee betragen haben muß, auf welche Senkung erst die jetzige Hebung folgte. Die sämtlichen hier in Betracht kommenden Verhältnisse beweisen, daß die Senkung wie die darauf folgende Hebung ganz rubig und stetig, wie es noch jetzt geschieht, ohne gewaltsame Revolutionen und Störungen vor sich gegangen sind und daß beide Bewegungen, die nach Unten und nach Oben, durchaus der Neuzeit angehören. Beide Bewegungen zusammen zu 800 Fuß angenommen ergeben also nach dem obigen Maßstab einen Zeitraum von 70—80,000 Jahren der wenigstens vergangen sein muß, seit Fischer jene Hütte am Strande der Ostsee erbauten.

Ich könnte hier die Beispiele leicht vermehren, die von mir mitgetheilten genügen aber schon vollkommen, um die Gegenwart der Menschen auf der Erde in der ganzen Neuzeit, also in einem Zeitraume von wenigstens 100,000 Jahren zu erweisen. Ich wende mich deshalb lieber zu den Thatsachen, welche für eine noch viel frühere Existenz der Menschen auf der Erde sprechen.

Wir werden hier in die eigentlich postpliocäne Formation hineingeführt, in eine Periode unserer Erde, in der Elephanten (Mammuth) Rhinoceros, Höhlenlöwen, Hyänen und Bären das mittlere und nördliche Europa belebten, der Mensch auf dieselben Jagd machte, ihr Fleisch verzehrte, ihre Knochen aufschlug, um sich des Markes zu bemächtigen und dann von den größeren und härteren Stücken sich Lanzen und Pfeilspitzen zu neuen Jagdabenteuern schnitzte, wobei er rohe Steinmesser benutzte, die ebenso un künstlerisch geformt waren als die von ihm benutzten steinernen Beile und Streikärte.

Schon 1716 hatte man in dem sogenannten Londoner Thon, einem Gliede der postpliocänen Formation, zwischen den Knochen untergegangener Thiere eine steinerne Art gefunden, diesen Fund aber als völlig gleichgültig und werthlos bei Seite gelegt und veracessen. Nicht besser ging es den Entdeckungen von Freyre in Suffolk (1801), von Tourmalin im Departement de l'Aube (1828) und von Christol bei Nismes (1829). Auch die schöne Funde von Dr. Schmerling, der in den Knochenhöhlen von Engis und Engihoul bei Lüttich (1831—33) viele Menschenknochen und fast ganz erhaltene Schädel fand, wurden nicht einmal von ihm selbst ihrem wahren Werthe nach gewürdigt und von den Geognosten, wie selbst Eyll jetzt zugestehet, mit sehr ungerechtfertigter Gleichgültigkeit unbeachtet gelassen.

Erst die, wie schon Eingang erwähnt, anfänglich geradezu verlachten Untersuchungen von Boucher de Perthes brachten endlich für diese neuen Anschauungsweisen Bahn. Die neuen Entdeckungen und die Wiederaufnahme älterer Untersuchungen folgten sich schnell und alte wurden nun in der richtigen Weise verwerthet. So zeigte sich, daß das ganze mittlere wie nördliche Frankreich so wie das südliche England in den massenhaften Kieselgeschleichen und Thonlagern, welche bald nach der Eiszeit abgelagert wurden und die man gewöhn-

lich Diluvialgebilde nennt, überall in Gesellschaft mit den schon vor unserer neuesten Erdbildungsperiode untergegangenen Thieren auch Menschenknochen oder menschliche Kunstprodukte umschließe. Aber derartige Entdeckungen bleiben keineswegs auf die genannten Länder beschränkt. Sicilien, Sardinien, die Pyrenäen wie das Dhiotchal stellen ihr Contingent zu diesen längst untergegangenen Völkerschaften, deren Lebenszeit jedenfalls noch weit über 100,000 Jahre hinter uns liegt.

Ich will nur auf einen dieser Funde etwas näher eingehen, da sich an demselben einige ganz interessante Betrachtungen anknüpfen lassen, die ich, wenn auch nicht ausführen, doch andeuten will.

Im Jahre 1852 untersuchte ein Arbeiter bei *U r i g n a c* im Departement der *Haute Garonne* einen Kaninchenbau und jag zu seiner Ueberraschung aus der Tiefe desselben einen der längeren Knochen eines Menschen hervor. Aus Neugier räumte er die lockere Erde am Abhange des Hügels fort und stand nach der Arbeit von einigen Stunden vor einer großen schweren, den Eingang in eine Felsenhöhle verschließenden Steinplatte. Nach Entfernung derselben fand er einen Raum 7—8 Fuß hoch, etwa 10 Fuß breit und 7 Fuß tief zum großen Theil mit Knochen gefüllt, von denen er sogleich zwei Schädel als menschliche erkannte. Die Kunde davon verbreitete sich schnell und *Dr. med. A m i e l* in *A m i e n s*, dessen Name nur wegen seiner rohen Unwissenheit und Bildungslosigkeit, die aber bekanntlich in Frankreich nicht selten ist, aufbewahrt zu werden verdient, ließ alle diese Knochen sorgfältig sammeln und aufs neue auf dem Gemeindefriedhof christlich bestatten. — Der Herr *Dr. med.* hatte indeß wenigstens soviel anatomische Kenntnisse, daß er sich klar machte, er habe nahebei die sämtlichen Knochen von ohngefähr 17 männlichen und weiblichen Skeleten sehr verschiedenen Alters und im ganzen von sehr kleiner Statur vor sich. Das

ist aber leider auch alles, was wir von diesen Skeleten wissen, denn als 8 Jahre später die Angelegenheit zufällig zur Kenntniß wissenschaftlich gebildeter Männer kam, hatte man leider auch den Ort, wo diese Skelete auf dem Kirchhofe begraben waren, ganz und gar vergessen. Es war der Geognost *La r t e t*, der zu der erwähnten Zeit *U r i g n a c* besuchte und natürlich sogleich eine sorgfältige wissenschaftliche Untersuchung vornahm. Die Resultate derselben sind kurz folgende.

Die Höhle war eine regelmäßige Berggräbniskammer. *La r t e t* fand darin noch einige übersehene Menschenknochen, ein Muskelhalsband nebst einigen anderen Schmucksachen von Knochen, ein ganz neues, noch ungebrauchtes Feuersteinmesser, einige Zähne von Höhlenbären und Ebers und viele andere Thierknochen, die offenbar als ganze Thiere mit den Menschen begraben waren, da die sämtlichen Knochen z. B. die eines Höhlenbären unzerstreut und im natürlichen Zusammenhange des Skeletes neben einander lagen, auch keiner zertrümmert oder benagt gefunden wurde. Vor dem Eingang in die Höhle zeigte sich dagegen ein ganz anderer Schauplatz. Hier war ein flacher Haufen von Sandsteinen gebaut, die sichtbare Spuren der Einwirkung eines Feuers zeigten. Darüber lag eine starke Schicht Erde untermischt mit Holzkohlen, vielen gebrachten Feuersteinen, Pfeilspitzen und dergleichen; ferner fand sich dazwischen eine große Anzahl von Thierknochen zerstreut und darunter namentlich die vom Höhlenbären, Höhlenlöwen, von der Höhlenhyäne, vom Mammuth, dem sibirischen Rhinoceros, dem irländischen Riesenhirsch, dem Rennthier u. s. w. Die meisten dieser Knochen waren mit Steinmessern abgeschabt, einige offenbar am Feuer geröstet, die markführenden alle aufgeschlagen, um das Mark herauszuziehen. — Unzweifelhaft waren hier vor der Grabstätte Todtenfeste und Schmausfeiern gefeiert. Der Platz wurde dann später wohl von Raubthieren besucht,

um sich der Ueberbleibsel zu bemächtigen, wahrscheinlich besonders von der Höhlenhyäne, denn viele der übriggebliebenen Knochen waren deutlich benagt und die weichen Enden abgefressen.

Außer manchen anderen Betrachtungen, zu denen dieser Fund auffordert, sind es besonders folgende, die von Wichtigkeit erscheinen. So hoch wir auch das Alter dieser Menschen hinaufrücken müssen, so waren dieselben doch schon bis zu einem solchen Grade der Cultur entwickelt, daß sie ihre Todten regelmäßig und mit gewissen Feierlichkeiten begruben und ihr Andenken durch Todtenfeste ehrten. Noch bedeutender ist aber, daß sie ihre Todten mit ganzen Raubthieren, mit Schmutz und mit neuen Waffen versorgten, was auf eine, wenn auch noch so rohe Vorstellung von einem zukünftigen Leben, etwa wie die „glücklichen Jagdgründe“ der Nordamerikanischen Indianer hindeutet und lebhaft an Schillers *Nadwessische Todtenklage* erinnert:

Bringet her die letzten Gaben,
Stimmt die Todtenklag'!
Alles sei mit ihm begraben,
Was ihn freuen mag. |

Legt ihm unter's Haupt die Bette,
Die er tapfer schwang,
Auch des Bären fette Keule,
Denn der Weg ist lang;

Auch das Messer scharf geschliffen"

Aber auch hier können wir noch nicht abbrechen, denn nach dem, was oben über die Entstehung des *Löß*, jener eigenthümlichen feinen Thonarten der Europäischen Niederungen gesagt worden ist, müssen wir uns an den Gedanken gewöhnen, die Felt unserer Vorfahren auf der Erde noch viel weiter hinaufzurücken, da Menschenknochen zusammen mit ächten (nicht wollhaarigen) Elefanten schon 1815—23 in dem *Löß* bei *M ä s t r i c h t* aufgefunden worden sind. Und in der That möchte es gut sein sich vorläufig mit diesem Gedanken vertraut zu machen, denn allem Anscheine nach stehen wir erst am Anfange, aber noch lange nicht am Ende der Entdeckungen. Auch *Cuvier* sprach noch 1830 sein Erstaunen darüber aus, daß in

den tertiären Formationen noch keine fossilen Affen gefunden seien und in der That blieb es lange ein Glaubenssatz bei den Geognosten, daß die Affen ganz und gar der allerneuesten Erdbildung angehörig seien. Fünf Jahre nach Cuvier's Tode 1837 wurden fast gleichzeitig in Europa und Brasilien die ersten fossilen Affen der Tertiärzeit entdeckt und jetzt kennt man allein in Europa schon 6 Arten derselben. Es ist nicht nur nicht unwahrscheinlich, sondern im Gegentheil fast mit Gewißheit vorauszusagen, daß über kurz oder lang auch Menschenformen, vielleicht von den bis jetzt gefundenen in manchen Punkten abweichend in den tertiären Schichten entdeckt werden und dann dürfen wir mit der Annahme von 300,000 Jahren kaum das Zeitalter ihres Lebens erreichen.

In Bezug auf diesen letzten Punkt will ich noch eine interessante Thatsache hervorheben, auf die zuerst Ami Boue aufmerksam gemacht hat. Bekanntlich haben wir in der sogenannten alten Welt drei große ganz scharf geschiedene Typen der Menschheit oder Rassen, die weiße oder Indo-atlantische, die schwarze oder Negerrasse und die gelbe oder Mongolische Rasse. Die Vertheilung dieser drei Rassen auf der Erde, zumal, wenn wir an den Anfang unserer Geschichte und Sage zurückgehen, ehe Kriege und Wanderungen die Menschen so sehr durcheinander geschüttelt hatten, bietet nun eine ganz eigenhümliche Erscheinung dar. Ich habe schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß die Geographie von Europa und Afrika und wie ich jetzt noch hinzufügen will auch von Asien eine durchaus andere war. Zwei große Meeresbecken, die jetzt als Wüsten sich darstellen, durchsetzten die damals bestehenden Continente. Der Nordrand von Afrika war mit Europa vielfach durch festes Land verbunden, was wir mit Sicherheit für den westlichen Theil und für Sicilien zwischen Marsala und Cap Bon wissen. Aber vom südlichen Afrika war dieser Landstrich durch das große Meer getrennt, dessen gehobener Boden

jetzt in fast ununterbrochenem Zuge von der Westküste Afrika's bis an den Fuß des Himalaya's sich erstreckt. Keine Sage und kein natürliches Denkmal deutet an, daß jemals am Nordende dieses Meeres Negerstämme gehaust hätten, während wir dieselben am Südrande bis in die südlichen Theile von Ostindien verfolgen können. Am Nordrande dieses Meeres und selbst in Afrika finden wir seit den ältesten Zeiten immer nur Völker der weißen Rasse ansäßig. In ähnlicher Weise bilden aber auch in Asien die ehemaligen der Tertiärepoche angehörigen Meeresbecken von Tibet, der Wüste Gobi nach Süden und Osten die Grenze zwischen der weißen Rasse und der Mongolischen. Diese seltsame Trennung der Hauptaffen, nicht durch die gegenwärtigen Meere, sondern durch die Meere der Tertiärzeit giebt einen starken Wahrscheinlichkeitsgrund dafür, daß diese drei Rassen schon in der Tertiärzeit existirt haben.

Den größten Theil der Thatsachen, welche sich auf die frühere, vorhistorische Gegenwart der Menschen auf der Erde beziehen, hat Lyell in dem Eingangs erwähnten Werke zusammengestellt, mit der strengsten Kritik und der sorgfältigsten Umsicht geprüft und damit einen augenblicklichen Abschluß in dieser Lehre erreicht, dessen Resultate ich im Vorstehenden übersichtlich zusammengestellt habe.

Lehre über Nahrungsmittel.

Von Jac. Moleschott.

Von der Ausscheidung.

Es ist eine Grundeigenschaft der organischen Stoffe unseres Körpers, daß sie eine äußerst geringe Beharrlichkeit in ihrer Zusammensetzung besitzen. Ein ewiges Werden und Vergehen zieht um

die Thätigkeiten des Stoffwechsels einen Kreis, der viel mehr umfaßt, als die Ernährungserscheinungen des Menschen. Das Leben von Pflanzen und Thieren ist nicht bloß ein unmittelbarer Ausfluß dieser beständigen Umwandlung des Stoffes; alles organische Leben ist ein ewiges Verbinden und Zerlegen, ein ewiges Zerlegen und Verbinden der Stoffe, an denen sich hohe und niedere Kräfte, in nothwendigem Einklang zusammenwirkend, bethätigen. Was die Pflanzen dem Acker und der Luft entnehmen, das verarbeiten sie zu Stoffen, von denen sich die pflanzenfressenden Thiere ernähren, um es selbst wieder zur Fleischnahrung für diejenigen Thiere zu verarbeiten, welche von Fleisch oder von gemischter pflanzlicher und thierischer Kost leben. Zu diesen gehört auch der Mensch. Was aber von Menschen, Thieren und Pflanzen in vielfach verketteneten Zerlegungen unaufhörlich während des Lebens und nach dem Tode abgegeben wird, in die Luft und die Erde kehrt es wieder, um von neuem Nahrungstoffe der Pflanzen zu bilden. Von diesen aus setzt sich die alte Wanderung fort, ein ewiger rastloser Kreislauf.

Ich sage: schon im Leben findet diese Zerlegung statt. Denn schon in den Geweben beginnt gleichsam eine Rückbildung der organischen Bestandtheile. Allen Stoffen unseres Körpers wird nämlich Sauerstoff der Luft zugeführt, den wir unablässig einathmen. Kein Stoff aber greift mächtiger als der Sauerstoff in das Werden und Vergehen der organischen Verbindungen ein. Vor der anhaltenden Wirkung des Sauerstoffs, den die Pflanzen, als eine ewige Quelle, der Luft zuführen, hat keine organische Verbindung unseres Körpers Bestand. Eiweiß, Leim und Fett, Faserstoff und Zucker, alle zerfallen nach und nach in immer sauerstoffreichere Verbindungen. Aus den Geweben kehren diese in das Blut zurück, um von hieraus durch Drüsen angezogen, in Behältern gesammelt und zuletzt nach außen entleert zu werden. Diese Entleerung ist die Ausscheidung.

Ich wiederhole es: in den Geweben beginnt die Zerlegung. Denn was die ältere Naturlehre mehr weissagte als bewies, — die neueren Forschungen haben es glänzend bestätigt, daß die Bestandtheile der Gewebe nach und nach eine Schlacke absetzen, welche, untauglich für die Berichtigung der Werkzeuge, in denen sie sich ansammelt, dem Blute wieder zugeführt wird, um aus dem Blute ausgeschieden zu werden.

Die wichtigsten Stoffe, welche wir nach außen entleeren, sind nach und nach nicht etwa bloß im Blute, nein, auch in den Geweben beobachtet worden. Das Blut enthält Harnstoff, die Glasflüssigkeit des Auges auch; Kohlenäure ist in reichlicher Menge im Blute vorhanden, Kohlenäure fehlt keinem festen Theil unseres Körpers. Aber Kohlenäure und Harnstoff — sie sind die Hauptzeugnisse der Zerlegung, welche Lungen und Nieren dem Blute entziehen, um sie als nutzlose Stoffe aus dem Körper zu entfernen.

Ein Werden, das in jeder Zeitsecunde fortbauert, in dem die Entwicklung nur der Entwicklung, nie dem Stillstande weicht, läßt sich natürlich nur auf gewissen Stufen der Umwandlung erspähen. Darum läßt sich nicht in ununterbrochener Kette die Reihe von Zwischengliedern angeben, welche die eiweißartigen Körper und Fette durchlaufen, bis sie in die einfachsten Zerlegungsprodukte, den Harnstoff, Kohlenäure und Wasser umgewandelt sind. Aber wenn sich mit der Zahl der Forscher und der zunehmenden Vortreflichkeit ihrer Werkzeuge die Uebergänge mehren, welche uns von den Stoffen des Blutes durch die Gewebe zu den Ausscheidungen leiten, dann dürfen wir es mit Zuversicht aussprechen, daß wir keinen Irrweg betreten.

Wir können keine scharfe Grenze ziehen zwischen den Stoffen, welche zur Entwicklung, und denen, welche zur Rückbildung der Gewebe gehören. Kein größeres Lob kann aber die Kenntniß des Naturforschers treffen, als wenn er die Pfähle durchbricht, mit denen man nur zu oft einen Theil der Natur zu umpferchen getrachtet und

des Menschen Verstand zu verrammeln Gefahr lief. Unzählig sind die Uebergänge der Natur. Die Grenzen zwischen den Klassen der Naturkörper verlieren an Schärfe, wenn wir gewinnen im Reichthum des Erkennens.

Zu den Uebergängen der Stoffe der Entwicklung zu denen der Rückbildung gehört eine aus Stickstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehende Verbindung, welche in der Flüssigkeit des Fleisches gefunden u. Fleischstoff genannt wird. Welche Zwischenglieder diesen Stoff mit den eiweißartigen Mutterkörpern verbinden, ist nicht bekannt. Wohl aber weiß man, daß der Fleischstoff in der Wärme durch die bloße Gegenwart von Säuren, an denen es dem Fleisch selbst nicht fehlt, in einen alkalischen Stoff verwandelt wird, der nicht nur in den Muskeln sondern auch im Harn vorhanden ist. Ich nenne diesen Stoff Fleischbasis und betrachte ihn als einen entschiedenen Ausscheidungsstoff, der über die Mittelstufe des Fleischstoffs schon in den Geweben aus den eiweißartigen Körpern hervorgeht. Die Fleischsäure, eine eigenthümliche Säure, die sich neben Milchsäure im Fleische findet, ist höchst wahrscheinlich auch zu den Erzeugnissen der rückbildenden Thätigkeit zu zählen, obgleich man sie bisher in keiner Ausleerung, sondern nur in den Muskeln gefunden hat.

Wie der Fleischstoff, so bestehen auch die Fleischbasis und die Fleischsäure aus Stickstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff. Der Fleischstoff braucht nur Wasser zu verlieren, um sich in die Fleischbasis zu verwandeln. Die Fleischsäure zeichnet sich durch einen hohen Sauerstoffgehalt aus. Während der Fleischstoff sich als solcher weder mit Basen, noch mit Säuren verbindet, vereinigt sich die Fleischbasis, wie es der Name andeutet, mit Säuren, die Fleischsäure mit Alkalien. Die Fleischbasis und die Fleischsäure lösen sich leicht, der Fleischstoff schwerer in kaltem Wasser; kochendes Wasser löst auch den letztgenannten in großer Menge auf.

Mit diesen deutlichsten Belegen mag es genug sein, um im Allgemeinen den Satz

zu erhärten, daß die Bildung der Ausscheidungsstoffe in den Geweben selbst beginnt, und daß die Thätigkeit der ausscheidenden Drüsen vorzugewiese darin besteht, daß sie jene Stoffe aus dem Blute anziehen und entfernen. Denn aus den Geweben wandern die Erzeugnisse der Rückbildung in das Blut, aus dem Blute in die ausscheidenden Drüsen.

Wenn man unter diesen Drüsen schon im gemeinen Leben den Athmungsorganen den höchsten Werth beilegt, so ist man von der richtigen Erfahrung geleitet, daß die Verletzung der Lungen am wenigsten eine Unterbrechung erleiden kann, ohne das Leben in seinen edelsten Thätigkeiten zu stören oder gar zu vernichten. Lebensluft heißt ja seit lange der Theil des uns umgebenden Dunstkreises, der zum Athmen durchaus erfordert wird. Diese Lebensluft ist der Stoff, der schon oben als der mächtigste Erreger des Stoffwechsels bezeichnet wurde.

Mit vielem Stickstoff, wenig Wasserdampf und noch weniger Kohlenäure gemengt stellt Sauerstoff die Luft dar, welche wir athmen. Während der Sauerstoff in regelmäßigem Wechsel beim Einathmen in die Lunge strömen muß und dem Blute die geeignete Mischung ertbeilt, rührt die Kohlenäure der Luft zum großen Theil her von dem Gemenge, welches Menschen und Thiere nach jedem Athemzuge ausathmen. Vortreffliche Forschungen haben gelehrt, daß diese Kohlenäure aus der Luft in die Pflanzen dringt, um das Hauptnahrungsmittel dieser zahllosen grünen und blühenden Wesen abzugeben, die nicht nur als eigentliche Nahrungsmittel eine so wesentliche Verbindung des thierischen Lebens sind. Denn die Pflanzen sind es, welche die aufgenommene Kohlenäure nach und nach zerlegen, und indem der Kohlenstoff dieser Säure reichlicher als irgend ein anderer Grundstoff in ihren Geweben vortreten ist, den Sauerstoff größtentheils aushauchen, den der Mensch mit Recht im vollsten Sinne des Wortes seine und der Thiere Lebensluft genannt hat.

Jene Kohlenäure, welche wir ausath-

men, ist, wie ich oben erwähnte, bereitet in den Geweben zu finden. Aus den Geweben dringt sie in die Haargefäße, um in Kanäle überzugehen, in welchen das Blut in einer dem Strom der Schlagadern entgegengesetzten Richtung fließt. Der Name Adern unterscheidet diese Kanäle von den Schlagadern, weil die Adern keinen Pulsschlag besitzen.

Das Blut, welches die Schlagadern aus dem Herzen den entferntesten Werkzeugen unseres Körpers zuführen, fließt verändert durch die Stoffe, welche es auf diesem Wege verloren und aufgenommen hat, durch die Adern in einem großen Kreislauf zum Herzen zurück. Der Kreis wird geschlossen durch die Haargefäße, welche die Schlagadern mit den Adern verbinden.

Das Blut der Adern nun ist reichlich mit Kohlensäure versehen. Allein dieses Erzeugniß der Zersetzung gelangt nicht ausschließlich aus den Geweben in die Adern, da auch das Blut der Schlagadern bereits mit Kohlensäure geschwängert ist, die theilweise schon im Blut gebildet wurde. Daß das Blut der Adern mehr Kohlensäure enthält, als das der Schlagadern, ist eine Erfahrung, welche sich dadurch erklärt, daß in jenen zur Kohlensäure des Bluts der Schlagadern noch die der Gewebe hinzutritt.

Dem großen Kreislauf, vom Herzen durch alle Gewebe zum Herzen zurück, steht ein kleiner Kreislauf des Bluts entgegen. Denn alles Blut der Adern, das sich in einer besonderen Abtheilung des Herzens sammelt, wird vom Herzen den Lungen zugetrieben, aus denen es in eigenthümlicher Weise verändert in das Herz zurückkommt. Das Blut, das vom Herzen den Lungen zufließt, ist dunkelroth bis zum Braunrothen, arm an Sauerstoff und reich an Kohlensäure, und so verhält sich das Blut der Adern überhaupt. In die Lungen aber, denen mit der eingeathmeten Luft eine reichliche Menge Sauerstoff zugeführt wird, treten vom Blut der Adern Kohlensäure und Wasserdampf hinüber, die durch den eingeathmeten Sauerstoff, der in die Gefäße dringt, ersetzt werden.

Dadurch entsteht ein hellrothes Blut, das weniger Kohlensäure und weniger Wasser, dagegen mehr Sauerstoff enthält als das der Adern. Nach dieser Verwandlung kehrt das Blut von den Lungen zurück und heißt schon jetzt schlagaderlich, weil es mit dem Blut der Schlagadern übereinstimmt. Es ist das Blut der Schlagadern selbst; denn diesen wird es vom Herzen zugeleitet, um von neuem alle Gewebe mit Nahrungsaft zu versorgen.

Auf dem Wege vom Herzen durch die Gewebe wird also aderliches Blut gebildet, das im großen Kreislauf zum Herzen zurückströmt. Auf dem Weg durch die Lungen wird das Blut, das bei der Ernährung der Gewebe so wichtige Veränderungen erlitt, wieder mit Sauerstoff versehen und dadurch geeignet, von neuem die Gewebe zu ernähren: kurz, es wird in schlagaderliches Blut verwandelt.

Wenn unter den Absonderungen das Ei eine Uebergangsstufe darstellt, welche jene mit den Geweben verbindet, so lassen sich die Lungen betrachten als Werkzeuge, deren Verrichtung die Mitte hält zwischen Aufnahme und Ausscheidung. Die Ausscheidungstoffe, welche sie liefern, sind Kohlensäure und Wasser. Für diese nehmen sie den Sauerstoff auf. Ohne Sauerstoff kein schlagaderliches Blut, ohne schlagaderliches Blut keine Ernährung. Stodt die Ernährung, dann werden alle Verrichtungen aller Gewebe gestört. Die Muskeln können sich nicht verkürzen, die Nerven verlieren ihre Reizbarkeit, das Denken des Hirns wird gestört, wenn das Blut aufhört, jenen Werkzeugen ihre eigenthümlichen Verbindungen zu liefern. Dies aber wird durch die Zufuhr von Sauerstoff be dingt.

Denn alle organischen Stoffe des Bluts werden nach und nach durch den Sauerstoff verändert. Die Eiweißstoffe und Fette ohne Ausnahme haben zum Sauerstoff eine so innige Verwandtschaft, daß sie allmählig in immer sauerstoffreichere Verbindungen zerfallen. Durch die Haargefäße tritt jener Sauerstoff auch in die

Gewebe ein. Und deshalb ist einerseits das Blut der Adern ärmer an Sauerstoff als das der Schlagadern. Andererseits ist dadurch die vielseitige Zersetzung möglich, als deren Heerd wir oben die Gewebe kennen lernten.

Wir kennen im Fleischstoff, in der Fleischbasis und der Fleischsäure, in Käseweiß, Harnsalz, Harnoxydul u. Harnsäure, in dem schwefelhaltigen Abkömmling der geschwefelten Gallensäure einige wenige Zwischenglieder, in welche sich die eiweißartigen Stoffe unter dem Einfluß des Sauerstoffs verwandeln. Die letzten Ergebnisse dieses Einflusses sind Harnstoff, Kohlensäure und Wasser. Auch die Fette gehen in Kohlensäure und Wasser über; bei ihrem hohen Gehalt an Wasserstoff, die sich so gerne mit Sauerstoff verbinden, leichter noch als das Eiweiß. Und so hauchen wir täglich etwa ein Drittel von dem Gewicht der Nahrungsmittel, die wir aufnehmen, durch die Lungen als Wasser und Kohlensäure wieder aus.

Da nun die Verbrennung auf nichts Anderem beruht, als auf einer Verbindung anderer Grundstoffe mit Sauerstoff, so ergiebt sich hieraus mit zwingender Klarheit, daß der eingeathmete Sauerstoff, dessen Verwandtschaft langsam aber beständig fortwirkt, in einem gewissen Zeitraum die organischen Stoffe unseres Bluts vollständig verbrennt. Hierzu sind nur vier bis fünf Tage erforderlich.

Diese Verbrennung erklärt es zu einem großen Theil, warum der menschliche Körper die Wärme der ihn umgebenden Luft beständig übertrifft. Der Unterschied zwischen dem Wärmegrad dieser letzteren und dem unseres eigenen Körpers wird in der ärztlichen Sprache als Eigenwärme bezeichnet. Die Eigenwärme, das heißt: die Menge von Wärme, welche der Mensch selbst erzeugt, wechselt, weil der äußere Wärmegrad verschieden ist, während die Wärme unsres Körpers dieselbe bleibt. Letztere beträgt in den inneren Theilen zwischen siebenunddreißig und achtunddreißig Grad, ohne bei Gesunden jemals um einen ganzen Grad zu schwanken.

Wenn auch ein Theil der eiweißartigen Stoffe des Bluts in der Gestalt von Kohlensäure und Wasser mit der ausgeathmeten Luft dem Körper verloren geht, so sind doch die Nieren die Hauptwerkzeuge, welche die verbrauchten Eiweißkörper dem Blut entziehen.

Denn der Harn, der, von den Nieren abgefordert, in der Harnblase angesammelt und durch die Harnröhre nach außen entleert wird, ist eine Lösung, in der Harnstoff, Harnsäure, die Fleischbasis und als Zerlegungsprodukt dieser letzteren, Fleischstoff, die wichtigsten organischen Verbindungen sind, lauter Stoffe, deren Gehalt an Stickstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff ihre Abstammung von den Eiweißkörpern verräth.

Die Fleischbasis und der Fleischstoff sind im Harn in sehr geringer Menge enthalten. Etwas reichlicher ist in dieser Ausscheidung die Harnsäure vertreten, ein in kaltem Wasser nur schwer löslicher Stoff, der aber als harnsaurer Natronsalz im Harn gelöst ist. Leicht löslich im Wasser ist der Harnstoff, den der Harn in der reichlichsten Menge enthält.

Neben der Harnsäure kann der Harn des Menschen Milchsäure, Buttersäure und eine dem Harn der pflanzenfressenden Thiere eigenthümliche, stickstoffhaltige Säure enthalten, welche die Chemiker Pferdeharnsäure nennen, weil sie im Pferdeharn zuerst entdeckt wurde.

Außer keine dieser Säure ist im Harn in freiem Zustande zu finden. Die saure Beschaffenheit dieser Ausscheidung wird vielmehr durch ein anorganisches Salz bedingt, in welchem die Säure vorherrscht, durch saures, phosphorsaures Natron. Die wichtigsten Begleiter dieses Salzes sind im Harn Kochsalz und schwefelsaure Alkalien. Aber auch Chlorkalium, phosphorsaurer Kalk und phosphorsaure Bittererde finden sich im Harn, der ferner Spuren von Eisen und Fluorcalcium enthalten kann.

Das Gewicht des in vier und zwanzig Stunden ausgeleerten Harns beträgt etwa ein Drittel des Gewichts der in derselben Zeit genossenen Nahrungsmittel.

Es ist eine im Volke sehr verbreitete Vorstellung, daß der Koth nur von den ungelösten Ueberbleibseln der Speisen gebildet wird. Wenn auch diese in der großen Mehrzahl der Fälle einen nicht unerheblichen Theil der Stühle ausmachen, so ist es doch ganz irrig, wenn man deshalb glaubt, diese Ausscheidung sei nicht wesentlich mit Bestandtheilen vermischt, die ihren Ursprung dem Blut verdanken. Denn wie kann man bezweifeln, daß die Haargefäße, mit denen die Darmwand so reichlich versehen ist, auch Stoffe in die Darmhöhle ausschütten lassen, da diese Ausschüttung die unerläßliche Bedingung des Uebergangs gelöster Stoffe in die Blutgefäße ist? Alle thierischen Häute, die jedenfalls von einer verschiedenen Flüssigkeit bespült werden, lassen in der Weise Stoffe durchschwitzen, daß die von der einen Seite hinübergehenden durch Stoffe der andern Seite ersetzt werden. Sodann ist der Koth vermischt mit einem Theil der Verdauungsflüssigkeiten, Schleim, Zerlegungsprodukten der Galle, hornigen Zellen vom Ueberzug der Schleimhaut und anderen Stoffen, welche nachdem sie abgefordert waren, nicht wieder zum Blut zurückkehren.

Die nicht gelösten Ueberbleibsel unserer Nahrungsmittel, welche mit den so eben angeführten Stoffen den Koth bilden, sind zum Theil ganz unlösliche oder doch sehr schwer lösliche Bestandtheile der Speisen, wie die elastischen Fasern der thierischen, der unten näher zu besprechende Zellstoff der pflanzlichen Nahrung. Aber auch solche Nahrungsmittel können sich in dem Koth wieder finden, die an sich in den Verdauungsflüssigkeiten löslich sind, wenn die Menge dieser im Verhältniß zur Menge jener zu gering war, um die Auflösung zu bewirken. Daher herrscht in der Zusammensetzung der organischen Bestandtheile des Koths eine überaus große Mannigfaltigkeit.

Von den anorganischen Stoffen der Nahrung leert der Mastdarm vorzugsweise die Erden wieder aus, Kalk- und Bittererdesalze, außerdem aber eine be-

trächtliche Menge Eisen, das nebst den Bestandtheilen der Galle vorzüglich die Farbe des Darmkoths bedingt. Auch die löslichen Salze der Alkalien finden sich im Stuhl, und diese sind theilweise aus den Haargefäßen in den Darm hinübergeschwigt.

Zu den Lungen, den Nerven und dem Dickdarm gesellt sich die Haut als ein höchst wichtiges Werkzeug der Ausscheidung. Denn einerseits tritt fortwährend Kohlenäure aus den Haargefäßen der Haut nach außen, welche dafür Sauerstoff aufnimmt, und andererseits ist die Haut reichlich mit zweierlei Arten von Drüsen versehen, welche den Schweiß und die Hautschmiere aus dem Blute ausschleiden und deshalb Schweißporen und Talgdrüsen heißen.

Der Schweiß enthält regelmäßig abgestoßene Schuppen der Oberhaut. Neben einem geringen Fettgehalt sind flüchtige organische Säuren, die nur aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehen, die Hauptbestandtheile des Schweißes. Buttersäure, Buttersäure, Ameisensäure nennt sie der Chemiker der dieselben zu einer Gruppe vereinigt, weil sie alle drei durch ihre Zusammensetzung den Fettsäuren nahe stehen, denen die Buttersäure auch durch ihre Eigenschaften angehört. Die genannten Säuren bewirken die sauren Eigenschaften der ausgeschwitzten Flüssigkeit. In dieser sind ferner Kochsalz, Chlorkalium, schwefelsaure und phosphorsaure Alkalien gelöst, welche Spuren von phosphorsaurer Kalk und Eisen begleiten.

An den Schweiß reihen sich die Thränen. Sie werden in sehr geringer Menge von einer im äußeren Augenwinkel hinter der Haut liegenden Drüse beständig abgesondert. Von hier fließen sie am Augapfel entlang dem inneren Augenwinkel zu, in welchem sie durch eine Oeffnung in jedem Augenlide aufgesogen, mittelst eines feinen Kanals in die Nasenhöhle geführt und somit dem Nasenschleim ausgeschleiden werden.

Die Thränen stellen eine sehr verdünnte Kochsalzlösung dar, mit welcher abgesto-

zene Zellen vom Ueberzug des Augapfels vermischt sind.

Auch die Hautschmiere ist ein Gemenge von abgeschabten Oberhautzellen mit anderen Stoffen, unter denen Fett und Salze die Hauptrolle spielen. Nur ist die Hautschmiere je nach den Stellen der Haut verschieden zusammengesetzt. So zeichnet sich z. B. das Ohrenschmalz aus durch einen bitteren, gelben, in Weingeist löslichen Stoff und durch Gallensett.

Wenn schon ein Theil des Schleims der Verdauungswege in den Stühlen als Auswurfstoff ausgeleert wird, so ist jedenfalls der Schleim der anderen Körpertheile, der Nase, der Luftröhre, der Lungen, der Harnwege und der Geschlechtstheile, besonders der weiblichen, als ein Ausscheidungsstoff zu betrachten.

Da ein ansehnlicher Theil des Schleims dargestellt wird durch hornige Gebilde, welche die Schleimhaut überziehen, so schließen sich an diese Ausscheidung die Theile der Haare und der Nägel, die abgeschritten werden und, von der Wurzel aus nachwachsend, eine regelmäßige Ausgabe des Körpers bedingen. Ebenso die Oberhaut, welche sich beständig abschuppt.

Die organische Grundlage aller dieser Theile, welche zu den Hornstoffen gehört, ist von den eiweißartigen Körpern abzuleiten und verursacht einen Verlust des Bluts an diesen Stoffen. Es geht hier ein Theil eines Gewebes unmittelbar verloren, ohne erst das Blut, aus dem er geworden ist, rückwärts zu durchwandern.

Vom Hunger und Durst.

Ein Drittel von dem Gewicht der Nahrungsmittel, die wir in 24 Stunden zu uns nehmen, geht mit dem Harn, ein anderes Drittel mit der ausgeathmeten Luft verloren. Das übrige Drittel der genossenen Nahrung verläßt den Körper nämlich in der Gestalt von Roth, Schweiß, Hautausdünstung, Schleim, Talg, Thränen und abgestoßenen Horngebilden.

Offenbar kann es sich hier nicht handeln um eine unmittelbare Ausscheidung der Nahrungstoffe als solcher. Denn außer den ungelösten Ueberbleibseln der Speisen, die der Mastdarm mit dem Kothe austreibt, ist kein Stoff in unsern Ausscheidungen zu finden, der nicht von dem Munde aus durch das Blut seinen Weg zu den Geweben, und von den Geweben rückwärts durch das Blut zu den Werkzeugen der Ausscheidung durchlaufen hätte. So waren die Kohlensäure und das Wasser, die wir aushauchen, ein Fett oder Eiweiß, und der Harnstoff hat in der sehr abweichenden Form eines eiweißartigen Bestandtheils des Bluts die Gewebe ernährt, bevor ihn die Nieren als Schlacke des Körpers der austreibenden Harnblase überweisen konnten.

Das Hauptgebiß wird durch die Mittelbarkeit der Ausscheidung unserer Nahrungstoffe nicht verändert. Das Gewicht des Körpers eines gesunden Erwachsenen erleidet von dem einen Tage auf den andern keinen merklichen Unterschied. Denn so viel dem Körper durch die Ausscheidung entzogen wird, so viel wird ihm durch die Nahrungsmittel, die verbaut werden, in 24 Stunden wiederum zugeführt.

So lehrt es die Erfahrung. Wenn die Summe der Ausscheidungen abnimmt, dann vermindert sich das Gewicht der Nahrung, die wir genießen. Wenn sich der Satz auch umkehren ließe, wenn es wahr wäre, daß einer verminderten Aufnahme der Nahrungsmittel eine genau entsprechende Abnahme der Ausscheidungen folgte, dann ließe sich die Kunst des Hungers erlernen, und das Pferd wäre in jener bekannten Erzählung nicht gestorben am Tage bevor es die Hoffnungen seines sparsamen Herrn mit der glänzendsten Erfüllung zu fröhnen versprach.

Dem ist aber nicht so. Auch wenn wir uns aller Speise und allen Tranks enthalten, hauchen wir Kohlensäure und Wasser aus, die Ausleerungen von Harn und Roth erfolgen nach wie vor, die Haare wachsen, die Nägel verlängern sich,

und Schweiß und Schleim entziehen dem Körper von Stunde zu Stunde seine wesentlichen Bestandtheile. Dauert daher die Enthaltbarkeit fort, dann verdrößt sie sich nur zu bald durch eine beträchtliche Abnahme des Gewichts unseres Körpers.

Nur die Nahrung kann diesem Gewichtsverlust vorbeugen. Und weil die Ausscheidung erfolgt, auch wenn die Nahrung fehlt, so ist es weniger richtig zu sagen, daß wir die genossenen Speisen wieder ausscheiden, als daß die Nahrungsmittel ersetzen, was durch die Ausleerungen verloren geht. Gegen Kohlensäure, Wasser, Harnstoff, Salze, wechseln mit Stärkmehl, Fett, Eiweiß Salze und Wasser ein. Um diesen Tauschhandel dreht sich der Stoffwechsel. Und deshalb werden oft genug die Nahrungsmittel mit vollem Recht als Ersatzmittel bezeichnet.

Wenn der Ersatz aufhört, während die Ausgaben fortbauern, dann ändert sich alsbald die Zusammensetzung der Gewebe, und das Blut, das nicht nur für die Gewebe, sondern auch für sich selbst einkauft, macht in einigen Tagen, oder wenn es hoch kommt, in wenigen Wochen Bankrott. Denn der Sauerstoff, den wir einathmen, zehrt am Blut, dessen Einnahmen stoden. Die Bestandtheile des Körpers erliegen nach wie vor dem Einflusse jenes mächtigsten Erregers der Zerlegung organischer Stoffe.

Die Veränderungen der Zusammensetzung, welche die mangelnde Zufuhr im Blut und in den Geweben erzeugt, sind erst nach einiger Zeit deutlich zu beobachten. Dann findet man vor allen Dingen das Fett geschwunden, und hierin liegt der Beweis, daß die Fette der Einwirkung des Sauerstoffs zugänglicher sind als die eiweißartigen Körper. Kohlensäure und Wasserstoff sind die Grundstoffe, welche sich am leichtesten mit dem Sauerstoff verbinden; - darauf beruht ihre ausgezeichnete Brennbarkeit. Jene Abmagerung wird daher erklärt durch ihren Reichthum an Kohlenstoff und Was-

ferstoff die eiweißartigen Körper über-treffen.

Nächst den Fetten verlicren aber die Werkzeuge am schnellsten an Gewicht, welche sich durch ihren Reichthum an eiweißartigen Stoffen auszeichnen. Die Muskeln, das Herz, Milz und Leber schwinden.

Von diesem raschen Schwund ist nur ein Theil des menschlichen Körpers ausgenommen, bei dem man am wenigsten geneigt sein könnte, von vorn herein einen langsamen Stoffwechsel anzunehmen. Trotzdem, daß nämlich Hirn und Nerven beinahe ausschließlich aus Fett und Eiweiß, den wandelbarsten Stoffen unseres Körpers, bestehen, weiß man durch Untersuchungen an Thieren, welche dem Hungertod erlagen, und bei Menschen, welche an langwierigen Krankheiten starben, daß gerade diese Werkzeuge den allergeringsten Gewichtsverlust erlitten hatten. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Hirn und Nieren in der That eine rasche Umsezung erleiden, da sie neben dem Herzen die ununterbrochenste Thätigkeit verüben. Jener geringe Gewichtsverlust wäre demnach nur erklärlich durch die Schnelligkeit, mit welcher jenen Werkzeugen von anderen Körperteilen her Ersatz geboten würde. Der Schwund des Fetts und die Abmagerung der Muskeln rührten dann nicht bloß von der Fortdauer der Ausscheidungen her, sondern auch von der auf Kosten der übrigen Körperteile erfolgenden Ernährung des Hirns, die sich am längsten behauptet. Jedenfalls ist der so außerordentlich geringe Gewichtsverlust des Hirns die beste Erläuterung für das späte Absterben der geistigen Thätigkeit, die man bei Kranken in den letzten Augenblicken so häufig mit verrätherischer Lebendigkeit wieder aufflackern sieht.

Langsamer als Fett und Muskeln, aber schneller doch als Hirn und Nerven scheidet man Knochen und Knorpel, Haut und Lungen schwinden, kurz alle die Theile, welche aus Keimbildnern, Horn und elastischen Fasern zusammengesetzt sind. Diese Gewebe verdanken ihre größere Beharrlichkeit der Schwerlöslichkeit und der hier-

durch bedingten Kraft, mit welcher sie dem Sauerstoff widerstehen. Denn wenn auch der Satz der älteren Chemiker, daß nur gelöste Körper auf einander wirken, durchaus nicht ohne Ausnahme gilt, so giebt es doch kaum ein anderes Mittel, welches chemische Verbindung und Zersetzung mit schnellerem Erfolg als die Auflösung befördert.

Wenn man die innige Wechselwirkung bedenkt, welche das Blut mit den Geweben, den Absonderungen und Ausscheidungen verbindet, so ist die eine Thatsache, daß bei mangelndem Erfolge die Zusammensetzung der Gewebe sich ändert und die Ausscheidung fortbauert, hinreichend, um eine veränderte Mischung und eine verminderte Menge des Bluts zu beweisen. Während aber die Wissenschaft noch sucht nach dem genaueren Ausdruck, auf den sich die veränderte Zusammensetzung des Bluts zurückführen läßt, ist eine Verminderung der farblosen Blutkörperchen im Verhältnis zu den farbigen mit Sicherheit ermittelt, und die Abnahme der Absonderungen bei längerer Enthaltbarkeit eine ausgemachte Thatsache. Die Thätigkeit der Verdauungsdrüsen stockt nicht ganz, aber Speichel, Magensaft und Bauchspeichel sind entschieden vermindert und verändert. Der Speichel ist klebrig und salzig. Beim Manne wird weniger Samen, bei der Mutter weniger Milch gebildet. Unter den Absonderungen ist die Galle in der größten Menge vorhanden, obgleich auch sie vermindert ist. Diese Thatsache verdient um so mehr Beachtung, weil wir die Galle halb als Absonderung, halb als Ausscheidung betrachten müssen.

Daß eine Verminderung der Ausscheidungen das Schwinden der Gewebe, die Verarmung des Bluts und die gehemmte Absonderung begleitet, kann nicht auffallen. Allein wenn auch weniger und übelriechende Luft, spärlicher, stinkender Harn und Schweiß und eine geringe Menge Roth und Schleim entleert werden, so sind diese Ausleerungen doch gerade groß genug, um es deutlich zu beweisen, daß sie das Schwinden der Gewebe als notwendige Folge bedingen. Dazu kommt, daß die

geringere Menge des Harns im Verhältnis zum Wasser eine größere Menge Harnstoff ausführt, die den beträchtlichen Eiweißverlust der Gewebe erklärt.

Die Eigenwärme sinkt während des Fastens. Und dies vervollständigt den Einklang, der zwischen allen jenen Mischungsverhältnissen herrscht. Denn wenn wir weniger Kohlenäure aushauchen, dann wird weniger Kohlenstoff der Gewebe verbrannt, und der geringeren Menge von Brennstoffen, die sich mit Sauerstoff verbinden, folgt ein Sinken der Wärme, die im Körper erzeugt wird.

Ein gemeinsames Band hält Stoff und Form und Verrichtung umschlungen. Die Mischung, die Form und die Thätigkeit der Werkzeuge unseres Körpers bilden eine Kette, in der sich kein Glied verändert haben kann, ohne gleichzeitige Veränderung des zweiten und dritten. Keine Thätigkeit ohne beständige Umwandlung der Zusammensetzung, ohne ein ewiges Entstehen und Vergehen von Formen. Darum müssen wir alles Leben herleiten von dem Verbinden und Zersetzen der Stoffe unseres Körpers. Das Leben ist Stoffwechsel.

Weil nun während der Enthaltbarkeit von Speise und Trank die Mischung sich ändert und die Formen zerfallen, so muß die Thätigkeit aller Werkzeuge bei einem Fastenden von der eines gehörig ernährten Menschen abweichen. Der leichtere Muskel, dessen Fett und Eiweiß geschwunden sind, erscheint als weiches Fleisch, das sich langsam zusammenzieht. Das Herz ist träge, die Zahl der Pulse in der Minute beträchtlich vermindert. Seufzender Athem, häufiges Gähnen, heisere Stimme und matte Bewegungen sind Alles mehr oder weniger unmittelbare Folgen der mangelhaften Ernährung unserer Muskeln.

Ein bitterer Geschmack, über den sich Hungernde häufig beklagen, rührt von der noch immer ziemlich reichlich absonderten Galle her, welche aus dem Darm ins Blut gelangt und mit dem Blut die Zungennerven erreicht. Weil die Thätigkeit des Athems verringert ist,

Inhalts-Verzeichniss.

	Seite.		Seite.	Sch.
Dantons Tod	4	Georg Forster	88	Naturlehre 168
Psychologische Skizzen	29	Die Jakobinerinnen	88	Das Pfaffenbäum 173
Die Frauen des 6. Okt. 1789	34	Die Thierfelle	91	Deutsch-amerikanisches Volksthum 174
Römische Geschichte	44	<i>Par Stiya.</i> Mary-Lour in Min- arjota, 1865	94	Die Frauen der französischen Re- volution 179
Streifzüge. Januar, Febr., März, 1865	48	Der letzte Act	97	Der freie Wille 180
Gioderti u. Papst Pius der Neunte Gemüthsruhe	62	Geologie	98	Ueber den Ursprung der belebten Welt 184
Geistige Freiheit	64	Personliche Fortbauer	103	Streifzüge. Juni, Juli, August, September, 1865 189
Adam und Eva	66	Lob und Hülfsmittel des Frohsinn Lern	109	Das Ganglien Nervenleben 220
Einer Mutter zum Geburtstage	68	Ueber den Ursprung der Thiere	117	Die Beharrlichkeit des Weisen 223
Mutterlied	68	Streifzüge. April und Mai, 1865	127	Die Frauen der französischen Re- volution 225
Briefe von Gräfin Eschy Esterley	69	Meine Liebe für M. W.	132	An meine Freundin M. 230
Sklaverei u. Leibeigenschaft	72	Die schwarze Dame	147	Das Alter des Menschengeschlechts 230
Intoleranz und Kasterhaftigkeit der Christen	74	Die Kabbala	148	Lehre über Nahrungsmittel 236
Der Quäker	76	Die Hitzsterne	153	
Römische Geschichte	76	Das geistige Leben	157	
	78	Briefe an Gräfin Eschy Esterley	162	

LUDVIGH'S U. S. ADVERTISER.

Bereinigter Staaten Anzeiger.

Cincinnati, Ohio.

Der Staat Minnesota und seine Eisenbahn-Verbindungen.

Es ist eine längst bewährte Thatsache, daß die Republik der Vereinigten Staaten, sowohl in Hinsicht ihrer Regierungsform, wie in Betreff ihrer Erwerbsquellen, für die industriellen und arbeitenden Klassen einen großen Vortheil über Europa hat, daß es aber im fernem Nordwesten, wo noch vor fünf und zwanzig Jahren das herrliche Prairie-Land, Flüsse und Seen im Besitze von den wilden Ureinwohnern waren, einen Staat giebt, der in Hinsicht seiner geographischen Lage, seines fruchtbaren Bodens und seines gesunden Klimas den besten Staaten der großen Union gleich kommt und eine Bevölkerung von 225,000 Seelen besitzt, das ist in Europa noch wenig bekannt. Da es nun unsere Aufgabe ist, die Aufmerksamkeit der überseeischen Auswanderer und auch die Bewohner dieses Landes auf Minnesota zu lenken, so wollen wir wahrheitsgetreu einige Vortheile hervorheben und insbesondere auf das große Eisenbahnen-System, das projectirt und zum Theil bereits im Bau ist.

Minnesota umfaßt die Central-Region des nordamerikanischen Continents, das Mittelband zwischen der heißen und kalten Zone, zwischen der Hudson's Bay und dem Golf von Mexiko, zwischen dem atlantischen und stillen Ocean. Der Staat enthält einen Flächenraum von 84,000 Quadratmeilen, mit 62,760,000 Acker Land. Die gewöhnliche Form der Bodenoberfläche ist die wellenförmige. Auch ist der Staat reich an schönen Scenerien, steilen Abhängen, fischreichen Seen, bewaldeten Schluchten und malerischen Wasserfällen. Der zu Minnesota gehörlige Theil des großen Mississippi-Thales umfaßt mehr als drei Fünftel des States.

Nach dem Minnesota-Thal im senklich das Land, was einen bedeutenden Einfluß auf das Klima ausübt. Das Land ist da durchaus wohl versehen mit Holz, gleichmäßig mit Seen und von vielen durchschnitten.

Das St. Croix Thal hat ein Gebiet in Minnesota von 7300 Quadratmeilen. Der Boden ist reichlich mit Holzarten bewachsen.

Das Sault-Thal ist reich an Holz und hat sehr fruchtbaren Boden. Die Superior Abhängen durchziehen Hügelketten, welche in das die Wassertheile zwischen dem Superior und Mississippi-Becken verbindende Hochland auslaufen.

Das Redriver-Thal umfaßt einen Flächenraum von 17,000 Quadratmeilen und bildet eine fast ununterbrochene, fette Prairie und ist, von fließenden durchschnitten, für eine der besten Weizenländer der Welt bestimmt.

Das um den Superior gelegene Land gehört zu dem schönsten und fruchtbarsten Land der Welt.

An Zahl und Schönheit der Seen (Lakes) übertrifft Minnesota jeden andern Staat von Nordamerika.

Minnesota hat eine Sommertemperatur von 73 Grad. Der Anbau des Weizens erfordert eine mittlere Temperatur von 62 bis 65 Grad, während zweier Sommermonate. Demnach ist die Klage gegen den kalten Winter in dieser Hinsicht eine ungegründete und das Klima eignet sich für

den ertragsreichsten Ertrag aller Arten von Getreide. Anhaltender Regen und schwerer Nebel sind unbekannt in allen Saisonen.

Aus den Berichten des landwirthschaftlichen Departements vom Smithsonian Institut ergibt es sich, daß Minnesota unter den jeweiligen Verbesserungen des Frostes nicht mehr zu leiden hat, als die übrigen westlichen Staaten.

Minnesota ist in geologischer Hinsicht auch mit Mineralien und Salzquellen gesegnet; doch ist es der Ackerbau, der diesen Staat schon jetzt zu einer staunenswerthen Blüthe gebracht hat und ihn unbedingt zu einem der reichsten Agricultur-Staaten machen muß. Die statistischen Berichte über die Weizenerbnte zeigen im Jahr 1860 einen Durchschnittsertrag von 22 Bushel per Acker, in dem der Ertrag von Korn 33 Bushel per Acker war.

Ein Land in so hohem Grade von der Natur gesegnet hat unbedingt eine große Zukunft, um so mehr, wenn man seine Verbindungen im Auge faßt, durch welche mittels Dampfschiffahrt und Eisenbahnen auch der Handel befördert wird. Minnesota verbindet mit allen großen Binnenstädten des Mississippi-Thales, mit dem atlantischen Meer, nach den Felsengebirgen und nach der Hudsonbay.

Minnesota bezieht Pelze aus dem Norden und durch den Mississippi tropische Früchte aus dem Süden und wird erst das Eisenbahn-Netz über den Staat ausgebreitet sein, so kann es seine Produkte und Waaren leicht nach allen Staaten der Union und nach Europa befördern.

Im Jahr 1857 gewährte der Congress eine große Schenkung von circa vier und einer halben Million Acker Land zum Bau von Eisenbahnen innerhalb der Grenzen des Staates. Im Jahr 1861 passirte die Staatslegislatur eine Schenkung von 600,000 Acker Marieland zum Bau einer Bahn vom Mississippi nach dem Obersee. Die vermessenen Strecken betragen über 1000 Meilen. Der Beschluß befreit sechs Linien von Eisenbahnen und gewährt jeder sechs Sectionen, d. i. 3,600 Acker per Meile; der Grant wurde jedoch im vorigen Winter auf zehn Sectionen erhöht. Die Verkauf- und Heimstättenrechte officiren diese Vändereien nicht, auch werden sie nicht privatim verkauft, sondern durch die zum Bau der Bahnen autorisirten Gesellschaften.

Die Hauptlinie, oder die erste Abtheilung der St. Paul und der Pacific-Bahn führt über St. Paul, St. Anthony, See Minnesota, Crow River, nach dem Bigstone See und der Mündung des Stour Wood-Flusses, in einer Länge von beinahe 300 Meilen.

Diese Vändereien gehören zu den fruchtbarsten des Staates, und befinden sich in den Counties von Hennepin, Carver, Wright, McLeod, Meeker, Kandiyohi und Monongalia, im Mittelpunkt von namhaften Ansiedlungen, begünstigt durch gute Märkte. Ein Zweig dieser Bahn über St. Cloud wird die Thäler des obern Mississippi, Crow River und den unteren Theil des Redriver-Thales durchschneiden und sich mit der großen internationalen Bahn nach dem stillen Meer verbinden. Diese Bahn ist von St. Paul nach dem Schluss vollendet und die Arbeiten schreiten rasch vorwärts.

Die Hauptlinie der Southern Minnesota Bahn geht von West St. Paul in der Richtung des Big Stour River und Blue Earth County und liefert eine Strecke von circa 200 Meilen Eisenbahn.

Die Winona und St. Peter Bahn, 260 Meilen lang, wird in Verbindung mit der Root River Bahn den Erdboden von Süd-Minnesota als Abzugscanal dienen. Diese Bahn ist bis Rochester, eine Strecke von 60 Meilen, in Operation und 30 Meilen weiter hinauf gradirt.

Alle diese Bahnen laufen in einer Richtung von Ost nach West und werden von der Minnesota Central durchkreuzt, welche von St. Paul und Minneapolis, 112 Meilen, nach der Südgrenze des Staates läuft.

Die Superior und Mississippi-Bahn vervollständig in einer Strecke von fernern 150 Meilen das Reg der Verbindungslinien zwischen den einzelnen Theilen des Staates und den drei großen Wasserflüssen des Continents.

Die Lake Superior Bahn wird in Verbindung mit der Minnesota, Valley Bahn und der Unions Bahn den Handel nach den Seen und dem stillen Meere fördern und durch die projectirten Bahnen der St. Paul und Pacific Bahn werden 8000 Meilen Dampfschiffahrt auf dem Mississippi und St. Lorenz, und 3000 Meilen auf centralamerikanischen Flüssen in Verbindung gebracht.

Diese Gesellschaft bietet Ansehlern bedeutende Vortheile. Ihre Grants, welche sich wie oben erwähnt in den fruchtbarsten Counties befinden, bestehen aus Bauholz, Wiesen und Prairie-Land, von welchem sie bereits an Actuelle Ansebler.

75,000 Acker

zum Verkauf ausbietet, in Tracten von

40, 80, 160 und mehr Acker.

Die Preise sind niedrig und es wird den Käufern auch Credit bewilligt. Das Prairieland ist ganz vorzüglich für Viehzucht geeignet, besonders für Schnafucht. Diese Ländereien befinden sich auf der directen Route nach

den Goldminen von Idaho;

ein Vortheil, der Ansehlern von selbst einleuchtend sein muß.

Wir haben hier bloß auf das Wichtigste über Minnesota und seine Eisenbahnverbindungen hingewiesen, welche zu dem glänzendsten Verheißungen für die Zukunft des Staates berechtigten und berweisen jene, die nähere Aufschlüsse über die St. Paul and Pacific-Bahn zu haben wünschen, an den Land-Commissar und Präsidenten

Georg L. Beder,

St. Paul.

CONSULAT

für die Königreiche

Preußen, Württemberg, Bayern, Hannover u. Sachsen,

für die Großherzogthümer Oldenburg, Hessen, Baden und Mecklenburg-Strelitz u. Mecklenburg-Schwerin,

für die Herzogthümer Nassau, Sachsen-Meiningen und Sachsen-Altenburg,

für das Kurfürstenthum Hessen und die freie Stadt Frankfurt a. M.

Der Unterzeichnete ist jeden Tag während der Geschäftsstunden zu finden in seiner Office, südwestliche Ecke von Main und dritter Straße.

C. F. A d e, Consul.

C. F. A D E,

Südwestliche Ecke von Main und dritter Straße, eine Treppe hoch,

Cincinnati, Ohio.

Wechselgeschäft mit Europa.

Collectionen und Auszahlungen jeder Art in allen Theilen Deutschlands werden von mir wie gewöhnlich auf die prompteste Art besorgt. Für Wechsel auf New York, St. Louis, Chicago, New Orleans und andere Handelsplätze in den Ver. Staaten kann man immer bei mir das Geld erhalten. Auf die nachstehenden Plätze sind bei mir Wechsel in größeren sowie in den kleinsten Summen zu den billigsten Coursen zu haben. Gelder, welche an eines der nachstehenden Häuser in Deutschland für ihre Rechnung eingesandt oder bezahlt werden, mit dem Bemerkten, daß mir Nachricht zu geben sei, können bei mir in Cincinnati so leicht erhoben werden, sobald ich die Nachricht vom Eingange der Summe erhalten habe.

Da ich von meinen verschiedenen Banquiers immer mit jedem Steamer Briefe erhalte, wenn Gelder eingegangen sind, so ist dies der schnellste, sicherste und billigste Weg, um Gelder nach Amerika zu schicken.

Liste meiner Bankiers in Deutschland etc. Frankfurt a. M. Herr B. Mezler, seel. Sohn u. Consorten

Stuttgart, Ph. Nikol. Schmidt,

Heilbronn am Neckar, Stahl und Federer,

Ulm, C. Meyer a. Markt,

Ravensburg, Theo. Kinnervatter,

Mürnberg, Joh. Conrad Enopf,

Bamberg, die königl. bayer. Filialbank,

Würzburg, Gregor Dehninger,

Schaffenburg, J. Fr. Trockenbrodt,

Landau, Müller u. Wepland,

Neustadt a. d. Haardt, Grobe Heinrich

Hermersheim, J. M. Bernion,

Zweibrücken, Georg Klier,

Eusel, Johann Wack,

Darmstadt, J. A. Zöpprig,

Worms, P. J. Balkenberg,

Mannheim, W. S. Ladenburg u. Söhne.

Heidelberg, Gebrüder Zimmer.

Carlsruhe, G. Müller u. Conf.

Baden-Baden, G. Müller u. Conf.

Freiburg im Breisgau, Joseph Sautier,

Schaffhausen, Zündel und Comp.

Basel, Bischof zu St. Alban

Straßburg, Leon Alun Auser.

Leipzig, Beder u. Co.

Berlin, Brest u. Gelpcke.

Mühlhausen, Thür. A. R. Blachstein, Cassel, Gebrüder Pfeiffer, Köln, J. S. Stein, Trier, G. F. Mell und Co., Koblenz, Borsch u. Gabriel, Osnabrück, C. Preusning, Westerkamp u. Fortlage.

" Adolph Meyer.

Hannover, A. Schmedding und Söhne,

Münster, Fr. Clemen,

Preussisch-Münden, Wilhelm Kister,

Halle in Westphalen, J. F. Plump u. Co.

Bremen, Mühlenbrod. Meier u. Co.

" Schläter u. Maack.

Hamburg, Werner und bei mir Wechsel zu haben auf Augsburg, Christ v. Fröblich u. Söhne.

Bergzabern, Jung u. Aufferth.

Dürkheim a. d. Haardt, Christian Haffner,

Speyer, J. N. Gerard,

Offenburg, Franz Kay. Fischer,

Lehr, Theodor C. Hug,

Weissenburg, Louis u. Vict. Boell

Paris, Bernes und Co.,

Hofen, Preußen, M. u. S. Mamroth,

Saarbrücken, B. Schlachter,

Saarlouis, B. Schlachter.

Amsterdam, Goll u. Co.

London, W. Ladenburg u. Co.

1. Jan. 1865.

Nelson's Commercial College

Handels-Collegium.
Der Post gegenüber.

Schul-System.

Das Collegium bildet eine vollständig organisirte Geschäfts-Communität, mit allen ihren Branchen, als: Banken, Asscuranz-Gesellschaften, Transportations- und anderen Agentien, wo jeder Studierende als Commis, Buchhalter, Kaufmann, Banquier u. s. w. seinen Platz einnimmt.

Kaufleute miethen ihre Geschäftskafale, erwidern Licenzen, geben und nehmen Noten an Hand, ziehen Geld durch Discountirung von Noten, besorgen Consignamente, und führen ihre eigene Rechnung laut stattfindender Transaction.

Ueberschuss-Fonds werden auf üblichem Wege disponirt, durch Investirung von Stocks.

Die Communität wird durch strenge Geseze geleitet, in Conformität mit jenen der Geschäftswelt nach Außen.

Der Kaufmann kann kein Geschäft ohne gesetzlich erwirkte Licenz machen, er hat seine Stamps zu gebrauchen, die Kaufsbedingungen anzugeben, nach dem Geseze oder Gebrauch zu collectiren oder zu zahlen; er hat seine fälligen Papiere zu protegirten, oder sich der üblichen Strafe zu unterziehen, vielleicht mit Verlust seines Crediters, und seiner Stellung in der Gesellschaft.

Fonds von jaumeligen, von abwesenden oder verstorbenen Mitgliedern in Händen Anderer, können bloß auf dem Rechtswege eingetrieben werden.

Exemplare von Circularen und dem „News and Educator“ werden unter irgend einer Adresse auf Verlangen besorgt.

Richard Nelson, Präsident.
John Hancock, Superintendent.

Academisches Departement.

Der Zweck

einen Gehülfen in's Collegium einzuführen, ist: Knaben und Jünglingen, die Kaufleute werden wol-

ten, eine liberalere Erziehung angebeihen zu lassen als es nach dem ursprünglichen Plan des Handels-Collegium-Systems möglich wird.

Der Cursus

des Studiums der am meisten praktischen Gegenstände, gelehrt auf praktische Weise: Geographie, physische und commerciale, wird mit Berücksichtigung von Handels-Producten, von Transportations-Risico, Fracht u. dgl. vorgetragen. Arithmetik wird Handelszwecken entsprechend gelehrt — bezüglich auf Rechnungs-Verlängerungen, pünktliches Summieren, Interessens-Angabe, Discountiren, Wechsel, Average u. s. w.; so auch in Bezug auf Zimmer-, Maurer-, Maschinen- und Bauarbeit im Allgemeinen. Die Grammatik nimmt besondere Rücksicht auf Composition, bei freundschaftlichen und Geschäfts-Correspondenzen, auf Ausfertigung von Papieren, Recorden, Reports u. s. w. Politische Ökonomie, die Wissenschaft des Bank- und Parlamentarwesens, wie es actuellen Banken und Ver. Stockcompagnien angemessen ist.

Da der Lehr-Cursus für das praktische Leben im Allgemeinen und die systematische Entwicklung der Berufskräfte berechnet ist, sind folgende Zweige der Wissenschaft darin eingeschlossen: Geschichte, Algebra, Geometrie, Logik, Ethik und Rhetorik.

Nachdem der Schüler sich mit dem Studium der Rechnungen befaßt verwendet er einen Theil seiner Zeit auch auf das Handels-Departement, wo er mit den Transactiven des Geschäftes vertraut wird, als da sind: Einkäufe und Verkäufe, Geldhandhabung, Erchange, Verschiffung u. s. w. nebst Ausfertigung von angemessenen Recorden.

Die Classification

des Studiums wird weniger oder mehr beim Course nach dem Geschmack, der Neigung oder Conventenly der Eltern und Vormünder getroffen.

Knaben, die fertig lesen können, sind zur Aufnahme geeignet.

Unterichts-Gebühren

halbjährig im Voraus \$40.00

John Hancock, Superintendent.

Hotels.

HOTEL DIEZ,

Ecke von Broadway und Spring Str. New-York.

Friedrich Diez, Eigenthümer.

Dieses prächtige Hotel wird ganz in europäischem Style geführt.

Carl Grüner's Hotel.

Ecke von West-Buron- und Genessee-Strasse. Buffalo, N. Y.

Reisende können zuverlässig auf gute Bedienung rechnen.

National-Hotel.

Ecke der Wasser- und St. Clair-Strasse, Cleveland, D.

Fr. Weidenkopf: Eigenthümer.

Reisende können auf gute Bedienung rechnen. Auch ist für Stallung georgt.

W. Dickescheid's Hotel.

222 Main-Strasse, zwischen der 6. und 7. Cincinnati, Ohio.

Reisende und Kostgänger finden gute Bedienung.

Böhm's Hotel.

Ganz nahe am N. Y. Centralbahn-Depot Rochester, N. Y. J. Boehm: Eigenthümer

Weber's Hotel.

Heinrich Weber: Eigenthümer. Ecke von Wasser- und Wayne-Strasse, Sandusky City, D.

Solide und billige Bedienung für Reisende. Gute Stallung für Fuhrwerke.

St. Charles Hotel.

Louis Ewe: Eigenthümer. Pearl-Strasse, in Michel's Block. La Crosse, Wisc. Reisende finden bequem eingerichtete Zimmer.

William Tell Hotel.

408 und 410 Pennsylvania Avenue, zw. 4 1/2 und 6. Strasse, Washington, D. C. C. H. Buehrke & J. Löwenstein, Eigenthümer.

Einzelne Zimmer, mit oder ohne Kost. Deutsche Küche.

EUROPEAN HOTEL.

T. Emerich, : : : Eigenthümer, Washington, D. C.

Dieses im Centre der Stadt gelegene Hotel ist in directer Verbindung mit der Eisenbahn. Die einzelnen Zimmer bieten alle Bequemlichkeit; die Küche ist mit guten Köchen versehen und die mit dem Hotel vereinigte Restauration ist bei Abgang sowohl wie bei Ankunft der Bahnzüge offen. Man logirt da bei Tag und bei der Woche. Für gute Getränke wird besonders gesorgt.

Neues deutsches Hotel.

G. D. Erlachsen, Ecke von Randolph u. Fortstrasse, nahe am Markt. Detroit, Michigan.

DEUTSCHES HOTEL,

Eigenthümer: Samuel Tanner, Muscatine, Iowa.

Reisende finden da guten Tisch und einzelne Zimmer.

Erd's Dakotah-Haus,

New-Ulm, Minn., (früher Sitelles French Restauration, Chicago, Ill. nois.)

Reisenden diene zur Nachricht, daß der Unterzeichnete das durch Koloph Seiter

mehre Jahre geführte Hotel übernommen und am ersten Mai d. J. eröffnet hat. Die Zimmer bieten alle Bequemlichkeit.

Der Tisch wird in deutschem Styl geführt. Für Stallungen ist auf das Beste gesorgt. Frank Erd.

N. Schulze's Gasthaus.

Zweite Strasse, nahe der Dampfboot-Landung. Aurora, Ind.

Deutscher Tisch und gute Zimmer. Auch ist für Ställe gesorgt.

Toledo-Haus.

Deutscher Gasthof von Fr. Severin. Nr. 33 Washington-Strasse, nahe St. Clair-Strasse, nahe dem Eisenbahn-Depot und Landungsplatz der Dampfboote, Toledo, Ohio.

Der Gasthof ist neu eingerichtet und bietet Reisenden alle Bequemlichkeiten.

Deutsches

Gasthaus zum Wilden Jäger, S. Müller, Eigenthümer. Jackson Strasse, zwischen der 3. und 4. Strasse, St. Paul, Minn.

Geschäftsarten.

Bepler und Comp.

Cincinnati, Ohio. 354 Main-Strasse, zwischen der 8. und 9. und Nordwest-Ecke der 3. u. Main. Herausgeber

Bepler's Bank - Noten - Liste

in deutscher Sprache. Monatlich per Jahr \$2.00. und von

Lord's Detector

in englischer Sprache. Monatlich per Jahr \$2.00. Halbmonatlich per Jahr 3.00. Bestellungen sende man uns gefälligst per Post.

John Hiden, Großhändler

in Grocerien und Liqueuren. 16. St. Pearl-Strasse, Cincinnati, Ohio.

Alex. Heilbrun, Optiker und Mechaniker,

Nr. 134 West 4. Strasse, zwischen Race u. Elm, Cincinnati, Ohio.

Ein reichhaltiges Waarenlager von optischen, mathematischen und physischen Instrumenten; von

Brillen, Operngläser, Microscopen, Stereoscopen, Barometern u. Thermometern der besten Qualität.

L. D. Jones, Bildhauer. J. E. McConn. L. D. Gaze.
L. D. Jones u. Co.

Pioneer Marmor-Arbeiten,
Studio und Werkstatt, Nr. 243 Vinestr.
Unter der Direktion L. D. Jones, Bildhauer,

Mitglied der National Academy of Design, N.Y.

Statuen,

Monumente u. Mausoleums
werden nach den gebiegensten Zeichnungen und aus bestem Marmor gefertigt.

Bestellungen für irgend eine der obigen Werke werden prompt besorgt.

Office: Nr. 243 Vine-Strasse, zwischen der 6. und 7.
Cincinnati, Ohio.

Home Insurance - Compagnie.
Ecke St. Peter und Dritte Straße,
St. Paul, . . . Minnesota.

Autorisiertes Kapital . . . \$200,000.
Die Zahl der ausgestellten Versicherungsdokumente beträgt vom 15. April bis 20. Mai 1865 . . . 3,765.
E. Webb, Präsident.
E. S. Edgerion, Schatzmeister.
J. S. Stewart, Vicepräsident.
P. S. Orts, Sekretär.
E. P. Barnard, Collictitirender Agt.

Empire State Mill
von
Jakob Ambos u. Comp.

Syracus, . . . N.Y.
Fabrikanen von Weizen-Bries (*Farina*), gespalteten Erbsen, gerollter Gerste, *homony*, Hafermehl u. s. w.
Importeurs von europäischen Produkten.
Preis-Listen werden portofrei zugesandt.

J. Ambos.
Ed. Morell.

Mag Bros's,
Niagara Falls, N.Y.,
Groß- und Kleinverkäufer von Indianer-Arbeiten, Perlwaaren u. s. w.

Reisende, so die weitberühmten Fälle besuchen, werden wohl thun obiges Geschäftelokal zu besuchen, da sie daselbst unentgeltlich Auskunft erhalten über Hotels, Merkwürdigkeiten der Umgegend u. s. w.

C. Schulenburg u. Co's
Billiard-Fabrik,
52 und 53 Selbystraße, Detroit, Mich.
Alle Sorten Billiards, Pignonhole- und Bagatell-Tische, sowie die dazu ge-

hörigen Artikel, werden stets in bester Auswahl vorräthig gehalten und alle Aufträge prompt ausgeführt und garantiert.

Martin Landenberger's
WOOLEN HOSIERY,
Frankford Road und Bedford Straße, unterhalb Franklinstr., Kensington, Philadelphia.

Joseph Verley,
Wissenschaftlicher und praktischer Optiker,
paßt dem Gesichts die besten Gläser an, setzt künstliche Augen, ohne Schmerz, ein - und hat stets eine Auswahl von
Mikroskopen,

Vergößerungsgläsern,
Stereoskopen,
Zeicheninstrumenten,
Teleskopen,
Opern- und
Marine-Gläsern,
Barometern und
Thermometern.

Nr. 133 Superior-Strasse unterhalb dem Weddel-House,
Cleveland, . . . Ohio.

J. Hingen u. Rosen,
Pianoforte - Fabrikanten,
Markt-Strasse, Nord-Seite, zwischen 6. und 7. Straße.
Louisville, Kentucky.

Die Instrumente sind nach dem modernsten Styl und für ihre Güte wird garantiert.

Guette u. Dickmann,
Casimirs- und Tuchhändler
84 Duane Straße, New York.

Es ist ein Lager und vollständiges Sortiment von deutschen und französischen Tüchern der besten Fabriken.

Photographische Linsen
für Vorredes und Ansehten
mit Uebereinstimmung des Gesichts- u. des chemischen Focus,
verfertigt von
Voigtländer und Sohn.

Die einzigen Agenten für die Ver. Staaten sind:

Benjamin French und Co.
No. 159 Washington Straße, Boston.

Herr A. Sommer, Sohn des Herrn Voigtländer, ist mit dem Geschäft associirt und theilt betreff der Linsen alle nothwendigen Informationen.

Auswärtige Bestellungen für alle in dieses Kunstschick einschlagende Apparate und Requisiten werden auf das Prompteste besorgt.

W. Wilkens u. Graue.
Frederic Road,
Baltimore, Maryland,

fabrizirt und hat stets am Lager die feinsten Sorten von reinem Pferde- und Kuh-Haar; so auch gemischtes und Schweineshaar zu den billigsten Preisen. Baltimore Niederlage:
Südost-Ecke von Pratt u. Charlesstrassen.

Aufträge durch die Post empfangen, werden besorgt. Für rohes Pferdehaar u. wird der höchste Preis gegeben.

Deutsche Bank.
von Gebrüder Willius und Dunbar.
(Früher S. & C. Willius.)
Saint Paul, - - - Minnesota.

Neu erschienen
und im Verlaa von Jg. Kobler, 202
N. 4. Straße Philadelphia, Pa. zu haben:
Schiller und seine Zeit.
Von Scherr.
In Leder gebunden \$1.50

Schiller's sämtliche Werke,
in englischer Sprache,
in zwei Bänden.
1864. In Leder geb. \$5.00

Dampfböte.
Ohio- und Mississippi-Trans-
portations-Compagnie.
People's Line.

Täglich zwischen Louisville u. Cincinnati.

Die splendiden neuern Dampfer
St. Nicholas, Capt. Martin und
St. Charles, Capt. Watts.
Von Cincinnati täglich um 4 Uhr N. M., vom
Harboot am Anke Broadway.
Von Louisville, täglich um 12 Uhr Mittags, am
Fuf der 4. Straße.
Für Passage und Fracht verwende man sich an
Bord, oder in die Office der Harboote, wo zu je-
der Stunde Fracht angenommen wird.

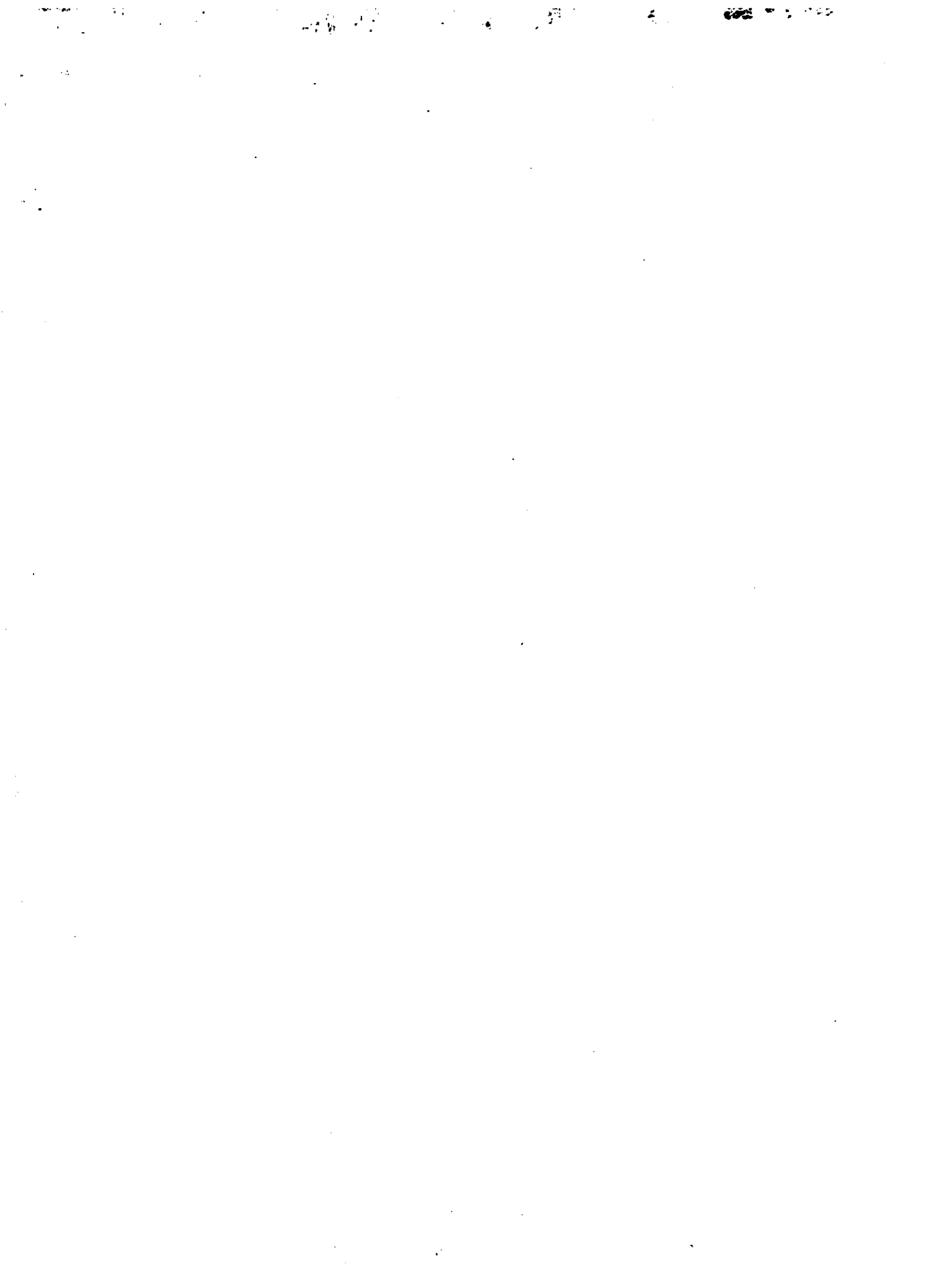
Der elegante Steamer Bostona
Nr. 3.

Captain P. Lodwick, S. B. Riggs, Clerk
verläßt Cincinnati jeden Dienstag,
Donnerstag und Samstag um 12 Uhr
Mittags, und verbindet mit Dampfbo-
ten nach Fronton Gallipolis und Pom-
roy, verläßt Portsmouth jeden Mon-
tag, Mittwoch und Freitag um 11 N. M.
in Verbindung mit den Bahnzügen und
Dampfern nach Osten, Westen und
Süden.

Fracht wird zu jeder Stunde aufge-
nommen, am Fuf der Mainstraße, durch
James Reblet, Agent.
in Cincinnati.







JAN 3 - 1988

